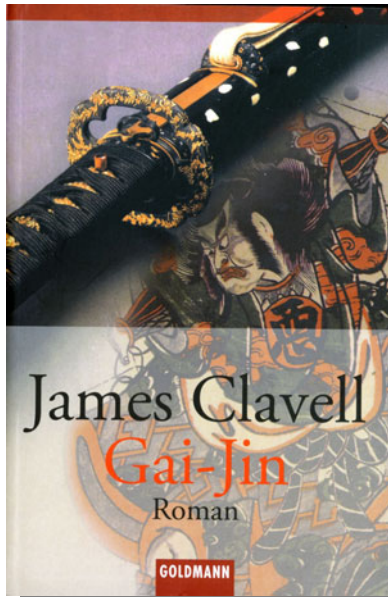


**James Clavell**

# **Gai-Jin**



## Inhaltsangabe

1862: Noble House Hongkong, das mächtige Familienunternehmen der Struans, hat an der japanischen Küste in Yokohama eine Niederlassung gegründet. Isoliert und von den Japanern argwöhnisch beobachtet, lebt ein bunt zusammengewürfeltes Häufchen Ausländer in einer umzäunten Siedlung. Immer wieder kommt es zu Überfällen auf die Gai-Jin, die Fremden, denn eine Gruppe fanatischer Samurai kann sich mit der Öffnung Japans nicht abfinden. Die verhaßten Fremden sind in ihrem blutigen Machtspiel willkommene Schachfiguren.

An einem Septembormorgen greifen zwei Samurai in der Nähe von Yokohama eine Gruppe Ausländer an. Dabei wird Malcolm Struan, ältester Sohn und Erbe des Noble House, schwer verwundet. Tag und Nacht wacht die schöne Französin Angélique Richaud an seinem Krankenbett, nicht ohne Hintergedanken, denn das mittellose Mädchen will heiraten – reich heiraten. Malcolm verfällt ihr und schlägt alle Warnungen seiner Mutter Tess Struan in den Wind. Als sein Vater tot ist und Malcolm der neue Tai-Pan wird, heiratet er Angélique, stirbt aber in der Hochzeitsnacht. Angélique ist entschlossen, sein Erbe anzutreten, doch dagegen setzt sich Tess Struan mit allen Mitteln zur Wehr.

Aus dem Amerikanischen  
von Gisela Stege und Elke vom Scheidt

Ungekürzte Ausgabe  
Titel der Originalausgabe: Gai-Jin  
Originalverlag: Delacorte Press, New York

Der Goldmann Verlag ist ein Unternehmen  
der Verlagsgruppe Random House GmbH

Taschenbuchausgabe 6/95  
Copyright © 1993 der Originalausgabe  
bei James Clavell  
Copyright © 1993 der deutschsprachigen Ausgabe  
bei C. Bertelsmann Verlag, München, in der  
Verlagsgruppe Random House GmbH  
Umschlagentwurf: Design Team München  
Umschlagfoto: Torij Kiyomitsu  
Druck: Eisnerdruck, Berlin  
Verlagsnummer: 42947  
Herstellung: Ludwig Weidenbeck  
Made in Germany  
ISBN 3-442-42947-1  
[www.goldmann-verlag.de](http://www.goldmann-verlag.de)  
5 7 9 10 8 6 4

Dieses eBook ist umwelt- und leserfreundlich, da es weder  
chlorhaltiges Papier noch einen Abgabepreis beinhaltet! ☺

Dieser Roman ist für Dich,  
wer immer Du auch bist,  
in tiefer Dankbarkeit – denn  
ohne Dich würde, könnte der Schriftsteller in mir  
nicht existieren ...

## GAI-JIN

bedeutet Ausländer und spielt im Jahre 1862 in Japan. Der Roman ist nicht Geschichte, sondern Fiktion. Viele der geschilderten Ereignisse haben tatsächlich stattgefunden, wie man bei Historikern und in Geschichtsbüchern nachlesen kann, die auch nicht unbedingt immer berichten, was sich wirklich zugetragen hat. Er handelt auch weder von realen Personen, die gelebt oder angeblich gelebt haben, noch von einer realen Firma. Könige, Königinnen und Kaiser sind ebenso korrekt benannt wie einige Generäle und andere hochstehende Persönlichkeiten. Von ihnen abgesehen habe ich mit der *Geschichte* gespielt – dem Wo und Wie und Wer und Warum und Wann –, um sie meiner eigenen Realität anzupassen und vielleicht auch die wahre Version dessen zu erzählen, was sich zugetragen hat.

# DIE WICHTIGSTEN PERSONEN

## Die Gai-Jin

MALCOLM STRUAN, 20, ältester Sohn und designierter Nachfolger von CULUM STRUAN, 42, gegenwärtiger Tai-Pan von STRUAN's, des Noble House, und Sohn von DIRK STRUAN, Gründer des Handelshauses TESS STRUAN, 37, Ehefrau von CULUM STRUAN, Tochter von TYLER BROCK

GORDON CHEN, 48, »Illustrious« Chen, Comprador von STRUAN's in Hongkong, illegitimer Sohn von DIRK STRUAN

JAMIE McFAY, 39, Geschäftsführer von STRUAN's in Japan

MAUREEN ROSS, 28, seine Verlobte

DR. RONALD HOAG, 50, Hausarzt der Familie STRUAN

TYLER BROCK, 72, Tai-Pan und Gründer von BROCK AND SONS

SIR MORGAN BROCK, 48, sein Sohn, Stiefbruder von TESS STRUAN

NORBERT GREYFORTH, 39, Geschäftsführer von BROCK's in Japan

SIR WILLIAM AYLESBURY, 47, britischer Gesandter in Japan

DR. GEORGE BABCOTT, 28, Stellvertreter von SIR WILLIAM und Arzt

PHILLIP TYRER, 21, Diplomat und angehender Dolmetscher der britischen Gesandtschaft

ADMIRAL CHARLES KETTERER, 46, Kommandeur der britischen Flotte in Japan

LIEUTENANT JOHN MARLOWE, 28, Kapitän der H.M.S. *Pearl*

SETTRY PALLIDAR, 24, Captain der Dragoons

DIMITRI SYBORODIN, 38, amerikanischer Kaufmann kosakischer Abstammung

EDWARD GORNT, 27, Gentleman, Kaufmann aus Shanghai, stammt aus Virginia

HEATHERLY SKYE, 41, einziger Anwalt in Japan

HENRI BONAPARTE SERATARD, 41, französischer Gesandter in Japan

ANDRÉ EDOUARD PONCIN, 38, Kaufmann, geheimer Informant der französischen Gesandtschaft

GRAF ALEXEJ SERGEJEV, 35, zaristischer Gesandter in Japan

ANGÉLIQUE RICHAUD, 18, Tochter von GUY RICHAUD, einem französischen Kaufmann in China, Mündel des französischen Gesandten in Japan

## Die Japaner

HERR TORANACA YOSHI, 26, Nachfahre von SHÖGUN TORANAGA, Mitglied im Rat der Ältesten, Vormund des minderjährigen Shōgun

KOIKO, 22, *taju*, ranghöchste Geisha, seine *ai-jin* (›geliebte Person‹)

DAME HISAKO, 29, seine Gemahlin

INEJIN, 42, Gastwirt und sein Meisterspion

MISAMOTO, 31, Fischer, Sträfling, angeblicher Samurai, sein englisch-sprechender Dolmetscher

SHÖGUN NOBUSADA, 16, 14. Shōgun aus der Toranaga-Linie

PRINZESSIN YAZU, 16, seine Gemahlin, Stiefschwester des KAISERS KOMEI

HERR ANJO, 46, Daimyo von Kii, Vorsitzender des Rates der Ältesten

HERR SANJIRO, 42, Daimyo von Satsuma

KATSUMATA, 36, sein Ratgeber, auch ›Der Rabe‹ genannt, heimlicher Anführer der Shishi

HERR OGAMA, 28, Daimyo von Choshu

HERR HIRO, 28, Daimyo von Tosa

WAKURA, 46, Großkanzler am Kaiserlichen Hof in Kyōto

MEIKIN, 33, KOIKOS Mama-san in der Herberge ›Glyzinie‹

RAIKO, 42, Mama-san in der Herberge ›Zu den drei Karpfen‹

FUJIKO, 17, Kurtisane, PHILLIP TYRERS *ai-jin*

NEMI, 23, Kurtisane, JAMIE McFAYS *ai-jin*

HINODEH, 24, Kurtisane, ANDRÉ PONCINS *ai-jin*

DIE SHISHI (›mutige Personen‹), auführerische idealistische Samurai,  
fanatische Fremdenhasser

HIRAGA, 22, Anführer der Choshu-Shishi, auch UKIYA, NAKAMA oder  
OTAMI genannt

AKIMOTO, 24, Shishi aus Choshu und HIRAGAS Vetter

ORI, 17, Anführer der Satsuma-Shishi

SHORIN, 19, sein Stellvertreter

SUMOMO, 16, SHORINS Schwester und HIRAGAS zukünftige Ehefrau,  
ebenfalls eine Shishi



# ERSTES BUCH

---

# 1

*Yokohama*  
*14. September 1862*

Das junge, von panischer Angst getriebene Mädchen galoppierte ventre-à-terre über unsichere Fußpfade durch die Reissümpfe und -felder in Richtung Küste zurück, die eine halbe Meile entfernt war. Die Nachmittagssonne brannte heiß. Sie ritt im Damensitz und vermochte sich, obwohl sie eigentlich eine gute Reiterin war, kaum im Sattel zu halten. Den Hut hatte sie verloren, ihr grünes Reitkleid nach der neuesten Pariser Mode war blutbesudelt und von Brombeersträuchern zerfetzt, ihr langes, lohfarbenes Haar wehte im Wind.

Mit der Peitsche trieb sie ihr Reittier an. Jetzt konnte sie die winzigen Hütten des Fischerdorfs Yokohama außerhalb der hohen Umzäunung und der Kanäle sowie die Türme der zwei kleinen Kirchen innerhalb der Ausländer-Niederlassung sehen und wußte erleichtert, daß in der Bucht dahinter britische, französische, amerikanische und russische Handelsschiffe und ein Dutzend Kriegsschiffe lagen, die unter Dampf oder Segel fuhren.

Schneller. Über die schmalen Holzbrücken der Kanäle und Bewässerungsgräben, die Reisfelder und -sümpfe durchzogen. Ihr Pferd war schweißbedeckt, hatte eine tiefe Wunde an der Schulter und ermüdete zusehends. Es scheute. Ein kritischer Moment, aber sie fing sich und bog auf den Pfad ein, der durch das Dorf zur Brücke über den Kanal und zum Haupttor mit der Wachstube der Samurai

und dem japanischen Zollhaus führte.

Die mit zwei Schwertern bewaffneten Samurai sahen sie kommen und traten vor, um sie aufzuhalten, aber sie jagte zwischen ihnen hindurch in die breite Hauptstraße der Niederlassung hinein. Einer der Samurai-Wachposten lief los, um einen Offizier zu holen.

Keuchend zügelte sie ihr Pferd. »*Au secours... aidez-moi*, Hilfe!«

Die Promenade war nahezu menschenleer; die meisten Bewohner hielten Siesta, saßen gähnend in ihren Kontoren oder vergeudeteten ihre Zeit in den Freudenhäusern außerhalb des Zaunes.

»Hiiiiilfe!« rief sie immer wieder, bis die wenigen Männer, die zu sehen waren – zumeist britische Händler, dienstfreie Soldaten und Matrosen, aber auch einige chinesische Diensthofen –, erschreckt aufblickten.

»Allmächtiger, seht doch! Die kleine Französin...«

»Was ist los? Himmel, seht euch ihre Kleider an...«

»Großer Gott, die ist ja voll Blut!«

Alle eilten auf sie zu, bis auf die Chinesen, die – nach Jahrtausenden immer neuer Widrigkeiten – einfach verschwanden. An den Fenstern tauchten Gesichter auf.

»Charlie, hol Sir William, schnell!«

»Allmächtiger, dieses Pferd, das arme Vieh, blutet ja, jemand soll den Tierarzt holen«, rief ein korpulenter Händler. »Und du, Soldat, hol sofort den General und den Franzmann, sie ist sein Mündel – den französischen Gesandten, um Gottes willen, schnell!« Ungeduldig deutete er auf ein flaches Gebäude, auf dem die französische Flagge wehte. »Mach schon!« brüllte er, und der Soldat lief los, während er selbst so schnell wie möglich auf das verletzte Mädchen zuwatschelte. Wie alle Kaufleute trug er Zylinder, Gehrock, enge Hose und Stiefel und schwitzte in der heißen Sonne. »Was ist denn um Himmels willen geschehen, Miß Angélique?« fragte er und griff nach ihrem Zügel, entgeistert über den Schmutz und das Blut, mit denen ihr Gesicht, ihre Kleidung und ihr Haar bespritzt waren.

»Sind Sie verletzt?«

»*Moi, non...* nein, ich glaube nicht, aber wir wurden attackiert... Japaner haben uns angegriffen.« Immer noch unter Schock versuchte sie, zu Atem zu kommen, nicht mehr zu zittern, und strich sich die Haare aus dem Gesicht. Erregt deutete sie landeinwärts nach Westen, wo am Horizont undeutlich der Fujijama zu sehen war. »Da hinten, schnell, sie brauchen Hilfe!«

Alle, die in der Nähe standen, waren entsetzt und begannen die wenigen, bruchstückhaften Informationen lautstark an andere weiterzugeben und dafür Fragen zu stellen: Wer? Wer wurde angegriffen? Franzosen oder Briten? Angegriffen? Wo? Wieder diese Hunde mit den zwei Schwertern! Wo zum Teufel ist das passiert...?

Fragen folgten auf Fragen und ließen ihr weder Zeit, etwas zu erwidern, noch hätte sie zusammenhängend antworten können, denn während die Leute sich immer dichter um sie drängten, mußte sie noch immer mühsam um Atem ringen. Immer mehr Männer kamen auf die Straße heraus, viele bereits mit Pistolen und Musketen bewaffnet, einige mit den neuesten amerikanischen Hinterladern. Einer dieser Männer, ein breitschultriger, bärtiger Schotte, kam die Treppe eines imposanten zweigeschossigen Hauses heruntergelaufen, über dessen Portal ›Struan and Company‹ geschrieben stand, und bahnte sich durch die aufgeregte Menge einen Weg zu ihr.

»Ruhe, Himmel noch mal, Ruhe!« rief er laut, und dann, in der unvermittelten Stille: »Erzählen Sie, was geschehen ist! Wo ist der junge Mr. Struan?«

»O Jamie, *je...* Ich, ich...« Das verwirrte junge Mädchen versuchte verzweifelt, sich zu fassen.

Er hob die Hand und tätschelte ihr wie einem Kind beruhigend die Schulter; er bewunderte sie ebenso sehr wie alle anderen. »Keine Sorge, Sie sind in Sicherheit, Miß Angélique. Lassen Sie sich Zeit. Machen Sie ihr doch um Gottes willen ein bißchen Platz!« Jamie McFay war neununddreißig und Hauptgeschäftsführer von Struan's

in Japan. »Und nun erzählen Sie uns, was geschehen ist.«

Das blonde Haar zerzaust, wischte sie sich die Tränen ab. »Wir... wir wurden angegriffen, von Samurai«, berichtete sie mit ganz kleiner Stimme und bezauberndem Akzent. Alle reckten den Hals, um besser hören zu können. »Wir waren... Wir waren auf der... auf der großen Straße...« Wieder zeigte sie landeinwärts. »Da hinten.«

»Der Tokaidō?«

»Der Tokaidō, ja...« Diese große Küsten-, Haupt- und Zollstraße, etwas mehr als eine Meile westlich der Niederlassung, verband Edo, die verbotene Stadt des Shōgun, die zwanzig Meilen weiter nördlich lag, mit dem übrigen Japan, das für die Ausländer ebenfalls verboten war. »Wir ritten...« Sie zögerte, dann sprudelten die Worte aus ihr heraus: »Mr. Canterbury und Phillip Tyrer und Malcolm... Mr. Struan und ich ritten auf der Straße entlang, und dann kamen ein paar... eine lange Kolonne von Samurai mit Fahnen, und wir warteten, um sie vorbeizulassen, und dann... dann fielen zwei von ihnen über uns her, sie haben M'sieur Canterbury verletzt und Malcolm – Mr. Struan – angegriffen, der hatte seine Pistole gezogen, und Phillip, der rief mir zu, daß ich fliehen soll, Hilfe holen.« Wieder fing sie an zu zittern. »Schnell, schnell, sie brauchen Hilfe!«

Schon liefen Männer zu ihren Pferden und holten weitere Waffen. Zornige Rufe ertönten: »Jemand soll das Militär alarmieren...«

»Samurai haben John Canterbury, Struan und diesen jungen Tyrer überfallen, auf der Tokaidō angegriffen.«

»O Gott, die Samurai haben ein paar von unseren Jungs umgebracht.«

»Wo ist das passiert?« rief Jamie McFay in dem allgemeinen Lärm und versuchte seine hektische Ungeduld zu zügeln. »Können Sie mir ganz genau die Stelle beschreiben, wo das passiert ist?«

»Am Straßenrand, vor Kana... Kana irgendwas.«

»Kanagawa?« fragte er. Es war der Name einer kleinen Zwischenstation, eines Fischerdorfes an der Tokaidō, eine Meile quer über

die Bucht, auf der Küstenstraße etwas über drei Meilen entfernt.

»*Oui* - ja. Kanagawa! Beeilt euch!«

Gesattelte Pferde wurden aus den Struan-Ställen geholt. Jamie hängt sich ein Gewehr über die Schulter. »Keine Sorge, wir werden sie schnell finden. Aber Mr. Struan? Haben Sie gesehen, ob er entkommen ist – ob er verletzt ist?«

»*Non*. Ich habe gar nichts gesehen, nur den Anfang, der arme M'sieur Canterbury, er... Ich war direkt neben ihm, als sie...« Die Tränen strömten. »Ich habe nicht zurückgesehen, ich habe gehorcht, ohne... um Hilfe zu holen.«

Ihr Name war Angélique Richaud. Sie war erst achtzehn. Und heute war sie zum erstenmal außerhalb der Umzäunung gewesen.

McFay sprang in den Sattel und sprengte davon. Allmächtiger, dachte er verzweifelt, seit einem Jahr oder mehr haben wir keinen Ärger mehr gehabt, sonst hätte ich sie niemals losreiten lassen. Ich bin verantwortlich, Malcolm ist der rechtmäßige Erbe, und ich bin verantwortlich! O Gott, was zum Teufel ist passiert?

John Canterbury am Straßenrand der Tokaidō zu finden, gelang dem Kavallerieoffizier mit drei seiner Dragoner und einem Dutzend Kaufleuten sehr schnell; ihn zu identifizieren, fiel ihnen jedoch sehr viel schwerer. Er war geköpft worden, und überall um ihn herum verstreut lagen Teile seiner Gliedmaßen. Sein Körper war mit tiefen Schwertwunden übersät, von denen jede einzelne ihm den Tod gebracht hätte. Von Tyrer und Struan war nichts zu sehen. Keiner der Passanten wußte etwas über den Mord.

»Ob die anderen beiden entführt worden sind, Jamie?« erkundigte sich ein Amerikaner nervös.

»Ich weiß es nicht, Dimitri.« McFay versuchte seine Gedanken zu sammeln. »Jemand sollte zurückreiten, Sir William benachrichtigen und... ein Leichentuch oder einen Sarg holen.« Mit schneeweißem

Gesicht musterte er die vorüberziehenden Menschen, die es vermieden, in seine Richtung zu blicken, und dennoch alles registrierten.

Die gut instand gehaltene Straße aus festgestampfter Erde war belebt von Reisenden, die in zwei disziplinierten Reihen von Edo kamen oder nach Edo wollten: Männer, Frauen und Kinder jeglichen Alters, reich und arm, bis auf vereinzelte Chinesen ausschließlich Japaner.

Zum größten Teil Männer, bekleidet mit Kimonos in allen möglichen Variationen und den unterschiedlichsten Hüten aus Tuch und Stroh. Kaufleute, halbnackte Lastenträger, Buddhistenpriester in orangefarbenen Roben, Bauern, die zum Markt oder nach Hause gingen, wandernde Wahrsager, Schreiber, Lehrer und Dichter. Zahlreiche Sänften und Tragen aller Art für Personen oder Waren mit zwei, vier, sechs oder acht Trägern. Die wenigen stolzen Samurai in der Menge starteten sie finster an, als sie vorüberkamen.

»Die wissen, wer es war, sie wissen es alle«, sagte McFay.

»Natürlich. *Matyeryebitz!*« Dimitri Syborodin, der Amerikaner, ein massiger, braunhaariger Vierzigjähriger in groben Kleidern und ein Freund von Canterbury, schäumte vor Wut. »Wäre verdammt noch mal leicht, einen von ihnen zum Reden zu bringen.« Dann entdeckten sie etwa ein Dutzend Samurai, die in einiger Entfernung auf der Straße standen und sie beobachteten. Viele trugen Bogen bei sich, und alle Ausländer wußten, wie geschickt Samurai-Bogenschilder waren.

»Ganz so leicht nicht, Dimitri«, widersprach McFay.

Pallidar, der junge Dragoneroffizier, sagte energisch: »Fertig wird man leicht mit denen, Mr. McFay, ohne Genehmigung jedoch wäre es nicht geraten – es sei denn, sie greifen uns an.« Dann kommandierte er einen seiner Dragoner ab, ein Detachement mit einem Sarg aus dem Lager zu holen. »Sie sollten das umliegende Gelände durchsuchen. Sobald meine Männer eintreffen, werden sie Ihnen helfen. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß die beiden anderen ver-

wundet sind und sich hier irgendwo in der Nähe befinden.«

Schauernd deutete McFay auf den Leichnam. »Oder vielleicht tot wie er?«

»Möglich, aber hoffen wir das Beste. Sie drei nehmen diese Seite, die anderen verteilen sich und...«

»Je, Jamie«, unterbrach ihn Dimitri, dem Uniformen und Soldaten, vor allem britische, verhaßt waren. »Wie wär's, wenn wir beide nach Kanagawa weiterreiten – vielleicht wissen die in unserer Gesandtschaft etwas.«

Pallidar ignorierte seine Feindseligkeit, hatte sogar Verständnis dafür. Dimitri war Amerikaner kosakischer Abstammung, ein ehemaliger Kavallerieoffizier der U.S. Army, dessen Großvater im amerikanischen Krieg von 1812 im Kampf gegen die Briten gefallen war. »Kanagawa ist eine gute Idee, Mr. McFay«, sagte er. »Dort wird man auf jeden Fall Näheres über eine große Truppe Samurai wissen, die hier durchgezogen ist, und je schneller wir die Schuldigen finden, desto besser. Der Angriff muß von einem ihrer Könige oder Fürsten befohlen worden sein. Diesmal werden wir den Bastard festnageln, und dann gnade ihm Gott.«

»Gott lasse alle Bastarde verfaulen«, ergänzte Dimitri betont.

Wieder ließ sich der prächtig uniformierte Captain nicht provozieren, ließ es aber auch nicht durchgehen. »Ganz recht, Mr. Syborodin«, entgegnete er lässig. »Und jeder, der mich einen Bastard schimpft, sollte sich schnell einen Sekundanten, eine Pistole, ein Leichentuch und jemanden besorgen, der ihn beerdigt. Mr. McFay, Sie haben noch viel Zeit bis zum Sonnenuntergang. Ich werde hier bleiben, bis meine Männer wiederkommen, dann werden wir uns an der Suche beteiligen. Wenn Sie in Kanagawa etwas erfahren, geben Sie mir bitte Nachricht.« Er war vierundzwanzig und vergötterte sein Regiment. Mit kaum verhohlener Verachtung musterte er die bunte Schar der Kaufleute. »Die übrigen von Ihnen, meine... Herren..., sollten jetzt mit der Suche beginnen; verteilen Sie sich,



halten Sie aber Sichtkontakt. Brown, Sie gehen mit der Gruppe und durchsuchen den Wald. Sergeant, Sie übernehmen den Befehl.«

»Jawohl, Sir. Kommen Sie mit, Sie alle!«

McFay zog seinen Mantel aus und breitete ihn über den Leichnam; dann saß er auf. Zusammen mit seinem amerikanischen Freund jagte er nordwärts auf das eine Meile entfernte Kanagawa zu.

Der Dragoner blieb allein zurück. Unbeweglich saß er neben dem Leichnam auf seinem Pferd und beobachtete die Samurai. Sie starrten zurück. Der eine hob den Bogen ein wenig an – vielleicht eine Drohung, vielleicht auch nicht. Den Säbel locker in der Scheide, blieb Pallidar regungslos sitzen. Die Sonne funkelte auf seinen Goldtressen. Die Fußgänger auf der Tokaidō eilten stumm und ängstlich an ihm vorbei. Sein Pferd scharrte den Boden und ließ mit seinen nervösen Bewegungen das Zaumzeug klirren.

Das war kein Angriff wie die anderen, die Einzelangriffe, dachte er mit wachsendem Zorn. Es wird einen Höllenaufbruch geben um diesen Angriff und diesen grausamen Mord an einem Engländer. Das bedeutet Krieg.

Wenige Stunden zuvor waren die vier am Zollhaus vorbei durchs Haupttor hinausgeritten, hatten nachlässig die Samurai-Wachtposten begrüßt, die sich ebenso nachlässig verneigten, und waren auf schmalen Pfaden gemächlich landeinwärts in Richtung Tokaidō getrabt. Alle waren hervorragende Reiter mit schnellen Pferden.

Angélique zu Ehren trugen sie ihre besten Zylinder und Reitanzüge und wurden von jedem Mann in der Niederlassung beneidet: einhundertsiebzehn ansässige Europäer, Diplomaten, Kaufleute, Schlachter, Geschäftsinhaber, Schmiede, Schiffbauer, Waffenschmiede, Abenteurer, Glücksspieler sowie zahlreiche Taugenichtse und Müßiggänger; die meisten Briten, die Angestellten Eurasier und

Chinesen, dann einige Amerikaner, Franzosen, Holländer, Deutsche, Russen, Australier und ein Schweizer; unter ihnen nur drei Frauen, alles Matronen, davon zwei Engländerinnen – Ehefrauen von Kaufleuten –, die dritte eine Madame in Drunk Town, wie das Viertel der niederen Klasse genannt wurde. Keine Kinder. Fünfzig bis sechzig chinesische Dienstboten.

John Canterbury, ein gutaussehender britischer Kaufmann mit zerfurchtem Gesicht, diente ihnen als Führer. Zweck des Unternehmens war es, Phillip Tyrer den Landweg nach Kanagawa zu zeigen, wo von Zeit zu Zeit Verhandlungen mit japanischen Amtsträgern stattfanden, weil es innerhalb des vereinbarten Niederlassungsbereichs lag. Der einundzwanzigjährige Tyrer war erst am Tag zuvor als frischgebackener Dolmetscher-Anwärter der britischen Gesandtschaft via Peking und Shanghai aus London eingetroffen.

Am Morgen hatte Malcolm Struan, als er im Club das Gespräch der beiden hörte, gebeten: »Darf ich mitkommen, Mr. Canterbury, Mr. Tyrer? Es ist ein wundervoller Tag für einen Ausritt, und ich möchte Miß Richaud bitten, sich uns anzuschließen – sie hat überhaupt noch nichts von der Umgebung gesehen.«

»Es wäre uns eine Ehre, Mr. Struan.« Canterbury dankte seinem Glücksstern. »Sie sind uns beide herzlich willkommen. Es ist ein schöner Ritt, aber zu sehen wird's nicht viel geben – für die Lady.«

»Eh?« hatte Tyrer ihn gefragt.

»Kanagawa ist seit Jahrhunderten ein vielbesuchter Handelsplatz und Zwischenstation für Reisende von und nach Edo. Es gibt dort eine Menge Teehäuser, wie hier die meisten Bordelle genannt werden. Einige davon lohnen durchaus einen Besuch, obwohl wir nicht immer so willkommen sind wie in unserer eigenen Yoshiwara hinterm Sumpf.«

»Freudenhäuser?« hatte Tyrer gefragt.

Die beiden anderen lachten über seine Miene. »Genau das, Mr. Tyrer«, hatte Canterbury geantwortet. »Aber nicht so wie die Hu-

renhäuser oder Bordelle in London oder sonstwo auf der Welt, diese sind etwas Besonderes. Das werden Sie bald feststellen, obwohl es hier üblich ist, eine eigene Konkubine zu haben, wenn man sich das leisten kann.«

»Das könnte ich mir niemals leisten«, behauptete Tyrer.

Canterbury lachte. »Vielleicht doch. Der Wechselkurs steht Gott sei Dank zu unseren Gunsten! Townsend Harris, dieser alte Yankee, war ein gerissener alter Bastard.« Bei diesem Gedanken strahlte er. Harris war der erste amerikanische Gesandte gewesen, ernannt zwei Jahre, nachdem Commodore Perry zuerst '52 und dann '53 mit seinen vier Schwarzen Schiffen – den ersten Dampfschiffen in japanischen Gewässern – die Öffnung Japans zur Außenwelt erzwungen hatte. Vor vier Jahren hatte Townsend nach jahrelangen Verhandlungen Verträge aufgesetzt, die später von Major Powers ratifiziert wurden und den Zugang zu bestimmten Häfen garantierten. Darüber hinaus setzten die Verträge einen äußerst vorteilhaften Wechselkurs zwischen dem Silber-Mex – dem mexikanischen Silberdollar, die allgemeine Wechsel- und Handelswährung in Asien – und dem japanischen Gold-*oban* fest, wobei man sein Geld verdoppeln oder verdreifachen konnte, indem man den Mex in *oban* und diese dann wieder in Mex umtauschte.

»Wir essen zeitig zu Mittag, dann reiten wir los«, erklärte Canterbury. »Dann sind wir rechtzeitig zum Abendessen wieder zurück, Mr. Struan.«

»Ausgezeichnet. Vielleicht leisten Sie beide mir im Speisesaal unserer Compagnie Gesellschaft? Ich gebe eine kleine Party für M'selle Richaud.«

»Herzlichen Dank. Geht es dem Tai-Pan besser?«

»Danke, viel besser. Mein Vater ist wieder fast ganz gesund.«

Die Post von gestern lautete aber anders, hatte John Canterbury beunruhigt gedacht, denn was das Noble House betraf – der Beiname, unter dem Struan and Company überall in der Welt bekannt

war –, betraf sie alle. Es geht das Gerücht, dein alter Herr hätte einen weiteren Schlaganfall erlitten. Macht nichts, es kommt nicht oft vor, daß ein Mann wie ich Gelegenheit hat, mit einem echten zukünftigen Tai-Pan und einem Engel wie ihr zu sprechen. Das wird ein wundervoller Tag!

Als sie unterwegs waren, wurde er sogar noch umgänglicher. »Ach, Mr. Struan, Sie... werden Sie lange bleiben?«

»Etwa eine Woche noch, dann geht's wieder nach Hause zurück, nach Hongkong.« Struan war der größte und stärkste von den dreien. Blaßblaue Augen, langes, zum Zopf gebundenes rötlich-braunes Haar und alt für seine zwanzig Jahre. »Es gibt keinen Grund, länger zu bleiben, bei Jamie McFay ist unsere Firma in guten Händen. Er hat uns erstklassige Dienste geleistet, als er Japan für uns öffnete.«

»Ein großartiger Mann, Mr. Struan, das ist er wirklich. Der Beste. Wird die Lady mit Ihnen abreisen?«

»Ach, Miß Richaud. Ich glaube, sie wird mit mir zurückkehren – ich hoffe es wenigstens. Ihr Vater bat mich, ein Auge auf sie zu haben, obwohl sie, während sie sich hier aufhält, das Mündel des französischen Gesandten ist«, antwortete er beiläufig und tat, als bemerke er nicht, daß Tyrer eifrig in ein Gespräch – auf französisch, das er selbst nur holpernd sprach – mit Angélique vertieft und ihr schon ganz und gar verfallen war. Ich kann's ihm nicht übelnehmen, dachte er belustigt; dann spornte er sein Pferd an, um den anderen Platz zu machen, denn vor ihnen wurde der Pfad zum Flaschenhals.

Bis auf ein paar Bambusdickichte war das Gelände eben und nur hier und da leicht bewaldet – die Bäume trugen schon Herbstfarben. Es wimmelte von Enten und anderem Flugwild. Reisfelder und -sümpfe wurden intensiv bewirtschaftet, eine Menge Land war kultiviert. Überall Bäche. Und allgegenwärtig der Geruch nach menschlichen Fäkalien, Japans einzigem Düngemittel. Angewidert hielten das junge Mädchen und Tyrer sich parfümierte Taschentücher vor

die Nase, obwohl eine kühle Brise von See her den ärgsten Gestank und die Folgen der sommerlichen Luftfeuchtigkeit, Moskitos, Fliegen und andere Plagen, davontrug. Die fernen Hügel, dicht bewaldet, glichen einem Brokat aus Rot-, Gold- und Brauntönen: Buchen, rote und gelbe Lärchen, Ahorn, wilde Rhododendren, Zedern und Fichten.

»Es ist wunderschön hier, nicht wahr, M'sieur Tyrer? Schade, daß wir den Fujijama nicht deutlicher sehen können.«

»*Oui, demain, il est là! Mais mon Dieu, M'selle, quelle odeur*«, was für ein Geruch, erwiderte Tyrer in fließendem Französisch, einer für jeden Diplomaten unabdingbaren Sprache.

Wie unbeabsichtigt fiel Canterbury ein wenig zurück, bis er direkt neben ihr war, und verstand es sehr geschickt, den jüngeren Mann zu verdrängen. »Alles in Ordnung, M'selle?«

»O ja, vielen Dank, aber ich würde gern ein Stückchen galoppieren. Ich fühle mich so wohl außerhalb der Umzäunung.« Seit sie zwei Wochen zuvor mit Malcolm Struan zusammen an Bord des alle zwei Monate verkehrenden Struan-Dampfers eingetroffen war, hatte man dafür gesorgt, daß sie stets wohlbehütet war.

Und mit Recht, dachte Canterbury, bei all dem Gesindel von Yokohama und, seien wir ehrlich, immer wieder mal einem Piraten, der sich herumtreibt. »Auf dem Rückweg können Sie eine Runde auf der Rennbahn drehen.«

»O ja? Das wäre wunderbar! Danke.«

»Ihr Englisch ist einfach großartig, Miß Angélique, und Ihr Akzent bezaubernd. Haben Sie in England die Schule besucht?«

»Nein, Mr. Canterbury.« Sie lachte, und eine heiße Woge stieg in ihm auf, so erregend wirkte ihre Schönheit auf ihn. »Ich bin noch nie in Ihrer Heimat gewesen. Mein jüngerer Bruder und ich wurden von meiner Tante und meinem Onkel erzogen. Sie war Engländerin und weigerte sich hartnäckig, Französisch zu lernen. Sie war mehr eine Mutter für mich als eine Tante.« Ein Schatten huschte über ihr

Gesicht. »Das war, nachdem meine Mutter bei der Geburt meines Bruders starb und mein Vater nach Asien ging.«

»Das tut mir leid.«

»Es ist lange her, M'sieur, und für mich ist meine geliebte Tante meine Mama.« Ihr Pferd zerrte an den Zügeln. Ohne nachzudenken korrigierte sie es. »Ich hatte großes Glück.«

»Ist dies Ihr erster Besuch in Asien?« erkundigte er sich, obwohl er die Antwort und noch sehr viel mehr kannte, aber er wollte, daß sie weitersprach. Die bruchstückhaften Informationen über sie – Klatsch, Gerüchte – hatten sich mit Lichtgeschwindigkeit unter den ihr verfallenen Männern verbreitet.

»Ja.« Ihr Lächeln ließ seine Augen aufleuchten. »Mein Vater ist ein Chinakaufmann in Ihrer Kolonie Hongkong, und ich bin während der Saison bei ihm zu Besuch. Da er ein Freund von M'sieur Seratard hier ist, hat er diesen Besuch für mich arrangiert. Vielleicht kennen Sie ihn ja, Guy Richaud von Richaud Frères?«

»Aber gewiß, ein sehr netter Gentleman«, antwortete er höflich, obwohl er ihn nicht persönlich kannte, sondern nur gehört hatte, was andere über ihn erzählten: daß dieser Guy Richaud eine Art Weiberheld und unbedeutender Ausländer war, der seit einigen Jahren in Asien lebte und sich seinen Lebensunterhalt recht mühsam verdiente. »Wir fühlen uns geehrt, daß Sie uns hier einen Besuch abstatten. Würden Sie mir erlauben, Ihnen zu Ehren im Club ein Dinner zu geben?«

»Vielen Dank, ich werde M'sieur Seratard, meinen Gastgeber, fragen.« Angélique sah, wie Struan weiter vorn sich zu ihr umdrehte, und winkte fröhlich. »Mr. Struan war so freundlich, mich hierher zu begleiten.«

»Wirklich?« Als wüßten wir das nicht alle, sagte sich Canterbury und dachte über sie nach, überlegte, wie man wohl einen solchen Schatz einfangen und festhalten und sich auch leisten konnte, fragte sich, ob der brillante junge Struan ihn sich leisten konnte, und

dachte an die Gerüchte, die wissen wollten, daß der Kampf zwischen den Struans und ihren Hauptkonkurrenten Brock and Sons um die Vorherrschaft wieder aufgelebt sei, und zwar aufgrund des Amerikanischen Bürgerkriegs, der im vergangenen Jahr begonnen hatte.

Der Profit wird riesig sein, nichts fördert das Geschäft so sehr wie ein Krieg, beide Seiten gehen schon wie die Wahnsinnigen aufeinander los, und der Süden ist mehr als ein ebenbürtiger Gegner für die Union...

»Sehen Sie, da vorn, Angélique!« Struan zügelte sein Pferd und zeigte voraus. In etwa hundert Metern Entfernung am Fuß einer kleinen Erhebung lag die Hauptstraße. Sie hielt neben ihm.

»Ich hätte nie gedacht, daß die Tokaidō so breit und so belebt ist«, sagte Phillip Tyrer erstaunt.

Angélique runzelte verblüfft die Stirn. Von ein paar Pferden abgesehen gingen alle Reisenden zu Fuß. »Aber... Aber wo sind die Kutschen, die Wagen oder die Karren? Und vor allem«, platzte sie heraus, »wo sind die Bettler?«

Struan lachte. »Ganz einfach, Angélique. Sie sind, genauso wie fast alles andere hier, strengstens verboten.« Er drückte sich den Zylinder in einem etwas verwegeneren Winkel auf den Kopf. »In Japan sind Räder nicht erlaubt. Befehl des Shōgun. Keine Karren, keine Kutschen. Stellen Sie sich das vor!«

»Aber warum?«

»Weil es die sicherste Möglichkeit ist, die übrige Bevölkerung unter Kontrolle zu halten. Stimmt's?«

»Allerdings.« Canterbury lachte ironisch; dann deutete er auf die Straße. »Hinzu kommt, daß jeder Hinz und Kunz da unten, ob hoch oder niedrig, Reisegenehmigungen bei sich tragen muß, selbst wenn er nur eben sein Dorf verläßt, und das gilt für die Fürsten ebenso wie für die Ärmsten. Und sehen Sie die Samurai – die einzigen in ganz Japan, die Waffen tragen dürfen.«

»Aber ohne Postkutschen und Eisenbahnen – wie kann das Land da überhaupt funktionieren?« Tyrer war perplex.

»Auf japanische Art«, erklärte Canterbury. »Vergessen Sie nie, daß es für die Japse nur eine Art gibt, die Dinge anzupacken, und das ist ihre eigene. Die Japse sind nicht wie die anderen, schon gar nicht wie die Chinesen – eh, Mr. Struan?«

»Das sind sie wirklich nicht.«

»Keine Räder – nirgends, Miß. Also muß alles – Fisch, Fleisch, Baumaterial, jeder Sack Reis, jedes Stück Holz, jeder Stoffballen, jede Teekiste, jedes Pulverfaß, jeder Mann, jede Frau und jedes Kind, die es sich leisten können – auf dem Rücken eines Menschen transportiert werden oder per Boot, und das heißt, auf dem Seeweg, denn es gibt hier, wie man uns sagte, keine schiffbaren Flüsse, nur Tausende von kleinen Wasserläufen.«

»Aber was ist mit den Niederlassungen? Dort sind Räder doch erlaubt, nicht wahr, Mr. Canterbury?«

»Das sind sie, Miß, wir haben so viele Wagen, wie wir nur wollen, obwohl ihre Beamten geschimpft haben wie die verdammten... Verzeihung, Miß«, ergänzte er verlegen. »Wir sind hier in Asien nicht an Damen gewöhnt. Ich wollte sagen, die Japs-Beamten, *bakufu* genannt, die sind genauso wie die Beamten bei uns. Jahrelang haben wir darüber gestritten, bis unser Gesandter ihnen gesagt hat, sie sollen sich verp... sie sollen's vergessen, weil unsere Niederlassung unsere Niederlassung ist! Und was die Bettler betrifft, also, die sind hier ebenfalls verboten.«

Sie schüttelte den Kopf, daß die Feder an ihrem Hut fröhlich tanzte. »Das klingt unglaublich. Paris, das ist... In Paris wimmelt's von Bettlern, überall in Europa, man könnte das Betteln gar nicht verbieten. *Mon Dieu*, Malcolm, und was ist mit eurem Hongkong?«

»In Hongkong ist es am allerschlimmsten.« Malcolm Struan lächelte.



»Aber wie kann man die Bettler und das Betteln verbieten?« erkundigte sich Tyrer verständnislos. »M'selle Angélique hat natürlich recht. Ganz Europa ist eine Bettelschale. London ist die reichste Stadt der Welt, aber sie ist überschwemmt von Bettlern.«

Canterbury lächelte seltsam. »Es gibt keine Bettler, weil der großmächtige Shōgun sagt, es wird nicht gebettelt, also ist es Gesetz. Und jeder Samurai kann jederzeit sein Schwert an jedem Bettler wetzen – oder an jedem anderen Scheißer... Pardon... oder an jedem anderen, solange er kein Samurai ist. Wenn man Sie beim Betteln erwischt, haben Sie das Gesetz übertreten, also ab ins Loch, ins Gefängnis, und wenn man mal dort ist, gibt es nur eine einzige Strafe, und zwar den Tod. Das ist ebenfalls Gesetz.«

»Nichts anderes?« fragte das junge Mädchen entsetzt.

»Leider nicht. Deswegen sind die Japaner außergewöhnlich gesetzestreu.« Wieder lachte Canterbury ironisch, warf einen Blick auf die Straße zurück und zügelte eine halbe Meile weiter unvermittelt sein Pferd vor einem breiten, flachen Wasserlauf, den jeder Passant durchqueren mußte, es sei denn, er ließ sich tragen. Am anderen Ufer befand sich ein Schlagbaum, vor dem sie den unvermeidlichen Samurai-Wachtposten unter tiefen Verbeugungen ihre Papiere präsentierten.

Verdammte Schweine, dachte Canterbury, weil er sie haßte, obwohl er das Vermögen, das er hier verdiente, durchaus liebte – genau wie seinen Lebensstil, der sich um Akiko drehte, die jetzt seit einem Jahr seine Geliebte war. Ach ja, mein Schatz, du bist die Beste, die Außergewöhnlichste, die Liebste der ganzen Yoshiwara.

»Sehen Sie doch«, sagte sie. Auf der Tokaidō hatten ganze Gruppen von Passanten angehalten und deuteten in ihre Richtung, starrten sie an und redeten laut. Aus vielen Gesichtern sprachen Haß und Angst.

»Beachten Sie sie einfach nicht, Miß, unser Anblick ist ihnen fremd, das ist alles, sie wissen's nicht besser. Sie sind vermutlich die

erste zivilisierte Frau, die sie jemals zu sehen bekommen haben.« Canterbury zeigte nach Norden. »Da hinten liegt Edo, ungefähr zwanzig Meilen entfernt. Aber es ist natürlich verboten.«

»Es sei denn für offizielle Delegationen«, warf Tyrer ein.

»Ganz recht, aber nur mit Genehmigung, und die hat Sir William kein einziges Mal erhalten, nicht, solange ich hier bin, und ich war einer der ersten. Wie es heißt, soll Edo doppelt so groß wie London sein, Miß, und über eine Million Seelen zählen und dabei über einen phantastischen Reichtum verfügen, und das Schloß des Shōgun ist angeblich das größte von der ganzen Welt.«

»Könnte das gelogen sein, Mr. Canterbury?« erkundigte sich Tyrer.

Der Kaufmann strahlte. »Mächtige Lügner, alle zusammen, und das ist die reine Wahrheit, Mr. Tyrer, die besten, die's jemals gegeben hat; neben ihnen wirken die Chinesen wie der Erzengel Gabriel. Ich beneide Sie nicht darum, daß Sie übersetzen müssen, was die sagen, denn das wird nicht das sein, was sie meinen!« Sonst war er nicht so redselig, aber er wollte sie und Malcolm Struan, solange er die Gelegenheit dazu hatte, unbedingt mit seinem Wissen beeinflussen. Das viele Gerede hatte ihn sehr durstig gemacht. In seiner Satteltasche steckte zwar ein flacher Silberflacon, aber er sagte sich bedauernd, daß es von schlechten Manieren zeugte, wenn er vor ihren Augen Whisky aus der Flasche trank.

»Könnten wir die Genehmigung erhalten, in dieses Edo hineinzureiten, Malcolm?« erkundigte sie sich.

»Das möchte ich bezweifeln. Warum fragen Sie nicht M'sieur Seratard?«

»Das werde ich.« Wie sie bemerkte, hatte er den Namen korrekt ausgesprochen, ohne das ›d‹, wie sie es ihn gelehrt hatte. Gut, dachte sie und richtete den Blick wieder auf die Tokaidō. »Wo endet sie eigentlich, diese Straße?«

Nach einer merkwürdigen Pause antwortete Canterbury: »Das wis-

sen wir nicht. Das ganze Land ist uns ein Rätsel, und die Japse wollen anscheinend, daß das so bleibt. Sie mögen uns nicht, keinen von uns. *Gai-Jin* nennen sie uns, Ausländer, Fremde.« Er steckte sich eine Zigarre an. »Sie haben Japan fester geschlossen gehalten als einen Mückena... seit zweieinhalb Jahrhunderten geschlossen gehalten, bis Old Mutton Chops Perry es vor neun Jahren aufgesprengt hat«, erläuterte er voll Bewunderung. »Die Tokaidō endet in einer großen Stadt, heißt es, einer Art heiligen Stadt namens Kiōto oder Kyōto, wo ihr Oberpriester lebt, *mikado* genannt. So heilig und so geheim ist diese Stadt, daß sie für alle bis auf ein paar ganz besondere Japaner verboten ist.«

»Diplomaten dürfen landeinwärts reisen«, widersprach Tyrer scharf. »Das steht im Vertrag, Mr. Canterbury.«

Der Kaufmann nahm den Seidenzylinder ab, auf den er außergewöhnlich stolz war, und trocknete sich die Stirn – fest entschlossen, sich durch diesen jungen Mann nicht aus der Ruhe bringen zu lassen. Du eingebildeter, kleiner Mistkerl mit deiner hochnäsigen Stimme, dachte er. Mit den Händen zerquetschen könnte ich dich und dabei nicht mal furzen müssen. »Kommt ganz drauf an, wie man den Vertrag interpretiert und ob Sie den Kopf auf den Schultern behalten wollen. Ich würde Ihnen raten, das vereinbarte sichere Gebiet nicht zu verlassen, und das sind ein paar Meilen nordwärts und südwärts und landeinwärts, was immer im Vertrag stehen mag – vorläufig jedenfalls, und nicht ohne ein oder zwei Regimenter.« Trotz seines guten Vorsatzes war er von der geschwungenen Kurve ihrer vollen Brüste unter der grünen, enganliegenden Jacke fasziniert. »Wir sind hier leider festgenagelt, aber das ist nicht weiter schlimm. Genauso wie in unserer Niederlassung bei Nagasaki, zweihundert *leagues* weiter westlich.«

»Leagues? Das verstehe ich nicht«, sagte sie und verbarg geschickt ihre Belustigung und Freude über die Gelüste der Männer, die sie umgaben. »Bitte?«

»Eine *league* sind annähernd drei Meilen, M'selle«, erklärte Tyrer wichtigtuersch. Er war hochgewachsen und geschmeidig, erst jüngst von der Universität gekommen und hingerissen von ihren blauen Augen und ihrer Pariser Eleganz. »Was, äh, sagten Sie, Mr. Canterbury?«

Der Kaufmann riß seine Aufmerksamkeit von ihrem Busen los. »Nur, daß es auch nicht viel bringen würde, wenn die anderen Häfen geöffnet würden. Wenn wir einen richtigen Handel aufbauen wollen, werden wir sehr bald auch aus ihnen ausbrechen müssen, was das auch bedeuten mag.«

Tyrer warf ihm einen scharfen Blick zu. »Sie meinen Krieg?«

»Warum nicht? Wozu sind die Flotten da? Und die Armeen? Es funktioniert doch wunderbar – in Indien, China, überall. Wir sind das britische Empire, das größte und beste, das es jemals auf Erden gegeben hat. Wir sind hier, um Handel zu treiben, und zugleich können wir ihnen Recht und Ordnung beibringen und eine anständige Zivilisation.« Verärgert über die Feindseligkeit auf der Straße warf Canterbury einen Blick zurück. »Häßliches Volk, nicht wahr, Miß?«

»*Mon Dieu*, ich wünschte, sie würden uns nicht so anstarren.«

»Ich fürchte, daran werden Sie sich gewöhnen müssen. Es ist überall dasselbe. Wie Mr. Struan sagte, in Hongkong ist es am schlimmsten. Trotzdem, Mr. Struan«, fuhr er mit unvermittelter Hochachtung fort, »möchte ich Ihnen sagen, was wir hier brauchen, ist unsere eigene Insel, unsere eigene Kolonie, und nicht einen fauligen, stinkigen Meilenstreifen verrotteter Küste, der nicht zu verteidigen ist und sofort Opfer eines Überfalls sein würde, wenn wir unsere Flotte nicht hätten! Wir sollten uns auch so eine Insel holen, wie sich Ihr Granddad, Gott segne ihn, damals Hongkong geholt hat.«

»Möglicherweise werden wir genau das tun«, gab Malcolm Struan zuversichtlich zurück, voll dankbarer Erinnerung an seinen berühm-

ten Vorfahren, den Tai-Pan Dirk Struan, Begründer ihrer Compagnie und Hauptgründer der Kolonie Hongkong vor über zwanzig Jahren anno '41.

Ohne zu wissen, was er tat, holte Canterbury seinen kleinen Flacon heraus, setzte ihn an und trank; dann wischte er sich mit dem Handrücken über den Mund und steckte den Flacon wieder ein. »Reiten wir weiter, ich werde führen. Falls notwendig, reiten wir einer hinter dem anderen, und vergeßt die Japse! Mr. Struan, Sie reiten vielleicht neben der jungen Lady, und Mr. Tyrer, Sie übernehmen den Schluß.« Höchst zufrieden mit sich selbst spornte er sein Pferd zu einem flotten Schrittempo an.

Als Angélique neben ihm aufholte, erschien ein Lächeln auf Struans Gesicht. Er war vom ersten Moment an, als er sie vier Monate zuvor in Hongkong kennengelernt hatte, vom ersten Tag an, als sie eingetroffen war, um die Insel im Sturm zu erobern, unverhohlen in sie verliebt gewesen. Blondes Haar, makellose Haut, tiefblaue Augen und eine hübsche Stupsnase in einem ovalen Gesicht, das durchaus nicht niedlich war, sondern eine seltsame, atemberaubende Attraktion ausstrahlte, sehr pariserisch, Unschuld und Jugend überlagert von einer spürbaren, ständigen, wenn auch unbewußten Sinnlichkeit, die befriedigt werden wollte. Und dies in einer Welt der Männer ohne mannbare Frauen, viele von ihnen reich, doch ohne große Hoffnung, in Asien eine Frau zu finden, und ganz gewiß nicht eine wie sie. »Achten Sie nicht auf die Eingeborenen, Angélique«, flüsterte er ihr zu, »die fühlen sich durch uns nur eingeschüchtert.«

Sie lächelte. Und neigte den Kopf wie eine Monarchin. »*Merci, M'sieur, vous êtes très gentil.*«

Struan war überaus zufrieden und inzwischen sehr, sehr sicher. Das Schicksal, Joss, hat uns zusammengeführt, dachte er freudig erregt und überlegte schon, wann er ihren Vater um ihre Hand bitten wollte. Warum nicht Weihnachten? Im Frühling könnten wir dann

heiraten und im Großen Haus auf dem Peak in Hongkong leben. Mutter und Vater lieben sie schon jetzt, das weiß ich, mein Gott, ich hoffe, es geht ihm wirklich besser. Wir werden eine riesige Weihnachtsparty geben, die schönste von allen...

Sobald sie auf der Straße waren, kamen sie gut vorwärts und achteten darauf, den Verkehr nicht zu behindern. Doch ob sie wollten oder nicht, sie verursachten immer wieder Verkehrsstauungen, denn die große Mehrheit der ungläubig starrenden Japaner hatte noch nie Menschen dieser Größe, Gestalt und Farbe gesehen, noch nie Zylinder und Gehröcke, Röhrenhosen und Reitstiefel, Reitkleid und Damenhut mit kecker Feder, noch nie einen Damensattel...

Canterbury und Struan ließen nicht ab, die Straße aufmerksam zu beobachten, während die Entgegenkommenden an ihnen vorbei- und um sie herumströmten, ihnen dabei jedoch immer genügend Platz zum Weiterreiten ließen. Keiner der beiden Männer witterte oder erwartete Gefahr. Angélique hielt sich dicht neben ihnen, versuchte das Gelächter und das Gestarre und die gelegentliche Hand zu ignorieren, die sie zu berühren versuchte, und war schockiert darüber, wie viele Männer achtlos ihren Kimono schürzten und dabei dürftige Lendentücher und eine Menge Nacktheit entblößten. »Liebste Colette, Du wirst es nicht glauben«, setzte sie in Gedanken den Brief an ihre beste Freundin in Paris fort, den sie am Abend zu beenden gedachte, »aber der größte Teil der Unmengen von Lastträgern auf der öffentlichen Straße trägt nur diese winzigen Lendentücher, die vorn so gut wie gar nichts verhüllen und hinten zwischen den Gesäßbacken zu einer dünnen Schnur werden! Das ist die Wahrheit, ich schwöre es dir, und ich kann berichten, daß viele Eingeborene ziemlich behaart sind, obwohl die meisten ihrer Glieder klein sind. Ich frage mich, ob Malcolm...«

Sie spürte, wie sie errötete. »Die Hauptstadt, Phillip«, fragte sie, um Konversation zu machen, »stimmt es, daß sie verboten ist?«

»Nicht laut Vertrag.« Tyrer war hochofrenut. Schon nach wenigen

Minuten hatte sie das M'sieur weggelassen. »Der Vertrag sieht vor, daß alle Gesandtschaften in Edo, der Hauptstadt, etabliert sein müssen. Wie ich hörte, haben wir Edo letztes Jahr nach dem Überfall auf unsere Gesandtschaft verlassen. Weil es in Yokohama, im Schutz der Schiffsgeschütze, sicherer ist.«

»Überfall? Was für ein Überfall?«

»Ach, von ein paar Wahnsinnigen, die *ronin* genannt werden – das sind so eine Art Banditen, Mörder. Ein Dutzend von ihnen hat unsere Gesandtschaft mitten in der Nacht überfallen. Die britische Gesandtschaft! Eine Unverschämtheit! Diese Teufel haben einen Sergeant und einen Wachtposten umgebracht ...«

Er unterbrach sich, weil Canterbury von der Straße abbog, sein Pferd zügelte und mit der Reitgerte nach vorn zeigte. »Sehen Sie, da!«

Sie hielten neben ihm. Jetzt sahen sie die hohen, schmalen Banner über den Reihen der Samurai, die ihnen in einer Entfernung von einigen hundert Metern um eine Biegung herum entgegenmarschiert kamen. Sämtliche Reisenden stoben auseinander, Bündel und Sänften wurden abseits des Weges hastig fallen gelassen, Reiter saßen eilig ab, und dann knieten alle – Männer, Frauen und Kinder – am Straßenrand nieder, neigten den Kopf bis auf den Boden und verharrten regungslos. Nur einige Samurai blieben stehen. Doch als die Kolonne vorüberzog, verneigten auch sie sich ehrfürchtig.

»Wer ist das, Phillip?« erkundigte sich Angélique aufgeregt. »Können Sie die Schrift entziffern?«

»Noch nicht, tut mir leid, M'selle. Es heißt, daß man Jahre braucht, um ihre Schrift lesen und schreiben zu lernen.« Bei dem Gedanken an die viele Arbeit, die vor ihm lag, verpuffte Tyrers Glücksgefühl.

»Könnte es der Shōgun sein?«

Canterbury lachte. »Keine Chance. Wenn er es wäre, hätten sie die ganze Gegend abgesperrt. Es heißt, daß er ständig einhundert-

tausend Samurai zur sofortigen Verfügung hat. Aber es dürfte ein bedeutender Mann sein, ein König.«

»Was tun wir, wenn sie hier vorbeikommen?« wollte sie wissen.

»Wir werden ihnen den königlichen Gruß erweisen«, erklärte Struan. »Wir ziehen den Hut und rufen dreimal Hurra. Und was werden Sie tun?«

»Ich, *chéri*?« Sie lächelte; sie mochte ihn, dachte aber auch an das, was ihr Vater in Hongkong zu ihr gesagt hatte, bevor sie nach Yokohama abgereist war: »Ermutige diesen Malcolm Struan, aber behutsam, *mon petit choux*. Ich habe es schon getan, diskret natürlich. Er wäre eine wunderbare Partie für dich, deswegen befürworte ich diese Besichtigungstour nach Yokohama ohne Anstandsdame, vorausgesetzt, er begleitet dich auf einem seiner Schiffe. In drei Tagen wirst du achtzehn, Zeit, daß du endlich heiratest. Ich weiß, er ist erst knapp zwanzig und ein wenig jung für dich, aber er ist intelligent, der älteste Sohn, in einem Jahr wird er das Noble House erben – es heißt, daß Culum, sein Vater, weit kränker ist, als die Compagnie öffentlich zugeben will.«

»Aber er ist Engländer«, hatte sie nachdenklich eingewandt. »Die haßt du doch, Papa, und sagst immer, wir müßten sie auch hassen. Das stimmt doch, oder?«

»Ja, *mon petit choux*, aber nicht öffentlich. England ist das reichste Land der Welt, das mächtigste, in Asien sind sie Könige, und Struan's ist das Noble House – Richaud Frères ist klein. Wir würden unendlich davon profitieren, wenn wir ihre Geschäfte in Frankreich hätten. Mach ihm doch bitte diesen Vorschlag.«

»Das kann ich nicht, Papa, das wäre... Ich kann's nicht, Papa.«

»Du bist jetzt eine Frau und kein Kind mehr, mein Kleines. Du mußt ihn betören, dann wird er es von selbst vorschlagen. Unsere Zukunft hängt von dir ab. Bald wird Malcolm Struan der Tai-Pan sein. Und du, du könntest alles mit ihm teilen...«

Selbstverständlich würde ich einen solchen Ehemann anbeten,



dachte sie, wie klug Papa ist! Wie wundervoll, Französin und daher überlegen sein! Es ist leicht, diesen Malcolm mit seinen seltsamen Augen zu mögen, vielleicht sogar zu lieben. Ach, ich hoffe so sehr, daß er mich fragt.

Sie seufzte und wandte ihre Aufmerksamkeit der Gegenwart zu. »Ich werde den Kopf neigen, wie wir es im Bois vor Seiner Majestät, dem Kaiser Louis Napoleon, tun. Was ist denn, Phillip?«

»Vielleicht sollten wir lieber umkehren«, meinte Tyrer voll Unbehagen. »Alle sagen, daß sie nervös werden, wenn wir uns in der Nähe ihrer Fürsten aufhalten.«

»Unsinn!« widersprach Canterbury. »Es besteht keine Gefahr. Es hat noch nie einen Massenangriff gegeben – wir sind hier nicht in Indien oder Afrika, oder China. Wie ich schon sagte, sind die Japaner äußerst gesetzestreu. Wir halten uns innerhalb der Vertragsgrenzen auf und werden tun, was wir immer tun: sie einfach ruhig vorbeimarschieren lassen, höflich den Hut ziehen wie vor jedem Potentaten und dann weiterreiten. Sind Sie bewaffnet, Mr. Struan?«

»Selbstverständlich.«

»Ich nicht«, sagte Angélique schmollend, während sie die Banner beobachtete, die inzwischen nur noch knapp einhundert Meter entfernt waren. »Ich finde, wenn Männer Pistolen tragen, sollten Frauen das ebenfalls tun dürfen.«

Alle waren zutiefst entsetzt. »Unmöglich! Tyrer?«

Ein wenig verlegen zeigte Tyrer Canterbury seine kleine Derringer. »Ein Abschiedsgeschenk von meinem Vater. Aber ich habe noch nie damit geschossen.«

»Das wird auch jetzt nicht nötig sein, nur vor den einzelnen Samurai müssen Sie sich in acht nehmen, entweder allein oder zu zweit, denn das sind die fremdenfeindlichsten Fanatiker. Und vor den Ronin«, ergänzte er dann, ohne nachzudenken. »Keine Angst, wir haben seit über einem Jahr keine Probleme mehr gehabt.«

»Probleme? Was für Probleme?« fragte sie.

»Ach, nichts«, antwortete er abwehrend. Er wollte sie nicht beunruhigen und versuchte den Ausrutscher zu kaschieren. »Ein paar Überfälle von einzelnen Fanatikern – nichts Wichtiges.«

Sie runzelte die Stirn. »Aber M'sieur Tyrer sagte, es hätte einen Massenangriff auf Ihre britische Gesandtschaft gegeben und mehrere Soldaten seien getötet worden. Ist das nicht wichtig?«

»Das war wichtig.« Canterbury lächelte verkniffen zu Tyrer hinüber, der sofort begriff: Du bist ein verdammter Idiot, einer Dame etwas Wichtiges mitzuteilen! »Aber das war eine einzelne Bande von Halsabschneidern. Die Shōgunats-Bürokratie hat geschworen, daß sie sie schnappen und bestrafen wird.«

Sein Ton klang überzeugend, aber er fragte sich, wie weit Struan und Tyrer von der Wahrheit unterrichtet waren: im ersten Jahr fünf Männer auf den Straßen von Yokohama ermordet; im folgenden Jahr ein Offizier und ein Matrose, beides Russen, zu Tode gehackt; ein paar Monate später zwei holländische Kaufleute; dann der junge Dolmetscher an der britischen Gesandtschaft in Kanagawa von hinten erdolcht und liegengelassen, bis er verblutet war; Heusken, der Sekretär der amerikanischen Gesandtschaft, in zwölf Stücke zerhackt, als er nach einem Dinner in der preußischen Gesandtschaft nach Hause fuhr; und letztes Jahr ein britischer Soldat und Sergeant vor dem Schlafzimmer des Generalkonsuls niedergestochen!

Jeder Mord geplant und nicht provoziert, dachte er zornig, und begangen von einem Zweischwertkämpfer. Kein einziges Mal sind sie vorher provoziert worden – und, viel schlimmer noch, kein einziges Mal ist je so ein Bastard von der allmächtigen Bakufu des Shōgun erwischt und bestraft worden, so sehr die Gesandtschaftsoberhäupter auch Zeter und Mordio geschrien und so viel die Japane uns auch versprochen haben. Unsere Vorgesetzten sind ein Haufen verdammter Idioten! Sie hätten sofort die Flotte herbeikommandieren und Edo dem Erdboden gleichmachen lassen sollen, dann hätte es endgültig ein Ende mit diesem Terror, wir könnten

ohne Wachtposten sicher in unseren Betten schlafen und ohne Angst auch dann auf die Straße gehen, wenn Samurai in der Nähe sind. Diplomaten sind Arschkriecher, und dieses junge Plappermaul ist ein perfektes Exemplar davon.

Stirnrunzelnd musterte er die Banner, versuchte die Schriftzeichen zu enträtseln. Sobald die Kolonne vorübergezogen war, rappelten sich die Reisenden wieder auf und setzten ihren Weg fort. Jene, die in dieselbe Richtung wollten wie der Zug, folgten ihm in respektvollem Abstand.

Es war ein merkwürdiges Gefühl, sie selbst, vier Personen, hoch zu Pferde über den unregelmäßigen Reihen der knienden Gestalten an beiden Straßenrändern, den Kopf im Staub, den Hintern in die Höhe gereckt. Die drei Männer, verlegen, weil sie dabei war, sie ebenso verlegen wie die Männer, versuchten diese Nacktheit zu ignorieren.

Unerbittlich rückten die Reihen der Samurai-Banner näher. Es waren zwei Abteilungen, jede etwa einhundert Mann stark, dann weitere Flaggen und dichte Reihen, die eine schwarzlackierte, von acht schwitzenden Männern getragene Sänfte umringten. Dahinter noch einmal Banner und Samurai, anschließend weitere Packpferde und zuletzt eine bunte Menge schwer beladener Lastträger. Alle Samurai trugen graue Kimonos mit demselben Emblem – drei übereinandergreifende Päonien –, das auch auf den Bannern prangte. Dazu unter dem Kinn gebundene Strohhüte sowie zwei Schwerter im Gürtel, ein kurzes, ein langes. Einige trugen Pfeile und Bogen über der Schulter, einzelne sogar Vorderlader. Manche waren kostbarer gekleidet als die anderen.

Die Kolonne rückte näher.

Mit wachsendem Schrecken sahen Struan und die anderen, was in allen Blicken geschrieben stand, die sich auf sie richteten: Wut. Struan war der erste, der den Bann brach. »Ich denke, wir sollten uns lieber ein Stück zurückziehen ...«

Bevor sich jedoch einer von ihnen rühren konnte, löste sich ein junger, breitschultriger Samurai aus den Reihen und kam, dicht gefolgt von einem anderen, auf sie zugestürmt, um sich zwischen ihnen und der herankommenden Sänfte aufzubauen. An seiner Wut beinahe erstickend, schleuderte der erste sein Banner zu Boden und versuchte die Fremden laut brüllend zu verscheuchen, konnte sie mit seinem plötzlichen, flammenden Zorn jedoch nur lähmen. Die Kolonne stockte, nahm dann ihren Gleichschritt wieder auf und zog weiter an ihnen vorbei. Die Knienden rührten sich nicht. Nun aber lastete eine schwere, unheimliche Stille über ihnen, durchbrochen nur vom Geräusch der marschierenden Füße.

Wieder begann der Samurai sie zu beschimpfen. Canterbury war ihm am nächsten. Krank vor Angst gab er seinem Pferd die Sporen, das sich jedoch, entgegen seiner Absicht, der Sänfte zudrehte statt von ihr fort. Sofort riß der Samurai das Schwert aus der Scheide, rief: »*Sonno-joi!*« und hieb mit aller Kraft zu. Gleichzeitig stürzte sich der andere auf Struan.

Der Hieb trennte Canterburys rechten Arm unmittelbar über dem Bizeps ab und schlitzte seine Seite auf. Ungläubig starrte der Kaufmann auf den Stumpf, aus dem das Blut spritzte und das junge Mädchen besudelte. Wieder wurde das Schwert in blindwütigem Bogen geschwungen. Struan tastete hilflos nach seinem Revolver, als ihn der andere Samurai mit hoch erhobener Klinge angriff. Eher aus Zufall als mit Absicht drehte er sich blitzschnell aus dem Bereich des Schwertstreichs, der ihn leicht am linken Bein verwundete und dem Pferd in die Schulter drang. Das Pferd wieherte auf, stieg erschrocken und schleuderte den Mann zur Seite. Struan zielte und schoß mit dem kleinen Colt, aber das Pferd stieg abermals, und die Kugel pfiff wirkungslos durch die Luft. Krampfhaft versuchte er das Tier ruhig zu halten und noch einmal zu zielen, ohne zu merken, daß ihn nunmehr der erste Mann von seiner blinden Seite her anzugreifen versuchte.

»Vorsiiicht!« kreischte Tyrer, der endlich wieder zum Leben erwachte. Alles hatte sich so blitzschnell abgespielt, daß er fast glaubte, er bilde sich das Ganze nur ein – Canterbury, der sich vor Schmerzen auf dem Boden wand, sein Pferd in voller Flucht, das junge Mädchen gelähmt vor Schreck im Sattel, Struan, der zum zweitenmal mit der Waffe zielte, und das tödliche Schwert hoch erhoben über seinem ungeschützten Rücken. Er sah, wie Struan auf seinen Warnruf reagierte, das vor Angst rasende Pferd bei seiner Berührung scheute und der Hieb, der ihn hätte töten können, irgendwie vom Zügel oder Sattelknauf abgelenkt wurde und ihm in die Seite drang. Struan schwankte im Sattel und stieß ein lautes Schmerzgeheul aus.

Das elektrisierte Tyrer. Er setzte seine Sporen ein und stürmte Struans Angreifer entgegen. Der Mann sprang unbeschadet zur Seite, entdeckte das junge Mädchen und lief mit hoch erhobenem Schwert auf sie zu. Tyrer, der seinem verängstigten Pferd die Sporen gab, sah plötzlich, daß Angélique dem herannahenden Samurai vor Schrecken erstarrt entgegenblickte. »Fliehen Sie, holen Sie Hilfe!« schrie er und versuchte den Mann von neuem zu rammen, der sich abermals zur Seite warf, flink und geschickt Fuß faßte und mit gezücktem Schwert in Angriffsposition stehenblieb.

Der Ablauf der Zeit verlangsamte sich. Phillip Tyrer wußte, daß er tot war. Aber das schien keine Rolle zu spielen, denn in diesem kurzen Augenblick sah er, wie Angélique ihr Pferd herumwarf und unverletzt davonjagte. Er hatte seine Derringer vergessen. Für ihn gab es weder Raum noch Zeit genug zur Flucht.

Einen Sekundenbruchteil lang zögerte der junge Samurai, genoß den Moment des Tötens – und sprang zu. Hilflos versuchte Tyrer zurückzuweichen. Dann erfolgte die Explosion, die Kugel schleuderte den Mann zu Boden, das Schwert verfehlte sein Ziel, verletzte Tyrer zwar am Arm, schlug ihm aber keine ernsthafte Wunde.

Einen Moment vermochte Tyrer nicht zu glauben, daß er noch

lebte; dann sah er, wie Struan, dem das Blut aus der Wunde in seiner Seite floß, im Sattel herumfuhr und die Waffe auf den anderen Samurai richtete, während sein vor Angst rasendes Pferd bockte und stieg.

Wieder drückte Struan ab, die Waffe direkt neben dem Ohr des Pferdes, das durch die Explosion in Panik geriet und so verängstigt davonjagte, daß Struan sich kaum im Sattel zu halten vermochte. Als der Samurai ihn einzuholen versuchte, nutzte Tyrer diese Chance, um seinem Pferd die Sporen zu geben, die Straße hinter sich zu lassen und den beiden in nördlicher Richtung zu folgen.

»*Sonno-jiiii!*« schrie ihnen der Samurai nach, erzürnt, daß sie ihm entkommen waren.

John Canterbury lag im Dreck, vor Schmerzen gekrümmt und stöhnend, nicht weit entfernt von einigen vor Entsetzen erstarrten Passanten, die noch immer mit tief geneigtem Kopf auf dem Boden knieten. Wütend versetzte der junge Samurai Canterburys Zylinder einen Tritt und enthauptete den Kaufmann mit einem einzigen Hieb. Dann reinigte er seine Klinge sorgfältig am Gehrock des Toten und steckte sie in die Scheide zurück.

Ständig zog währenddessen die Kolonne vorbei, als sei nichts geschehen, mit tausend Augen, die alles wahrnahmen und doch nichts sahen. Und auch von den Passanten hob kein einziger den Kopf.

Der andere junge Samurai saß mit gekreuzten Beinen auf dem Boden, hielt sich die Schulter und versuchte, während das Schwert noch blutig quer über seinem Schoß lag, mit seinem Kimono das Blut zu stillen. Sein Landsmann ging zu ihm hin, half ihm auf und säuberte das Schwert am Kimono des nächstbesten Reisenden, einer alten Frau, die vor Angst zitterte, den Kopf aber nicht vom Boden hob.

Beide Männer waren jung und von kräftiger Statur. Sie lächelten einander zu; dann untersuchten sie gemeinsam die Wunde. Die Ku-

gel war glatt durch den Muskel des Oberarms gegangen. Kein Knochen verletzt. Shorin, der ältere, sagte: »Die Wunde ist sauber, Ori.«

»Wir hätten sie alle töten sollen.«

»Karma.«

Inzwischen zog die Gruppe der Samurai mitsamt den acht verängstigten Sänfenträgern vorüber, doch alle taten, als gäbe es weder die beiden Samurai noch den zerstückelten Leichnam.

Die beiden jungen Männer verneigten sich in tiefer Ehrfurcht. Das winzige Seitenfenster der Sänfte wurde ganz kurz geöffnet und dann sofort wieder zugeschoben.

## 2

Hier, Mr. Struan, trinken Sie das«, sagte der Arzt, der vor dem Feldbett stand. Sie befanden sich im Operationsraum der britischen Gesandtschaft in Kanagawa, und es war ihm inzwischen gelungen, die Blutungen weitgehend zum Stillstand zu bringen. Tyrer saß am Fenster auf einem Stuhl. Die beiden waren vor einer halben Stunde eingetroffen. »Danach wird es Ihnen besser gehen.«

»Was ist das?«

»Ein Zaubertrank – hauptsächlich Laudanum, meine ganz persönliche Tinktur aus Opium und Morphin. Er wird Ihre Schmerzen stillen. Ich muß Sie leider ein bißchen zusammenflicken, doch keine Sorge, ich werde Sie mit Äther einschläfern.«

Eine Woge von Angst stieg in Struan auf. Äther war in der Chirurgie erst kürzlich eingeführt und hoch gelobt worden, befand sich aber immer noch im Versuchsstadium. »Ich habe... Ich bin noch nie operiert worden, und ich glaube... ich glaube nicht...«

»Sie brauchen sich keine Sorgen zu machen. In den richtigen Händen sind Narkotika absolut ungefährlich.« Dr. George Babcott war achtundzwanzig, über eins neunzig groß und entsprechend proportioniert. »Ich habe Äther und Chloroform in den letzten fünf bis sechs Jahren häufig benutzt, und zwar mit ausgezeichneten Ergebnissen. Glauben Sie mir, Sie werden nichts spüren, und für den Patienten ist die Narkose ein Gottesgeschenk.«

»Er hat recht, Mr. Struan«, bestätigte Tyrer, der zu helfen versuchte, obwohl ihm klar war, daß es vergeblich sein würde. Sein Arm war bereits mit Jod bepinselt, genäht und verbunden worden und hing in einer Schlinge, und er dankte dem Schicksal, daß seine Wunde relativ oberflächlich war. »An der Universität hatte ich einen Kommilitonen, der mir erzählte, man habe ihm den Blinddarm mit Chloroform herausgenommen, und er habe überhaupt nichts gespürt.« Doch der Gedanke an eine Operation – und den Wundbrand, der nur allzuoft darauf folgte – ängstigte auch ihn.

»Vergessen Sie nicht, Mr. Struan«, sagte Babcott, »es ist fast fünfzehn Jahre her, daß Dr. Simpson anfang, bei Operationen Chloroform zu verwenden. Seitdem haben wir eine Menge gelernt. Ich habe an der Royal Infirmary ein Jahr lang bei ihm studiert, bevor ich auf die Krim geschickt wurde.« Seine Miene verdunkelte sich. »Auch da habe ich eine Menge gelernt. Nun, der Krimkrieg ist vorüber, also keine Sorge, und wenn Sie Glück haben, wird Ihnen das freundliche Laudanum sogar ein paar erotische Träume schenken.«

»Und wenn ich keins habe?«

»Sie haben Glück. Sie haben beide sehr großes Glück gehabt.«

Trotz seiner Schmerzen zwang Struan sich zu einem gequälten Lächeln. »Wir haben Glück, daß wir Sie hier gefunden haben, soviel steht fest.« Instinktiv auf Babcott vertrauend, trank er die farblose Flüssigkeit und sank, vor Schmerzen fast besinnungslos, wieder zurück.



»Nun werden wir Mr. Struan ein bißchen Ruhe gönnen«, schlug Babcott vor. »Sie sollten mitkommen, Mr. Tyrer, wir haben einiges zu tun.«

»Selbstverständlich, Doktor. Struan, kann ich Ihnen etwas bringen, irgend etwas für Sie tun?«

»Nein... Nein, danke. Sie brauchen nicht auf mich zu warten.«

»Unsinn! Selbstverständlich warte ich.« Nervös folgte Tyrer dem Arzt hinaus und schloß die Tür. »Wird er es überstehen?«

»Ich weiß es nicht. Zum Glück sind Samuraiklingen immer sehr sauber und schneiden so scharf wie ein Skalpell. Entschuldigen Sie mich eine Minute. Da ich heute nachmittag der einzige Beamte hier bin, sollte ich mich nun, nachdem ich alles getan habe, was medizinisch möglich ist, wie ein Repräsentant Ihrer Britischen Majestät verhalten.«

Babcott war Sir Williams Stellvertreter. So beorderte er den Gesandtschaftskutter über die Bucht nach Yokohama, um Alarm zu schlagen, schickte einen chinesischen Diensten den Gouverneur holen und einen anderen, in Erfahrung zu bringen, welcher Dai-myō oder Fürst vor ein paar Stunden durch Kanagawa gezogen war, versetzte das sechs Mann starke Militärdetachement in Alarmbereitschaft und schenkte Tyrer einen großen Whisky ein. »Trinken Sie, das ist Medizin. Wie Sie sagten, haben die Mörder Ihnen etwas zugerufen?«

»Ja. Es klang etwa wie ›sonoh... sonnoh-ii‹.«

»Das sagt mir nichts. Machen Sie's sich bequem, ich bin gleich wieder zurück, muß mich nur fertigmachen.« Damit ging er hinaus.

Tyrers Arm mit seinen sieben Nähten schmerzte stark. Obwohl Babcott äußerst geschickt gearbeitet hatte, war es Tyrer schwergefallen, nicht aufzuschreien. Aber er hatte es nicht getan, und das befriedigte ihn ungemein. Was ihn erschreckte, waren die Angstschauder, die ihn immer noch überliefen und ihn wünschen ließen, davonlaufen zu können. »Du bist ein Feigling«, murmelte er, entsetzt

über diese Selbsterkenntnis.

Wie der Operationsraum stank auch das Vorzimmer so stark nach Chemikalien, daß ihm übel wurde. Er trat ans Fenster, atmete tief durch und versuchte vergeblich, einen klaren Kopf zu bekommen; dann trank er einen weiteren Schluck Whisky. Wie immer wirkte der Geschmack scharf und unangenehm auf ihn. Er starrte ins Glas. Schlimme Bilder, die er dort sah, sehr schlimme. Ein Schauer überlief ihn. Er zwang sich, nur die Flüssigkeit zu sehen. Sie war goldbraun, und der Duft erinnerte ihn an sein Zuhause in London, an den Vater, der nach dem Dinner mit seinem Glas vor dem Kaminfeuer saß, während die Mutter zufrieden strickte, zwei Dienstboten den Tisch abräumten und alles warm, gemütlich und sicher war; und er erinnerte ihn an Garroway's, sein bevorzugtes Coffee House am Cornhill, warm, belebt und sicher, und an die Universität, aufregend und freundlich, aber sicher. Sicher. Sein ganzes Leben in Sicherheit – und nun? Wieder drohte die Panik ihn zu überwältigen. Herr im Himmel, was habe ich hier zu suchen?

Nachdem sie entkommen, aber immer noch nicht weit genug von der Tokaidō entfernt waren, hatte Struans durchgehendes Pferd plötzlich gescheut, weil sein halb durchtrennter Schultermuskel versagte, und Struan war zu Boden gefallen. Der Sturz verursachte ihm furchtbare Schmerzen.

Unter großen Schwierigkeiten und immer noch schwach vor Angst hatte Tyrer Struan auf sein eigenes Pferd geholfen, den größeren und schwereren Mann jedoch kaum im Sattel festzuhalten vermocht. Die ganze Zeit hatte er seine Aufmerksamkeit auf den allmählich verschwindenden Zug gerichtet und sich darauf gefaßt gemacht, daß jeden Moment berittene Samurai auftauchten.

»Können Sie sich festhalten?«

»Ich glaube schon.« Struans Stimme klang sehr schwach; er litt

starke Schmerzen. »Angélique – ist sie entkommen?«

»Ja. Diese Teufel haben Canterbury umgebracht.«

»Das hab ich gesehen. Sind Sie... Sind Sie verletzt?«

»Nein, nicht richtig. Glaube ich wenigstens. Nur ein Ritzer am Arm.« Als Tyrer sich den Rock herunterriß, fluchte er vor Schmerz. Die Wunde war ein sauberer Schnitt im fleischigen Teil des Unterarms. Mit einem Taschentuch tupfte er sich das Blut ab, dann benutzte er es als Verband. »Keine Venen oder Arterien verletzt – aber warum sind die so über uns hergefallen? Warum? Wir haben ihnen doch nichts getan.«

»Ich... Ich kann mich nicht umdrehen. Der Bastard hat mich an der Seite erwischt... Wie... Wie sieht es aus?«

Mit äußerster Vorsicht zog Tyrer den Riß in dem wollenen Gehrock auseinander. Die Länge und Tiefe des Schnitts, durch den Sturz noch verschlimmert, erschreckte ihn. Aus der Wunde floß rhythmisch pulsierend Blut und verängstigte ihn noch mehr.

»Nicht so gut. Wir sollten möglichst schnell einen Arzt aufsuchen.«

»Wir sollten... Wir sollten lieber nach Yokohama zurückreiten.«

»Ja. Ja, vermutlich.« Der junge Mann hielt Struan fest und versuchte, klar zu denken. Die Leute auf der Tokaidō zeigten auf sie. Seine Besorgnis wuchs. Kanagawa lag in der Nähe; er konnte mehrere Tempel sehen. »Einer davon muß unserer sein«, murmelte er, einen widerlichen Geschmack im Mund. Dann sah er, daß seine Hände mit Blut bedeckt waren, und sein Herz begann wieder vor Angst zu rasen. Doch als er merkte, daß es zum größten Teil Struans Blut war, beruhigte er sich sofort wieder. »Wir gehen weiter.«

»Was... haben Sie gesagt?«

»Wir reiten nach Kanagawa – das ist nicht weit, und der Weg ist frei. Ich kann mehrere Tempel sehen, einer davon muß unserer sein. Da müßte eine Fahne wehen.« Nach japanischem Brauch waren die Gesandtschaften in Gebäudeteilen von buddhistischen Tem-

peln untergebracht. Denn da nur Tempel oder Klöster über Räume in entsprechender Größe und Zahl verfügten, hatten die Bakufu einige davon beschlagnahmen lassen, bis die jeweiligen Residenzen fertiggestellt waren.

»Können Sie sich noch halten, Mr. Struan? Ich werde das Pferd führen.«

»Ja.« Er sah zu seinem eigenen Reittier hinüber, das jämmerlich wieherte und, obwohl es das Bein nicht bewegen konnte, immer wieder zu laufen versuchte. Aus der tiefen Schwertwunde floß Blut. Zitternd stand es da. »Erlösen Sie es von seinen Qualen, dann gehen wir weiter.«

Tyrer hatte noch nie ein Pferd erschossen. Er wischte sich den Schweiß von den Händen. Die Derringer war ein doppelläufiger Hinterlader mit zwei neumodischen Bronzepatronen, die Kugel, Pulver und Zünder enthielten. Das Pferd wollte vor ihm zurückweichen, kam aber nicht weit. Sekundenlang streichelte er ihm beruhigend den Kopf, dann setzte er ihm die Derringer ans Ohr und drückte ab. Daß der Tod so plötzlich eintrat, überraschte ihn ebenso wie der Krach, den die Pistole machte. Er steckte sie in die Tasche zurück.

Immer noch wie in Trance wischte er sich abermals die Hände trocken. »Wir sollten uns von der Straße fernhalten, Mr. Struan. Hier draußen ist es sicherer.«

Bei den vielen Gräben und Bächen, die sie durchqueren mußten, brauchten sie sehr viel länger als anfangs erwartet. Zweimal hätte Struan fast das Bewußtsein verloren, und Tyrer gelang es gerade noch, ihn vor einem weiteren Sturz zu bewahren. Die Bauern auf den Reisfeldern taten entweder, als sähen sie nichts, oder starrten sie unhöflich an, um dann an ihre Arbeit zurückzukehren. Tyrer verfluchte sie und stapfte weiter.

Der erste Tempel war leer, bis auf ein paar verängstigte, kahlköpfige Buddhistenmönche in orangefarbenen Gewändern, die sofort,

als sie ihrer ansichtig wurden, davonhuschten und sich in die inneren Gemächer zurückzogen. Im Vorhof gab es einen kleinen Brunnen. Dankbar trank Tyrer das kühle Wasser, dann füllte er den Becher noch einmal und brachte ihn Struan, der zwar trank, vor Schmerzen aber kaum etwas zu sehen vermochte.

»Danke. Wie... Wie weit ist es noch?«

»Nicht mehr weit«, antwortete Tyrer, obwohl er den Weg nicht kannte, doch er versuchte tapfer zu sein. »Wir müßten jeden Augenblick dort sein.«

Hier gabelte sich der Weg; der eine Pfad führte zur Küste und zu einem weiteren Tempel, hoch über den Häusern des Dorfes, der andere tiefer in die Ortschaft hinein und zu einem dritten Tempel. Aus keinem besonderen Grund entschied er sich für den Weg zur Küste.

Der Pfad verlief nach Osten, und obwohl in diesem Gewirr von Gäßchen nirgends ein Mensch zu sehen war, schienen sie überall von Augen beobachtet zu werden. Dann sah er das Haupttor des Tempels und den Union Jack und die Soldaten in der scharlachroten Uniform und hätte vor Erleichterung und Stolz beinah geweint, denn kaum hatte man sie gesehen, da eilte ein Soldat ihnen schon zu Hilfe, ein anderer lief den Sergeant der Wache holen, und im Handumdrehen stand der riesige Dr. Babcott vor ihnen.

»Allmächtiger, was zum Teufel ist passiert?«

Es fiel nicht schwer, alles zu erzählen – es gab kaum etwas zu erzählen.

»Haben Sie schon einmal bei einer Operation assistiert?«

»Nein, Doktor.«

Babcott lächelte; mit geschickten Händen entkleidete er den halb bewußtlosen Malcolm Struan so flink, als sei dieser ein Kind. »Nun, das wird sich gleich ändern, eine nützliche Erfahrung für Sie.

Ich brauche Hilfe und bin heute hier ganz allein. Zum Abendessen werden Sie wieder in Yokohama sein.«

»Ich w... will's versuchen.«

»Ihnen wird vermutlich schlecht werden – das kommt vor allem von dem Geruch, aber keine Sorge. Wenn Sie sich erbrechen müssen, dann bitte in die Schüssel da und nicht auf den Patienten.« Wieder warf ihm Babcott einen Blick zu, taxierte ihn, fragte sich, wie verlässlich dieser junge Mann sein mochte, erkannte sein mühsam unterdrücktes Entsetzen und kehrte an seine Arbeit zurück.

»Wir werden ihm jetzt Äther geben, und dann geht's los. Sie waren in Peking, sagten Sie?«

»Ja, Sir, vier Monate lang – ich bin über Shanghai hierhergekommen und erst vor wenigen Tagen eingetroffen.« Tyrer war froh, reden zu können, um seine Gedanken von diesen grausigen Dingen abzulenken. »Das Foreign Office meinte, ein kurzer Aufenthalt in Peking, um die chinesischen Schriftzeichen zu lernen, könnte uns beim Japanischen helfen.«

»Zeitverschwendung. Wenn Sie Japanisch sprechen wollen, wenn Sie es richtig lesen und schreiben lernen wollen, können Ihnen chinesische Schriftzeichen nicht helfen, ganz und gar nichts.« Er schob den reglosen Struan in eine günstigere Position. »Wieviel Japanisch können Sie?«

Tyrers Elend verstärkte sich. »So gut wie gar keins, Sir. Nur ein paar Worte. Man sagte uns, in Peking würde es japanische Grammatiken und Bücher geben, aber das stimmte nicht.«

Trotz seiner ungeheuren Besorgnis über den ganzen Zwischenfall hielt Babcott einen Moment inne und lachte. »Grammatiken sind so selten wie Drachenschwänze, und japanische Wörterbücher gibt es, soweit ich weiß, überhaupt nicht, bis auf das von Father Alvito aus dem Jahre 1601, und das ist portugiesisch – von dem ich nie etwas gesehen, nur etwas gehört habe –, und das, an dem Reverend Priny seit Jahren arbeitet.« Er streifte Struan das weiße, blutdurch-

tränkte Seidenhemd ab. »Sprechen Sie Holländisch?«

»Auch nur ein paar Worte. Eigentlich sollten alle angehenden Dolmetscher für Japan einen sechsmonatigen Kurs absolvieren, aber das Foreign Office hat uns mit dem erstbesten Dampfer losgeschickt. Warum ist Holländisch die offizielle Fremdsprache, die von der japanischen Bürokratie benutzt wird?«

»Ist es nicht. Das F.O. irrt sich, und es irrt sich in vielerlei Hinsicht. Aber es ist die einzige europäische Sprache, die gegenwärtig von einigen Bakufu gesprochen wird – ich werde ihn jetzt ganz leicht anheben, und Sie ziehen ihm die Stiefel und anschließend die Hose aus, aber vorsichtig.«

Ungeschickt, nur mit seiner gesunden Linken, gehorchte Tyrer.

Nun lag Struan nackt auf dem Operationstisch. Dahinter waren chirurgische Instrumente, Salben und Fläschchen aufgereiht. Babcott wandte sich ab und legte eine schwere, wasserdichte Schürze an. Sofort sah Tyrer in ihm nur noch den Schlachter. Der Magen drehte sich ihm um, und er schaffte es gerade noch zum Becken.

Babcott seufzte. Wie viele hundert Male hab ich mir die Seele aus dem Leib gekotzt! Aber ich brauche unbedingt Hilfe, also muß dieses Bübchen erwachsen werden. »Kommen Sie, wir müssen schnell arbeiten.«

»Ich kann nicht, ich kann einfach nicht...«

Sofort wurde der Ton des Arztes gröber. »Sie kommen jetzt sofort und helfen mir, oder Struan wird sterben, und bevor ich das zulasse, werde ich Ihnen die Hölle heiß machen!«

Unsicher kehrte Tyrer an seine Seite zurück.

»Nicht hier, verdammt noch mal – mir gegenüber! Halten Sie seine Hände fest!«

Bei Tyrers Berührung schlug Struan ganz kurz die Augen auf; dann versank er, lautlos die Lippen bewegend, wieder in seinem Alptraum.

»Ich bin's«, murmelte Tyrer, der nicht wußte, was er sonst sagen

sollte.

Auf der anderen Tischseite entkorkte Babcott die kleine, unbeschriftete Flasche und goß ein wenig gelblich-ölige Flüssigkeit auf einen dicken Leinenbausch. »Halten Sie ihn fest«, befahl er und preßte Struan den Bausch auf Mund und Nase.

Sofort hatte Struan das Gefühl, ersticken zu müssen; er versuchte den Bausch zu packen und mit erstaunlicher Kraft wegzureißen. »Um Gottes willen, halten Sie ihn doch fest!« fauchte Babcott. Seinen verletzten Arm vergessend, packte Tyrer abermals Struans Handgelenke, schrie auf, vermochte ihn jedoch festzuhalten, obwohl die Ätherdämpfe ihn abstießen. Immer weiter wehrte sich Struan, drehte und wand sich, suchte zu entkommen, fühlte sich unerbittlich in diesen bodenlosen Pfuhl hinabgezogen. Allmählich ließen seine Kräfte nach und erlahmten schließlich ganz.

»Ausgezeichnet«, lobte Babcott. »Erstaunlich, wie stark die Patienten manchmal sind.« Er drehte Struan auf den Bauch und legte das wahre Ausmaß der Wunde frei, die im Rücken begann und sich unter dem Rippenbogen bis fast zum Nabel herumzog. »Beobachten Sie ihn sorgfältig, und wenn er sich rührt – wenn ich Ihnen befehle, ihm noch einmal Äther zu geben...« Aber Tyrer war schon wieder am Becken. »Beeilen Sie sich!«

Babcott wartete nicht auf ihn, sondern arbeitete mit fliegenden Händen. Er war an Operationen unter weit schlimmeren Umständen gewöhnt: die Krim mit Zehntausenden von sterbenden Soldaten – hauptsächlich Cholera, Ruhr, Pocken –, all die Verwundeten, die Schreie in der Nacht und am Tag, und dann in der Nacht die Lady mit der Lampe, die Ordnung in das Chaos der Lazarette brachte, Schwester Florence Nightingale, die befahl, gut zuredete, bat und bettelte und immer irgendwie ihre neuen Ideen umsetzte, die säuberte, was schmutzig war, Hoffnungslosigkeit und sinnlosen Tod verbannte und dennoch immer Zeit hatte, zu allen Stunden der Nacht die Kranken und Bedürftigen zu besuchen, mit der Öl-



oder Kerzenlampe in der Hand von einem Bett zum anderen ging.

»Keine Ahnung, wie sie das geschafft hat«, murmelte er.

»Sir?«

Flüchtig blickte er auf und sah Tyrer, der ihn mit schneeweißem Gesicht anstarrte. Er hatte ihn vergessen. »Ich dachte gerade an die Lady mit der Lampe«, antwortete er, ließ seinen Mund reden, um wieder ruhiger zu werden, ohne daß es seine Konzentration auf die durchschnittenen Muskeln und beschädigten Adern beeinträchtigte. »Florence Nightingale. Mit nur achtunddreißig Krankenschwestern ging sie auf die Krim und senkte innerhalb von vier Monaten die Todesrate von vierzig pro Hundert auf etwa zwei – pro Hundert.«

Tyrer kannte die Statistik. »Wie war sie eigentlich – als Mensch?«

»Schrecklich – wenn man nicht alles genauso sauber hielt, wie sie es verlangte. Davon abgesehen göttergleich – im allerchristlichsten Sinn. Geboren war sie in Florenz – daher ihr Name –, obwohl sie durch und durch Engländerin war.«

»Ja.« Tyrer spürte die Herzlichkeit des Arztes. »Wundervoll. Absolut wundervoll. Haben Sie sie gut gekannt?«

Babcotts Blick wich nicht von der Wunde und seinen geschickten Fingern, die den wie befürchtet beschädigten Teil des Darms ertasteten und fanden. Ohne es zu merken, fluchte er. Behutsam begann er das andere Ende zu suchen. Der Gestank wurde stärker. »Sie sprachen vom Holländischen. Wissen Sie, warum einige Japaner Holländisch sprechen?«

Mit einer enormen Anstrengung riß Tyrer den Blick von den Fingern los und versuchte seine Nasenlöcher zu verschließen. Er spürte, wie sich sein Magen hob, vermochte ihn aber unter Kontrolle zu halten. »Nein, Sir.«

Struan regte sich. Sofort ordnete Babcott an: »Geben Sie ihm Äther... so ist's recht. Nicht zu fest zudrücken... gut. Gut gemacht. Wie fühlen Sie sich?«

»Furchtbar.«

»Macht nichts.« Wieder begannen die Finger zu arbeiten, scheinbar unabhängig vom Willen des Arztes; dann hielten sie inne. Behutsam legten sie den anderen Teil des durchtrennten Darmes frei. »Waschen Sie sich die Hände; dann geben Sie mir die eingefädelte Nadel – da, auf dem Tisch.«

Tyrer gehorchte.

»Gut. Danke.« Babcott begann zu nähen. Sehr präzise.

»Seine Leber ist nicht verletzt, ein bißchen geprellt, aber nicht eingeschnitten. Auch seine Niere ist in Ordnung. *Ichibon* – das heißt »sehr gut« auf japanisch. Ich habe ein paar japanische Patienten. Als Bezahlung für meine Arbeit lehren sie mich Wörter und Sätze. Wenn Sie wollen, helfe ich Ihnen beim Lernen.«

»Ich wäre... Das wäre wunderbar – *ichibon*. Es tut... Es tut mir leid, daß ich so nutzlos bin.«

»Das sind Sie nicht. Ich kann das hier nicht allein machen. Ich, na ja, ich kriege Angst. Komisch, aber es ist so.« Sekundenlang füllten seine Finger den Raum.

Tyrer musterte Struans Gesicht, das jede Farbe verloren hatte, während es vor einer Stunde noch gerötet gewesen war, verzerrt und unheimlich, mit immer wieder zuckenden Lidern. Seltsam, dachte er, seltsam, wie unglaublich nackt Struan jetzt wirkt. Vor zwei Tagen kannte ich noch nicht einmal seinen Namen, und nun sind wir wie Brüder verbunden, nun ist das ganze Leben verändert, wird für uns beide verändert sein, ob wir es wollen oder nicht. Und ich weiß, daß er tapfer ist und daß ich es nicht bin.

»Ach ja, Sie fragten nach dem Holländischen«, fuhr Babcott fort, fast ohne darauf zu achten, was er sagte, ausschließlich auf seine Arbeit konzentriert. »Seit etwa 1640 waren die Japaner von der Außenwelt abgeschnitten und haben, von China abgesehen, nur Kontakt mit Holländern gehabt. Allen anderen war es verboten, in Japan zu landen, vor allem den Spaniern und Portugiesen. Die Japaner mögen die Katholiken nicht, weil diese sich damals, im 17.

Jahrhundert, in ihre Politik eingemischt haben. Einmal, so geht die Sage, wäre Japan fast katholisch geworden. Wissen Sie etwas darüber?»

»Nein, Sir.«

»Die Holländer aber wurden geduldet, weil sie keine Missionare mitbrachten, sondern nur Handel treiben wollten.« Sekundenlang hielt er inne, während seine Hände weiterhin feine, saubere Nähte setzten. Dann erzählte er weiter. »Also durften ein paar Holländer – immer nur Männer, niemals Frauen – hier bleiben, doch nur unter äußerst strengen Auflagen und auf eine künstliche, drei Morgen große Insel namens Deshima im Hafen von Nagasaki beschränkt. Die Holländer beachteten jede Vorschrift, die die Japaner erließen, und machten Kotau, während sie dabei reich wurden. Sie brachten Bücher ins Land, wenn man es ihnen erlaubte, handelten, wenn man es ihnen erlaubte, und stellten den Chinahandel auf die Beine, der für Japan lebenswichtig ist: chinesische Seide und Silber gegen Gold, Papier, Lack, Eßstäbchen – kennen Sie die?«

»Ja, Sir. Ich war drei Monate in Peking.«

»Ach ja, entschuldigen Sie. Na, macht nichts. Den holländischen Journalen des 17. Jahrhunderts zufolge entschied der erste der Toranaga-Shōgun, daß ausländischer Einfluß gegen Japans Interessen sei, also riegelte er das Land ab und bestimmte, daß die Japaner weder seetüchtige Schiffe bauen noch das Land verlassen durften, daß jeder, der das dennoch tat, niemals zurückkehren durfte, und wenn er es doch tat, sollte er auf der Stelle getötet werden. Dieses Gesetz gilt immer noch.« Seine Finger hielten sekundenlang inne, und er fluchte, weil der dünne Faden gerissen war. »Geben Sie mir die andere Nadel. Man kann hier kein anständiges Katgut kriegen, obwohl diese Seide hier auch ganz gut geht. Versuchen Sie, eine weitere Nadel einzufädeln, aber waschen Sie sich zuerst die Hände, und hinterher, wenn Sie damit fertig sind, noch einmal. Danke.«

Tyrer war froh, etwas tun zu können, und wandte sich ab, doch

seine Finger waren hilflos. Wieder stieg die Übelkeit in ihm hoch. Sein Kopf pochte. »Was sagten Sie von den Holländern?«

»Ach ja. Also begannen die Holländer und Japaner vorsichtig voneinander zu lernen, obwohl es den Holländern offiziell verboten war, Japanisch zu lernen. Vor etwa zehn Jahren gründeten die Bakufu eine Sprachschule für Holländisch...« Beide Männer hörten eilige Schritte.

Hastiges Klopfen. Draußen stand der schwitzende Sergeant, der dazu erzogen war, nicht einzutreten, wenn operiert wurde. »Verzeihen Sie, wenn ich störe, Sir, aber da kommen vier von den verdammten Mistkerlen die Straße runter. Sieht aus wie eine Abordnung. Allesamt Samurai.«

Der Arzt nähte weiter. »Ist Lim bei ihnen?«

»Jawohl, Sir.«

»Führen Sie sie ins Empfangszimmer und sagen Sie Lim, er soll sich um sie kümmern. Ich komme, sobald ich hier fertig bin.«

»Jawohl, Sir.« Der Sergeant warf einen letzten, starren Blick auf den Tisch und floh.

Der Arzt beendete eine weitere Naht, verknotete den Faden, durchschnitt ihn, tupfte die blutende Wunde ab und begann von neuem. »Lim ist einer unserer chinesischen Helfer. Unsere Chinesen verrichten den größten Teil unserer Botengänge – nicht etwa, daß sie Japanisch sprechen oder besonders vertrauenswürdig wären.«

»Wir... Genauso war es... In Peking haben wir dasselbe erlebt, Sir. Schreckliche Lügner.«

»Die Japaner sind schlimmer – aber irgendwie stimmt auch das nicht ganz. Es ist nicht so, daß sie Lügner sind, es ist nur so, daß die Wahrheit beweglich und von der Laune des Sprechers abhängig ist. Es wäre sehr wichtig, daß Sie möglichst schnell Japanisch lernen. Wir haben keinen einzigen Dolmetscher, jedenfalls nicht unter unseren Landsleuten.«

Tyrer starrte ihn sprachlos an. »Gar keinen?«

»Gar keinen. Der englische Padre spricht ein wenig, aber den können wir nicht einsetzen, denn die Japaner mißtrauen Missionaren und Priestern. In der Niederlassung haben wir nur drei, die Holländisch sprechen – einen Holländer, einen Schweizer, der unser Dolmetscher ist, und einen Händler von der Kapkolonie, aber keinen einzigen Briten. In der Niederlassung sprechen wir so einen Mischmasch von Lingua franca namens ›Pidgin‹, genau wie in Hongkong, Singapur und den anderen chinesischen Handelshäfen, und benutzen Compradores, eingeborene Handelsagenten.«

»So war es in Peking auch.«

Babcock hörte den gereizten Ton, aber noch deutlicher die unterschwellige Gefahr. Als er aufblickte, sah er sofort, daß Tyrer kurz vor dem Zusammenbruch stand und jede Sekunde wieder erbrechen würde. »Sie machen das großartig«, versicherte er aufmunternd; dann richtete er sich auf, um den Rücken zu entlasten, während der Schweiß ihm übers Gesicht strömte. Wieder beugte er sich über den Liegenden. Sehr behutsam bettete er den reparierten Darm in die Bauchhöhle zurück und begann, von innen nach außen arbeitend, einen weiteren Schnitt zu nähen. »Wie hat Ihnen Peking gefallen?« erkundigte er sich, obwohl es ihm gleichgültig war, aber er wollte, daß Tyrer redete. Besser als ein Ausbruch, dachte er. Kann mich nicht um ihn kümmern, bis dieses arme Schwein hier zugenäht ist. »Ich selber bin noch nie da gewesen. Wie hat es Ihnen gefallen?«

»Ich, na ja... ja, ja, sehr gut.« Obwohl ihn ein wahnsinniger Kopfschmerz quälte, versuchte Tyrer seinen Verstand zusammenzunehmen. »Die Mandschus sind im Augenblick ruhig, deswegen konnten wir uns überall ungefährdet bewegen.« Die Mandschus, ein Nomadenstamm aus der Mandschurei, hatten China 1644 erobert und regierten nun als die Ch'ing-Dynastie. »Wir konnten ohne... ohne weiteres umherfahren... die Chinesen waren... nicht allzu freundlich, aber...« Der Geruch wurde immer schlimmer. Ein Krampf durchlief

ihn, und er erbrach sich wieder, dann kehrte er, immer noch mit der Übelkeit kämpfend, an den Tisch zurück.

»Sie sagten... die Mandschus...?«

Plötzlich hatte Tyrer das Bedürfnis, laut herauszuschreien, daß ihn die Mandschus und Peking und alles einen Dreck kümmerten. Am liebsten wäre er vor dem Gestank und seiner Hilflosigkeit davon gelaufen. »Zum Teufel mit...«

»Reden Sie mit mir! Reden Sie!«

»Man... Man sagte uns, daß... daß sie normalerweise ein arrogantes und unangenehmes Pack seien, und man merkt deutlich, daß die Chinesen die Mandschus auf den Tod hassen.« Tyrers Stimme klang belegt, aber je mehr er sich konzentrierte, desto geringer wurde das Bedürfnis zu fliehen. Also fuhr er zögernd fort: »Wie es... Wie es scheint, haben sie alle furchtbare Angst, daß der Tai'ping-Aufstand sich von Nanking aus verbreitet und auch Peking erfaßt, und das wäre dann das Ende von...« Er hielt inne und lauschte gespannt. Er hatte einen furchtbaren Geschmack im Mund, und sein Kopf hämmerte immer stärker.

»Was ist?«

»Ich... Ich dachte, ich hätte etwas gehört.«

Babcock lauschte, hörte aber nichts. »Erzählen Sie weiter, von den Mandschus.«

»Nun, ja, die, äh, der Tai'ping-Aufstand. Man sagt, daß in den letzten paar Jahren über zehn Millionen Bauern umgebracht worden oder verhungert sind. Aber in Peking ist es ruhig – gewiß, das Niederbrennen und Plündern des Sommerpalastes durch britische und französische Truppen, das Lord Bigin als Vergeltungsmaßnahme anordnete, war den Mandschus eine Lehre, die sie so schnell nicht wieder vergessen werden. Die werden so bald keinen Briten mehr umbringen. Wird denn Sir William so etwas hier nicht auch anordnen? Eine Vergeltungsmaßnahme?«

»Wenn wir wüßten, gegen wen wir die Vergeltungsmaßnahmen

richten müßten, hätten wir schon damit begonnen. Aber gegen wen? Wegen ein paar unbekannter Mörder kann man nicht einfach Edo beschießen...«

Zornige Stimmen, das Englisch des Sergeants gegen gutturales Japanisch, unterbrachen sie. Dann wurde die Tür von einem Samurai aufgerissen, während hinter ihm zwei andere, das Schwert halb aus der Scheide gezogen, den Sergeant bedrohten und zwei Grenadiere mit gegen den Feind gerichteten Hinterladern im Gang standen. Der vierte Samurai, ein älterer Mann, betrat den Raum. Entsetzt, Canterburys Tod vor Augen, wich Tyrer bis an die Wand zurück.

»*Kinjiru!*« brüllte Babcott, und alle erstarrten. Sekundenlang sah es aus, als wolle der ältere Samurai, ebenfalls wütend geworden, das Schwert ziehen und angreifen. Dann fuhr Babcott, das Skalpell in der riesigen Faust, Blut an Händen und Schürze, zu ihnen herum und baute sich, ein gigantischer, diabolischer Mann, vor ihnen auf. »*Kinjiru!*« befahl er abermals; dann deutete er mit dem Skalpell zur Tür. »Hinaus! *Dete. Dete... dozo.*« Erbst funkelte er sie alle an; dann kehrte er ihnen den Rücken zu und fuhr fort zu nähen und zu tupfen. »Sergeant, begleiten Sie die Herren ins Empfangszimmer – höflich!«

»Jawohl, Sir!« Mit der Hand winkte er den Samurai, die erregt miteinander diskutierten. »*Dozo*«, sagte er, und leise: »Nun kommt schon, ihr miesen, kleinen Schweine.« Wieder winkte er ihnen. Der ältere Samurai gab den anderen ein gebieterisches Zeichen und stapfte davon. Sofort verneigten sich seine drei Begleiter und folgten ihm.

Unbeholfen wischte sich Babcott mit dem Handrücken einen Schweißtropfen vom Kinn, dann setzte er seine Arbeit fort. »*Kinjiru* heißt, es ist verboten«, erklärte er und zwang sich zu einem ruhigen Ton, obwohl sein Herz so rasend klopfte wie immer, wenn Samurai mit gezogenen oder auch nur halb gezogenen Schwertern in der Nähe waren und er keine entsicherte Pistole in der Hand

hielt. Zu oft hatte man ihn zu dem gerufen, was diese Schwerter anrichten konnten, bei Europäern und den Japanern selbst, denn Kämpfe und Samurai-Fehden gab es in Yokohama, Kanagawa und den umliegenden Dörfern ständig. »*Dozo* heißt ›bitte‹, *dete* ›gehen Sie hinaus‹. Bei den Japanern ist es sehr wichtig, immer bitte und danke zu sagen. ›Danke‹ heißt *domo*. Selbst wenn Sie schreien, müssen Sie diese Wörter benutzen.« Er warf Tyrer, der noch immer zitternd an der Wand stand, einen kurzen Blick zu. »Im Schrank ist Whisky.«

»Es... Es geht mir gut.«

»Das tut es nicht, Sie stehen unter Schock. Trinken Sie eine tüchtige Portion Whisky. In kleinen Schlucken. Sobald ich hier fertig bin, gebe ich Ihnen etwas gegen die Übelkeit. Sie brauchen sich keine Sorgen zu machen! Verstanden?«

Tyrer nickte. Tränen strömten ihm übers Gesicht, die er nicht aufhalten konnte, und er vermochte kaum zu gehen. »Was ist... Was ist denn nur los mit... mir?« fragte er keuchend.

»Das ist nur der Schock, nicht weiter schlimm. Das geht vorüber. Das ist im Krieg völlig normal, und hier sind wir im Krieg. Ich bin gleich fertig. Dann werden wir uns um diese Mistkerle kümmern.«

»Wie... Wie wollen Sie das anfangen?«

»Ich weiß es nicht.« Eine gewisse Schärfe lag plötzlich im Ton des Arztes, als er die Wunde abermals mit einem frischen Leinentupfer von dem ständig kleiner werdenden Stapel säuberte – es mußte immer noch einiges genäht werden. »Das Übliche, vermutlich. Mit den Händen gestikulieren und ihnen erklären, unser Gesandter werde ihnen die Hölle heiß machen und herausfinden wollen, wer Sie angegriffen hat. Natürlich werden sie jede Kenntnis von dem Vorfall abstreiten und damit vermutlich recht haben – sie scheinen niemals irgend etwas über irgend etwas zu wissen. Sie sind ganz anders als alle Menschen, denen ich jemals begegnet bin. Ich weiß nicht, ob sie ganz einfach dumm sind oder schlau und verschlossen bis



zur Genialität. Wir scheinen nicht in ihre Gesellschaft eindringen zu können – unsere Chinesen auch nicht –, wir haben keine Verbündeten unter ihnen, können keinen von ihnen bestechen, damit er uns hilft, können nicht einmal direkt mit ihnen reden. Wir sind alle so hilflos. Fühlen Sie sich jetzt besser?»

Tyrer hatte ein bißchen Whisky getrunken. Zuvor hatte er sich voll Scham die Tränen abgewischt, den Mund ausgespült und Wasser über den Kopf gegossen. »Eigentlich nicht... aber danke. Es geht schon. Was ist mit Struan?«

Nach einer kurzen Pause antwortete Babcott: »Ich weiß es nicht. Man weiß es nie genau.« Beim Klang weiterer Schritte begann sein Herz wieder zu rasen. Tyrer erbleichte. Ein Klopfen. Und schon wurde die Tür aufgerissen.

»Großer Gott!« stieß Jamie McFay hervor, ganz auf den blutbesudelten Tisch und die riesige Wunde in Struans Seite konzentriert. »Wird er wieder gesund?«

»Hallo, Jamie«, grüßte Babcott. »Haben Sie schon gehört...«

»Ja, wir kommen gerade von der Tokaidō, haben Mr. Struans Spur zu folgen versucht, Dimitri ist draußen. Alles in Ordnung, Mr. Tyrer? Diese Schweine haben Canterbury in Stücke zerhackt und für die Krähen liegenlassen...« Wieder stürzte Tyrer zum Becken. McFay blieb unsicher an der Tür stehen. »Um Gottes willen, George – wird Mr. Struan wieder gesund?«

»Ich weiß es nicht!« fuhr Babcott auf, und seine niemals endende Hilflosigkeit angesichts des Nichtwissens explodierte in heißem Zorn, weil er nicht begriff, warum manche Patienten am Leben blieben und andere, weniger schwer verwundet, sterben mußten, warum manche Wunden faulten, andere dagegen heilten. »Er hat literweise Blut verloren, ich habe einen durchtrennten Darm genäht, drei Schnitte, drei Venen und zwei Muskeln müssen noch genäht, die Wunde muß geschlossen werden, und Gott allein weiß, wieviel Fäule aus der Luft sie infiziert hat, falls es das ist, woher die Krankhei-

ten und die Gangräne kommen. Ich weiß es nicht! Ich-weiß-es-verdammt-noch-mal-nicht! Und jetzt verschwindet endlich von hier, kümmert euch um diese vier Bakufu-Schweine und findet heraus, wer zum Teufel das hier zu verantworten hat!«

»Ja, ja, natürlich, tut mir leid, George«, sagte McFay, außer sich vor Angst und Sorge und entsetzt über diesen Ausbruch von Babbott, der normalerweise unerschütterlich war. Und setzte hastig hinzu: »Wir werden's versuchen – Dimitri ist mitgekommen – aber wir wissen, wer es getan hat, wir haben uns an den chinesischen Ladenbesitzer im Dorf gehalten. Es ist verdammt merkwürdig, die Samurai waren alle aus Satsuma und...«

»Wo zum Teufel ist denn das?«

»Das ist ein Königreich in der Nähe von Nagasaki auf der Südin- sel, hat er gesagt, sechs- bis siebenhundert Meilen entfernt, und...«

»Was zum Teufel haben die hier zu suchen?«

»Das wußte er nicht, aber er hat geschworen, daß sie in Hodogaya übernachten – das ist eine Station an der Tokaidō knapp zehn Meilen von hier entfernt, Phillip –, und sie hatten ihren König bei sich.«

### 3

Sanjiro, Herr von Satsuma – ein massiger, bärtiger Mann von zweiundvierzig Jahren –, sah seinen zuverlässigen Ratgeber aus unerbittlichen Augen an. »War dieser Überfall gut oder schlecht?«

»Gut, Herr«, antwortete Katsumata leise, denn er wußte, daß überall Spione lauerten. Die beiden Männer waren allein; sie knieten einander im besten Quartier einer Herberge in Hodogaya ge-

genüber, einer dörflichen Station an der Tokaidō, kaum zwei Meilen landeinwärts von der Niederlassung.

»Warum?« Sechs Jahrhunderte lang hatten Sanjiros Vorfahren über Satsuma geherrscht, dem – abgesehen von seinen verhaßten Feinden, der Toranaga-Sippe – reichsten und mächtigsten Lehen ganz Japans, und fanatisch seine Unabhängigkeit verteidigt.

»Er wird Zorn säen zwischen dem Shōgunat und den Gai-Jin«, erklärte Katsumata, ein magerer, stahlharter Mann, Schwertmeister und berühmtester aller *jensei* – Lehrer – für Kriegskunst in der Provinz Satsuma. »Je mehr diese Hunde in Streit geraten, desto schneller wird es zum Kampf kommen, je schneller es zum Kampf kommt, desto besser, denn das wird dazu beitragen, die Toranagas und ihre Marionetten endlich zu stürzen, und wird Ihnen die Möglichkeit geben, ein neues Shōgunat einzusetzen, einen neuen Shōgun, neue Beamte, wobei Satsuma vorrangig vertreten sein wird und Sie selbst einer der neuen *roju* werden.« Roju war eine andere Bezeichnung für den Rat der Fünf Ältesten, der im Namen des Shōgun regierte.

Einer der *roju*! Warum denn, dachte Sanjiro insgeheim. Warum nicht Oberster Minister? Warum nicht Shōgun – ich verfüge über die erforderliche Abstammung. Zweieinhalb Jahrhunderte Toranaga-Shōgunat ist mehr als genug. Nobusada, der vierzehnte, sollte endlich der letzte sein – und beim Haupte meines Vaters – er wird der letzte sein!

Dieses Shōgunat war 1603 vom Kriegsherrn Yoshi Toranaga nach dem Sieg in der Schlacht von Sekigahara eingesetzt worden, in der Yoshis Legionen vierzigtausend Feindesköpfe erbeutet hatten. So hatte er jede Opposition eliminiert und Nippon, das Land der Götter, wie die Japaner ihr Land nannten, zum erstenmal in der Geschichte unter seiner Herrschaft vereint.

Unverzüglich akzeptierte dieser brillante General und Administrator, in dessen Hand nun die absolute weltliche Macht lag, von ei-

nem machtlosen Kaiser dankbar den Titel Shōgun oder Kronfeldherr, den höchsten Rang, den ein Sterblicher erreichen kann, und wurde dadurch legal als Diktator bestätigt. Umgehend machte er sein Shōgunat erblich und verfügte, daß forthin sämtliche weltlichen Angelegenheiten einzig in die Zuständigkeit des Shōgun, die geistlichen hingegen in die des Kaisers fallen sollten.

Während der letzten acht Jahrhunderte lebte der Kaiser, der Sohn des Himmels, mit seinem Hofstaat weltabgeschieden in seinem ummauerten Kaiserlichen Palast zu Kyōto. Nur einmal im Jahr verließ er die Mauern, um den heiligen Ise-Schrein aufzusuchen, aber auch dann blieb er den Augen der Menschen verborgen und zeigte sich nicht in der Öffentlichkeit. Selbst innerhalb der Mauern wurde er von fanatischen Erbbeamten und uralten, mystischen Protokollen von allen außer seiner unmittelbaren Familie abgeschirmt.

So gebot der Kriegsherr, der über die Palasttore herrschte und bestimmte, wer ein und aus gehen durfte, de facto auch über den Kaiser und besaß somit seinen Einfluß und seine Macht. Und obwohl alle Japaner fest an seine Göttlichkeit glaubten, in ihm den Sohn des Himmels sahen und akzeptierten, daß er in ununterbrochener Linie seit Anbeginn aller Zeiten von der Sonnengöttin abstammte, unterhielten der Kaiser und sein Hof aufgrund eines historischen Brauchs keine Armee und hatten keine anderen Einnahmen als jene, die ihm der Kriegsherr an seinen Toren zukommen ließ – alljährlich je nach Laune des Mannes.

Jahrzehntelang regierten Shōgun Toranaga, sein Sohn und sein Enkel mit kluger, wenn auch grausamer Hand. Die folgenden Generationen verloren jedoch den Halt, kleinere Beamte usurpierten immer mehr Macht, indem sie ihre eigenen Ämter nach und nach ebenfalls erblich machten. Der Shōgun blieb Titularherrscher, war im Lauf der Zeit jedoch allmählich zur Marionette geworden – doch immer und ausschließlich, genau wie der Rat der Ältesten, aus der Toranaga-Linie gewählt. Nobusada, der gegenwärtige Shōgun,

war vor vier Jahren gewählt worden, als er erst ganze zwölf Jahre alt war.

Doch er wird nicht mehr lange hier auf Erden sein, schwor sich Sanjiro und kam wieder auf das gegenwärtige Problem zurück, das ihn beunruhigte. »Diese Morde, Katsumata, sie könnten, wenn sie auch verdienstvoll sind, die Gai-Jin zu sehr provozieren, und das könnte schlecht sein für Satsuma.«

»Ich kann nichts Schlechtes sehen, Herr. Der Kaiser möchte die Gai-Jin ausweisen, genau wie Sie, genau wie die meisten Daimyos. Daß die beiden Samurai Satsumas sind, wird dem Kaiser auch gefallen. Vergessen Sie nicht, daß Ihr Besuch in Edo äußerst erfolgreich war.«

Drei Monate zuvor hatte Sanjiro den Kaiser Komei durch Verbindungsleute am Kaiserlichen Hof in Kyōto überredet, persönlich mehrere, von Sanjiro vorgeschlagene ›Wünsche‹ zu unterzeichnen und ihn zum Begleiter eines Kaiserlichen Boten zu ernennen, der die Schriftrolle nach Edo überbrachte, wodurch sie offiziell akzeptiert wurde – ein ›Wunsch‹ des Kaisers, der akzeptiert wurde, war nur sehr schwer zu verweigern. Während der letzten zwei Monate hatte er die Verhandlungen geführt, und so sehr sich die Ältesten und ihre Bakufu-Beamten auch drehten und wendeten, er hatte die Oberhand behalten und war nun im Besitz ihrer schriftlichen Zustimmung zu gewissen Reformen, die das gesamte Shōgunat schwächen würden. Vor allem aber besaß er ihre offizielle Zustimmung, die verhaßten, gegen des Kaisers Wunsch unterzeichneten Verträge für ungültig zu erklären, die verhaßten Gai-Jin auszuweisen und das Land so abzuriegeln, wie es vor dem erzwungenen Eindringen Perrys gewesen war.

»Was ist nun aber mit diesen beiden Dummköpfen, die die Kolonne ohne Befehl verließen, um zu töten?« erkundigte sich Sanjiro.

»Jede Tat, die die Bakufu in Verlegenheit bringt, hilft Ihnen.«

»Ich stimme zu, die Gai-Jin haben sich provokant verhalten. Die-

ses Gesindel hatte kein Recht, sich irgendwo in meiner Nähe aufzuhalten. Mein und das kaiserliche Banner, die beide vorangetragen wurden, haben ihnen eindeutig gezeigt, daß das streng verboten ist.«

»Sollen die Gai-Jin die Konsequenzen aus ihrem Verhalten tragen: Sie haben sich gegen unseren Willen den Weg an unsere Küsten erzwungen und sich die Yokohama-Niederlassung angeeignet. Mit den Männern, über die wir jetzt verfügen, könnten wir die Niederlassung bei einem nächtlichen Überfall dem Erdboden gleichmachen und die umgebenden Dörfer niederbrennen. Am besten gleich heute nacht, dann hätten wir das Problem endgültig gelöst.«

»Ja, Yokohama, ein Überfall. Aber an ihre Flotte kommen wir nicht heran, die und ihre Geschütze können wir nicht zerstören.«

»Ja, Herr. Und die Gai-Jin würden sofort zurückschlagen. Ihre Flotte würde Edo beschießen und vernichten.«

»Richtig, und zwar je eher, desto besser. Aber das würde leider nicht das Shōgunat vernichten, das nach Edo gegen mich vorgehen und meine Hauptstadt Kagoshima angreifen würde. Dieses Risiko darf ich nicht eingehen.«

»Ich glaube, daß sie sich mit Edo zufriedengeben werden, Herr. Wenn ihre Basis niedergebrannt ist, müssen sie sich auf ihre Schiffe zurückziehen und davonsegeln, nach Hongkong. Irgendwann in der Zukunft werden sie vielleicht zurückkehren, aber dann müssen sie mit Gewalt landen, um eine neue Basis einzurichten. Und müssen, für sie noch schlimmer, Landtruppen einsetzen, um sie zu halten.«

»Sie haben China gedemütigt. Ihre Kriegsmaschinerie ist unüberwindlich.«

»Wir sind nicht China und wir sind keine Leisetreter und Feiglinge wie die Chinesen, die sich von diesen Aasgeiern ausbluten oder zu Tode erschrecken lassen. Sie wollen handeln, behaupten sie. Gut, wir wollen ebenfalls handeln – um Schußwaffen, Geschütze und Schiffe.« Katsumata lächelte und ergänzte leise: »Wenn wir

Yokohama niederbrennen und zerstören, sollten wir so tun, als sei der Angriff auf Wunsch der Bakufu und des Shōgun erfolgt. Wenn dann die Gai-Jin wiederkommen, wird sich derjenige, der das Shōgunat kontrolliert, zögernd bereit erklären, eine bescheidene Entschädigung zu zahlen, während die Gai-Jin mit Freuden einwilligen werden, im Gegenzug ihre schändlichen Verträge zu zerreißen und unter den Bedingungen Handel zu treiben, die wir ihnen diktieren.«

»Sie werden uns in Kagoshima angreifen«, behauptete Sanjiro. »Wir werden sie nicht zurückschlagen können.«

»Unsere Bucht ist gefährlich für die Schifffahrt, nicht so offen wie Edo, wir haben geheime Küstenbatterien, geheime holländische Kanonen, wir werden mit jedem Monat stärker. Eine derartige Kriegshandlung durch die Gai-Jin würde alle Daimyos, alle Samurai und das ganze Land unter Ihrem Banner zu einer unüberwindlichen Streitmacht vereinigen. An Land können Gai-Jin-Truppen nicht gewinnen. Dies ist das Land der Götter, und auch die Götter werden Ihnen zu Hilfe kommen«, versicherte Katsumata eifrig, obwohl er selbst nicht daran glaubte, aber er wollte Sanjiro manipulieren, wie er es schon seit Jahren tat. »Ein göttlicher Wind, ein Kamikaze-Wind hat die Armada des Mongolen Kublai Khan vor sechshundert Jahren vernichtet, warum nicht heute abermals?«

»Richtig«, gab Sanjiro zu. »Damals haben uns die Götter gerettet. Aber Gai-Jin sind Gai-Jin und somit schändliche Barbaren, und wer weiß, was für Unheil sie noch ausbrüten werden? Töricht, einen Angriff von See her zu provozieren, bevor wir Kriegsschiffe besitzen – obwohl, gewiß, die Götter auf unserer Seite sind und uns beschützen werden.«

Katsumata lachte in sich hinein. Es gibt keine Götter, keinen Himmel, kein Leben nach dem Tod. Daran zu glauben wäre dumm. Ich glaube, was der große Diktator General Nakamura in seinem Todesgedicht gesagt hat: *Vom Nichts ins Nichts, das Schloß Osaka und alles, was ich jemals getan habe, ist nur ein Traum in einem*

*Traum.* »Die Gai-Jin-Niederlassung bietet uns ein so leicht angreifbares Ziel wie niemals zuvor. Die beiden jungen Männer, die auf ihr Urteil warten, haben uns den Weg gezeigt. Ich bitte Sie, schlagen Sie ihn ein.« Er zögerte und senkte die Stimme noch ein wenig. »Es heißt, Herr, daß sie heimliche *shishi* sind.«

Sanjiros Augen verengten sich noch mehr.

Shishi – Männer mit Mut, wegen ihrer Courage und ihrer Heldentaten so genannt – waren junge Revolutionäre, Vorkämpfer eines beispiellosen Aufstands gegen das Shōgunat. Sie waren ein neues Phänomen, und man nahm an, daß sie im ganzen Land nur einhundertfünfzig zählten.

Für das Shōgunat und die meisten Daimyos waren sie Terroristen und Wahnsinnige, die zertreten werden mußten.

Für die meisten Samurai, vor allem die einfachen Krieger, waren sie Loyalisten, die einen alles zerstörenden Kampf für das Gute führten und die Toranagas zwingen wollten, auf das Shōgunat zu verzichten, um die Macht dem Kaiser zurückzugeben, dem sie, wie sie fanatisch glaubten, vor zweieinhalb Jahrhunderten entrissen worden war.

Für viele Bürgerliche, Bauern und Kaufleute, und vor allem für die Schwimmende Welt der Geishas und Freudenhäuser, waren die Shishi der Stoff für Legenden, besungen, beweint und bewundert.

Alle waren sie Samurai, junge Idealisten, die Mehrheit aus den Lehen Satsuma, Choshu und Tosa, einige fanatische Fremdenhasser, die meisten Ronin – Wellenmänner, weil sie so frei wie die Wellen waren –, herrenlose Samurai oder auch Samurai, die von ihrem Herrn wegen Ungehorsams oder eines Verbrechens verstoßen worden und vor der Strafe aus der Provinz geflohen waren oder die freiwillig geflohen waren, weil sie an eine neue, unerhörte Ketzerei glaubten: daß es eine höhere Pflicht gebe als die gegen ihren Herrn oder ihre Familie, eine Pflicht einzig gegenüber dem herrschenden Kaiser.



Vor ein paar Jahren hatte sich die wachsende Shishi-Bewegung zu kleinen, geheimen Zellen formiert, die sich verpflichteten, *bushido* neu für sich zu entdecken, uralte Samurai-Praktiken von Selbstdisziplin, Pflicht, Ehre, Tod, Schwertkunst und anderen kriegsähnlichen Übungen, Dinge, die für alle außer ein paar Sensei, die Bushido am Leben erhalten hatten, längst verloren waren. Verloren, weil Japan seit zweieinhalb Jahrhunderten in Frieden unter der strengen Tora-naga-Herrschaft lebte, die jede kriegsähnliche Betätigung verbot, während Jahrhunderte zuvor der totale Bürgerkrieg geherrscht hatte.

Vorsichtig begannen sich die Shishi zu treffen, zu diskutieren und zu planen. Schwertkampfschulen wurden zu Zentren der Unzufriedenheit. Eiferer und Radikale tauchten in ihrer Mitte auf, einige gut, andere schlecht. Eines jedoch vereinte sie alle – sie waren fanatische Shōgunats-Gegner und strikt dagegen, den Ausländern und ihrem Handel die japanischen Häfen zu öffnen.

Aus diesem Grund hatten sie während der letzten vier Jahre sporadische Überfälle auf die Gai-Jin verübt und eine Revolte gegen den Shōgun Nobusada, den allmächtigen Rat der Ältesten und die Bakufu anzuzetteln begonnen, die theoretisch seinen Befehlen gehorchten und alle Aspekte des Lebens regelten.

Die Shishi hatten einen Schlachtruf erfunden, *sonno-joi* – Ehret den Kaiser und vertreibt die Barbaren –, und hatten geschworen, jeden, der sich ihnen in den Weg stellte, zu beseitigen.

»Selbst wenn sie wirklich Shishi sind«, gab Sanjiro verärgert zurück, »kann ich einen so öffentlich verübten Ungehorsam, und sei er noch so verdienstvoll, nicht ungestraft lassen – ich gebe zu, die Gai-Jin hätten absitzen, niederknien und sich wie zivilisierte Menschen verhalten sollen, jawohl, sie haben meine Männer provoziert. Aber das ist für die beiden keine Entschuldigung.«

»Ich stimme dem zu, Herr.«

»Dann geben Sie mir Ihren Rat«, befahl Sanjiro gereizt. »Wenn sie Shishi sind, wie Sie sagen, und ich sie vernichte oder ihnen befehle,

*seppuku* zu begehen, werde ich noch vor dem Ende dieses Monats ermordet werden, trotz meiner Wachen – versuchen Sie nicht, es abzustreiten, ich weiß es. Schlimm genug, daß ihre Macht so groß ist, obwohl sie fast alle gemeine *goshi* sind.«

»Vielleicht ist das gerade ihre Stärke, Herr«, erwiderte Katsumata. Die *Goshi* waren der unterste Rang der Samurai, stammten zumeist aus mittellosen Familien vom Land, waren kaum mehr als die Bauernkrieger alter Zeiten mit so gut wie gar keiner Hoffnung auf eine Ausbildung und daher ohne Hoffnung auf ein Fortkommen. »Sie haben nichts zu verlieren als ihr Leben.«

»Wenn jemand eine Beschwerde hat, dann höre ich zu, selbstverständlich höre ich zu. Und besondere Männer erhalten eine besondere Ausbildung, zumindest einige von ihnen.«

»Warum erlauben wir ihnen nicht, den Überfall auf die *Gai-Jin* anzuführen?«

»Und wenn es keinen Überfall gibt? Den Bakufu kann ich sie nicht übergeben, unvorstellbar, und auch nicht den *Gai-Jin*!«

»Die meisten *Shishi* sind junge Idealisten, ohne Hirn und ohne Ziel. Ein paar sind Unruhestifter und Gesetzlose, die wir auf dieser Erde nicht brauchen. Einige aber könnten, falls richtig eingesetzt, recht wertvoll sein – ein Spion berichtete mir, Shorin, der Ältere, habe zu der Gruppe gehört, die den Obersten Minister Ii ermordet hat.«

»So ka!«

Das war vor vier Jahren gewesen. Gegen alle Ratschläge hatte Ii, der alles so manipuliert hatte, daß man den Knaben Nobusada zum Shōgun wählte, darüber hinaus eine höchst unpassende Ehe zwischen dem Knaben und der zwölfjährigen Halbschwester des Kaisers angeregt und, was am schlimmsten war, die verhaßten Verträge ausgehandelt und unterzeichnet. Sein Hinscheiden wurde von niemandem bedauert, am wenigsten von Sanjiro.

»Lassen Sie sie herbringen.«

Im Audienzraum servierte eine Dienerin Sanjiro Tee. Katsumata saß neben ihm. Umgeben waren sie von zehn Männern seiner Leibwache. Alle waren bewaffnet. Die beiden Jugendlichen, die etwas tiefer vor ihnen knieten, waren es nicht, doch ihre Schwerter lagen griffbereit auf der Tatami. Ihre Nerven waren gespannt, aber sie ließen es sich nicht anmerken. Die Dienerin verneigte sich ängstlich und zog sich zurück. Sanjiro bemerkte es nicht einmal.

Er nahm die kostbare, kleine Porzellantasse vom Tablett und trank einen Schluck Tee. Der Geschmack des Tees tat ihm gut, und er war froh, Herrscher zu sein und nicht Beherrschter, und während er tat, als bewundere er die Tasse, galt seine eigentliche Aufmerksamkeit den jungen Männern. Die beiden warteten regungslos; sie wußten, daß ihre Zeit gekommen war.

Er wußte so gut wie nichts von ihnen, nur das, was Katsumata ihm berichtet hatte; daß sie, wie ihre Väter vor ihnen, Goshi waren, Fußsoldaten. Jeder bekam einen Sold von einem *koku* jährlich – ein Maß für trockenen Reis, ungefähr fünf Scheffel, das man für ausreichend hielt, um eine Familie ein Jahr lang zu ernähren. Beide stammten aus Dörfern in der Nähe von Kagoshima. Der eine war neunzehn, der andere, der Mann, der verwundet war und nun den Arm verbunden hatte, siebzehn. Beide hatten die exklusive Samuraishule in Kagoshima besucht, die er vor zwanzig Jahren gegründet hatte, um jenen, die besondere Befähigungen aufwiesen, eine spezielle Ausbildung zuteil werden zu lassen, darunter das Studium sorgfältig ausgewählter holländischer Handbücher. Beide waren gute Studenten gewesen, beide waren ledig, beide verbrachten ihre Freizeit damit, ihre Schwertkampfkunst zu vervollkommen. Beide standen irgendwann in der Zukunft für eine Beförderung an. Der Ältere hieß Shorin Anato, der Jüngere Ori Ryoma.

Die Stille lastete schwerer.

Unvermittelt begann er sich mit Katsumata zu unterhalten, als existierten die jungen Männer nicht: »Wenn einige meiner Männer,

und seien sie noch so ehrenwert, seien sie noch so sehr provoziert worden, aus irgendeinem Grund eine Gewalttat begingen, die nicht von mir autorisiert wurde, und blieben diese Männer dann in meiner Reichweite, würde ich sie streng bestrafen müssen.«

»Jawohl, Herr.«

Er sah das Funkeln in den Augen seines Ratgebers. »Ungehorsam ist Dummheit. Wenn diese Männer am Leben bleiben wollten, gäbe es nur eine Möglichkeit für sie: zu fliehen und Ronin zu werden, auch wenn sie dadurch ihren Sold verlören. Eine Verschwendung, ihr Leben zu vernichten, wenn sie wirklich ehrenwert wären.« Dann richtete er den Blick auf die jungen Männer und musterte sie durchdringend. Zu seinem Erstaunen vermochte er in ihren Gesichtern nichts zu lesen, nur eine tiefe, ernste Ruhe. Seine Vorsicht wuchs.

»Sie haben ganz recht, Herr, wie immer«, ergänzte Katsumata. »Es könnte sein, daß solche Männer, falls sie Männer von besonderer Ehre sind und wissen, daß sie Ihre Harmonie gestört haben, die wissen, daß Sie keine andere Wahl haben, als sie streng zu bestrafen, daß diese besonderen Männer selbst als Ronin Ihre Interessen wahren, ja, Ihre Interessen vielleicht sogar fördern werden.«

»Solche Männer gibt es nicht«, erklärte Sanjiro, insgeheim entzückt darüber, daß ihm sein Ratgeber beistimmte. Wieder richtete er den kalten Blick auf die jungen Männer. »Oder?«

Beide versuchten ihn weiterhin offen anzusehen, wurden aber niedergestarrt. Sie senkten den Blick. Shorin, der ältere, sagte leise: »Es... es gibt solche Männer, Herr.«

Das Schweigen wurde schwerer erträglich, während Sanjiro darauf wartete, daß sich der jüngere ebenfalls äußerte. Dann nickte der jüngere Ori kaum wahrnehmbar mit dem tief gesenkten Kopf, legte beide Hände flach auf die Tatami und verneigte sich noch tiefer. »Ja, Herr, es ist so.«

Damit gab sich Sanjiro vorerst zufrieden; ohne weitere Unkosten

hatte er sich ihre Treue gesichert und zwei Spione in der Bewegung – für die Katsumata verantwortlich sein würde.

»Solche Männer würden sehr nützlich sein – falls sie existieren.« Sein Ton war kurz und endgültig. »Katsumata, schreiben Sie sofort einen Brief an die Bakufu und informieren Sie sie, daß zwei Goshi namens –« er überlegte einen Moment, ohne auf das Geraschel im Raum zu achten – »schreiben Sie irgendwelche Namen hinein... heute die Truppe verlassen und ein paar Gai-Jin getötet haben. Die Gai-Jin waren mit Pistolen bewaffnet, die sie drohend auf die Sänfte richteten. Diese beiden Männer, provoziert, wie sie und alle meine Männer waren, entkamen, bevor sie gefangengenommen werden konnten.« Wieder sah er die beiden Männer an. »Was nun euch beide angeht, so werdet ihr zur ersten Nachtwache zurückkommen, um euch das Urteil abzuholen.«

»Herr«, warf Katsumata hastig ein, »dürfte ich vorschlagen, daß Sie Ihrem Brief noch hinzufügen, die beiden seien ausgestoßen, zu Ronin erklärt, ihr Sold sei widerrufen und eine Belohnung auf ihre Köpfe ausgesetzt worden.«

»Zwei Koku. Hängt das in ihren Dörfern aus, wenn wir zurück sind.« Sanjiro richtete den Blick auf Shorin und Ori und bedeutete ihnen, sie könnten gehen. Die beiden verneigten sich tief und verschwanden. Voller Genugtuung sah er, daß ihre Kimonos auf dem Rücken schweißnaß waren, obwohl an diesem Nachmittag keine besondere Hitze herrschte.

»Wegen Yokohama, Katsumata«, sagte er leise, als sie wieder allein waren. »Schicken Sie ein paar von unseren besten Spionen los, um nachzusehen, was sich da abspielt. Befehlen Sie ihnen, bei Einbruch der Nacht wieder zurück zu sein, und befehlen Sie allen Samurai, sich auf den Kampf vorzubereiten.«

»Jawohl, Herr.« Geschickt verbarg Katsumata sein Lächeln.

Als die jungen Männer Sanjiro verließen und die Reihen der Leibwächter passiert hatten, holte Katsumata die beiden ein. »Folgt mir.« Er führte sie durch den Garten zu einer Seitentür, die unbewacht war.

»Geht sofort nach Kanagawa, in die Herberge ›Zu den Mitternachtsblüten‹. Das ist ein sicheres Haus, und dort werden weitere Freunde sein. Schnell!«

»Aber, Sensei«, wandte Ori ein, »wir müssen erst unsere Schwerter und Rüstungen und Geld holen, und...«

»Schweig!« Zornig langte Katsumata in seinen Kimonoärmel und reichte ihnen einen kleinen Beutel mit einigen Münzen. »Nehmt das und zahlt für eure Unverschämtheit das Doppelte zurück. Bei Sonnenuntergang werde ich einigen Männern befehlen, euch zu verfolgen und zu töten, wenn sie euch innerhalb eines *ri* antreffen.« Ein *ri* waren etwa drei Meilen.

»Jawohl, Sensei, ich entschuldige mich für meine Unhöflichkeit.«

»Deine Entschuldigung wird nicht akzeptiert. Ihr seid beide Dummköpfe. Ihr hättet alle vier Barbaren töten sollen, nicht nur den einen – und vor allem das junge Mädchen, denn dann wären die Gai-Jin rasend vor Wut gewesen! Wie oft habe ich es euch schon gesagt? Das sind keine zivilisierten Menschen wie wir, sie sehen die Welt, die Religion und die Frauen ganz anders! Ihr seid unfähig! Ihr seid Dummköpfe! Ihr habt einen guten Angriff begonnen und es dann versäumt, unbarmherzig und ohne Rücksicht auf euer eigenes Leben nachzustoßen. Gezögert habt ihr! Und verloren. Dummköpfe!« wiederholte er. »Alles habt ihr vergessen, was ich euch gelehrt habe.« Wütend versetzte er Shorin mit dem Handrücken einen heftigen Schlag ins Gesicht.

Sofort verneigte sich Shorin, entschuldigte sich mit ein paar zerknirscht gemurmelten Worten, der Anlaß dafür gewesen zu sein, daß der Sensei sein *wa*, die innere Harmonie, verloren habe, und versuchte verzweifelt, den Schmerz zu unterdrücken. Ori stand

stocksteif daneben und wartete auf den zweiten Schlag, der eine rote, heiß brennende Spur hinterließ. Sofort entschuldigte auch er sich zerknirscht und duckte den schmerzenden Kopf voller Angst so tief wie möglich. Einmal hatte ein Kommilitone, der beste Schwertkämpfer von ihnen, Katsumata bei einem Übungskampf eine unhöfliche Antwort gegeben. Ohne Zögern hatte Katsumata das Schwert in die Scheide gesteckt, ihn mit bloßen Händen angegriffen, entwaffnet, gedemütigt, ihm beide Arme gebrochen und ihn auf ewig in sein Dorf verbannt.

»Bitte, entschuldigen Sie, Sensei«, flüsterte Shorin. Er meinte es ernst.

»Geht in die Herberge ›Zu den Mitternachtsblüten‹. Wenn ich euch eine Nachricht sende, gehorcht sofort und tut, was ich verlange, eine zweite Chance wird es nicht geben! Sofort, verstanden?«

»Ja, ja, Sensei, bitte verzeihen Sie«, murmelten beide, schürzten ihre Kimonos und liefen davon, froh, aus seiner Reichweite zu sein, denn sie fürchteten ihn noch mehr als Sanjiro. Katsumata war jahrelang ihr oberster Lehrer gewesen, sowohl in der Kriegskunst als auch, heimlich, in anderen Dingen: warum die Bakufu ihre Pflicht verletzt hatten, warum die Toranagas die ihre, warum etwas verändert werden müsse und wie man das anstellt. Katsumata war einer der wenigen heimlichen Shishi, die *batomoto* waren – geehrte Vasallen mit unmittelbarem Zugang zu ihrem Herrn –, ein alter Samurai mit einem persönlichen Jahressold von eintausend Koku.

»Eeee, so reich zu sein!« hatte Shorin Ori zugeflüstert, als sie es erfuhren.

»Geld ist nichts. Wenn man Macht hat, braucht man kein Geld.«

»Du hast recht, aber denk doch an deine Familie, deinen Vater und meinen, die könnten sich ein bißchen eigenes Land kaufen und müßten nicht mehr für andere auf dem Feld schuften.«

»Du hast recht«, sagte Ori.

Da lachte Shorin. »Kein Grund zur Sorge, wir werden niemals so

viel haben, und wenn, dann würden wir's nur für Mädchen und Saké ausgeben und Daimyos der Schwimmenden Welt werden. Ein-tausend Koku ist alles Geld auf der Welt!«

»Ist es nicht«, hatte Ori entgegnet. »Vergiß nicht, was der Sensei zu uns gesagt hat.«

Bei einer von Katsumatas geheimen Sitzungen hatte er zu ihnen gesagt: »Satsumas Steuereinkünfte belaufen sich auf siebenhundert-fünzigtausend Koku und gehören unserem Herrn, dem Daimyo, der sie verteilt, wie er es für richtig hält. Das ist auch ein Brauch, den die neue Administration abschaffen wird. Wenn die große Veränderung stattgefunden hat, werden die Steuereinkünfte des Lehens von einem Staatsrat aus klugen Männern verteilt werden, die aus allen Rängen der Samurai kommen, hoch und nieder, jeden Alters, vorausgesetzt, der Mann besitzt die notwendige Weisheit und hat sich als Mann von Ehre erwiesen. So wird es in allen Lehen sein, denn das Land wird von einem Obersten Staatsrat in Edo oder Kyōto regiert werden, ebenfalls gebildet aus Samurai von Ehre – ge-leitet vom Sohn des Himmels.«

»Sagten Sie, aus allen Rängen, Sensei? Darf ich fragen, ob das auch die Toranagas einschließt?« hatte Ori ihn gefragt.

»Es wird keine Ausnahmen geben – wenn der Mann ehrenwert ist.«

»Bitte, Sensei, wegen der Toranagas. Kennt irgend jemand ihren wahren Reichtum, die Gebiete, die sie wirklich beherrschen?«

»Nach Sekugahara hat Toranaga seinen toten Feinden für sich und seine Familie Ländereien im Werte von ungefähr fünf Millionen Koku jährlich abgenommen, das ist ungefähr ein Drittel des Reichtums, den Nippon besitzt. Auf ewig.«

In die verblüffende Stille hinein hatte Ori für sie alle gesagt: »Bei einem solchen Reichtum könnten... könnten wir die größte Flotte der Welt haben, mit so viel Kriegsschiffen und Kanonen und Geschützen, wie wir nur wollen. Wir könnten die besten Truppen mit



den besten Gewehren haben, wir könnten alle Gai-Jin vertreiben!«

»Wir könnten den Krieg sogar zu ihnen tragen und unsere Küsten ausdehnen«, hatte Katsumata leise entgegnet. »Und vergangene Schande tilgen.«

Sofort hatten sie gewußt, daß er den *taikō* meinte, General Nakamura, Toranagas unmittelbaren Vorgänger und Lehnsherrn, den großen Bauerngeneral, der dann über die Tore gebot und vom Kaiser aus Dankbarkeit den höchsten Titel verliehen bekam, den ein Niedriggeborener erreichen konnte: *taikō*, das heißt Diktator, statt den des Shōgun, an dem sein Herz hing, den er aber niemals erringen würde.

Nachdem er das ganze Land befriedet hatte, vor allem indem er Toranaga, seinen Hauptfeind, überredete, ihm und seinem noch kindlichen Erben Treue zu schwören, hatte er eine riesige Armada gesammelt und einen Feldzug gegen Chosen oder Korea, wie es zuweilen genannt wurde, begonnen, um dieses Land zu befreien und als Trittstein zum Drachenthron von China zu benutzen. Doch seine Truppen hatten versagt und schon bald schmachvoll den Rückzug angetreten – genau wie schon Jahrhunderte zuvor zwei andere japanische Versuche katastrophal gescheitert waren.

»Eine solche Schande muß getilgt werden – genau wie jene Schande, die die Söhne des Himmels wegen der Toranagas erleiden mußten, die Nakamuras Macht an sich rissen, seine Frau und seinen Sohn gemeuchelt, das Schloß Osaka dem Erdboden gleichgemacht haben und das Erbe des Himmelssohnes nun lange genug plündern! *Sonno-joi!*«

»*Sonno-joi!*« hatten sie geschlossen erwidert. Begeistert.

Als es dämmerte, ermüdeten die jungen Männer zusehends. Da aber keiner das als erster zugeben wollte, hetzten sie weiter, bis sie den Waldrand erreichten. Vor ihnen lagen nunmehr die Reissümpfe

auf der einen Seite der Tokaidō, die zum Ortsrand von Kanagawa ganz in der Nähe führte – und zu der bewachten Straßensperre. Die Küste lag zu ihrer Rechten.

»Laß uns... laß uns einen Augenblick ausruhen«, schlug Ori vor, dessen verletzter Arm schmerzte, dessen Kopf schmerzte, dessen Brust schmerzte, ohne daß er es sich anmerken ließ.

»Na schön.« Shorin keuchte ebenso schwer und litt unter nicht weniger Schmerzen, aber er lachte. »Du bist schwach wie ein altes Weib.« Er suchte sich einen trockenen Fleck Erde und ließ sich erleichtert nieder. Aufmerksam blickte er um sich und versuchte wieder zu Atem zu kommen.

Da das Reisen bei Nacht von den Bakufu im allgemeinen verboten war, war die Tokaidō so gut wie leer. Mehrere Lastträger und die letzten Reisenden hasteten auf die Kanagawa-Sperre zu, alle anderen hatten in irgendeiner Herberge, deren es in den Stationen eine große Anzahl gab, Zuflucht gesucht, wo sie in Sicherheit badeten oder sich amüsierten. Im ganzen Land wurden die Straßensperren bei Einbruch der Nacht geschlossen, nicht vor Morgengrauen wieder geöffnet und stets von einheimischen Samurai bewacht.

Auf der anderen Seite der Bucht konnte Shorin entlang der Promenade sowie in einigen Häusern der Niederlassung und auf den vor Anker liegenden Schiffen die Öllampen sehen. Ein schöner Mond, halb voll, stieg dicht über dem Horizont empor.

»Was macht dein Arm, Ori?«

»Der ist in Ordnung, Shorin. Wir sind jetzt über ein *ri* von Hodogaya entfernt.«

»Ja, aber sicher werde ich mich erst fühlen, wenn wir in der Herberge sind.« Shorin begann seinen Hals zu massieren, um den Schmerz, den er dort verspürte, wie auch die Kopfschmerzen zu lindern. Katsumatas Schlag hatte ihn fast gelähmt. »Als wir vor Herrn Sanjiro knieten, dachte ich, es wäre aus mit uns. Ich dachte, er würde uns verurteilen.«

»Ich auch.« Während er sprach, fühlte sich Ori elend, sein Arm pochte, sein Gesicht glühte noch immer. Mit seiner gesunden Hand wehrte er zerstreut einen Schwarm Nachtinsekten ab. »Wenn er... Ich hätte nach meinem Schwert gegriffen und ihn uns vorausgeschickt.«

»Ich ebenfalls, aber der Sensei hat uns genau beobachtet und hätte uns beide getötet, bevor wir auch nur eine Bewegung gemacht hätten.«

»Ja, du hast schon wieder recht.« Der Jüngere erschauerte. »Mit seinem Hieb hat er mir fast den Kopf abgeschlagen. Eeee, eine so große Kraft, unglaublich! Ich bin froh, daß er auf unserer Seite ist, nicht gegen uns. Er hat uns gerettet, er allein, er hat Herrn Sanjiro seinem Willen unterworfen.« Plötzlich wurde Ori ernst. »Während ich wartete, Shorin, habe ich... um stark zu bleiben, habe ich ein Todesgedicht für mich verfaßt.«

Shorin wurde ebenfalls ernst. »Darf ich es hören?«

»Ja.«

*Sonno-joi bei Sonnenuntergang,  
Nichts verschwendet.  
Ich springe  
Ins Nichts.*

Shorin dachte über das Gedicht nach, prüfte es, die Ausgewogenheit der Worte, die dritte Ebene der Bedeutung. Dann antwortete er feierlich: »Ein Samurai tut klug daran, ein Todesgedicht zu verfassen. Mir ist das bisher noch nicht gelungen, aber ich sollte es tun, dann ist der Rest des Lebens ein Geschenk.« Er drehte den Kopf extrem von einer Seite zur anderen, bis die Gelenke knackten, dann fühlte er sich wohler. »Weißt du, Ori, der Sensei hatte recht. Wir haben gezögert, deswegen haben wir verloren.«

»Ich habe gezögert, darin hatte er recht. Ich hätte das junge Mäd-

chen leicht töten können, aber sie hat mich einen Moment gelähmt. Ich habe noch nie... ihre fremdartigen Kleider, ihr Gesicht wie eine seltsame Blüte mit dieser riesigen Nase, eher wie eine monströse Orchidee mit zwei großen, blauen Flecken und gekrönt von gelben Staubgefäßen – diese unglaublichen Augen, die Augen einer Siamkatze, und ein Strohbüschel unter diesem albernem Hut, so abstoßend, und doch so... so anziehend.« Ori stieß ein nervöses Lachen aus. »Ich war wie verhext. Sie ist bestimmt eine Kami aus den dunklen Regionen.«

»Reiß ihr die Kleider runter, und sie wird real sein, aber wie anziehend, ich... ich weiß es nicht.«

»Daran habe ich auch gedacht und mich gefragt, wie das wohl wäre.« Einen Moment sah Ori zum Mond empor. »Wenn ich mit ihr das Kopfkissen teilen würde, ich glaube... ich glaube, ich würde das Spinnenmännchen zu ihrem Spinnenweibchen sein.«

»Du meinst, sie würde dich hinterher töten?«

»Ja, wenn ich das Kopfkissen mit ihr teilte, mit oder ohne Gewalt, würde diese Frau mich töten.« Ori fuhr mit der Hand durch die Luft, denn die Insekten wurden zur Plage. »So eine wie sie hab ich noch nie gesehen – und du auch nicht. Das hast du doch sicher auch gemerkt, *neh?*«

»Nein, alles ist so schnell gegangen, und ich hab versucht, den großen, häßlichen Mann mit der Pistole zu töten, und dann ist sie geflohen.«

Ori starrte auf die matten Lichter von Yokohama. »Ich möchte wissen, wie sie heißt und was sie getan hat, als sie dorthin zurückgekehrt ist. Ich habe noch nie so etwas gesehen... sie war so häßlich, und dennoch...«

Shorin war beunruhigt. Normalerweise nahm Ori kaum jemals Notiz von Frauen, benutzte sie einfach, wenn er das Bedürfnis verspürte, und ließ sich von ihnen unterhalten, bedienen. Von seiner vergötterten Schwester abgesehen, konnte er sich nicht erinnern,

Ori jemals über eine Frau sprechen gehört zu haben. »Karma.«

»Ja, Karma.« Ori zupfte seinen Verband zurecht; das Pochen verstärkte sich. Blut sickerte hindurch. »Trotzdem, ich weiß nicht, ob wir verloren haben. Wir müssen warten, wir müssen Geduld haben und sehen, was passiert. Wir hatten immer vor, bei der ersten Gelegenheit gegen die Gai-Jin loszuschlagen – ich hatte recht, sie in dem Moment anzugreifen.«

Shorin rappelte sich auf. »Ich mag nicht mehr ernst sein, ich habe genug von Kami und Tod. Den Tod werden wir früh genug kennenlernen. Der Sensei schenkte uns das Leben für *sonno-joi*. Vom Nichts ins Nichts – aber heute haben wir noch eine Nacht vor uns, die wir genießen können. Ein Bad, Saké, etwas zu essen, dann eine echte Dame der Nacht, köstlich und süß duftend und feucht...« Er lachte leise. »Eine Blume, keine Orchidee, mit einer wunderschönen Nase und richtigen Augen. Laß uns...«

Er hielt inne. Östlich, aus Richtung Yokohama, kam der widerhallende Knall einer Schiffs-Signalkanone. Dann wurde die Dunkelheit kurz von einer Signalarakete durchbrochen.

»Ist das normal?«

»Keine Ahnung.« Schon konnten sie vor sich die Lampen an der ersten Sperre erkennen. »Wir sollten besser durch das Reisfeld gehen, so können wir die Wachtposten umgehen.«

»Ja. Am besten überqueren wir hier die Straße und halten uns dichter an der Küste. Von der Seite her werden sie keine Eindringlinge erwarten, wir können den Patrouillen aus dem Weg gehen, und die Herberge ist so auch näher.«

Tief gebückt huschten sie über die Straße bis zu einem der Pfade, der durch die kürzlich mit Winterreis bepflanzten Felder führte. Plötzlich blieben beide stehen. Von der Tokaidō her drangen das Klappern von Pferdehufen und das Klirren von Zaumzeug herüber. Sie duckten sich, warteten einen Moment, dann hielten sie den Atem an. Zehn uniformierte, mit Karabinern bewaffnete Dragoner,

angeführt von einem Offizier, kamen um die Biegung galoppiert.

Sofort wurden die Soldaten von den Samurai an der Straßensperre entdeckt, die einen Warnruf ausstießen. Weitere Samurai kamen aus den Hütten gelaufen. Bald waren zwanzig von ihnen, mit einem Offizier an der Spitze, hinter der Sperre aufgereiht.

»Was sollen wir tun, Ori?« erkundigte sich Shorin flüsternd.

»Warten.«

Während sie den Vorgesetzten der Samurai beobachteten, hob der die Hand. »Halt!« rief er laut; dann nickte er leicht, statt sich zu verneigen, denn so entsprach es der Etikette vom höheren zum niederen Rang. »Haben Sie eine Genehmigung für Ihre Nachtreise? Wenn ja, zeigen Sie mir Ihre Papiere.«

Heiße Wut stieg in Ori auf, als er die Unverschämtheit des Gai-Jin-Offiziers beobachtete, der etwa zehn Schritte von der Sperre entfernt haltmachte, in seiner fremden Sprache etwas rief und dem Samurai – ohne abzusitzen oder sich, wie es der Brauch erforderte, höflich zu verneigen – mit einer anmaßenden Handbewegung bedeutete, sie zu öffnen.

»Wie können Sie es wagen, so unhöflich zu sein! Verschwinden Sie!« verlangte der Samurai zornig und winkte sie davon.

Der Gai-Jin-Offizier rief einen Befehl. Sofort nahmen seine Männer die Karabiner von der Schulter, richteten sie auf die Samurai und schossen diszipliniert hoch in die Luft. Dann luden sie nach und zielten, noch ehe der Knall der ersten Salve verklungen war, diesmal direkt auf die Wachtposten, während sich eine unheildrohende Stille ausbreitete.

Shorin und Ori hielten den Atem an, denn bisher waren Gewehre mit Pulver und Blei von vorn geladen worden. »Das sind Hinterlader mit den neuen Patronen«, flüsterte Shorin aufgeregt. Keiner von beiden hatte je diese neueste Erfindung gesehen, nur gehört hatten sie davon. Die Samurai waren genauso erschrocken. »Eeee, hast du gesehen, wie schnell sie nachgeladen haben? Ich habe gehört, daß

ein Soldat mühelos zehn Schüsse gegen einen aus einem Vorderlader abgeben kann.«

»Aber hast du ihre Disziplin gesehen, Shorin, und die der Pferde, die haben sich kaum gerührt!«

Wieder verlangte der Gai-Jin-Offizier hochfahrend, daß die Samurai die Sperre öffneten, und ließ keinen Zweifel daran, daß alle Samurai sterben mußten, wenn sie nicht auf der Stelle gehorchten.

»Laßt sie durch«, sagte der kommandierende Samurai.

Der Dragoneroffizier gab seinem Pferd verächtlich und ohne jedes Anzeichen von Angst die Sporen, seine Soldaten folgten ihm mit schußbereiten Gewehren und grimmigen Gesichtern. Keiner von ihnen beachtete die Wachen oder erwiderte ihre höflichen Verneigungen.

»Dies wird sofort gemeldet. Eine Entschuldigung wird verlangt werden!« erklärte der Samurai, wütend über das beleidigende Verhalten, aber darauf bedacht, es nicht zu zeigen.

Als sich hinter den Soldaten die Sperre wieder schloß, flüsterte Ori wütend: »Was für ein unmögliches Benehmen! Doch gegen diese Gewehre – was hätte er tun sollen?«

»Er hätte angreifen und sie töten sollen, bevor er starb. Ich hätte niemals tun können, was dieser Feigling tat – ich hätte angegriffen und wäre gestorben«, behauptete Shorin, dessen Knie vor Zorn zitterten.

»Ja. Ich glaube...« Ori hielt inne; ein plötzlicher Gedanke ließ seinen Zorn verfliegen. »Komm mit«, flüsterte er eindringlich. »Wir werden herausfinden, wohin sie reiten – vielleicht können wir ein paar von ihren Gewehren stehlen.«

## 4

Die Barkasse der Royal Navy tauchte aus dem Zwielficht auf und jagte auf die Mole von Kanagawa zu. Die Mole war, im Gegensatz zu den anderen entlang der Küste, solide aus Stein und Holz gebaut und trug ein Schild mit der stolzen, englischen und japanischen Aufschrift: »Eigentum der Britischen Gesandtschaft, Kanagawa – Unbefugtes Betreten verboten«. Die Barkasse wurde kraftvoll von Matrosen gerudert und war mit bewaffneten Marinetruppen besetzt.

Am Ende der Pier wartete einer der Gesandtschafts-Grenadiere. Neben ihm stand ein rundgesichtiger Chinese in langem Gewand mit hohem Kragen, in der Hand eine Stange mit einer Öllampe.

»Riemen hoch!« kommandierte der Bootsmann. Sofort wurden die Riemen eingehängt, der Bugmann sprang auf die Pier und vertäute das Boot an einem Poller, die Marinesoldaten folgten in disziplinierter Ordnung und formierten sich in Verteidigungsstellung mit schußbereiten Gewehren, während der Sergeant das Terrain studierte. Im Heck saß ein Marineoffizier. Und Angélique Richaud. Er half ihr an Land.

»Guten Abend, Sir, Ma'am.« Der Grenadier salutierte vor dem Offizier. »Das hier ist Lim, er ist Gesandtschafts-Assistent.«

Lim starrte das junge Mädchen an. »'n Abend, Sah, Sie kommen schnell, schnell, heya? Missy kommen macht nichts.«

Angélique war nervös und besorgt; sie trug ein blaues Seidenkleid mit Reifrock und einen dazu passenden Schal, der ihre blasse Haut und ihr blondes Haar wundervoll unterstrich. »Mr. Struan – wie geht's ihm?«

Der Soldat antwortete freundlich: »Ich weiß es nicht, Ma'am, Miß. Doc Babcott ist der beste in diesen Gewässern, also wird der



arme Mann wohl gesund werden, so Gott will. Er wird sich sehr freuen, Sie zu sehen – hat schon nach Ihnen gefragt. Wir hatten Sie erst morgen früh erwartet.«

»Und Mr. Tyrer?«

»Dem geht's gut, Miß, nur eine Fleischwunde. Wir sollten gehen.«

»Wie weit ist es?«

»Ayeeyah«, sagte Lim gereizt, »nicht weit, chop chop, macht nichts.« Er hob die Lampe, murmelte auf Kantonesisch vor sich hin und marschierte los, in die Dunkelheit hinein.

Unverschämter Kerl, dachte der Offizier. Er war groß, Lieutenant der Royal Navy, und sein Name war John Marlowe. Als sie Lim folgten, formierten sich die Marines sofort zu einem Schutzwall, die Tete übernahmen ein paar Kundschafter. »Alles in Ordnung, Miß Angélique?« erkundigte er sich.

»Ja, vielen Dank.« Sie zog sich den Schal fester um die Schultern und setzte vorsichtig einen Fuß vor den anderen. »Was für ein grauenvoller Geruch!«

»Ich fürchte, das ist der Kot, den sie hier als Dünger benutzen, und die Ebbe.« Der achtundzwanzigjährige Marlowe hatte sandfarbenes Haar und graublaue Augen und war normalerweise Kapitän der H.M.S. *Pearl*, einer Dampffregatte mit einundzwanzig Geschützen, amtierte aber jetzt als Flaggleutnant des ranghöchsten Marineoffiziers, Admiral Ketterer. »Möchten Sie eine Sänfte?«

»Nein, danke. Es geht schon.«

Überall herrschte Stille, nur gelegentlich hörte man lärmendes, trunkenes Gelächter von Männern und Frauen hinter hohen Mauern, die von Zeit zu Zeit durch kleine, verriegelte Türen unterbrochen wurden. Es gab eine Unmenge dekorativer japanischer Schilder.

»Sind das Gasthäuser, Hotels?« erkundigte sie sich.

»Ich denke schon«, antwortete Marlowe vorsichtig.

Lim, der seine Antwort hörte, kicherte vor sich hin. Er sprach

fließend Englisch – erlernt in einer Missionsschule von Hongkong. Da er diese Tatsache jedoch auf Befehl sorgfältig verbarg, nur Pidgin benutzte und sich dumm stellte, kannte er zahlreiche Geheimnisse, die von größtem Wert für ihn, seine Tong-Vorgesetzten und ihren Anführer Gordon »Illustrious« Chen waren, den Comprador der Struans. Ein Comprador, gewöhnlich ein geborener Eurasier vornehmer Abstammung, war der unentbehrliche Mittelsmann zwischen den europäischen und den chinesischen Kaufleuten, der fließend Englisch sowie einige chinesische Dialekte sprach und an dessen Fingern mindestens zehn Prozent sämtlicher Transaktionen kleben blieben.

Ach, diese hochnäsige junge Missy, die an unerfüllter Lust leidet, dachte Lim höchst amüsiert, denn er wußte eine Menge über sie, ich frage mich, welcher von diesen übelriechenden Rundaugen der erste sein wird, der dich spreizt und in dein ebenso übelriechendes Jadetor eindringt. Bist du wirklich so unberührt, wie du tust, oder hat der Enkel des Grünäugigen Teufels Struan bereits die Wolken und den Regen genossen? Bei allen Göttern, ich werde es bald genug erfahren, denn deine Zofe ist die Tochter der dritten Cousine meiner Schwester. Ich weiß jetzt schon, daß deine kurzen Haare gezupft werden müßten, genauso blond sind wie deine Haare und viel zu üppig, um einem zivilisierten Mann zu gefallen, aber für einen Barbaren mag es genügen. Pfui!

Ayeeyah, das Leben ist interessant! Ich wette, dieser Mordüberfall wird sowohl den fremden Teufeln als auch den Dreckfressern von diesen Inseln viel Ärger machen. Wunderbar! Mögen sie alle an ihren eigenen Fäkalien ersticken!

Interessant, daß der Enkel des Grünäugigen Teufels so schwer verwundet ist und damit das schlechte Joss aller Männer dieser Linie fortsetzt; interessant, daß die Nachricht schon jetzt durch unseren schnellsten Kurier heimlich nach Hongkong getragen wird. Wie klug ich bin! Doch schließlich bin ich ein Mann des Reiches der

Mitte und ihnen natürlich weit überlegen.

Aber ein schlechter Wind ist für einen anderen gut. Diese Nachricht wird mit Sicherheit den Aktienkurs des Noble House stark drücken. Mit Hilfe von frühzeitigen Informationen werden ich und meine Freunde hohen Profit herausschlagen. Bei allen Göttern, bei den Happy-Valley-Rennen werde ich zehn Prozent meines Profits auf das nächste Pferd mit der Nummer vierzehn setzen, nach der Zählweise der Barbaren das Datum des heutigen Tages.

»Ho!« rief er laut und deutete voraus. Über den flachen, durch ein Labyrinth von Gassen und Gäßchen voneinander getrennten Häusern erhoben sich die Mitteltürme des Tempels.

Am Tempeltor, das mit Öllampen gut beleuchtet war, hielten zwei Grenadiere mit ihrem Sergeant Wache. Bei ihnen stand Babcott. »Hallo, Marlowe«, grüßte er lächelnd. »Ein unerwartetes Vergnügen. Guten Abend, M'selle, Sie müssen M'selle Richaud sein. Ich bin Dr. Babcott. Was ist...«

»Pardon, Doktor«, fiel ihm Angélique ins Wort, die ihn neugierig musterte und von seiner Größe überwältigt war, »aber Malcolm, Mr. Struan – wir hörten, er sei schwer verletzt.«

»Er hat eine ziemlich schwere Schwertwunde, aber ich habe sie genäht, und jetzt schläft er fest«, erklärte Babcott obenhin. »Ich habe ihm ein Schlafmittel gegeben. Gleich werde ich Sie hinführen. Was ist geschehen, Marlowe, warum...«

»Und Phillip Tyrer?« unterbrach sie ihn abermals. »Ist auch er sehr schwer verletzt?«

»Nur eine Fleischwunde, M'selle, im Augenblick können Sie nichts für die Herren tun, sie schlafen beide. Warum die Marines, Marlowe?«

»Der Admiral dachte, es wäre besser, ein bißchen Extraschutz mitzuschicken – für den Fall einer Evakuierung.«

Babcott stieß einen Pfiff aus. »Ist es so ernst?«

»Im Augenblick findet eine Besprechung statt. Der Admiral, der

General, Sir William mit den Vertretern der Franzosen, Deutschen, Russen und Amerikaner und der, äh, Handelsbruderschaft.« Dann setzte Marlowe ironisch hinzu: »Wie ich vermute, geht es dort ziemlich hitzig zu.« Er wandte sich an den Sergeant der Royal Marines. »Sichern Sie die Gesandtschaft, Sar'nt Crimp, ich werde die Posten später inspizieren.« Und an den Grenadier-Sergeant gewandt: »Bitte, lassen Sie Sar'nt Crimp jede Hilfe zukommen, die er braucht, wo er seine Männer unterbringen kann, und so weiter. Ihr Name, bitte?«

»Towrey, Sir.«

»Vielen Dank, Sar'nt Towrey.«

»Wollen Sie beide mir jetzt vielleicht folgen?« sagte Babcott. »Eine Tasse Tee, M'selle?«

»Vielen Dank, nein.« Sie versuchte höflich zu sein, war aber von Ungeduld erfüllt und haßte die Art, wie die Engländer ständig Tee aufgossen und ihn bei jeder Gelegenheit anboten. »Aber ich möchte Mr. Struan und Mr. Tyrer sehen.«

»Selbstverständlich, sofort.« Der Arzt hatte bereits erkannt, daß sie den Tränen nahe war, und entschied, daß sie tatsächlich eine Tasse Tee brauchte, verstärkt vielleicht durch ein wenig Brandy, einem Sedativum, und dann ins Bett. »Der junge Phillip, der arme Kerl, hat leider einen recht kräftigen Schock erlitten – muß auch für Sie ganz furchtbar gewesen sein.«

»Geht es ihm gut?«

»O ja, sehr gut«, wiederholte er geduldig. »Kommen Sie, sehen Sie selbst.« Er ging über den Hof voraus. Das Klappern von Hufen und das Klirren von Zaumzeug ließen sie innehalten. Zu ihrem Erstaunen sahen sie, daß eine Dragonerpatrouille eintraf. »Großer Gott, das ist Pallidar«, sagte Marlowe. »Was will denn der hier?«

Sie beobachteten, wie der Dragoneroffizier den Gruß der Marines und Grenadiere entgegennahm und absaß.

»Weitermachen«, sagte Pallidar, ohne Marlowe, Babcott und An-

géligne zu bemerken. »Die Japaner, diese verdammten Schweine, wollten uns diese verdammte Straße versperren, bei Gott! Leider haben sich diese Hurensöhne eines gottverdammten Besseren besonnen, sonst würden sie jetzt die Radieschen von unten besehen und...« Plötzlich sah er Angélique und verstummte erschrocken. »Gott im Himmel! Ich muß sagen... Es tut... es tut mir ganz furchtbar leid, M'selle, ich, äh, ich wußte nicht, daß Damen anwesend sind... Äh, hallo, John, Doktor.«

»Hallo, Settry«, gab Marlowe zurück. »M'selle Angélique, darf ich Ihnen unseren recht freimütigen Captain Settry Pallidar von Her Majesty's Eighth Dragoons vorstellen? M'selle Angélique Richaud.«

Sie nickte kühl, und er verneigte sich steif. »Es, äh, es tut mir sehr leid, M'selle. Doc, ich bin hier, um die Gesandtschaft zu sichern, für den Fall einer Evakuierung.«

»Zu diesem Zweck hat der Admiral bereits uns hergeschickt«, erklärte Marlowe energisch. »Mit den Marines.«

»Die können Sie entlassen, jetzt sind wir hier.«

»Gehn Sie zum... Ich schlage vor, Sie bitten um neue Befehle. Morgen. Bis dahin habe ich als ranghöchster Offizier den Befehl. Als Ihr Vorgesetzter. Doktor, würden Sie die Lady zu Mr. Struan begleiten?«

Babcott hatte besorgt beobachtet, wie die beiden jungen Männer einander maßen. Er mochte sie beide: freundlich nach außen, darunter tödlich. Eines Tages werden diese beiden Jungstiere einander an die Gurgel gehen – und Gott helfe ihnen, wenn es dabei um eine Frau geht. »Wir sehen uns später.« Damit ergriff er Angéliques Arm und führte sie davon.

Die beiden Offiziere blickten ihnen nach. Dann reckte Pallidar das Kinn. »Wir sind hier nicht auf einem Schiff«, zischte er, »dies ist, weiß Gott, eine Aufgabe für die Armee.«

»Erzählen Sie keinen Scheißdreck.«

»Haben Sie den Verstand verloren? Wo bleiben Ihre Manieren?

Und warum bringen Sie eine Frau hierher, wo wirklich alles passieren kann?»

»Weil der so ungeheuer wichtige Mr. Struan sie sehen wollte. Sie hat den Admiral überredet, sie heute gegen meinen Willen hierher mitkommen zu lassen. Er hat mir befohlen, sie zu begleiten und dafür zu sorgen, daß sie heil zurückkommt. Sar'nt Towrey!«

»Jawohl, Sir!«

»Bis auf weiteres habe ich hier den Oberbefehl – führen Sie die Dragoner zu ihren Quartieren und sorgen Sie dafür, daß sie gut unterkommen. Haben Sie Platz im Stall für die Pferde?»

»Jawohl, Sir. Bloß mit dem Essen, da sind wir 'n bißchen knapp.«

»Ist das in diesem gottverlassenen Land jemals reichlich gewesen?« Marlowe winkte ihn zu sich heran. »Geben Sie's weiter«, sagte er drohend. »Kein Streit, und wenn doch, hundert Peitschenhiebe für jeden Beteiligten – wer immer es sei!«

In der Bar des Yokohama Clubs herrschte heller Aufruhr. Der größte Raum der ganzen Niederlassung und daher *der* Versammlungsort war vollgestopft mit fast allen Einwohnern der Niederlassung, die in den verschiedensten Sprachen durcheinanderriefen; viele von ihnen waren bewaffnet, andere drohten mit geballter Faust und fluchten auf die kleine Gruppe wohlgekleideter Herren, die am anderen Ende hinter einem erhöhten Tisch saßen und fast alle lautstark zurückschrien, während der Admiral und der General kurz vor einem Schlaganfall standen.

»Sagen Sie das noch einmal und, bei Gott, ich werde Sie nach draußen bitten...«

»Fahr zur Hölle, du Bastard...«

»Das bedeutet Krieg, Wullem muß...«

»Schickt die verdammte Army und Navy hin und beschießt Edo...«

»Radiert die ganze verdammte Hauptstadt aus, bei Gott...«

»Canterbury muß gerächt werden, Wullum muß...«

»Richtig! Willum hat die Verantwortung, John war mein Freund...«

»Hört mal zu, ihr alle...« Einer der Herren begann mit einem Holzhammer auf die Tischplatte zu klopfen. Das erboste die Menge jedoch nur noch mehr – Kaufleute, Händler, Gastwirte, Glücksspieler, Roßtäuscher, Schlachter, Handlanger, Seeleute, Müßiggänger, Segelmacher und Hafenpöbel. Zylinder, bunte Westen, Kleidungsstücke und Unterzeug aus Wolle, Ledertiefel, reich und arm, die Luft heiß, stickig, verraucht und dick vom Geruch ungewaschener Körper, schalem Bier, Whisky, Gin, Rum und verschüttetem Wein.

»Ruhe, verdammt noch mal, laßt Wullum reden...«

Der Mann mit dem Hammer rief: »Es heißt William, verdammt noch mal! William, nicht Wullum oder Willum oder Willam. *William* Aylesbury, wie oft muß ich euch das noch sagen?«

»Richtig, laßt William reden, verdammt noch mal!«

Die drei Barmänner, die hinter der breiten Theke Drinks servierten, lachten. »Ganz schön durstige Arbeit, diese Versammlung, eh, Meister?« rief einer forsch und wischte mit einem schmutzigen Lappen über die Theke. Die Bar war der ganze Stolz der Niederlassung, absichtlich um einen Fuß länger als die im Jockey Club von Shanghai, einstmals die längste in ganz Asien, und doppelt so lang wie die des Clubs in Hongkong. Die Wände waren gesäumt von Bierfäßchen sowie von Flaschen mit Schnaps und Wein. »Verdammt noch mal, laßt den Kerl reden!«

Sir William Aylesbury, der Mann mit dem Hammer, seufzte. Er war britischer Gesandter in Japan, dienstältestes Mitglied des Diplomatischen Corps. Die anderen Herren vertraten Frankreich, Rußland, Preußen und Amerika. Sein Geduldsfaden riß, und er winkte einem jungen Offizier, der einen Schritt hinter dem Tisch stand.

Sofort zog der Offizier – offenbar ebenso darauf vorbereitet wie die Herren am Tisch – einen Revolver und feuerte an die Decke. In der plötzlich eintretenden Stille rieselte Stuck von oben herunter.

»Danke. Also«, begann Sir William mit vor Sarkasmus triefender Stimme, »wenn die Herren jetzt einen Moment still sein würden, könnten wir fortfahren.« Er war ein hochgewachsener, gut gekleideter Mann Ende Vierzig, mit faltigem Gesicht und abstehenden Ohren. »Ich wiederhole: Da ihr alle von unserer Entscheidung betroffen sein werdet, möchten meine Kollegen und ich besprechen, wie wir auf diesen Zwischenfall reagieren sollen – öffentlich. Wenn ihr nicht zuhören wollt oder wenn ihr um eure Meinung gebeten werdet und sie nicht ohne große Flüche auszusprechen imstande seid, werden wir die Angelegenheit unter uns abmachen und euch dann, wenn wir beschlossen haben, was geschehen wird, gern informieren.«

Ein wenig grollendes Gemurmel, doch keine offene Feindseligkeit.

»Gut. Mr. McFay, Sie wollten etwas sagen?«

Jamie McFay stand ziemlich weit vorn, denn da er Geschäftsführer von Struan war, dem größten Handelshaus Asiens, war er gewöhnlich der Sprecher der Kaufleute und Händler. »Nun, Sir, wir wissen, daß die Satsumas nördlich von hier, bei Hodogaya, in nicht allzu großer Entfernung lagern und daß ihr König bei ihnen ist«, sagte er, zutiefst besorgt um Malcolm Struan. »Er heißt Sanjiro oder so ähnlich, und ich glaube, wir soll...«

»Ich bin dafür, daß wir die Schweine noch heute nacht umzingeln und das Arschloch aufknüpfen!« rief eine Stimme. Das zustimmende Gebrüll versickerte zusammen mit ein paar gemurmelten Flüchen, und dann: »Verdammt noch mal, so macht doch weiter...«

»Bitte, fahren Sie fort, Mr. McFay«, sagte Sir William müde.

»Der Angriff war, wie immer, nicht provoziert worden. John Canterbury wurde brutal und hinterhältig abgeschlachtet, und Gott allein weiß, wie lange es dauern wird, bis Mr. Struan wieder gesund



ist. Doch diesmal können wir die Mörder zum erstenmal identifizieren – das heißt, der König kann es und hat die Macht, die Schweine zu fassen, sie uns auszuliefern und uns eine Entschädigung zu zahlen...« Abermals Applaus. »Sie sind in Reichweite, und mit unseren Truppen können wir sie festnageln.«

Jubel und Rufe nach Vergeltung.

Henri Bonaparte Seratard, der französische Gesandte in Japan, sagte laut: »Ich möchte M'sieur le Général und M'sieur l'Amiral fragen, wie ihre Meinung dazu lautet.«

Der Admiral antwortete spontan: »Ich habe fünfhundert Marines bei der Flotte...«

General Thomas Ogilvy fiel ihm höflich, aber energisch ins Wort: »Es handelt sich hier um einen Landeinsatz, mein lieber Admiral. Mr. Ceraturd...« Der ergrauende, rotgesichtige Fünfziger sprach den Namen des Franzosen absichtlich falsch aus und fügte das »Mr.« als zusätzliche Beleidigung an. »Wir haben eintausend britische Soldaten in Zeltlagern, zwei Kavallerieeinheiten, drei Batterien modernster Kanonen und Geschütze und können innerhalb von zwei Monaten aus unserer Festung in Hongkong weitere acht- bis neuntausend britische und indische Infanteristen abrufen.« Er spielte mit seinen Goldtressen. »Es gibt kein einziges Problem, das Ihrer Majestät Truppen unter meinem Oberbefehl nicht umgehend lösen könnten.«

»Ganz Ihrer Meinung«, sagte der Admiral unter zustimmendem Gebrüll. Als es ruhiger wurde, erkundigte sich Seratard katzenfreundlich: »Dann befürworten Sie eine Kriegserklärung?«

»Keineswegs, Sir«, antwortete der General, der den Franzosen ebenso wenig mochte wie der ihn. »Ich sagte nur, wir können alles unternehmen, was notwendig ist, wann es notwendig ist und wenn wir gezwungen sind, es zu tun. Ich hätte gedacht, daß dieser ›Zwischenfall‹ eine Angelegenheit ist, die unser Minister zusammen mit dem Admiral und mir ohne unangemessene Debatte lösen könnte.«

Einige zustimmende Rufe, viele mißbilligende, und jemand rief: »Wir sind es doch, die mit unseren Steuern euch Arschlöcher bezahlen, also haben wir das Recht zu bestimmen. Schon mal was von Parlament gehört?«

»Eine französische Staatsangehörige war betroffen«, betonte Seratard hitzig inmitten des Lärms, »daher ist auch die Ehre Frankreichs betroffen.« Pfiffe und anzügliche Bemerkungen über das junge Mädchen.

Wieder schwang Sir William den Hammer und ermöglichte es damit Isaiah Adamson, dem amtierenden amerikanischen Gesandten, kühl festzustellen: »Der Vorschlag, wegen dieses Zwischenfalls Krieg zu führen, ist unsinnig, und die Vorstellung, einen König in ihrem souveränen Land zu rauben oder zu überfallen, absolut wahnsinnig – nichts als anmaßender, typisch imperialistischer Hurratriotismus! Wir sollten zunächst die Bakufu informieren und sie dann bitten...«

Gereizt entgegnete Sir William: »Dr. Babcott hat sie bereits in Kanagawa informiert. Sie haben jegliche Kenntnis von dem Zwischenfall geleugnet und werden dies höchstwahrscheinlich auch weiterhin tun. Ein britischer Staatsbürger ist brutal ermordet, ein weiterer schwer verwundet und, was unverzeihlich ist, unser bezaubernder junger ausländischer Gast beinahe zu Tode erschreckt worden, und diese Untaten, wie Mr. McFay sehr richtig betont, wurden zum erstenmal von identifizierbaren Verbrechern begangen. Die Regierung Ihrer Majestät wird sie nicht ungestraft lassen...« Minutenlang wurde er von wilden Jubelrufen zum Schweigen verurteilt, dann ergänzte er: »Das einzige, worüber wir zu befinden haben, ist das Strafmaß und wie und wann wir vorgehen wollen. Mr. Adamson?« wandte er sich an den Amerikaner.

»Da wir nicht betroffen sind, habe ich keinen offiziellen Vorschlag zu machen.«

»Graf Sergejew?«

»Mein offizieller Rat«, antwortete der Russe vorsichtig, »lautet, daß wir Hodogaya überfallen und es genau wie alle Satsumas in tausend Stücke zerschlagen sollten.« Er war Anfang Dreißig, aristokratisch und bärtig, Leiter der Gesandtschaft von Zar Alexander II. »Gewalt – massiv, brutal und unmittelbar – ist die einzige Diplomatie, die die Japaner jemals verstehen werden. Meinem Kriegsschiff wäre es eine Ehre, den Angriff anführen zu dürfen.«

Eine seltsame Stille folgte. Hab ich mir gedacht, daß du das sagen würdest, sinnierte Sir William. Und ich bin nicht sicher, ob du ganz unrecht hast. Ach, Rußland, du wundervolles, außergewöhnliches Rußland, wie schade, daß wir Feinde sind. Die schönste Zeit meines Lebens habe ich in St. Petersburg verbracht. Trotzdem werdet ihr nicht bis in diese Gewässer vorstoßen; letztes Jahr haben wir eure Invasion der japanischen Tsushima-Inseln gestoppt, und dieses Jahr werden wir euch daran hindern, auch Sachalin noch zu erobern.

Der Preuße faßte sich kurz. »Ich habe in dieser Angelegenheit keinen Ratschlag, Herr Generalkonsul, es sei denn, offiziell zu erklären, daß meine Regierung es als eine Angelegenheit ausschließlich Ihrer Regierung und nicht als die Sache geringerer Parteien betrachten würde.«

Seratard errötete. »Ich halte...«

»Vielen Dank für Ihre Ratschläge, Gentlemen«, sagte Sir William energisch, um dem Streit zuvorzukommen, der sich zwischen den beiden anbahnte. Die gestrigen Depeschen aus dem Foreign Office in London hatten berichtet, daß England schon bald in einen weiteren der endlosen europäischen Kriege hineingezogen werden könnte – diesmal geführt zwischen dem angriffslustigen, stolzerfüllten Frankreich und dem angriffslustigen, stolzerfüllten, expansionistischen Preußen –, hatten aber nicht vorausgesagt, auf welcher Seite. Warum zum Teufel können sich diese verdammten Ausländer nicht zivilisiert aufführen? »Bevor wir unser Urteil abgeben, noch etwas«,

erklärte er sachlich. »Da sich alle, die von Bedeutung sind, hier versammelt und wir noch niemals zuvor eine derartige Gelegenheit gehabt haben, sollten wir unser Problem klar ansprechen: Wir haben legale Verträge mit Japan. Wir sind hier, um Handel zu treiben, und nicht, um Land zu erobern. Wir müssen mit der hiesigen Bürokratie, den Bakufu, fertig werden, die wie ein Schwamm ist – eben noch gibt sie sich allmächtig, dann wieder ist sie ihren einzelnen Königen gegenüber machtlos. Es ist uns noch nicht gelungen, zu dem wirklich Mächtigen vorzudringen, dem Tycoon oder Shōgun – wir wissen nicht einmal, ob er tatsächlich existiert.«

»Er muß existieren«, entgegnete von Heimrich kalt, »denn Dr. Engelbert Kaempfer, unser berühmter deutscher Reisender und Arzt, der von 1690 bis 1693 in Deshima lebte, indem er vorgab, Holländer zu sein, hat berichtet, er habe ihn bei der alljährlichen Pilgerfahrt in Edo besucht.«

»Das beweist nicht, daß auch heute noch einer existiert«, wandte Seratard bissig ein. »Aber ich stimme zu, es gibt einen Shōgun, und Frankreich plädiert für eine direkte Methode.«

»Eine hervorragende Idee, M'sieur.« Sir Williams Gesicht rötete sich. »Und wie sollen wir das anstellen?«

»Schicken Sie die Flotte nach Edo«, gab der Russe umgehend zurück, »verlangen Sie augenblicklich eine Audienz, und drohen Sie an, andernfalls die Stadt zu zerstören. Wenn ich eine so schöne Flotte hätte wie Sie, würde ich zuerst die Hälfte der Stadt dem Erdboden gleichmachen und erst dann die Audienz verlangen... nein, besser noch, ich würde diesen Tycoon-Shōgun-Eingeborenen bei Morgengrauen des folgenden Tages zum Rapport auf mein Flaggschiff befehlen und ihn hängen.«

Beifällige Zurufe.

»Das ist natürlich eine Möglichkeit«, sagte Sir William, »doch die Regierung Ihrer Majestät würde eine etwas diplomatischere Lösung vorziehen. Nächster Punkt: Wir haben praktisch keine Information

über das, was in diesem Land vorgeht. Ich würde es begrüßen, wenn alle Kaufleute uns helfen, Informationen zu beschaffen, die sich als nützlich erweisen könnten. Mr. McFay, von allen Kaufleuten müßten Sie am besten informiert sein. Können Sie helfen?»

»Nun«, antwortete McFay vorsichtig, »vor ein paar Tagen hat einer unserer japanischen Seidenlieferanten unserem chinesischen Comprador erzählt, daß einige Königreiche – er benutzte das Wort ›Lehen‹ und bezeichnete die Könige als ›Daimyos‹ – gegen die Bakufu rebellierten, vor allem Satsuma und einige Gebiete namens Tosa und Choshu...«

Sir William bemerkte das unvermittelte Interesse der anderen Diplomaten und fragte sich, ob es klug war, diese Frage öffentlich gestellt zu haben. »Welche Gebiete sind das?«

»Satsuma liegt in der Nähe von Nagasaki auf der Südinsel Kyūshū«, erklärte Adamson, »aber was ist mit Choshu und Tosa?«

»Nun ja, Euer Ehren«, rief ein amerikanischer Matrose mit angenehmem irischen Akzent, »Tosa ist ein Teil von Shikoku, das ist die große Insel im Binnenmeer. Choshu liegt weit im Westen der Hauptinsel, Mr. Adamson, Sir, querab von der Meerenge. Wir sind schon oft durch die Meerenge gefahren; da ist es an der engsten Stelle kaum mehr als eine Meile breit. Ich wollte sagen, Choshu ist das Königreich an der Meerenge, die eine knappe Meile breit ist. Es ist der beste und kürzeste Weg von Hongkong oder Shanghai bis hierher. Die Einheimischen nennen sie Shimonoseki-Meerenge, und einmal haben wir in der Stadt Fisch und Wasser einhandeln wollen, aber wir waren nicht willkommen.« Viele andere stimmten ihm laut-  
hals zu oder riefen, sie hätten die Meerenge ebenfalls befahren, ein Königreich namens Choshu sei ihnen aber nicht bekannt.

Sir William fragte: »Ihr Name, bitte?«

»Paddy O'Flaherty, Bootsmann des amerikanischen Walfängers *Albatross* aus Seattle, Euer Ehren.«

»Danke«, gab Sir William zurück und nahm sich vor, O'Flaherty

kommen zu lassen, ob es Karten der betreffenden Region gäbe, und wenn nicht, der Navy umgehend Auftrag zu erteilen, welche anzufertigen. »Fahren Sie fort, Mr. McFay«, sagte er dann. »Rebellion, sagten Sie.«

»Ja, Sir. Dieser Seidenhändler – ob er zuverlässig ist, weiß ich nicht – sagte, es gebe eine Art Machtkampf gegen den Tycoon, den er immer als ›Shōgun‹ bezeichnete, gegen die Bakufu und einen König oder Daimyo namens Toranaga.«

Sir William sah, wie sich die schmalen Augen des Russen in seinem fast asiatischen Gesicht noch enger zusammenzogen. »Ja, mein lieber Graf?«

»Nichts, Sir William. Aber ist das nicht der Name des Herrschers, den Kaempfer erwähnte?«

»Das ist er allerdings.« Ich frage mich, warum du mir gegenüber nie erwähnt hast, daß auch du diese sehr seltenen, aber aufschlußreichen Tagebücher gelesen hast, die auf Deutsch geschrieben wurden, das du nicht beherrschst, und daher ins Russische übersetzt worden sein müssen.

»Vielleicht heißt ›Toranaga‹ in ihrer Sprache Herrscher. Bitte, weiter, Mr. McFay.«

»Das ist alles, was der Mann meinem Comprador erzählt hat, aber ich werde bemüht sein, mehr zu erfahren.« Nach einer kurzen Pause fragte McFay höflich, aber energisch: »Erledigen wir nun König Satsuma heute nacht in Hodogaya oder nicht?«

In der Stille bewegte sich nur der Rauch.

»Hat irgend jemand etwas hinzuzufügen – über die Revolte?«

Norbert Greyforth, Geschäftsführer von Brock and Sons, Struan's Hauptkonkurrent, sagte: »Auch wir haben gerüchteweise von dieser Rebellion gehört. Aber ich dachte, es hätte was mit ihrem Oberpriester zu tun, diesem ›Mikado‹, der angeblich in Kyōto lebt, einer Stadt in der Nähe von Osaka. Ich werde ebenfalls Erkundigungen einziehen. Bis dahin stimme ich wegen heute nacht McFay zu,

denn je schneller wir diese Arschlöcher erledigen, desto eher werden wir Frieden haben.« Er war größer als McFay und schien ihn zu hassen.

Als die Jubelrufe verstummten, sagte Sir William wie ein Richter, der einen Urteilspruch fällt: »Folgendes wird geschehen: Erstens werden wir heute nacht nicht angreifen, und...«

Rufe wie: »Abtreten, wir werden's allein machen, nun kommt schon, nehmen wir uns diese Schweine vor...«

»Das können wir nicht, nicht ohne Soldaten...«

»Ruhe, verdammt noch mal, und zuhören!« brüllte Sir William. »Wenn jemand dumm genug ist, heute nacht gegen Hodogaya zu ziehen, wird er sich nicht nur unseren Gerichten, sondern auch denen der Japaner stellen müssen. ES IST VERBOTEN! Morgen werde ich offiziell verlangen, daß die Bakufu *und* der Shōgun uns sofort eine offizielle Entschuldigung übermitteln, uns die beiden Mörder ausliefern, damit sie abgeurteilt und aufgehängt werden, und auf der Stelle eine Entschädigung von einhunderttausend Pfund bezahlen. Andernfalls werden sie die Folgen tragen müssen.«

Einige jubelten, die meisten dagegen nicht, und die Versammlung löste sich in einem Ansturm auf die Theke auf, wo sich viele der Männer noch mehr betranken und noch hitziger wurden. McFay und Dimitri bahnten sich ihren Weg nach draußen. »O Gott, das ist besser.« McFay nahm den Hut ab und wischte sich die Stirn.

»Kann ich Sie einen Moment sprechen, Mr. McFay?«

Als er sich umwandte, entdeckte er Greyforth. »Selbstverständlich.«

»Unter vier Augen, wenn's möglich ist.«

McFay runzelte die Stirn; dann ging er zu der halb verlassenen Promenade am Hafen hinüber, ein Stück entfernt von Dimitri, der nicht mit Struan arbeitete, sondern seinen Handel über Cooper-Tillman abwickelte, eine der amerikanischen Gesellschaften. »Ja?«

Norbert Greyforth senkte die Stimme. »Was ist mit Hodogaya?

Sie haben zwei Schiffe hier, wir drei, und eine Menge starke Männer, zumeist aus der Handelsmarine, würden sich uns anschließen. Genügend Waffen haben wir, und auch Kanonen könnten wir eine oder zwei beschaffen. John Canterbury war ein guter Freund, der Alte mochte ihn, und ich möchte ihn rächen. Wie wär's?»

»Wenn Hodogaya ein Hafen wäre, würde ich nicht zögern, aber landeinwärts können wir keinen Überfall riskieren. Wir sind hier nicht in China.«

»Sie haben Angst vor diesem kleinen Würstchen da drin?«

»Ich habe vor niemandem Angst«, entgegnete McFay vorsichtig. »Ohne reguläre Truppen können wir keinen erfolgreichen Überfall durchführen, Norbert, das ist unmöglich. Und ich wünsche mir Rache mehr als jeder andere.«

Greyforth vergewisserte sich, daß niemand lauschte. »Da Sie das Thema heute abend angeschnitten haben und wir nicht allzuoft miteinander reden – wir haben gehört, daß es hier bald großen Ärger geben wird.«

»Die Rebellion?«

»Ja. Eine Menge Ärger für uns. Es gibt alle möglichen Vorzeichen. Unsere Seidenhändler haben sich in den letzten ein bis zwei Monaten richtig mies aufgeführt, die Preise erhöht, Lieferungen verzögert, Zahlungen hinausgeschoben und Sonderzuwendungen verlangt. Ich wette, daß es bei Ihnen das gleiche ist.«

»Ja.« Es geschah selten, daß die beiden Männer geschäftliche Angelegenheiten besprachen.

»Viel mehr weiß ich auch nicht, nur daß viele Vorzeichen die gleichen waren wie in Amerika vor dem Bürgerkrieg. Wenn das passiert, werden wir ganz schön in der Klemme sitzen. Ohne die Flotte und die Truppen sind wir geliefert und können ausgelöscht werden.«

Nach einer Pause fragte McFay: »Was schlagen Sie vor?«

»Wir werden abwarten müssen. Von Williams Plan verspreche ich



mir ebensowenig wie Sie. Der Russe hatte recht mit dem, was wir tun sollten.« Greyforth nickte zum Meer hinüber, wo zwei ihrer Clipper und Handelsschiffe auf Reede lagen, wobei die Clipper den Heimweg nach England viel schneller schafften als die Dampfer, seien es Rad- oder Schraubendampfer. »Vorerst behalten wir alle unsere internen Hauptbücher und Hartgeldvorräte an Bord. Außerdem haben wir die Menge unserer Vorräte an Schießpulver, Schrot und Schrapnells aufgestockt und zwei nagelneue zehnläufige Yankee-Gatling-Maschinengewehre bestellt.«

McFay lachte. »Verdammt, genau das haben wir auch getan!«

»Das haben wir gehört, deswegen habe ich den Auftrag gegeben und doppelt so viele Repetiergewehre bestellt wie Sie.«

»Wer hat Ihnen das gesagt, eh? Wer ist Ihr Spion?«

»Frau Holle«, antwortete Greyforth ironisch. »Hören Sie, wir alle wissen doch, daß diese Erfindungen den Verlauf der Kriege verändert haben – das ist durch die Verluste der Schlachten von Bull Run und Fredericksburg bewiesen.«

»Erschreckend, ja. Dimitri sagte mir, der Süden habe an einem Nachmittag viertausend Mann verloren. Entsetzlich. Und?«

»Wir könnten den Japanern diese Waffen tonnenweise verkaufen, also habe ich mir gedacht, wir verpflichten uns beide, darauf zu verzichten, und sorgen verdammt noch mal dafür, daß auch kein anderes Arschloch sie importiert oder hereinschmuggelt. Den Japanern Dampfer und hier und da eine Kanone verkaufen, ist eines, aber nicht Repetier- und Maschinengewehre. Einverstanden?«

McFay war erstaunt über diese Offerte. Und argwöhnisch, denn er war überzeugt, daß das Haus Brock sich nicht an die Übereinkunft halten würde. Aber er ließ es sich nicht anmerken und schüttelte die dargebotene Hand. »Einverstanden.«

»Gut. Wie lauten die letzten Nachrichten über den jungen Struan?«

»Als ich ihn vor einer Stunde sah, ging es ihm schlecht.«

»Wird er sterben?«

»Nein. Das hat mir jedenfalls der Doktor versichert.«

Ein kaltes Lächeln. »Was zum Teufel wissen die schon? Aber wenn er stirbt, könnte das den Untergang des Noble House bedeuten.«

»Nichts wird das Noble House jemals vernichten. Dafür hat Dirk Struan gesorgt.«

»Seien Sie nicht zu sicher. Dirk ist seit über zwanzig Jahren tot, sein Sohn Culum ist nicht sehr weit vom Totenbett entfernt, und wenn Malcolm stirbt – wer soll übernehmen? Bestimmt nicht sein kleiner Bruder, der schließlich erst zehn ist.« Seine Augen funkelten seltsam. »Der alte Brock mag dreiundsiebzig sein, aber er ist zäh und clever wie eh und je.«

»Aber wir sind immer noch das Noble House, und Culum ist immer noch der Tai-Pan«, entgegnete McFay. »Der alte Brock ist immer noch nicht Steward des Jockey Clubs in Happy Valley, und er wird es nie werden.«

»Das wird bald genug kommen, Jamie, das und alles andere. Culum Struan wird nicht mehr lange über die Stimmen des Jockey Clubs verfügen, und wenn sein Sohn und Erbe ebenfalls das Zeitliche segnet, nun ja, wenn man uns und unsere Freunde zusammenrechnet, dann verfügen wir über die erforderlichen Stimmen.«

»So weit wird es nicht kommen.«

Greyforths Stimme wurde hart. »Vielleicht wird der alte Brock uns bald hier mit einem Besuch beehren – zusammen mit Sir Morgan.«

»Morgan ist in Hongkong?« McFay suchte seine Verwunderung zu verbergen. Sir Morgan Brock war der älteste Sohn des alten Brock und leitete äußerst erfolgreich das Londoner Büro der Gesellschaft. Soviel Jamie wußte, war Morgan noch nie in Asien gewesen. Wenn Morgan nun auf einmal in Hongkong auftauchte ... Was für Teufeleien hecken die beiden jetzt wieder aus, fragte er sich voll Unbehagen. Morgan war auf Handelsbankgeschäfte spezialisiert

und hatte Brocks Tentakel, immer wieder in dem Versuch, Struans Handelsrouten und -partner zu bedrängen, geschickt nach Europa, Rußland und Nordamerika ausgestreckt. Seit im vergangenen Jahr der amerikanische Krieg begonnen hatte, hatte McFay beunruhigende Berichte über Fehlschläge bei Struan's ausgedehnten amerikanischen Interessen erhalten, im Norden sowie im Süden, wo Culum Struan stark investiert hatte. »Wenn der alte Brock und sein Sohn uns mit ihrer Gegenwart beehren sollten, werden wir es uns ganz zweifellos zur Ehre gereichen lassen, sie zum Essen einzuladen.«

Greyforth lachte ein wenig bitter. »Ich bezweifle, daß sie Zeit dazu haben werden, es sei denn, um Ihre Bücher zu inspizieren, wenn wir Sie übernehmen.«

»Sobald ich Neues über die Revolte erfahre, werde ich Sie benachrichtigen. Bitte tun Sie ein Gleiches. Und nun gute Nacht.« Übertrieben höflich lüftete McFay den Hut und ging davon.

Voller Genugtuung über die Saat, die er ausgelegt hatte, lachte Greyforth in sich hinein. Der Alte wird sie mit Freuden ernten.

Müde trottete Dr. Babcott einen halbdunklen Korridor der Gesandtschaft in Kanagawa entlang. Er hatte eine kleine Öllampe in der Hand und trug einen Schlafrock über dem wollenen Schlafanzug. Irgendwo unten schlug eine Uhr zwei. Zerstreut griff er in seine Tasche, kontrollierte seine Taschenuhr, gähnte und klopfte an eine Tür. »Miß Angélique?«

Nach einer Weile kam die verschlafene Antwort: »Ja?«

»Sie wollten benachrichtigt werden, wenn Mr. Struan aufgewacht ist.«

»Ah, ja, danke.« Nach einem kurzen Moment wurde die Tür entriegelt, und Angélique kam heraus. Verschlafen, einen Morgenmantel über dem Nachthemd, mit Haaren, die noch ein wenig zerzaust waren. »Wie geht es ihm?«

»Noch etwas elend und benommen«, antwortete Babcott, der sie durch den Korridor die Treppe hinab bis zum Behandlungszimmer und den Krankenräumen führte. »Temperatur und Puls sind leicht erhöht, aber das war natürlich zu erwarten. Gegen die Schmerzen habe ich ihm ein Medikament gegeben, aber er ist ein gesunder, starker junger Mann, daher sollte alles gut gehen.«

Als sie Malcolm zum erstenmal hier sah, war sie über seine Blässe erschrocken und hatte sich von dem Gestank abgestoßen gefühlt. Sie war noch nie in einem Krankenhaus oder einem Behandlungszimmer gewesen, nicht mal in einem richtigen Krankenzimmer. Außer den Berichten, die sie in den Pariser Zeitungen und Journalen gelesen hatte und die von Tod und Sterbenden, von Seuchen und tödlichen Krankheiten handelten, die Paris, Lyon und andere Städte von Zeit zu Zeit heimsuchten, hatte sie noch keine nähere Bekanntschaft mit Krankheiten gemacht. Sie selbst war immer bei guter Gesundheit gewesen, und auch ihre Tante, ihr Onkel und ihr Bruder hatten sich dieser glücklichen Konstitution erfreut.

Unsicher hatte sie seine Stirn berührt und ihm das schweißnasse Haar aus der Stirn gestrichen, war dann aber, abgestoßen von dem Geruch, der das Bett umgab, hastig wieder hinausgestürzt.

Im Nebenzimmer schlummerte Tyrer friedlich. Und hier herrschte zu ihrer großen Erleichterung kein Geruch. Er hatte ein hübsches Schlafgesicht, fand sie, während das Malcolms schmerzzerquält gewirkt hatte.

»Phillip hat mir das Leben gerettet, Doktor«, hatte sie gesagt. »Nach Mr. ... Mr. Canterbury war ich... war ich wie gelähmt, aber Phillip warf sich dem Mörder mit seinem Pferd in den Weg und verschaffte mir Zeit zur Flucht. Ich war... Ich kann's nicht beschreiben, wie furchtbar...«

»Wie sah der Mann aus? Würden Sie ihn wiedererkennen?«

»Ich weiß nicht, er war einfach ein Eingeborener, jung, glaube ich, aber ich weiß es nicht, es ist schwer, ihr Alter zu schätzen, und

er war der... der erste, den ich aus der Nähe sah. Er trug einen Kimono mit einem kurzen Schwert im Gürtel, und das große, ganz voll Blut, und schon wieder erhoben, zum...« Ihre Augen hatten sich mit Tränen gefüllt.

Babcott hatte sie beruhigt und in ein Zimmer geführt, wo er ihr ein wenig mit Laudanum versetzten Tee reichte und ihr versprach, sie sofort zu rufen, wenn Struan erwachte.

Und nun ist er wach, dachte sie; ihre Beine waren schwer wie Blei, Übelkeit stieg in ihr auf, ihr Kopf schmerzte und füllte sich mit häßlichen Bildern. Ich wünschte, ich wäre nicht hergekommen, Henri Seratard hat mich gebeten, bis morgen zu warten, Captain Marlowe war dagegen, alle, warum habe ich den Admiral nur so eindringlich gebeten? Ich weiß es nicht, wir sind kein Liebespaar oder verlobt, oder... Aber liebe ich ihn vielleicht doch, oder habe ich mich etwa nur als Heldin aufgespielt, weil dieser grauenhafte Tag einem Melodrama von Dumas glich, der Alptraum an der Straße nicht real, die Erregung in der Niederlassung nicht real, Malcolms Nachricht, die bei Sonnenuntergang eintraf, nicht real sein konnte: *Komm mich bitte so bald wie möglich besuchen*, geschrieben auf seinen Wunsch vom Arzt – nicht real, sondern ein Schauspiel, und sie in der Rolle einer edlen Heroine...

Babcott blieb stehen. »Da sind wir. Er wird sehr müde sein, M'selle. Ich will nur nachsehen, ob alles in Ordnung ist, dann lasse ich Sie für ein bis zwei Minuten allein. Möglicherweise wird er wegen des Medikaments einschlafen, aber nur keine Angst, und wenn Sie mich brauchen – ich bin im Behandlungszimmer gleich nebenan. Strengen Sie ihn nicht an, und sich selber auch nicht, machen Sie sich keine Sorgen – vergessen Sie nicht, daß auch Sie viel durchgemacht haben.«

Sie riß sich zusammen, zwang sich zu einem Lächeln und folgte ihm ins Zimmer. »Hallo, Malcolm, *mon cher*.«

»Hallo.« Struan war leichenblaß, aber sein Blick war klar.

Der Arzt plauderte freundlich, musterte ihn, prüfte seinen Puls, fühlte ihm die Stirn, nickte vor sich hin, erklärte, dem Patienten ginge es gut, und ging hinaus.

»Du bist so schön«, sagte Struan, dessen einst robuste Stimme hauchdünn klang; er fühlte sich merkwürdig, als schwebe er und sei dennoch an das Feldbett und den schweißdurchtränkten Strohsack gefesselt.

Sie trat näher. Der Geruch war noch vorhanden, so sehr sie sich auch bemühte, ihn zu ignorieren. »Wie geht es dir? Es tut mir leid, daß du verletzt bist.«

»Joss«, antwortete er lakonisch mit einem chinesischen Wort, das Schicksal, Glück, Wille der Götter bedeutete. »Du bist so schön.«

»Ach, *chéri*, ich wünschte, das alles wäre nicht passiert, ich hätte nicht darauf bestanden, ausreiten zu wollen, mir nicht gewünscht, die Japaner zu besuchen.«

»Joss. Heute ist... heute ist der nächste Tag, nicht wahr?«

»Ja. Der Angriff war gestern nachmittag.«

Es schien ihm ebenso schwerzufallen, Worte zu finden und sie auszusprechen, wie es ihr schwerfiel, bei ihm zu bleiben. »Gestern? Das war vor einer Ewigkeit. Hast du Phillip schon gesehen?«

»Ja. Ja, ich habe ihn vorhin gesehen, aber er schlief. Ich werde ihn gleich nach dir besuchen, *chéri*. Und jetzt sollte ich wohl lieber gehen, ich darf dich nicht ermüden, hat der Arzt gesagt.«

»Nein, bitte geh noch nicht. Hör mal, Angélique, ich weiß nicht, wann ich... wieder reisen kann, deswegen...« Ein Schmerzanfall veranlaßte ihn, die Augen zu schließen, ließ aber bald nach. Als er sie wieder anblickte, erkannte er ihre Angst und interpretierte sie falsch. »Keine Sorge, McFay wird dafür sorgen, daß du heil und si... sicher nach Hongkong zurückbegleitet wirst.«

»Ich danke dir, Malcolm. Ja, ich glaube, das sollte ich tun. Morgen oder übermorgen werde ich zurückreisen.« Und als sie seine Enttäuschung sah, ergänzte sie schnell: »Bis dahin wird es dir be-

stimmt besser gehen und wir können zusammen reisen, und ach ja, Henri Seratard läßt dir sein Mitgefühl ausrichten...«

Entsetzt hielt sie inne, als ihn ein ungeheurer Schmerz packte; sein Gesicht verzerrte sich, und er versuchte sich zu krümmen, konnte es aber nicht; seine Eingeweide versuchten das Gift des Äthers auszuspucken, das jede Pore und Hirnzelle zu durchdringen schien, konnten es aber nicht, denn sein Magen und seine Gedärme waren inzwischen vollständig leer, und jeder Krampf zerrte an seinen Wunden, jeder Husten riß mehr an ihm als der vorhergehende, und das Ergebnis dieser furchtbaren Qual war nichts als eine geringe Menge stinkender Flüssigkeit.

In panischer Angst wirbelte sie herum, um den Arzt zu holen, und riß am Türgriff.

»Schon gut, Ange... Angélique«, sagte die Stimme, die sie jetzt kaum noch erkannte. »Bleib doch... noch einen Moment.«

Er sah das Entsetzen auf ihrem Gesicht und interpretierte es abermals falsch, las Sorge darin, tiefes Mitgefühl, und Liebe. Die Angst verließ ihn, er legte sich ruhig zurück, um Kraft zu sammeln. »Mein Liebling, ich hatte gehofft, ich hatte so sehr gehofft... Du weißt natürlich, daß ich dich vom ersten Moment an geliebt habe.« Der Krampf hatte ihn viel Kraft gekostet, aber sein fester Glaube, in ihr erkannt zu haben, worum er gebetet hatte, verlieh ihm inneren Frieden. »Ich kann nicht richtig denken, aber ich wollte... ich wollte dich sehen, um dir zu sagen... Himmel, Angélique, wie versteinert vor Angst war ich, vor der Operation. Ich hatte Angst vor den Drogen, Angst vor dem Sterben und davor, nicht mehr aufzuwachen, bevor ich dich noch einmal sah, noch nie habe ich eine so abgrundtiefe Angst empfunden, noch nie!«

»Ich hätte auch Angst... Ach, Malcolm, es ist alles so schrecklich.« Ihre Haut war klamm, ihre Kopfschmerzen hatten sich verschlimmert, und sie fürchtete, sich jeden Augenblick erbrechen zu müssen. »Der Arzt hat mir und allen versichert, daß du bald wieder

gesund sein wirst!« platzte sie heraus.

»Ist mir egal – jetzt, wo ich weiß, daß du mich liebst. Wenn ich sterbe, ist das einfach Joss, und in meiner Familie wissen wir, daß man dem Joss nicht entkommen kann. Du bist mein Glücksstern, der Mittelpunkt meines Lebens, das hab ich... von Anfang an gewußt. Wir werden heiraten...« Seine Worte versiegten. Seine Tränen rannen, und seine Augen trübten sich ein wenig, die Lider flatterten, als das Opiat Wirkung zeigte und ihn in die Nebelwelt hinübertrug, wo Schmerz zwar existierte, aber in Schmerzlosigkeit verwandelt wurde, »...im Frühling...«

»Hör zu, Malcolm«, sagte sie hastig, »du wirst nicht sterben, und ich... *alors*, ich muß ehrlich mit dir sein...«

Dann überstürzten sich ihre Worte: »Ich möchte noch nicht heiraten, ich weiß nicht, ob ich dich liebe, ich bin einfach nicht sicher, du mußt Geduld haben, und ob ich dich liebe oder nicht, ich glaube nicht, daß ich in diesem gräßlichen Land leben kann, oder in Hongkong, das heißt, ich weiß, daß ich das nicht kann, nicht will, nicht kann, ich würde sterben, das weiß ich, die Vorstellung, in Asien zu leben, erschreckt mich, der Gestank und diese furchtbaren Menschen. Ich werde so bald wie möglich nach Paris zurückreisen, denn da gehöre ich hin, und werde nie, nie, niemals wieder hierher zurückkehren.«

Aber er hörte nichts davon. Er war in seinen Träumen gefangen, sah sie nicht mehr und murmelte: »... viele Söhne, du und ich... so glücklich, daß du mich liebst... darum gebetet... und nun... für immer im Großen Haus auf dem Peak leben. Deine Liebe hat die Angst gebannt, die Angst vor dem Tod, hatte immer Angst vor dem Tod, immer so nahe, die Zwillinge, kleine Schwester Tessa, so jung gestorben, mein Bruder, Vater fast tot... Großvater auch gewaltsamer Tod, aber nun... nun... alles anders... heiraten im Frühling. Ja?«

Er schlug die Augen auf. Sekundenlang erkannte er sie deutlich,



sah das angespannte Gesicht und den Abscheu und hätte am liebsten laut geschrien: Was um Gottes willen ist mit dir los, dies ist doch nur ein Krankenzimmer, und ich weiß, daß die Decke schweißgetränkt ist und daß ich in ein bißchen Urin und Kot liege und daß alles stinkt, aber Himmel, das kommt daher, daß ich eine Schwertwunde habe, es ist nur ein Schnitt, und jetzt hat man mich zugenäht, und ich werde wieder gesund, wieder gesund, wieder gesund...

Aber er brachte kein Wort heraus; er sah, daß sie etwas sagte, die Tür aufriß und hinausstürzte, aber das war nur ein Alptraum, die guten Träume winkten ihm schon. Die Tür fiel zu, und das Geräusch, das sie dabei machte, hallte und hallte und hallte: wieder gesund wieder gesund wieder gesund.

Sie lehnte an der Tür zum Garten, sog hektisch die Nachtluft ein und versuchte sich wieder zu fassen. Heilige Mutter Gottes, gib mir Kraft und schenke diesem Mann Frieden und mach, daß ich möglichst schnell von hier fortkomme.

Leise trat Babcott hinter sie. »Keine Sorge, es geht ihm gut. Hier, trinken Sie das«, sagte er mitleidig und reichte ihr das Opiat. »Es wird Sie beruhigen und Ihnen beim Einschlafen helfen.«

Sie gehorchte. Die Flüssigkeit schmeckte weder gut noch schlecht.

»Er schläft friedlich. Kommen Sie mit. Auch für Sie sollte jetzt Schlafenszeit sein.« Er begleitete sie zu ihrem Zimmer hinauf. An der Tür zögerte er. »Schlafen Sie gut. Sie werden gut schlafen.«

»Ich habe Angst um ihn, sehr große Angst.«

»Das brauchen Sie nicht. Morgen früh wird's ihm schon besser gehen.«

»Vielen Dank, ich komme jetzt schon zurecht. Er... Ich glaube, Malcolm meint, daß er sterben muß. Wird er das?«

»Ganz und gar nicht. Er ist ein starker junger Mann, und ich bin fest überzeugt, daß er bald wieder so gut wie neu sein wird.« Damit wiederholte Babcott dieselbe Floskel, die er schon tausendmal benutzt hatte, und verschwieg die Wahrheit: Ich weiß es nicht, man weiß es nie, es liegt in Gottes Hand.

Und doch war es fast immer richtig, dem geliebten Menschen Hoffnung zu geben und ihm die Last furchtbarer Sorge abzunehmen, das wußte er, obwohl es nicht korrekt oder fair war, Gott dafür verantwortlich zu machen, ob der Patient am Leben blieb oder nicht. Dennoch, wenn man hilflos ist, wenn man sein Bestes getan hat und überzeugt ist, daß das Beste dennoch nicht ausreicht – was kann man sonst tun, wenn man nicht verrückt werden will? Wie viele junge Männer wie diesen hast du gesehen, die am nächsten Morgen oder am Tag darauf tot waren – oder gesund wurden, wenn es Gottes Wille war? War es das? Ich glaube, es ist Mangel an Wissen. Und dann erst Gottes Wille. Falls es einen Gott gibt.

Unwillkürlich erschauerte er. »Gute Nacht, und machen Sie sich keine Sorgen.«

»Danke.« Sie legte den Riegel vor, trat ans Fenster und stieß die schweren Läden auf. Müdigkeit überwältigte sie. Die Nachtluft war warm und sanft, der Mond stand hoch. Sie zog den Morgenmantel aus und rieb sich mit einem Handtuch trocken, sehnte sich nach dem Schlaf. Ihr Nachthemd war feucht und klebte am Körper, und sie hätte sich gern umgezogen, hatte aber kein zweites mitgebracht. Der Garten unten war groß und voller Schatten; hier und da waren Bäume und eine winzige Brücke über einen winzigen Wasserlauf. Eine Brise streichelte die Baumwipfel. Viele Schatten im Licht des Mondes.

Manche bewegten sich dann und wann.

## 5

Die beiden jungen Männer sahen sie in dem Moment, da sie vierzig Meter von ihnen entfernt an der Tür zum Garten erschien. Ihr Hinterhalt war klug gewählt und gewährte ihnen einen guten Blick sowohl auf den gesamten Garten als auch auf das Haupttor, das Wachhaus und die zwei Wachtposten. Sofort zogen sie sich, verblüfft über ihren Anblick, jedoch noch weit erstaunter über die Tränen, die ihr über die Wangen liefen, tiefer ins Gebüsch zurück.

Flüsternd fragte Shorin: »Was ist lo...«

Er unterbrach sich. Eine Patrouille, die aus einem Sergeant und zwei Soldaten bestand – die erste, die ihnen in die Falle ging –, kam um die Ecke des Grundstücks gebogen und näherte sich ihnen auf dem Pfad, der an der Mauer entlangführte. Sie machten sich bereit und verharrten reglos, von Kopf bis Fuß in schwarze, fast hautenge Kleider gehüllt, die nur die Augen freiließen und sie nahezu unsichtbar machten.

Die Patrouille zog in etwa anderthalb Metern Entfernung an ihnen vorbei, so daß die beiden Shishi sie von ihrem Hinterhalt aus mühe- und gefahrlos hätten überfallen können. Shorin – der Jäger, Kämpfer und Führer in der Schlacht, während Ori der Denker und Planer war – hatte das Versteck gewählt, doch Ori hatte entschieden, daß sie nur ein oder zwei Mann starke Patrouillen angreifen würden, es sei denn, es käme zu einem Notfall oder sie würden am Eindringen ins Arsenal gehindert: »Was wir auch tun, diesmal muß es lautlos geschehen«, hatte er gewarnt. »Und mit Geduld.«

»Warum?«

»Das hier ist ihre Gesandtschaft. Und das heißt nach ihrem Brauch, daß es ihr Land, ihr Territorium ist – es wird von richtigen

Soldaten bewacht, also dringen wir unberechtigt ein. Wenn wir Erfolg haben, werden wir sie sehr ängstigen. Wenn sie uns erwischen, haben wir versagt.«

Aus ihrem Versteck heraus beobachteten sie die Patrouille, die sich mit lautlosen, vorsichtigen Bewegungen entfernte. Ori flüsterte nervös: »Männer wie die hier haben wir noch nie gesehen – gut ausgebildete und disziplinierte Soldaten. In einer Schlacht hätten wir gegen sie und ihre Schußwaffen einen schweren Stand.«

»Wir werden immer siegen«, behauptete Shorin. »Ihre Waffen werden wir so oder so bald haben, und außerdem werden Bushido und unser Mut sie überwältigen. Es wird uns leichtfallen, sie zu schlagen.« Er war sehr zuversichtlich. »Wir hätten diese Patrouille töten und ihre Waffen mitnehmen sollen.«

Ich bin froh, daß wir das nicht getan haben, dachte Ori zutiefst beunruhigt. Sein Arm schmerzte stark, und obwohl er Gleichmut vortäuschte, wußte er, daß er einen Schwertkampf nicht lange durchhalten würde. »Ohne unsere schwarze Kleidung hätten sie uns bestimmt gesehen.« Seine Blicke wanderten zu dem jungen Mädchen zurück.

»Wir hätten sie alle drei leicht umbringen können. Leicht. Wir hätten uns ihre Karabiner holen und über die Mauer hinausklettern können.«

»Diese Männer sind sehr gut, Shorin, das sind keine Ochsenköpfe von Kaufleuten.« Wie immer ließ Ori sich seine Verärgerung nicht anmerken, weil er den Freund weder beleidigen noch in seinem Stolz verletzen wollte, denn er brauchte Shorins Eigenschaften ebenso sehr, wie Shorin die seinen brauchte – er hatte nicht vergessen, daß Shorin auf der Tokaidō die Kugel abgelenkt hatte, die ihn fast getötet hätte. »Wir haben viel Zeit. Bis zum Morgengrauen sind's noch mindestens zwei Kerzen.« Das waren annähernd vier Stunden. Er zeigte zur Tür hinüber. »Außerdem hätte sie Alarm geschlagen.«

Shorin hielt den Atem an; innerlich fluchte er. »Eeee, Dummkopf! Ich bin ein Dummkopf, du hast recht – wieder einmal. Entschuldige.«

Ori konzentrierte seine Aufmerksamkeit auf das junge Mädchen: Was hat diese Frau an sich, das mich beunruhigt, mich fasziniert, fragte er sich.

Dann sah er hinter ihr den Riesen auftauchen. Aus den Informationen, die sie in der Herberge erhalten hatten, wußte er, daß das der berühmte englische Doktor war, der bei allen, die seine Dienste erbaten, Wunderheilungen vollbracht hatte. Ori hätte viel darum gegeben, verstehen zu können, was der Arzt zu dem jungen Mädchen sagte. Sie trocknete ihre Tränen und trank gehorsam, was er ihr reichte; dann führte er sie ins Haus zurück und schloß und verriegelte die Tür.

»Verblüffend«, murmelte Ori. »Der Riese und die Frau.«

Shorin, der Unterströmungen spürte, die ihn noch mehr beunruhigten, warf ihm einen prüfenden Blick zu; er war verärgert über sich selbst, weil er das Mädchen vergessen hatte, als die Patrouille in der Nähe war. Er konnte nur die Augen des Freundes sehen, vermochte aber nichts in ihnen zu lesen. »Komm, wir gehen zum Arsenal«, flüsterte er ungeduldig. »Oder wir greifen die nächste Patrouille an, Ori.«

»Warte!« Bedächtig, um nicht mit einer unvermittelten Bewegung Aufmerksamkeit zu erregen, hob Ori die Hand im schwarzen Handschuh, doch eher, um die Schmerzen in seinem Arm zu lindern, als um sich den Schweiß abzuwischen.

»Katsumata hat uns Geduld gelehrt, und Hiraga hat uns heute abend ebenfalls dazu geraten.«

Einige Zeit früher, als sie in der Herberge ›Zu den Mitternachtsblüten‹ eintrafen, hatten sie zu ihrer Freude festgestellt, daß Hiraga, be-

wunderter Führer aller Choshu-Shishi, ebenfalls dort abgestiegen war. Die Nachricht von ihrem Überfall hatte sich bereits verbreitet.

»Obwohl ihr das nicht wissen konntet, ist der Angriff zum perfekten Zeitpunkt erfolgt«, hatte Hiraga freundlich erklärt. Er war ein ansehnlicher Mann von zweiundzwanzig Jahren und groß für einen Japaner. »Er wird wirken wie ein Stock, mit dem man in dem Hor-nissennest Yokohama stochert. Die Gai-Jin werden ausschwärmen, sie müssen gegen die Bakufu vorgehen, die nichts tun werden, nichts tun können, um sie zu beruhigen. Ach, würden die Gai-Jin sich doch an Edo rächen! Wenn sie das täten und es zerstörten, wäre das für uns das Signal, die Palasttore zu stürmen! Sobald der Kaiser sämtliche Daimyos los ist, wird er gegen das Shōgunat rebellieren und es genauso vernichten wie die Toranagas. *Sonno-joi!*«

Sie hatten auf Sonno-joi und Katsumata getrunken, der sie gerettet, die meisten von ihnen ausgebildet und Sonno-joi heimlich und weise gedient hatte. Ori hatte Hiraga flüsternd von ihrem Plan unterrichtet, Waffen zu stehlen.

»Eeee, Ori, das ist eine gute Idee, und durchführbar«, hatte Hiraga nachdenklich gesagt. »Wenn ihr geduldig seid und auf den perfekten Augenblick wartet. Solche Waffen könnten für uns bei einigen Einsätzen sehr nützlich sein. Mir persönlich sind Schußwaffen zuwider – ich mag die Garotte, das Schwert oder das Messer, die sind sicherer, lautlos und weitaus einschüchternder. Ich werde euch helfen. Ich kann euch einen Plan des Grundstücks und Ninja-Kleidung besorgen.«

Ori und Shorin strahlten. »Das würdest du tun?«

»Selbstverständlich.« Die Ninjas waren ein streng geheimer Tong von perfekt ausgebildeten Meuchelmördern, die fast ausschließlich bei Nacht arbeiteten und deren schwarze Spezialkleidung viel zur Legende ihrer Unsichtbarkeit beitrug. »Einmal wollten wir ihre Gesandtschaft niederbrennen.« Hiraga lachte und leerte ein weiteres Fläschchen Saké, jenen angewärmten Wein, der seine Zunge mehr

als gewöhnlich löste. »Aber wir haben es dann doch nicht getan, sondern entschieden, daß es wichtiger sei, sie unter Beobachtung zu halten. Wie oft bin ich als Gärtner oder bei Nacht als Ninja verkleidet dorthingegangen! Es ist erstaunlich, was man dabei erfahren kann, selbst wenn man nur wenig Englisch versteht.«

»Eeee, Hiraga-san, wir wußten gar nicht, daß du Englisch sprichst«, sagte Ori, verblüfft über die neue Information. »Wo hast du das gelernt?«

»Wo kann man wohl Gai-Jin-Eigenschaften lernen, wenn nicht bei einem Gai-Jin? Er war ein Holländer aus Deshima, ein Sprachwissenschaftler, der Japanisch, Holländisch und Englisch sprach. Mein Großvater schrieb eine Petition an unseren Daimyo, in der er vorschlug, einen Gai-Jin auf deren Kosten nach Shimonoseki kommen zu lassen, damit er ein Jahr lang als Experiment Holländisch und Englisch unterrichtet; der Handel werde dann später folgen. Danke«, sagte Hiraga, als Ori ihm höflich die Tasse füllte. »Gai-Jin sind ja so leichtgläubig – und so widerliche Anbeter des Geldes. Wir sind jetzt im sechsten Jahr dieses ›Experiments‹ und handeln immer nur, wenn wir das bekommen, was wir haben wollen und wenn wir es uns leisten können – Gewehre, Kanonen, Munition, Schrot und gewisse Bücher.«

»Wie geht es deinem verehrten Großvater?«

»Er ist bei guter Gesundheit. Danke der Nachfrage.« Hiraga belohnte sie mit einer leichten Verneigung, die sie mit einer etwas tieferen Verneigung beantworteten.

Wie wundervoll, so einen Großvater zu haben, dachte Ori, ein so sicherer Schutz für alle Generationen – nicht wie bei uns, die wir ums tägliche Überleben kämpfen, jeden Tag Hunger leiden und uns verzweifelt bemühen müssen, unsere Steuern zu bezahlen. Was werden Vater und Großvater jetzt von mir halten: Ronin geworden und mein so dringend benötigter Koku verspielt? »Es wäre mir eine Ehre, ihn eines Tages kennenzulernen«, erklärte er. »Unser *shoya* ist

nicht so wie er.«

Hiragas Großvater, ein reicher Bauer in der Nähe von Shimono-seki und heimlicher Förderer von Sonno-joi, war viele Jahre lang Shoya gewesen. Ein Shoya, der ernannte oder in Erbfolge amtierende Bürgermeister eines Dorfes oder einer Gruppe von Dörfern, besaß großen Einfluß und sehr viel Amtsmacht, war für die Festsetzung und das Eintreiben von Steuern verantwortlich und zugleich der einzige Puffer und Beschützer der Bauern und Landwirte gegen unfaire Praktiken des Samurai-Herrn, in dessen Machtbereich das Dorf oder die Dörfer lagen.

Die Landwirte und manche Bauern besaßen und bewirtschafteten das Land, durften es nach dem Gesetz aber nicht verlassen. Den Samurai gehörten alle landwirtschaftlichen Produkte, und nur sie hatten das Recht, Waffen zu tragen, durften nach dem Gesetz aber kein Land besitzen. Also waren die einen von den anderen abhängig, und die Frage, wieviel Reis Jahr um Jahr in Steuern gezahlt werden mußte und wieviel zurückgehalten werden durfte, führte immer zu sehr labilen Kompromissen.

Dieses Gleichgewicht hatte der Shoya zu wahren. In Angelegenheiten, die über das Dorf hinausgingen, holten sich zuweilen auch die unmittelbaren Herren oder, noch höher, sogar der Daimyo persönlich bei den besten von ihnen Rat. Zu diesen Besten gehörte Hiragas Großvater.

Einige Jahre zuvor hatte man ihm gestattet, für sich und seine Nachkommen den ›Goshi‹-Samuraistatus zu erwerben – ein bei allen chronisch verschuldeten Daimyos übliches Verfahren mit dem Ziel, von akzeptablen Bittstellern ein kleines Extraeinkommen zu ergattern. Der Daimyo von Choshu machte da keine Ausnahme.

Hiraga, dem der Wein inzwischen zu Kopf gestiegen war, lachte. »Ich wurde für die Schule dieses Holländers ausgewählt, und oft genug habe ich diese Ehre bedauert, denn die englische Sprache ist sehr schwierig und klingt abstoßend.«



»Waren viele von euch dort auf dieser Schule?« erkundigte sich Ori.

Durch den Saké-Schleier drang das Schrillen einer Alarmglocke, und Hiraga merkte, daß er zu viele private Informationen preisgab. Wie viele Choshu-Schüler die Schule besucht hatten, ging nur die Choshu etwas an und war geheim, und obwohl er Shorin und Ori gern hatte und bewunderte, waren sie immer noch Satsumas und somit Fremde – nicht immer Verbündete, aber immer potentielle Feinde.

»Um Englisch zu lernen, nur wir drei«, sagte er so leise, als verrate er ein Geheimnis, statt die richtige Zahl – dreißig – zu nennen. Innerlich auf der Hut, setzte er hinzu: »Hört mal, ihr beiden, da ihr jetzt Ronin seid wie ich und die meisten meiner Kameraden, müssen wir enger zusammenarbeiten. Ich habe in drei Tagen etwas vor, wobei ihr uns wirklich helfen könntet.«

»Vielen Dank, aber wir müssen auf Nachricht von Katsumata warten.«

»Selbstverständlich, er ist euer Satsuma-Führer.« Und ein wenig nachdenklich ergänzte Hiraga: »Aber vergeßt dabei nicht, Ori, daß ihr Ronin seid und Ronin bleiben werdet, bis wir siegen, vergeßt nicht, daß wir die Angriffsspitze von Sonno-joi sind. Wir sind die Macher, Katsumata geht kein Risiko ein. Wir müssen vergessen, daß ich ein Choshu bin und ihr Satsumas, wir müssen einander helfen. Es ist eine gute Idee, nach eurem Tokaidō-Angriff heute abend Gewehre zu stehen. Wenn möglich, tötet einen oder zwei Wachtposten auf dem Grundstück der Gesandtschaft, das wird eine ungeheure Provokation für sie sein! Wenn ihr das Ganze lautlos erledigen und keine Spuren hinterlassen könnt – um so besser. Alles für eine gute Provokation.«

Mit Hilfe von Hiragas Informationen war es einfach gewesen, in

den Tempel einzudringen, die Dragoner und anderen Soldaten zu zählen und das perfekte Versteck zu finden. Dann war plötzlich das junge Mädchen aufgetaucht und der Riese, und dann waren sie wieder ins Haus gegangen, und seitdem starrten die beiden Shishi mit großen Augen auf die Gartentür.

»Was machen wir jetzt, Ori?« erkundigte sich Shorin mit rauher Stimme.

»Wir halten uns an den Plan.«

Die Minuten vergingen mit unruhigem Warten. Als die Läden im ersten Stock aufgestoßen wurden und die Männer sie am Fenster sahen, wußten beide, daß ein neues Element in ihre Zukunft getreten war. Gerade bürstete sie sich mit einer silbernen Bürste die Haare. Mit müden Bewegungen.

Mit kehliger Stimme sagte Shorin: »Im Mondschein wirkt sie gar nicht so häßlich. Aber mit diesen Brüsten, eeee, da würdest du ja abprallen.«

Ori antwortete nicht; sein Blick hing wie gebannt an ihrer Gestalt.

Plötzlich hielt sie inne und blickte hinab. In Richtung der beiden Männer. Obwohl sie sie unmöglich sehen oder hören konnte, schlugen ihre Herzen auf einmal schneller. Mit angehaltenem Atem warteten sie. Wieder ein erschöpftes Gähnen. Einen Augenblick bürstete sie weiter, dann legte sie die Bürste hin, scheinbar so nah, daß Ori meinte, die Hand ausstrecken und sie berühren zu können, während er Einzelheiten der Stickereien auf dem Seidennachthemd erkannte, die Brustwarzen darunter und den verzweifelten Ausdruck, den er gestern – war es wirklich erst gestern gewesen? – gesehen hatte und der bewirkt hatte, daß er den tödlichen Schlag nicht ausführte.

Ein letzter, seltsamer Blick zum Mond, ein weiteres, unterdrücktes Gähnen, dann zog sie die Läden zu. Aber ohne sie ganz zu schließen. Und ohne den Riegel vorzulegen.

Shorin unterbrach das Schweigen und sprach aus, was sie beide dachten: »Kein Problem, da raufzuklettern.«

»Richtig. Aber wir sind wegen der Gewehre hier und um Verwirrung zu stiften. Wir...« Ori hielt inne; seine Gedanken folgten dem plötzlichen Aufglimmen einer neuen, wundervollen Ablenkung, einer zweiten Chance, weit größer als die erste.

»Shorin«, flüsterte er, »wenn wir sie zum Schweigen bringen, aber nicht töten, sie einfach bewußtlos zurücklassen würden, damit sie davon berichten kann, wenn wir ein Zeichen hinterlassen, durch das man uns mit der Tokaidō in Verbindung bringen könnte, und wenn wir dann ein oder zwei Soldaten töten und mit oder ohne ihre Gewehre verschwinden würden, würde das die Gai-Jin nicht vor Wut rasend machen?«

Bei dieser wundervollen Idee stieß Shorin hörbar zischend die Luft aus. »Ja, ja, das würde es, aber noch besser wäre es, ihr die Kehle durchzuschneiden und mit ihrem Blut ›Tokaidō‹ zu schreiben. Du gehst, ich werde hier bleiben und aufpassen.« Und als Ori zögerte, sagte er: »Katsumata hat gesagt, wir hätten falsch gehandelt, als wir zögerten. Letztes Mal hast du gezögert. Warum jetzt zögern?«

Die Entscheidung fiel in einem Sekundenbruchteil; dann lief Ori, ein Schatten unter vielen, auf das Gebäude zu. Als er dort war, begann er zu klettern.

Draußen vor dem Wachhaus sagte einer der Soldaten leise: »Dreh dich nicht um, Charlie, aber ich glaube, ich hab jemand auf das Haus zulaufen sehen.«

»Großer Gott, hol den Sergeant, aber sei vorsichtig.«

Der Soldat gab vor, sich zu recken, und kehrte dann ins Wachhaus zurück. Rasch, aber vorsichtig rüttelte er Sergeant Towrey wach und wiederholte, was er gesehen hatte oder gesehen zu haben

glaubte.

»Wie hat das Schwein ausgesehen?«

»Ich hab nur die Bewegung bemerkt, Sar'nt, aber ganz sicher bin ich nicht, es hätte auch bloß ein Schatten sein können.«

»Na schön, mein Junge, sehn wir mal nach.« Er weckte den Corporal und einen weiteren Soldaten und ging dann mit den anderen beiden in den Garten.

»Hier ungefähr war's, Sar'nt.«

Shorin sah sie kommen. Er konnte nichts tun, um Ori zu warnen, der das Fenster, durch seine Kleidung und die Schatten immer noch fast unsichtbar, beinahe erreicht hatte. Er sah, wie er nach der Fensterbank griff, einen der Läden weiter aufzog und im Zimmer verschwand. Lautlos wurde der Laden wieder an seinen Platz gezogen. Karma, dachte er und konzentrierte sich auf die eigenen Probleme.

Sergeant Towrey war mitten auf dem Weg stehengeblieben, um eingehend die Umgebung und das Gebäude zu mustern. Da im oberen Stock viele Läden geöffnet und unverriegelt waren, machte er sich keine Gedanken, als einer von ihnen im leichten Wind knarrte. Die Gartentür war fest verschlossen.

Schließlich sagte er: »Sie nehmen die Seite da, Charlie.«

Damit zeigte er in die Nähe des Verstecks. »Nogger, Sie nehmen die gegenüberliegende und stöbern sie auf, falls jemand da ist. Haltet eure verdammten Augen offen. Bajonett aufpflanzen!« Die Soldaten gehorchten umgehend.

Shorin lockerte sein Schwert, dessen Klinge er für das nächtliche Abenteuer ebenfalls geschwärzt hatte, in der Scheide, dann nahm er mit zugeschnürter Kehle die Angriffsstellung ein.

Kaum war Ori lautlos ins Zimmer geschlüpft, kontrollierte er die Tür und sah, daß sie verriegelt war und daß das junge Mädchen

noch immer schlief; also zog er das Kurzschwert aus der Scheide und eilte zum Bett. Es war ein Himmelbett, und alles daran war für ihn fremd, die Pfosten, die Vorhänge, die Bettwäsche, und sekundenlang fragte er sich, wie es wohl wäre, in so einem Bett zu schlafen, so hoch über dem Boden, statt auf den japanischen Futons.

Sein Herz jagte. Er versuchte, lautlos zu atmen, denn noch wollte er sie nicht wecken, und er wußte nicht, wie tief sie betäubt war. Das Zimmer war dunkel, aber das Mondlicht fiel durch die Läden herein, und so sah er, daß ihr das lange, blonde Haar über die Schultern floß, erkannte die Schwellung der Brüste und Glieder unter dem Laken. Sie war von einem Duft umgeben, der ihn be rauschte.

Dann, im Garten, das Klirren von Bajonetten und Stimmengemurmel... Sekundenlang erstarrte er. Blindlings setzte er das Messer an, um sie zu töten, aber sie rührte sich nicht. Ihr Atem ging weiterhin regelmäßig.

Er zögerte; dann schlich er lautlos zum Fenster und spähte durch die Läden hinaus. Unten sah er zwei von den drei Soldaten. Haben sie mich gesehen oder Shorin bemerkt, fragte er sich in panischer Angst.

Wenn ja, dann sitze ich in der Falle, aber das macht nichts, ich kann immer noch erledigen, wozu ich hergekommen bin, und vielleicht verschwinden sie ja wieder – ich habe zwei Fluchtwege, die Tür und das Fenster. Geduld, hatte Katsumata immer geraten. Benutzt euren Kopf, wartet ruhig, dann schlägt ohne Zögern zu und flieht, sowie der Moment gekommen ist. Überraschung ist eure wirksamste Waffe!

Sein Magen verkrampfte sich. Ein Soldat näherte sich ihrem Versteck. Obwohl Ori genau wußte, wo Shorin sich befand, konnte er ihn nicht ausmachen. Atemlos wartete er ab, was geschah. Vielleicht wird Shorin sie ablenken. Was immer passiert, sie stirbt, nahm er sich vor.

Shorin, der zusah, wie der Soldat näherkam, suchte ohne große Hoffnung nach einem Ausweg aus der Falle und fluchte auf Ori. Sie mußten ihn entdeckt haben! Wenn ich diesen Hund töte, kann ich die anderen unmöglich erreichen, bevor sie mich erschießen. Ich kann nicht zu der Mauer gelangen, ohne dabei gesehen zu werden.

Dumm von Ori, den Plan zu ändern, natürlich haben sie ihn entdeckt, ich hab ihm gesagt, daß die Frau Ärger bedeutet, er hätte sie gleich an der Straße töten sollen... Vielleicht übersieht mich dieser Barbar und läßt mir ausreichend Zeit, zur Mauer zu laufen.

Das lange Bajonett blitzte im Mondschein, als der Soldat es leise in die Büsche stieß, die er hier und da beiseite schob, um besser sehen zu können.

Immer näher. Zwei Meter, anderthalb, ein Meter...

Shorin wartete regungslos, die Kapuze nahezu ganz über die Augen gezogen, und hielt den Atem an. Im Vorbeigehen hätte ihn der Soldat fast gestreift, aber er ging weiter, hielt einen Moment inne, tat abermals einige Schritte, suchte wieder im Gebüsch, ging noch einmal weiter, und Shorin begann wieder leise zu atmen. Er spürte den Schweiß auf seinem Rücken, wußte aber, daß er vorläufig sicher war und in wenigen Augenblicken über die Mauer geklettert sein würde.

Sergeant Towrey vermochte von seinem Posten aus beide Soldaten zu sehen. Er hielt das gespannte Gewehr locker in beiden Händen, war aber ebenso unsicher wie die beiden, mochte keinen blinden Alarm schlagen. Es war eine schöne Nacht, ein leichter Wind wehte, der Mond schien hell. Sehr leicht, in diesem beschissenen Garten Schatten mit Feinden zu verwechseln, dachte er. Gott, ich wünschte, ich wäre wieder im guten, alten London!

»'n Abend, Sergeant Towrey. Was ist los?«

»'n Abend, Sir.« Towrey salutierte stramm. Es war dieser Dragoneroffizier, Pallidar. Er berichtete, was man ihm gesagt hatte.

»Könnte ein Schatten gewesen sein. Vorsicht ist die Mutter der Porzellankiste.«

»Am besten holen Sie sich weitere Männer und vergewissern sich, daß...«

In diesem Moment wirbelte der junge Soldat, der dem Versteck am nächsten war, herum und legte die Muskete an. »Sergeant!« rief er aufgeregt und erschrocken, »hier ist das Schwein!«

Und schon ging Shorin, das Schwert hoch erhoben, zum Angriff über. Aber das geschickt gehaltene Bajonett hielt ihn auf Distanz, während die anderen herbeigelaufen kamen und Pallidar den Revolver herausriß. Wieder wollte Shorin angreifen, wurde aber von der Länge des Gewehrs mit dem aufgesetzten Bajonett daran gehindert, rutschte, warf sich zur Seite, um dem Bajonettstoß zu entgehen, und floh durch die Büsche in Richtung Mauer. Der junge Soldat hinter ihm her.

»Achtung!« schrie Towrey, doch der Soldat hörte den Warnruf nicht, lief ins Gebüsch und starb durch das Kurzschwert, das tief in seiner Brust steckte. Fest überzeugt, daß es nun keinen Ausweg mehr gab und die anderen ihn fast erreicht hatten, riß Shorin es heraus.

»*Namu Amida Butsu*« – im Namen des Buddha Amida –, keuchte er in seiner Angst, empfahl Buddha seinen Geist und schrie: »*Sonno-jo!*«, nicht um Ori zu warnen, sondern um ein letztes Bekenntnis abzulegen. Dann stieß er sich mit verzweifelter Kraft das Messer in die Kehle.

Ori hatte das meiste mitangesehen, nur nicht das Ende. Als der Soldat seinen Ruf ausstieß und angriff, war er Hals über Kopf zum Bett gestürzt, weil er erwartete, daß sie aufschreckte; zu seinem Erstaunen aber hatte sie sich weder gerührt, noch hatte sich der ruhige Rhythmus ihres Atems verändert, und so stand er mit zitternden

Knien vor ihr und wartete darauf, daß sie die Augen aufschlug. Als dann der Schrei *sonno-jo!* ertönte, wußte er, daß Shorin angegriffen hatte, dann gab es weitere Geräusche. Aber noch immer bewegte sie sich nicht. Seine Lippen zogen sich von den Zähnen zurück, sein Atem ging keuchend. Auf einmal konnte er die Nervenanspannung nicht mehr ertragen; wütend begann er, sie mit dem verletzten Arm zu schütteln, und setzte ihr das Messer an die Kehle, um ihren Schrei im Keim zu ersticken.

Aber sie rührte sich nicht.

Für ihn war es wie ein Traum, und er beobachtete sich selbst, wie er sie noch einmal schüttelte, dann fiel ihm plötzlich ein, daß der Arzt ihr etwas zu trinken gegeben hatte, und er dachte, wieder eine von diesen Drogen, den neuen Drogen des Westens, von denen Hiraga uns erzählt hat. Er hielt den Atem an und versuchte, diese neue Erkenntnis zu verarbeiten. Um sich zu vergewissern, schüttelte er sie abermals, aber sie murmelte nur ein paar Worte und schmiegte sich tiefer in die Kissen.

Ori kehrte ans Fenster zurück. Männer trugen den Leichnam des Soldaten aus dem Gebüsch. Dann sah er, daß sie Shorin wie einen Tierkadaver an einem Fuß ins Freie schleiften. Nun lagen die beiden Leichen Seite an Seite, im Tode einander seltsam ähnlich. Weitere Männer trafen ein, und Leute riefen aus den Fenstern. Ein Offizier stand vor Shorins Leichnam. Einer der Soldaten zog ihm die schwarze Kapuze mit der Maske vom Kopf. Shorins Augen standen offen, seine Züge waren verzerrt, der Messergriff ragte hervor. Noch mehr Stimmen und noch mehr Männer, die hinzukamen.

Auch im Haus und im Korridor war jetzt Bewegung. Seine Anspannung wurde fast unerträglich. Zum zehntenmal vergewisserte er sich, daß der Türriegel geschlossen war und von außen nicht geöffnet werden konnte; dann versteckte er sich hinter den Gardinen des Himmelbetts, nahe genug, um sie zu erreichen, was immer geschehen mochte.



Schritte kamen, es klopfte an der Tür. Im Spalt unter der Tür Licht von einer Öl- oder Kerzenlampe. Das Klopfen wurde lauter, Stimmen erhoben sich. Er zückte das Messer.

»M'selle, ist alles in Ordnung?« Das war Babcott.

»M'selle!« rief Marlowe. »Öffnen Sie!« Wieder Klopfen, jetzt viel lauter.

»Es liegt an meinem Schlafmittel, Captain. Sie war sehr aufgeregt, die Ärmste, und brauchte Schlaf. Ich glaube kaum, daß sie aufwachen wird.«

»Wenn nicht, werde ich diese verdammte Tür aufbrechen und nachsehen. Ihre Fensterläden sind offen, verdammt!« Immer wieder heftiges Hämmern.

Verschlafen öffnete Angélique die Augen. »*Qu'est-ce que se passe?* Was ist los?« murmelte sie, mehr schlafend als wachend.

»Ist alles in Ordnung? *Ça marche?*«

»*Marche? Moi? Bien sûr... Pourquoi? C'est quoi ça?*«

»Öffnen Sie einen Moment die Tür. *Ouvrez la porte, s'il vous plaît, c'est moi,* Captain Marlowe.«

Benommen richtete sie sich im Bett auf. Zu seinem Schrecken mußte Ori mitansehen, daß sie sich aus dem Bett wälzte und zur Tür wankte. Es dauerte ein Weilchen, bis sie den Riegel zurückgezogen und die Tür einen Spalt geöffnet hatte, während sie sich an ihr aufrechthielt.

Babcott, Marlowe und ein Marinesoldat hielten Kerzenlampen empor. Die Flammen flackerten im Luftzug. Mit weit aufgerissenen Augen starrten sie das junge Mädchen an. Ihr Nachthemd war sehr französisch, sehr dünn und sehr durchsichtig.

»Wir, äh, wir wollten nur nachsehen, ob alles in Ordnung ist, M'selle. Wir, äh, wir haben einen Mann im Gebüsch gefunden«, erklärte Babcott hastig, »aber nur keine Sorge.«

Wie er merkte, begriff sie kaum, was er sagte.

Marlowe riß den Blick von ihrem Körper los und spähte an ihr

vorbei ins Zimmer. »*Excusez moi, M'selle, s'il vous plaît*«, stammelte er verlegen mit erträglichem Akzent und schob sich an ihr vorbei, um sich zu überzeugen. Unter dem Bett nur ein Nachttopf. Auch die Vorhänge hinter dem Bett verbargen auf seiner Seite nichts – großer Gott, was für eine Frau! Nichts, wo sich jemand verstecken könnte, keine Türen, keine Schränke. Die Fensterläden knarrten im Wind. Er stieß sie weit auf. »Pallidar! Irgend etwas Neues, da unten?«

»Nein«, antwortete Pallidar. »Keine Spur von weiteren Eindringlingen. Möglich, daß er der einzige war und daß der Soldat gesehen hat, wie er sich bewegte. Aber kontrollieren Sie alle Zimmer auf dieser Seite!«

Marlowe nickte, fluchte leise und sagte: »Was zum Teufel glaubst du wohl, was ich tue?« Hinter ihm wehten die Vorhänge des Himmelbettes im leichten Wind und legten Oris Füße in den schwarzen *tabe*, den japanischen Strumpfschuhen, frei. Aber da Marlowes Kerze zischte und erlosch, bemerkte er beim Umdrehen nichts, außer der Silhouette der noch halb schlafenden Angélique im Lichtstreifen der Tür, und da ihm an ihr nichts verborgen blieb, verschlug es ihm den Atem.

»Alles in Ordnung«, erklärte er, noch verlegener, weil er sie gemustert, ihren Anblick genossen hatte, während sie so wehrlos war. Entschlossenheit vortäuschend, kehrte er zur Tür zurück. »Bitte, verriegeln Sie die Tür und, äh, schlafen Sie gut«, sagte er und wäre so gern geblieben.

Noch immer orientierungslos, murmelte sie etwas und schloß die Tür. Die Männer warteten, bis sie hörten, daß der Riegel einschnappte. Babcott sagte zögernd: »Ich glaube, sie wird sich nicht mehr daran erinnern, uns die Tür geöffnet zu haben.« Der Marinesoldat wischte sich den Schweiß ab, sah, daß Marlowe ihm einen Blick zuwarf, und konnte ein schiefes Grinsen nicht unterdrücken.

»Was zum Teufel macht Sie so glücklich?« fragte Marlowe, ob-

wohl er es genau wußte.

»Mich, Sir? Gar nichts, Sir«, erwiderte der Marinesoldat sofort tief ernst, kindliche Unschuld im Blick. Verdammte Offiziere, immer dasselbe, dachte er müde. Marlowe so geil wie alle, die Augen wären ihm fast aus dem Kopf gefallen, und am liebsten hätte er sie verschlungen, alles, was drunter war, und die verdammten besten Titten, die ich jemals gesehen habe! Die Jungens werden mir das nie glauben. »Jawohl, Sir, stumm wie ein Fisch, jawohl«, versicherte er eifrig, als Marlowe ihn bat, nichts über das verlauten zu lassen, was sie gesehen hatten. »Bestimmt nicht, Sir, kein einziges Wort über meine Lippen«, versprach er und trottete, in Gedanken noch bei ihrem Zimmer, hinter den anderen her zum nächsten.

Angélique lehnte an der Tür und versuchte zu verstehen, was geschehen war – es fiel ihr schwer, alles einzuordnen, den Mann im Garten – was für ein Garten? – aber Malcolm ist im Garten des Großen Hauses, nein, er ist unten, verwundet, nein, das ist ein Traum, und er hat etwas gesagt, vom Leben im Großen Haus und vom Heiraten... Malcolm, ist er der Mann, derjenige, der mich berührt hat? Nein, der hat mir gesagt, er werde sterben. Dummchen, der Doktor hat gesagt, es gehe ihm wunderbar, alle haben wunderbar gesagt, warum wunderbar? Warum nicht gut oder ausgezeichnet oder einigermaßen? Warum?

Sie gab auf; ihr Wunsch nach Schlaf war zu stark. Der Mond schien durch die Schlitze der Läden, und sie wankte durch die Lichtstreifen zum Bett, um sich erleichtert auf die weiche Daunematratze sinken zu lassen. Mit einem tiefen, zufriedenen Seufzer zog sie das Laken halb über sich und drehte sich auf die Seite. Sekunden darauf war sie fest eingeschlafen.

Überrascht, daß er noch am Leben war, glitt Ori lautlos aus seinem Versteck. Obwohl er sich mit seinen Schwertern flach an die

Wand gedrückt hatte, hätte ihn eine gründlichere Suche aufstöbern müssen. Wie er bemerkte, war die Tür verriegelt, waren die Riegel der Läden eingerastet, und das junge Mädchen atmete, einen Arm unter dem Kopfkissen, den anderen auf dem Laken, tief und ruhig. Gut. Sie kann warten, dachte er. Aber zunächst, wie komme ich aus dieser Falle heraus? Durchs Fenster oder durch die Tür?

Da er durch die Schlitzte nichts sehen konnte, schob er leise den Riegel zurück und stieß erst die eine, dann die andere Seite einen Spalt auf. Unten wimmelte es immer noch von Soldaten. Bis zum Morgengrauen waren es noch fast drei Stunden. Wolken zogen auf und begannen auf den Mond zuzutreiben. Shorins Leichnam lag verkrümmt wie ein totes Tier auf dem Weg. Einen Moment lang wunderte er sich, daß sie ihm den Kopf gelassen hatten; dann fiel ihm ein, daß es nicht Brauch bei den Gai-Jin war, Köpfe zum Zurschaustellen oder zum Zählen abzuschlagen.

Auf diesem Weg zu fliehen, ohne gesehen zu werden, ist schwierig. Wenn sie in ihrer Wachsamkeit nicht nachlassen, werde ich die Tür öffnen und es durchs Haus probieren müssen. Das bedeutet, die Tür unverriegelt lassen. Dann lieber doch durch ein Fenster.

Vorsichtig reckte er den Hals, um hinauszuspähen, und entdeckte unterhalb des Fensters einen schmalen Sims, der zu einem anderen Fenster und dann weiter ums Haus herum führte – dies war ein Eckzimmer. Seine Erregung wuchs. Bald werden die Wolken den Mond bedecken, dann kann ich fliehen. Ich werde fliehen! Sonno-jo! Nun aber zu ihr.

Lautlos legte er den Riegel so vor, daß die Läden ein wenig offenstanden, dann kehrte er zum Bett zurück.

Sein Langschwert, das noch in der Scheide steckte, legte er in Reichweite auf die zerwühlte, weiße Seidenbettdecke. Weiß, dachte er. Weiße Laken, weißes Fleisch, weiß, die Farbe des Todes. Paßt. Perfekt, um etwas darauf zu schreiben. Was sollte er schreiben? Seinen Namen?

Ohne Hast zog er das Laken von ihrem Körper. Das Nachthemd ging über seine Begriffe, war fremd, dazu bestimmt, alles und nichts zu verbergen. Glieder und Brüste, so groß im Vergleich zu den wenigen Bettgenossinnen, die er gehabt hatte, die Beine lang und gerade. Und wieder ihr Duft. Während er sie mit den Blicken erforschte, spürte er, wie es sich in ihm rührte.

Bei den anderen war es anders gewesen. Minimale Erregung. Viele Scherze und professionelles Geschick. Schnell vollzogen, gewöhnlich im Saké-Nebel. Nun jedoch hatte er endlos Zeit. Sie war jung und gehörte nicht zu seiner Welt. Sein Verlangen nahm zu. Und die Erregung.

Der Wind ließ die Läden ächzen, doch das bedeutete keine Gefahr. Alles war still. Sie lag halb auf den Bauch gedreht. Ein leichter, geschickter Stoß, und noch einer, dann drehte sie sich gehorsam auf den Rücken, den Kopf bequem zur Seite gewandt, die Haare wie eine Kaskade. Ein tiefer Seufzer, wohligh im Nest der Matratze. Ein kleines Goldkreuz an ihrem Hals.

Er beugte sich vor, schob die Spitze seines rasiermesserscharfen Schwertdolches unter die zarte Spitze an ihrem Hals, hob sie leicht an und drückte die Schneide gegen ihr Nachthemd. Der Stoff teilte sich bereitwillig und fiel zur Seite. Bis zu den Füßen. Noch nie hatte Ori eine Frau derart entblößt gesehen. Noch nie war er so verkrampft gewesen. Die Erregung stieg so hoch wie nie. Das winzige Kreuz glänzte.

Unwillkürlich hob sie träge die Hand und schob sie sich zwischen die Beine, wo sie zärtlich liegenblieb. Er nahm sie fort; dann spreizte er ihre Beine. Sehr sanft.

## 6

**K**urz vor Tagesanbruch erwachte sie. Aber nur halb. Die Droge war noch immer in ihr, die Träume waren noch immer in ihr, seltsame, gewalttätige Träume, erotisch und überwältigend, wundervoll und schmerzhaft und sinnlich und schrecklich, niemals zuvor erlebt, jedenfalls nicht so intensiv. Durch die halb geöffneten Läden sah sie blutrot den östlichen Horizont, an ihm unheimliche Wolkenformationen, die Bildern in ihrem Kopf zu gleichen schienen. Als sie sich bewegte, um sie besser sehen zu können, verspürte sie einen leichten Schmerz in ihren Lenden, schenkte ihm aber keine Beachtung, sondern ließ den Blick auf den Bildern am Himmel ruhen und ihre Gedanken zu den Träumen zurückwandern, die noch immer lockten. An der Schwelle des Schlafs merkte sie, daß sie nackt war. Träge zog sie ihr Nachthemd um sich und das Laken über sich. Und schlief.

Ori stand neben dem Bett. Er hatte sich soeben erst aus der Wärme gelöst. Seine Ninjakleidung lag auf dem Boden. Und sein Lendentuch. Einen Moment betrachtete er sie, wie sie da lag, genoß ein letztes Mal ihren Anblick. So traurig, dachte er, letzte Male sind so traurig. Dann griff er nach dem kurzen Schwertdolch und zog ihn aus der Scheide.

Im Zimmer unten schlug Phillip Tyrer die Augen auf. Die Umgebung war ihm unvertraut, dann wurde ihm klar, daß er sich noch immer in der britischen Gesandtschaft in Kanagawa befand und daß gestern ein grausiger Tag gewesen war.

Die Fenster standen ein wenig offen. Er sah den Morgen anbrechen. »Morgenrot, Schlechtwetterbot.« Ob es ein Unwetter gibt,

fragte er sich; dann richtete er sich auf dem Feldbett auf und kontrollierte den Verband an seinem Arm. Als er sah, daß er sauber war und ohne frische Blutflecken, war er zutiefst erleichtert. Von dem Pochen in seinem Kopf und einer gewissen Zerschlagenheit abgesehen, fühlte er sich wieder gesund. »Großer Gott, ich wünschte, ich hätte mich gestern tapferer verhalten.« Er versuchte sich an die Zeit nach der Operation zu erinnern, aber es gelang ihm nur schwer. Ich weiß, daß ich geweint habe. Aber es fühlte sich gar nicht an wie Weinen, die Tränen sind einfach geflossen.

Mühsam verscheuchte er die düsteren Gedanken, stieg aus dem Bett, stieß die Läden auf und spürte, daß er wieder fest auf den Beinen stand und hungrig war. Aus einem Krug in der Nähe spritzte er sich Wasser ins Gesicht, spülte sich den Mund aus und spie das Wasser in die Büsche im Garten. Nachdem er auch einen Schluck getrunken hatte, fühlte er sich wohler. Der Garten war leer, die Luft roch nach verrotteter Vegetation. Von seinem Platz aus vermochte er einen Teil der Tempelmauer und den Garten zu sehen, sonst aber kaum etwas. Durch eine Lücke zwischen den Bäumen fiel sein Blick auf das Wachhaus und zwei Soldaten. Nun erst merkte er, daß man ihn im Hemd und seiner langen wollenen Unterhose ins Bett gelegt hatte. Der zerrissene, blutgetränkte Gehrock und die Hose hingen über einem Stuhl, die verschmutzten Reitstiefel standen daneben.

Macht nichts, ich kann von Glück sagen, daß ich am Leben bin. Er begann sich anzukleiden. Was ist mit Struan? Und Babcott? Bald werde ich ihm gegenüberreten müssen.

Ob ich wohl entlassen werde, fragte er sich, während sich bei dem Gedanken an eine unrühmliche Heimkehr sein Magen verkrampfte; welch ein Unglück, ein Versager und nicht mehr Mitglied von Her Illustrious Majesty's Foreign Office zu sein, Repräsentant des größten Empire, das die Welt jemals gesehen hat. Was wird Sir William von mir denken? Und was ist mit ihr? Angélique? Zum

Glück ist sie nach Yokohama entkommen – wird sie je wieder ein Wort mit mir wechseln, wenn sie es erfährt?

Großer Gott, was soll ich tun?

Auch Malcolm Struan war aufgewacht. Einen Augenblick zuvor hatte ihn ein Geräusch von draußen geweckt, obwohl er das Gefühl hatte, schon seit Stunden wach zu sein. Er lag auf dem Feldbett und war sich des Tages und der Operation ebenso bewußt wie der Tatsache, daß er schwer verwundet war und die Möglichkeit bestand, daß er sterben mußte. Jeder Atemzug kostete ihn einen scharfen Schmerz, jede kleinste Bewegung.

Aber ich werde nicht an die Schmerzen denken, nur an Angélique und daß sie mich liebt, und... Aber was haben die schlechten Träume zu bedeuten? Träume, daß sie mich haßt und hinausgelaufen ist? Ich hasse Träume, ich hasse es, keine Kontrolle über mich zu haben, ich hasse es, hier zu liegen, ich hasse es, schwach zu sein, während ich doch immer stark war, aufgewachsen im Schatten meines Helden, des großen Dirk Struan, des Grünäugigen Teufels. Oh, wie sehr ich mir wünschte, grüne Augen zu haben und so stark zu sein! Er ist mein Vorbild, und ich werde genauso gut werden wie er, bestimmt!

Wie immer ist der Feind Tyler Brock hinter uns her. Vater und Mutter suchen es vor mir zu verbergen, aber ich habe natürlich Gerüchte gehört und weiß mehr, als sie glauben. Die alte Ah Tok, mehr Mutter für mich als Mutter selbst – hat sie mich nicht auf ihrem Arm getragen, bis ich zwei war, und mich Kantonesisch gelehrt und alles über das Leben, und mir mein erstes Mädchen gebracht? – sie flüstert mir die Gerüchte ebenso zu wie Onkel Gordon Chen, der mir die Fakten erklärt. Das Noble House wankt.

Macht nichts, mit denen werden wir schon fertig. Werde ich fertig. Dafür bin ich ausgebildet worden, dafür habe ich mein Leben



lang gearbeitet.

Er warf die Decke zur Seite und hob die Beine, um aufzustehen, aber der Schmerz ließ ihn innehalten. Er versuchte es noch einmal und konnte es wieder nicht. Macht nichts, sagte er sich erschöpft. Nur keine Sorge, dann klappt's eben später.

»Noch Eier, Settry?« erkundigte sich Marlowe, ebenso hochgewachsen wie der Dragoneroffizier, aber nicht so breit in den Schultern. Beide waren vornehmer Abstammung, Söhne hoher Offiziere.

»Danke, nein«, antwortete Settry Pallidar. »Zwei sind genug. Muß gestehen, die Küche hier ist widerlich. Habe den Dienern ausdrücklich gesagt, daß ich meine Eier gut durchgebraten will, nicht so schleimig, aber die haben Spatzenhirne. Im Grunde esse ich Eier nur, wenn ich sie auf Toast kriege, auf gutem, englischem Brot. Sie schmecken hier einfach anders. Was meinen Sie, was im Zusammenhang mit Canterbury geschehen wird?«

Marlowe zögerte. Sie saßen im Speiseraum der Gesandtschaft an einem riesigen Eichentisch für zwanzig Personen, der zu diesem Zweck aus England herübergebracht worden war. Das Eckzimmer war geräumig und angenehm, die Fenster zum Garten standen offen. Die beiden wurden von drei livrierten Chinesen bedient. Gedeckt war der Tisch für ein halbes Dutzend Personen. Spiegeleier mit Speck auf durch Kerzen gewärmten Silberplatten, Brathuhn, kalter Schinken und Pilzpastete, ein Teller mit fast schon verdorbenem Rindfleisch, Schiffszwieback, ein ausgetrockneter Apfelkuchen. Bier, Portwein und Tee. »Der Minister sollte umgehend eine Entschädigung und die Auslieferung der Mörder verlangen, und wenn es zu der üblichen Verzögerungstaktik kommt, sollte er die Flotte gegen Edo schicken.«

»Am besten sollten wir mit einer Streitmacht landen – Truppen haben wir genug –, die Hauptstadt besetzen, ihren König – wie

heißt er doch gleich? Ach ja, Shōgun – beseitigen, unseren eigenen eingeborenen Herrscher ernennen und Japan zum Protektorat erklären. Oder, noch besser, das Ganze dem Empire einverleiben.« Pallidar war übermüdet; er war fast die ganze Nacht wach gewesen. Sein Uniformrock war nicht zugeknöpft, aber er war gepflegt und hatte sich rasiert. Er winkte einem Diener. »Tee, bitte.«

Der adrett gekleidete junge Chinese verstand ihn sehr wohl, starrte ihn jedoch zum Vergnügen der anderen Diener dummlich an. »Heya, Mass'er? Tee-ah? Was für Tee-ah du sagen, eh? Wollen cha, heya?«

»Ach, macht nichts, verdammt noch mal!« Müde erhob sich Pallidar, ging mit seiner Tasse zum Sideboard und schenkte sich selber Tee ein, während die Diener insgeheim darüber lachten, daß der arrogante fremde Teufel das Gesicht verloren hatte. »Das ist eine Frage der Militärmacht, alter Junge. Und ich sage Ihnen offen, der General wird verdammt wütend sein, durch einen miesen Mörder, der sich wie Ali Baba kostümiert hat, einen Grenadier verloren zu haben. Er wird bei Gott Vergeltung verlangen.«

»Was die Landung betrifft, ich weiß nicht recht – die Navy könnte Ihnen natürlich den Weg freischießen, aber wir haben keine Ahnung, wie viele Samurai hier sind, und auch nicht, wie stark ihre Bewaffnung ist.«

»Verdammt noch mal, was immer sie sind, wir werden mit ihnen fertig, sie sind schließlich nur eine Bande unterentwickelter Eingeborener. Selbstverständlich werden wir mit ihnen fertig. Genau wie in China. Ist mir unbegreiflich, warum wir China nicht annektieren, und damit basta.«

Alle Diener hatten dies gehört und verstanden, und alle schworen, daß sie, sobald das Reich des Himmels Gewehre und Schiffe besaß, die den Gewehren und Schiffen der Barbaren gleichkamen, mithelfen würden, die Nasen der Barbaren in ihren eigenen Kot zu drücken und ihnen eine Lektion zu erteilen, die tausend Generatio-

nen wirken würde. Sie alle waren von Gordon ›Illustrious‹ Chen, dem Comprador des Noble House, handverlesen worden. »Du wollen Stück viel gut Eir, Mass'er?« fragte der Mutigste und grinste breit, während er Pallidar die absichtlich schleimigen Eier unter die Nase hielt. »Sehl gutt.«

Pallidar schob die Platte angewidert beiseite. »Nein, danke. Hören Sie, Marlowe, ich glaube...« Er hielt inne, als die Tür geöffnet wurde und Tyrer hereinkam. »O hallo! Sie müssen Phillip Tyrer von der Gesandtschaft sein.« Er stellte erst sich, dann Marlowe vor und fuhr lebhaft fort: »Tut mir leid, daß Sie gestern so ein Pech hatten, aber es ist mir eine Ehre, Ihnen die Hand zu schütteln. Sowohl Mr. Struan als auch Miß Richaud haben Babcott erzählt, ohne Sie wären sie jetzt beide tot.«

»Haben sie das? Ach!« Tyrer traute seinen Ohren nicht. »Es... es ist alles so schnell gegangen. Eben war noch alles normal, und im nächsten Moment flohen wir um unser Leben. Ich hatte eine Todesangst.« Nun, da er es ausgesprochen hatte, fühlte er sich wohler, und noch wohler, als sie sein Geständnis als Bescheidenheit auslegten, ihm einen Stuhl zurechtrückten und den Dienern befahlen, ihm etwas zu essen zu bringen.

»Als ich heute nacht zu Ihnen hineinsah, haben Sie wie ein Toter geschlafen«, sagte Marlowe. »Wir wissen, daß Babcott Ihnen ein Schlafmittel gegeben hatte, daher nehme ich an, daß Sie noch nichts von dem Meuchelmörder gehört haben.«

Tyrers Magen verkrampfte sich. »Meuchelmörder?«

Sie erzählten es ihm. Und auch von Angélique.

»Sie ist hier?«

»Ja, und sie ist eine sehr tapfere Lady.« Einen Moment war Marlowe ganz von dem Gedanken an sie erfüllt. Zu Hause hatte er kein Mädchen, an dem ihm lag, nur ein paar heiratsfähige Cousinen, und heute war er zum erstenmal froh darüber. Vielleicht wird Angélique ja bleiben, und dann... dann werden wir Weitersehen.

Seine Erregung wuchs. Kurz vor dem Auslaufen aus seinem Heimathafen Plymouth vor einem Jahr hatte sein Vater, Captain Richard Marlowe R. N., zu ihm gesagt: »Du bist jetzt siebenundzwanzig, Junge, und hast dein eigenes Schiff – wenn's auch leider ein Stinkpott ist. Du bist der Älteste, und es wird Zeit, daß du heiratest. Wenn du von dieser Fahrt in den Fernen Osten zurück kommst, bist du über Dreißig, und ich werde dann, wenn ich Glück habe, Vizeadmiral sein und dir... na ja, ich kann dir ein paar Extra-Guineas geben, aber sag um Gottes willen deiner Mutter nichts davon – und deinen Geschwistern. Es wird Zeit, daß du dich entscheidest! Wir wär's mit deiner Cousine Delphi? Ihr Vater ist ebenfalls Militär, wenn auch nur indische Armee.«

Er hatte versprochen, sich bei seiner Rückkehr zu entscheiden. Nun brauchte er sich möglicherweise gar nicht mit der zweiten, dritten oder vierten Wahl zufriedenzugeben. »Miß Angélique hat die Niederlassung alarmiert und dann darauf bestanden, gestern abend herzukommen – Mr. Struan hatte dringend darum gebeten. Wie es scheint, geht es ihm nicht besonders gut, er ist sogar ziemlich schwer verletzt, deshalb hab ich sie hergebracht. Eine wundervolle Lady!«

»Ja.« Ein seltsames Schweigen breitete sich aus, doch jeder kannte die Gedanken der anderen. Tyrer brach es schließlich. »Warum sollte ein Mörder hierherkommen?«

Die anderen beiden spürten seine Nervosität. »Eine neue Teufelei, nehme ich an«, sagte Pallidar. »Aber nur keine Sorge, wir haben den Mistkerl erwischt. Haben Sie Mr. Struan heute morgen schon besucht?«

»Ich hab zu ihm hineingesehen, aber er schlief. Ich hoffe, er wird wieder gesund. Die Operation war nicht so gut, und...« Tyrer unterbrach sich, weil er draußen einen Wortwechsel hörte. Pallidar trat ans Fenster, die anderen folgten ihm.

Sergeant Towrey schrie von der anderen Seite des Gartens her auf

einen halbnackten Japaner ein und winkte ihm. »He, du! Komm her!«

Der Mann, anscheinend ein Gärtner, war gut gewachsen, nur mit einem Lendentuch bekleidet und trug ein Bündel Äste und Zweige auf einer Schulter, während er ungeschickt nach weiteren Holzstücken suchte. Sekundenlang stand er hoch aufgerichtet, dann knickte er ein und machte eine Reihe tiefer Verbeugungen vor dem Sergeant.

»Mein Gott, diese Mistkerle haben keine Spur Schamgefühl«, stellte Pallidar angewidert fest. »Selbst die Chinesen ziehen sich nicht so an – oder die Inder. Man kann ja seine Geschlechtsteile sehen.«

»Wie ich hörte, kleiden sie sich sogar im Winter so, wenigstens einige«, warf Marlowe ein. »Sie scheinen die Kälte nicht zu spüren.«

Wieder schrie und winkte Towrey. Der Mann fuhr fort, sich zu verneigen und heftig dazu zu nicken. Dann wandte er sich, weil er ihn scheinbar falsch verstand, gehorsam ab, statt sich ihm zu nähern, und huschte um die Ecke des Gebäudes davon. Als er an ihrem Fenster vorbeikam, starrte er sie einen Augenblick an; dann verneigte er sich wieder in unterwürfigem Gehorsam fast bis zum Boden, eilte auf die Quartiere der Diener zu und war verschwunden.

»Merkwürdig«, sagte Marlowe.

»Was?«

»Ach, ich weiß nicht. Nur, daß mir all diese Verneigungen und Kratzfüße unecht vorkommen.« Als Marlowe sich umwandte, entdeckte er, daß Tyrer schneeweiß geworden war. »Herrgott im Himmel, was ist denn los?«

»Ich... Ich... Dieser Mann, ich glaube, ich bin nicht sicher, aber ich glaube, er war einer von den Mördern an der Tokaidō, der Mann, den Struan getroffen hat. Haben Sie seine Schulter gesehen? War sie nicht verbunden?«

Pallidar reagierte als erster. Er sprang aus dem Fenster, dicht gefolgt von Marlowe. Gemeinsam rannten sie zu den Büschen und Bäumen hinüber. Sie suchten überall, aber sie fanden ihn nicht.

Inzwischen war es zwölf Uhr mittags. Abermals ein behutsames Klopfen an ihrer Schlafzimmertür, wieder ein: »M'selle? M'selle?« Babcott rief es vom Korridor aus, mit leiser Stimme, um sie nicht unnötig zu wecken, falls sie nicht reagierte. Sie blieb stockstill mitten im Zimmer stehen und blickte mit angehaltenem Atem, mit starrer Miene auf die verriegelte Tür, das Neglige fest um sich gezogen.

»M'selle?«

Sie wartete. Nach einer Weile erstarben die Schritte, sie atmete aus und versuchte, nicht mehr zu zittern; dann begann sie wieder zwischen den von den Läden verdunkelten Fenstern und dem Bett hin und her zu wandern, wie sie es schon seit Stunden tat.

Ich muß mich entscheiden, dachte sie.

Als sie, ohne sich an ihr erstes Erwachen zu erinnern, zum zweitenmal erwachte, war ihr Kopf klar, und sie lag reglos in dem zerwühlten Bettzeug, froh, endlich wach, ausgeruht, hungrig und durstig zu sein, voll Vorfreude auf die erste, köstliche Tasse Kaffee des Tages, serviert mit dem krossen, frischen französischen Brot, das der Koch der Gesandtschaft in Yokohama selbst buk. Aber ich bin nicht in Yokohama, ich bin in Kanagawa, und heute gibt's nur eine Tasse von diesem widerlichen englischen Tee mit Milch.

Malcolm! Der arme Malcolm, hoffentlich geht es ihm besser. Heute werden wir nach Yokohama zurückkehren, ich werde den nächsten Dampfer nach Hongkong und von dort aus nach Paris nehmen... aber, o Gott, was für Träume ich gehabt habe, was für Träume!

Die Phantasien der Nacht waren noch immer sehr lebendig und

vermischten sich mit Bildern von der Tokaidō und Canterburys Enthauptung und Malcolm, der sich so seltsam verhalten und offenbar angenommen hatte, daß sie heiraten würden. In ihrer Einbildung stieg ihr der Gestank des Krankenzimmers in die Nase, aber sie verdrängte ihn, gähnte und griff nach ihrer kleinen Uhr, die sie auf den Nachttisch gelegt hatte.

Diese leichte Bewegung war von einem winzigen Schmerz in ihren Lenden begleitet. Sekundenlang fragte sie sich, ob er auf eine vorzeitige Periode hindeute, denn die kam bei ihr nicht immer pünktlich, aber das wies sie als unmöglich zurück.

Es war zwanzig nach zehn. Die Uhr war mit Lapislazuli eingelegt, ein Geschenk des Vaters zu ihrem achtzehnten Geburtstag am 8. Juli vor etwas mehr als zwei Monaten in Hongkong. So vieles ist seitdem geschehen, dachte sie. Wie bin ich froh, bald wieder in Paris zu sein, in der Zivilisation. Ich werde nie mehr hierher zurückkehren, niemals niem...

Erschrocken merkte sie, daß sie unter dem Laken nahezu nackt war. Zu ihrem Erstaunen stellte sie fest, daß ihr Nachthemd vorne von oben bis unten aufgeschlitzt und unter ihr hochgeschoben war. Ungläubig hob sie die beiden Hälften an. Als sie, um besser sehen zu können, ans Fenster treten wollte und aus dem Bett glitt, verspürte sie wieder diesen leichten Schmerz. Jetzt, bei Tageslicht, entdeckte sie den kleinen Blutfleck auf dem Bettlaken und fand auch eine Spur davon zwischen ihren Beinen.

»Wie kommt es nur, daß meine Periode...«

Sie begann die Tage zu zählen, und abermals zu zählen, aber die Rechnung ergab keinen Sinn. Ihre letzte Periode hatte vor vierzehn Tagen aufgehört. Dann entdeckte sie, daß sie ein wenig feucht war, und konnte nicht begreifen, wieso – gleich darauf blieb ihr das Herz stehen, und sie wäre beinahe ohnmächtig geworden, weil der Verstand ihr einzuhämmern versuchte, daß ihre Träume gar keine Träume, sondern Wirklichkeit gewesen waren und daß sie im Schlaf

vergewaltigt worden war.

»Das ist doch unmöglich! Ich muß verrückt sein – das ist unmöglich!« keuchte sie, nach Luft ringend. »O Gott, laß es bitte ein Traum gewesen sein, ein Teil von diesen bösen Träumen.« Mit jagendem Herzen tastete sie nach dem Bett. »Aber ich bin wach, es ist kein Traum, ich bin wach!«

Wieder untersuchte sie sich, hektisch, und noch einmal, doch diesmal etwas sorgfältiger. Sie wußte genug, um einzusehen, daß die Feuchtigkeit nicht zu verkennen und daß ihr Hymen zerrissen war. Es stimmte also. Sie war vergewaltigt worden.

Das Zimmer begann sich um sie zu drehen. O Gott, ich bin ruiniert, mein Leben ist ruiniert, meine Zukunft ist ruiniert, denn kein anständiger Mann, kein heiratsfähiger Mann wird mich jetzt heiraten, nachdem ich beschmutzt worden bin, und Heirat ist die einzige Möglichkeit für ein junges Mädchen, sich zu verbessern, sich eine glückliche Zukunft zu sichern, überhaupt eine Zukunft. Es gibt keine andere Möglichkeit... Als sie ein wenig ruhiger wurde und wieder nachdenken konnte, lag sie quer über dem Bett. Zitterig versuchte sie die Nacht zu rekonstruieren. Ich weiß noch, daß ich die Tür verriegelt habe.

Sie musterte die Tür. Der Riegel war an Ort und Stelle.

Ich erinnere mich an Malcolm und sein stinkendes Krankenzimmer und daß ich vor ihm davongelaufen bin, daß Phillip Tyrer friedlich schlief, daß Dr. Babcott mir etwas zu trinken gebracht hat und daß ich nach oben gegangen...

Das Getränk! Großer Gott, man hat mich betäubt! Wenn Babcott mit diesen Drogen operieren kann, dann kann es natürlich passiert sein, dann wäre ich natürlich wehrlos gewesen, aber das hilft mir jetzt auch nicht weiter! Angenommen, ich bekomme ein Kind!

Wieder wurde sie von Panik geschüttelt. Tränen liefen ihr über die Wangen, und fast hätte sie laut aufgeschrien. »Hör auf!« murmelte sie und rang mit übermenschlicher Anstrengung um Fassung.



»Hör auf! Gib keinen Laut von dir, hörst du! Du bist allein, niemand kann dir helfen, nur du dir selbst, du mußt jetzt nachdenken. Was wirst du tun? Denk nach!« Sie holte tief Luft und versuchte, ihre wirren Gedanken zu ordnen. Wer war dieser Mann?

Der Riegel liegt noch vor, durch die Tür hat also niemand kommen können. Moment, ich erinnere mich dunkel... oder gehört das zu dem Traum von der... Ich scheine mich zu erinnern, die Tür geöffnet zu haben, für... für Babcott und... und diesen Marineoffizier, Marlowe... und dann habe ich sie wieder verriegelt. Genau, das stimmt! Wenigstens glaube ich, daß es stimmt. Hat er nicht Französisch gesprochen... Ja, das hat er, aber schlecht, dann sind sie wieder weggegangen, und ich habe die Tür verriegelt, davon bin ich überzeugt. Aber warum haben sie mitten in der Nacht an die Tür geklopft?

Sie suchte und suchte in ihrer Erinnerung, konnte aber keine Antwort finden, war nicht mal ganz sicher, ob das wirklich geschehen war, weil ihr die Bilder dieser Nacht immer wieder entglitten.

Konzentriere dich! Wenn nicht durch die Tür, muß er durchs Fenster gekommen sein. Sie wälzte sich herum und sah, daß der Riegel für die Läden unter dem Fenster auf dem Boden lag statt in seinen Fallen.

Wer immer es also war, er war zum Fenster hereingekommen! Wer? Marlowe, dieser Pallidar oder sogar der gute Doktor, ich weiß, daß sie mich alle begehren. Wer wußte, daß ich von Drogen betäubt war? Babcott. Er hätte es den anderen erzählen können, aber von denen würde es sicher keiner wagen, etwas so Gemeines zu tun, würde es keiner wagen, die Folgen zu tragen, wenn er aus dem Garten hier heraufgeklettert wäre, denn natürlich werde ich es von allen Dächern schreien...

Ihr ganzer Verstand rief ihr eine Warnung zu: Sei vorsichtig! Deine Zukunft hängt davon ab, daß du klug und behutsam vorgehst. Sei vorsichtig!

Bist du sicher, daß dies wirklich in der Nacht geschehen ist? Was ist mit den Träumen? Vielleicht... Ich will jetzt nicht darüber nachdenken, nur ein Arzt würde es mit Sicherheit erkennen, und das müßte Babcott sein. Augenblick, du könntest... du könntest dir dieses winzige Stückchen Haut im Schlaf verletzt haben, als du dich in Alpträumen wandest... es war doch ein Alptraum, oder? So etwas ist schon anderen Mädchen passiert. Gewiß, aber die waren dann immer noch Jungfrau, und das erklärt die Feuchtigkeit nicht.

Denk an Jeanette im Kloster, die arme, törichte Jeanette, die sich in einen der Händler verliebt hatte und ihm zu Willen war und uns anderen später ganz aufgeregt davon erzählte, in allen Einzelheiten. Sie wurde nicht schwanger, aber es kam heraus, und am nächsten Tag war sie verschwunden, und später erfuhren wir, daß sie mit einem Dorfschlachter verheiratet worden war, dem einzigen Mann, der sie noch wollte.

Ich bin niemandem zu Willen gewesen, aber das wird mir nichts helfen, ein Arzt würde es mit Sicherheit feststellen, aber auch das würde mir nichts helfen, und die Vorstellung, daß Babcott oder ein anderer Arzt so intim werden würde, stößt mich ab, und dann würde Babcott in mein Geheimnis eingeweiht sein. Wie könnte ich ihm ein solches Geheimnis anvertrauen? Wenn es bekannt würde... Ich muß es geheimhalten! Aber wie, wie kann man das, und was dann?

Diese Frage werde ich später beantworten. Erst muß ich feststellen, wer dieser Teufel war. Nein, erst muß ich mich von diesem Übel reinigen, dann werde ich besser denken können.

Angewidert schüttelte sie ihr Nachthemd ab und warf es beiseite; dann wusch sie sich sorgfältig und tief, suchte sich an alle Verhütungsmaßnahmen zu erinnern, die sie kannte, an alles, was Jeanette so erfolgreich praktiziert hatte. Dann legte sie ihr Neglige an, bürstete ihre Haare und putzte sich mit Zahnpulver die Zähne. Erst dann wagte sie in den Spiegel zu sehen. Sorgfältig kontrollierte sie

ihr Gesicht. Es war makellos. Sie lockerte das Neglige. Auch ihre Gliedmaßen und Brüste waren makellos – die Brustwarzen vielleicht ein wenig gerötet. Wieder blickte sie in den Spiegel.

»Keine Veränderung, nichts. Und alles.«

Dann entdeckte sie, daß das kleine Goldkreuz verschwunden war, das sie seit ewigen Zeiten Tag und Nacht trug. Gründlich durchsuchte sie das Bett, dann unter dem Bett und im ganzen Zimmer. Es lag weder in den Falten des Bettzeugs verborgen noch unter dem Kopfkissen, und es hatte sich auch nicht in den Vorhängen verhakt. Vielleicht im Spitzenbesatz des Bettüberwurfs – letzte Chance. Sie hob ihn vom Fußboden auf und klopfte ihn ab. Nichts.

Dann sah sie die drei japanischen Schriftzeichen, mit Blut auf den weißen Stoff gemalt.

Das Sonnenlicht funkelte auf dem Goldkreuz, das Ori an der feinen Goldkette in der Faust hielt und wie gebannt anstarrte.

»Warum hast du es mitgenommen?« erkundigte sich Hiraga.

»Keine Ahnung.«

»Diese Frau nicht umzubringen war ein Fehler. Shorin hatte recht. Es war ein Fehler.«

»Karma.«

Sie saßen sicher in der Herberge ›Zu den Mitternachtsblüten‹, und Ori, der gebadet und sich rasiert hatte, sah Hiraga gelassen an und dachte: Du bist nicht mein Meister – ich werde dir nur das erzählen, was ich will, und kein Wort mehr.

Er hatte ihm von Shorins Tod erzählt und davon, daß er in das Zimmer geklettert war, daß sie tief und fest geschlafen hatte und nicht aufgewacht war, doch weiter nichts. Nur noch, daß er sich dort versteckt und dann seine Ninja-Kleidung abgelegt hatte, weil ihm klar war, er würde aufgehalten werden, daß er seine Schwerter

darin eingewickelt hatte, gerade noch rechtzeitig in den Garten hinuntergeklettert war, um ein paar trockene Äste und Zweige zu sammeln, damit er sich als Gärtner ausgeben konnte, bevor er entdeckt wurde, und daß es ihm, nachdem er den Mann von der Straße erkannt hatte, gelungen war zu entkommen. Doch über sie kein weiteres Wort.

Wie kann ich irgend jemandem mit sterblichen Worten erklären, daß ich durch sie eins mit den Göttern geworden bin, daß ich, als ich sie spreizte und sie *sah*, trunken vor Sehnsucht war, daß ich, als ich in sie eindrang, als Liebender in sie eindrang, nicht als Vergewaltiger, ich weiß nicht, warum, aber ich tat es, langsam, behutsam, und sie legte die Arme um mich, und sie erschauerte und hielt mich fest, obwohl sie nicht richtig erwachte, und sie war so eng, und ich hielt zurück und zurück, um mich dann auf eine unvorstellbare Art in sie zu ergießen.

Nie hätte ich geglaubt, daß es so wundervoll, so sinnlich, so befriedigend, so vollkommen sein könnte. Mit ihr verglichen waren die anderen nichts. Durch sie bin ich zu den Sternen geflogen, aber das ist nicht der Grund, warum ich sie am Leben gelassen habe. Ich dachte sehr wohl daran, sie umzubringen. Und dann mich selbst, dort in dem Zimmer. Aber es wäre nur selbstsüchtig gewesen, auf dem Höhepunkt des Glücks und so zufrieden zu sterben.

Ich habe mir so sehr gewünscht zu sterben. Aber mein Tod gehört Sonno-joi. Nur ihm. Nicht mir selbst.

»Sie nicht zu töten war ein Fehler«, wiederholte Hiraga. »Shorin hatte recht, durch ihren Tod wäre unser Plan vollkommener gelungen als durch alles andere.«

»Ja.«

»Warum also?«

Für die Götter habe ich sie am Leben gelassen, falls es Götter gibt, hätte er antworten können, aber er tat es nicht. Ich war von ihnen besessen, sie haben mich veranlaßt, zu tun, was ich tat, und

dafür danke ich ihnen. Nun bin ich vollkommen. Ich kenne das Leben, und alles, was ich noch kennenlernen muß, ist der Tod. Ich war ihr erster Mann, und obwohl sie schlief, wird sie sich immer an mich erinnern. Wenn sie erwacht und sieht, was ich mit meinem Blut, nicht mit dem ihren geschrieben habe, wird sie alles wissen, ich will, daß sie ewig lebt. Ich werde bald sterben. Karma.

Ori steckte das Kreuz in eine geheime Ärmeltasche seines Kimonos, trank noch einen Schluck von dem erfrischenden grünen Tee und fühlte sich ganz und gar erfüllt und lebendig. »Ihr plant einen Überfall, sagtest du?«

»Ja. Wir werden die britische Gesandtschaft in Edo niederbrennen.«

»Gut. Möge es bald geschehen.«

»Das wird es. *Sonno-jo!*«

In Yokohama sagte Sir William zornig: »Sagen Sie es ihnen abermals, und bei Gott, zum letztenmal, daß die Regierung Ihrer Majestät eine unverzügliche Entschädigung von einhunderttausend Pfund Sterling in Gold für diesen unprovzierten Angriff und Meuchelmord an einem Engländer verlangt – Engländer zu töten ist *kinjiru*, bei Gott! Außerdem verlangen wir die Auslieferung der Satsuma-Mörder innerhalb von drei Tagen, oder wir werden drastische Maßnahmen ergreifen!«

Er saß auf der anderen Seite der Bucht in dem kleinen, stickigen Audienzzimmer der britischen Gesandtschaft in Yokohama, flankiert vom preußischen, französischen und russischen Minister, beiden Admiralen – dem britischen und dem französischen – und dem General, die alle nicht weniger erzürnt waren wie er.

Ihm gegenüber saßen feierlich auf Stühlen zwei einheimische Vertreter der Bakufu, der Oberste Samurai der Niederlassungswache und der Gouverneur von Kanagawa, in dessen Zuständigkeitsbe-

reich Yokohama lag. Sie trugen weite Hosen und Kimonos und darüber den breitschultrigen, flügelähnlichen Mantel, gegürtet und mit zwei Schwertern. Alle kochten innerlich vor Wut. Bei Morgengrauen hatten bewaffnete Soldaten mit ihren Gewehrkolben an die Türen der Zollgebäude in Yokohama und Kanagawa gehämmert und die höchsten Beamten sowie den Gouverneur zu einer Konferenz um zwölf Uhr mittags befohlen – mit einer Eile, die ebenfalls beispiellos war.

Zwischen den beiden Parteien saßen auf Kissen die Dolmetscher. Der Japaner kniete, während der andere, Johann Favrod, ein Schweizer, mit gekreuzten Beinen dasaß; ihre gemeinsame Sprache war Holländisch.

Die Verhandlungen dauerten inzwischen schon zwei Stunden – das Englische wurde ins Holländische, ins japanische, ins Holländische, ins Englische und wieder zurück übertragen. Sir Williams Fragen wurden grundsätzlich falsch verstanden, ausweichend beantwortet oder mußten mehrmals wiederholt werden; immer wieder wurde auf unterschiedliche Art um Aufschub ›gebeten‹, um ›höhere Stellen zwecks Untersuchungen und Ermittlungen zu konsultieren‹. Und immer wieder: »Aber ja, in Japan sind Untersuchungen und Ermittlungen zwei ganz verschiedene Dinge. Seine Exzellenz, der Gouverneur von Kanagawa, wünscht ausführlich zu erklären, daß Satsuma nicht in seinen Zuständigkeitsbereich fällt, weil es ein selbständiges Königreich ist...« Und: »Oh, aber wie Seine Exzellenz, der Gouverneur von Kanagawa hörte, haben die Beschuldigten drohend Pistolen gezogen und werden beschuldigt, uralte japanische Bräuche nicht berücksichtigt zu haben...« Und: »Wie viele Ausländer, sagten Sie, gehörten zu der Ausländergruppe, die hätte niederknien müssen, und... aber unsere Bräuche...«

Ermüdende, zeitraubende und komplizierte Lektionen auf japanisch von Seiten des Gouverneurs, umständlich in ein alles andere als fließendes Holländisch übertragen und anschließend ins Engli-

sche übersetzt.

»Formulieren Sie's hart, Johann, genau, wie ich's gesagt habe.«

»Das habe ich, Sir William, jedesmal, aber ich bin überzeugt, daß dieser Kretin nicht wortgetreu übersetzt – weder das, was Sie sagen, noch das, was die Japaner sagen.«

»Verdammt noch mal, das wissen wir, ist doch noch nie anders gewesen! Bitte, machen Sie weiter.«

Johann übersetzte wortgetreu. Der japanische Dolmetscher erröte, bat um Erklärung des Ausdrucks ›unverzüglich‹ und lieferte sodann zur Vorsicht eine höfliche, angemessene, annähernd richtige Übersetzung, die er für akzeptabel hielt. Aber selbst jetzt sog der Gouverneur über soviel Unhöflichkeit hörbar den Atem ein. Das Schweigen wuchs. Seine Finger trommelten einen ununterbrochenen, verärgerten Wirbel auf seinen Schwertgriff, dann stieß er drei, vier kurze Wörter hervor. Die Übersetzung war lang.

Johann erklärte munter: »Ohne diese ganze *merde*, der Gouverneur sagt, er werde Ihre ›Bitte‹ zur angemessenen Zeit an die angemessenen Stellen weiterleiten.«

Sir Williams Gesicht rötete sich deutlich, das des Admirals und das des Generals noch heftiger. »Aha, meine ›Bitte‹, eh? Sagen Sie den Mistkerlen genau: Das ist keine Bitte, das ist eine Forderung! Und sagen Sie ihnen außerdem: Wir fordern unverzüglich eine Audienz beim Shōgun in Edo in drei Tagen! Bei Gott, drei Tagen! Und ich werde, verdammt noch mal, mit einem Schlachtschiff vorfahren!«

»Bravo!« stimmte Graf Sergejew leise zu.

Johann hatte das Spiel ebenfalls satt und verlieh den Worten eine fein geschliffene Schärfe. Der japanische Dolmetscher hielt den Atem an und stieß hastig eine Flut von bissigem Holländisch hervor, die Johann liebenswürdig mit zwei Worten erwiderte, auf die ein unvermitteltes, entgeistertes Schweigen folgte.

»*Nan ja?* Was ist?« erkundigte sich zornig der Gouverneur, der die

Feindseligkeit der anderen wohl erkannte und die eigene ebenfalls nicht verbarg.

Sofort begann der verstörte Dolmetscher mit einer entschuldigenden, abgeschwächten Version, die den Gouverneur nichtsdestoweniger zu einem Ausbruch von Drohungen veranlaßte, die der Dolmetscher in einer Form übersetzte, von der er glaubte, die Fremden wollten sie hören, um dann, noch immer erschüttert, abermals zu lauschen und zu dolmetschen.

»Was sagt er, Johann?« Sir William mußte die Stimme heben, um sich verständlich zu machen, der Dolmetscher antwortete dem Gouverneur und den Bakufu-Beamten, die sich wiederum miteinander und mit ihm unterhielten. »Was zum Teufel sagen die?«

Johann war jetzt wirklich glücklich – er wußte, daß die Sitzung bald vorüber sein würde und er zum Mittagessen und auf einen Schnaps an die Long Bar zurückkehren konnte. »Ich weiß es nicht, nur daß der Gouverneur wiederholt, er könne nichts weiter tun als Ihre Bitte etc. an die zuständigen Stellen etc. weitergeben, aber der Shōgun werde Ihnen diese Ehre bestimmt nicht erweisen etc., weil es gegen ihre Bräuche verstößt etc. ...«

Sir William schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. In der erschrockenen Stille deutete er erst auf den Gouverneur, dann auf sich selbst. »*Watasbi*... ich...«, dann deutete er zum Fenster hinaus in Richtung Edo. »*Watasbi* gehe Edo!« Er hob drei Finger. »In drei Tagen mit einem verdammten Schlachtschiff!« Damit erhob er sich und stürmte hinaus. Die anderen folgten.

Er ging über den Korridor zu seinem Arbeitszimmer und dort zu der Reihe geschliffener Kristallkaraffen und nahm sich einen Whisky. »Will mir jemand Gesellschaft leisten?« erkundigte er sich munter, als ihn die anderen umdrängten. Automatisch schenkte er Scotch für die Admirale, den General und den Preußen ein, Rotwein für Seratard und einen Wodka für Graf Sergejew. »Ich glaube, das verlief nach Plan. Tut mir leid, daß es so lange gedauert hat.«



»Ich dachte, Sie kriegen gleich einen Schlaganfall«, sagte Sergejew, der sein Glas leerte und sich noch einmal einschenkte.

»Ganz und gar nicht. Mußte die Sitzung nur mit einer gewissen Dramatik abschließen.«

»Dann heißt's also Edo, in vier Tagen?«

»Gewiß, mein lieber Graf. Admiral, Sie werden das Flaggschiff zum Auslaufen bei Morgengrauen bereitmachen, innerhalb der nächsten Tage alles in Ordnung bringen, die Decks für den Einsatz räumen und sämtliche Geschütze laden lassen. Setzen Sie Drill für die gesamte Flotte an, und geben Sie Befehl, alles bereitzumachen, um uns, falls nötig, in die Schlacht zu folgen. General, fünfhundert Rotröcke sollten als Ehrengarde genügen. M'sieur, möchte das französische Flaggschiff sich uns anschließen?«

»Selbstverständlich«, gab Seratard zurück. »Ich werde Sie natürlich begleiten, schlage aber die französische Gesandtschaft als Hauptquartier und Galauniform vor.«

»Nein, was die Uniformen betrifft, es handelt sich um eine Strafexpedition, nicht um Beglaubigungsschreiben, die überreicht werden sollen – das kommt später. Und nein, was den Treffpunkt betrifft. Es war einer unserer Landsleute, der ermordet wurde, und – wie soll ich mich ausdrücken? – unsere Flotte ist der entscheidende Faktor.«

Von Heimrich lachte. »In diesen Gewässern ist sie allerdings entscheidend.« Er warf Seratard einen Blick zu. »Schade, daß ich nicht zwölf Regimenter preußische Kavallerie hier habe; dann könnten wir uns die Japaner mit ihren verschlagenen Tricks und zeitraubenden Unarten endgültig vom Hals schaffen.«

»Nur zwölf?« fragte Seratard vernichtend.

»Das würde genügen, Herr Seratard, für ganz Japan – unsere Truppen sind die besten der Welt. Natürlich nach denen Ihrer Britischen Majestät«, ergänzte von Heimrich glatt. »Zum Glück könnte Preußen für nur diesen kleinen Sektor zwanzig, ja sogar dreißig

Regimenter entbehren und immer noch genug haben, um mit *jedem* Problem fertig zu werden, das sich uns irgendwo stellen würde, vor allem in Europa.«

»Nun, also...«, mischte sich Sir William ein, während Seratard blutrot wurde. Er leerte sein Glas. »Ich begeben mich nach Kanagawa, um Anordnungen zu treffen. Admiral, General, vielleicht eine kurze Konferenz bei meiner Rückkehr – ich werde mit dem Flaggschiff kommen. Ach ja, M'sieur Seratard, was ist mit M'selle Angélique? Möchten Sie, daß ich sie hierher zurückbegleite?«

Im Licht der späten Nachmittagssonne verließ sie ihr Zimmer und ging hinunter ins Entree. Sie trug das lange Kleid mit der Tournure von gestern und wirkte wieder elegant, ätherischer denn je, mit sorgfältig frisiertem, hochgestecktem Haar, geschminkten Augen und Parfüm.

Die Wachtposten am Haupteingang salutierten vor ihr und murmelten, eingeschüchtert von ihrer Schönheit, verlegen einen Gruß. Sie dankte ihnen mit zerstreutem Lächeln und ging weiter, zur Krankenstation. Ein chinesischer Hausboy starrte sie an und huschte an ihr vorbei.

Kurz bevor sie die Tür erreichte, ging diese auf, und Babcott trat heraus. »O hallo, Miß Angélique, Donnerwetter, wunderschön sehen Sie aus«, sagte er fast stotternd.

»Vielen Dank, Doktor.« Ihr Lächeln war freundlich, ihr Ton sanft. »Ich wollte fragen... Kann ich Sie einen Augenblick sprechen?«

»Selbstverständlich, nur herein. Machen Sie es sich bequem.«

Babcott schloß die Tür, bat sie in den besten Sessel und nahm, angeregt von ihrer Ausstrahlung und ihrem langen, schlanken Hals, den ihre Frisur perfekt zur Geltung brachte, hinter seinem Schreibtisch Platz. Seine Augen waren rotgerändert, und er war übermüdet. Aber so ist das Leben, dachte er und genoß ihren Anblick.

»Dieser Schlaftrunk, den Sie mir gestern abend gegeben haben«, fragte sie, »war das eine Art Droge?«

»Das war es allerdings. Und da Sie außerordentlich erregt waren, habe ich ihn etwas stärker gemacht.«

»Es ist alles so vage und durcheinander, die Tokaidō, dann der Weg hierher und... und... Malcolm. War der Schlaftrunk wirklich sehr stark?«

»Ja, aber keineswegs gefährlich. Schlaf ist die beste Medizin, ein wirklich schöner, tiefer Schlaf, und bei Gott, Sie haben gut geschlafen, es ist jetzt fast vier. Wie fühlen Sie sich?«

»Immer noch ein wenig müde, danke.« Ihr etwas trauriges Lächeln berührte ihn tief. »Wie geht's M'sieur Struan?«

»Unverändert. Ich wollte gerade noch einmal zu ihm gehen, wenn Sie wollen, können Sie mitkommen. Den gegebenen Umständen entsprechend macht er sich gut. Ach ja, übrigens – sie haben den Kerl erwischt.«

»Den Kerl?«

»Derjenige, von dem wir Ihnen letzte Nacht erzählt haben, den Eindringling.«

»Ich kann mich an gar nichts in der letzten Nacht erinnern.«

Also erzählte er ihr, was an der Tür und im Garten geschehen war, wie der eine Räuber erschossen und der andere am selben Morgen gesehen wurde, aber entkommen konnte, und es kostete sie ihre ganze Willenskraft, eine gelassene Miene zu bewahren und nicht laut hinauszuschreien, was sie dachte: Du Teufel, mit deinem Schlaftrunk und deiner Unfähigkeit! Zwei Räuber? Der andere muß in meinem Zimmer gewesen sein, als ihr da wart, und es ist euch nicht gelungen, ihn zu finden und mich zu retten, du und dieser andere alte Idiot, Marlowe, der ebenso große Schuld daran trägt. Madonna, gib mir Kraft! Madonna, hilf mir, mich an beiden zu rächen! Und an ihm, wer immer er ist! Mutter Gottes, schenk mir Rache! Aber warum hat er mir das Kreuz gestohlen, den übrigen

Schmuck aber nicht angerührt, und warum die Schriftzeichen, und was haben sie zu bedeuten? Und warum in Blut, in seinem Blut?

Sie merkte, daß er sie anstarrte. »M'sieur?«

»Ich sagte, möchten Sie jetzt Mr. Struan sehen?«

»Ach ja! Bitte.« Inzwischen wieder vollkommen beherrscht, erhob sie sich ebenfalls. »Übrigens, ich habe leider Wasser auf den Bettlaken verschüttet – würden Sie das Zimmermädchen anweisen, sich darum zu kümmern?«

Er lachte. »Wir haben hier keine Zimmermädchen. Gegen die Vorschriften der Japaner. Wir haben chinesische Hausboys. Keine Angst, die werden inzwischen bereits mit dem Aufräumen begonnen haben...« Er unterbrach sich, denn sie war schneeweiß geworden. »Was ist?«

Sekundenlang hatte sie die Beherrschung verloren und sah sich wieder in ihrem Zimmer schrubben und waschen und verzweifelt sein, weil die Flecken nicht weichen wollten. Aber dann waren sie doch verschwunden, und sie erinnerte sich, immer wieder geprüft zu haben, ob ihr Geheimnis bewahrt bleiben würde – es war nichts mehr zu sehen, weder Feuchtigkeit noch Blut, ihr Geheimnis war für immer sicher, solange sie stark genug war und sich an ihren Plan hielt – ich muß – ich muß klug sein – ich muß!

Babcott erschrak, als sie plötzlich blaß wurde. Sofort war er neben ihr und hielt sie sanft bei beiden Schultern. »Keine Angst, Sie sind in Sicherheit, Sie sind bei uns wirklich sicher.«

»Ja. Tut mir leid«, stotterte sie ängstlich, mit gesenktem Kopf und tränennassen Wangen. »Es war nur, ich war, ich mußte an den armen Canterbury denken.«

Sie beobachtete sich selbst, von außen, ließ sich von ihm trösten, während sie überzeugt war, daß ihr Plan der einzig mögliche, der einzig kluge sei: Nichts war geschehen. Nichts, nichts, nichts.

Daran wirst du bis zu deiner nächsten Periode glauben. Und dann, wenn sie kommt, wirst du es für immer glauben.

Und wenn sie nicht kommt?

Ich weiß es nicht, ich weiß es nicht, ich weiß es nicht.

## 7

*Montag, 17. September*

**G**ai-Jin sind Parasiten ohne Manieren«, erklärte Nori Anjo wut-schnaubend. Er war der Oberste der *roju*, des Rates der Fünf Ältesten, ein untersetzter, rundgesichtiger, reich gekleideter Mann. »Sie haben unsere höfliche Entschuldigung verächtlich zurückgewiesen, obwohl das Tokaidō-Problem damit hätte beigelegt sein müssen, und nun sind sie so unverschämt, offiziell eine Audienz beim Shōgun... Die Schrift ist unsauber, die Worte unzulänglich, hier, lesen Sie selbst, das Schreiben ist soeben eingetroffen.«

Mit kaum verhohlener Ungeduld reichte er die Schriftrolle seinem weit jüngeren Gegner Toranaga Yoshi, der ihm gegenüber saß. Sie waren allein in einem der Audienzsäle hoch oben im Hauptturm der Burg von Edo; die Wachen hatten sie hinausgeschickt. Ein niedriger, scharlachrot lackierter Tisch trennte die beiden Männer, gedeckt mit einem schwarzen Teetablett, hauchdünnen Tassen und einer Teekanne aus Eierschalenporzellan.

»Was die Gai-Jin schreiben, spielt keine Rolle.« Yoshi nahm die Rolle voll Unbehagen entgegen, las sie aber nicht. Im Gegensatz zu Anjo trug er einfache Kleidung und Arbeits- statt Zeremonien-schwerter. »Irgendwie müssen wir sie dazu bringen, zu tun, was wir wollen.« Er war Daimyo von Hisamatsu, einem kleinen, aber wichtigen Lehen ganz in der Nähe, und ein direkter Nachkomme des

ersten Toranaga-Shōgun. Auf den jüngsten ›Wunsch‹ des Kaisers und gegen Anjos flammenden Widerstand war er vor kurzem zum Vormund des Eiben, des jungen Shōgun, ernannt worden und mußte die Lücke im Rat der Ältesten füllen. Sechszwanzig Jahre alt, hochgewachsen, aristokratisch, mit schlanken Händen und langen Fingern. »Was immer geschieht, sie dürfen auf gar keinen Fall den Shōgun sehen«, sagte er, »denn damit wäre die Legalität der Verträge besiegelt, die noch nicht korrekt ratifiziert worden sind. Wir werden ihnen die unverschämte Bitte abschlagen.«

»Ich stimme zu, sie ist unverschämt, aber wir müssen uns damit befassen und beschließen, was mit Sanjiro, diesem Satsuma-Hund, geschehen soll.« Beide hatten genug von dem Gai-Jin-Problem, das jetzt schon seit zwei Tagen ihr *wa*, ihre Harmonie, störte, und wollten diese Sitzung so schnell wie möglich hinter sich bringen – Yoshi, um in sein Quartier zurückzukehren, wo Koiko auf ihn wartete, und Anjo zu einer Geheimsitzung mit einem Arzt.

Draußen war es sonnig und freundlich, und die leichte Brise, die durch die offenen Läden strich, trug den Geruch von Meer und fetter Erde in den Saal.

Aber bald kommt der Winter, dachte Anjo, den die Schmerzen in seinen Eingeweiden ablenkten. Ich hasse den Winter, die Jahreszeit des Todes, alles häßlich und eiserstarrt, und dann diese Kälte, die mir die Gelenke verdreht und mich daran erinnert, wie alt ich bin. Er war ein ergrauender Mann von sechsundvierzig Jahren, Daimyo von Mikawa und Mittelpunkt der Roju-Macht, seit der Diktator *taikō* Ii vier Jahre zuvor ermordet worden war.

Während du, Welp, dachte er zornig, erst vor zwei Monaten in den Rat und vor vier Wochen zum Vormund ernannt worden bist – beides politisch gefährliche Ämter und gegen unseren Protest verliehen. Es wird Zeit, daß dir die Flügel gestutzt werden. »Natürlich legen wir alle Wert auf Ihren Rat«, behauptete er in zuckersüßem Ton und ergänzte dann, ohne es zu ernst zu meinen, wie beide

wußten: »Seit zwei Tagen machen die Gai-Jin ihre Flotte kampfbereit, drillen die Truppen öffentlich, und morgen trifft ihr Befehlshaber ein. Wie lautet Ihr Lösungsvorschlag?«

»Genauso wie gestern: Wir schicken ihnen eine weitere Entschuldigung ›für den bedauerlichen Zwischenfall‹, gespickt mit Sarkasmus, den sie nicht verstehen werden, verfaßt von einem rangniederen Beamten, den sie nicht kennenlernen werden, und so terminiert, daß sie eintrifft, bevor der Gai-Jin-Anführer Yokohama verläßt. Zusätzlich bitten wir um einen weiteren Aufschub zwecks ›zusätzlicher Untersuchungen‹. Wenn ihm das nicht genügt und er oder sie nach Edo kommen – sollen sie doch. Wir schicken ihnen wie üblich den rangniederen Beamten, dessen Entscheidungen für uns nicht bindend sind, in die Gesandtschaft, um mit ihnen zu verhandeln, geben ihnen ein wenig Suppe, aber keinen Fisch. Wir verzögern und verzögern.«

»Und bis dahin haben wir Zeit, unser ererbtes Shōgunats-Recht auszuüben. Wir werden Sanjiro befehlen, die Mörder umgehend zur Bestrafung auszuliefern und eine Entschädigung zu bezahlen, wieder über uns, und dann sofort in den Hausarrest und den Ruhestand. Wir werden es ihm befehlen!« sagte Anjo hart. »Sie haben keine Erfahrung in höchsten Shōgunats-Angelegenheiten.«

Mühsam sein Temperament zügelnd, wünschte Yoshi, er könnte Anjo wegen seiner Dummheit und seiner schlechten Manieren umgehend in den Ruhestand schicken, und sagte: »Wenn wir Sanjiro einen Befehl erteilen, wird er nicht gehorchen, deshalb werden wir uns gezwungen sehen, Krieg zu führen, und Satsuma ist zu stark und hat zu viele Verbündete. Seit zweihundertfünfzig Jahren hat es keinen Krieg mehr gegeben. Wir sind nicht für einen Krieg bereit. Krieg ist...«

Plötzlich entstand eine merkwürdige Stille. Unwillkürlich griffen beide Männer nach ihren Schwertern. Teetassen und Teekanne begannen zu klirren. Weit entfernt grollte die Erde, der ganze Turm

schwankte, und wieder, und noch einmal. Das Beben dauerte ungefähr dreißig Sekunden. Dann war es vorbei – ebenso plötzlich, wie es gekommen war. Ruhig und gelassen warteten sie, während sie die Tassen beobachteten.

Kein Nachbeben.

Immer noch kein Nachbeben.

Überall in der Burg und in Edo wurde gewartet. Alle Lebewesen warteten. Nichts. Yoshi trank einen Schluck Tee und stellte die Tasse sorgfältig auf die Untertasse zurück; Anjo beneidete ihn um seine Beherrschung. Innerlich war Yoshi jedoch in Aufruhr und dachte: Heute haben mir die Götter gelächelt, aber was ist mit dem nächsten Beben, oder dem übernächsten, oder dem darauffolgenden – jeden Moment jetzt, oder in der Zeitspanne einer Kerze, oder heute nachmittag, oder heute abend, oder morgen? Karma!

Heute bin ich sicher, aber bald wird es wieder ein schlimmes geben, ein mörderisches Beben wie vor sieben Jahren, als ich fast gestorben bin und in Edo allein einhunderttausend Menschen umkamen – durch das Beben und in den Bränden, die jedesmal folgen, ganz zu schweigen von den Zehntausenden, die von der Tsunami, die in jener Nacht unversehens aus dem Meer aufstieg, ins Meer hinausgespült wurden und ertranken, und eine davon meine bezaubernde Yuriko, damals die Liebe meines Lebens.

Er zwang sich, seine Angst zu beherrschen. »Krieg wäre im Augenblick höchst unklug: Satsuma ist zu stark, die Tosa- und Choshu-Legionen werden sich in aller Offenheit verbünden, wir sind nicht stark genug, sie ganz allein zu besiegen.« Tosa und Choshu waren weit von Edo entfernte Lehen, beide historische Feinde des Shōgunats.

»Die wichtigsten Daimyos werden, wenn wir sie rufen, zu unseren Fahnen eilen, die übrigen werden folgen.« Anjo versuchte zu verbergen, wieviel Mühe es ihn kostete, den Griff zu lockern, mit dem er noch immer sein Schwert gepackt hielt.



Yoshi war aufmerksam und gut ausgebildet; der kleine Lapsus entging ihm nicht, und er merkte ihn sich, erfreut, seinen Gegner durchschaut zu haben. »Das werden sie nicht, noch nicht. Sie werden zögern, große Worte schwingen, jammern, uns aber nicht helfen, Satsuma zu zerschlagen.«

»Wenn nicht jetzt – wann?« Anjos Wut machte sich Luft, angeheizt durch seine Angst und seinen Widerwillen gegen Erdbeben. Er hatte als Kind ein sehr schlimmes Beben erlebt, bei dem sein Vater zur lebenden Fackel wurde, die Mutter und zwei Brüder vor seinen Augen verkohlten. Seitdem stieg bereits beim leichtesten Beben jener Tag wieder vor ihm auf. »Früher oder später müssen wir diesen Hund demütigen. Warum nicht jetzt?«

»Weil wir warten müssen, bis wir besser bewaffnet sind. Sie – Satsuma, Tosa und Choshu – verfügen über ein paar moderne Waffen, Geschütze und Gewehre, wie viele, ist uns nicht bekannt. Und über mehrere Dampfschiffe.«

»Ihnen gegen den Wunsch des Shōgunats von den Gai-Jin verkauft!«

»Wegen der schwachen Position des Shōgunats von ihnen gekauft.«

Anjos Gesicht rötete sich. »Dafür bin ich nicht verantwortlich!«

»Ich auch nicht!« Yoshi packte den Schwertgriff fester. »Aus welchem Grund auch immer – diese Lehen sind besser bewaffnet als wir. Tut mir leid, aber wir werden warten müssen. Die Satsuma-Frucht ist für uns noch nicht faulig genug, um einen Krieg zu riskieren, den wir allein nicht gewinnen können. Wir sind isoliert, Sanjiro nicht.« Sein Ton wurde schärfer. »Aber ich stimme zu, daß es bald zu einer Abrechnung kommen muß.«

»Morgen werde ich den Rat bitten, den Befehl auszustellen.«

»Für das Shōgunat, für Sie selbst und alle Toranaga-Clans hoffe ich, daß die anderen auf mich hören werden!«

»Wir werden sehen, morgen. Sanjiros Kopf sollte, allen Verrätern

zur Abschreckung, auf einen Speiß gesteckt und ausgestellt werden.«

»Ich stimme zu, daß Sanjiro den Tokaidō-Mord befohlen haben muß, um uns in Verlegenheit zu bringen«, sagte Yoshi. »Das wird die Gai-Jin furchtbar ärgern. Unsere einzige Möglichkeit ist die Verzögerung. Unsere nach Europa geschickte Abordnung müßte jetzt jeden Tag zurückkehren; dann dürften unsere Sorgen vorüber sein.«

Neun Monate zuvor, im Januar, hatte das Shōgunat die erste offizielle Abordnung aus Japan per Dampfschiff nach Amerika und Europa geschickt, und zwar mit dem geheimen Befehl, die Verträge – die *roju* betrachteten sie als »unautorisierte, vorläufige Vereinbarungen« – mit der britischen, der französischen und der amerikanischen Regierung neu auszuhandeln und jede weitere Öffnung von Häfen zu widerrufen oder zu verzögern. »Ihre Befehle waren klar. Inzwischen dürften die Verträge annulliert worden sein.«

Anjo antwortete düster: »Wenn also nicht Krieg, dann sind Sie aber jedenfalls auch der Meinung, daß der Zeitpunkt gekommen ist, Sanjiro aus dem Weg zu räumen, nicht wahr?«

Der Jüngere war zu vorsichtig, um ihm offen zuzustimmen; er fragte sich, was Anjo plante oder bereits geplant hatte. Er arrangierte seine Schwerter bequemer und gab vor, über die Frage nachzudenken. Er fand seine neue Position äußerst befriedigend. Jetzt bin ich wieder im Zentrum der Macht. O ja, gewiß – Sanjiro hat mich hierhergebracht, aber nur, um mich zu vernichten: indem er mich noch deutlicher öffentlich für all die Probleme verantwortlich macht, die uns diese verfluchten Gai-Jin eingebrockt haben, indem er mich dadurch zur Zielscheibe für die verfluchten Shishi macht – und um unsere Erbrechte, unseren Reichtum und das Shōgunat an sich zu bringen. Macht nichts, ich weiß, was er und sein Laufbursche Katsumata planen, ich kenne seine wahren Absichten, ebenso wie die seiner Verbündeten. Es wird ihm nicht gelingen, das schwöre ich bei meinen Ahnen.

»Wie wollen Sie Sanjiro eliminieren?«

Anjos Miene verfinsterte sich, als er an seine letzte, heftige Auseinandersetzung mit dem Daimyo von Satsuma einige Tage zuvor dachte.

»Ich wiederhole«, hatte Sanjiro hochfahrend gesagt, »gehören Sie den Anregungen des Kaisers: Berufen Sie umgehend eine Sitzung aller älteren Daimyos ein, bitten Sie sie demütig, einen ständigen Rat zu bilden, um das Shōgunat zu beraten, zu reformieren und zu leiten, annullieren Sie Ihre niederträchtigen und unautorisierten Gai-Jin-Verträge, lassen Sie alle Häfen für die Gai-Jin schließen, und wenn sie nicht freiwillig gehen, jagen Sie sie umgehend fort!«

»Ich sage es Ihnen noch einmal: Nur das Shōgunat hat das Recht, Außenpolitik zu betreiben, weder der Kaiser noch etwa Sie! Wir wissen beide, daß Sie ihn hintergangen haben«, entgegnete Anjo, der ihn für seine Abstammung, seine Truppen, seinen Reichtum und seine offensichtlich gute Gesundheit haßte. »Ihre Vorschläge sind lächerlich und undurchführbar! Wir haben jetzt seit zweieinhalb Jahrhunderten Frieden und...«

»Ja, zum wachsenden Wohlstand der Toranagas«, fiel ihm Sanjiro ironisch ins Wort. »Wenn Sie sich weigern, unserem rechtmäßigen Lehnsherrn, dem Kaiser, zu gehorchen, dann treten Sie zurück oder begehen Sie Seppuku. Sie haben einen Knaben zum Shogun gewählt, dieser Verräter *taikō* Li hat die ›Verträge‹ unterzeichnet. Es ist die Schuld der Bakufu, daß die Gai-Jin hier sind, Ihre Schuld!«

Anjo war errötet, fast in den Wahnsinn getrieben von der hämisch grinsenden Bosheit und den Provokationen, die er seit Monaten ertragen mußte, und wäre Sanjiro nicht durch das kaiserliche Mandat geschützt gewesen – er hätte nach seinem Schwert gegriffen. »Wenn *taikō* Li die Verträge nicht ausgehandelt und unterzeichnet hätte, dann hätten die Gai-Jin sich mit ihren Geschützen den

Weg an Land freigeschossen, und wir wären jetzt ebenso gedemütigt wie China.«

»Reine Vermutung – Unsinn!«

»Haben Sie vergessen, daß Pekings Sommerpalast letztes Jahr niedergebrannt wurde, Sanjiro-donno? Inzwischen ist China praktisch zerstückelt und die Regierung nicht mehr unter chinesischer Kontrolle. Haben Sie vergessen, daß sie den Briten, dem Hauptfeind, vor zwanzig Jahren eine ihrer Inseln, Hongkong, überlassen haben, die zu einer uneinnehmbaren Festung ausgebaut wurde? Daß Tientsin, Shanghai, Swatow heute selbständige, von den Gai-Jin in Besitz genommene und beherrschte Vertragshäfen sind? Angenommen, sie würden sich einer unserer Inseln auf dieselbe Art und Weise bemächtigen?«

»Das würden wir verhindern – wir sind keine Chinesen.«

»Wie denn? Tut mir leid, aber Sie sind blind und taub, und Ihr Kopf steckt in den Wolken. Vor einem Jahr, als der letzte China-Krieg aus war – wenn wir sie da provoziert hätten, so hätten sie all diese Flotten und Heere gegen uns ins Feld geschickt und uns ebenfalls überrannt. Nur die Klugheit der Bakufu hat sie aufgehalten. Wir hätten uns nicht gegen diese Armada wehren können – und nicht gegen ihre Geschütze und Gewehre.«

»Ich stimme zu, es ist die Schuld des Shōgunats, daß wir unvorbereitet sind, die Schuld der Toranagas. Wir hätten vor Jahren schon moderne Geschütze und Kriegsschiffe haben müssen, wir wußten seit Jahren von ihnen. Haben die Holländer uns nicht Dutzende von Malen über ihre neuen Erfindungen in Kenntnis gesetzt? Aber Sie haben den Kopf in Ihren Nachtopf gesteckt! Sie haben den Kaiser im Stich gelassen. Sie hätten sich höchstens auf einen Hafen einlassen dürfen, Deshima – warum dem amerikanischen Feind Yokohama geben, Hirodate, Nagasaki, Kanagawa, und sie für ihre unverschämten Gesandtschaften auch noch nach Edo hineinlassen! Treten Sie zurück und überlassen Sie es anderen, fähigeren

Männern, das Land der Götter zu retten...«

Bei der Erinnerung an diesen Zusammenstoß brach Anjo der Schweiß aus – und bei der Erkenntnis, daß vieles von dem, was Sanjiro gesagt hatte, richtig war. Er zog ein Taschentuch aus seinem weiten Ärmel, wischte sich den Schweiß von der Stirn und dem kahlrasierten Schädel und sah wieder zu Yoshi hinüber, dem er seine Haltung, sein gutes Aussehen, vor allem aber seine Jugend und seine legendäre Männlichkeit neidete.

Vor gar nicht so langer Zeit war es noch leicht, zufrieden zu sein, war es normal, potent zu sein, dachte er bedrückt, während sich der ständige Schmerz in seinen Lenden bemerkbar machte. Vor gar nicht so langer Zeit war es noch leicht, eine Erektion zu bekommen und reichlich aufgeladen zu sein – unmöglich jetzt, nicht mal mit Hilfe der begehrenswertesten Frau, der geschicktesten Manipulationen, der kostbarsten Salben und Medikamente.

»Sanjiro mag denken, daß er außer Reichweite ist, aber das ist er nicht«, erklärte er energisch. »Denken Sie darüber nach, Yoshi-dono, unser junger, aber ach so weiser Ratgeber, wie man ihn beseitigen kann, sonst könnte nur allzu bald Ihr eigener Kopf auf einem Pfahl stecken.«

Yoshi beschloß, nicht gekränkt zu sein, und lächelte. »Was raten die anderen Ältesten?«

»Die werden mir beistimmen.«

»Wenn Sie kein Verwandter wären, würde ich Ihnen vorschlagen, zurückzutreten oder Seppuku zu begehen.«

»Wie schade, daß Sie nicht Ihr berühmter Namensvetter sind und es mir tatsächlich befehlen können, eh?«

Schwerfällig erhob sich Anjo. »Ich werde anweisen, daß alles verzögert werden soll. Morgen werden wir offiziell über Sanjiro abstimmen...« Zornig fuhr er zu einem Wächter herum, der die Tür

geöffnet hatte. Yoshi hatte das Schwert schon halb aus der Scheide gezogen. »Ich habe doch Befehl gegeben ...«

Der bestürzte Wachtposten stammelte: »Entschuldigen Sie, Anjo-sama...«

Anjos Wut verrauchte, als ein junger Mann den Wachtposten beiseite stieß und in den Raum gestürzt kam, dicht gefolgt von einem höchstens einsfünfzig großen Mädchen, beide reich gekleidet und übersprudelnd, in ihrem Kielwasser vier bewaffnete Samurai und dahinter eine Matrone und eine Hofdame. Sofort knieten Anjo und Yoshi nieder und beugten den Kopf bis auf die Tatami. Das Gefolge erwiderte die Verneigung. Der junge Mann, Shōgun Nobusada, tat es nicht. Ebenso wenig das junge Mädchen, die Kaiserliche Prinzessin Yazu, seine Frau. Beide waren im selben Alter, sechzehn.

»Das Erdbeben hat meine Lieblingsvase zerstört«, erklärte der junge Mann erregt, Yoshi betont ignorierend. »Meine Lieblingsvase!« Er winkte einem Wachtposten, die Tür zu schließen. Seine Wachen und die Damen seiner Frau blieben. »Ich wollte Ihnen mitteilen, daß ich eine großartige Idee habe.«

»Tut mir leid um Ihre Vase, Sire.« Anjos Ton war freundlich. »Sie haben eine Idee?«

»Wir... Ich habe beschlossen, daß wir, meine Frau und ich, wir ... ich habe beschlossen, daß wir nach Kyōto reisen, den Kaiser besuchen und ihn fragen, was wir mit den Gai-Jin machen und wie wir sie loswerden können!« Strahlend sah der junge Mann zu seiner Frau hinüber, die fröhlich zustimmend nickte. »Im nächsten Monat – ein Staatsbesuch.«

Anjo und Yoshi hatten das Gefühl, explodieren zu müssen; beide wären am liebsten losgesprungen, um den Knaben für seinen Mangel an Verstand zu erwürgen. Aber beide wahrten die Beherrschung, beide waren an seine schmollende Dummheit und seine Wutanfälle gewöhnt, und beide verfluchten zum tausendstenmal den Tag, an dem die Ehe dieser beiden arrangiert und vollzogen worden war.

»Eine interessante Idee, Sire«, antwortete Anjo zurückhaltend und behielt die junge Frau im Auge, ohne sie direkt zu beobachten, bemerkte, daß ihre Aufmerksamkeit sich nun mehr auf ihn konzentrierte und daß sie zwar mit den Lippen lächelte, mit den Augen aber, wie üblich, nicht. »Ich werde Ihren Vorschlag dem Ältestenrat unterbreiten, und wir werden ihn eingehend beraten.«

»Gut«, sagte Nobusada wichtiguerisch. Er war ein kleiner, magerer junger Mann, nur einsfüfundsechzig groß, der stets, um größer zu wirken, dicke *geta* trug, Sandalen. Seine Zähne waren, wie es die Hofmode von Kyōto vorschrieb, hier in Shōgunats-Kreisen aber noch nicht üblich war, schwarz gefärbt. »Drei bis vier Wochen sollten genügen, um alles vorzubereiten.« Mit naivem Lächeln wandte er sich an seine Frau. »Habe ich noch etwas vergessen, Yazu-chan?«

»Nein, Sire«, antwortete sie geziert, »wie könnten Sie etwas vergessen?« Sie hatte ein zartes Gesichtchen, im klassischen Kyōto-Hofstil hergerichtet: gezupfte und statt dessen hochgeschwungene, gemalte Brauen auf kalkweißem Make-up, schwarz gefärbte Zähne, das dichte, rabenschwarze Haar hoch aufgetürmt und mit reich geschmückten Nadeln festgesteckt. Purpurroter Kimono mit einem Muster von Herbstlaubzweigen, dazu ein breiter, goldener Gürtel, der Obi. Die Kaiserliche Prinzessin Yazu, Stiefschwester des Himmelssohnes, seit sechs Monaten mit Nobusada verheiratet, für ihn ausgewählt, als sie zwölf Jahre alt war, im Alter von vierzehn Jahren mit ihm verlobt und ihm mit sechzehn angetraut. »Natürlich ist eine Entscheidung, die Sie treffen, immer eine Entscheidung und kein Vorschlag.«

»Selbstverständlich, verehrte Prinzessin«, entgegnete Yoshi hastig. »Aber es tut mir leid, Sire, so wichtige Vorbereitungen können unmöglich innerhalb von vier Wochen getroffen werden. Darf ich Ihnen den Rat geben, zu bedenken, daß die Implikationen eines solchen Besuches falsch ausgelegt werden könnten?«

Nobusadas Lächeln erstarb. »Implikationen? Rat? Was für Impli-

kationen? Falsch ausgelegt – von wem? Von ihnen?» gab er grob zurück.

»Nein, Sire, von mir nicht. Ich wollte Sie nur darauf hinweisen, daß noch nie ein Shōgun nach Kyōto gereist ist, um den Kaiser um Rat zu bitten, und daß ein solcher Präzedenzfall sich katastrophal auf Ihre Herrschaft auswirken könnte.«

»Wieso?« fragte Nobusada zornig. »Das verstehe ich nicht.«

»Weil der Shōgun, wie Sie sich erinnern werden, die ererbte Pflicht hat, zusammen mit seinem Ältestenrat und dem Shōgunat dem Kaiser die Entscheidungen abzunehmen.« Yoshi sprach bemüht freundlich. »Das ermöglicht es dem Sohn des Himmels, seine Zeit ausschließlich damit zu verbringen, für uns alle mit den Göttern zu sprechen, und dem Shōgunat, dafür zu sorgen, daß sein *wa* nicht von weltlichen und niederen Geschehnissen gestört wird.«

Betont liebenswürdig sagte Prinzessin Yazu: »Was Toranaga Yoshisama sagt, ist richtig, mein Gatte. Leider haben die Gai-Jin sein *wa* inzwischen, wie wir alle wissen, bereits gestört, daher würde es eindeutig sowohl höflich als auch familiengerecht sein, meinen Bruder, den Erhabenen, um Rat zu fragen. Das würde keine historischen Rechte verletzen.«

»Jawohl.« Der junge Mann wölbte die Brust. »So ist es beschlossen!«

»Der Rat wird Ihren Wunsch umgehend in Erwägung ziehen.«

Nobusadas Züge verzerrten sich, und er rief erregt: »Wunsch? Es ist mein Entschluß! Unterbreiten Sie ihn, wenn Sie das unbedingt wollen, aber ich habe mich bereits entschieden. Ich bin der Shōgun, nicht Sie! Ich! Ich habe mich entschieden! Ich wurde gewählt, und Sie wurden abgewiesen – von allen loyalen Daimyos. Ich bin der Shōgun, Vetter!«

Alle waren über den Ausbruch entgeistert. Bis auf das junge Mädchen. Sie lächelte in sich hinein und hielt die Augen niedergeschlagen. Gut, sehr gut, dachte sie; endlich beginnt meine Rache.



»Gewiß, Sire«, gab Yoshi ruhig zurück, obwohl ihm die Farbe aus dem Gesicht gewichen war. »Aber ich bin Ihr Vormund und muß Ihnen abraten...«

»Ich will Ihren Rat nicht! Niemand hat mich gefragt, ob ich einen Vormund will. Ich brauche keinen Vormund, Vetter, am allerwenigsten Sie.«

Yoshi musterte den jungen Mann, der vor Wut zitterte. Früher war ich genau wie du, dachte er kalt, eine Marionette, der man dies oder das befahl, von meiner eigenen Familie fortgeschickt, um von einer anderen adoptiert zu werden. Ich wurde verheiratet, verbannt und sechsmal fast ermordet, und das alles nur, weil die Götter beschlossen hatten, mich als Sohn meines Vaters zur Welt kommen zu lassen – genau wie du, erbärmlicher Narr, als Sohn deines Vaters geboren wurdest. Ich bin in vieler Hinsicht wie du, war aber niemals ein Narr, immer ein Schwertkämpfer. Heute bin ich keine Marionette mehr. Sanjiro aus Satsuma weiß es noch nicht, aber er hat mich zum Puppenspieler gemacht. »Solange ich Ihr Vormund bin, werde ich Sie bewachen und beschützen, Sire«, erklärte er. Sein Blick wanderte kurz zu dem jungen Mädchen hinüber, das äußerlich so zierlich und zart wirkte. »Und Ihre Familie.«

Sie erwiderte seinen Blick nicht. Das war nicht nötig. Beide wußten, daß Krieg erklärt worden war. »Wir sind froh über Ihren Schutz, Yoshi-sama.«

»Ich nicht!« kreischte Nobusada. »Du warst mein Rivale, und nun bist du nichts! In zwei Jahren, wenn ich achtzehn bin, werde ich allein regieren, und du...« Mit zitterndem Finger deutete er auf Yoshis gleichmütiges Gesicht, und alle erschraken, bis auf das junge Mädchen. »Wenn du nicht gehorchen lernst, werde ich dich... wirst du für immer auf die Nordinsel verbannt werden. Wir reisen nach Kyōto!«

Er fuhr herum. Hastig stieß ein Wachtposten die Tür auf. Alle verneigten sich, als Nobusada hinausstürzte, und sein Gefolge ver-

ließ hinter ihm ebenfalls den Saal. Als sie wieder allein waren, wischte sich Anjo den Schweiß vom Hals. »Sie ist... sie ist die Quelle all dieser... Aufregung und ›Intelligenz‹«, behauptete er säuerlich. »Seit sie hier ist, hat sich dieser Dummkopf noch dämlicher angestellt als vorher.«

Yoshi verbarg seine Verwunderung darüber, daß Anjo eine so offenkundige, wenn auch gefährliche Bemerkung laut aussprach. »Tee?«

Anjo nickte verdrossen, wieder einmal neidisch auf die Kraft und Eleganz des Jüngeren... In mancher Hinsicht ist Nobusada gar nicht so dumm, dachte er. Was dich angeht, so bin ich derselben Meinung wie der Dummkopf, je schneller ihr entfernt werdet, du und Sanjiro, desto besser, ihr bedeutet beide nur Ärger. Könnte der Rat beschließen, deine Macht als Vormund einzuschränken oder dich zu verbannen? Es stimmt, du treibst diesen törichten Jungen jedesmal, wenn er dich sieht, in den Wahnsinn – genau wie sie. Wenn du nicht wärst, würde ich mit diesem Miststück fertig werden, ob sie nun des Kaisers Stiefschwester ist oder nicht. Und ausgerechnet ich war nicht nur für diese Heirat, sondern habe auch noch *taikō* Iis listigen Plan ausgeführt – trotz der Einwände des Kaisers gegen diese Verbindung. Haben wir nicht sein zögerndes erstes Angebot seiner dreißigjährigen Tochter und dann seines einjährigen Babys ausgeschlagen, bis er sich endlich, unter Druck, mit seiner Stiefschwester einverstanden erklärte?

Gewiß, diese enge Verbindung Nobusadas mit der kaiserlichen Familie hat unsere Position Sanjiro und den äußeren Lehnsherren gegenüber gefestigt, unsere Position gegenüber Yoshi und all jenen, die statt dessen ihn zum Shōgun ernannt sehen wollten. Und diese Verbindung wird allmächtig werden, sobald sie einen Sohn geboren hat – das wird sie dämpfen und ihr das Gift nehmen. Ihre Schwangerschaft ist überfällig. Der Arzt des Jungen wird die Ginsengdosis erhöhen oder ihm einige von den Spezialpillen verabreichen, um

die Leistung dieses jungen Laffen zu verbessern, erschreckend, in seinem Alter so schlapp zu sein. Jawohl, je schneller sie schwanger wird, desto besser.

Er leerte seine Teetasse. »Wir sehen uns morgen bei der Sitzung.« Beide verneigten sich mechanisch.

Yoshi, der frische Luft und Zeit zum Nachdenken brauchte, verließ das Zimmer und ging auf die zinnenbewehrte Brustwehr hinaus. Unten sah er die ausgedehnten, steinernen Festungsanlagen mit drei konzentrischen Burggräben, unüberwindlichen Verteidigungsschwerpunkten, mit Zugbrücken und wahrhaft monströsen Mauern. Innerhalb der Burgmauern lagen nicht nur Quartiere für fünfzigtausend Samurai und zehntausend Pferde, sondern auch zahllose Gärten, weite Hallen und Paläste für auserwählte, loyale Familien – wobei innerhalb des inneren Grabens nur die Toranaga-Familien wohnten.

Im zentral gelegenen Hauptturm befanden sich die am besten gesicherten Wohnbezirke und das Allerheiligste des regierenden Shōgun, seiner Familie, seiner Höflinge und Gefolgsleute. Und die Schatzkammern. Als Vormund wohnte auch Yoshi dort, unwillkommen und ganz am Rand, aber auch sicher und mit eigenen Wachen.

Hinter dem äußeren Burggraben lag der erste schützende Kreis der Daimyo-Paläste – riesige, luxuriöse, weitläufige Bauten; daran schlossen sich mehrere Kreise etwas geringerer Residenzen an, eine für jeden Daimyo im Land. Allen Daimyos war ihr Bauplatz vom Shōgun Toranaga persönlich zugewiesen worden, und alle Paläste waren in Übereinstimmung mit seinem neuen Gesetz der *sankin-kotai*, der alternativen Residenz, erbaut worden.

»*Sankin-kotai*«, hatte Shōgun Toranaga gesagt, »verlangt, daß alle Daimyos sich sofort eine »angemessene Residenz« vor meinen Burgmauern bauen und für immer behalten, und zwar in der Lage, die ich ihnen zuweise, wo sie mit ihren Familien und einigen alten Va-

sallen ständig zu wohnen haben, und jeder Palast muß kostbar ausgestattet und mit Verteidigungsanlagen versehen sein. Einmal in drei Jahren darf und soll der Daimyo zu seinem Lehen zurückkehren und dort mit seinen Gefolgsleuten wohnen, doch ohne Ehefrau, Konkubine, Mutter, Vater, Kinder, Kindeskindern oder andere Mitglieder seiner nächsten Familie. Die Reihenfolge, in der die Daimyos reisen oder hier bleiben, wird ebenfalls wohlüberlegt geregelt werden, und zwar an Hand nachfolgender Liste mitsamt dem jeweils entsprechenden Zeitplan...«

Das Wort ›Geisel‹ war nie gefallen, obwohl die Geiselnahme, befohlen oder angeboten, um Willfährigkeit zu garantieren, ein uralter Brauch war. Sogar Toranaga selbst war als Kind einst Geisel des Diktators Goroda gewesen; seine Familienmitglieder waren Geiseln von Gorodas Nachfolger Nakamura, seines Verbündeten und Lehnsherrn; und er, der letzte und größte, erweiterte den Brauch zum *sankin-kotai*, um sie alle zusammen in Schach zu halten.

»Zugleich«, hatte er in seinem Vermächtnis geschrieben, einem privaten Dokument für ausgewählte Nachkommen, »wird den nachfolgenden Shōgunen befohlen, alle Daimyos zu ermuntern, luxuriös zu bauen, in elegantem Stil zu leben, sich reich zu kleiden und üppig zu amüsieren, damit sie das alljährliche Koku-Einkommen aus ihrem Lehen möglichst schnell ausgeben, das nach korrektem, unveränderlichem Brauch einzig dem betreffenden Daimyo gehört. So werden sie sich schnell verschulden, immer abhängiger von uns werden und, weit wichtiger, zahnlos sein, während wir weiterhin sparsam leben und jede Extravaganz vermeiden.

Trotzdem sind einige Lehen – Satsuma, Mori, Tosa, Kii zum Beispiel – so reich, daß selbst nach derartigen Extravaganzen ein viel zu gefährlicher Überschuß zurückbleibt. Daher wird der herrschende Shōgun von Zeit zu Zeit den Daimyo auffordern, ihm ein paar Meilen neuer Straße, einen Palast, einen Garten, ein Lustschloß oder einen Tempel zu schenken, wobei die Summen, der Zeitpunkt

und die Häufigkeit dieser Geschenke im folgenden Dokument festgelegt werden...«

»So klug, so weit vorausdenkend«, murmelte Yoshi. Jeder Daimyo in einem Seidennetz gefangen, hilf- und wehrlos. Und alles durch Anjos Dummheit ruiniert.

Mit seinem ersten ›Wunsch‹, von Sanjiro vor den Rat gebracht, noch ehe Yoshi Mitglied wurde, verlangte der Kaiser, diesen uralten Brauch abzuschaffen. Anjo und die anderen hatten Ausflüchte gemacht, diskutiert und schließlich zugestimmt. Und fast über Nacht hatten alle Frauen, Konkubinen, Kinder, Verwandten und Krieger die Ringe der Paläste verlassen, so daß sie innerhalb weniger Tage zu einem von nur wenigen alten Gefolgsleuten bewohnten Ödland wurden.

Unser wichtigstes Machtinstrument – unwiderbringlich dahin, dachte Yoshi bitter. Wie hat Anjo nur so ungeschickt sein können?

Er ließ den Blick über die Paläste wandern, bis zu der Hauptstadt hinab, deren eine Million zählende Einwohner alle der Burg dienten und von ihr lebten, einer von Wasserläufen und Brücken durchzogenen, fast ganz aus Holz erbauten Riesenstadt. Heute waren zahlreiche Brände – die Blüten der Erdbeben – zu sehen, die sich bis zur Küste hinabzogen. Einer der großen Holzpaläste stand in Flammen.

Wie Yoshi nebenbei feststellte, gehörte er dem Daimyo von Sai. Gut. Sai unterstützt Anjo. Die Familien sind verschwunden, aber der Rat kann ihm befehlen, den Palast wieder aufzubauen, und die Kosten werden ihn endgültig ruinieren.

Vergessen wir ihn! Was haben wir gegen die Gai-Jin aufzubieten? Es muß doch etwas geben! Jeder sagt, sie könnten Edo niederbrennen, nicht aber in die Burg eindringen oder eine lange Belagerung durchhalten. Ich bin anderer Meinung. Gestern hat Anjo den Ältesten wieder die wohlbekannte Geschichte der Belagerung von Malta vor über dreihundert Jahren erzählt, als es den türkischen Armeen

nicht gelang, sechshundert tapfere Ritter aus ihrer Burg zu vertreiben. »Wir haben Zehntausende von Samurai«, hatte Anjo erklärt, »die den Gai-Jin alle feindselig gegenüberstehen. Wir müssen siegen, sie müssen abziehen.«

»Aber weder die Türken noch die Christen hatten Geschütze«, hatte er eingewandt. »Vergessen Sie nicht, daß Shōgun Toranaga die Burg Osaka mit Gai-Jin-Geschützen erobert hat – dieses Gezücht kann hier das gleiche tun.«

»Selbst wenn sie es täten, hätten wir uns bis dahin längst in die Sicherheit der Berge zurückgezogen. Dann würde jeder Samurai und jeder Mann, jede Frau und jedes Kind im Land – sogar die stinkenden Kaufleute – zu unseren Fahnen eilen und wie die Heuschrecken über sie herfallen. Wir haben nichts zu befürchten«, hatte Anjo verächtlich behauptet. »Die Burg Osaka war ein anderer Fall, das war Daimyo gegen Daimyo, nicht eine Invasion. Der Feind kann einen Landkrieg nicht durchhalten. In einem Landkrieg müssen wir siegen.«

»Sie würden alles verwüsten, Anjo-sama. Uns bliebe nichts mehr zu regieren. Die einzige Möglichkeit für uns wäre, die Gai-Jin in einem Netz zu fangen, wie eine Spinne ihre weit größere Beute fängt. Wir müssen eine Spinne sein und uns ein Netz suchen.« Aber sie wollten nicht auf ihn hören.

Wo ist das Netz?

»Zunächst muß man das Problem erkennen«, hatte Shōgun Toranaga in seinem Vermächtnis geschrieben, »dann erst kann man mit viel Geduld die Lösung finden.«

Das Problem mit den Fremden war folgendes: Wie können wir uns ihr Wissen, ihre Waffen, ihre Flotten, ihren Reichtum aneignen, mit ihnen zu unseren Bedingungen Handel treiben und sie dennoch alle vertreiben, die ungerechten Verträge annullieren und es ihnen nicht gestatten, ohne strenge Restriktionen jemals wieder den Fuß an unsere Küste zu setzen.

Im Vermächtnis hieß es weiter: »Die Lösung für alle Probleme unseres Landes ist hier zu finden oder in Sun-tzu, und in der Geduld.«

Shōgun Toranaga war der geduldigste Herrscher von der Welt gewesen, dachte er, zum tausendstenmal von Ehrfurcht erfüllt.

Obwohl er – von der Burg Osaka abgesehen, der uneinnehmbaren, von dem Diktator Nakamura erbauten Festung – oberster Herrscher im Lande war, hatte er zwölf Jahre gewartet, um die Falle zu schließen, die er mit einem Köder bestückt hatte. Die Burg war fest in der Hand der Herrin Ochiba, der Witwe des Diktators, ihres siebenjährigen Sohnes und Erben Yaemon – dem Toranaga feierlich Treue geschworen hatte – und achtzigtausend fanatisch treuer Samurai.

Es hatte zwei Jahre Belagerung, dreihunderttausend Mann, die Geschütze des holländischen Kaperers *Erasmus* – mit dem Anjin-san, der Engländer, nach Japan gesegelt war – sowie ein ebenfalls von ihm gedrilltes Musketierregiment, einhunderttausend Mann Verluste, all seine Tücke und einen wichtigen Verräter innerhalb der Mauern gekostet, bis die Herrin Ochiba und Yaemon es vorzogen, Seppuku zu begehen, statt sich in Gefangenschaft zu begeben.

Dann hatte Toranaga die Burg Osaka dem Erdboden gleichgemacht, die Geschütze vernagelt, alle Musketen vernichtet, das Musketierregiment aufgelöst, die Herstellung und den Import sämtlicher Feuerwaffen verboten, die Macht der portugiesischen Jesuitenpriester und christlichen Daimyos gebrochen, die Lehen neu verteilt, alle Feinde beseitigen lassen, die Gesetze des Vermächtnisses erlassen, alle Räder sowie den Bau von seetüchtigen Schiffen verboten und, unter Bedauern, ein Drittel aller Einkünfte für sich und seine unmittelbare Familie in Anspruch genommen.

»Er hat uns stark gemacht«, murmelte Yoshi. »Sein Vermächtnis verlieh uns Macht und machte das Land so sauber und befriedet, wie er es beabsichtigt hatte.«

Ich darf ihn nicht enttäuschen.

Eeee, welch ein Mann! Wie klug von seinem Sohn Sudara, dem zweiten Shōgun, der Dynastie den Namen Toranaga zu geben, statt den eigentlichen Familiennamen Yoshi zu behalten – damit wir niemals die Quelle vergessen.

Wozu würde er mir raten?

Zunächst zur Geduld, dann würde er Sun Tsu zitieren: »Kennst du deinen Feind wie dich selbst, brauchst du einhundert Schlachten nicht zu fürchten; kennst du dich selbst, nicht aber deinen Feind, wirst du für jeden Sieg auch eine Niederlage erleiden; kennst du weder deinen Feind noch dich selbst, wirst du in jeder Schlacht unterliegen.«

Ich weiß einiges über meinen Feind, doch nicht genug.

Ich segne meinen Vater dafür, daß er mich den Wert einer guten Ausbildung erkennen gelehrt hat, daß er mir im Laufe der Jahre so viele verschiedene Lehrer gegeben hat, ausländische wie japanische. Es ist traurig, daß mir nicht die Gabe der Sprachen vergönnt ist und ich mir daher alles durch Mittelsmänner erarbeiten mußte: durch holländische Kaufleute, um Weltgeschichte zu lernen, durch einen englischen Matrosen, um zu prüfen, ob die Holländer die Wahrheit gesagt hatten, und um mir die Augen zu öffnen – genau wie Toranaga zu seiner Zeit den Anjin-san benutzt hat –, und durch viele andere mehr.

Da waren die Chinesen, die mir Verwaltung, Literatur und Sun-tzus ›Die Kunst des Krieges‹ nahegebracht haben; da war der alte, vom Glauben abgefallene französische Priester aus Peking, der mich ein halbes Jahr lang Machiavelli gelehrt hat, den er für mich mühsam in chinesische Schriftzeichen übersetzte, um dafür im Reich meines Vaters leben und die Weidenwelt genießen zu dürfen, die er so bewunderte; der amerikanische, in Izu gestrandete Pirat, der mir von Geschützen erzählte, von Grasozeanen, Prärie genannt, von ihrer Burg namens Weißes Haus und den Kriegen, mit denen sie die Eingeborenen jenes Landes auslöschten; der russische Emigrant



und Sträfling aus einem Gebiet namens Sibirien, der behauptete, ein Fürst mit zehntausend Sklaven zu sein, und Märchen von Städten namens Moskau und St. Petersburg erzählte; und all die anderen – einige lehrten nur wenige Tage, andere monatelang, doch niemals ein Jahr, während keiner von ihnen wußte, wer ich bin, und es war mir verboten, es ihnen zu sagen, weil Vater so vorsichtig und so geheimnistuerisch und so schrecklich war, wenn er sich aufregte.

»Wenn diese Männer uns verlassen, Vater«, hatte er anfangs gefragt, »was wird dann aus ihnen? Sie haben alle so große Angst. Warum denn? Du versprichst ihnen doch stets einen Lohn, nicht wahr?«

»Du bist erst elf, mein Sohn. Ich werde dir die Unhöflichkeit, mir Fragen zu stellen, verzeihen – einmal. Und um dich an meine Großmut zu erinnern, wirst du drei Tage lang nichts zu essen bekommen, allein auf den Fujijama steigen und dort ohne Decke schlafen.«

Yoshi erschauerte. Damals hatte er nicht gewußt, was Großmut bedeutet. Während jener drei Tage wäre er fast umgekommen, aber er tat, wie ihm befohlen. Als Lohn hatte ihm sein Vater, der Daimyo von Mito, mitgeteilt, er werde von der Familie Hisamatsu adoptiert und Erbe jener Toranaga-Linie werden: »Du bist mein siebter Sohn. Auf diese Weise wirst du ein eigenes Erbe haben und von etwas höherer Abstammung sein als deine Brüder.«

»Ja, Vater«, hatte er gesagt, mühsam die Tränen zurückhaltend. Damals hatte er nicht gewußt, daß er zum Shōgun erzogen wurde, und sollte es auch nie erfahren. Als Shōgun Iyeyoshi dann vor vier Jahren an der Fleckenkrankheit starb und er zweiundzwanzig und bereit und von seinem Vater vorgeschlagen war, hatte *taikō* Ii Einspruch erhoben und gewonnen – Iis persönliche Streitmacht gebot über die Palasttore.

Also wurde sein Vetter Nobusada ernannt. Yoshi, seine Familie, sein Vater und all ihre einflußreichen Anhänger wurden unter stren-

gen Hausarrest gestellt. Erst als Ii ermordet wurde, erhielt er, genau wie alle anderen, die überlebt hatten, zusammen mit seinen Ländereien und Ehren die Freiheit zurück. Sein Vater war während des Hausarrests gestorben.

Ich hätte Shōgun werden müssen, dachte er zum tausendstenmal. Ich war bereit, ausgebildet und hätte die Shōgunats-Versager aufhalten, hätte eine neue Verbindung zwischen dem Shōgunat und den Daimyos herstellen und mit den Gai-Jin fertig werden können. Ich hätte diese Prinzessin zur Frau bekommen müssen, ich hätte diese Vereinbarungen nie unterzeichnet oder zugelassen, daß die Verhandlungen so traurig gegen uns verliefen. Ich wäre mit Townsend fertig geworden und hätte eine neue Ära behutsamer Veränderungen begonnen, um die Welt draußen zufriedenzustellen – in einem Tempo, das wir bestimmen, nicht sie!

Nun aber bin nicht ich Shogun, sondern Toranaga ist legal zum Shogun gewählt worden, die Verträge existieren, Prinzessin Yazu existiert, Sanjiro, Anjo und die Gai-Jin hämmern an unsere Tore.

Er erschauerte. Ich müßte noch vorsichtiger sein. Gift ist eine uralte Kunst, ein Pfeil kann bei Tag oder bei Nacht treffen, Ninja-Mörder zu Hunderten lauern da draußen, für jeden käuflich. Und dann gibt es die Shishi. Es muß eine Lösung geben! Wie sieht sie aus?

Meeresvögel, die über der Stadt und der Burg kreisten und schrien, störten ihn in seinen Gedanken. Er musterte den Himmel. Kein Anzeichen von Veränderungen oder von Unwettern, obwohl dies der Monat der Veränderungen war, in dem die starken Winde kamen und den Winter brachten. Der Winter wird in diesem Jahr schlimm werden. Keine Hungersnot, wie vor drei Jahren, aber die Ernte ist karg, sogar noch karger als letztes Jahr...

Augenblick! Was hat Anjo doch gesagt, was war es, das mich an irgend etwas erinnert, das ich nicht vergessen darf?

In steigender Erregung wandte er sich um und winkte einem der

Leibwächter. »Bringt mir diesen Spion, den Fischer – wie hieß er noch? Ach ja, Misamoto. Bringt ihn heimlich in meine Gemächer – sofort! Er wird im östlichen Wachhaus festgehalten.«

## 8

*Dienstag, 18. September*

Genau bei Sonnenaufgang donnerten die Kanonen des Flaggschiffs ihren elffrohrigen Salut, als Sir Williams Kutter an der Gangway ablegte. Von der Küste, wo jeder nüchterne Mann angetreten war, um das Auslaufen der Flotte nach Edo mitanzusehen, drangen schwache Hochrufe herüber. Der Wind frischte auf, die See war glatt, der Himmel leicht bedeckt. Mit Phillip Tyrer an seiner Seite wurde er offiziell an Bord willkommen geheißen, der Rest seines Stabes befand sich bereits an Bord der begleitenden Kriegsschiffe. Die beiden Herren trugen Gehrock und Zylinder. Tyrers Arm lag in einer Schlinge.

Auf dem Hauptdeck wurden sie von Admiral Ketterer und John Marlowe erwartet, beide in Galauniform – mit Dreispitz, goldbetreßtem, mit Goldknöpfen besetztem blauem Cut, weißem Hemd, weißer Weste, weißen Hosen und Strümpfen, Schnallenschuhen und blitzenden Säbeln –, und Phillip Tyrer dachte sofort, verdammt noch mal, wie hübsch und elegant und doch so maskulin John Marlowe immer aussieht, genau wie Pallidar in seiner Uniform. Wenn ich doch nur eine Galauniform oder überhaupt Kleider hätte, um mit ihnen konkurrieren zu können, aber im Vergleich zu ihnen bin ich so arm wie eine Kirchenmaus und noch nicht mal

Stellvertretender Sekretär.

Er wäre fast gegen Sir William gestolpert, der auf der obersten Stufe stehengeblieben war, als der Admiral und Marlowe höflich salutierten. Verflixt, dachte er, konzentriere dich, du bist ebenfalls im Dienst! Sei vorsichtig und versuche, ebenfalls Teil der Szenerie zu werden. Seit du dich gestern bei ihm gemeldet hast, benimmt sich Wee Willie wie eine Katze mit 'ner Hornisse im Hintern.

»Morgen, Sir William, willkommen an Bord.«

»Danke. Ihnen ebenfalls einen guten Morgen, Admiral Ketterer.« Sir William lüftete den Hut, sein Gehrock blähte sich im Wind. »Lichten Sie bitte den Anker. Die anderen Gesandten befinden sich an Bord des französischen Flaggschiffs.«

»Gut.« Der Admiral gab Marlowe einen Wink. Sofort salutierte Marlowe, ging zum Captain, der auf der offenen Brücke unmittelbar vor dem einzigen Schornstein und dem Hauptmast stand, und salutierte abermals. »Anordnung des Admirals, Sir. Nehmen Sie Kurs auf Edo.«

Rasch gingen die Befehle von einem zum anderen, die Matrosen stießen drei Hochrufe aus, blitzschnell wurden die Anker gelichtet, und im engen Kesselraum drei Decks weiter unten schaufelten Teams von Heizern, nackt bis zur Taille, von einem rhythmischen Singsang begleitet, immer mehr Kohle in die Kessel, während sie in der ständig durch Kohlenstaub verunreinigten Luft husteten und keuchten.

Hinter dem Schott, im Maschinenraum, ging der Leitende Ingenieur auf ›halbe Kraft voraus‹, und die riesigen Kolbenmaschinen begannen langsam die Schraubenwelle zu drehen.

Dies war H.M.S. *Euryalus*, vor acht Jahren in Chatham aus Holz erbaut, eine dreimastige, 3.200-Tonnen-Kreuzerfregatte mit Schornstein und Schiffsschraube, mit 35 Geschützen, einer Besatzung von 350 Offizieren, Matrosen und Marinesoldaten, während unter Deck 90 Heizer und Angehörige des Maschinenpersonals arbeiteten.

Heute wurden die Segel geschont und die Decks für den Einsatz freigeräumt.

»Ein angenehmer Tag, Admiral«, sagte Sir William. Sie standen auf dem Achterdeck, während Phillip Tyrer und Marlowe, die einander schweigend begrüßt hatten, sich in ihrer Nähe hielten.

»Vorläufig noch«, stimmte der Admiral gereizt zu, der sich in Gegenwart von Zivilisten, vor allem eines Mannes wie Sir William, der einen höheren Rang einnahm, stets unbehaglich fühlte. »Wenn Sie es wünschen – mein Quartier unten steht Ihnen jederzeit zur Verfügung.«

»Vielen Dank.« In ihrem Kielwasser segelten und schrien Möwen. Sir William beobachtete sie einen Moment, während er versuchte, seine Depression abzuschütteln. »Danke, aber ich ziehe es vor, an Deck zu bleiben. Sie kennen Mr. Tyrer, glaube ich, noch nicht. Er ist unser neuer angehender Dolmetscher.«

Zum erstenmal nahm der Admiral Notiz von Tyrer. »Willkommen an Bord, Mr. Tyrer. Leute, die Japanisch sprechen, können wir wahrhaftig gebrauchen. Was macht Ihre Wunde?«

»Ist nicht so schlimm, Sir, danke.« Der Admiral ließ den Blick seiner blaßblauen Augen über das Wasser und sein Schiff schweifen; sein Gesicht war gerötet und wettergegerbt, mit schweren Hängebäckchen und einer cholerischen Fleischrolle im Nacken über dem gestärkten Kragen. Einen Moment beobachtete er prüfend den Rauch, dann knurrte er etwas und wischte ein bißchen Kohlenstaub von seiner schneeweißen Weste.

»Stimmt was nicht?«

»Nein, Sir William. Aber die Kohle, die wir hier kriegen, ist nicht mit guter Waliser- und Yorkshire-Kohle vergleichbar. Enthält zuviel Schlacke. Allerdings ist sie billig, falls wir sie kriegen, leider geschieht das jedoch nicht allzuoft. Sie sollten verlangen, daß die Lieferungen erhöht werden, das ist für uns hier ein großes Problem, ein sehr großes.«

Sir William nickte müde. »Hab ich getan, doch wie es scheint, gibt es keine.«

»Dreckzeug, egal, woher sie kommt. Die Segel können wir heute nicht benutzen, nicht bei diesem Gegenwind. Für einen solchen Einsatz mit Manövern dicht unter Land oder zum Einlaufen eignen sich diese Maschinen hervorragend. Mit dem besten Kriegsschiff, ja sogar mit einem Teeclipper würden wir unter Segel fünfmal so lange brauchen, um nach Edo zu kommen, und hätten nicht genug Seeraum zum sicheren Manövrieren. Ein Jammer.«

Nach einer weiteren schlaflosen Nacht hatte Sir William jeglichen Humor verloren und reagierte umgehend auf die Unhöflichkeit und Dummheit des Admirals, ihm etwas zu erklären, was auf der Hand lag. »Ach, wirklich?« gab er spitz zurück. »Na, macht nichts, bald wird unsere Navy nur noch aus Stinkpöten bestehen, ganz ohne Segel, und dann ist es endgültig aus.«

Tyrer verbarg ein Lächeln, als sich das Gesicht des Admirals bei diesen Worten rötete, denn dieses Thema war ein wunder Punkt bei den Marineoffizieren und wurde in den Londoner Zeitungen ausführlich diskutiert, die zukünftige Flotten als »Stinkpöte unterschiedlicher Größe, kommandiert von Stinkpottkapitänen unterschiedlicher Größe, die entsprechend uniformiert sein werden« beschrieben.

»Das wird in der voraussehbaren Zukunft nicht geschehen, und bestimmt nicht bei Langstreckenfahrten, Blockaden oder Schlachtschiff-Flotten.« Der Admiral spie diese Worte fast hinaus. »Es ist unmöglich, die Menge Kohle, die wir zwischen den Häfen verbrauchen, zu transportieren und dennoch kampffähige Schiffe zu behalten. Wir müssen Brennstoff sparen, und deshalb brauchen wir Segel. Die Zivilisten verstehen nicht viel von der Seefahrt...« Das erinnerte ihn an die Attacke der gegenwärtigen liberalen Regierung auf die jüngsten Navy-Schätzungen, und sein Blutdruck stieg. »Vorerst einmal muß die Royal Navy, um unsere Seewege zu sichern und

das Empire zu beschützen, als Basis der Regierungspolitik doppelt so viele Schiffe unterhalten wie die nächsten beiden anderen Marinefloten zusammen, ausgerüstet mit den größten und besten Maschinen, mit den modernsten Geschützen, Granaten und Sprengstoffen der Welt.«

»Eine bewundernswerte Idee, inzwischen aber überholt, unpraktisch und, wie ich fürchte, zu schwer verdaulich für den Magen des Finanzministers und der Regierung.«

»Das sollte sie aber, bei Gott, nicht sein.« Die Fleischrolle im Nacken wurde rot. »Mr. Pfennigfuchser Gladstone sollte schleunigst lernen, wo die Prioritäten liegen. Ich habe schon zuvor gesagt: Je schneller die Liberalen raus und die Tories wieder an der Macht sind, desto besser! Nicht ihnen ist es zu verdanken, daß die Royal Navy Gott sei Dank noch über genügend Schiffe und Feuerkraft verfügt, um die französische, russische oder amerikanische Flotte, falls nötig, in ihren heimischen Gewässern zu vernichten. Aber mal angenommen, die drei verbünden sich in dem bevorstehenden Konflikt gegen uns?« Verärgert wandte sich der Admiral um und brüllte, obwohl Marlowe nicht weit entfernt war: »Mr. Marlowe! Signalisieren Sie der *Pearl*! Verdammt, sie hat ihre Position verlassen!«

»Aye, aye, Sir!« Marlowe verschwand.

Sir William warf einen Blick nach achtern, fand an den nachfolgenden Schiffen nichts auszusetzen und konzentrierte sich dann wieder auf den Admiral. »Außenminister Russell ist zu klug, sich da hineinziehen zu lassen. Preußen wird gegen Frankreich in den Krieg ziehen, Rußland wird sich heraushalten, die Amerikaner haben zu viel mit ihrem Bürgerkrieg, Spanisch-Cuba und den Philippinen zu tun und schnüffeln um die Hawaiischen Inseln herum. Übrigens, ich habe vorgeschlagen, ein oder zwei dieser Inseln zu annektieren, bevor es die Amerikaner tun. Sie würden perfekte Stationen zum Kohlebunkern abgeben...«

Den Blick fest auf H.M.S. *Pearl* gerichtet – sein Schiff, eine 2.100-Tonnen-Dreimaster-Schraubenfregatte der Jason-Klasse mit einem Schornstein und einundzwanzig Geschützen, vorübergehend unter dem Kommando seines Ersten Offiziers, Lieutenant Cranson –, begab sich Marlowe mürrisch zum Signalgast und wünschte sich, dort drüben an Bord zu sein, statt hier den Lakai des Admirals zu spielen. Er überbrachte dem Signalgast die Nachricht, sah zu, wie er die Signalflaggen aufreihete, und las die Antwort, bevor ihm der junge Mann meldete: »Es tut ihm leid, Sir.«

»Wie lange sind Sie schon Signalgast?«

»Seit drei Monaten, Sir.«

»Sie sollten sich über Ihre Codebücher setzen. Die Antwort lautete: ›Captain Cranson von der H.M.S. *Pearl* bittet um Entschuldigung‹. Noch ein derartiger Fehler, und Ihre Eier gehen durch die Wäschemangel.«

»Jawohl, Sir, Verzeihung, Sir«, antwortete der junge Mann zerknirscht.

Marlowe kehrte zum Admiral zurück. Zu seiner Erleichterung schien sich der potentielle Streit zwischen den beiden Herren gelegt zu haben, denn sie besprachen inzwischen alternative Einsatzpläne in Edo und die Langzeitfolgen des Tokaidō-Mordes. Während er auf eine Gesprächspause wartete, warf er mit hochgezogener Braue einen vorsichtigen Blick zu Tyrer hinüber – der zurücklächelte – und sehnte sich danach, endlich entlassen zu werden, damit er ihn nach Kanagawa und Angélique ausfragen konnte. Er hatte vor drei Tagen, am selben Tag, da Sir William eintraf, abreisen müssen und besaß keine Informationen aus erster Hand über das, was sich seitdem zugetragen hatte.

»Ja, Mr. Marlowe?« Der Admiral hörte sich die Antwort an und schnarrte sofort: »Schicken Sie ein weiteres Signal: Melden Sie sich bei Sonnenuntergang auf meinem Flaggschiff.«

Er sah, wie Marlowe zusammenzuckte. »Und das ist durchaus be-



rechtigt, Mr. Marlowe. Eine derartige Entschuldigung ist eine unangemessene Ausrede für Nachlässigkeit in meiner Flotte. Nicht wahr?»

»Jawohl, Sir.«

»Überlegen Sie sich, wer an seiner Stelle das Schiff übernehmen könnte – aber nicht Sie!« Admiral Ketterer wandte sich wieder Sir William zu. »Was sagten Sie? Sie glauben nicht...« Ein Windstoß knatterte in der Takelung. Beide Offiziere spähten nach oben, musterten den Himmel, taxierten den Wind. Noch keine Anzeichen von Gefahr, aber sie wußten beide, daß das Wetter in diesem Monat unberechenbar war und daß in diesen Gewässern Unwetter sehr plötzlich aufzogen. »Sie wollten sagen? Sie glauben nicht, daß die Behörden, diese Bakufu, tun werden, was wir verlangen?«

»Nein, nicht ohne irgendeine Form der Gewalt. Um Mitternacht erhielt ich eine weitere Entschuldigung von ihnen und die Bitte um einen Monat Aufschub, damit sie ›höherenorts nachfragen‹ könnten, und dergleichen unsinniges Zeug – mein Gott, können die Ausflüchte machen! Ich hab den verdammten Boten mit der kurzen, eher unhöflichen Aufforderung zurückgeschickt, unseren Wünschen zu entsprechen, oder...«

»Völlig richtig.«

»Sagen Sie, wenn wir vor Edo ankern – könnten wir da möglichst viel Salut schießen, einen richtigen Auftritt inszenieren?«

»Wir werden einundzwanzig Schuß abgeben, den königlichen Salut. Ich nehme an, man könnte diesen Einsatz als eine Art offiziellen Besuch bei ihrem König betrachten.« Ohne sich umzudrehen, schnarrte der Admiral: »Mr. Marlowe, geben Sie den Befehl an die gesamte Flotte weiter und bitten Sie den französischen Admiral, dasselbe zu tun.«

»Jawohl, Sir.« Abermals salutierte Marlowe und eilte davon.

»Der Plan für Edo bleibt unverändert?«

Sir William nickte. »Ja. Ich selbst werde mich mit meiner Gruppe

an Land und in die Gesandtschaft begeben – einhundert Soldaten als Ehrenwache sollten genügen, die Highlanders, die wirken mit ihren Uniformen und Dudelsäcken am eindrucksvollsten. Der übrige Plan bleibt so, wie er war.«

»Gut.« Voll Unbehagen blickte der Admiral nach vorn. »Wenn wir um diese Landzunge herum sind, werden wir Edo sehen können.« Seine Miene verhärtete sich. »Es ist eines, mit dem Säbel zu rasseln und ein paar Salutschüsse abzugeben, aber ich bin nicht damit einverstanden, diese Stadt zu beschießen und niederzubrennen – ohne offiziell den Krieg zu erklären.«

Vorsichtig gab Sir William zurück: »Hoffen wir, daß ich Lord Palmerston nicht bitten muß, ihn zu erklären, oder daß ich selbst einen uns aufgezwungenen legalisieren muß. Ein ausführlicher Bericht ist schon an ihn abgegangen. Und da wir auf seine Antwort vier Monate warten müssen, sollten wir, wie stets, unser Bestes tun. Diese Morde müssen aufhören, die Bakufu müssen zur Vernunft gebracht werden, so oder so. Jetzt ist der perfekte Zeitpunkt dafür.«

»Die Anweisungen der Admiralität lauten, behutsam vorzugehen.«

»Mit derselben Post habe ich eine dringende Nachricht an den Gouverneur von Hongkong geschickt, in der ich ihm mitgeteilt habe, was ich zu tun beabsichtige, und ihn gefragt habe, wieviel Verstärkung an Schiffen und Truppen notfalls verfügbar wäre. Außerdem habe ich über Mr. Struans Gesundheitszustand berichtet.«

»Ach ja? Wann war das, Sir William?«

»Gestern. Die Firma Struan konnte einen Clipper zur Verfügung stellen, Mr. McFay hat mir zugestimmt, daß die Angelegenheit absolut dringlich sei.«

Ketterer entgegnete sarkastisch: »Dieser ganze Zwischenfall scheint für die Struans eine *cause célèbre* zu sein. Der Mann, der umgebracht wurde, wird kaum erwähnt, es heißt nur immer Struan, Struan, Struan.«

»Der Gouverneur ist ein persönlicher Freund der Familie, und die

Familie hat, äh, sehr gute Verbindungen. Sie ist äußerst wichtig für die Handelsinteressen Ihrer Majestät in Asien und China. Äußerst wichtig.«

»Für meine Ohren haben sie immer wie eine Bande von Piraten geklungen, mit Waffenschmuggel und Opiumschmuggel, eben allem, was guten Profit Anbringt.«

»Beides legale Unternehmen, mein lieber Admiral. Die Firma Struan ist höchst ehrenwert, mit sehr wichtigen Verbindungen zum Parlament.«

Der Admiral zeigte sich nicht beeindruckt. »Ach, da gibt's, bei Gott, eine Menge Taugenichtse, wenn ich das sagen darf. Verdammte Idioten zumeist die versuchen, an der Navy und unseren Flotten zu sparen – eine unverzeihliche Dummheit, solange England von seiner Seemacht abhängt.«

»Ich denke auch, daß wir die beste Navy mit den tüchtigsten Offizieren brauchen, um unsere imperiale Politik durchzuführen«, sagte Sir William. Marlowe, hinter dem Admiral, vernahm die nur schlecht kaschierte Spitze. Ein kurzer Blick auf den Nacken seines Vorgesetzten bestätigte ihm, daß der Stich getroffen hatte. Er machte sich auf das Unvermeidliche gefaßt.

»Imperiale Politik? Mir scheint«, gab der Admiral scharf zurück, »daß die Navy den größten Teil ihrer Zeit damit verbringt, Zivilisten- und Händlerfinger aus ihren übelriechenden Löchern zu ziehen, wenn Habgier oder Betrügereien sie in Kalamitäten bringen, in die sie nie hätten kommen dürfen. Und was diese Schweine hier angeht...«, mit seinem kurzen, dicken Finger zeigte er auf Yokohama auf der Backbordseite, »... so ist das die schlimmste Lumpenbande, die ich jemals gesehen habe.«

»Manche schon, die meisten nicht, Admiral.« Sir William reckte das Kinn. »Ohne die Kaufleute und den Handel gäbe es kein Geld, kein Empire und keine Navy.«

Der rote Hals wurde purpurn. »Ohne die Navy gäbe es keinen

Handel, und England wäre nie die größte Nation der Welt geworden, die reichste mit dem größten Imperium, das die Welt jemals gesehen hat, bei Gott!«

Unsinn, hätte Sir William am liebsten gerufen, aber er wußte, wenn er es tat, würde den Admiral hier, auf dem Achterdeck des Flaggschiffs, sofort der Schlag treffen, und Marlowe würde, genau wie jeder Seemann in Hörweite, in Ohnmacht fallen. Dieser Gedanke belustigte ihn und verscheuchte den größten Teil des Giftes, das sich in der schlaflos verbrachten Nacht mit den Sorgen über die Tokaidō-Affäre angesammelt hatte, und ermöglichte es ihm, sich diplomatisch zu verhalten. »Die Navy ist die älteste Waffengattung, Admiral. Und viele teilen Ihre Meinung. Ich hoffe doch, daß wir pünktlich sein werden?«

»Ja, werden wir.« Ein wenig besänftigt lockerte der Admiral die Schultern; er hatte Kopfschmerzen von der Flasche Portwein, die er nach dem Dinner zusätzlich zum Roten getrunken hatte. Das Schiff lief ungefähr sieben Knoten in den Wind. Zufrieden prüfte er die Position der Flotte. Die H.M.S. *Pearl* lag jetzt äußerst präzise achteraus, mit zwei mit zehn Geschützen bestückten Schaufelrad-Schuluppen an Steuerbord. Das französische Flaggschiff, eine eisenverkleidete, mit zwanzig Geschützen bestückte Dreimast-Schaukelrad-fregatte, fuhr recht lässig an Backbord. »Der Rudergast von denen sollte in Eisen gelegt werden! Das Schiff könnte einen neuen Anstrich gebrauchen sowie neue Betakelung. Es müßte, um den Knoblauchgeruch zu beseitigen, ausgegast und kräftig mit dem Scheuerstein bearbeitet werden. Stimmen Sie mir da zu, Mr. Marlowe?«

»Ja, Sir.«

Als er sich vergewissert hatte, daß alles korrekt war, wandte sich der Admiral wieder zu Sir William um. »Diese... diese Familie Struan und ihr sogenanntes Noble House – sind die wirklich so bedeutend?«

»Ja. Sie machen riesige Geschäfte. Ihr Einfluß in Asien, vor allem

in China, ist, von Brock and Sons abgesehen, einmalig.«

»Ich habe natürlich ihre Clipper gesehen. Prachtvoll, und hervorragend bewaffnet.« Und dann ergänzte der Admiral barsch: »Ich hoffe nur, daß sie nicht versuchen, hier Opium oder Schußwaffen zu schmuggeln.«

»Ich persönlich bin Ihrer Meinung, obwohl es nicht gegen die gegenwärtigen Gesetze verstößt.«

»O doch, gegen die chinesischen. Und die japanischen.«

»Richtig, aber es gibt mildernde Umstände«, erklärte Sir William resigniert. Er hatte diese Erklärung schon viel zu oft abgegeben. »Wie Sie sicher wissen, akzeptieren die Chinesen für den Tee, den wir importieren müssen, ausschließlich Bargeld – Silber oder Gold – und nichts anderes. Die einzige Ware dagegen, die sie bar bezahlen – in Gold oder Silber –, ist Opium, und nichts anderes. Das ist äußerst unangenehm.«

»Dann ist es Aufgabe der Händler, des Parlaments und der Diplomaten, die Finger da rauszuziehen. Seit zwanzig Jahren ist die Royal Navy damit beschäftigt, illegale Gesetze in Asien durchzusetzen, chinesische Häfen und Städte zu beschießen und alle möglichen unappetitlichen Kriegshandlungen durchzuführen – meiner Ansicht nach nur, um das verfluchte Opium zu unterstützen. Ein sehr dunkler Fleck auf unserem Wappenschild!«

Sir William seufzte. Die Befehle, die er vom Ständigen Unterstaatssekretär erhalten hatte, waren präzise gewesen: »Ich beschwöre Sie, mein lieber Willie, es ist das erstmal, daß Sie verantwortlicher Minister sind, also seien Sie um Gottes willen vorsichtig, treffen Sie keine übereilten Entscheidungen, es sei denn, es ist unbedingt notwendig. Sie haben erstaunlich viel Glück, die Telegraphenleitung reicht bereits bis Bagdad, also können wir Nachrichten in der unglaublich kurzen Zeit von sieben Tagen erhalten und abschicken, dazu kommen noch etwas mehr als sechs Wochen per Dampfer durch den Persischen Golf, den Indischen Ozean über Singapur

und Hongkong. Unsere Instruktionen brauchen nur die unglaublich kurze Zeit von zwei Monaten, bis sie ankommen, statt, wie bis vor etwa zehn Jahren, zwölf bis fünfzehn Monate. Wenn Sie also Beratung brauchen, und das werden Sie ständig, wenn Sie schlau sind, dann sind Sie also, was uns betrifft, vier Monate lang von der Leine, und das ist das einzige, was Ihnen den Hals und uns das Imperium rettet- Klar?»

»Ja, Sir.«

»Regel Nummer eins: Behandeln Sie die hohen Tiere beim Militär mit Glacehandschuhen und widersprechen Sie ihnen nicht leichtfertig, denn von ihnen hängt Ihr eigenes und das Leben aller Engländer in Ihrer Umgebung ab. Sie neigen sehr stark dazu, starrköpfig zu sein, aber das ist gut, denn wir brauchen natürlich eine Menge von dieser Sorte, die einfach losgehen und sich umbringen lassen, während sie unsere, na ja, imperiale Politik verteidigen. Schlagen Sie keine Wellen, Japan ist unwichtig, liegt aber in unserer Einflußsphäre, und wir haben eine beträchtliche Menge Zeit und Geld eingesetzt, um die Russen, Amerikaner und Franzosen auszumanövrieren. Beschmutzen Sie unser japanisches Nest möglichst nicht, wir haben genug zu tun mit aufrührerischen Indern, Afghanen, Arabern, Afrikanern, Persern, Kariben und Chinesen, ganz zu schweigen von den stinkenden Europäern, Amerikanern, Russen und so weiter. Also, mein lieber Willie, seien Sie diplomatisch, und machen Sie keinen Unsinn!«

Sir William seufzte abermals, zügelte jedoch sein Temperament und wiederholte, was er bereits ein Dutzendmal gesagt hatte: »Was Sie da sagen, ist zum großen Teil korrekt, aber leider müssen wir praktisch denken. Ohne die Teesteuer würde die ganze britische Wirtschaft kollabieren. Hoffen wir, daß unsere bengalischen Opiumfelder in einigen Jahren abgefackelt werden können. Bis dahin müssen wir uns in Geduld fassen.«

»Bis dahin schlage ich Ihnen vor, das ganze Opium hier sowie

sämtliche modernen Waffen, alle modernen Kriegsschiffe und die Sklaverei mit einem Embargo zu belegen.«

»Hinsichtlich der Sklaverei stimme ich Ihnen natürlich zu, die ist seit '33 verboten!« Sir Williams Ton wurde deutlich schärfer. »Die Amerikaner sind längst davon in Kenntnis gesetzt worden. Was aber den Rest angeht, so hängt das leider von London ab.«

Der Admiral reckte das Kinn noch weiter vor. »Nun, Sir, in diesen Gewässern besitze ich eine gewisse Macht. Und ich sage Ihnen, daß ich ein solches Embargo augenblicklich verfügen werde. Ich habe beunruhigende Gerüchte gehört, unter anderem, daß die Struans Gewehre und Geschütze zum Weiterverkauf bestellen. Den Eingeborenen hier haben sie schon drei oder vier bewaffnete Dampfer verkauft, und die Japse lernen für meinen Geschmack zu schnell. Mit der morgigen Post werde ich der Admiralität ein offizielles Schreiben übermitteln, in dem ich ersuche, darauf zu bestehen, daß meine Befehle bestätigt werden.«

Das Gesicht des Gesandten bekam rote Flecken; er pflanzte die Füße noch fester aufs Deck. »Eine bewundernswerte Idee«, sagte er eisig. »Ich werde mit der morgigen Post ebenfalls ein Schreiben absenden. Vorläufig jedoch können Sie einen solchen Befehl nicht ohne mein Einverständnis erteilen, und bis wir eine Direktive aus dem Außenministerium erhalten, bleibt der Status quo der Status quo!«

Beide Adjutanten erbleichten. Der Admiral sah Sir William an, der ebenso groß war wie er selbst. »Ich... Ich werde mir Ihre Worte durch den Kopf gehen lassen, Sir William. Wenn Sie mich jetzt entschuldigen wollen – ich habe noch viel zu tun.« Damit machte er kehrt und stapfte von der Brücke. Unsicher wollte Marlowe ihm folgen. »Um Himmels willen, Marlowe, hören Sie auf, mir wie ein Welpe nachzulaufen! Wenn ich Sie brauche, werde ich rufen. Halten Sie sich in Hörweite!«

»Jawohl, Sir.« Als sein Vorgesetzter weit genug entfernt war, atme-

te Marlowe tief auf.

Auch Sir William atmete auf, trocknete sich die Stirn und murmelte: »Welch ein Glück, daß ich nicht in der Navy bin.«

Marlowes Herz jagte; er haßte es, angebrüllt zu werden, sogar von einem Admiral, aber er vergaß sich nicht. »Ich, äh... entschuldigen Sie, Sir, aber die Flotte ist in seinen Händen sehr sicher, Sir, und die Expedition auch, und wir alle finden, daß er mit dem Verkauf von Schiffen, Gewehren, Kanonen und Opium recht hat. Die Japaner bauen bereits Schiffe und stellen kleine Kanonen her, in diesem Jahr haben sie ihr erstes eisernes Dampfschiff zu Wasser gebracht, den Dreitonner *Kanrin maru*, der mit rein japanischer Besatzung nach San Francisco fuhr! Sie haben die Hochsee beherrschen gelernt. Das ist erstaunlich, in einer so kurzen Zeit.«

»Ja, ja, das ist es.« Sir William fragte sich kurz, wie es wohl der japanischen Delegation, die mit diesem Schiff fuhr, in Washington ergangen war und welches Unheil Präsident Lincoln gegen unser glorreiches Empire im Schilde führte. Sind wir nicht von der Baumwolle der Konföderierten abhängig, die wir für unsere in den Ruin steuernden Spinnereien in Lancashire brauchen? Und sind wir nicht gleichzeitig zunehmend abhängig vom Weizen, vom Mais, vom Fleisch und anderen Waren der Union? Er erschauerte. Gott verdamme diesen Krieg! Und die Politiker, und Lincoln. Hieß es nicht in der Inaugurationsansprache dieses Mannes im März: »...dieses Land gehört den Menschen, und wenn sie ihrer Regierung müde werden, können sie ihr verfassungsmäßiges Recht ausüben, sie auszuwechseln, oder ihr revolutionäres Recht, sie aufzulösen oder zu stürzen...«

Eine Hetzrede, gelinde gesagt! Wenn diese Idee sich bis nach Europa verbreiten würde! Grauenhaft! Und wir können uns jeden Moment mit ihnen im Krieg befinden!

Er suchte sich zu beruhigen, zutiefst erleichtert, daß der Admiral zurückgesteckt hatte, aber immer noch wütend darüber, daß er



selbst die Beherrschung verloren hatte. Du mußt vorsichtiger sein, du darfst dir keine Gedanken um Edo und deinen dummen, arroganten Entschluß machen, in drei Tagen mit einem Schlachtschiff dort aufzukreuzen und ein Wörtchen mit dem Shōgun zu reden, bei Gott! Als wärest du Clive von Indien. Der bist du nicht. Dies ist deine erste Tour im Fernen Osten, und du bist ein Neuling. Ein Wahnsinn, all diese Männer wegen einiger Morde in Gefahr zu bringen, ein Wahnsinn, einen ausgewachsenen Krieg zu riskieren. Aber ist es das wirklich?

Tut mir leid, nein.

Wenn die Bakufu mit diesen Morden davonkommen, wird es kein Ende mehr haben, und wir werden gezwungen sein, uns zurückzuziehen – bis alliierte Schlachtschiffe zurückkehren, um den Willen des Empire blutig durchzusetzen. Deine Entscheidung ist korrekt, die Art, sie durchzuführen, ist falsch. Jawohl, aber es ist verdammt schwierig, ohne einen Menschen, mit dem man reden kann – dem man vertrauen kann. Zum Glück kommt Daphne in zwei Monaten. Hätte gar nicht gedacht, daß sie mir mit ihren Ratschlägen so sehr fehlen würde. Ich kann es nicht erwarten, sie und meine Söhne wiederzusehen – zehn Monate sind eine lange Zeit, und ich weiß, daß das Fortkommen von Londons Nebeln sie glücklich machen und ihr gefallen wird, und für die Jungens wird es großartig sein. Wir könnten ein paar englische Ladies in der Niederlassung gebrauchen, die richtigen, natürlich. Wir werden Ausflüge machen, und sie wird die Gesandtschaft zu einem richtigen Heim gestalten.

Sein Blick richtete sich auf die näher kommende Landzunge. Dahinter wartete Edo und das Salutschießen. Ist das klug, fragte er sich unruhig. Ich hoffe es. Dann die Landung und der Gang zur Gesandtschaft. Das mußt du tun – und dich auf die Sitzung morgen vorbereiten. Du mußt es ganz allein bewältigen. Henry Seratard wartet nur darauf, daß du Fehler machst, er hofft darauf. Der Russe

ebenfalls.

Aber du bist derjenige, der den Befehl hat, und es ist deine Aufgabe, und vergiß nicht, daß du unbedingt ›Gesandter‹ werden wolltest – irgendwo, ganz gleich wo. Allerdings wollte ich das, aber auf Japan wäre ich nie gekommen! Verdammtes Außenministerium. In einer solchen Situation war ich noch nie; meine Erfahrungen habe ich ausschließlich in der Rußland-Abteilung in London und am Hof von St. Petersburg gemacht sowie im wundervollen Paris und in Monaco, ohne daß ich jemals ein Kriegsschiff oder ein Regiment zu Gesicht bekommen hätte...

Marlowe sagte steif: »Ich hoffe, Sie nehmen es mir nicht übel, Sir, daß ich Ihnen meine Meinung über die Position des Admirals mitgeteilt habe.«

»O nein, ganz und gar nicht.« Sir William war bemüht, seine Besorgnis zu unterdrücken: Ich werde versuchen, Krieg zu vermeiden, aber wenn es so sein soll, wird es so kommen. »Sie haben ganz recht, Mr. Marlowe, und es ist mir natürlich eine Ehre, Admiral Ketterer als Kommandeur zu haben«, ergänzte er und fühlte sich sofort wohler. »Unsere Meinungsverschiedenheit betraf das Protokoll. Ja, aber zugleich sollten wir die Japaner ermutigen, ihr Land zu industrialisieren und Schiffe zu bauen. Wir sollten sie ermutigen – wir sind nicht hier, um zu kolonialisieren, aber *wir* sollten sie ausbilden, Mr. Marlowe, nicht die Holländer oder die Franzosen. Ich danke Ihnen, daß Sie mich daran erinnern haben – je größer unser Einfluß ist, desto besser.« Er fühlte sich leichter. Es war selten, daß er so offen mit einem der tüchtigen Kapitäne sprechen konnte, und Marlowe fand er durchaus beeindruckend, hier wie in Kanagawa. »Verabscheuen alle Offiziere die Zivilisten und Kaufleute?«

»Nein, Sir. Aber ich glaube, viele von uns verstehen sie nicht. Wir haben ein anderes Leben, andere Prioritäten. Es ist manchmal sehr schwierig für uns.« Marlowes Aufmerksamkeit konzentrierte sich fast ausschließlich auf den Admiral, der sich mit dem Captain auf

der Brücke unterhielt, während sich alle in seiner Umgebung voll Unsicherheit seiner Nähe bewußt waren. Dann brach die Sonne durch die Wolken, und plötzlich wirkte der ganze Tag schöner. »In der Navy zu sein, das ist für mich... na ja, ich habe nie etwas anderes machen wollen.«

»Und Ihre Familie ist eine Navy-Familie?«

Umgehend antwortete Marlowe stolz: »Jawohl, Sir«, und hätte gern hinzugefügt, mein Vater ist Captain, gegenwärtig in der Home Fleet, genau wie sein Vater, der Flag Lieutenant bei Admiral Lord Collingwood auf der *Royal Sovereign* bei Trafalgar war, und meine Vorfahren waren alle in der Navy, seit sie überhaupt existiert. Und davor, so geht die Sage, haben sie Piratenschiffe gesegelt – von Dorset aus, daher stammt meine Familie, seit über vier Jahrhunderten wohnen wir dort im selben Haus. Aber er schwieg, denn seine Erziehung sagte ihm, daß es klingen würde wie Prahlerei. Statt dessen fügte er einfach hinzu: »Meine Familie stammt aus Dorset.«

»Die meine aus dem Norden Englands, Northumberland, seit Generationen«, erklärte Sir William zerstreut, den Blick auf die näherkommende Landzunge, die Gedanken auf die Bakufu konzentriert. »Mein Vater starb, als ich noch jung war – er war Parlamentsmitglied, mit Geschäftsinteressen in Sunderland und London, und hat sich mit Ostseehandel und russischen Pelzen befaßt. Da meine Mutter Russin war, bin ich zweisprachig aufgewachsen, und das hat mir die erste Sprosse auf der Leiter des Foreign Office eingetragen. Sie war...« Gerade noch rechtzeitig unterbrach er sich, verwundert, daß er so viel von sich preisgegeben hatte. Er hatte noch hinzusetzen wollen, daß sie, seine Mutter, eine geborene Gräfin Swewa war, eine Cousine der Romanows und frühere Hofdame von Queen Victoria. Ich muß mich wirklich konzentrieren – als ob meine Familie und meine Herkunft die Leute hier etwas angingen. »Äh, was ist mit Ihnen, Tyrer?«

»London, Sir. Mein Vater ist Anwalt, genau wie sein Vater.« Phil-

lip Tyrer lachte. »Nachdem ich mein Studium an der Londoner Universität abgeschlossen hatte und ihm erklärte, ich wolle ins Foreign Office, hat ihn fast der Schlag getroffen! Und als ich mich um die Dolmetscherstelle in Japan bewarb, hat er behauptet, ich sei wahnsinnig.«

»Vielleicht hatte er recht. Obwohl Sie erst knapp eine Woche hier sind, können Sie schon von Glück sagen, daß Sie noch leben. Meinen Sie nicht auch, Marlowe?«

»Ja, Sir. Das stimmt.« Marlowe fand den Zeitpunkt günstig. »Philip. Übrigens, wie geht's Mr. Struan?«

»Weder gut noch schlecht, wie George Babcott es ausdrückte.«

»Ich hoffe sehr, daß er gesund wird«, sagte Sir William, der plötzlich Leibschmerzen bekam.

Als er vor drei Tagen nach Kanagawa gegangen war, hatte Marlowe ihn von seinem Kutter abgeholt und ihm erzählt, was er über Struan und Tyrer wußte, über den Tod des Soldaten, den Selbstmord des Mörders und die Jagd nach dem anderen.

»Wir sind hinter dem Scheißkerl her, Sir William, Pallidar und ich, aber der Kerl hat sich in Luft aufgelöst. Alle Häuser der Umgebung haben wir durchsucht, ohne Erfolg. Tyrer meint, er könnte einer der beiden Tokaidō-Angreifer sein, Sir, einer der beiden Mörder. Aber er ist nicht sicher, die sehen doch fast alle einer wie der andere aus, nicht wahr?«

»Aber wenn es die beiden waren, warum sollten sie das Risiko eingehen, sich in die Gesandtschaft einzuschleichen?«

»Die logischste Antwort, die wir fanden, war die, daß sie vielleicht eine Identifizierung verhindern und den Job zu Ende bringen wollten, Sir.«

Sie hatten die Pier verlassen und eilten durch die bedrohlich menschenleeren Straßen. »Wie geht's dem jungen Mädchen, Mr. Marlowe?«

»Anscheinend gut, Sir. Nur ziemlich mitgenommen.«

»Gut, danken wir Gott dafür. Der französische Gesandte ist so verkniffen wie ein Mückenhintern über die ›böartige Kränkung der Ehre Frankreichs und einer seiner Bürgerinnen, die dazu noch sein Mündel ist«. Je schneller sie wieder in Yokohama ist, desto besser... Ach, übrigens, der Admiral hat mich gebeten, Sie aufzufordern, umgehend nach Yokohama zurückzukehren. Es gibt viel zu tun. Wir, äh, wir haben beschlossen, Edo in drei Tagen einen offiziellen Besuch abzustatten, per Flaggschiff...«

Marlowe hatte gespürt, wie Erregung in ihm aufstieg. See- oder Landeinsätze waren die einzige echte Möglichkeit, zu einer schnellen Beförderung und den Admiralstreifen zu kommen, die er unbedingt haben wollte. Ich will, daß mein alter Herr stolz auf mich ist, und ich werde den Flag Rank lange vor meinen jüngeren Brüdern Charles und Percy schaffen, die beide Lieutenants sind.

Und nun, an Deck des Flaggschiffs, im Sonnenschein, während das Deck unter der Kraft der Maschinen vibrierte, stieg die Erregung abermals in ihm auf. »Wir werden gleich vor Edo sein, Sir, Ihr Auftritt wird der großartigste werden, den die da jemals gesehen haben. Sie werden die Mörder kriegen, die Entschädigung und alles andere, was Sie wollen.«

Tyrer und Sir William hörten seine Erregung, aber Sir William empfand nur einen kalten Schauer. »Ja, nun gut, ich denke, ich werde eine Minute unter Deck gehen. Danke, Mr. Marlowe, ich kenne den Weg.«

Mit tiefer Erleichterung sahen ihm die beiden jungen Männer nach. Marlowe vergewisserte sich, daß der Admiral in Sichtweite war. »Was ist in Kanagawa passiert, nachdem ich weg war, Phillip?«

»Es war, nun ja, außergewöhnlich, sie war außergewöhnlich, wenn es das ist, was Sie wissen wollen.«

»Inwiefern?«

»Gegen fünf Uhr kam sie herunter, ging geradewegs zu Malcolm Struan hinein und blieb bis zum Dinner bei ihm – da erst habe ich

sie gesehen. Sie wirkte... älter, nein, das trifft es nicht ganz, nicht älter, sondern ernster als zuvor, ein wenig mechanisch. George sagt, daß sie noch immer unter Schock steht. Beim Dinner sagte Sir William, er werde sie nach Yokohama mitnehmen, aber sie hat sich bedankt, das Angebot abgelehnt und erklärt, sie müsse erst ganz sicher sein, daß es Malcolm wirklich gut gehe, und weder er noch George, noch einer von uns anderen konnte sie davon abbringen. Sie hat kaum was gegessen, dann ist sie ins Krankenzimmer zurückgekehrt, bei ihm geblieben und hat sogar darauf bestanden, daß man ihr dort ein Feldbett aufstellt, damit sie, falls nötig, in Ruhe ist. Und während der folgenden zwei Tage, bis gestern, als ich nach Yokohama zurückkehrte, ist sie kaum von seiner Seite gewichen, und wir haben kaum ein Dutzend Worte mit ihr gesprochen.«

Marlowe unterdrückte einen Seufzer. »Sie muß ihn sehr lieben.«

»Das ist das Merkwürdige. Weder Pallidar noch ich glauben, daß das der Grund ist. Es ist fast so, als sei sie... nun ja, körperlos ist ein zu starker Ausdruck. Es ist, als befinde sie sich teilweise in einem Traum und fühle sich nur in seiner Nähe sicher.«

»Großer Gott! Was hat der alte Knochenbrecher dazu gesagt?«

»Der hat nur die Achseln gezuckt und erklärt, man müsse Geduld haben, dürfe sich keine Sorgen machen, und sie sei die beste Medizin, die Malcolm Struan sich wünschen könne.«

»Kann ich mir vorstellen. Wie geht's ihm wirklich?«

»Er ist die meiste Zeit von Drogen betäubt und hat sehr große Schmerzen. Dazu Erbrechen und Durchfall – keine Ahnung, wie sie den Gestank aushält, obwohl das Fenster den ganzen Tag offensteht.« Ein Schauer von Angst überlief sie beide bei dem Gedanken, so schwer verwundet und so hilflos zu sein. Tyrer blickte geradeaus, um dieses Gefühl zu verbergen, während er sich der Tatsache bewußt wurde, daß seine eigene Wunde noch nicht verheilt war und immer noch brandig werden konnte und daß sein Schlaf durch

Alpträume von Samurai, blutigen Schwertern und ihr gestört war.

»Jedesmal, wenn ich bei Malcolm vorbeischaute – ehrlich gesagt, um sie zu sehen«, fuhr er fort, »antwortete sie nur mit ›Ja‹ oder ›Nein‹ oder ›Ich weiß nicht‹, also hab ich's nach einer Weile aufgegeben. Sie ist... Sie ist immer noch so attraktiv wie vorher.«

Marlowe fragte sich, ob sie, wenn es Struan nicht gäbe, dennoch unerreichbar für ihn sein würde. Ob Tyrer wirklich ein ernsthafter Rivale sein könnte? Pallidar tat er als nicht ebenbürtig ab – diesen pompösen Dummkopf konnte sie ganz einfach nicht mögen.

»Donnerwetter, sehen Sie!« sagte Tyrer.

Sie umrundeten die Landzunge und sahen die weite Bucht von Edo vor sich liegen, die sich auf Steuerbord zum Meer hin öffnete und vom Rauch der Harzfeuer eingehüllt war. Erstaunlicherweise war in der Bucht so gut wie nichts von der Vielzahl der Fähren, Sampans und Fischerboote zu sehen, von denen es sonst dort wimmelte, und die wenigen, die auf dem Wasser waren, hatten es eilig, die Küste zu erreichen.

Tyrer fühlte sich höchst unbehaglich. »Wird es Krieg geben?«

Nach kurzem Zögern antwortete Marlowe: »Wir haben sie gewarnt. Die meisten von uns meinen, nein, keinen richtigen Krieg, noch nicht, nicht diesmal. Es wird Zwischenfälle geben...« Und dann, weil er Tyrer mochte und ihn für seinen Mut bewunderte, sprach er ihm gegenüber aus, was er dachte. »Es wird Zwischenfälle und Scharmützel unterschiedlicher Schwere geben, einige von unseren Leuten werden getötet werden, einige werden entdecken, daß sie feige sind, andere werden Helden werden, die meisten werden von Zeit zu Zeit vor Angst erstarren, manche werden ausgezeichnet werden, aber natürlich werden wir siegen.«

Tyrer dachte darüber nach; er wußte zu gut, wie verängstigt er selber gewesen war, doch Babcott hatte ihn davon überzeugt, daß es beim erstenmal am schlimmsten sei; er wußte noch gut, wie tapfer es von Marlowe gewesen war, dem Mörder nachzujagen, wie hinrei-

ßend Angélique war – und wie gut es war, am Leben zu sein, und jung, mit einem Fuß auf der Erfolgsleiter zum ›Gesandten‹. Er lächelte. So herzlich, daß Marlowe das Lächeln erwiderte. »In der Liebe und im Krieg ist alles erlaubt, nicht wahr?« sagte er.

Angélique saß, ihr stark parfümiertes Taschentuch an die Nase gedrückt, am Fenster des Krankenzimmers in Kanagawa und starrte ins Leere, während die Sonne von Zeit zu Zeit durch die Wattewolken brach. Hinter ihr lag Struan halb wach und halb im Schlaf. Im Garten patrouillierten unablässig Soldaten. Seit dem Überfall waren die Sicherheitsvorkehrungen verdoppelt und noch mehr Truppen von der Niederlassung in Yokohama herübergeschickt worden, die vorläufig von Pallidar befehligt wurden.

Ein Klopfen an der Tür riß sie aus ihren Gedanken. »Ja?« fragte sie, das Taschentuch in der Hand verbergend.

Es war Lim. Begleitet von einer chinesischen Ordonnanz mit einem Tablett. »Essen für Master. Misse wollen essen, heya?«

»Dahin stellen!« befahl sie und deutete auf den Nachttisch. Sie war drauf und dran, ihn zu bitten, auch ihr ein Tablett zu bringen, entschloß sich dann jedoch, es nicht zu tun. »Heute abend, heute abend Misse essen Eßzimmer. Verstehn, heya?«

»Verstehn.« Lim lachte in sich hinein; er wußte genau, daß sie, sobald sie sich allein glaubte, das Taschentuch benutzte. Ayeeeah, ist ihre Nase so klein und zierlich wie ihr anderer Körperteil? Geruch? Was ist das für ein Geruch, über den sie sich beschwerten? Hier riecht es noch nicht nach Tod. Soll ich dem Sohn des Tai-Pan mitteilen, daß die Nachrichten aus Hongkong schlecht sind? Ayeeeah, am besten, er findet es selbst heraus. »Verstehn.« Er grinste breit und ging hinaus.

»*Chéri?*« Automatisch bot sie ihm die Hühnersuppe an.

»Später, Darling, vielen Dank«, antwortete Malcolm Struan wie er-



wartet mit sehr schwacher Stimme.

»Versuch doch mal einen Löffel«, drängte sie wie üblich, und abermals weigerte er sich.

Wieder zurück zu ihrem Platz am Fenster und zu ihren Tagträumen – sicher wieder zu Hause zu sein, in Paris, in dem großen Haus ihres Onkels Michel und ihrer geliebten Emma, der hochgeborenen englischen Tante, die ihr die Mutter ersetzt und sie und ihren Bruder großgezogen hatte, als der Vater vor so vielen Jahren nach Hongkong ging, ein Leben in Luxus, in dem Emma Luncheons plante und auf ihrem herrlichen Hengst, um den sie alle beneideten, im Bois spazierenritt, die gesamte Aristokratie bezauberte und von ihr verwöhnt wurde, um sich sodann graziös vor Kaiser Louis Napoleon – Napoleon Bonapartes Neffen – und seiner Kaiserin Eugénie zu verneigen, die ihr beide ein Lächeln schenkten.

Logen in den Theatern, in der Comédie Française, die besten Tische im Trois Frères Provençaux, ihre Großjährigkeit mit siebenzehn, *das* Gesprächsthema der Saison, Onkel Michel, der an den Spieltischen und beim Rennen von seinen Abenteuern erzählte und flüsternd pikante Histörchen über seine aristokratischen Freunde zum besten gab, und seine Mätresse, die Gräfin Beaufois, so wunderschön, verführerisch und hingebungsvoll.

Alles natürlich Tagträume, denn Onkel Michel war nur ein kleiner Deputierter im Kriegsministerium, und Emma – englisch, gewiß, aber Schauspielerin bei einer reisenden Truppe von Shakespeare-Schauspielern – Tochter eines Angestellten, doch weder mit genügend Geld, um es zu zeigen, was in der Hauptstadt der Welt so wichtig war, noch für das spektakuläre Pferd oder den Zweispänner, der so unbedingt nötig war, wenn man in die wirkliche Gesellschaft hineinkommen wollte, die Oberschicht, wo man jene traf, die heiraten würden und nicht nur für ein paar Monate mit einem gingen, um sich dann eine jüngere zu nehmen.

»Bitte, bitte, bitte, Onkel Michel, es ist so wichtig!«

»Ich weiß, *mon petit choux*«, hatte er traurig gesagt, als sie an ihrem siebzehnten Geburtstag um einen bestimmten Wallach und die dazugehörige Reitkleidung gebettelt hatte. »Mehr kann ich nicht für dich tun, ich kann mir keine Gefälligkeiten mehr erbitten, ich weiß nicht, wen ich noch bedrängen, welche Geldverleiher ich noch überreden könnte. Ich verfüge nicht über Staatsgeheimnisse, die ich verkaufen, oder Prinzen, die ich fördern könnte. Und schließlich müssen wir auch an deinen kleinen Bruder und unsere eigene Tochter denken.«

»Ach, bitte, lieber, lieber Onkel!«

»Ich habe eine letzte Idee und genügend Francs für eine bescheidene Überfahrt zu deinem Vater. Ein paar Kleider nur, mehr nicht.«

Dann wurden die Kleider angefertigt, alle perfekt, dann wurden sie anprobiert und geändert und verbessert, und ja, das grüne Seidenkleid auch noch – Onkel Michel hat sicher nichts dagegen –, danach die Aufregung der ersten Eisenbahnfahrt nach Marseille, Dampfer nach Alexandria in Ägypten, über Land nach Port Said, vorbei an den ersten Bauarbeiten von M'sieur de Lesseps' Kanal bei Suez. Alle gut informierten Leute glaubten, daß es sich nur wieder um eine aktienfördernde Maßnahme handelte, daß er niemals beendet werden, und wenn, daß er dann einen Teil des Mittelmeers leeren würde, weil das Meer dort höher lag als die Meere weiter unten. Weiter dann, alles erbettelt, erbeten und von Anfang an korrekt erster Klasse: »Der Unterschied ist wirklich so winzig, mein lieber, lieber Onkel Michel...«

Weicher Wind und neue Gesichter, exotische Nächte und schöne Tage, der Anfang eines großen Abenteuers, und am Ende des Regenbogens ein hübscher, reicher Ehemann wie Malcolm, nun alles verpatzt wegen eines dreckigen Eingeborenen!

Warum kann ich nicht einfach an das Gute denken, ermahnte sie sich in einem Anfall von Schmerz. Wieso gehen gute Gedanken immer in schlimme über, und dann in sehr schlimme, und wieso fan-

ge ich dann immer an, über das nachzudenken, was wirklich geschehen ist, und muß weinen?

Nicht, befahl sie sich und unterdrückte die Tränen. Nimm dich zusammen. Sei stark!

Bevor du dein Zimmer verlassen hast, hattest du beschlossen, daß nichts geschehen ist, also wirst du dich völlig normal verhalten – bis deine nächste Periode einsetzt. Und wenn sie einsetzt, bist du in Sicherheit.

Aber wenn... wenn sie nun nicht einsetzt?

Darüber wirst du nicht nachdenken. Deine Zukunft wird *nicht* zerstört werden, das wäre nicht fair. Du wirst beten, du wirst dich in Malcolms Nähe halten, du wirst auch für ihn beten, du wirst die Florence Nightingale spielen, und dann wird er dich vielleicht heiraten.

Über ihr Taschentuch hinweg sah sie zu ihm hinüber. Zu ihrem Erstaunen beobachtete er sie.

»Ist der Geruch noch immer so furchtbar?« fragte er traurig.

»Nein, *chéri*«, antwortete sie, erfreut, daß die Lüge jedesmal aufrichtiger klang und weniger Beherrschung erforderte. »Ein bißchen Suppe, ja?«

Ergeben nickte er, weil er wußte, daß sein Körper Nahrung brauchte, obwohl er alles, was er zu sich nahm, unweigerlich wieder ausbrechen mußte, und daß diese Anstrengung an allen Nähten innen und außen zerrte und der darauffolgende Schmerz ihn wieder übermannen würde, so sehr er das auch zu verbergen versuchte. »*Deew neh loh moh*«, murmelte er. Das war ein Fluch auf Kantonesisch, der Sprache, die er zuerst gelernt hatte.

Sie hielt die Tasse, er trank, sie trocknete ihm das Kinn, und er trank noch ein wenig. Teils hätte er ihr gern befohlen, zu gehen und erst wiederzukommen, wenn er wieder auf den Beinen war, teils fürchtete er, sie werde ihn verlassen und niemals wiederkommen. »Tut mir leid, das alles – es ist so schön, daß du hier bist.«

Statt einer Antwort berührte sie sanft seine Stirn, wäre gern hinausgelaufen, brauchte frische Luft, wagte nicht, etwas zu sagen. Je weniger du redest, desto besser, hatte sie sich gedacht. Dann kannst du in keine Falle tappen.

Sie beobachtete sich selbst, wie sie ihn versorgte und bettete, während ihre Gedanken zu ganz normalen Dingen wanderten, nach Hongkong oder Paris, meistens nach Paris. Keine Sekunde lang gestattete sie es sich, bei dem Tag-Schlaf-Alptraum jener Nacht zu verweilen. Tagsüber niemals, viel zu gefährlich. Nur bei Nacht, wenn die Tür sorgfältig verriegelt und sie allein und im Bett war, durfte sie diese Sperre öffnen und ihren Gedanken freien Lauf lassen...

Es klopfte. »Ja?« Babcott kam herein. Unter seinem Blick errötete sie. Warum habe ich immer das Gefühl, daß er meine Gedanken lesen kann?

»Wollte nur nachsehen, wie es meinen beiden Patienten geht«, erklärte er munter. »Nun, Mr. Struan, wie fühlen Sie sich?«

»Noch immer dasselbe, vielen Dank.«

Dr. Babcotts scharfem Blick entging nicht, daß die Hälfte der Suppe verschwunden und dennoch bisher kein Erbrochenes zu beseitigen war. Gut. Er griff nach Struans Handgelenk. Puls unregelmäßig, daher besser als zuvor, Stirn noch feucht, noch immer Fieber, aber nicht mehr so hoch wie gestern. Darf ich zu hoffen wagen, daß er tatsächlich gesund werden wird? Laut sagte er, wieviel besser es dem Patienten gehe, es müsse die liebevolle Pflege der Lady sein, das habe nichts mit ihm zu tun, das Übliche. Gewiß, doch davon abgesehen so wenig zu sagen, so vieles, das von Gott abhing, falls es denn einen Gott gibt. Warum setze ich das immer hinzu? Falls.

»Wenn Sie sich weiter so erholen, denke ich, daß wir Sie morgen nach Yokohama zurückschicken können. Vielleicht.«

»Aber das ist nicht klug«, behauptete sie sofort, und aus Angst davor, ihren sicheren Hafen zu verlieren, klang ihre Stimme härter

als beabsichtigt.

»Verzeihung, ist es aber doch«, gab Babcott, um sie zu beruhigen, freundlich zurück. Er bewunderte ihre Seelenstärke und ihre Besorgnis um Struan. »Wenn ein Risiko damit verbunden wäre, würde ich nicht dazu raten, aber es wäre wirklich gut. Mr. Struan hätte wesentlich mehr Komfort und bessere Hilfe.«

»*Mon Dieu*, was könnte ich denn mehr tun als bisher? Er darf nicht fort von hier, noch nicht, noch nicht!«

»Hör zu, Darling«, sagte Struan und versuchte, stark zu wirken. »Wenn er meint, ich kann zurück, wäre das doch wirklich gut. Dann wärest du frei, und alles wäre sehr viel leichter für uns.«

»Aber ich will gar nicht frei sein, ich will, daß wir hier bleiben, genau wie jetzt, ohne... ohne großes Aufsehen.« Sie spürte, wie ihr Herz jagte, und wußte, daß sie hysterisch klang, aber auf eine Verlegung war sie nicht vorbereitet gewesen. Dumm, du bist dumm. Selbstverständlich wird er verlegt werden. Denk nach! Was kannst du tun, um die Verlegung zu verhindern?

Aber es gab nichts, das verhindert werden mußte. Struan sagte, sie solle sich keine Sorgen machen, in der Niederlassung werde alles besser gehen, sie befinde sich dort in Sicherheit, und er werde glücklicher sein, und es gebe dort Dutzende von Dienern und mehr als genug Räume im Struan-Building. Wenn sie wünsche, könne sie eine Suite direkt neben der seinen haben und kommen und gehen, wie es ihr beliebe, mit ständigem Zutritt zu seinen Räumen, Tag und Nacht. »Bitte, mach dir keine Gedanken, ich möchte, daß du auch zufrieden bist«, versicherte er ihr. »Du wirst es komfortabler haben, das verspreche ich dir, und wenn es mir besser geht, werde ich...«

Ein Krampf überfiel und erschöpfte ihn.

Nachdem Babcott alles gesäubert hatte und Struan wieder in seinen Drogenschlaf gesunken war, sagte er ruhig: »Er würde es dort wirklich besser haben. Dort gibt es mehr Helfer, mehr Material,

hier ist es nahezu unmöglich, alles sauberzuhalten. Er braucht... Verzeihung, aber er braucht stärkere Helfer. Sie tun mehr für ihn, als Sie sich vorstellen können, doch bei gewissen Punktionen können ihm seine chinesischen Diener besser helfen. Tut mir leid, daß ich so deutlich sein muß.«

»Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen, Doktor. Sie haben recht, und ich verstehe.« Ihre Gedanken wirbelten. Die Suite direkt neben Malcolms Räumen wäre ideal, ebenso die Diener und frische Kleidung. Ich werde mir eine Schneiderin suchen und mir herrliche Kleider machen lassen, korrekte Begleitung finden und das Kommando haben – über ihn und meine Zukunft. »Ich will nur das Beste für ihn«, erklärte sie und setzte, weil sie es wissen mußte, hastig hinzu: »Wie lange wird er noch so sein?«

»Ans Bett gefesselt und relativ hilflos?«

»Ja. Bitte, sagen Sie mir die Wahrheit. Bitte.«

»Ich weiß es nicht. Mindestens zwei bis drei Wochen, vielleicht mehr, und sehr beweglich wird er noch ein bis zwei Monate danach nicht sein.« Sein Blick ruhte einen Moment auf dem reglosen Mann. »Es wäre mir lieber, wenn Sie ihm nichts davon sagen würden. Es würde ihn nur unnötig beunruhigen.«

Sie nickte zufrieden und beruhigt, nun, da alles seine Ordnung hatte. »Keine Angst, ich sage kein Wort. Ich bete darum, daß er schnell wieder kräftig und stark sein wird, und ich verspreche, ihm zu helfen, soviel ich kann.«

Als Dr. Babcott sie verließ, dachte er immer wieder: Mein Gott, welch wundervolle Frau! Ob Struan lebt oder sterben muß, er kann sich glücklich schätzen, so sehr geliebt zu werden.

## 9

Die einundzwanzig Schuß Salut von jedem der sechs Kriegsschiffe, die das Flaggschiff begleiteten und nun vor Edo ankerten, echoten und hallten wider, und das gesamte Personal der Flotte war freudig erregt und stolz auf diese Demonstration der Macht.

»Bis hierher und nicht weiter, Sir William«, jubelte Phillip Tyrer, der neben ihm auf dem Schanzdeck stand, wo der Geruch von Kor-dit die Sinne benebelte. Die Stadt war riesig. Stumm. Die Burg alles beherrschend.

»Wir werden sehen.«

Auf der Brücke des Flaggschiffs sagte der Admiral leise zum General: »Das hier sollte Sie davon überzeugen, daß unser Wee Willie nichts als ein kleines, größenwahnsinniges Plappermaul ist. Königlich-er Salut, zum Teufel! Wir sollten lieber unseren Rücken decken.«

»Donnerwetter, Sie haben recht! Jawohl. Ich werde es in meinem Monatsbericht ans Kriegsministerium erwähnen.«

Auf dem Deck des französischen Flaggschiffs paffte Henri Seratard seine Pfeife und lachte mit dem russischen Minister. »*Mon Dieu*, mein lieber Graf, heute ist ein glücklicher Tag! Die Ehre Frankreichs wird durch ganz normale englische Arroganz gerächt. Sir William wird eindeutig scheitern. Das perfide Albion ist perfider denn je.«

»Ja. Schade nur, daß es ihre Flotte ist, und nicht die unsere.«

»Aber bald wird sie durch unsere und Ihre Flotte abgelöst werden.«

»Ja. Dann gilt also unsere geheime Übereinkunft? Sobald die Engländer abziehen, nehmen wir Japans Nordinsel plus Sachalin, die Kurilen und jene Inseln, die es mit dem russischen Alaska verbin-

den – Frankreich erhält den Rest.«

»Einverstanden. Sobald Paris mein Memorandum erhält, wird es ganz zweifellos auf höchster Ebene ratifiziert – insgeheim.« Er lächelte. »Wenn ein Vakuum entsteht, ist es unsere diplomatische Pflicht, es auszufüllen...«

Bei dem Salutschießen verbreitete sich eine ungeheure Furcht in Edo. Alle, die noch skeptisch gewesen waren, schlossen sich den Volksmassen an, die auf der Flucht mit den wenigen Habseligkeiten, die sie zu tragen vermochten, jede Straße, Brücke und Gasse verstopften. Alle erwarteten, daß explodierende Granaten und Raketen, von denen sie zwar gehört, die sie aber noch nie erlebt hatten, jeden Augenblick Feuer auf die Stadt herabregnen lassen würden und daß ihre Stadt brennen, brennen, brennen würde, und sie mit ihr.

»Tod den Gai-Jin!« hörte man überall. »Schnell... Aus dem Weg... Schnell!« riefen die Menschen. Hier und da brach Panik aus, einige Flüchtende wurden zerquetscht, aber die meisten trotteten stoisch dahin – alle immer nur landeinwärts. »Tod den Gai-Jin!« schrien sie, während sie flohen.

Der Exodus hatte am Morgen begonnen, in dem Moment, als die Flotte im Hafen von Yokohama die Anker lichtete, obwohl die vorausschauenderen Kaufleute schon drei Tage zuvor in aller Stille die besten Lastträger engagiert und sich, ihre Familien und Wertsachen in Sicherheit gebracht hatten, als Gerüchte über den unglücklichen Zwischenfall und die darauffolgende Empörung und Forderung der Ausländer in der Stadt umgelaufen waren.

Nur die Samurai in der Burg und die Besatzungen der äußeren Verteidigungsanlagen und Stützpunkte hielten ihre Positionen noch besetzt. Und wie immer und überall schlichen und schnüffelten die Aasgeier der Straßen, tierischer und menschlicher Natur, um die



unverschlossenen Häuser, um festzustellen, was gestohlen und später verkauft werden konnte. Plünderung galt als ein besonders abscheuliches Verbrechen und wurde seit jeher unnachsichtig verfolgt, bis die Täter gefangen und gekreuzigt werden konnten. Diebstahl in jeglicher Form wurde auf dieselbe Art und Weise bestraft.

Im Hauptturm der Burg kauerten Shōgun Nobusada und Prinzessin Yazu engumschlungen hinter einem dünnen Wandschirm und warteten mit ihren Wachen, Zofen und Höflingen auf die Erlaubnis des Vormunds zum Abmarsch. Überall in der Burg selbst machten sich die Männer zur Verteidigung bereit, zäumten Pferde und verpackten den wertvollsten Besitz der Ältesten zur Evakuierung, die beginnen sollte, sobald die Beschießung einsetzte oder der Rat Meldung erhielt, daß feindliche Truppen von Bord gingen.

Im Saal des Rates sagte Yoshi auf der hastig einberufenen Versammlung der Ältesten: »Ich wiederhole, ich glaube nicht, daß sie uns militärisch angreifen werden oder besch...«

»Und ich sehe keinen Grund zu warten. Die Vorsicht rät uns wegzugehen; sie werden jeden Moment mit der Beschießung beginnen«, widersprach Anjo. »Die erste Kanonade war das Warnzeichen.«

»Das glaube ich nicht! Ich glaube, sie war einfach die arrogante Ankündigung ihres Erscheinens. Es hat keine Granateinschläge in der Stadt gegeben. Die Flotte wird uns nicht beschießen, und ich wiederhole, ich bin überzeugt, daß die Zusammenkunft morgen stattfinden wird, wie sie geplant war. Bei diesen Verhandlungen...«

»Wie können Sie nur so blind sein? Wenn die Positionen umgekehrt wären und Sie diese Flotte befehligen würden und diese gewaltige Übermacht zur Verfügung hätten – würden Sie auch nur eine Sekunde zögern?« Anjo schäumte vor Wut. »Was ist – würden Sie?«

»Natürlich nicht! Aber sie sind nicht wir, und wir sind nicht sie, und nur so kann man sie unter Kontrolle halten.«

»Sie begreifen überhaupt nichts!« Verzweifelt wandte sich Anjo an die anderen drei Berater. »Der Shōgun muß an einen sicheren Ort geschafft werden, und wir müssen ebenfalls gehen, damit wir die Regierung weiterführen können. Das ist alles, was ich will, eine vorübergehende Abwesenheit. Bis auf unsere persönlichen Gefolgsleute werden alle anderen Samurai bleiben, werden alle Bakufu bleiben.« Wieder warf er Yoshi einen zornigen Blick zu. »Sie können ja bleiben, wenn Sie wollen. Und jetzt werden wir abstimmen: Die vorübergehende Abwesenheit ist beschlossen!«

»Einen Moment! Wenn Sie das tun, wird das Shōgunat für immer das Gesicht verlieren, und wir werden nie in der Lage sein, die Daimyos und ihre Gegner zu kontrollieren – nicht mal die Bakufu. Niemals!«

»Wir sind nur vorsichtig. Die Bakufu bleiben an Ort und Stelle. Genau wie die Krieger. Als Oberster Berater ist es mein Recht, eine Abstimmung zu verlangen. Ich stimme dafür!« sagte Anjo.

»Und ich sage nein«, erklärte Yoshi.

»Ich stimme Yoshi-san zu«, sagte Utani, ein kleiner, dünner Mann mit freundlichen Augen und hagerem Gesicht. »Ich stimme ihm zu, daß wir für immer das Gesicht verlieren, wenn wir jetzt weggehen.«

Yoshi, der ihn sympathisch fand, erwiderte sein Lächeln – die Daimyos des Watasa-Lebens waren seit den Zeiten vor Sekugahara uralte Verbündete. Er musterte die zwei anderen, beide einflußreiche Mitglieder von Toranaga-Clans. Beide wichen seinem Blick aus. »Adachi-sama?«

Schließlich sagte Adachi, Daimyo von Mito, ein rundlicher, kleiner Mann, voll Nervosität: »Ich bin derselben Meinung wie Anjo-sama. Wir sollten weggehen, und der Shōgun natürlich auch. Aber ich stimme Ihnen auch zu, daß wir dadurch verlieren könnten, selbst wenn wir gewinnen. Bei allem Respekt, ich stimme mit Nein.«

Toyama, der letzte Älteste, war Mitte Fünfzig, mit grauen Haaren

und schwerem Doppelkinn, von einem Jagdunfall auf einem Auge blind – ein alter Mann, für einen Japaner. Er war Daimyo von Kii und der Vater des jungen Shōgun. »Es kümmert mich nicht, ob wir leben oder sterben, auch nicht der Tod meines Sohnes, dieses Shōgun – es wird immer wieder einen geben. Aber es kümmert mich sehr, daß wir uns zurückziehen sollen, nur weil die Gai-Jin vor unserer Küste ankern. Ich stimme gegen den Rückzug und für den Angriff, ich bin dafür, daß wir zur Küste gehen, und wenn diese Schakale landen, bringen wir sie alle um, trotz ihrer Schiffe, Kanonen und Gewehre!«

»Wir haben nicht genügend Truppen hier«, gab Anjo zu bedenken, angewidert von dem alten Mann und seiner Militanz, für die es noch nie einen Beweis gegeben hatte. »Wie oft muß ich es noch sagen: Wir haben nicht genug Truppen, um die Burg zu halten und sie abzuwehren, wenn sie in voller Stärke landen. Wie oft muß ich es noch wiederholen, daß unsere Spione berichten, sie hätten zweitausend mit Gewehren bewaffnete Soldaten in den Schiffen und in der Niederlassung, und das Zehnfache davon in Hongkong...«

»Wenn Sie das *sankin-kotai* nicht widerrufen hätten, hätten wir mehr als genug Samurai mit ihren Daimyos hiergehabt«, fiel Yoshi ihm aufgebracht ins Wort.

»Das geschah auf Verlangen des Kaisers, schriftlich niedergelegt und von einem Fürsten seines Hofes überbracht. Wir hatten keine Wahl, wir mußten gehorchen. Sie hätten ebenfalls gehorcht.«

»Ja – wenn ich das Dokument akzeptiert hätte! Aber das hätte ich niemals getan! Ich wäre entweder nicht dagewesen oder hätte den Fürsten hingehalten, hätte irgendeine von tausend Listen angewandt oder mit Sanjiro verhandelt, der die ›Wünsche‹ veranlaßt hat. Oder ich hätte einem unserer Anhänger am Hof nahegelegt, den Kaiser zur Zurückziehung seines Wunsches zu bewegen. Jeder Petition des Shōgunats muß zugestimmt werden – das ist historisches Gesetz. Noch bestimmen wir über die Bezüge des Hofes! Sie haben unser

Erbe verraten.«

»Sie nennen mich einen Verräter?« Zum Schrecken aller packte Anjo den Griff seines Schwertes fester.

»Ich sage, Sie haben sich von Sanjiro wie eine Marionette behandeln lassen«, erwiderte Yoshi ohne eine Regung, ruhig jedoch nur nach außen hin, und hoffte, Anjo werde den ersten Schritt tun, weil er ihn dann töten und seiner Dummheit ein für allemal ein Ende bereiten konnte. »Es wurde noch nie gegen das Vermächtnis verstoßen. Es war ein Verrat.«

»Alle Daimyos bis auf die engsten Toranaga-Familien waren dafür! Alle Bakufu stimmten zu, die *roju* stimmten zu. Es war besser zuzustimmen, als sämtliche Daimyos ins Lager der Außenherren zu zwingen, wo sie uns – genau wie Sanjiro, die Tosas und Choshus – sofort herausgefordert hätten. Wir wären vollkommen isoliert gewesen. Ist es nicht so?« wandte er sich an die anderen. »Oder?«

Utani antwortete ruhig: »Es ist wahr, daß ich zugestimmt habe – nun aber bin ich der Meinung, daß es ein Fehler gewesen ist.«

»Wir haben den Fehler gemacht, Sanjiro nicht aufzuhalten und ihn zu töten«, sagte Toyama.

»Er stand unter dem Schutz des Kaiserlichen Mandats«, wandte Anjo ein.

Die Lippen des Alten entblößten die gelblichen Zähne. »Na und?«

»Ganz Satsuma hätte sich gegen uns erhoben, mit Recht, die Tosa und Choshu hätten sich dem angeschlossen, und wir hätten einen allgemeinen Bürgerkrieg gehabt, den wir nicht gewinnen können. Und nun stimmt ab! Ja oder nein?«

»Ich stimme für Angriff, nur für Angriff«, erklärte der Alte stur, »heute bei einer Landung, morgen gegen Yokohama.«

Von fern erklang das Pfeifen von Dudelsäcken.

Vier weitere Kutter nahmen Kurs auf die Pier, drei mit Highland-Infanteristen, die sich den anderen anschließen sollten, die dort unter den ungeduldigen Klängen der Trommeln und Dudelsäcke schon Aufstellung genommen hatten. Kilts, Pelzmützen, scharlachrote Waffenröcke, Repetiergewehre. Im letzten Boot saßen Sir William, Tyrer, Lim und drei seiner Leute.

Als sie an Land kamen, salutierte der Captain, der den Befehl über das Detachement hatte. »Alles fertig, Sir. Unsere Patrouillen bewachen die Pier und die Umgebung. In einer Stunde werden die Marines von uns übernehmen.«

»Gut. Dann begeben wir uns mal in die Gesandtschaft.«

Sir William und sein Gefolge bestiegen die Kutsche, die unter großen Anstrengungen an Land geschafft worden war. Zwanzig Matrosen legten sich in die Zugriemen. Der Captain gab den Befehl zum Abrücken, und der Zug setzte sich mit flatternden Fahnen in Bewegung, allen voran ein prächtiger, zwei Meter großer Tambourmajor, gefolgt von nervösen chinesischen Kulis aus Yokohama mit den Packwagen.

Die schmalen Straßen zwischen den flachen, einstöckigen Geschäften und Häusern waren gespenstisch leer. Genau wie der unvermeidliche Wachtposten an der ersten Holzbrücke über einem stinkenden Kanal. Und der nächste. Aus einem Gäßchen kam laut bellend und knurrend ein Hund, der sich aber heulend davontrollte, nachdem er von einem Tritt hoch in die Luft befördert und zehn Meter weit geschleudert worden war. Immer wieder menschenleere Straßen und Brücken, und dennoch gestaltete sich der Weg zur Gesandtschaft wegen der Kutsche mühselig, weil alle Straßen nur für den Fußverkehr angelegt waren. Immer wieder blieb die Kutsche stecken.

»Sollten wir vielleicht lieber zu Fuß gehen, Sir?« erkundigte sich Tyrer.

»Bei Gott, nein! Ich werde mit der Kutsche vorfahren!« Sir Wil-

liam war wütend auf sich selbst. Er hatte vergessen, wie eng die Straßen waren, hatte sich für die Kutsche nur deswegen entschieden, weil Räder verboten waren und weil er sein Mißvergnügen über die Bakufu öffentlich kundtun wollte. »Wenn Sie ein paar Häuser einreißen müssen, Captain – nur zu.«

Aber das war nicht nötig. Denn die gutmütigen Matrosen, an das Manövrieren schwerer Geschütze auf engem Raum unter Deck gewöhnt, schoben und stießen und fluchten und trugen die Kutsche fast um die Engpässe herum.

Die Gesandtschaft lag auf einer leichten Anhöhe im Vorort Gotenyama, gleich neben einem Buddhistentempel. Es war ein zweistöckiges, noch unfertiges Gebäude in britischem Stil, umgeben von einem hohen, mit Toren versehenen Zaun. Drei Monate nach Unterzeichnung der Verträge war mit den Arbeiten begonnen worden.

Der Bau war entnervend langsam vorangekommen, vor allem, weil die Briten nicht von ihren Plänen und ihren gewohnten Baumaterialien lassen wollten, wie etwa Glas für die Fenster, Backsteine für die tragenden Wände – die aus London, Hongkong oder Shanghai herbeigeschafft werden mußten – sowie Fundamente. Japanische Häuser bestanden im Gegensatz dazu nur aus Holz, waren wegen der Erdbeben absichtlich leicht und bequem gebaut, einfach zu reparieren und direkt auf dem Erdboden errichtet. Die meisten Verzögerungen jedoch waren der Abneigung der Bakufu zu verdanken, außerhalb von Yokohama überhaupt ausländische Bauten zuzulassen.

Obwohl sie noch nicht ganz fertig war, wurde in der Gesandtschaft bereits gearbeitet und tagtäglich an einem hochragenden Mast die britische Flagge aufgezogen, ein weiterer Dorn im Auge der Bakufu und der einheimischen Bevölkerung. Seit vergangenem Jahr, als zur Empörung der Briten und zum Jubel der Japaner unmittelbar vor der Schlafzimmertür von Sir Williams Vorgänger zwei

Wachen von Ronin umgebracht wurden, wurde das Gebäude nicht mehr benutzt.

Das Grundstück aber, auf Dauer von den Bakufu gepachtet – irrtümlich, wie seither behauptet wurde –, war gut gewählt. Der Blick vom Vorgarten aus war der beste der ganzen Umgebung: Man konnte genau beobachten, wie die Flotte in Schlachtordnung Aufstellung nahm und in sicherem Abstand von der Küste ankerte.

In imponierend militärischem Stil erschien nun der Zug, um die Gesandtschaft wieder in Besitz zu nehmen. Sir William hatte beschlossen, die Nacht in dem Gebäude zu verbringen, um sich auf die Verhandlungen am Tag darauf vorzubereiten, und als er nun geschäftig umhereilte, wurde er vom salutierenden Captain unterbrochen. »Ja?«

»Flagge hissen, Sir? Die Gesandtschaft sichern?«

»Augenblicklich. Halten Sie sich an den Plan, möglichst viel Lärm, Trommeln, Dudelsäcke und so weiter. Bei Sonnenuntergang lassen Sie Zapfenstreich blasen und die Kapelle auf- und abmarschieren.«

»Jawohl, Sir.« Der Captain ging zum Fahnenmast. Feierlich entfaltete sich der Union Jack, zum Pfeifen der Dudelsäcke und dem Schlagen der Trommeln, am Mast. Und gleich darauf kam, wie verabredet, vom Flaggschiff als Antwort eine Breitseite. Sir William lüftete den Hut und brachte ein dreifaches Hoch auf die Königin aus. »Gut, das ist besser, Lim!«

»Heya Mass'er?«

»Einen Moment, du bist nicht Lim.«

»Ich Lim zwo, Mass's, Lim eins komm heut' abend, chop chop.«

»Dinner Sonnenuntergang, du machen alles Mass'er blitzblank, macht nichts.«

Lim nickte mürrisch; er fand es schrecklich, an diesem abgelegenen, kaum zu verteidigenden Ort zu sein, umgeben von tausend verborgenen, feindseligen Blicken, die jeder hier leichtsinnig miß-

achtete, obwohl doch alle sie spüren mußten. Ich werde diese Barbaren niemals verstehen, dachte er bei sich.

An jenem Abend konnte Phillip Tyrer nicht einschlafen. Er lag auf einem der Strohsäcke auf einem zerfetzten Teppich, der auf den Fußboden gebreitet war, und wälzte sich alle paar Minuten herum, während ihn unangenehme Gedanken an London und Angélique quälten, an den Angriff und die Verhandlungen morgen, an die Schmerzen in seinem Arm und an Sir William, der den ganzen Tag unausstehlich gewesen war. Im Zimmer war es kalt, und es lag ein leichter Hauch von Winter in der Luft.

Die Fenster blickten auf weitläufige, schön bepflanzte Gärten hinaus. Der andere Strohsack war für den Captain gedacht, der aber noch seine Runden machte.

Abgesehen von dem Bellen der plündernden Hunde lag die Stadt totenstill. Hin und wieder waren von der Flotte eine ferne Schiffsglocke und das kehlige Lachen der Soldaten zu hören, das ihm ein Gefühl der Sicherheit verlieh. Prachtvolle Männer, dachte er. Wir sind hier in Sicherheit.

Schließlich erhob er sich, gähnte und ging auf nackten Füßen zum Fenster. Er stieß es auf und lehnte sich auf die Fensterbank. Bei der dichten Wolkendecke war draußen alles pechschwarz. Keine Schatten, aber zahlreiche Highlander, die mit brennenden Öllampen patrouillierten. Hinter dem Zaun sah man auf der einen Seite den verschwommenen Umriss des Buddhistentempels. Bei Sonnenuntergang, nachdem die Dudelsäcke den Zapfenstreich geblasen und der Union Jack, wie es üblich war, zur Nacht eingeholt worden war, hatten die Mönche ihr schweres Tor verriegelt, ihre Glocke geläutet und dann die Nacht mit ihrem seltsamen Singsang erfüllt: »*Ommm manii padmee hummmm...*« Immer und immer wieder. Auf Tyrer hatte es beruhigend gewirkt – im Gegensatz zu vielen an-



deren, die laut pfffen und die Mönche mit rüden Ausdrücken aufforderten, den Mund zu halten.

Er zündete die Kerze an, die er neben seiner Schlafstätte gefunden hatte. Auf seiner Taschenuhr war es zwei Uhr dreißig. Er gähnte abermals, glättete sein Bettlaken, lehnte sich gegen das aufgeschüttelte Kopfkissen, öffnete den kleinen Aktenkoffer mit seinen Initialen – ein Abschiedsgeschenk seiner Mutter – und nahm sein Notizbuch heraus. Er bedeckte die Seite mit den japanischen Wörtern und Sätzen, die er sich phonetisch notiert hatte, rekapitulierte deren englische Übersetzungen und blätterte dabei weiter. Anschließend machte er es umgekehrt, vom Englischen ins Japanische, und war hocherfreut, daß er jedes einzelne Wort richtig übersetzt hatte.

»Es sind so wenige, ich weiß nicht, ob ich sie richtig ausspreche, ich habe so wenig Zeit, und mit dem Schreibenlernen habe ich noch nicht mal begonnen«, murmelte er.

In Kanagawa hatte er Babcott gefragt, wo er den besten Lehrer finden würde. »Warum fragen Sie nicht den Padre«, hatte Babcott geantwortet.

Das hatte er getan, gestern. »Aber gewiß, mein Junge. Doch diese Woche kann ich leider nicht, wie wär's mit nächster? Noch einen Sherry?«

Mein Gott, die können wirklich trinken, hier! Sie schluckten beinahe ununterbrochen, vor allem beim Lunch. Der Padre ist unbrauchbar und stinkt gen Himmel. Doch welch ein Glück, mit diesem André Poncin!

Gestern nachmittag hatte er den Franzosen zufällig in einem der japanischen Läden getroffen, wo die Einwohner der Niederlassung ihren anfallenden Bedarf deckten. All diese Läden säumten die Dorfstraße, die auf der seeabgewandten Seite hinter der Hauptstraße lag und an die Drunk Town grenzte, schienen sich zu ähneln und verkauften die gleichen Waren – von Lebensmitteln bis zum Angelzeug, von billigen Schwertern bis zu Kuriositäten. Er stöber-

te gerade in einem Regal mit japanischen Büchern – erstklassiges Papier, wunderschön bedruckt und mit Holzdrucken illustriert – und versuchte, sich dem strahlenden Geschäftsinhaber verständlich zu machen.

»*Pardon*, M'sieur«, hatte der Fremde sich eingemischt, »aber Sie müssen dem Mann sagen, was für eine Art Buch Sie suchen.« Er war in den Dreißigern, glattrasiert, gut gekleidet, mit braunen Augen und braunem, gewelltem Haar sowie einer schönen Galliernase. »Sie müssen sagen: *Wakata shitia bakiu, Ingerish Nibongo, dozo* – ich hätte gern ein Buch mit Englisch und Japanisch.« Er lächelte. »Die gibt es hier natürlich nicht, obwohl dieser Bursche hier Ihnen im Brustton der Überzeugung erklären wird: *Ah so desu ka, gomen nasai, mujuku hotatsu* etc. – Ach, tut mir leid, heute habe ich keine, aber wenn Sie morgen wiederkommen... Er sagt natürlich nicht die Wahrheit, sondern das, was Sie seiner Ansicht nach hören wollen, ein grundlegender Charakterzug der Japaner. Ich fürchte, sie gehen mit der Wahrheit nicht sehr genau um, nicht einmal untereinander.«

»Aber, M'sieur, darf ich fragen, wo Sie Japanisch gelernt haben, Sie sprechen es ja offensichtlich fließend.«

Der Mann lachte freundlich. »Sehr liebenswürdig. Ich kann es leider nicht sehr gut, obwohl ich mir Mühe gebe.« Ein belustigtes Achselzucken. »Geduld. Und weil einige von unseren Holy Fathers die Sprache beherrschen.«

Phillip Tyrer runzelte die Stirn. »Leider bin ich nicht katholisch, ich gehöre zur Church of England und bin, äh, angehender Dolmetscher bei der britischen Gesandtschaft. Mein Name ist Phillip Tyrer; ich bin gerade erst eingetroffen und ein bißchen verunsichert.«

»Ach ja, natürlich, der junge Engländer von der Tokaidō. Bitte, entschuldigen Sie, ich hätte Sie erkennen müssen, wir waren alle außer uns, als wir davon hörten. Darf ich mich vorstellen? André

Poncin aus Paris. Ich bin Händler.«

»*Je suis enchanté de vous voir*«, sagte Tyrer, der Französisch mühelos, wenn auch mit einem leichten englischen Akzent sprach – außerhalb Englands war Französisch auf der ganzen Welt die Diplomatensprache sowie die *lingua franca* der meisten Europäer und daher unerläßlich für einen Posten im Foreign Office wie auch für jeden, der sich für gebildet hielt. Ebenfalls auf französisch setzte er hinzu: »Glauben Sie, die Fathers würden mich in die Lehre nehmen oder mir erlauben, an ihrem Unterricht teilzunehmen?«

»Ich glaube nicht, daß sie regelrecht Unterricht geben. Aber ich kann mich erkundigen. Fahren Sie morgen mit der Flotte?«

»Ja, allerdings.«

»Ich auch, mit M'sieur Seratard, unserem Gesandten. Waren Sie an der Gesandtschaft in Paris, bevor Sie herkamen?«

»Leider nein, ich war nur zwei Wochen in Paris, auf Urlaub – dies hier ist mein erster Posten.«

»Oh, aber Ihr Französisch ist ganz ausgezeichnet, M'sieur.«

»Leider nein«, widersprach Tyrer auf englisch. »Sind Sie vielleicht auch Dolmetscher?«

»O nein, einfach Geschäftsmann, aber ich versuche M'sieur Seratard zuweilen zu helfen, wenn sein offizieller Holländisch sprechender Dolmetscher krank ist – ich spreche Holländisch. Sie wollen also Japanisch lernen, und zwar so schnell wie möglich, eh?« Poncin ging zu dem Regal hinüber und wählte ein Buch. »Haben Sie schon mal eines von diesen gesehen? Das ist Hiroshiges *Dreiundfünfzig Stationen an der Tokaidō-Straße*. Vergessen Sie nicht, daß sich der Anfang des Buches am Ende befindet, weil die Japaner von rechts nach links schreiben. Die Bilder zeigen die verschiedenen Stationen bis nach Kyōto.« Er blätterte in dem Buch. »Hier ist Kanagawa, und da Hodogaya.«

Die vierfarbigen Holzdrucke waren bezaubernd, besser als alles, was Tyrer jemals gesehen hatte, und außergewöhnlich detailliert.

»Sie sind wunderschön.«

»Ja. Er ist vor vier Jahren gestorben, sehr schade. Manche dieser Künstler sind ganz, ganz hervorragend, Hokusai, Masanobu, Utamaro und ein Dutzend andere.« André lachte und zog ein anderes Buch heraus. »Hier, das ist ein Muß, ein Leitfaden für japanischen Humor und japanische Kalligraphie, wie sie ihre Schrift nennen.«

Phillip Tyrer blieb der Mund offenstehen. Die Pornographie war dekorativ und mehr als deutlich, Seite um Seite, mit wunderschön gekleideten Männern und Frauen, deren nackte Körperteile dort, wo sie sich machtvoll und erfindungsreich vereinten, ins Monströse übertrieben und in majestätischem, behaartem Detail gezeichnet waren. »O mein Gott!«

Poncin lachte laut heraus. »Aha, ich habe Ihnen wohl zu einem neuen Vergnügen verholfen. Als Erotika sind sie einmalig, ich habe eine ganze Sammlung, die ich Ihnen gern zeigen werde. Einige werden *shunga-eh*, andere *ukiyo-eh* genannt – Bilder aus der Weidenwelt und der Schwimmenden Welt. Sind Sie hier schon in einem Bordell gewesen?«

»Ich... ich, nein... nein, ich... noch, äh, noch nicht.«

»Nun, in dem Fall – darf ich mich Ihnen als Fremdenführer anbieten?«

Jetzt, in der Nacht, erinnerte sich Tyrer an dieses Gespräch und daran, wie peinlich es ihm gewesen war. Er hatte vorzugeben versucht, ebenfalls ein Mann von Welt zu sein, zugleich aber ständig den ersten und oft wiederholten Rat seines Vaters vernommen: »Hör zu, Phillip, die Franzosen sind alle schlecht und nicht vertrauenswürdig, die Pariser sind der Abschaum Frankreichs, und Paris ist ganz ohne Zweifel der Sündenpfuhl der zivilisierten Welt – unzüchtig und vulgär!«

Armer Papa, dachte er, er hat sich in so vieler Hinsicht geirrt, aber schließlich hat er zu Napoleons Zeiten gelebt und das Blutbad von Waterloo überstanden. So groß der Sieg auch gewesen sein

mag, für einen zehnjährigen Trommelbuben muß es furchtbar gewesen sein, kein Wunder, daß er nicht vergeben will und nicht vergessen und die neue Ära akzeptieren kann. Macht nichts, Papa hat sein Leben, und so sehr ich ihn liebe und ihn für seine Taten bewundere, ich muß mir meinen eigenen Weg suchen. Frankreich ist heute fast unser Verbündeter – es kann nicht falsch sein, zuzuhören und zu lernen.

Als er daran dachte, wie er an Andrés Lippen geangen hatte, errötete er und schämte sich insgeheim, dieser Faszination erlegen zu sein.

Wie der Franzose erklärte, waren die Bordelle hier, zumindest die besten von ihnen, Orte von großer Schönheit, und die Kurtisanen, die Damen der Schwimmenden Welt oder Weidenwelt, wie sie genannt wurden, bei weitem die besten, die er jemals erlebt hatte. »Es gibt natürlich Unterschiede, und in den meisten Städten treiben sich auch Straßenmädchen herum. Aber hier haben wir unser Freudenviertel, Yoshiwara genannt. Es liegt hinter der Brücke, außerhalb der Umzäunung.« Wieder dieses freundliche Lachen. »Wir nennen sie die Brücke zum Paradies. Ach ja, und Sie müssen wissen, daß... Oh, entschuldigen Sie, ich störe Sie bei Ihrem Einkauf.«

»Aber nein, ganz und gar nicht«, hatte er sofort entgegnet, voll Angst, daß dieser Fluß der Informationen versiegen und diese seltene Gelegenheit vorübergehen würde, und in seinem blumigsten, liebenswürdigsten Französisch hatte er hinzugesetzt: »Es wäre mir eine Ehre, wenn Sie fortfahren würden, wirklich, es ist so wichtig, so viel wie nur möglich zu lernen, und die Leute, mit denen ich es zu tun habe, sind... bedauerlicherweise keine Pariser, sondern meistens langweilig und ganz ohne die französische Weltgewandtheit. Um Ihre Freundlichkeit zu erwidern – dürfte ich Sie zum Tee oder Champagner im English Tea House einladen, oder vielleicht zu einem Drink im Yokohama Hotel – Mitglied im Club bin ich leider noch nicht.«

»Zu freundlich von Ihnen. Ja, das wäre mir sehr recht.«

Dankbar winkte er dem Geschäftsinhaber und bezahlte mit Poncins Hilfe das Buch, das erstaunlich billig war. Dann traten sie auf die Straße hinaus. »Was sagten Sie über die Weidenwelt?«

»Daß überhaupt nichts Schmutziges daran ist, wie an den meisten unserer Bordelle und denen auf der ganzen Welt. Hier ist – genau wie in Paris, nur noch viel ausgeprägter – der Sex eine Kunstform, so delikate und außergewöhnlich wie die *haute cuisine*, die man als solche betrachten, praktizieren und genießen sollte, ohne... bitte entschuldigen Sie, ohne fehlgeleitete angelsächsische ›Schuldgefühle‹.«

Instinktiv fühlte sich Tyrer getroffen. Sekundenlang war er versucht, den anderen zu korrigieren und zu sagen, daß es einen großen Unterschied gebe zwischen Schuldgefühlen und einer gesunden Einstellung zur Moral und den guten, viktorianischen Werten. Und wollte hinzufügen, daß die Franzosen leider Gottes niemals besonders viel Würde bewiesen hätten mit ihrem Hang zum lockeren Lebenswandel, der selbst so hochgestellte Aristokraten wie den Prince of Wales angesteckt hatte, der Paris ganz offen als seine Heimat betrachtete, »eine Quelle tiefster Besorgnis in den höchsten englischen Kreisen«, grollte die *Times*, »die Sittenlosigkeit der Franzosen kennt keine Grenzen, mit der abscheulichen Zurschaustellung ihres Reichtums und ihren empörenden neuen Tänzen wie dem CanCan, bei dem, wie uns zuverlässig berichtet wird, die Tänzerinnen absichtlich keine Unterwäsche tragen, ja, daß es nicht einmal von ihnen verlangt wird«.

Aber er sagte nichts davon, denn ihm war klar, daß er damit nur die Worte des Vaters nachplappern würde. Armer Papa, dachte er abermals und konzentrierte sich auf Poncin, mit dem er im angenehmen Sonnenschein die High Street entlangschlenderte.

»Aber hier in Nippon, M'sieur Tyrer«, fuhr der Franzose munter fort, »gibt es wundervolle Regeln und Vorschriften, sowohl für die

Kunden als auch für die Mädchen. Zum Beispiel stehen nicht ständig alle zugleich zur Verfügung, es sei denn in den ganz billigen Häusern, und selbst dann kann man nicht einfach hingehen und sagen, ich will die da.«

»Kann man nicht?«

»O nein, sie hat das Recht, Sie abzulehnen, ohne ihr Gesicht zu verlieren. Es gibt ein spezielles Protokoll – wenn Sie wollen, kann ich es Ihnen später erklären –, aber jedes Haus wird von einer Madam geleitet, Mama-san genannt – wobei das *san* eine Nachsilbe mit der Bedeutung ›Herrin‹, ›Madam‹ oder ›Herr‹ sein kann –, die sehr stolz auf die Eleganz ihrer Umgebung und ihrer Damen ist. Die sich natürlich im Preis und in der Qualität unterscheiden. Die Mama-san prüft Sie auf Herz und Nieren, das ist wirklich der richtige Ausdruck, sie entscheidet, ob Sie es wert sind, ihr Haus und alles, was darin ist, zu beehren, mit anderen Worten, ob Sie die Rechnung bezahlen können oder nicht. Hier kann ein guter Kunde sehr viel Kredit bekommen, M'sieur Tyrer, aber wehe Ihnen, wenn Sie nicht bezahlen oder sich verspäten, sobald die Rechnung diskret präsentiert wird. Dann wird Ihnen jedes Haus in ganz Japan jegliche Art von Zutritt verwehren.«

Tyrer lachte nervös über das Wortspiel.

»Wie sich die Nachricht verbreitet, weiß ich nicht, aber sie tut es, von hier bis Nagasaki. Also, M'sieur, in manchen Dingen ist das hier das Paradies. Als Mann kann man ein Jahr lang auf Kredit rumhuren, wenn man das will.« Poncins Ton veränderte sich plötzlich. »Aber der kluge Mann kauft den Kontrakt einer Dame und reserviert sie sich für sein Privatvergnügen. Und ein Vergnügen sind sie wirklich, unendlich bezaubernd und sehr preisgünstig, wenn man den hohen Profit bedenkt, den wir beim Geldwechseln erzielen.«

»Dann wollen Sie mir, nun ja, also dazu raten?«

»Allerdings will ich das.«

Sie tranken Tee und anschließend Champagner im Club, wo André eindeutig ein wohlbekanntes und beliebtes Mitglied war. Bevor sie auseinander gingen, hatte André noch gesagt: »Die Weidenwelt verdient Fürsorge und Aufmerksamkeit. Es wäre mir eine Ehre, einer Ihrer Fremdenführer zu sein.«

Er hatte sich bei ihm in dem Bewußtsein bedankt, daß er niemals von diesem Angebot Gebrauch machen werde. Ich meine, was ist mit Angélique? Und was, wenn ich mir eine von diesen widerlichen Krankheiten zuziehe, Gonorrhöe, zum Beispiel, oder die französische Krankheit, die von den Franzosen englische Krankheit und von den Ärzten Syphilis genannt wird, und die, wie George Babcott ausdrücklich betont hat, in allen asiatischen oder mittelöstlichen Vertragshäfen grassiert, »...überhaupt in allen Häfen, Phillip. Ich sehe eine Menge Fälle hier, auch unter den Japanern, die nicht mit den Europäern zu tun haben. Wenn Sie in dieser Hinsicht irgendwelche Absichten haben, tragen Sie einen Schutz, die Dinger sind allerdings nicht sicher und taugen noch nicht viel. Am besten, Sie tun es gar nicht, wenn Sie wissen, was ich meine.«

Phillip Tyrer erschauerte. Bisher hatte er nur eine einzige Erfahrung gemacht. Vor zwei Jahren hatte er sich mit ein paar Kommilitonen nach dem Abschlußexamen im Star-and-Garter-Pub in der Pont Street sinnlos betrunken. »Jetzt ist der Moment gekommen, Phillip, alter Junge. Alles ist vorbereitet, sie tut's für wenig, nicht wahr, Flossy?« Sie war ein Barmädchen, eine Nutte von ungefähr vierzehn Jahren, und das Ganze hatte hastig in einer übelriechenden Dachkammer stattgefunden – einen Penny für sie und einen Penny für den Kneipenwirt. Noch monatelang danach hatte er eine Heidenangst, daß er sich angesteckt haben könnte.

»In unserer Yoshiwara haben wir über fünfzig Teehäuser, wie sie genannt werden, alle mit Lizenz und von den Behörden kontrolliert, und tagtäglich werden es mehr. Aber Vorsicht, betreten Sie niemals in Drunk Town so ein Haus.« Das war der sittenlose Teil



der Niederlassung, wo sich die billigen Bars und Pensionen um das einzige europäische Bordell gruppierten: »Das ist für den Pöbel, die Taugenichtse, die Herumtreiber, Glücksspieler und Abenteurer, die dort mit stillschweigender Duldung zusammenkommen. Derartiges Gesindel gibt es in jedem Hafen, weil wir noch keine Polizei, keine Einwanderungsgesetze haben. Vielleicht ist Drunk Town ein Sicherheitsventil, aber es ist nicht ratsam, sich dort nach Einbruch der Dunkelheit aufzuhalten. Wenn Ihnen Ihre Börse und Ihre Geschlechtsteile lieb sind, gehen Sie nicht dorthin. *Musko-san* verdient was Besseres.«

»Wie bitte?«

»Oh, ein äußerst wichtiges Wort. *Musko* bedeutet ›Sohn‹ oder ›mein Sohn‹. *Musko-san* bedeutet wörtlich ›Ehrenwerter Sohn‹ oder ›Mr. Mein Sohn‹, im Patois aber schlicht und einfach ›Schwanz‹ oder ›Mein Ehrenwerter Schwanz‹. Mädchen werden *musume* genannt. Eigentlich bedeutet das Wort ›Tochter‹ oder ›meine Tochter‹, in der Weidenwelt aber ›Vagina‹. Zu Ihrem Mädchen sagen Sie: *Konbanwa, musume-san*. Guten Abend, *chérie*. Sagt man es aber mit einem Augenzwinkern, weiß sie, daß Sie meinen: Wie wär's? Wie geht's deinem Goldenen Gully, das, was die Chinesen manchmal als ›Die Pforte der Männer zum Paradies‹ bezeichnen – sie sind ja so weise, diese Chinesen, denn die Wände sind in der Tat mit Gold verkleidet, das Ganze ernährt sich von Gold und kann nur mit Gold geöffnet werden, so oder so.«

Tyrer lehnte sich, das Notizbuch vergessend, mit wirbelndem Kopf bequem zurück. Fast noch bevor es ihm klar wurde, lag das kleine Buch mit den *ukiyo-e*, das er in seinem Aktenkoffer versteckt hatte, aufgeschlagen vor ihm, und er betrachtete die Bilder. Dann steckte er es unvermittelt zurück.

Sinnlos, schmutzige Bilder zu betrachten, dachte er, ganz von Abscheu erfüllt. Die Kerze zischte schon. Er blies sie aus; dann streckte er sich mit dem vertrauten Ziehen in den Lenden lang aus.

André hat's gut. Offensichtlich hat er eine Mätresse. Das muß wundervoll sein, selbst wenn nur die Hälfte von dem stimmt, was er sagt.

Ich frage mich, ob ich mir auch eine nehmen könnte? Könnte ich einen Kontrakt kaufen? André hat gesagt, daß das viele tun und ein privates Häuschen in der Yoshiwara erwerben, das geheim und diskret bleiben kann, wenn man das will: »Es heißt, daß alle Gesandten eins besitzen. Sir William geht mit Sicherheit mindestens einmal die Woche dorthin – er denkt, niemand weiß davon, aber alle spionieren ihm nach und lachen. Nur der Holländer hat keins, der ist den Gerüchten zufolge impotent, und auch nicht der Russe, der zieht es ganz offen vor, verschiedene Häuser auszuprobieren...«

Sollte ich es riskieren, wenn ich's mir leisten könnte? Schließlich hat André mir einen ganz besonderen Grund genannt: »Wenn Sie möglichst schnell Japanisch lernen wollen, M'sieur, besorgen Sie sich ein lebendiges Wörterbuch – das ist die einzige Möglichkeit.«

Aber sein letzter Gedanke vor dem Einschlafen war: Ich möchte wissen, warum André so nett zu mir war, so redselig. Selten, daß ein Franzose einem Engländer gegenüber so offen ist. Sehr selten. Und merkwürdig, daß er kein einziges Mal Angélique erwähnt hat...

Es war kurz vor Einbruch der Dämmerung. Ori und Hiraga, wieder in ihrer schwarzen Ninja-Kleidung, die alles verbarg, kamen aus ihrem Versteck auf dem Tempelgrundstück oberhalb der Gesandtschaft und liefen lautlos hangabwärts, über die Holzbrücke in eine Gasse hinein und dann in die nächste. Hiraga lief voraus. Ein Hund, der sie sah, knurrte, lief ihnen in den Weg und starb. Der kurze, kräftige Hieb, den Hiraga mit seinem Schwert austeilte, kam blitzschnell, dann eilte er mit blanker Klinge weiter, immer tiefer in die Stadt hinein. Ori folgte ihm vorsichtig. Beide Männer waren kampfkraftig, nur daß heute Oris Wunde wieder zu schwären be-

gonnen hatte.

An einer geschützten Ecke machte Hiraga halt. »Hier ist es sicher, Ori!« flüsterte er.

Schnell schlüpften die beiden Männer aus ihrer Ninja-Kleidung und stopften sie in einen weichen Sack, den Hiraga sich auf den Rücken gehängt hatte; nun trugen sie unauffällige Kimonos. Mit größter Gründlichkeit säuberte Hiraga sein Schwert mit einem Stück Seide, wie es alle Schwertkämpfer bei sich trugen, um ihre Klingen zu schonen; dann schob er es in die Scheide. »Fertig?«

»Ja.«

Wieder führte er den anderen sicheren Fußes in das Gewirr der Gäßchen hinein, blieb in Deckung, wo er konnte, zögerte vor jeder offenen Strecke, bis er sich überzeugt hatte, daß sie in Sicherheit waren, niemanden sahen, niemandem begegneten, und eilte dann weiter, in Richtung auf ihr sicheres Haus.

Sie hatten die Gesandtschaft seit dem frühen Morgen beobachtet; nachdem die Bonzen – die Buddhistenpriester – sich vergewissert hatten, daß es sich bei den beiden Männern nicht um Diebe handelte, und nachdem Hiraga sich und ihre Absicht identifiziert hatte – die Gai-Jin auszuspionieren –, gaben sie vor, sie nicht zu bemerken. Alle Bonzen waren fanatisch fremdenfeindlich und gegen alle Gai-Jin, ein Wort, das in ihren Ohren ein Synonym für Jesuiten war, die sie immer noch als ihre am meisten verhaßten und gefürchteten Feinde betrachteten. »Ah, Shishi seid ihr, dann seid ihr uns willkommen«, hatte der alte Mönch gesagt. »Wir haben niemals vergessen, daß sie uns ruiniert haben und daß die Toranaga-Shōgun unser Verderben waren.«

Von der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts bis Anfang des sechzehnten hatten nur die Portugiesen den Weg nach Japan gekannt. Ein päpstliches Edikt hatte ihnen außerdem die Alleinherrschaft

über die Inseln und den portugiesischen Jesuiten das alleinige Recht zum Missionieren zugesichert. Innerhalb weniger Jahre hatten sie so viele Daimyos und daher auch ihre Vasallen zum Katholizismus bekehrt, daß Diktator Goroda sie als Vorwand benutzte, Tausende von militanten buddhistischen Mönchen abzuschlachten, die seine gefährlichsten Gegner waren.

Nakamura, der *taikō*, der seine Macht erbte, hatte weiterhin Bonzen gegen Jesuiten ausgespielt. Dann kam Toranaga.

Toranaga, zwar allen Religionen, nicht aber dem Einfluß der Fremden gegenüber tolerant, mußte feststellen, daß alle konvertierten Daimyos ursprünglich bei Sekigahara gegen ihn gekämpft hatten. Drei Jahre später wurde er Shōgun, und zwei Jahre danach trat er zugunsten seines Sohnes Sudara zurück, während er selbst die tatsächliche Macht in der Hand behielt – ein altetablierter japanischer Brauch.

Im Verlauf seines Lebens legte er den Jesuiten und Buddhisten Zügel an und eliminierte oder neutralisierte die katholischen Daimyos. Sein Sohn, Shōgun Sudara, zog die Zügel straffer an, und dessen Sohn, Shōgun Hironaga, vervollständigte diesen Plan, der im Vermächtnis eingehend niedergelegt worden war, und verbot das Christentum in Japan bei Todesstrafe. Im Jahre 1638 zerstörte er die letzte christliche Bastion in Shimabara bei Nagasaki, wo sich einige tausend Ronin und dreißigtausend Bauern mit ihren Familien gegen ihn erhoben hatten. Jene, die sich weigerten zu widerrufen, wurden gekreuzigt oder als gemeine Verbrecher auf der Stelle dem Schwert überantwortet. Alle, bis auf eine Handvoll, weigerten sich. Dann richtete er seine Aufmerksamkeit auf die Buddhisten. Innerhalb weniger Tage nahm er voller Genugtuung all ihre Ländereien als Geschenk entgegen und legte sie damit an die Kette.

»Herzlich willkommen, Hiraga-san, Ori-san«, hatte der alte Mönch noch einmal gesagt. »Wir hier sind für die Shishi, für *son-no-joi* und gegen das Shōgunat. Ihr könnt kommen und gehen, wie

ihr wollt. Wenn ihr Hilfe braucht, gebt uns Bescheid.«

»Dann beobachtet die Anzahl der Soldaten, ihr Kommen und Gehen, welche Räume bewohnt sind und von wem.«

Die beiden jungen Männer hatten den ganzen Tag gewartet und beobachtet. Als der Abend dämmerte, legten sie ihre Ninja-Kleidung an. Zweimal wagte sich Hiraga näher an die Gesandtschaft heran, einmal kletterte er versuchsweise über den Zaun, um zu rekonoszieren, kehrte jedoch, als ein Posten fast auf ihn getreten wäre, sehr schnell und doch ungesehen zurück.

»Bei Nacht werden wir da nie reinkommen, Ori«, flüsterte er. »Und bei Tag erst recht nicht. Viel zu viele Soldaten.«

»Was glaubst du, wie lange werden sie bleiben?«

Hiraga lächelte. »Bis wir sie vertreiben.«

Inzwischen hatten sie fast ihr sicheres Haus erreicht, eine Herberge im Osten der Burg. Der Morgen dämmerte, der Himmel wurde heller. Die Straße vor ihnen lag verlassen. Die Brücke ebenfalls. Selbstsicher lief Hiraga darauf zu, nur um sich sofort wieder zu bremsen. Eine zehn Mann starke Bakufu-Patrouille kam aus dem Schatten heraus. Sofort nahmen beide Parteien, Hand am Schwertgriff, Abwehrstellung ein.

»Tretet vor und zeigt mir eure Ausweispapiere«, rief der ranghöchste Samurai.

»Und wer sind Sie, daß Sie das verlangen?« zischte Hiraga.

»Ihr seht unsere Abzeichen«, erwiderte der Mann zornig und trat auf die Holzbohlen der Brücke. Seine Männer verteilten sich hinter ihm. »Wir sind Krieger aus Mori, Neuntes Regiment, Leibwache des Shōgun. Weist euch aus.«

»Wir haben das feindliche Lager ausgekundschaftet. Laßt uns vorbei.«

»Ihr seht eher wie Diebe aus. Was ist in dem Sack da auf deinem Rücken, eh? Ausweise!«

Oris Schulter schmerzte. Er hatte die bedrohliche Verfärbung

gesehen, sie und die Schmerzen aber vor Hiraga verborgen. Sein Kopf pochte, aber er wußte sofort, daß er nichts zu verlieren, sondern einen bewundernswerten Tod zu gewinnen hatte.

»*Sonno-joi!*« brüllte er unvermittelt und stürzte sich auf den Samurai auf der Brücke. Die anderen wichen zurück, um Platz zu machen, als Ori mit aller Gewalt zuschlug, sich aufrichtete, als der Schlag abgewehrt wurde, dann abermals angriff, und diesmal traf der Schlag ins Schwarze. Der Mann starb im Stehen, dann brach er zusammen. Sofort nahm Ori einen anderen Mann aufs Korn, der zurückwich, und einen dritten, der ebenfalls zurückwich. Der Kreis der Männer begann sich zu lockern.

»*Sonno-joi!*« rief Hiraga und eilte an Oris Seite. Gemeinsam stellten sie sich dem Kampf.

»Weist euch aus!« forderte ein junger Krieger unbeeindruckt. »Ich bin Hiro Watanabe und will weder töten noch von einem unbekannten Krieger getötet werden.«

»Ich bin ein Shishi aus Satsuma!« sagte Ori stolz und nannte, wie es bei ihnen üblich war, einen Decknamen. »Riyama Takagaki.«

»Und ich bin aus Choshu, mein Name ist Shodan Moto! *Sonno-joi*«, rief Hiraga und stürzte sich auf Watanabe, der ihm, genau wie die anderen neben ihm, ohne eine Spur von Angst auswich.

»Ich habe noch nie von euch gehört«, zischte Watanabe durch die Zähne. »Ihr seid keine Shishi – ihr seid Abschaum.« Sein Ausfall wurde abgewehrt. Hiraga, ein Schwertkämpfer, benutzte die Kraft und das Tempo seines Angreifers, um ihn auf dem falschen Fuß zu erwischen, trat zur Seite, schlitzte unter dem gegnerischen Schwert hindurch die ungeschützte Flanke des Mannes auf, wich zurück, durchschnitt mit einer einzigen Bewegung den Hals des Mannes, enthauptete ihn, während er zu Boden fiel, und nahm wieder perfekte Angriffsstellung ein.

Das Schweigen war tief. »Bei wem hast du gelernt?« wollte jemand wissen.

»Einer meiner Sensei war Toko Fujita«, antwortete Hiraga, mit jeder Faser seines Körpers auf das nächste Töten vorbereitet.

»Eeee!« zischte der Atem aus dem Mund des Mannes. Das war einer von Mitos hochverehrten Schwertmeistern, umgekommen '55 bei dem Erdbeben von Edo, das einhunderttausend Opfer gefordert hatte.

»Es sind Shishi, und Männer von Mito töten keine Shishi, ihre eigenen Leute«, sagte einer der Männer leise. »*Sonno-jo!*«

Argwöhnisch, der anderen nicht ganz sicher und das Schwert noch kampfbereit, trat der Mann einen Schritt zur Seite. Die anderen sahen ihn und dann einander an. Ihm gegenüber trat ein anderer Mann zurück. Nun gab es eine einladende, schmale Gasse zwischen ihnen, während die Schwerter allerdings noch gezogen waren.

Hiraga blieb kampfbereit, erwartete einen Trick, doch Ori nickte; sein Schmerz war vergessen, Sieg oder Tod, es war ihm gleich. Gemächlich säuberte er seine Klinge und steckte sie in die Scheide. Höflich verneigte er sich vor den beiden Toten, dann schritt er, weder rechts noch links, noch zurück blickend, durch die schmale Gasse.

Gleich darauf folgte ihm auch Hiraga. Ebenso langsam. Bis sie um die Ecke gebogen waren. Dann nahmen sie beide die Beine in die Hand und machten erst halt, als sie in sicherer Entfernung waren.

## 10

Die fünf Bakufu-Repräsentanten wurden, angeführt von Samurai mit Bannern, die ihre offiziellen Embleme trugen, und umge-

ben von Leibwachen, in ihren Sänften gemächlich in den Vorhof der Gesandtschaft getragen. Sie kamen eine Stunde zu spät. Sir William stand auf der obersten Stufe der breiten Treppe, die zu dem beeindruckenden Portal emporführte. Neben ihm der französische, der russische und der preußische Gesandte mit ihren Adjutanten, Phillip Tyrer und andere Mitglieder des Gesandtschaftspersonals sowie eine Highlander-Ehrengarde zusammen mit einigen französischen Soldaten, die Seratard ausdrücklich verlangt hatte. Admiral Ketterer und der General waren als Reserve an Bord geblieben.

Die Japaner verneigten sich höflich, Sir William und die anderen lüfteten den Hut. Feierlich geleiteten sie die Japaner in den großen Audienzsaal und suchten dabei ihre Belustigung über deren exotische Kostümierung zu verbergen: kleine, schwarzlackierte Hüte, die quer auf den kahlsierten Schädeln saßen und kunstvoll unter dem Kinn verknotet waren, breitschultrige Übermäntel, bunte, traditionelle Seidenkimonos, voluminöse Pantalons, Riemensandalen und zwischen den Zehen geteilte Schuhsocken – *tabe* –, Fächer und die unvermeidlichen beiden Schwerter im Gürtel. »Diese Hüte sind nicht mal groß genug zum Reinpissen«, stellte der Russe fest.

Sir William saß mit den Gesandten in der Mitte einer Reihe von Stühlen, Phillip Tyrer an einem Ende. Die Bakufu nahmen die gegenüberliegende Stuhlreihe ein, die Dolmetscher hockten auf Kissen dazwischen. Nach einer längeren Diskussion einigten sie sich auf jeweils fünf Wachen, die hinter ihren Herren standen und einander argwöhnisch begutachteten.

Dem strengen Protokoll gemäß stellten sich die Gegner selbst vor. Toranaga Yoshi kam als letzter: »Tomo Watanabe, unterer Beamter zweiter Klasse«, sagte er mit vorgetäuschter Bescheidenheit und nahm den untersten Platz am Ende der Reihe ein. Auch seine Kleidung war weniger prächtig als die der anderen, die, genau wie alle Wachen, unter Androhung strenger Strafe den Befehl erhalten hatten, ihn hier als den unbedeutendsten der fünf Beamten zu be-



handeln.

Mit einem seltsamen Gefühl nahm er Platz. Wie häßlich diese Feinde doch sind, dachte er, wie albern und lächerlich mit ihren hohen Hüten, den exotischen Stiefeln und den schweren schwarzen Kleidern – kein Wunder, daß sie stinken!

Sir William begann sehr behutsam und mit schlichten Worten: »Ein Engländer wurde von Satsuma-Samurai ermordet...«

Um fünf Uhr waren die Europäer mit ihren Nerven fast am Ende, die Japaner dagegen noch immer höflich, lächelnd, nach außen hin unerschütterlich. In immer wieder anderer Form behauptete ihr Sprecher, daß... Verzeihung, Satsuma nicht in ihre Zuständigkeit falle, sie nichts über die Mörder wüßten und auch keine Möglichkeit hätten, sie zu suchen, daß es in der Tat eine bedauerliche Angelegenheit sei, sie aber nicht wüßten, wie man eine Entschädigung erzielen könne, daß unter bestimmten Umständen in der Tat um Entschädigung nachgesucht werden könne, daß aber der Shōgun nicht zu erreichen sei, daß der Shōgun bei seiner Rückkehr in der Tat gern eine Audienz gewähren werde, aber nicht in der voraussehbaren Zukunft, daß sie in der Tat sofort ein genaues Datum erbiten würden, aber nicht in diesem Monat, weil sein gegenwärtiger Aufenthaltsort nicht genau bekannt sei, daß es in der Tat so bald wie möglich sein werde, die nächste Verhandlung und überhaupt alle Verhandlungen aber nicht in Edo stattfinden könnten, in Kanagawa ja, aber Verzeihung, nicht in diesem Monat, vielleicht im nächsten, aber Verzeihung, wir sind nicht befugt...

Jeder Punkt mußte vom Englischen über das Holländische ins japanische übersetzt, dann von ihnen ausgiebig diskutiert werden, damit die Antwort anschließend peinlich genau wieder ins Holländische und Englische übersetzt werden konnte – mitsamt der unvermeidlichen Moralpredigt und überaus höflich vorgetragenen Bitten um Erklärung auch für die belanglosesten Fragen.

Yoshi fand das ganze Verfahren höchst interessant, denn bisher

hatte er Gai-Jin noch nie in größerer Zahl gesehen oder an Verhandlungen teilgenommen, bei denen Unebenbürtige erstaunlicherweise über Verfahrensweisen diskutierten, statt zuzuhören und zu gehorchen.

Drei der anderen vier waren echte, wenn auch unwichtige Baku-fu-Beamte. Alle hatten, wie es beim Umgang mit Ausländern üblich war, falsche Namen benutzt. Der Hochstapler, der heimlich Englisch sprach, saß neben Yoshi. Sein Name war Misamoto. Yoshi hatte ihm befohlen, sich alles zu merken, ihm verstohlen alles mitzuteilen, was von Belang und nicht richtig übersetzt worden war, ansonsten aber den Mund zu halten. Er war ein Verbrecher, dem die Todesstrafe drohte.

Als Yoshi ihn zwei Tage zuvor holen ließ, hatte sich Misamoto zitternd vor Angst vor ihm zu Boden geworfen.

»Steh auf und setz dich da drüben hin.« Mit dem Fächer deutete Yoshi auf den Rand der Tatami-Plattform, auf der er saß. Misamoto gehorchte eilig. Er war ein kleiner Mann mit Schlitzaugen und langem, grauem Haar, dem der Schweiß übers Gesicht lief. Seine Kleidung war grob und fast völlig zerlumpt, die Hände schwielig, die Haut von der Farbe dunklen Honigs.

»Du wirst mir jetzt die Wahrheit sagen: Deine Vernehmer berichten mir, daß du Englisch sprichst?«

»Ja, Herr.«

»Du bist in Anjiro in Izu geboren und warst in dem Land, das man Amerika nennt?«

»Ja, Herr.«

»Wie lange warst du dort?«

»Fast vier Jahre, Herr.«

»Wo in Amerika?«

»San Francisco, Herr.«

»Was ist San'frensiska?«

»Eine große Stadt, Herr.«

»Nur dort?«

»Ja, Herr.«

Yoshi musterte ihn; er brauchte dringend Informationen. Wie er sah, war dieser Mann verzweifelt bemüht, ihn zufriedenzustellen, hatte zugleich aber Todesangst vor ihm und vor den Wachen, die ihn hereingestoßen und seinen Kopf auf den Boden gedrückt hatten. Also beschloß er, etwas anderes zu versuchen. Er entließ die Wachen, erhob sich, ging zum Fenster und blickte auf die Stadt hinaus. »Erzähl mir mit deinen eigenen Worten, was geschehen ist – aber schnell!«

»Ich lebte als Fischer im Dorf Anjiro in Izu, Herr, wo ich vor dreiunddreißig Jahren geboren wurde, Herr«, begann Misamoto hastig seine Geschichte, die er offenbar schon hundertmal erzählt hatte. »Vor neun Jahren ging ich mit sechs anderen in meinem Boot einige *ri* vor der Küste fischen, doch wir gerieten unversehens in einen Sturm, der sehr schnell zu einem großen Unwetter anwuchs, und wurden dreißig Tage lang oder mehr nach Osten aufs große Meer hinausgetrieben, Hunderte von *ri* weit, vielleicht sogar tausend, Sire. Während dieser Zeit wurden drei meiner Freunde über Bord gespült. Dann wurde die See ruhig, aber unsere Segel waren zerfetzt, und wir hatten weder Essen noch Wasser. Wir versuchten alle drei zu angeln, fingen aber nichts und hatten kein Wasser... Einer von uns wurde wahnsinnig, sprang ins Wasser, versuchte auf eine Insel zuzuschwimmen, die er zu sehen glaubte, und ertrank kurz darauf. Wir sahen weder Land noch Schiff, nur Wasser. Dann, eines Tages, glaubte ich, schon tot zu sein, denn ich sah dieses seltsame Schiff, das ohne Segel fuhr und zu brennen schien, aber es war nur ein amerikanischer Schaufelraddampfer, der von Hongkong nach San Francisco fuhr. Sie retteten mich, gaben mir zu essen und behandelten mich wie einen der Ihren – ich war wie erstarrt vor Angst, Herr, aber sie teilten ihr Essen mit mir, gaben mir zu trinken und Kleider...«

»Dieses amerikanische Schiff hat dich zu diesem San-Ort gebracht? Was geschah dann?«

Misamoto berichtete, daß er bei einem Bruder des Schiffskapitäns untergebracht wurde, einem Händler für Schiffszubehör, um die Sprache zu lernen und als Handlanger zu arbeiten, bis die Behörden entschieden, was mit ihm geschehen sollte. Etwa drei Jahre lang lebte er bei dieser Familie und arbeitete dort im Laden wie auch im Hafen. Eines Tages wurde er vor einen wichtigen Beamten namens Natow gebracht, der ihn eingehend befragte und ihm dann mitteilte, er werde mit dem Kriegsschiff *Missouri* nach Shimoda geschickt, wo er dem Gesandten Townsend Harris als Dolmetscher dienen solle, der sich bereits in Japan befinde, um über einen Vertrag zu verhandeln. Inzwischen trug er westliche Kleidung und hatte sich einiges von der westlichen Lebensart angeeignet.

»Ich habe mit Freuden akzeptiert, Sire, weil ich überzeugt war, hier helfen zu können, vor allem den Bakufu helfen zu können. Am neunten Tag des achten Monats des Jahres 1857 nach ihrer Zeitrechnung, vor fünf Jahren, Sire, drehten wir vor Shimoda in Izu bei; mein Heimatdorf liegt nicht sehr weit nördlich, Sire. Als ich an Land ging, erbat ich Erlaubnis, mich für einen Tag entfernen zu dürfen, und machte mich sofort auf, Herr, um mich im nächsten Wachhaus zu melden und den nächsten Bakufu-Beamten aufzusuchen, denn ich war überzeugt, man werde mich wegen der Kenntnisse, die ich erworben hatte, willkommen heißen... Aber die Schlagbaumwachen wollten nicht...« Misamotos Gesicht verzerrte sich vor Kummer. »Aber sie wollten mir nicht zuhören, Sire, oder begreifen... Sie fesselten mich und schlepten mich nach Edo... das war vor ungefähr fünf Jahren, Herr, und seitdem werde ich wie ein Verbrecher behandelt und eingesperrt, wenn auch nicht im Gefängnis, und immer wieder erkläre und erkläre ich, daß ich kein Spion bin, sondern ein loyaler Mann aus Izu, und was mir zugestoßen ist...«

Voll Abscheu sah Yoshi, daß dem Mann die Tränen übers Gesicht liefen. Er schnitt dem Jammernden das Wort ab. »Hör auf! Ist dir bekannt, daß es gesetzlich verboten ist, Nippon ohne Erlaubnis zu verlassen?«

»Ja, Herr, aber ich dachte...«

»Und ist dir bekannt, daß es dem Gesetzesbrecher, wer er oder sie auch sein mag, im Rahmen desselben Gesetzes bei Todesstrafe verboten ist zurückzukehren?«

»O ja, Sire, ja, ja, das wußte ich, aber ich dachte, daß das nicht auf mich zutrifft, Sire, ich dachte, man würde mich willkommen heißen und zu schätzen wissen, und außerdem war ich ja auch aufs Meer hinausgetrieben worden. Es war der Sturm, der...«

»Gesetz ist Gesetz. Und dieses Gesetz ist ein gutes Gesetz. Es verhindert Seuchen und Ansteckung. Bist du der Meinung, daß man dich ungerecht behandelt hat?«

»Oh, aber nein, Herr!« versicherte Misamoto hastig, wischte sich die Tränen ab und senkte mit sogar noch größerer Angst den Kopf bis auf die Tatami. »Bitte, entschuldigen Sie, ich erflehe Ihre Verzeihung, bitte, entschuldigen...«

»Beantworte meine Fragen. Wie gut ist dein Englisch?«

»Ich... Ich verstehe und spreche amerikanisches Englisch, Sire.«

»Ist das dasselbe, was die Gai-Jin hier sprechen?«

»Ja, Sire, mehr oder weniger...«

»Als du kamst, um diesen Amerikaner Harris aufzusuchen – warst du da glattrasiert oder unrasiert?«

»Unrasiert, Sire, ich trug einen gestutzten Bart, wie die meisten Seeleute, Sire, und hatte mir die Haare wachsen lassen wie sie, zu einem Zopf geflochten und mit Teer verknötet.«

»Wen hast du außer diesem Gai-Jin Harris kennengelernt?«

»Nur ihn, Sire, nur für eine Stunde oder so, und einen aus seinem Stab, an den Namen kann ich mich nicht erinnern.«

Wieder erwog Yoshi die Gefahren seines Planes: ohne Zustim-

mung des Rates verkleidet an den Verhandlungen teilzunehmen und diesen Mann als Spion zu benutzen, um den Feind insgeheim zu belauschen. Vielleicht ist Misamoto ja jetzt schon ein Spion – für die Gai-Jin, dachte er grimmig: seine Vernehmer sind davon überzeugt. Mit Sicherheit ist er ein Lügner, seine Geschichte ist viel zu glatt, sein Blick zu verschlagen, und wenn er sich unbeobachtet fühlt, gleicht er einem Fuchs.

»Nun gut. Später möchte ich alles erfahren, was du gelernt hast, alles und... Kannst du lesen und schreiben?«

»Ja, Herr, aber auf Englisch nur ein wenig.«

»Gut. Ich habe Verwendung für dich. Wenn du mir gehorchst und mich zufriedenstellst, werde ich deinen Fall überdenken. Wenn du versagst, und sei es auch nur im geringsten Maße, wirst du dir wünschen, du hättest es nicht getan.«

Also erklärte er ihm, was er wollte, teilte ihm Lehrer zu, und als die Wachen Misamoto gestern vorführten, sauber rasiert, das Haar wie ein Samurai frisiert und in der Kleidung eines Beamten mit zwei Schwertern, obwohl sie blind waren und ohne Klingen, hatte er ihn nicht wiedererkannt. »Gut. Geh auf und ab.«

Als Misamoto gehorchte, war Yoshi tief beeindruckt davon, wie schnell dieser Mann anstelle der korrekten, normalen, unterwürfigen Haltung des Fischers die stolze, aufrechte Haltung gelernt hatte, die ihm von seinem Lehrer gezeigt worden war. Zu schnell, dachte er, nunmehr überzeugt, daß Misamoto mehr – oder weniger – war, als er andere glauben machen wollte.

»Hast du genau verstanden, was deine Aufgabe ist?«

»Ja, Herr. Ich schwöre, daß ich Sie nicht enttäuschen werde, Sire.«

»Das weiß ich. Meine Wachen haben Befehl, dich sofort zu töten, wenn du von meiner Seite weichst oder ungeschickt wirst – oder... unbesonnen.«

»Wir machen eine Pause von zehn Minuten«, sagte Sir William erschöpft. »Teilen Sie ihnen das mit, Johann.«

»Sie wollen wissen, warum.« Johann Favrod, der Schweizer Dolmetscher, gähnte. »*Pardon*. Sie sind offenbar der Meinung, daß alle Punkte besprochen wurden etc. etc., sie werden Ihre Nachricht weiterleiten etc. etc. und sich in sechzig Tagen, wie bereits vorgeschlagen etc. etc., in Kanagawa abermals mit Ihnen treffen, um Ihnen die Antwort von ganz oben zu überbringen etc. etc.«

»Gebt mir nur einen Tag lang die Flotte, und ich werde diese *matyeryebitz* und das ganze Problem gelöst haben.«

»Durchaus«, stimmte Sir William zu, um in fließendem Russisch zu ergänzen: »Tut mir leid, mein lieber Graf, aber wir sind hier, um möglichst eine diplomatische Lösung auszuhandeln.« Dann, wieder auf Englisch: »Zeigen Sie ihnen, wo sie warten können, Johann. Gehen wir, Gentlemen?« Er stand auf, verbeugte sich steif und ging in einen Warteraum voraus. Als er an Phillip Tyrer vorbeikam, sagte er: »Sie bleiben bei ihnen. Halten Sie Augen und Ohren offen.«

Alle Gesandten nahmen Kurs auf den Nachttopf, der in der Ecke ihres Vorzimmers stand. »O mein Gott!« seufzte Sir William erleichtert. »Fast wäre meine verdammte Blase geplatzt.«

Lim kam herein, andere Diener mit großen Tablettts im Schlepptau. »Heya, Mass'er. Tee-ah, Sam'wich-ah!« Dann deutete er verächtlich mit dem Daumen auf den anderen Raum. »Alles selbe geben, Affen, heya?«

»Du solltest sie das lieber nicht hören lassen, bei Gott. Vielleicht sprechen einige von ihnen Pidgin.«

Lim starrte ihn an. »Was sagen, Mass'er?«

»Ach, macht nichts.«

Vor sich hinlachend ging Lim hinaus.

»Also, Gentlemen, wie erwartet keinerlei Fortschritt.«

Seratard steckte seine Pfeife an; André Poncin, neben ihm, war eindeutig erfreut über Sir Williams Unbehagen. »Was schlagen Sie

vor, Sir William?»

»Was würden Sie raten?»

»Es ist ein britisches Problem und nur zum Teil ein französisches. Wenn es das meine wäre, hätte ich es bereits mit französischem *élan* gemeistert – am selben Tag, an dem es entstanden ist.«

»Doch dazu, mein Herr, hätten Sie natürlich eine ebenso großartige Flotte gebraucht«, warf von Heimrich kurz und knapp ein.

»Natürlich. Wie Sie wissen, haben wir in Europa viele davon. Und wenn es der kaiserlich französischen Politik entspräche, sich hier in voller Kraft zu entfalten wie unsere britischen Verbündeten, hätten wir ein oder zwei Flotten herbeordert.«

»Tja, nun...« Sir William war müde. »Es ist also abgemacht, daß Sie alle der Meinung sind, man müßte hart mit ihnen umspringen, ja?»

»Hart und unnachgiebig«, betonte Graf Sergejew.

»Ja.«

»Selbstverständlich«, bestätigte Seratard. »Ich dachte, das hätten Sie bereits geplant, Sir William.«

Der Gesandte kaute ein Sandwich und trank seinen Tee. »Nun gut. Ich werde die Verhandlungen jetzt beenden und auf morgen vormittag um zehn vertagen – mit einem Ultimatum: Eine Zusammenkunft mit dem Shōgun innerhalb einer Woche, die Mörder und die Entschädigung; wenn nicht... Natürlich nur, wenn Sie alle einverstanden sind.«

»Ich hätte einen Vorschlag, Sir William«, sagte Seratard. »Angenommen. Sie haben Schwierigkeiten, eine Zusammenkunft mit dem Shōgun zu arrangieren – warum schieben wir das nicht für später auf, bis wir Verstärkung erhalten haben? Und einen triftigen Grund für eine Besprechung mit ihm. Schließlich ist diese Veranstaltung eine Machtdemonstration, um eine Untat zu korrigieren, und keine imperiale Politik, weder von Ihrer noch von unserer Seite.«

»Sehr klug«, kommentierte der Preuße widerwillig.



Sir William erwog die Gründe hinter diesem Vorschlag, fand aber weder einen Fehler noch eine verborgene Gefahr. »Nun gut. Wir werden eine ›baldige Zusammenkunft‹ mit dem Shōgun verlangen. Einverstanden?«

Alle nickten. »Entschuldigen Sie, Sir William«, warf André Poncin liebenswürdig ein, »darf ich vorschlagen, daß ich den Herren Ihre Entscheidung vortrage? Wenn Sie die Sitzung eröffnen und sofort wieder beenden, wäre das doch ein Gesichtsverlust für Sie, nicht wahr?«

»Sehr klug, André«, bestätigte Seratard. Soweit die anderen wußten, war Poncin nur ein Kaufmann mit einiger Kenntnis der japanischen Bräuche und der japanischen Sprache, ein persönlicher Freund und gelegentlicher Dolmetscher. In Wirklichkeit war Poncin ein hochgeschätzter Spion, der alle britischen, deutschen und russischen Bestrebungen in Japan aufdecken und neutralisieren sollte. »Eh, Sir William?«

»Ja«, antwortete Sir William nachdenklich. »Ja, Sie haben recht, André. Vielen Dank. Ich sollte es wirklich nicht selber tun. Lim!«

Unverzüglich ging die Tür auf. »Heya, Mass'er?«

»Hol jungen Mass'er Tyrer, schnell, schnell!« Und dann, zu den anderen: »Tyrer kann das für mich besorgen. Schließlich ist es ein britisches Problem.«

Als Phillip Tyrer in den anderen Konferenzraum zurückkehrte, von dem man auf den Vorhof hinaussehen konnte, ging er so würdevoll wie möglich auf Johann zu. Die Bakufu-Beamten schenken ihm keine Beachtung, sondern redeten weiter, während Yoshi mit Misamoto – dem einzigen, der nichts sagte – ein wenig abseits stand. »Johann, überbringen Sie ihnen Sir Williams Grüße und sagen Sie ihnen, daß die heutigen unzufriedenstellenden Verhandlungen vertagt werden und sie sich morgen um zehn wieder hier einfinden

sollen – zu einem, wie er hofft, zufriedenstellenden Abschluß dieser unbegründeten Affäre: die Mörder, die Entschädigung und die Garantie für eine baldige Zusammenkunft mit dem Shōgun.«

Johann wurde blaß. »Einfach so?«

»Jawohl, genau so.« Auch Tyrer hatte das ewige Hin und Her satt, das ihn immer wieder an John Canterburys gewaltsamen Tod, Malcolm Struans schwere Verletzungen und Angéliques Angst erinnerte. »Sagen Sie's ihnen!«

Er beobachtete, wie Johann das kurzgefaßte Ultimatum in gutturalem Holländisch überbrachte. Der japanische Dolmetscher erröte und begann mit einer langatmigen Übersetzung, während Tyrer die Beamten unauffällig, aber eingehend beobachtete. Vier von ihnen hörten aufmerksam zu, der fünfte dagegen nicht, ein kleiner Mann mit engstehenden Augen und schwieligen Händen, die ihm bisher nicht aufgefallen waren – die Hände aller anderen waren gepflegt. Wieder flüsterte dieser Mann auf Watanabe, den jüngsten und ansehnlichsten Beamten, ein, wie er es den ganzen Tag schon immer wieder getan hatte.

Ich wünschte, ich könnte verstehen, was sie sagen, dachte Tyrer gereizt, entschlossen, alles zu tun, um möglichst schnell Japanisch zu lernen.

Als der geschockte und verlegene Dolmetscher innehielt, entstand tiefes Schweigen, unterbrochen nur durch scharfes Einsaugen des Atems. Die Gesichter dagegen blieben ausdruckslos. Während der Übersetzung hatte er bemerkt, daß zwei von ihnen Watanabe verstohlene Blicke zuwarfen.

Warum?

Jetzt schienen sie zu warten. Watanabe senkte den Blick, versteckte sich hinter seinem Fächer und murmelte etwas. Sofort erhob sich der Mann mit den engstehenden Augen und äußerte ein paar Worte. Erleichtert standen alle auf und gingen, ohne sich zu verneigen, schweigend hinaus. Watanabe bildete, bis auf den Dolmetscher,

den Schluß.

»Diesmal haben sie wohl endlich kapiert, Johann«, sagte Tyrer erleichtert.

»Ja. Und ganz schön verbiestert waren sie.«

»Offenbar genau, was Sir William beabsichtigte.«

Johann trocknete sich die Stirn. Er hatte braune Haare, war mittelgroß schlank und hatte ein hartes, zerfurchtes Gesicht. »Je schneller Sie Dolmetscher werden, desto besser. Es wird Zeit, daß ich zu meinen Bergen und dem Schnee zurückkehre, solange mein Kopf noch auf den Schultern sitzt. Es gibt zu viele von diesen Kretins; sie sind zu unberechenbar.«

»Als Dolmetscher nehmen Sie aber doch sicher eine privilegierte Stellung ein«, sagte Tyrer voll Unbehagen. »Der Mann, der alles zuerst erfährt.«

»Und der Überbringer schlechter Nachrichten! Und es sind allesamt schlechte Nachrichten, *mon vieux*. Sie hassen uns und können es nicht erwarten, uns endlich wieder rauszuwerfen. Ich habe einen Zweijahresvertrag mit Ihrem Foreign Office, der mit beiderseitigem Einverständnis verlängert werden kann. Dieser Vertrag läuft in zwei Monaten und drei Tagen aus, und mein Englisch geht den Bach runter.« Johann ging zum Sideboard am Fenster hinüber und trank einen großen Schluck von dem Bier, das er sich statt des Tees bestellt hatte. »Keine Verlängerung, so groß die Versuchung auch sein mag.« Unvermittelt begann er zu strahlen. »*Musume*, das ist das Problem, wenn man hier weg will.«

Tyrer lachte über seine verschmitzte Miene. »*Musume*? Ihr Mädchen?«

»Sie lernen schnell.«

Im Vorhof bestiegen die Beamten ihre Sänften. Die sechs Gärtner hatten ihre Tätigkeit eingestellt und knieten mit tief gesenktem

Kopf regungslos auf dem Boden. Misamoto, der neben Yoshi wartete, war sich ständig der Tatsache bewußt, daß er beim kleinsten Fehler nicht mehr aufrecht stehen würde, und hoffte verzweifelt, die Probe bestanden zu haben. Irgendwie werde ich mich diesem Bastard nützlich machen, dachte er auf Englisch, bis ich wieder ein amerikanisches Schiff besteigen und dem Kapitän schildern kann, wie ich durch dieses widerliche Gesindel aus Harris' Stab entführt wurde...

Er blickte auf und erstarrte. Yoshi beobachtete ihn aufmerksam. »Herr?«

»Woran hast du gerade gedacht?«

»Daß ich hoffe, von Nutzen gewesen zu sein, Sire. Ich... Achtung, hinter Ihnen, Sire!« flüsterte er.

André Poncin kam die Treppe herunter direkt auf Yoshi zu. Sofort bildeten seine Wachen einen undurchdringlichen Kordon um ihn. Furchtlos grüßte Poncin mit einer höflichen Verbeugung und sagte in annehmbarem, wenn auch stockendem Japanisch: »Entschuldigen bitte, Herr, dürfte ich Nachricht von meinem Master, französisch Oberherr, überbringen?«

»Was für eine Nachricht?«

»Er sagen, Sie bitte vielleicht sehen Inneres von Dampfschiff, Maschine, Kanonen. Bittet demütig, Sie und Beamte einladen.« Poncin wartete, entdeckte aber keinerlei Reaktion, nur einen herrischen Wink mit dem Fächer, offenbar ein Zeichen, daß er sich entfernen solle. »Vielen Dank, Herr, bitte entschuldigen.« Fest überzeugt, recht gehabt zu haben, ging er davon. Auf der ersten Stufe entdeckte er, daß Tyrer ihn vom Fenster des Audienzimmers aus beobachtete, unterdrückte einen Fluch und winkte. Tyrer winkte zurück.

Als die letzten Samurai den Vorhof verließen, nahmen die Gärtner vorsichtig die Arbeit wieder auf. Einer von ihnen schulterte den Spaten und hinkte davon. Hiraga, ein schmutziges, altes Tuch um

den Kopf gewickelt und in einem zerlumpten, dreckigen Kimono, freute sich über den Erfolg seiner Spionage. Jetzt wußte er, wie, wann und wo der Überfall morgen stattfinden mußte.

Wieder in Sicherheit seiner Sänfte auf dem Rückweg zur Burg – mit Misamoto, der auf seinen Befehl ihm gegenüber am anderen Ende saß –, ließ Yoshi seine Gedanken wandern. Er wunderte sich noch immer über die unhöfliche Verabschiedung, war aber nicht wütend wie die anderen, sondern geduldig: Die Rache wird in einer Form erfolgen, die ich selbst wähle.

Eine Einladung, die Maschinen eines Kriegsschiffs zu besichtigen und einen Rundgang zu machen? Eeee, eine Chance, die nicht ungenutzt bleiben darf. Gefährlich, aber ich werde es wagen. Sein Blick richtete sich auf Misamoto, der durch einen Schlitz in den Vorhängen hinausblickte. Bisher ist der Gefangene Misamoto tatsächlich nützlich gewesen. Dumm von den Dolmetschern, nicht präzise zu übersetzen. Dumm von den Russen, uns zu drohen. Dumm von ihnen, so unhöflich zu sein. Dumm von dem chinesischen Diener, uns als Affen zu bezeichnen. Sehr dumm. Nun, ich werde mich um sie alle kümmern, um einige früher als um die anderen.

Aber was ist mit den Führern und ihrer Flotte?

»Misamoto, ich habe beschlossen, dich nicht ins Wachhaus zurückzuschicken. Zwanzig Tage lang wirst du bei meinen Gefolgsleuten untergebracht werden und lernen, dich wie ein Samurai zu verhalten.«

Schon hatte Misamoto den Kopf bis auf den Boden der Sänfte gebeugt. »Vielen Dank, Herr.«

»Wenn du mich zufriedenstellst. Also: Was wird morgen geschehen?«

Misamoto zögerte; er war starr vor Angst. Die oberste Überle-

bensregel lautete, einem Samurai niemals schlechte Nachrichten zu bringen, nichts zu sagen, nichts freiwillig zu berichten und, falls gezwungen, allen nur das zu sagen, was sie vermutlich hören wollten. Hier war es anders.

Die Antwort liegt auf der Hand, hätte er gern gerufen und fiel wieder in seine Gewohnheit zurück, auf Englisch zu denken, das einzige, was ihn während der Jahre der Haft bei Verstand gehalten hatte. Wenn du wüßtest, wie sie in der Familie, bei der ich war, miteinander umgehen, wie sie mich behandelt haben, als Dienstboten, gewiß, aber dennoch wie einen Mann, besser, als ich es mir je erträumt hätte; daß jeder Mann aufrecht gehen und ein Messer oder eine Schußwaffe tragen kann, bis auf die meisten schwarzen Männer; wie ungeduldig sie darauf bedacht sind, ein Problem möglichst schnell zu lösen, um sogleich das nächste in Angriff zu nehmen – falls nötig, mit der Faust, dem Revolver oder einer Kanonade; daß nach ihrem Gesetz fast alle gleichberechtigt sind und daß es keine stinkenden Daimyos oder Samurais gibt, die jeden umbringen können, wenn sie Lust dazu haben...

Yoshi, der seine Gedanken erriet, sagte leise: »Wenn dir dein Leben lieb ist, antworte mir wahrheitsgemäß – immer!«

»Selbstverständlich, Herr. Immer.« Starr vor Angst gehorchte Misamoto. »Entschuldigung, Herr, aber wenn sie nicht kriegen, was sie wollen, werden sie, glaube ich... werden sie Edo in Schutt und Asche legen.«

Ich stimme dir zu, aber nur, wenn wir dumm sind, dachte Yoshi. »Schaffen sie das, mit ihren Kanonen?«

»Ja, Herr. Nicht die Burg, aber die Stadt würde beschossen werden.«

Und das wäre eine törichte Verschwendung von Toranaga-Ressourcen, dachte Yoshi. Wenn wir wie gewohnt versorgt werden wollen, würden wir sie alle ersetzen müssen, Bauern, Handwerker, Kurtisanen und Kaufleute. »Wie also würdest du ihnen ein bißchen

Suppe, aber keinen Fisch geben?»

»Bitte, entschuldigen Sie, ich weiß es nicht, Herr. Ich weiß es nicht.«

»Dann denk nach. Und gib mir deine Antwort bei Tagesanbruch.«

»Aber... Jawohl, Herr.«

Yoshi lehnte sich in die Seidenkissen zurück und konzentrierte sich auf die gestrige Besprechung mit den Ältesten. Da Anjo den Befehl, die Burg zu räumen, schließlich hatte zurückziehen müssen, weil ein Befehl ohne eindeutige Mehrheit ungültig war, hatte er, als offizieller Vormund, die Abreise des Shōgun untersagt.

Ich habe gewonnen, dieses Mal, aber nur, weil Toyama, dieser starrköpfige, alte Narr, darauf bestanden hat, für seinen irrwitzigen Angriffsplan und damit weder für noch gegen mich zu stimmen. Anjo hat recht: Die anderen beiden stimmen gewöhnlich mit ihm und gegen mich. Nicht aus bestimmten Gründen, sondern weil ich der bin, der ich bin – der Toranaga, der anstelle dieses idiotischen Bengels Shōgun sein mußte.

Weil Yoshi sich in der Sänfte sicher fühlte und bis auf Misamoto – der niemals erraten würde, was er wirklich dachte – allein war, ließ er zu, daß seine Gedanken sich auf das Thema Nobusada richteten, so geheim, so schwer zu fassen, so gefährlich und permanent.

Was tun mit ihm?

Ich kann ihn nicht mehr lange zügeln. Er ist infantil und nunmehr in den gefährlichsten Klauen von allen, in denen der Prinzessin Yazu: Spionin des Kaisers und fanatisch gegen das Shōgunat, das ihre Verlobung mit dem geliebten Spielkameraden ihrer Kinderzeit aufgelöst hatte, einem hübschen und äußerst adäquaten Prinzen; gegen das Shōgunat, das sie ins ständige Exil gezwungen hatte, fern von Kyōto, ihrer Familie und all ihren Freunden; und in die Ehe mit einem Schwächling, dessen Erektion so schlaff ist wie ein Banner im Sommer und der möglicherweise niemals Kinder zeugen

kann.

Jetzt hat sie sich diesen Staatsbesuch in Kyōto ausgedacht, um vor dem Kaiser Kotau zu machen, ein Meisterstreich, der das labile Gleichgewicht der letzten Jahrhunderte zerstören wird.

Eine Konsultation wird zur nächsten führen, dachte Yoshi, und dann wird der Kaiser herrschen und nicht wir. Das wird Nobusada niemals einsehen; seine Augen sind durch ihre Ränke verblendet.

Was ist zu tun?

Wieder einmal schlugen Yoshis Gedanken den längst ausgetretenen, aber streng geheimgehaltenen Pfad ein: Er ist mein rechtmäßiger Lehnsherr. Wenn ich nicht mein eigenes Leben wegwerfen will, und das will ich momentan nicht, kann ich ihn nicht direkt umbringen; er wird zu gut bewacht. Andere Mittel? Gift. Aber dann würde man mich zu Recht verdächtigen, und selbst wenn ich den Wachen, die mich umgeben, entkommen könnte – ich bin ebenso ein Gefangener wie Misamoto –, würde das Land in einen endlosen Bürgerkrieg gestürzt werden, dessen einzige Gewinner die Gai-Jin sind, und ich hätte, schlimmer noch, den Treueeid gebrochen, den ich dem Shōgun, wer immer er ist, und dem Vermächtnis geschworen habe.

Ich muß an meiner Stelle andere ihn töten lassen. Die Shishi? Ich könnte ihnen helfen, aber den Feinden zu helfen, die meine eigene Vernichtung planen, wäre gefährlich. Eine einzige Möglichkeit bleibt: die Götter.

Er gestattete sich ein Lächeln. »Glück und Unglück«, schrieb Shōgun Toranaga, »sollte man dem Himmel und dem Naturgesetz überlassen – man kann sie nicht durch Gebete oder listige Pläne herbeizwingen.«

Hab Geduld, hörte er Toranaga sagen. Hab Geduld.

O ja, das werde ich.

Yoshi dachte wieder an den Rat. Was soll ich ihnen sagen? Inzwischen werden sie natürlich wissen, daß ich die Gai-Jin getroffen ha-



be. In Zukunft werde ich auf einer unabdingbaren Regel bestehen: Wir dürfen nur intelligente Männer zu diesen Verhandlungen schicken. Was noch? Mit Sicherheit einiges über ihre Soldaten, hünenhaft, mit ihren scharlachroten Uniformen, und kurzen Röcken, den riesigen Federhüten, jeder Mann mit einem Hinterlader bewaffnet, der blitzblank geputzt ist und so sorgsam gepflegt wird wie unsere Klingen.

Soll ich ihnen erzählen, daß diese Feinde Toren sind, die keine Finesse haben und durch ihre Ungeduld und ihren Haß gesteuert werden können? Misamoto hat mir genug erzählt, um daraus zu schließen, daß sie genauso zerstritten und haßerfüllt sind wie unsere Daimyos. Nein, das werde ich für mich behalten. Aber daß unsere Abordnung morgen versagen wird, wenn sie nicht eine Verzögerung erfinden, die die Gai-Jin mit Freuden hinnehmen, das werde ich ihnen erzählen. Was könnte das sein?

»Dieser Botschafter, Misamoto«, erkundigte er sich lässig, »der hochgewachsene Mann mit der großen Nase, warum hat er wie eine Frau gesprochen, Frauenworte benutzt? War er ein Halbmännchen-Halbfrau?«

»Ich weiß es nicht, Sire. Vielleicht war er das, sie haben viele davon an Bord ihrer Schiffe, Sire, obwohl sie es verbergen.«

»Warum?«

»Ich weiß es nicht, Sire, es ist schwer, sie zu verstehen. Sie reden nicht so offen wie wir über den Beischlaf, über die beste Position, oder ob ein Junge besser ist als eine Frau. Aber über das Sprechen wie eine Frau: In ihrer Sprache sprechen Männer und Frauen alle gleich, ich meine, sie benutzen dieselben Wörter, Sire, anders als wir in Japan. Die paar Matrosen, die ich kennengelernt habe und die einige Worte von unserer Sprache verstanden, Männer, die in Nagasaki waren, sprechen genauso wie die Großnase, weil sie immer nur mit den Huren gesprochen und unsere Wörter von den Huren gelernt haben. Sie wissen nicht, daß unsere Frauen anders sprechen

als wir, als die Männer, Sire, andere Wörter benutzen, wie es sich für zivilisierte Menschen gehört.«

Yoshi verbarg seine plötzliche Erregung. Unsere Huren sind ihr einziger, wahrer Kontakt, dachte er. Und sie haben natürlich alle Huren. Also wäre es eine Möglichkeit, sie durch ihre Huren, weiblich oder männlich, zu beherrschen und möglicherweise anzugreifen.

»Ich werde der Flotte nicht befehlen, Edo zu beschießen, nicht ohne offiziellen schriftlichen Befehl der Admiralität oder des Foreign Office«, sagte der Admiral, hochrot im Gesicht. »Meine Anweisungen lauten, genau wie die Ihren, wohlüberlegt vorzugehen. Wir befinden uns NICHT auf einer Strafexpedition.«

»Mann Gottes, wir haben einen Zwischenfall, auf den wir reagieren müssen. Selbstverständlich ist es eine Strafexpedition!« Sir William war nicht weniger verärgert. Inzwischen schlug es acht Glasen, Mitternacht. Sie saßen im Quartier des Admirals an Bord des Flaggschiffs am runden Tisch. Der General, Thomas Ogilvy, war der einzige weitere Gast. Die Kajüte war niedrig und geräumig, mit schweren Balken; durch die Heckfenster sah man die Ankerlichter der anderen Schiffe. »Noch einmal: Ich bin überzeugt, daß sie sich ohne Gewalt nicht rühren werden.«

»Holen Sie sich den Befehl, bei Gott, und ich werde dafür sorgen, daß sie sich rühren.« Der Admiral füllte sein Glas mit Portwein aus der nahezu leeren Kristallkaraffe. »Thomas?«

»Danke.« Der General reichte ihm ebenfalls sein Glas.

Bemüht, sich zu beherrschen, sagte Sir William: »Lord Russell hat bereits Anweisung erteilt, die Bakufu auf Entschädigung zu drängen, fünfundzwanzigtausend Pfund für die Gesandtschaftsmorde an dem Sergeant und dem Corporal letztes Jahr. Wenn er von diesem Zwischenfall hört, wird seine Wut noch steigen. Ich kenne ihn, Sie

nicht«, ergänzte er, bewußt übertreibend. »Ich werde seine Zustimmung erst in drei Monaten erhalten. Wir müssen aber *jetzt* Genugtuung fordern, sonst wird das Morden weitergehen. Ohne Ihre Unterstützung sind mir die Hände gebunden.«

»Sie haben meine volle Unterstützung, bei Gott, solange es nicht zum Krieg kommt. Wenn wir ihre Hauptstadt beschießen, bedeutet das jedoch Krieg. Dafür sind wir nicht ausgerüstet. Thomas? Stimmen Sie mir zu?«

»Ein Dorf wie Hodogaya zu umzingeln«, gab der General nachdenklich zurück, »ein paar hundert Wilde auszulöschen und einen kleinen, eingeborenen Potentaten in Ketten zu legen ist etwas ganz anderes als der Versuch, diese riesige Stadt und die Burg zu belagern.«

Mit einem vernichtenden Blick sagte Sir William: »Und was ist mit Ihrer Behauptung, es gäbe keinen vorstellbaren Einsatz, den die Streitkräfte unter meinem Befehl nicht schnellstens durchführen könnten?«

Der General wurde rot. »Was man in der Öffentlichkeit sagt, hat wenig mit der Praxis zu tun, das wissen Sie! Edo, das ist ein ganz anderer Fall.«

»Ganz recht.« Der Admiral leerte sein Glas.

»Und was schlagen Sie vor?« Das Schweigen wuchs. Plötzlich zerbrach der Stiel von Sir Williams Weinglas zwischen seinen Fingern; die anderen zuckten zusammen. »Verdammt!« fluchte er, aber die Scherben schienen seinen Zorn ein wenig zu dämpfen. Nachlässig tupfte er den Wein mit der Serviette auf. »Ich bin hier der Gesandte. Wenn ich es für nötig erachte, einen Befehl zu erteilen, und Sie weigern sich, mir zu gehorchen, wozu Sie natürlich das Recht haben, werde ich selbstverständlich auf Ihre sofortige Ablösung dringen.«

Der Hals des Admirals lief blaurot an. »Ich habe die Fakten der Admiralität bereits vorgelegt. Aber täuschen Sie sich nicht: Ich bin

mehr als bereit Vergeltung für den Mord an Mr. Canterbury und den Überfall auf die anderen zu üben. Wenn es Edo sein soll, brauche ich, wie schon gesagt, nur noch einen schriftlichen Befehl. Es hat keine Eile; jetzt oder in drei Monaten – diese Wilden werden alles bezahlen, was wir verlangen, mit dieser Stadt oder einhundert anderen.«

»O ja, das werden sie, bei Gott!« Sir William erhob sich. »Noch eine wichtige Information, bevor Sie gehen: Ich kann Ihnen nicht versprechen, sehr viel länger an diesem Ankerplatz liegenzubleiben. Meine Flotte ist ungeschützt, der Meeresgrund gefährlich flach, das Wetter wird sich verschlechtern, und in Yokohama sind wir viel sicherer.«

»Wie lange noch wäre sicher für Sie?«

»Ein Tag – ich weiß es nicht, ich habe keine Kontrolle über das Wetter, das in diesem Monat, wie Sie wohl wissen, äußerst unzuverlässig ist.«

»Ja, das weiß ich. Seltsam, nicht? Nun, ich muß gehen. Ich brauche Sie beide um zehn Uhr bei den Verhandlungen an Land. Schießen Sie freundlicherweise bei Tagesanbruch, wenn wir die Fahne aufziehen, Salut. Thomas, schicken Sie bitte zweihundert Dragoner an Land, um die Umgebung der Pier zu sichern.«

»Darf ich fragen, warum noch weitere zweihundert Mann?« fragte der General. »Ich habe schon eine Kompanie an Land.«

»Vielleicht möchte ich Geiseln nehmen. Guten Abend.« Damit schloß er leise die Tür.

Die beiden Herren starrten ihm nach. »Meint er das ernst?«

»Keine Ahnung, Thomas. Aber bei dem höchst ehrenwerten, verdammt hitzigen William Aylesbury kann man nie wissen.«

In der tiefen Dunkelheit kam ein weiteres Detachement schwer bewaffneter Samurai aus dem Haupttor der Burg, lief lautlos über die

herabgelassene Zugbrücke, dann über die Brücke, die über den breiten Burggraben führte und schlug den Weg zur Gesandtschaft ein. Andere Kompanien stießen zu ihnen. Bald waren über zweitausend Samurai versammelt, während sich weitere tausend bereit hielten, um auf Befehl einzugreifen.

Zusammen mit seiner Wache, einem Offizier und zehn Highlandern stapfte Sir William müde und deprimiert durch die menschenleeren Straßen; seine Gedanken waren auf morgen konzentriert, und er versuchte einen Ausweg aus dieser Sackgasse zu finden. Sie bogen um eine Ecke dann um eine weitere. Am Ende dieser Straße lag der offene Platz, der zur Gesandtschaft führte.

»Großer Gott, Sir, sehen Sie da!«

Der Platz war gefüllt mit schweigenden Samurai, die sie regungslos beobachteten. Allesamt schwer bewaffnet. Schwerter, Bogen, Speere, ein paar Musketen. Auf ein leichtes Geräusch hin blickten Sir William und seine Begleiter sich um. Der Weg hinter ihnen war ebenfalls von einer Masse ebenso schweigender Samurai versperrt.

»Himmel!« murmelte der junge Offizier.

»Ja.« Sir William seufzte. Dies war eine mögliche Lösung, aber dann helfe Gott jedem einzelnen von ihnen! Die Flotte würde umgehend reagieren. »Gehen wir weiter. Ihre Männer sollen sich schußbereit machen und die Gewehre entsichern.«

Ohne sich mutig vorzukommen, führte er die Männer weiter. Doch irgendwie hatte er das Gefühl, außerhalb seines Körpers zu stehen, sich selbst und die anderen zu beobachten, als schwebe er über der Straße. Zwischen den Samurai, von einem Offizier angeführt, öffnete sich ein schmaler Pfad. Als Sir William bis auf drei Meter herangekommen war, verneigte sich der Mann sehr höflich, von gleich zu gleich. Ebenso höflich lüftete Sir William den Hut und ging weiter. Seine Soldaten folgten ihm, die Gewehre in der Hand, den Finger am Abzug.

Den ganzen Weg den Hügel hinauf. Schweigend, beobachtend.

Den ganzen Weg bis zum Tor. Doch keine Samurai-Truppen im Vorhof. Vorhof und Gärten wimmelten von Highlandern, bewaffnet und schußbereit, weitere standen auf dem Dach und an den Fenstern. Soldaten öffneten ihm das Tor und verschlossen es hinter ihm.

Im Foyer erwarteten ihn Tyrer und das übrige Gesandtschaftspersonal, manche in Nachtkleidern, manche nur halb bekleidet, und umringten ihn neugierig. »Großer Gott, Sir William!« sagte Tyrer für sie alle. »Wir hatten furchtbare Angst, die würden Sie gefangen nehmen.«

»Seit wann sind sie hier?«

»Ungefähr seit Mitternacht, Sir«, antwortete ein Offizier. »Wir hatten Wachen am Fuß des Hügels aufgestellt. Als der Feind kam, haben uns die Männer gewarnt und sich zurückgezogen. Wir sahen keine Möglichkeit, Sie zu warnen oder der Flotte zu signalisieren. Wenn sie bis zum Tagesanbruch warten, können wir das Grundstück halten, bis weitere Truppen eintreffen und die Flotte das Feuer eröffnet.«

»Gut«, antwortete er ruhig. »Wenn dem so ist, schlage ich vor, daß wir alle zu Bett gehen. Stellen Sie ein paar Wachen auf, der Rest der Männer kann sich hinlegen.«

»Sir?« Der Offizier war sprachlos.

»Wenn sie uns umbringen wollten, hätten sie das längst tun können, auch ohne das Schweigen und das ganze Tamtam.« Sir William merkte, daß sie ihn alle anstarrten, und fühlte sich wohler, nicht mehr so tief deprimiert. Er begann die Treppe emporzusteigen. »Gute Nacht.«

»Aber, Sir, meinen Sie nicht...« Seine Worte erstarben.

Sir William seufzte erschöpft. »Wenn Sie die Männer Dienst machen lassen wollen – bitte sehr. Wenn es Sie glücklich macht...«

Ein Sergeant kam ins Foyer geeilt und rief laut: »Sir? Sie ziehen ab! Diese kleinen Giftzwerg verschwinden!«

Sir William warf einen Blick aus dem Fenster am Treppenabsatz und sah, daß die Samurai tatsächlich im Dunkel der Nacht verschwanden.

Zum erstenmal bekam er Angst. Er hatte nicht erwartet, daß sie sich zurückzogen. Innerhalb weniger Sekunden war der Pfad den Hügel hinab geräumt und der Platz menschenleer. Aber er spürte, daß sie sich nicht weit entfernt hatten, daß sich die Feinde in jedem Hauseingang und jeder nahen Nebenstraße drängten und in aller Ruhe abwarteten, bis sie die Falle endlich zuschnappen ließen.

Ein Glück, daß die anderen Gesandten und der größte Teil unserer Männer an Bord und in Sicherheit sind! Gott sei Dank, dachte er und stieg die Treppe mit einem Schritt empor, der fest genug war, um allen, die ihn beobachteten, Mut einzuflößen.

## 11

*Donnerstag, 20. September*

Die Herberge ›Zu den siebenundvierzig Ronin‹ lag nicht weit von der Edo-Burg entfernt in einer zweifelhaften Gasse und fast ganz hinter einem hohen, ungepflegten Zaun versteckt. Von der Straße aus wirkte sie schmutzig und unauffällig. Drinnen jedoch war sie luxuriös und kostbar eingerichtet, war der Zaun fest und sicher. Gepflegte Gärten umgaben das weitläufige, einstöckige Gebäude mit seinen zahlreichen, auf niedrigen Stelzen errichteten Einzimmerhäusern, die für spezielle Gäste und absolute Intimität bestimmt waren. Die Gäste der Herberge waren wohlhabende Kaufleute; darüber hinaus aber war die Herberge für bestimmte Shishi ein

sicheres Haus.

Jetzt, unmittelbar vor Tagesanbruch, war alles friedlich, lagen die Gäste, die Kurtisanen, die Mama-san, die Zofen und Dienerinnen in tiefem Schlaf. Bis auf die Shishi, die sich lautlos bewaffneten.

Ori saß, den Kimono bis zur Taille heruntergezogen, auf der Veranda eines dieser kleinen Häuser und wechselte mit großer Mühe den Verband der Wunde an seiner Schulter. Die Wunde war inzwischen grellrot und qualvoll empfindlich. Und da sein ganzer Arm pochte, wußte er, daß er dringend einen Arzt brauchte. Dennoch hatte er Hiraga erklärt, es sei zu gefährlich, einen Doktor zu holen oder aufzusuchen: »Er könnte verfolgt werden. Wir können es nicht riskieren, zu viele Spione, und Edo ist Toranaga-Refugium.«

»Du hast recht. Also kehrst du nach Kanagawa zurück.«

»Sobald der Einsatz beendet ist.« Sein Finger rutschte aus, streifte die schwärende Wunde und schickte einen furchtbaren Schmerz durch seinen Körper. Es hat keine Eile, ein Arzt kann sie öffnen und das Gift entfernen, dachte er, obwohl er nur halb daran glaubte. Karma. Und Karma, wenn sie weiter fault. So vertieft war er in seine Beschäftigung, daß er den Ninja nicht hörte, der über den Zaun kam und sich von hinten an ihn heranschlich.

Sein Herz verkrampfte sich vor Angst, als ihm der Ninja, um einen Aufschrei zu ersticken, eine Hand über den Mund legte. »Ich bin's«, flüsterte Hiraga zornig; dann ließ er ihn los. »Ich hätte dich zwanzigmal töten können.«

»Ja.« Ori deutete auf die Büsche, wo mit schußbereitem Bogen ein anderer Samurai stand. »Aber er hält Wache, nicht ich.«

»Gut.« Hiraga grüßte die Wache und zog besänftigt seine Maske herunter. »Sind die anderen drinnen bereit, Ori?«

»Ja.«

»Und dein Arm?«

»In Ordnung.« Vor Schmerzen keuchte Ori auf und verzog das Gesicht, als Hiraga die Hand ausstreckte und ihn an der Schulter



packte. Tränen liefen ihm aus den Augen, aber er gab keinen Laut von sich.

»Du bist eine Belastung. Du kannst heute nicht mit uns gehen – du wirst nach Kanagawa zurückkehren.« Damit ging Hiraga ins Haus. Ori folgte ihm niedergeschmettert.

Drinne saßen elf bewaffnete Shishi auf den feinen Tatamis. Neun waren Hiragas Landsleute aus Choshu. Die zwei Neuen stammten aus der Mori-Patrouille, die sie gestern hatte passieren lassen, und waren desertiert, um sich ihnen anzuschließen.

Müde nahm Hiraga Platz. »Ich habe es nicht geschafft, auf zweihundert Schritt an den Tempel oder die Gesandtschaft heranzukommen; also können wir sie nicht in Brand stecken und Herrn Yoshi mitsamt den anderen umbringen, wenn sie dort eintreffen. Unmöglich. Wir müssen ihnen anderswo auflauern.«

»Entschuldigen Sie mich, Hiraga-san, aber sind Sie sicher, daß es Herr Yoshi war?« fragte ihn einer der beiden Moris.

»Ja. Ich bin sicher.«

»Ich kann nicht begreifen, warum er das Risiko eingehen und mit so wenigen Wachen die Burg verlassen sollte, nur um sich mit ein paar stinkenden Gai-Jin zu treffen. Dazu ist er zu intelligent, er muß doch wissen, daß er, vom Shōgun abgesehen, das bevorzugte Ziel für die Shishi ist, wichtiger noch als der Verräter Anjo.«

»Ich habe ihn erkannt, ich war ihm in Kyōto einmal ganz nahe«, erwiderte Hiraga, der den beiden Mori-Samurai nicht traute. »Was immer der Grund ist, er kann es zwar riskieren, zur Gesandtschaft einmal ohne Wachen zu gehen, aber nicht zweimal. Mit Sicherheit ist das der Grund, warum es in der Umgebung von Bakufu-Samurai wimmelt. Aber morgen wird er die Burg abermals verlassen, und das ist eine Gelegenheit, die wir nicht ungenutzt lassen dürfen. Könnten wir irgendwo einen Hinterhalt legen? Hat jemand einen Vorschlag?«

»Kommt darauf an, wie viele Samurai er im Gefolge hat«, antwor-

tete ein Mori-Samurai. »Falls die Verhandlungen so stattfinden, wie es die Gai-Jin wünschen.«

»Falls? Könnte es sein, daß Herr Yoshi eine Kriegslist plant?«

»Ich an seiner Stelle würde das tun. Sie nennen ihn den Fuchs.«

»Und wie würdest du das anstellen?«

Der Mann kratzte sich das Kinn. »Irgendwie für eine Verzögerung sorgen.«

Hiraga runzelte die Stirn. »Aber wenn er, wie gestern, in die Gesandtschaft geht – wo wäre er am exponiertesten?«

»Wenn er aus seiner Sänfte steigt«, antwortete Ori. »Der Vorhof der Gai-Jin ist am günstigsten.«

»Aber wir können nicht hinein, nicht einmal als Selbstmordkommando.«

Das Schweigen vertiefte sich. Dann sagte Ori leise: »Je näher am Burgtor, desto sicherer werden sich seine Offiziere fühlen, desto weniger Leibwachen und desto nachlässiger ihre Aufmerksamkeit beim Herauskommen – und wenn sie wieder hineingehen.«

Hiraga nickte zufrieden, lächelte ihm zu und winkte einem seiner Landsleute. »Wenn das Haus erwacht, sag Mama-san, daß sie einen Arzt für Ori holen soll – heimlich und schnell.«

»Wir waren uns einig, daß das nicht sicher ist«, protestierte Ori sofort.

»Du mußt versorgt werden. Du bist nützlich. Deine Idee ist perfekt.«

Ori verneigte sich. »Ist wohl besser, wenn ich zum Arzt gehe, *neh'?*«

Im ersten Licht des Tages eilte Phillip Tyrer mit zwei Highlandern, einem Sergeant und einem einfachen Soldaten, fast im Laufschrift zur Pier hinunter. »Großer Gott, Phillip, zwei Wachen sind mehr als genug«, hatte Sir William kurz zuvor gesagt. »Wenn die Japase

wirklich Ärger machen wollen, kann unsere ganze Garnison Sie nicht schützen. Die Nachricht muß an Ketterer überbracht werden, und Sie sind der Bote. Bye!«

Genau wie Sir William mußte er den Weg durch Hunderte von schweigenden Samurai nehmen, die kurz vor Tagesanbruch zurückgekehrt waren. Keiner belästigte ihn oder schien seine Gegenwart auch nur zu bemerken. Und nun lag das Meer vor ihm. Sein Schritt wurde schneller.

»Halt, wer da? Halt, oder ich schieße Ihnen den Kopf von den Schultern«, kam eine Stimme aus dem Schatten. Tyrer erstarrte.

»Verdammt noch mal«, sagte er, vor Angst zitternd. »Wer zum Teufel kann es denn schon sein? Ich bin's, mit einer dringenden Nachricht für den Admiral und den General.«

»Verzeihung, Sir.«

Gleich darauf saß Tyrer in einem Boot und wurde auf das Flaggschiff zugerudert. Er war so froh, der Gesandtschaftsfalle entronnen zu sein, daß er am liebsten geweint hätte. Ungeduldig trieb er die Ruderer an und stieg dann die Gangway zwei Stufen auf einmal empor.

»Hallo, Phillip!« Der Wachoffizier auf dem Hauptdeck war Marlowe. »Was zum Teufel ist eigentlich los?«

»Hallo, John. Wo ist der Admiral? Ich habe eine dringende Nachricht von Sir William für ihn. Die Gesandtschaft ist von Tausenden dieser Hunde eingeschlossen.«

»Himmel!« Besorgt führte ihn Marlowe einen Gang entlang nach achtern. »Und wie sind Sie rausgekommen?«

»Einfach so. Sie haben mich durchgelassen, aber kein einziges verdammtes Wort gesagt. Haben mich einfach durchgelassen. Ich hatte eine Heidenangst, das kann ich Ihnen sagen – die Kerle waren überall, nur nicht innerhalb unserer Mauern und unten an der Pier.«

Der Marinesoldat, der vor der Kajütentür Wache stand, salutierte

stramm. »Morgen, Sir.«

»Dringende Nachricht für den Admiral.«

Sofort kam eine schneidende Stimme von drinnen: »Dann bringen Sie sie um Gottes willen herein, Marlowe! Nachricht von wem?«

Seufzend öffnete Marlowe die Tür. »Sir William, Sir.«

»Was zum Teufel hat dieser Idiot jetzt wieder...« Als Admiral Ketterer Tyrer sah, unterbrach er sich. »Ah, Sie sind sein Adjutant, nicht wahr?«

»Angehender Dolmetscher, Sir, Phillip Tyrer.« Er überreichte ihm das Schreiben. »Äh, mit Empfehlungen von Sir William.«

Der Admiral, noch im langen Flanellnachthemd, riß den Umschlag auf und schürzte beim Lesen nachdenklich die Lippen:

*Ich halte es für das Beste, auf Ihr Erscheinen wie auch auf das des Generals und der anderen Gesandten bei der heutigen Sitzung zu verzichten. Wir sind von Hunderten, wenn nicht Tausenden schwer bewaffneter Samurai umzingelt. Bisher haben sie noch keine feindseligen Handlungen begangen und auch niemandem am Verlassen des Grundstücks gebindert. Natürlich haben sie das Recht, ihre Truppen aufmarschieren zu lassen, wo sie wollen - vielleicht ist es auch nur ein Bluff, um uns zu beunruhigen. Aus Gründen der Sicherheit werde ich jedoch allein mit den Bakufu verhandeln - falls sie überhaupt erscheinen. (Ist das der Fall, werde ich einen blauen Wimpel aufziehen und versuchen, Sie über die Entwicklungen auf dem laufenden zu halten.) Sollten die Bakufu nicht erscheinen, werden wir ein oder zwei weitere Tage abwarten, dann müssen wir womöglich einen schmäblichen Rückzug anordnen. Vorerst jedoch wird das Einziehen der Flagge bedeuten, daß sie uns überrannt haben. In diesem Fall dürfen Sie nach Ihrem Gutdünken verfahren. Ich verbleibe, Sir, Ihr gehorsamer Diener...*

Der Admiral las das Schreiben ein weiteres Mal, dann sagte er ener-

gisch: »Mr. Marlowe, bitten Sie den Kapitän und den General sofort zu mir. Übermitteln Sie folgende Nachricht an alle Schiffe: ›Umgehend Kampfstationen einnehmen. Alle Kapitäne um zwölf Uhr mittags zum Rapport an Bord des Flaggschiffs.‹ Anschließend ein Signal an die Gesandten mit der Bitte, sich so bald wie möglich hierherzubemühen. Mr. Tyrer, lassen Sie sich ein Frühstück servieren, und halten Sie sich bereit, in wenigen Minuten meine Antwort zurückzubringen.«

»Aber, Sir, meinen Sie nicht...«

Der Admiral brüllte jedoch schon der geschlossenen Türe zu: »Johnson!«

Sofort öffnete seine Ordonnanz die Tür. »Der Barbier ist unterwegs, Sir, Ihre Uniform ist frisch gebügelt, das Frühstück wird sofort auf Ihrem Tisch stehen, und der Porridge ist heiß!«

Ketterers Blick fiel auf Marlowe und Tyrer. »Worauf, zum Teufel, warten Sie noch?«

In Yokohama schlingerte der Struan-Kutter – das einzige dampf- und schraubengetriebene kleine Boot in Japan – gegen die Pier, denn der Wind hatte aufgefrischt, und es herrschte leichter Seegang. Geschickt kletterte Jamie McFay die Stufen empor und eilte die Pier entlang auf das zweistöckige Gebäude zu, das die High Street beherrschte. Es war erst knapp acht Uhr, aber er war trotzdem schon zu dem zweimal im Monat einlaufenden Postdampfer hinausgefahren, der bei Tagesanbruch angekommen war, um Briefe, Päckchen und die neuesten Zeitungen zu holen, wertvolles Frachtgut, das sein chinesischer Assistent auf einen Karren zu laden begann. In der Hand hielt Jamie McFay zwei Briefumschläge, der eine geöffnet, der andere versiegelt.

»Morgen, Jamie.« Aus einer kleinen Gruppe unausgeschlafener Kaufleute, die auf ihre Boote warteten, löste sich Gabriel Nettle-

smith und kam ihm entgegen. Er war ein kleiner, rundlicher, ungepflegter Mann, der nach Tinte, ungewaschenen Kleidern und den Zigarren stank, die er ununterbrochen qualmte, Redakteur und Herausgeber des *Yokohama Guardian*, der Tageszeitung der Niederlassung, einer der vielen in Asien, die offen oder heimlich Struan's gehörten. »Was ist passiert?«

»Eine Menge – bitte, leisten Sie mir beim zweiten Frühstück Gesellschaft. Tut mir leid, ich muß weiter.«

Auch ohne die vor Anker liegende Flotte war der Hafen von Kuttern belebt, die zwischen der Pier und dem halben Hundert Handelsschiffen hin und her fuhren, sich um den Postdampfer drängten, zu ihm hinausfahren oder schon wieder zurückkehrten. Jamie war der erste an Land, eine Frage des Prinzips, weil die Preise wichtiger, stets knapper Waren je nach der eintreffenden Post heftig schwanken konnten. Von Hongkong nach Yokohama dauerte es mit dem direkten Postdampfer ungefähr neun Tage, via Shanghai etwa elf. Die Post von zu Hause, aus England, brauchte, je nach Wetter und Piraterie, acht bis zwölf Wochen, und der Posttag war jedesmal ein unruhiger Tag, aber immer ungeduldig erwartet und erfleht.

Norbert Greyforth von Brock and Sons, Struans Hauptkonkurrent, war noch einhundert Meter von der Küste entfernt; entspannt und bequem saß er mittschiffs und beobachtete Jamie durch sein Teleskop, während seine Ruderer sich in die Riemen legten. McFay wußte, daß er beobachtet wurde, aber das störte ihn heute nicht. Der Kerl wird es schon bald erfahren, wenn er es nicht schon weiß, dachte er und empfand eine ungewöhnliche Angst. Angst um Malcolm Struan, die Compagnie, sich selbst, um die Zukunft und um seine *ai-jin* – geliebte Person –, die geduldig in ihrem winzigen Häuschen in der Yoshiwara außerhalb des Zaunes gleich hinter dem Kanal wartete.

Er beschleunigte seine Schritte. Drei oder vier Betrunkene lagen

in der Gosse der High Street, andere hier und dort am Hafenkai verteilt. Er trat über einen Mann hinweg, ging einer lärmenden Gruppe angesäuselter Handelsmatrosen aus dem Weg, die zu ihren Booten schwankten, lief die Stufen ins weite Foyer und die Treppe in den ersten Stock hinauf und dann durch den Korridor zu den Stufen, die sich an der gesamten Länge des Warenlagers entlangzogen.

Leise öffnete er die Tür und spähte hinein.

»Hallo, Jamie«, sagte Malcolm Struan vom Bett her.

»Oh, hallo, Malcolm. Morgen. Ich war nicht sicher, ob Sie schon wach sind.« Er drückte die Tür hinter sich ins Schloß, stellte fest, daß die Tür zur angrenzenden Suite angelehnt war, und trat an das riesige Teakholz-Himmelbett, das, wie alle Möbel, aus Hongkong oder England kam. Malcolm Struans Gesicht wirkte teigig und hohlwangig; erschöpft lehnte er in den Kissen: Die gestrige Schiffsreise von Kanagawa nach Yokohama hatte ihn viel seiner kostbaren Kraft gekostet, obwohl Dr. Babcott ihm Schmerzmittel gegeben hatte und alle bemüht gewesen waren, die Fahrt so ruhig wie möglich zu gestalten. »Wie geht's ihnen heute?«

Struan blickte zu ihm auf; seine von dunklen Schatten umgebenen blauen Augen wirkten blaß und schienen tiefer in den Höhlen zu liegen. »Die Post aus Hongkong ist nicht gut, wie?« Seine Worte klangen tonlos und ließen McFay keine Möglichkeit, es ihm behutsam beizubringen.

»Ja, tut mir leid. Sie haben die Signalkanone gehört?« Jedesmal, wenn der Postdampfer in Sicht kam, feuerte der Hafenmeister eine Kanone ab, um die Niederlassung zu benachrichtigen.

»Hab ich«, gab Struan zurück. »Aber bevor Sie mir die schlechte Nachricht mitteilen, schließen Sie bitte die Tür, und geben Sie mir den Nachttopf.«

McFay gehorchte. Hinter der Tür lag ein Salon und dahinter ein Schlafzimmer, das beste Apartment des ganzen Hauses und norma-

lerweise ausschließlich Malcolms Vater, dem Tai-Pan, vorbehalten. Gestern hatte man auf Malcolms Wunsch hin Angélique dort untergebracht. Sofort hatte die Nachricht die Runde in der Niederlassung gemacht und die Wetteinsätze darauf, daß sie für Struan nicht nur eine Lady mit der Lampe war, in die Höhe getrieben. Jeder von den Männern wünschte sich, in Malcolms Bett liegen zu können.

»Ihr seid verrückt«, hatte McFay einigen von ihnen am Abend zuvor im Club gesagt. »Der arme Kerl ist in einer fürchterlichen Verfassung.«

»Aber ehe ihr euch's verseht, wird er wieder auf den Beinen sein«, war Dr. Babcott ihm ins Wort gefallen.

»Ich höre schon die Hochzeitsglocken läuten!« behauptete jemand.

»Drinks auf Kosten des Hauses«, hatte ein anderer großzügig gerufen. »Oh, wunderbar, endlich werden wir eine Hochzeit feiern, unsere erste!«

»Aber wir haben doch schon viele gehabt, Charlie. Was ist mit unseren *musumes*?«

»Verdammt noch mal, die zählen doch nicht! Ich meine eine richtige Hochzeit, mit Kirche... und eine richtige anständige Taufe, und...«

»Heiliger Jehova, willst du etwa behaupten, sie hat was im Ofen?«

»Es heißt, daß sie auf der Reise hierher wie die Schmusekatzen waren, nicht daß ich's ihm verübeln könnte...«

»Aber verdammt, da war Angel Tits noch nicht mal mit ihm verlobt! Sag das noch einmal und versuch ihr die Ehre abzuschneiden, dann kannst du was erleben, bei Gott!«

McFay seufzte. Eine alkoholisierte Prügelei mit etlichen zerbrochenen Flaschen war die Folge gewesen, und die beiden Männer waren hinausgeworfen worden, um eine Stunde später unter dröhnendem Beifall wieder zurückgewankt zu kommen. Als er gestern abend, bevor er sich selbst zu Bett begab, noch einmal hier her-



einschaute, hatte Malcolm friedlich geschlafen, und Angélique war in einem Sessel am Bett eingenickt. Behutsam hatte er sie geweckt. »Sie sollten sich ein bißchen richtigen Schlaf gönnen, Miss Angélique. Jetzt wird er sicher nicht mehr aufwachen.«

»ja, vielen Dank, Jamie.«

Er hatte zugehört, wie sie sich, noch halb im Schlaf, wie ein zufriedenes Kätzchen genüsslich reckte und streckte. Das Haar hing ihr um die nackten Schultern, das Kleid fiel in weiten Falten von der hohen Taille in einem Stil herab, wie ihn die Kaiserin Josephine vor fünfzig Jahren bevorzugt hatte, den aber einige Pariser Schneider nun wieder einführen wollten, und sie vibrierte vor einer auf Männer anziehend wirkenden Kraft. Seine eigene Suite lag ebenfalls an diesem Korridor. Er hatte lange nicht einschlafen können.

Struan war völlig durchgeschwitzt. Die Anstrengung, die er bei der Benutzung des Nachtopfs aufbringen mußte, war ungeheuer, das Ergebnis trotz aller Schmerzen kaum nennenswert, nur ein wenig blutiger Urin. »Also, Jamie, wie lautet die schlimme Nachricht?«

»Ach, na ja, wissen Sie...«

»Verdammt noch mal, raus damit!«

»Ihr Vater ist vor neun Tagen gestorben, an dem Tag, an dem der Postdampfer Hongkong verließ. Seine Beerdigung war auf drei Tage später angesetzt. Ihre Mutter hat mich gebeten, dafür zu sorgen, daß Sie umgehend nach Hause kommen. Unser Postdampfer mit der Nachricht von Ihrem... Ihrem Unglück wird frühestens in vier Tagen in Hongkong eintreffen. Es tut mir leid«, endete er unsicher.

Struan hatte nur den ersten Satz gehört. Die Nachricht kam nicht unerwartet und traf ihn dennoch so schmerzhaft wie die Wunde in seiner Seite. Er war sehr froh und zugleich sehr traurig – vor allem aber erregt, weil er nun endlich die Leitung der Compagnie übernehmen konnte, eine Aufgabe, auf die er sein Leben lang vorbereitet worden war. Die Firma wurde seit Jahren nur noch von seiner Mutter zusammengehalten, die seinen Vater still und ruhig überre-

det, beschwätzt, beraten und ihm über die schlechten Zeiten hinweggeholfen hatte. Die schlechten Zeiten waren größtenteils auf den Alkohol zurückzuführen, die einzige Medizin, um die furchtbaren Kopfschmerzen des Vaters und seine Anfälle der Happy-Valley-Krankheit zu lindern, die *mal-aria*, die »schlechte Luft«, jenes geheimnisvolle, tödliche Fieber, das Hongkongs Bevölkerung anfangs dezimiert hatte, inzwischen aber manchmal durch einen Baumrindenextrakt namens Chinin in Schach gehalten werden konnte.

Ich kann mich an kein Jahr erinnern, in dem Vater nicht mindestens zweimal einen Monat oder länger mit Schüttelfrost im Bett gelegen hätte, während er tagelang delirierte. Selbst Infusionen der kostbaren Chinarinde, die der Großvater aus Peru mitbrachte, hatten ihn nicht heilen können, obwohl sie verhinderten, daß er, wie die meisten anderen, an dem Fieber starb. Aber die arme, kleine Mary hatte die Infusion nicht retten können; sie war erst vier Jahre alt, damals, und ich sieben und mir ständig des Todes bewußt, seiner Bedeutung und seiner Endgültigkeit.

Er seufzte tief auf. Zum Glück kann das Schicksal Mutter nichts anhaben, weder Seuchen noch Krankheiten, weder Alter noch Unglück; sie ist noch immer eine junge Frau, noch nicht achtunddreißig, nach sieben Kindern immer noch schlank, ein stählerner Stützpfeiler für uns alle. Sie hat jede Katastrophe, jedes Unwetter, sogar den bitteren, endlosen Haß und die Feindschaft zwischen ihr und ihrem Vater, dem gottverdammten Tyler Brock, überstanden... selbst die Tragödie im letzten Jahr, als Rob und Dunross, die süßen Zwillinge, vor Shek-O ertranken, wo unser Sommerhaus liegt. Und nun der arme Vater. So viele Tote.

Tai-Pan. Ich bin Tai-Pan des Noble House.

»Was? Was haben Sie gesagt, Jamie?«

»Daß es mir leid tut, Tai-Pan, und hier, das ist ein Brief von Ihrer Mutter.«

Mit großer Anstrengung nahm Struan den Umschlag entgegen.

»Wie komme ich am schnellsten nach Hongkong zurück?«

»Mit der *Sea Cloud*, aber die kommt erst in zwei bis drei Wochen. Die einzigen Handelsschiffe, die im Moment hier liegen, sind langsam und werden erst in einer Woche in Hongkong sein. Der Postdampfer wäre das schnellste Schiff. Wir könnten ihn auf der Stelle umkehren lassen, aber er fährt via Shanghai.«

Nach gestern wirkte die Vorstellung einer elftägigen Seereise erschreckend auf Malcolm. Dennoch sagte er: »Sprechen Sie mit dem Kapitän. Versuchen Sie ihn zu überreden, auf direktem Weg nach Hongkong zurückzukehren. Was ist sonst noch in der Post?«

»Ich hab sie noch nicht durchgesehen, aber hier...« Äußerst beunruhigt über Struans plötzliche Blässe, reichte McFay ihm den *Hong Kong Observer*. »Nur schlechte Nachrichten, leider: Der Amerikanische Bürgerkrieg tobt immer heftiger, geht hin und her, kostet Tausende von Toten – Schlachten bei Shiloh, Fair Oaks und eine bei Bull Run, bei der die Unionsarmee unterlegen ist und dezimiert wurde. Die Hinterlader, Maschinengewehre und Schnellfeuerkanonen haben den Krieg endgültig verändert. Aufgrund der Blockade im Süden steigen die Baumwollpreise ins Astronomische. Eine weitere Panik an der Londoner Börse und in Paris – Gerüchte, daß Preußen jeden Moment in Frankreich einmarschieren wird. Seit der Prinzgemahl im Dezember starb, hat sich Queen Victoria noch nicht wieder in der Öffentlichkeit gezeigt – es heißt, daß sie sich zu Tode grämt. Mexiko: Nachdem feststeht, daß der verrückte Napoleon III. entschlossen ist, das Land zu einem katholischen Staat und einer französischen Domäne zu machen, haben wir unsere Streitkräfte abgezogen. Hungersnot und Aufstände in ganz Europa.« McFay zögerte. »Kann ich Ihnen etwas bringen?«

»Einen neuen Magen.« Struan warf einen Blick auf den Umschlag in seiner Hand. »Lassen Sie mir die Zeitung hier, Jamie, gehen Sie die Post durch, und kommen Sie anschließend zurück. Dann können wir entscheiden, was getan werden muß, bevor ich abreise...«

Ein leichtes Geräusch ließ beide zur Tür zum Nebenzimmer hinübersehen, die jetzt halb offen war. Dort stand Angélique in einem eleganten Morgenmantel über dem Nachthemd.

»Hallo, *chéri*«, sagte sie sofort. »Ich dachte, ich hätte Stimmen gehört. Wie geht es dir heute? Guten Morgen, Jamie. Malcolm, du siehst viel besser aus. Kann ich dir etwas bringen?«

»Nein, vielen Dank. Komm bitte herein. Nimm Platz, du siehst wundervoll aus. Hast du gut geschlafen?«

»Eigentlich nicht, aber das macht nichts«, antwortete sie, obwohl sie hervorragend geschlafen hatte. Von einer Wolke ihres Parfüms umgeben, berührte sie ihn liebevoll und setzte sich. »Wollen wir zusammen frühstücken?«

McFay riß seinen Blick von ihr los. »Sobald ich alles arrangiert habe, komme ich hierher zurück. Ich werde George Babcott informieren.«

Als er die Tür hinter sich geschlossen hatte, strich sie Struan über die Stirn, und er griff liebevoll nach ihrer Hand. Dabei glitt der Umschlag zu Boden. Sie hob ihn auf – mit leichtem Stirnrunzeln. »Warum so traurig?«

»Vater ist tot.«

Seine Trauer rührte sie zu Tränen. Das Weinen war ihr schon immer sehr leichtgefallen; sie konnte die Tränen fast auf Kommando zum Fließen bringen und hatte von klein auf immer wieder gemerkt, welche Wirkung sie damit bei anderen erzielte, vor allem bei ihrem Onkel und ihrer Tante. Sie brauchte nur an ihre Mutter zu denken, die bei der Geburt ihres Bruders gestorben war. »Aber Angélique«, sagte die Tante jedesmal unter Tränen, »der arme, kleine Gérard ist dein einziger Bruder, du wirst niemals einen anderen haben, keinen echten, selbst wenn dein nichtsnutziger Vater noch einmal heiratet.«

»Ich hasse ihn.«

»Der arme Kleine. Seine Geburt war grauenvoll.«

»Ist mir egal. Er hat Maman umgebracht, er hat sie getötet!«

»Nicht weinen, Angélique...«

Als Struan nun dieselben Worte aussprach, kamen die Tränen so leicht, weil sie aufrichtig mit ihm fühlte. Der arme Malcolm – den Vater zu verlieren. Er war ein netter Mann, zu mir war er jedenfalls nett. Und der arme Malcolm versucht so tapfer zu sein. Macht nichts, bald wird es dir wieder gutgehen, und nun ist es viel leichter, bei dir zu bleiben, nachdem der Gestank weg ist. Ganz plötzlich stieg das Bild ihres Vaters vor ihr auf: »Vergiß nicht, daß dieser Malcolm bald alles erben wird, die Schiffe, die Macht und...«

Ich will nicht daran denken. Und auch nicht... an das andere.

Sie trocknete sich die Augen. »So. Also. Und nun erzähl mir bitte alles.«

»Es gibt nicht viel zu erzählen. Vater ist tot. Die Beerdigung hat vor Tagen stattgefunden, und ich muß umgehend nach Hongkong zurück.«

»Selbstverständlich sofort – aber erst, wenn du gesund genug bist.« Sie beugte sich vor und gab ihm einen hauchzarten Kuß. »Was wirst du tun, sobald wir dort sind?«

Ohne zu zögern antwortete er energisch: »Ich bin der Erbe. Ich bin Tai-Pan.«

»Tai-Pan des Noble House?« Sie schaffte es, ihre Überraschung echt klingen zu lassen. Dann setzte sie behutsam hinzu: »Malcolm, mein Liebster, das mit deinem Vater ist furchtbar, nicht wahr? Mein Vater sagte mir, daß er schon sehr lange krank war.«

»Es war zu erwarten, ja.«

»Das ist traurig, aber... immerhin bist du Tai-Pan des Noble House. Darf ich dir als erste gratulieren?« Sie machte einen so eleganten Knicks wie vor einem König; dann nahm sie selbstzufrieden wieder Platz. Er beobachtete sie mit seltsamem Blick. »Was ist?« fragte sie.

»Es ist nur, daß du... daß du mich so stolz machst, ich fühle

mich wundervoll. Willst du meine Frau werden?»

Ihr Herz schien auszusetzen, Röte stieg ihr ins Gesicht. Doch der Verstand riet ihr, vorsichtig zu sein, nichts zu überstürzen, und so überlegte sie, ob sie so ernst werden sollte, wie er es war, oder ob sie die überwältigende Freude zeigen sollte, die sie bei seiner Frage und ihrem Sieg empfand. »La«, sagte sie strahlend, in ein wenig neckendem Ton, und fächelte sich mit einem Taschentuch Luft zu. »Jawohl, ich werde Sie heiraten, M'sieur Struan, aber nur wenn du...« Ein kleines Zögern, dann ergänzte sie rasch: »Nur, wenn du sehr schnell gesund wirst, mir aufs Wort gehorchst, mich auf Händen trägst, mich wahnsinnig liebst, uns auf dem Peak in Hongkong ein Schloß und an den Champs-Élysées einen Palast baust, einen Clipper als Brautbett herrichtest, ein Kinderzimmer in Gold faßt und uns ein Landgut mit einer Million Hektar suchst!«

»Sei ernst, Angélique. Hör zu! Ich meine es ernst.«

O Gott, ich auch, dachte sie, erfreut darüber, daß er jetzt lächelte. Ein sanfter Kuß, diesmal auf die Lippen, der alles verhiess. »So, M'sieur. Und nun hör auf, dich über diese hilflose junge Lady lustig zu machen.«

»Ich mache mich nicht lustig über dich, das schwöre ich dir. Willst du meine Frau werden?« Starke Worte, aber noch hatte er nicht die Kraft, sich aufzurichten und sie an sich zu ziehen. »Bitte.«

Ihre Augen blickten noch immer spöttisch. »Vielleicht, wenn es dir besser geht – aber nur dann, wenn du mir aufs Wort gehorchst, mich auf Händen trägst...«

»Aufs Wort, wenn es das ist, was du willst.«

»O ja, Pardon. Aufs Wort... und so weiter.« Wieder dieses bezaubernde Lächeln. »Vielleicht ja, M'sieur Struan, aber zunächst müssen wir uns kennenlernen, dann müssen wir uns verloben, und dann, *M'sieur le Tai-Pan de la Maison Noble* – wer weiß?«

Freude erfüllte ihn. »Das heißt also ja?«

Sie beobachtete ihn, ließ ihn warten. Dann sagte sie mit all der

Zärtlichkeit, die sie für ihn aufbringen konnte: »Ich werde es ernsthaft in Erwägung ziehen. Aber zuerst mußt du mir feierlich versprechen, schnell wieder gesund zu werden.«

»Das werde ich – ich schwöre es dir.«

Wieder trocknete sie sich die Augen. »Und nun, Malcolm, liest du den Brief deiner Mutter, und ich werde still neben dir sitzen bleiben.«

Sein Herz klopfte wie wild, und der Jubel, der ihn erfüllte, betäubte seine Schmerzen. Doch seine Finger gehorchten ihm nicht, und er vermochte das Siegel nicht zu erbrechen. »Hier, Angel, würdest du ihn mir bitte vorlesen?«

Sofort erbrach sie das Siegel und überflog das etwas ungewöhnliche Schriftstück, das nur eine einzige Seite lang war. »Mein geliebter Sohn«, las sie laut vor, »mit tiefer Trauer muß ich Dir mitteilen, daß Dein Vater verstorben ist und unsere Zukunft nunmehr in Deinen Händen liegt. Er ist friedlich im Schlaf gestorben, der Ärmste, die Beisetzung wird in drei Tagen stattfinden, die Toten sollen ihre Toten begraben, und wir, die Lebenden, müssen den Kampf fortsetzen, solange noch Leben in uns ist. Der letzte Wille Deines Vaters bestätigt Dich als seinen Erben und Tai-Pan, aber damit die Nachfolge gesetzlich wirksam ist, muß sie, laut des Vermächtnisses Deines geliebten Großvaters, durch eine Zeremonie bestätigt werden, die ich und Comprador Chen bezeugen müssen. Regle Deine japanischen Interessen, wie wir es besprochen haben, und kehre so schnell wie möglich zurück. Deine Dir ergebene Mutter.«

Wieder standen ihre Augen voll Tränen, weil sie sich vorstellte, sie sei die Mutter, die an ihren Sohn schrieb.

»Das ist alles? Kein Postskriptum?«

»Nein, *chéri*, sonst nichts, nur ›Deine Dir ergebene Mutter‹. Wie tapfer sie ist! Ich wünschte, ich könnte ebenso tapfer sein.«

Sie reichte ihm den Brief, trat ans Fenster, das auf den Hafen hin-

ausging, öffnete es und trocknete sich die Augen. Die Luft war frisch und verscheuchte den Krankenzimmergeruch. Was nun? Ihm helfen, möglichst schnell von hier weg- und nach Hongkong zurückzukommen. Aber Moment... Wird seine Mutter unsere Heirat billigen? Ich weiß es nicht. Würde ich es an ihrer Stelle tun?

Hinter ihr wurde die Tür geöffnet, und ohne anzuklopfen kam Ah Tok mit einem kleinen Teetablett herein. »*Neh boh mah, Mass'r*«, guten Tag, sagte sie, und ihr strahlendes Lächeln entblößte die beiden Goldzähne, auf die sie sehr stolz war. »Mass'r schlaff gut, heya?«

Auf kantonesisch, das er fließend sprach, gab Malcolm zurück: »Hör mit dem albernen Kauderwelsch auf.«

»Ayeeyah!« Ah Tok war Kantonesin, Struans persönliche Amah, die sich seit seiner Geburt um ihn kümmerte und sich deshalb über sämtliche Konventionen hinwegsetzte. Sie nahm kaum Notiz von Angélique, sondern konzentrierte sich auf Struan. Korpulent, kräftig und sechsundfünfzig, trug sie den traditionellen weißen Kittel, schwarze Hosen und den lang auf dem Rücken hängenden Zopf, der bedeutete, daß sie sich für die Rolle der Amah entschieden und somit geschworen hatte, ihr Leben lang keusch zu bleiben und niemals eigene Kinder zu haben, die ihre Loyalität beeinträchtigen konnten. Ihr folgten zwei kantonesische Diener mit Handtüchern und heißem Waschwasser. Lautstark befahl sie ihnen, die Tür zu schließen. »Mass'r bade, heya?« sagte sie betont zu Angélique.

»Ich werde später wiederkommen, *chéri*«, erklärte das junge Mädchen. Struan antwortete nicht; er nickte nur, lächelte ebenfalls und starrte dann wieder gedankenverloren auf den Brief. Angélique ließ ihre Tür angelehnt. Ah Tok knurrte mißbilligend, drückte sie energisch ins Schloß, befahl den anderen beiden, sich mit den Vorberreitungen zum Waschen ihres Herrn zu beeilen, und reichte ihm den Tee.

»Danke, Mutter«, sagte er auf kantonesisch mit dem üblichen



Höflichkeitstitel für einen ganz besonderen Menschen, der ihn gehegt und gepflegt, behütet und beschützt hatte, als er noch hilflos war.

»Schlechte Nachrichten, mein Sohn«, sagte Ah Tok – die Neuigkeit hatte sofort die Runde durch die chinesische Gemeinde gemacht.

»Schlechte Nachrichten.« Er trank einen Schluck Tee, der ihm sehr gut schmeckte.

»Wenn du gewaschen bist, wirst du dich wohler fühlen, dann können wir reden. Die Zeit war gekommen, daß dein Ehrenwerter Vater zu den Göttern einging. Nun ist er dort, und du bist Tai-Pan, also ist aus Schlechtem Gutes erwachsen. Nachher werde ich dir noch einen besonderen Tee bringen, den ich für dich gekauft habe, damit er all deine Beschwerden heilt.«

»Ich danke dir.«

»Du schuldest mir ein Tael Silber für die Medizin.«

»Den fünfzigsten Teil.«

»Ayeeyah, mindestens die Hälfte.«

»Ayeeyah, den zwanzigsten Teil, Mutter.« Ohne darüber nachzudenken, feilschte er automatisch, aber nicht unfreundlich. »Und wenn du protestierst, werde ich dich daran erinnern, daß du mir sechs Monate Lohn schuldest, die ich dir für die Beerdigung deiner Großmutter vorgeschossen habe – ihre zweite.«

Einer der Diener hinter ihr kicherte, aber sie tat, als bemerke sie nichts.

»Wenn du meinst, Tai-Pan.« Sie setzte den neuen Titel wirklich klug ein; dann fuhr sie die beiden Männer an, die ihn geschickt und behutsam wuschen: »Beeilt euch mit eurer Arbeit! Muß mein Sohn, der Tai-Pan, eure ungeschickten Handreichungen den ganzen Tag lang ertragen?«

»Ayeeyah«, murmelte einer von ihnen unklugerweise.

»Nimm dich in acht, du mutterloser Hurenbock«, sagte sie zu-

ckersüß in einem Dialekt, den Struan nicht so gut beherrschte. »Und jetzt macht weiter, und wenn ihr meinen Sohn auch nur reizt, wenn ihr ihn rasiert, werde ich euch den bösen Blick auf den Hals hexen. Ihr behandelt meinen Sohn wie kaiserliche Jade, oder ich lasse eure Eier pulverisieren – und belauscht niemals eure Vorgesetzten!«

»Vorgesetzte? Ayeeyah, Alte, du kommst aus Ning Tok, einem Misthaufen von Dorf, das nur für seine Furze berühmt ist.«

»Ein Tael Silber darauf, daß diese zivilisierte Person dich heute abend fünf von sieben Mal beim Mahjong schlagen wird.«

»Abgemacht!« sagte der Mann aufsässig, obwohl Ah Tok eine gerissene Spielerin war.

»Worum geht's?« erkundigte sich Struan.

»Dienstbotengeschwätz, nichts Wichtiges, mein Sohn.«

Als sie fertig waren, zogen sie ihm ein sauberes Nachthemd an. »Danke«, sagte Struan zu ihnen. Die beiden verbeugten sich höflich und verschwanden.

»Verriegle ihre Tür, Ah Tok, aber leise.«

Sie gehorchte. Als sie mit ihren scharfen Ohren das Rascheln von Röcken im Nebenzimmer vernahm, beschloß sie, ihre Wachsamkeit zu verdoppeln. Diese naseweise, ausländische, teuflische Krötenbauchhure, deren Jadetor so sehr nach dem Master lechzt, daß eine zivilisierte Person fast hören kann, wie sie Feuchtigkeit absondert...

»Zünde mir bitte die Kerze an.«

»Eh? Tun dir die Augen weh, mein Sohn?«

»Nein, das nicht. In der Kommode liegen Sicherheits-Zündhölzer.« Die Sicherheits-Zündhölzer, das jüngste schwedische Patent, wurden stets gut weggeschlossen, weil sie sehr gefragt waren, sich also sehr gut verkaufen ließen und daher immer wieder verschwanden. Bagatelldiebstahl war in Asien weitverbreitet. Voll Unbehagen riß sie eins an; sie begriff nicht, warum sie nur dann brennen wollten, wenn man sie an der Seite ihrer Schachtel anriß. Er hatte ihr

zwar den Grund erklärt, aber sie hatte nur was von Zauberei der fremden Teufel gemurmelt.

»Wohin soll ich die Kerze stellen, mein Sohn?«

Er deutete auf den Nachttisch, der für ihn leicht erreichbar war.

»Dorthin. Und nun laß mich eine Weile allein.«

»Aber, ayeeyah, wir sollten reden, wir müssen viel planen.«

»Ich weiß. Warte draußen vor der Tür und halte mir alle vom Hals, bis ich dich rufe.«

Murrend marschierte sie hinaus. Das viele Gerede und die schlechten Nachrichten hatten ihn ermüdet. Dennoch balancierte er die Kerze unter Schmerzen auf einer Bettseite und legte sich dann einen Moment in die Kissen zurück.

Vor vier Jahren, an seinem sechzehnten Geburtstag, war die Mutter mit ihm auf den Peak gegangen, um unter vier Augen mit ihm zu sprechen. »Du bist jetzt alt genug, um einige der Geheimnisse des Noble House zu erfahren. Geheimnisse wird es immer geben. Einige werden dein Vater und ich dir vorenthalten, bis du Tai-Pan bist. Einige enthalte ich ihm vor, andere dir. Einige werde ich jetzt mit dir teilen, doch nicht mit ihm und nicht mit deinen Geschwistern. Unter gar keinen Umständen darfst du diese Geheimnisse jemals mit irgendeinem Menschen teilen. Das mußt du mir schwören.«

»Ja, Mutter. Ich schwöre.«

»Erstens: Es könnte möglich sein, daß wir einander eines Tages in einem Privatbrief persönliche oder gefährliche Informationen mitteilen müssen – vergiß niemals, daß nichts Schriftliches jemals von Fremden gelesen werden darf. Also werde ich jedesmal, wenn ich dir schreibe, ein ›P.S. Ich liebe Dich‹, hinzufügen. Und du wirst dasselbe tun, immer und unter allen Umständen. Denn wenn da nicht steht: ›P.S.: Ich liebe Dich‹, enthält der Brief geheime und wichtige Informationen von mir ausschließlich für dich. Paß auf!« Sie entzündete ein paar Sicherheits-Streichhölzer und hielt sie unter

ein mitgebrachtes Stück Papier – nicht, um es in Brand zu setzen, sondern um es, Zeile um Zeile, beinah verkohlen zu lassen. Und so erschien auf wunderbare Weise eine verborgene Nachricht: *Herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag. Unter Deinem Kopfkissen liegt ein Sichtwechsel über zehntausend Pfund. Halte es geheim und gebrauche ihn weise.*

»O Mutter, wirklich? Liegen da tatsächlich zehntausend?«

»Ja.«

»Ayeeyah! Aber wie machst du das, mit der Schrift?«

»Du nimmst einen sauberen Gänsekiel oder eine Feder und schreibst deine Nachricht sorgfältig mit einer Flüssigkeit, die ich dir geben werde, oder mit Milch, und läßt sie trocknen. Wenn du das Papier dann so erhitzt, wie ich es gemacht habe, wird die Schrift sichtbar werden.« Sie riß ein weiteres Streichholz an, steckte das Papier in Brand und sah schweigend zu, wie es verbrannte. Dann zertrat sie die Asche mit ihrer zierlichen, hochgeschnürten Stiefelette zu Staub. »Traue keinem, wenn du Tai-Pan bist«, ergänzte sie dann seltsamerweise, »nicht einmal mir.«

Jetzt hielt Struan ihren traurigen Brief über die Kerzenflamme. Und die Wörter wurden sichtbar, unverkennbar in ihrer Handschrift:

*Leider muß ich Dir mitteilen, daß Dein Vater im Wahnsinn und vom Whisky berauscht gestorben ist. Er muß wieder einmal einen Diener bestochen haben, damit er ihm das Zeug besorgt. Ich danke Gott, daß er von seinem Elend erlöst ist, aber es waren die Brocks, mein verfluchter Vater und mein Bruder Morgan, die uns keinen Frieden gönnten und seine Schlaganfälle ausgelöst haben – der letzte kam kurz nach Deiner Abreise, als wir – zu spät – die Einzelheiten ihres geheimen Hawaii-Coups gegen uns entdeckten. Jamie hat ein paar Einzelheiten für Dich.*

Einen Moment hielt er, krank vor Wut, mit dem Lesen inne. Es

wird bald eine Abrechnung geben, schwor er sich. Dann las er weiter:

*Hüte Dich vor unserem Freund Dimitri Syborodin. Wir haben entdeckt, daß er ein Geheimagent dieses Revolutionärs, Präsident Lincoln, ist, und nicht des Südens, wie er vorgibt. Hüte Dich vor Angélique Richaud...*

Sein Herz zog sich vor plötzlicher Angst zusammen.

*...Unsere Agenten in Paris schreiben, daß ihr Onkel Michel Richaud kurz nach ihrer Abreise Bankrott gemacht hat und nun im Schuldgefängnis sitzt. Weitere Fakten: Ihr Vater lebt in sehr schlechter Gesellschaft, hat beträchtliche Spielschulden und prahlt vor Vertrauten heimlich damit, daß er bald all unsere französischen Interessen vertreten wird – ich erhielt Deinen Brief vom 4., in dem Du mir, vermutlich auf ihr Drängen hin, das empfiehlst. Daraus wird nichts, er ist insolvent. Ein weiteres von seinen ›Geheimnissen‹: Du wirst innerhalb eines Jahres sein Schwiegersohn. Das ist natürlich lächerlich. Du bist viel zu jung zum Heiraten, und ich könnte mir keine schlechtere Verbindung vorstellen. Einzeln oder gemeinsam sind die beiden darauf aus, Dich in die Falle zu locken, mein Sohn. Sei vorsichtig und hüte Dich vor weiblicher List.*

Zum erstenmal im Leben war er wütend auf die Mutter. Zitterig schob er das Papier in die Flamme und hielt es fest, während es brannte; dann pulverisierte er die Asche, löschte die Flamme, warf die Kerze quer durchs Zimmer und legte sich keuchend vor Übelkeit und mit jagendem Herzen zurück, während er in Gedanken schrie: Wie kann sie es wagen, Nachforschungen über Angélique und ihre Familie anstellen zu lassen, ohne mich zu fragen! Wie kann sie es wagen, ein solches Fehltrail abzugeben! Was für Sünden sie auch begangen haben mögen, Angélique trifft keine Schuld. Gerade Mutter sollte wissen, daß man die Kinder nicht für die Sün-

den der Väter büßen lassen darf! War mein geliebter Großvater nicht weit schlimmer, war er nicht ein Mörder und nicht viel besser als ein Pirat, was ihr Vater noch immer ist? Eine verdammte Heuchlerin ist sie! Es geht sie nichts an, wen ich heirate. Es ist mein Leben, und wenn ich Angélique im nächsten Jahr heiraten will, werde ich das tun. Gar nichts weiß Mutter über Angélique – und wenn sie die Wahrheit erfährt, wird sie sie genauso lieben wie ich – oder, bei Gott, sie wird...

»O Gott«, keuchte er, als ihn der Schmerz wieder zerriß.

## 12

McFay blickte von den Stapeln Briefen, Dokumenten und Journalen auf, die seinen Schreibtisch bedeckten. »Wie geht's ihm?« erkundigte er sich besorgt, als Dr. Babcott hereinkam und die Tür hinter sich schloß. Das geräumige Büro blickte auf die High Street und das Meer hinaus.

»Eine Art Magenkrampf, Jamie. Leider zu erwarten, der arme Kerl. Ich habe seine Wunde verbunden – ein paar Nähte waren geplatzt. Dann habe ich ihm Laudanum gegeben.« Babcott rieb sich die vor Müdigkeit geröteten Augen; sein schwerer Gehrock war an den Ärmeln ausgefranst und wies hier und da Flecken von Chemiekalien und getrocknetem Blut auf. »Viel mehr kann ich im Augenblick nicht für ihn tun. Was gibt's Neues von der Flotte?«

»Status quo: Die Flotte liegt auf Kampfstation, die Gesandtschaft ist immer noch umzingelt, die Bakufu müßten bald erscheinen.«

»Und wenn sie nicht kommen?«

McFay zuckte die Achseln. »Ich habe Befehl, Malcolm so bald

wie möglich nach Hongkong zurückzubringen – das ist ziemlich wichtig für ihn. Ich könnte ihn mit dem Postdampfer...«

»Das verbiete ich ausdrücklich!« fuhr Babcott zorniger auf als beabsichtigt. »Das wäre dumm und äußerst gefährlich. Wenn sie in ein Unwetter geraten, und das ist in dieser Jahreszeit wahrscheinlich... nun ja, schweres, längeres Erbrechen würde die Nähte zerreißen, und das würde ihn umbringen. Nein!«

»Wann würde es denn sicher sein?«

Der Arzt sah zum Fenster hinaus. Draußen vor der Landzunge waren weiße Wellenkämme zu sehen, und der Himmel war bedeckt. Er wog seine Hilflosigkeit gegen sein Wissen ab. »In frühestens einer Woche, vielleicht erst in einem Monat. Das weiß nur Gott, Jamie, ich nicht.«

»Und wenn Sie auf dem Postdampfer mitreisen, würde das helfen?«

»Um Himmels willen, nein! Haben Sie mich nicht verstanden? Neun Tage auf einem Schiff würden seinen Tod bedeuten.«

McFays Miene verdüsterte sich. »Wie stehen Malcolms Chancen? Ich muß es unbedingt erfahren.«

»Noch immer gut. Seine Temperatur ist mehr oder weniger normal, und es gibt keine Anzeichen für Wundbrand.« Wieder rieb sich Babcott die Augen und gähnte. »Tut mir leid, ich wollte Sie nicht so anfahren. Bin seit Mitternacht auf den Beinen, um die Folgen einer Schlägerei in Drunk Town zu verarzten, Seemann gegen Soldat, und gegen Morgen gab's einen Notfall in der Yoshiwara, mußte eine junge Frau zusammenflicken, die versucht hat, sich in die nächste Welt zu befördern.« Er seufzte. »Es würde helfen, wenn er so ruhig wie möglich gehalten wird. Ich würde sagen, daß dieser Anfall vermutlich von schlechten Nachrichten ausgelöst wurde.«

Die Nachricht von Culum Struans Tod und Malcolms neuem Status als Tai-Pan – von unmittelbarer Bedeutung für alle ihre Konkurrenten – hatte sich wie ein Lauffeuer in der Niederlassung ver-

breitet. Bei Brock's hatte Norbert Greyforth eine Sitzung unterbrochen, um die erste Flasche Champagner aus der Kiste zu öffnen, die er seit vielen Wochen für diesen Tag gekühlt hielt – in ihrem neuen und höchst profitablen Eishaus gleich neben dem Warenlager. »Die beste Nachricht für mich seit Jahren«, hatte er Dimitri lachend erklärt, »und für die Party, die ich heute abend gebe, hab ich noch weitere zwanzig Kisten. Ein Trinkspruch, Dimitri!« Er hob das Kristallglas, das beste venezianische, das man mit Geld kaufen konnte. »Auf den Tai-Pan des Noble House: hinaus mit dem Alten, hinaus mit dem Neuen, weiß Gott, und mögen sie noch in diesem Jahr bankrott gehen!«

»Ich trinke mit Ihnen auf den Erfolg des neuen Tai-Pan, Norbert, auf alles andere nicht«, gab Dimitri zurück.

»Seien Sie realistisch. Die sind die Alten, wir sind die Neuen – früher ja, da hatten sie noch Courage, als Dirk Struan noch lebte, aber heutzutage sind sie schwach, McFay ist schwach – mein Gott, mit ein bißchen begeisterter Hilfe von ihm und ein bißchen Überredungskunst am Abend des Mordes an Canterbury hätten wir die ganze Niederlassung auf die Beine bringen können, die Flotte, die Army, wir hätten dieses Schwein, diesen Satsuma-König, gefangen und aufgehängt und wären bis ans Ende unserer Tage glücklich gewesen.«

»Dem stimme ich zu. Aber John Canterbury wird gerächt werden, so oder so. Der arme Kerl«, sagte Dimitri. »Sie wissen, daß er mir seine Firma hinterlassen hat?« Die Firma Canterbury war eines der kleineren Handelshäuser, spezialisiert auf den Export von Seidenstoffen und vor allem von Kokons und Seidenraupeneiern, ein höchst lukrativer Handel für Frankreich, dessen Seidenindustrie, einstmals die beste der Welt, durch eine Seuche dezimiert worden war. »John hat immer gesagt, daß er das tun würde, aber ich habe ihm nicht geglaubt. Sein Testamentsvollstrecker bin ich auch – Wee Willie hat mir vor seiner Abreise die Urkunde überreicht.«



»Die Samurai sind alle Schweine, sie hatten keinen Grund, ihn so abzuschlachten. Was ist mit seiner *musume*? Der alte John war völlig vernarrt in sie. Sie ist schwanger, nicht wahr?«

»Nein, das war ein Gerücht. In seinem Testament bittet er mich, mich um sie zu kümmern, ihr Geld zu geben, damit sie sich ein eigenes Haus kaufen kann. Ich hab sie aufgesucht, aber Raiko, ihre Mama-san, diese alte Ratte, hat mir gesagt, die Kleine wäre in ihr Dorf zurückgekehrt, sie werde ihr das Geld nachschicken. Ich habe ihr ausgehändigt, was John bestimmt hat, und damit basta.«

Nachdenklich leerte Greyforth sein Champagnerglas. »Sie sollten auch an sich selber denken«, sagte er mit gedämpfter Stimme, denn er hielt die Zeit für reif. »Sie müssen an die Zukunft denken, nicht an ein paar Ballen Stoff und Raupeneier. Behalten Sie das Große Spiel im Auge, das amerikanische Spiel. Wir, mit unseren Kontakten, können jede Menge britische, französische oder preußische Waffen kaufen – gerade haben wir einen Exklusivvertrag als Vertretung von Krupp im Fernen Osten unterzeichnet –, zu besseren Preisen, als Struan sie Ihnen machen kann, und diese nach Hawaii liefern zum Umladen nach... wohin Sie wollen, und keine Fragen.«

»Darauf trinke ich.«

»Was immer Sie wollen, wir besorgen es Ihnen billiger und schneller.« Greyforth füllte die Gläser nach. »Ich mag Dom Pérignon, ich finde ihn besser als Taittinger – der alte Mönch kannte sich aus, sowohl mit der Farbe wie mit dem Zucker. Zum Beispiel hawaiianischer Zucker«, ergänzte er gewandt. »Wie ich höre, wird der in diesem Jahr so teuer, daß er fast zum Staatsschatz wird. Für Nord und Süd.«

Dimitri setzte sein Glas ab. »Das heißt?«

»Das heißt, unter uns, daß Brock and Sons die diesjährige Ernte blockiert haben, das heißt, daß Struan nicht mal über einen Zentnersack verfügen und Ihr Handel mit der Firma nicht zustande kommen wird.«

»Und wann wird das allgemein bekannt?« Dimitris Schlitzaugen zogen sich noch enger zusammen.

»Möchten Sie sich beteiligen? An unserem Handel? Wir könnten einen vertrauenswürdigen Agenten für die Staaten gebrauchen. Für Nord und Süd.«

»Und meine Gegenleistung?«

»Ein Trinkspruch: Auf den Untergang des Noble House!«

In ganz Yokohama wurden auf die wichtige Nachricht von Culums Tod und auf die Nachfolge eines neuen Tai-Pan genauso Trinksprüche ausgebracht wie in den Vorstandszimmern des Fernen Ostens und überall, wo mit Asien gehandelt wurde. Manche Trinksprüche waren fröhlich, andere rachsüchtig, manche tranken auf den Nachfolger, andere wünschten alle Struans zum Teufel, manche beteten für ihren Erfolg, doch alle Geschäftsleute überlegten, welche Folgen die Nachricht für sie selbst haben würde, denn Struan's war und blieb das Noble House.

In der französischen Gesandtschaft stieß Angélique mit Champagner an und trank sehr vorsichtig, denn sowohl das Glas als auch der Wein waren billig und kaum passend für die Gelegenheit. »Ich stimme Ihnen zu, M'sieur Vervene.«

Pierre Vervene war der Chargé d'Affairs, ein müder, kahlköpfiger Mann in den Vierzigern. »Der erste Toast erfordert einen zweiten, M'selle«, behauptete er und hob das Glas abermals. »Nicht nur auf Wohlstand und ein langes Leben für den neuen Tai-Pan, sondern auf den Tai-Pan, Ihren zukünftigen Gemahl.«

»La, M'sieur.« Scheinbar verärgert setzte sie das Glas ab. »Das habe ich Ihnen im Vertrauen erzählt, weil ich so glücklich bin, so stolz, aber Sie dürfen es nicht laut aussprechen, bevor er, M'sieur Struan, es öffentlich bekanntgibt. Das müssen Sie mir versprechen.«

»Gewiß, gewiß.« Vervenes Ton klang beruhigend, obwohl er in

Gedanken bereits eine Depesche abgefaßt hatte, die er an Seratard an Bord ihres Flaggschiffs vor Edo abschicken wollte, sobald Angélique gegangen war. Eindeutig gab es zahllose politische Auswirkungen und Chancen zu bedenken, die eine derartige Liaison für Frankreich und die französischen Interessen mitbringen würde.

Mein Gott, dachte er, wenn wir klug sind, und das sind wir, können wir das Noble House durch diese kleine Hure beherrschen, die nichts hat außer einem hübschen Lärvchen, entzückenden Brüsten, einer überreifen Jungfernschaft und einem Hinterteil, das ihrem Ehemann für einen oder zwei Monate leidenschaftliche Manneskraft schenken wird. Wie zum Teufel hat die sich ihn nur geschnappt – falls das, was sie sagt, wirklich zutrifft. Wenn ja...

*Merde*, der arme Mann muß wahnsinnig sein, daß er diese Bagage – ohne Mitgift und dazu von zweifelhafter Abstammung – zur Mutter seiner Kinder wählt! Welch ein unglaubliches Glück für dieses widerwärtige Schwein Richaud, jetzt wird er in der Lage sein, seinen Wechsel zu honorieren. »Meine aufrichtigsten Glückwünsche, M'selle.«

Die Tür flog auf, und der Boy Nummer Eins der Gesandtschaft, ein älterer, rundlicher Chinese in Leinenjacke, schwarzer Hose und schwarzem Käppchen, kam mit einem großen Berg Post herein. »Heya, Mass'r, all viel Post – ah, macht nichts!« Er klatschte Briefe und Päckchen auf den Schreibtisch, sah das junge Mädchen mit Stielaugen an und rülpste beim Hinausgehen.

»Großer Gott, diese Menschen mit ihren schlechten Manieren machen mich wahnsinnig! Tausendmal habe ich diesem Kretin befohlen, vor dem Eintreten anzuklopfen! Entschuldigen Sie mich einen Moment.« Hastig sah Vervene die Briefe durch. Zwei von seiner Frau, einer von seiner Geliebten, alle vor zweieinhalb Monaten abgeschickt: Beide betteln sicher um Geld, dachte er säuerlich. »Ah, vier Briefe für Sie, M'selle.« Viele französische Bürger ließen ihre Post an die nächstliegende Gesandtschaft schicken. »Drei aus Paris

und einer aus Hongkong.«

»Oh, vielen Dank!« Als sie sah, daß zwei von Colette kamen, einer von ihrer Tante und der letzte von ihrem Vater, strahlte sie. »Wir sind so weit von zu Hause entfernt, nicht wahr?«

»Paris ist die Welt, ja, ja, das ist es. Nun, Sie werden jetzt allein sein wollen, Sie können das Zimmer gegenüber benutzen. Wenn Sie mich entschuldigen würden...« Mit geringschätzigem Lächeln deutete Vervene auf seinen überhäuften Schreibtisch. »Staatsangelegenheiten.«

»Selbstverständlich, vielen Dank. Und ich danke Ihnen auch für die guten Wünsche, aber bitte, kein Wort...« Graziös ging sie in dem Bewußtsein hinaus, daß ihr wundervolles Geheimnis bald überall bekannt sein und, von Ohr zu Ohr geflüstert, weitergegeben werden würde. Ist das klug? Ich glaube, ja. Schließlich hat Malcolm mich gefragt, oder?

Vervene öffnete seine Briefe, überflog sie, sah sofort, daß beide Frauen um Geld baten, keiner jedoch schlechte Nachrichten enthielt, legte sie beiseite, um sie später gründlich zu lesen, und machte sich, glücklich darüber, Überbringer guter Nachrichten zu sein, an die Depesche für Seratard mit einer heimlichen Kopie für André Poncin. »Einen Moment«, murmelte er, »vielleicht ist das Ganze maßlos übertrieben. Also formuliere ich es so: *Vor wenigen Minuten flüsterte mir M'selle Angélique vertraulich zu, daß...* Dann kann der Gesandte seine eigenen Schlüsse ziehen.«

Gegenüber, in einem hübschen Vorzimmer, das auf den kleinen Garten an der High Street hinausging, hatte Angélique es sich voller Erwartungsfreude bequem gemacht. Colettes erster Brief schilderte hübsche Neuigkeiten über Paris, die Mode, einige Affären und gemeinsame Freunde so reizvoll, daß sie ihn nur überflog, weil sie wußte, daß sie ihn noch sehr oft lesen würde, vor allem heute abend in ihrem bequemen Bett, wo sie alles so richtig genießen konnte. Sie kannte Colette fast ihr ganzes Leben lang und liebte sie;

im Kloster waren sie unzertrennlich gewesen und hatten Hoffnungen, Träume und Vertraulichkeiten miteinander geteilt.

Der zweite Brief brachte noch glücklichere Nachrichten – Colette war so alt wie sie, achtzehn, aber bereits seit einem Jahr verheiratet, und hatte einen Sohn: *Ich bin wieder schwanger, liebste Angélique, mein Mann ist hocherfreut, aber ich bin ein bißchen ängstlich. Wie Du weißt, war die erste Schwangerschaft nicht leicht, obwohl der Doktor mir versichert, daß ich stark genug sein werde. Wann kommst Du wieder, ich kann's kaum erwarten...*

Angélique holte tief Luft, sah zum Fenster hinaus und wartete, bis der kurze Schmerz vorüber war. Du darfst dich nicht öffnen, sagte sie sich, den Tränen nahe. Selbst nicht Colette. Sei stark, Angélique. Sei vorsichtig. Dein Leben hat sich verändert, alles hat sich verändert – ja, aber nur für kurze Zeit. Laß dich nicht überrumpeln.

Wieder ein tiefer Atemzug. Der nächste Brief schockierte sie. Tante Emma teilte ihr die schreckliche Nachricht vom tiefen Sturz ihres Ehemanns mit: *...nun sind wir mittellos, und mein armer, armer Michel schmachtet im Schuldgefängnis, ohne daß Hilfe in Aussicht wäre! Wir haben niemanden, an den wir uns wenden könnten, kein Geld. Es ist furchtbar, mein Kind, ein Alptraum...*

Der liebe, arme Onkel Michel, dachte sie, wie schade, daß er ein so schlechter Geschäftsmann war. »Macht nichts, meine liebe Tante-Mama«, sagte sie laut, von plötzlicher Freude erfüllt, »jetzt kann ich dir all deine Liebe vergelten. Ich werde Malcolm bitten, dir zu helfen, er wird bestimmt...«

Moment! Wäre das klug?

Während sie noch überlegte, öffnete sie das Schreiben ihres Vaters. Zu ihrem Erstaunen enthielt das Kuvert nur einen Brief, ohne den Sichtwechsel, um den sie gebeten hatte, den Sichtwechsel auf jene Geldsumme, die sie aus Paris mitgebracht und in der Victoria Bank deponiert hatte, und die der Onkel ihr großzügigerweise gegen das feierliche Versprechen vorgestreckt hatte, seiner Frau nichts

davon zu sagen und ihren Vater anzuweisen, ihm das Darlehen sofort zurückzuzahlen, wenn sie in Hongkong eintraf, was er, wie er ihr gegenüber behauptete, getan hatte.

*Hongkong, 10. September. Hallo, mon petit choux, ich hoffe, daß es Dir gut geht und daß Dein Malcolm Dich so vergöttert, wie ich es tue, wie ganz Hongkong es tut. Es heißt, daß sein Vater im Sterben liegt. Ich werde Dich auf dem laufenden halten. Mittlerweile schreibe ich Dir nur kurz, weil ich mit der Flut nach Macao auslaufen werde. Ich habe da ein großartiges Geschäft in Aussicht, so gut, daß ich die Geldpapiere, die Du mir anvertraut hast, vorübergehend sicherheitsübereignet habe und sie für Dich als gleichberechtigten Partner investieren werde. Mit der nächsten Post werde ich Dir zehnmal soviel schicken wie das, was Du wolltest, und Dir mitteilen können, welch wundervollen Profit wir gemacht haben - schließlich müssen wir an Deine Mitgift denken, ohne die... eh?*

Sie konnte nicht weiterlesen; ihre Gedanken waren in Aufruhr. O mein Gott! Was für ein Geschäft? Verspielt er wieder alles, was ich auf der Welt besitze?

Es war fast zwei Uhr, und McFay war erschöpft. Er hatte ein Dutzend Briefe geschrieben, ein halbes Hundert *chits* unterzeichnet, Dutzende von Rechnungen bezahlt, die Bücher des vergangenen Tages kontrolliert, die zeigten, daß die Geschäfte schlechter gingen, und festgestellt, daß alle in Amerika bestellten Waren entweder storniert, aufgehoben oder zu erhöhten Preisen angeboten und alle Geschäfte mit Kanada und Europa bis zu einem gewissen Grad ebenfalls durch den Amerikanischen Bürgerkrieg beeinträchtigt wurden. Auch die Depeschen aus Hongkong enthielten kaum gute Nachrichten. Noch mehr Negatives von ihrer Zweigstelle in Shanghai,

obwohl Albert MacStruan, der dortige Geschäftsführer, erstklassige Arbeit leistete. Mein Gott, dachte er, bei unseren großen Investitionen dort wäre es eine Katastrophe, wenn wir Shanghai aufgeben müßten.

In der Stadt herrschte wieder einmal Aufruhr, und die drei ausländischen Konzessionen unter britischer, französischer und amerikanischer Kontrolle waren beunruhigt durch Gerüchte, die irregulären Armeen der Tai'ping-Rebellion in und um Nanking – einer Großstadt im Süden, die sie neun Jahre zuvor besetzt hatten und als Hauptstadt benutzten – seien wieder auf dem Vormarsch.

Der Ausschnitt aus dem *Shanghai Observer* lautete:

*Als vor zwei Jahren unsere mutige Streitmacht aus britischen und französischen Truppen, wirksam unterstützt von einheimischen Söldnerbeeren unter dem Oberbefehl des tapferen amerikanischen Glücksritters Frederick Townsend Ward, die Rebellen auf einen Dreißig-Meilen-Radius zurückwarf, nahmen wir alle erleichtert an, daß die Gefahr endgültig vorüber sei.*

*Nun berichten Augenzeugen, daß sich eine übermächtige Armee von einer halben Million Rebellen unter einigen europäischen Offizieren sammelt hat, um gegen uns zu ziehen, und eine weitere halbe Million abermals nach Norden gegen Peking marschieren wird. Ihre Gegner, die Mandschu-Armeen, sind unzuverlässig und hilflos, ihre chinesischen angeworbenen Truppen rebellisch, so daß wir dieses Mal nicht überleben werden. Es ist zu hoffen, daß die Regierung Ihrer Majestät die Mandschu-Behörden auffordern wird, Captain Charles Gordon zum Befehlshaber der Truppen und zum Chef der gesamten Mandschu-Ausbildung zu ernennen. Unser Korrespondent ist der Meinung, daß dies, wie üblich, ein wenig zu spät kommen wird.*

*Was wir brauchen, ist eine vollständig ausgerüstete, permanent in China stationierte britische Armee – ohne Rücksicht auf die Nervosität in Indien wegen des jüngsten Aufstands der eingeborenen Sepoys. Die*

*Geschäfte sind weiterhin katastrophal, da der Preis für Seide, Tee und Opium so hoch wie niemals zuvor gestiegen ist. In den meisten Gebieten im Umkreis von fünfhundert Meilen herrscht Hungersnot...*

Weitere deprimierende Nachrichten von zu Hause. Gewaltige Regenfälle hatten die Ernte weggespült, und sowohl in Irland als auch in anderen Regionen wurde eine Hungersnot erwartet, wenn auch nicht so schlimm wie die große Kartoffel-Hungersnot, bei der Hunderttausende starben. Große Arbeitslosigkeit in Schottland. Wegen des Embargos der Union auf Südstaaten-Baumwolle und der Blockade aller Südstaaten-Häfen Not und Elend in Lancashire, wo die meisten Baumwollspinnereien stillstanden, darunter drei, die Struan gehörten. Mit Hilfe der Südstaaten-Baumwolle hatte England die Welt mit Stoffen beliefert. Ein mit Tee, Seide und Lack beladener Struan-Clipper war auf der Fahrt nach London gesunken. An der Börse waren Struan-Aktien tief gefallen, während Brock-Papiere gestiegen waren, weil die ersten Tee-Ernten der Saison glücklich eingetroffen waren. Ein anderer Brief kam von Maureen Ross, mit der er seit fünf Jahren verlobt war. Wieder etwas Schlechtes: *...Wann soll ich kommen? Hast Du das Ticket abgeschickt? Du hast versprochen, daß diese Weihnacht die letzte sein würde...*

»Es kann nicht diese Weihnacht sein, Kleines«, murmelte er mit finsterem Stirnrunzeln, so sehr er sie auch mochte. »Ich kann's mir einfach noch nicht leisten, und hier ist nicht der richtige Platz für eine junge Dame.«

Wie oft hatte er ihr schon geschrieben und ihr das erklärt, weil Maureen und ihre Eltern im Grunde wollten, daß er bei Struan's in England oder Schottland arbeitete oder, noch besser, »diese berühmte Firma verließ und zu Hause arbeitete wie ein normaler Mann. Und weil er selbst im Grunde wollte, daß sie die Verlobung löste und ihn vergaß – weil die meisten britischen Ehefrauen Asien schnell hassen lernten, die Asiaten verabscheuten, die Freudenmäd-



chen verabscheuten, gegen ihre ständige Bereitschaft wüteten, das Essen verabscheuten, jammernd nach ihrem ›Zuhause‹ und der Familie verlangten und ihrem Ehemann das Leben zur Hölle machten.

Und weil er, jawohl, Asien genoß, seine Arbeit liebte, seine Freiheit zu schätzen wußte, die Yoshiwara mochte und nicht mit Freuden heimkehren würde. Nun gut, dachte er, nicht bevor ich mich zur Ruhe setze.

Das einzig Gute in der Post waren die Bücher von Hatchard's am Piccadilly: eine neue, illustrierte Ausgabe von Darwins brisantem *Über die Entstehung der Arten*, ein paar Tennison-Gedichte, eine jüngst übersetzte Schrift von Karl Marx und Friedrich Engels mit dem Titel *Das Manifest der Kommunistischen Partei*, fünf Ausgaben des *Punch*, vor allem aber eine weitere Ausgabe von *All the Year Round*. Das war eine von Charles Dickens gegründete Wochenzeitschrift, und dieses Heft enthielt den vierzehnten Teil von *Große Erwartungen* – im ganzen sollten es zwanzig werden.

Obwohl er sehr viel zu tun hatte, verschloß McFay die Tür, um gierig den neuen Teil zu verschlingen. Als er den letzten Satz – ›Fortsetzung folgt‹ – gelesen hatte, seufzte er tief auf. Was zum Teufel wird Miss Havisham nun wieder tun, diese böse, alte Hexe. Erinnert sie mich an Maureens Mutter? Ich hoffe sehr, daß für Pip alles gut ausgeht. Irgendwie muß es das! Ich hoffe, der alte Dickens schenkt uns ein richtig schönes Happy-End... Kein Zweifel, er ist der größte Schriftsteller der Welt.

Er stand auf und trat ans Fenster, beobachtete das Meer und schickte gute Wünsche an die Flotte in Edo und den Postdampfer, der nun keinen Umweg machen, sondern seine reguläre Route nach Shanghai fortsetzen konnte, anstatt mit Malcolm Struan an Bord direkt nach Hongkong zu fahren. Er machte sich Sorgen um ihn und die Zukunft, die sich jedoch irgendwie mit Pip und Miss Havisham vermischte, fragte sich, ob Pip sich aus dem Schlamassel, in

dem er steckte, befreien konnte und ob sich das Mädchen in ihn verliebte. Hoffentlich, das arme Ding. Und was ist mit meiner Kleinen, Maureen? Wird Zeit, daß ich eine Familie gründe...

Es klopfte. »Mr. McFay? Kann ich Sie einen Moment sprechen?« Es war Piero Vargas, sein Assistent.

»Einen Augenblick.« Ein wenig schuldbewußt schob er die Zeitschrift unter den Stoß Post, reckte sich und öffnete die Tür.

Piero Vargas war ein hübscher Eurasier mittleren Alters und kam aus Macao, der winzigen portugiesischen Enklave, die gut vierzig Meilen westlich von Hongkong wie ein Pickel auf einem Streifen China saß und seit 1552 besetzt war. Anders als die Briten betrachteten die Portugiesen Macao nicht als Kolonie, sondern als dem Mutterland gleichgestellt, ermunterten ihre Siedler, sich mit Chinesen zu verheiraten, akzeptierten eurasische Nachkommen als Staatsangehörige und erteilten ihnen unbefristete Einreiseerlaubnis ins Mutterland. Die Briten dagegen mißbilligten Ehen zwischen Angehörigen verschiedener Rassen, obwohl viele von ihnen Familien hatten. Die Kinder aus diesen Ehen wurden in der Gesellschaft nicht akzeptiert. In Shanghai nahmen die Nachkommen den Namen des Vaters an, in Hongkong den der Mutter.

Seit die Briten nach China gekommen waren, hatten sie gern die intelligentesten Macaoaner als Geldwechsler und Compradores eingestellt, die notgedrungen nicht nur Englisch, sondern auch chinesische Dialekte beherrschten. Bis auf das Noble House. Dessen Comprador war der ungeheuer reiche Gordon Chen, außerehelicher Sohn des Firmengründers Dirk Struan von einer seiner vielen Konkubinen, allerdings nicht von der letzten, der sagenhaften Maymay.

»Ja, Piero?«

»Tut mir leid, wenn ich störe, Senhor«, sagte Piero in fließendem, weichem Englisch. »Aber Kinu-san, unser Seidenlieferant, bittet um ein persönliches Gespräch mit Ihnen.«

»Ach ja? Warum?«

»Nun, nicht eigentlich für sich, sondern für zwei Aufkäufer, die mit ihm gekommen sind. Aus Choshu.«

»Ach.« McFays Interesse war geweckt. Nachdem der Daimyo von Choshu, dem Lehen weit im Westen an der Shimonoseki-Meerenge, fast zwei Jahre lang vorsichtig sondiert hatte, war im vergangenen Jahr ein äußerst wichtiges Geschäft zustande gekommen, autorisiert vom Hauptbüro in Hongkong und von dort auch arrangiert: ein 200-Tonnen-Raddampfer mit einer sehr geheimen Ladung – Kanonen, Schrot und Munition –, umgehend bezahlt in Gold und Silber, zur Hälfte im voraus, den Rest bei Lieferung. »Führen Sie sie herein. Nein, warten Sie, lieber ins große Konferenzzimmer.«

»Sĩ, Senhor.«

»Ist einer von ihnen derselbe wie letztes Mal?«

»Senhor?«

»Der junge Mann, der ein wenig Englisch sprach.«

»Ich habe an dem Gespräch nicht teilgenommen, Senhor. Ich war damals auf Urlaub in Portugal.«

»Ach ja, jetzt erinnere ich mich.«

Das Konferenzzimmer war groß und bot an dem langen Eichen-tisch Platz für zweiundvierzig Personen. Es gab passende Sideboards und Kommoden für Tafelsilber sowie Vitrinen, die teilweise mit Waffen gefüllt waren. Er öffnete eine von ihnen, nahm einen Gürtel mit Pistolentasche heraus und schnallte ihn sich um die Taille; dann vergewisserte er sich, daß die Pistole geladen war und locker in der Tasche saß. Er hatte es sich zur Gewohnheit gemacht, sich bei Gesprächen mit Samurai ebenso zu bewaffnen wie sie. »Um das Gesicht zu wahren«, erklärte er seinen Untergebenen, »aber auch aus Sicherheitsgründen.« Des weiteren lehnte er ein Spencergewehr an einen Sessel und nahm, mit dem Gesicht zur Tür, am Fenster Aufstellung.

Vargas brachte die drei Männer herein. Der eine war dick, schmie-

rig und ohne Schwert: Kinu, der Seidenlieferant. Die beiden anderen waren Samurai, der eine jung, der andere in den Vierzigern. Beide waren klein, mager, mit harten Gesichtern. Wie üblich waren sie bewaffnet.

Sie verneigten sich höflich, und McFay bemerkte, daß beide Männer sofort den Hinterlader gesehen hatten. Er erwiderte die Verbeugung. »*Ohayo*«, sagte er. Guten Morgen. Und dann: »*Dozo*«, während er auf die Sessel deutete, die in sicherer Entfernung ihm gegenüber standen.

»*Good morning*«, sagte der jüngere, ohne zu lächeln.

»Ah, Sie sprechen Englisch? Ausgezeichnet. Bitte, nehmen Sie Platz.«

»Nur sehr wenig«, radebrechte der Jüngere. Dabei klangen die ›L‹s wie ›R‹s, weil es im Japanischen kein ›L‹ gab, und die ›W‹s klangen ebenfalls sehr seltsam. Dann sagte er auf Fukunesisch, dem gemeinsamen chinesischen Dialekt, etwas zu Vargas, und anschließend stellten sich die beiden Samurai vor und setzten hinzu, daß sie von Herrn Ogama von Choshu geschickt worden seien.

»Ich bin Jamie McFay, Geschäftsführer von Struan and Company in Nippon. Es ist mir eine Ehre, Sie hier begrüßen zu dürfen.« Wieder übersetzte Vargas. Geduldig arbeitete sich Jamie durch die obligatorischen fünfzehn Minuten der Fragen nach der Gesundheit des Daimyo, ihrer eigenen Gesundheit, seiner Gesundheit und der Gesundheit der Königin, die Aussichten in Choshu, in England, nichts Bestimmtes, alles sehr allgemein. Tee wurde serviert und gelobt. Schließlich kam der junge Mann zum Thema.

Mit größter Vorsicht verhinderte Vargas, daß ihm die Erregung an der Stimme anzumerken war. »Sie wollen eintausend Hinterlader mit eintausend Bronzepatronen pro Waffe kaufen. Wir sollen ihnen einen fairen Preis nennen und innerhalb von drei Monaten liefern. Liefern wir innerhalb von zwei Monaten, werden sie eine Prämie bezahlen – zwanzig Prozent.«

Äußerlich blieb auch McFay gelassen. »Ist das alles, was sie im Augenblick kaufen wollen?«

Vargas erkundigte sich. »Ja, Senhor, aber sie brauchen eintausend Patronen pro Gewehr. Sowie ein Dampfschiff der kleinen Größe.«

McFay überschlug im Kopf den riesigen potentiellen Profit, erinnerte sich dabei aber nur allzu deutlich an sein Gespräch mit Greyforth und die allseits bekannte, von Sir William unterstützte Abneigung des Admirals und des Generals gegen jeglichen Waffenverkauf. Erinnernte sich an die vielen Morde. An Canterbury, der in Stücke zerhackt worden war. Und daran, daß auch er selbst nichts vom Waffenverkauf hielt – nicht, bevor sich die ganze Lage beruhigt hatte. Würde sie sich aber je beruhigen, bei einem so kriegesischen Volk? »Bitte sagen Sie ihnen, daß ich ihnen in drei Wochen eine Antwort geben kann.« Er sah, wie das freundliche Lächeln des jungen Mannes erlosch.

»Antwort... jetzt. Nicht drei Wochen.«

»Haben nicht Waffen hier«, erklärte McFay langsam, direkt an ihn gewandt. »Müssen schreiben Hongkong, Hauptbüro, neun Tage hin, neun Tage dort, neun Tage zurück. Ein paar Hinterlader hier. Rest in Amerika. Vier oder fünf Monate Minimum.«

»Nicht verstehn.«

Vargas übersetzte. Dann diskutierten die beiden Samurai, während der Händler ihre Fragen mit eifriger Unterwürfigkeit beantwortete. Weitere Fragen an Vargas, die höflich beantwortet wurden. »Er sagt, gut, er oder ein Choshu-Beamter wird in neunundzwanzig Tagen wiederkommen. Die Transaktion muß geheimgehalten werden.«

»Selbstverständlich.« McFay sah den jungen Samurai an. »Geheim.«

»*Hai!* Ge'eim.«

»Fragen Sie ihn, wie es Numata, dem anderen Samurai, geht.« Er sah, daß sie die Stirn runzelten, vermochte aber nichts in ihren Mienen zu lesen.

»Sie kennen ihn nicht persönlich, Senhor.«

Wieder Verbeugungen; dann war Jamie allein. Tief in Gedanken hängte er den Pistolengürtel in den Schrank zurück. Wenn ich ihnen die Gewehre nicht verkaufe, wird Norbert es tun – und zum Teufel mit der Moral.

Vargas kehrte zurück – hochzufrieden. »Eine ganz ausgezeichnete Chance, Senhor, aber eine schwere Verantwortung.«

»Ja. Ich möchte wissen, was das Hauptbüro diesmal sagen wird.«

»Das zu erfahren ist nicht schwer, Senhor. Sie brauchen keine achtzehn Tage zu warten. Ist denn das Hauptbüro nicht im oberen Stock?«

McFay starrte ihn an. »Verdammt, das hatte ich ganz vergessen! Schwer vorzustellen, daß der junge Malcolm der Tai-Pan ist, unsere letzte Entscheidungsinstanz. Sie haben recht.«

Eilige Schritte näherten sich, dann ging die Tür auf. »Tut mir leid, so reinzuplatzen.« Nettlesmith keuchte vor Anstrengung; sein schlampiger Zylinder saß schief auf dem Kopf. »Aber ich dachte, Sie müssen das gleich erfahren. Eben habe ich gehört, daß die blaue Signalfolge vor wenigen Minuten am Mast der Gesandtschaft hochgezogen worden ist... Dann kam sie runter, ging wieder hoch, kam wieder runter auf halbmast, und da blieb sie hängen.«

Jamie starrte ihn verständnislos an. »Was zum Teufel soll das heißen?«

»Keine Ahnung. Nur, daß halbmast gewöhnlich Tod bedeutet, nicht wahr?«

Zutiefst beunruhigt richtete der Admiral den Feldstecher abermals auf den Flaggenmast der Gesandtschaft. Die übrigen Kapitäne der Flotte, Marlowe, der General, der französische Admiral und von Heimrich waren ebenso besorgt, während sich Seratard und André Poncin nur den Anschein gaben. Als der Ausguck vor einer Stunde

Alarm geschlagen hatte, waren sie alle vom Mittagstisch an Deck geeilt. Bis auf den russischen Gesandten: »Wenn ihr in der Kälte warten wollt, von mir aus. Ich denke gar nicht daran. Sobald Nachricht von Land kommt – ja, nein oder Krieg – könnt ihr mich wecken. Wenn ihr mit dem Schießen beginnt, werde ich mich anschließen...«

Marlowe beobachtete die Speckrolle über dem Kragen des Admirals; er verabscheute ihn und wünschte, er wäre bei Tyrer an Land oder an Bord seines eigenen Schiffes, der *Pearl*. Um zwölf Uhr mittags hatte der Admiral den zeitweiligen Kapitän gegen seinen Rat durch einen Fremden ersetzt, einen gewissen Lieutenant Dornfield. Das miese, alte Schwein, wie großkotzig der mit seinem Feldstecher hantiert – wir wissen alle, daß der furchtbar teuer ist und nur an hohe Offiziersgrade ausgegeben wird. Verdammter...

»Marlowe!«

»Jawohl, Sir.«

»Wir sollten feststellen, was zum Teufel da vor sich geht. Sie gehen an Land... oder nein, ich brauche Sie hier! Thomas, würden Sie bitte einen Offizier zur Gesandtschaft schicken? Marlowe, stellen Sie einen Signalgast ab, der das Detachement begleitet.«

Sofort winkte der General mit dem Daumen seinem Adjutanten, der Marlowe auf dem Fuß folgte. Seratard hüllte sich fester in seinen Mantel, um sich vor dem eisigen Wind zu schützen. »Ich fürchte, Sir William hat sich in die Bredouille gebracht.«

»Ich erinnere mich, daß Sie Ihrer Meinung schon heute morgen Ausdruck verliehen haben«, gab der Admiral knapp zurück.

Die Besprechung mit den Gesandten, die er einberufen hatte, war lautstark verlaufen und hatte zu keiner Lösung außer der von Graf Sergejew vorgeschlagenen geführt: augenblicklicher und massiver Einsatz von Truppen. »Die wir, mein lieber Graf«, hatte er sofort verärgert zurückgegeben, »jetzt nicht zur Verfügung haben, falls dieser Einsatz im Anschluß an eine einfache Beschießung notwendig

werden sollte, um die Stadt und ihre Umgebung zu erobern.«

Nun schürzte Ketterer die Lippen und funkelte Seratard, der seine Abneigung erwiderte, aufgebracht an. »Ich bin überzeugt, daß Sir William eine Lösung finden wird, aber ich sage Ihnen offen, wenn ich sehe, daß die Flagge eingeholt wird, wird Edo, bei Gott, in Rauch und Flammen aufgehen!«

»Ganz meine Meinung«, erklärte Seratard. »Eine Frage der nationalen Ehre.«

Von Heimrichs Miene verhärtete sich. »Die Japaner sind nicht dumm – wie einige andere Leute. Ich kann nicht glauben, daß sie die Kampfsmacht ignorieren werden, über die wir jetzt verfügen.«

Der Wind frischte plötzlich auf und ließ einige Spieren ächzen; das Meer wurde grauer, die Wolken dunkler. Aller Augen richteten sich auf eine schwarze Böenlinie am östlichen Horizont. Der Sturm nahm Richtung auf die Küste und bedrohte ihre exponierten Ankerplätze.

»Marlowe, schicken Sie ein... Marlowe!« brüllte der Admiral.

»Jawohl, Sir?« Marlowe kam herbeigelaufen.

»Verdammt noch mal, bleiben Sie in Rufweite! Signal an alle Schiffe: ›Klarmachen zum Auslaufen. Sollten sich Wetterbedingungen sehr schnell verschlechtern, übernimmt jeder auf mein Kommando hin selbst die Initiative. Treffpunkt Kanagawa, sobald es das Wetter erlaubt.‹ Die Kapitäne begeben sich jetzt wieder auf ihre Schiffe, solange das Wetter es noch zuläßt.«

Froh, endlich erlöst zu sein, eilten alle davon.

»Ich werde ebenfalls auf mein Schiff zurückkehren«, sagte der französische Admiral. »*Bonjour*, Messieurs.«

»Wir kommen mit, M'sieur l'Amiral«, sagte Seratard. »Danke für Ihre Gastfreundschaft, Admiral Ketterer.«

»Und was ist mit Graf Alexej? Er ist doch mit Ihnen gekommen, nicht wahr?«

»Lassen Sie ihn schlafen. Es ist besser, wenn der russische Bär



schläft, *n'est-ce pas?*« sagte Seratard eiskalt zu von Heimrich, denn beiden waren Preußens geheime Vorschläge an die Adresse des Zaren bekannt, bei einer Konfrontation neutral zu bleiben, damit Preußen innerhalb Europas expandieren sowie eine deutsche Nation schaffen konnte.

Marlowe, der den Signalgast holen lief, sah sein Schiff, die *Pearl*, vor Anker liegen und machte sich Sorgen um sie; es ärgerte ihn, daß er nicht an Bord sein und das Kommando führen konnte. Voller Unruhe warf er noch einmal einen Blick seewärts, taxierte die Böenlinie, die Schwere der immer schwärzer werdenden Wolken, den Geruch und den Geschmack des Salzes im Wind. »Das wird ganz schlimm werden.«

Im Konferenzzimmer der Gesandtschaft saß Sir William, flankiert von einem schottischen Offizier, Phillip Tyrer und mehreren Wachen, gelassen drei japanischen Beamten gegenüber, die, mit ihren Leibwachen hinter sich, in aller Ruhe Platz nahmen: Adachi, der grauhaarige Älteste und Daimyo von Mito, Misamoto, der falsche Samurai und Fischer, und schließlich ein kleiner, dickbäuchiger Bakufu-Beamter, der insgeheim fließend Holländisch sprach und dessen Auftrag darin bestand, Yoshi unter vier Augen von den Verhandlungen und dem Verhalten der beiden anderen zu berichten. Wie üblich nannte keiner seinen richtigen Namen.

Genau wie gestern waren fünf Sänften gekommen, mit derselben Feierlichkeit, wenn auch mit einer verstärkten Anzahl von Wachen. Nur drei davon waren besetzt, was Sir William seltsam beunruhigend fand. Das, zusammen mit der verstärkten Samurai-Tätigkeit während der Nacht rings um den Tempel und die Gesandtschaft, veranlaßte ihn, ein teilweises Alarmsignal an die Flotte zu senden, indem er den Wimpel auf halbmast setzte und hoffte, Ketterer werde die Botschaft verstehen.

Draußen im Vorhof war Hiraga, wieder als Gärtner verkleidet, ebenfalls beunruhigt gewesen – um so mehr, weil Toranaga Yoshi sich nicht unter den Beamten befand. Das hieß, daß der so sorgfältig ausgearbeitete Plan, Yoshi bei seiner Rückkehr in der Nähe des Burgtors in einen Hinterhalt zu locken, abgeblasen werden mußte. Er hatte sofort versucht, sich heimlich davonzumachen, aber die Samurai hatten ihn ärgerlich an die Arbeit zurückgewiesen. Wütend hatte er gehorcht und wartete nun auf eine Gelegenheit zur Flucht.

»Sie kommen zweieinhalb Stunden zu spät«, sagte Sir William eisig zur Eröffnung des Gesprächs. »In zivilisierten Ländern werden diplomatische Verhandlungen pünktlich begonnen.«

Sofort gab es blumige Entschuldigungen. Dann folgten die üblichen obligatorischen Vorstellungen, die zuckersüßen Komplimente, die entnervenden Höflichkeiten und mehr als eine Stunde lang ein ständiges Hin und Her von zurückgewiesenen Forderungen, gewichtigen Argumenten, verlangten Aufschüben, Fragen, die wiederholt werden mußten, Fakten, die abgetan, Wahrheiten, die mißachtet wurden – Alibis, Erklärungen, Vernunftbegründungen, Ausreden, alles überaus höflich geäußert.

Sir William war kurz davor zu explodieren, als Adachi mit ernster Formalität eine versiegelte Schriftrolle hervorzog und sie dem Dolmetscher überreichte, der sie an Johann weitergab.

Johanns Müdigkeit war wie weggeblasen. »Gott im Himmel! Das ist das Siegel des *roju*.«

»Wie bitte?«

»Des Ältestenrats. Ich würde dieses Siegel überall erkennen – Botschafter Harris hat dasselbe. Sie sollten die Rolle offiziell akzeptieren, Sir William, dann werde ich sie, falls der Text auf holländisch abgefaßt ist, was ich bezweifle, laut vorlesen.« Er unterdrückte ein nervöses Gähnen. »Vermutlich nur eine weitere Verzögerungstaktik.«

Sir William folgte Johanns Rat; er haßte es, so abhängig zu sein und sich auf ausländische Söldner-Dolmetscher verlassen zu müssen.

Johann erbrach das Siegel und überflog das Dokument. Sein Erstaunen war echt. »Bei Gott, es ist auf holländisch abgefaßt! Wenn ich sämtliche Titel und das offizielle Gerede auslasse, steht hier: Nach Erhalt einer offenbar gerechtfertigten Beschwerde entschuldigt sich der Ältestenrat für die, äh, für die Übergriffe seiner Untergebenen und möchte den verehrten Gesandten der Engländer und die anderen akkreditierten Gesandten bitten, sich mit dem Rat von heute an in dreißig Tagen in Edo zu treffen, wo die offizielle Beschwerde vorgetragen, die Angelegenheit diskutiert, entsprechend behandelt und eine Entschädigung für besagte gerechtfertigte Beschwerde vereinbart wird. Unterzeichnet ... Nori Anjo, Oberster Minister.«

Nur mit äußerster Anstrengung gelang es Sir William, sich seine Erleichterung nicht anmerken zu lassen. Dieser Aufschub verschaffte ihm die verzweifelt herbeigesehnte Chance, das Gesicht zu wahren, und wenn er sie nun noch ein bißchen weiter manipulieren konnte... Voll Wut entdeckte er plötzlich aus dem Augenwinkel, daß Tyrer breit grinste. Ohne ihn anzusehen, zischte er: »Hören Sie auf zu grinsen, Sie verdammter Idiot!« Und setzte im selben Atemzug barsch hinzu: »Johann, sagen sie denen, daß ihnen meine Antwort in drei Tagen zugehen wird. Bis dahin fordere ich auch eine Entschädigung von zehntausend Pfund Sterling in Gold für die Familien des Sergeant und des Corporal, die vergangenes Jahr in dieser Gesandtschaft ermordet wurden, eine Entschädigung, die bereits viermal von uns verlangt wurde!«

Als dies übersetzt wurde, las er Bestürzung in der Miene des älteren Mannes. Es folgte eine weitere, längere Diskussion zwischen ihm und dem Bakufu-Beamten.

Johann berichtete verdrossen: »Der alte Bursche lehnt das mit

den üblichen Worten ab: Dieser bedauerliche Zwischenfall sei auf einen Angestellten der Gesandtschaft zurückzuführen, der anschließend Seppuku begangen habe – Selbstmord. Die Bakufu seien nicht schuld daran.«

Ebenso verdrossen sagte Sir William: »Antworten Sie ihnen das Übliche: daß sie ihn ernannt hätten, daß sie darauf bestanden hätten, daß wir ihn einstellen, und daß sie daher dafür verantwortlich seien – und daß er nur Selbstmord begangen habe, weil er bei dem Mordversuch an meinem Vorgänger schwer verwundet worden sei und unmittelbar vor der Gefangennahme gestanden habe!«

Während er versuchte, seine Müdigkeit zu unterdrücken, beobachtete er, wie die beiden Beamten mit ihrem Dolmetscher diskutierten und der dritte Mann zuhörte, wie er es den ganzen Nachmittag schon getan hatte. Vielleicht ist er es, der wirklich die Macht ausübt. Was ist aus den anderen Männern von gestern geworden, vor allem aus dem jüngeren Mann, den André Poncin angesprochen hat, als er das Haus verließ? Was führt dieser hinterlistige Schuft Seratard im Schilde?

Der auffrischende Wind warf einen losen Laden gegen das Fenster. Einer der Wachsoldaten beugte sich über die Fensterbank und befestigte ihn mit dem Haken. Nicht weit von der Küste entfernt ankerte die Flotte; das Meer war jetzt dunkelgrau geworden und trug weiße Schaumkronen. Sir William bemerkte die drohende Böenlinie. Seine Besorgnis um die Schiffe nahm zu.

Johann sagte vorsichtig: »Der alte Bursche fragt, ob Sie dreitausend akzeptieren würden.«

Sir Williams Gesicht lief puterrot an. »Zehntausend in Gold!«

Wieder ein Wortwechsel; dann trocknete sich Johann die Stirn. »Mein Gott, sie akzeptieren zehn, zahlbar in zwei Raten in Yokohama, die erste in zehn Tagen, der Rest am Tag vor dem Treffen in Edo.«

Nach einer betont dramatischen Pause sagte Sir William: »Wenn

es ihnen genehm ist, werde ich ihnen in drei Tagen meine Antwort geben.«

Wieder eingesogener Atem, weitere geschickte Versuche, die drei Tage auf dreißig, auf zehn, auf acht auszudehnen, die jedoch alle ins Leere liefen. »Drei.«

Höfliche Verneigungen, dann war die Delegation verschwunden.

Sobald sie allein waren, strahlte Johann. »Zum erstenmal haben wir ein paar Fortschritte gemacht, Sir William, zum allererstenmal!«

»Ja. Nun, wir werden sehen. Trotzdem, ich begreife die Leute nicht. Offensichtlich versuchten sie uns zu zermürben. Aber warum? Zu welchem Zweck? Sie hatten doch die Schriftrolle, warum zum Teufel haben sie sie mir nicht gleich überreicht, ohne diese ganze verdamnte Zeitverschwendung? Ein Haufen beschissener Idioten! Und warum haben sie zwei leere Sänften geschickt?«

»Mir scheint, Sir«, warf Phillip Tyrer strahlend ein, »daß das zu ihrem Charakter gehört. Hinterlistig zu sein.«

»Mag sein. Nun, Tyrer, kommen Sie bitte mit.« Er ging voraus in sein Privatbüro und sagte, als sich die Tür hinter ihnen schloß, voll Zorn: »Hat man Ihnen im F.O. denn überhaupt nichts beigebracht? Sind Sie von allen guten Geistern verlassen? Haben Sie nicht genug Verstand, während einer diplomatischen Besprechung ein Pokerge-sicht zu machen? Sind Sie weich im Kopf?«

Tyrer war völlig zerknirscht. »Es tut mir leid, Sir, furchtbar leid, Sir. Ich war nur so glücklich über unseren Sieg, daß ich...«

»Es war kein Sieg, Sie Idiot! Es war nur wieder ein Aufschub, wenn auch allerdings vom Himmel geschickt!« Die Erleichterung darüber, daß die Verhandlungen beendet und wider Erwarten mehr bewirkt hatten, als man sich hätte wünschen können, war Öl aufs Feuer von Sir Williams Reizbarkeit. »Haben Sie Bohnen in den Ohren? Haben Sie nicht diesen Ausdruck ›offenbar gerechtfertigte Beschwerde‹ gehört – das ist das größte Loch, das sie je hätten lassen können, bei Gott! Wir haben einen Aufschub erreicht, mehr nicht,

aber das paßt mir zufällig großartig ins Konzept, und wenn das Treffen in Edo in dreißig Tagen stattfindet, würde mich das überraschen. Das nächstemal lassen Sie sich Ihre Gefühle, verdammt noch mal, nicht anmerken, und wenn Sie jemals Dolmetscher werden wollen... sollten Sie besser sehr schnell Japanisch lernen, sonst fahren Sie mit dem nächsten Schiff nach Hause zurück, mit einer Bemerkung in Ihrem Personalbogen, die Ihnen bis an Ihr Lebensende einen Posten im Eskimoland sichert!«

»Jawohl, Sir.«

Noch immer schäumend sah Sir William, daß der junge Mann stoisch auf ihn herabstarrte, und fragte sich, was an ihm so anders war. Dann entdeckte er seine Augen.

Wo habe ich diesen Blick schon einmal gesehen – diesen merkwürdigen Blick, den auch der junge Struan hatte? Ach ja, natürlich! In den Augen der jungen Soldaten, die von der Krim nach Hause kamen, der gesunden wie auch der verwundeten – Freund oder Feind. Der Krieg hatte ihnen die Jugend, die Unschuld mit einer so furchtbaren Plötzlichkeit geraubt, daß sie auf immer verändert waren. Und das zeigt sich nicht in den Gesichtern, sondern immer in ihren Augen. Wie oft hat man mir schon gesagt: vor der Schlacht ein Junge, wenige Minuten oder Stunden später ein Erwachsener, ob Brite, Russe, Deutscher, Franzose oder Türke.

Ich bin der Idiot, nicht dieser junge Mann. Ich hatte vergessen, daß er kaum über Zwanzig, daß er innerhalb von sechs Tagen beinahe ermordet worden ist und so viel Gewalttätigkeit erlebt hat, wie ein Mann nur erleben kann. Oder, bei Gott, eine Frau! Ganz recht, das junge Mädchen hatte diesen Ausdruck auch in den Augen. Dumm von mir, das nicht zu erkennen. Das arme Mädchen, ist sie nicht erst knapp achtzehn Jahre alt? Furchtbar, so schnell erwachsen zu werden. Ich habe großes Glück gehabt.

»Nun, Mr. Tyrer«, sagte er barsch – und beneidete ihn darum, daß er die Feuertaufe so tapfer überstanden hatte –, »ich bin sicher,

Sie werden's schon schaffen. Diese Verhandlungen können, nun ja, selbst Hiobs Geduld auf die Probe stellen, eh? Ich denke, jetzt wäre ein Sherry angebracht.«

Es war Hiraga ziemlich schwergefallen, durch den Kreis der Samurai aus dem Garten zu entkommen und sich zur Herberge ›Zu den siebenundvierzig Ronin‹ zurückzuschleichen. Als er sie endlich erreichte, hörte er zu seinem Schrecken, daß die Gruppe der Attentäter bereits zum Ort des Überfalls aufgebrochen war.

»Einer von unseren Leuten hat berichtet, daß die Delegation genau wie gestern die Burg verlassen hat«, erklärte Ori hilflos, »mit Bannern wie gestern, mit fünf Sänften wie gestern, also vermuteten wir, daß Herr Yoshi in einer davon sitzen würde.«

»Es war verabredet, daß sie warten sollten.«

»Das haben sie, Hiraga, aber wenn... wenn sie nicht aufgebrochen wären, hätten sie's nie rechtzeitig geschafft.«

Hastig kleidete sich Hiraga in einen billigen Kimono um und holte seine Waffen. »Warst du beim Arzt?«

»Die Mama-san und ich hielten es heute für zu gefährlich. Morgen wird's bestimmt besser klappen.«

»Dann sehen wir uns in Kanagawa.«

»*Sonno-joi!*«

»Geh nach Kanagawa! Hier bist du ein Risiko!«

Hiraga stieg über den Zaun und schlich durch dunkle Gassen und über wenig benutzte Pfade und Brücken auf Umwegen zur Burg. Diesmal hatte er mehr Glück und konnte allen Patrouillen aus dem Weg gehen.

Die meisten Daimyo-Paläste außerhalb der Burgmauern lagen verlassen. Geschickt jede sich bietende Deckung ausnutzend, huschte er von einem Garten zum anderen, bis er die ausgebrannte Ruine eines Daimyo-Palastes erreichte, der durch das Erdbeben vor drei

Tagen zerstört worden war. Wie geplant, hatten sich seine Shishi-Freunde für den Hinterhalt in der Nähe des zerbrochenen Haupttors versammelt, das auf den Hauptweg zum Burgtor führte. Es waren neun Männer, statt elf.

»Eeee, Hiraga, wir hatten dich schon aufgegeben!« flüsterte der Jüngste, der von allen am aufgeregtesten war. »Von hier aus können wir ihn mühelos töten.«

»Wo sind die Mori-Samurai?«

»Tot.« Akimoto, sein Vetter, zuckte die Achseln. Er war der Älteste von ihnen, ein stämmiger Vierundzwanzigjähriger. »Wir sind getrennt hierhergekommen, aber ich war in ihrer Nähe, und wir stießen zu dritt auf eine Patrouille.« Er strahlte. »Ich bin hierhin geflohen, sie dorthin, ich sah noch, wie einer von einem Pfeil getroffen wurde und fiel. Ich wußte gar nicht, daß ich so schnell laufen kann. Vergeßt die beiden. Wann wird Yoshi hier vorbeikommen?«

Zu ihrer größten Enttäuschung teilte Hiraga ihnen mit, daß sich ihr Opfer nicht bei dem Zug befand. »Und was machen wir nun?« fragte ein hochgewachsener, sehr hübscher Sechzehnjähriger. »Dieser Hinterhalt ist perfekt – ein halbes Dutzend wichtiger Bakufu-Sänften sind hier vorbeigekommen, und zwar fast ganz ohne Bewachung.«

»Dieser Platz hier ist zu gut, um ihn ohne triftigen Grund aufs Spiel zu setzen«, entschied Hiraga. »Wir ziehen uns zurück, einer nach dem anderen. Akimoto, du zuerst...«

Der Shishi, der Wache stand, stieß einen warnenden Pfiff aus. Augenblicklich gingen sie noch tiefer in Deckung und preßten die Augen an die Öffnungen des zerbrochenen Zauns. In etwas über dreißig Meter Entfernung sahen sie eine kostbare Sänfte mit acht halbnackten Trägern und einem Dutzend Samurai-Bannerwachen, die sich gemächlich dem Burgtor näherten. Sonst war in beiden Richtungen niemand zu sehen.

Das Emblem erkannten sie sofort: Nori Anjo, Vorsitzender des



Ältestenrates. Ihre Entscheidung: »*Sonno-jo!*«

Mit Hiraga an der Spitze griffen sie den kleinen Zug an, erschlugen die vordersten beiden Reihen der Wachen und stürzten sich auf die Sänfte. In ihrer Erregung hatten sie sich jedoch um wenige Sekunden verschätzt und dadurch den übrigen acht Wachen, handverlesenen Kriegern, Zeit zum Reagieren gegeben. In dem hektischen Durcheinander kreischten die Sänfenträger vor Angst, ließen ihre Stangen fallen und flohen – jedenfalls jene, die den ersten Angriff überlebt hatten –, und das verschaffte Anjo den Augenblick, den er benötigte, um die abgewandte Tür der Sänfte aufzuschieben und sich in der Sekunde hinauszurollen, als Hiragas Schwert durch das dünne Holz fuhr, um das Kissen aufzuspießen, auf dem er eben noch geruht hatte.

Fluchend zog Hiraga das Schwert heraus, wirbelte herum, als er von hinten bedroht wurde, tötete den Mann unter wildem Waffengeklirr und sprang dann über die Stangen hinweg auf Anjo zu, der sich, inzwischen von drei Wachen gedeckt, aufgerappelt und ebenfalls das Schwert gezogen hatte. Hinter Hiraga kämpften fünf seiner Freunde mit den übrigen vier Samurai, ein Shishi war bereits tot, ein zweiter lag hilflos und tödlich verwundet auf dem Boden, ein dritter verschätzte sich, brüllend vor Mordlust, in seinem Gegner, glitt auf dem Körper eines schluchzenden Trägers aus und erhielt eine schreckliche Wunde an der Seite. Bevor sein Angreifer sich erholen konnte, stürzte sich ein Shishi auf ihn, und der Kopf des Samurai rollte in den Staub.

Nun waren sie sieben gegen sechs.

Sofort brach Akimoto seinen Kampf ab und eilte herbei, um Hiraga zu helfen, der sich auf Anjo und dessen drei Wachen gestürzt hatte und von ihnen überwältigt zu werden drohte. Mit einer glänzenden Finte brachte Hiraga einen der Samurai aus dem Gleichgewicht, spießte ihn auf, zog das Schwert heraus und lief auf die Seite, um die beiden anderen abzulenken und Akimoto die

Chance zu geben, die er brauchte, um mit Anjo Schluß zu machen.

In diesem Moment ertönte ein Warnruf. Fünfundzwanzig Meter entfernt waren zwanzig Palastwachen um die Ecke gekommen, die Anjo augenblicklich zu Hilfe eilten. Der Sekundenbruchteil, den Akimoto zögerte, gab einem Samurai Gelegenheit, den furchtbaren Hieb abzuwehren, der Anjo umgebracht hätte, so daß dieser sich aufraffen und auf die Verstärkung zulaufen konnte. Nun waren die Shishi hoffnungslos unterlegen.

Keine Möglichkeit mehr, Anjo zu töten! Keine Möglichkeit, den Gegner zu überwältigen!

»Zurück!« schrie Hiraga. Sofort brachen Akimoto und die restlichen vier in einem oft geübten Manöver die Kämpfe ab und zogen sich durch das beschädigte Haupttor zurück, Hiraga als letzter, während Jozan, der schwer verwundete junge Mann, hinter ihnen herhinkte. Die Wachen gerieten vorübergehend in Verwirrung. Dann sammelten sie sich und nahmen mit einem Teil der Verstärkung die Verfolgung auf, während andere Jozan stellten, der mit hoch erhobenem Schwert herumwirbelte, obwohl ihm ein Blutstrom aus der Seite schoß.

Akimoto leitete den überstürzten Rückzug, dessen Route vorher sorgfältig festgelegt worden war. Hiraga bildete die Nachhut, die Feinde holten unaufhaltsam auf. Er wartete, bis er die erste Barrikade erreichte, wo Gota sich versteckt hatte, um ihm zu helfen, machte kehrt, und sofort gingen sie zu zweit zum Gegenangriff über, stachen und hieben wie wahnsinnig, verletzten einen Mann tödlich und zwangen den nächsten zu Boden, der einen weiteren mit sich riß. Dann flohen sie weiter und führten den Feind tiefer in den zerstörten Palast hinein.

Sie hasteten durch die nächste schmale Lücke in der halb niedergebrannten Mauer, wo Akimoto und ein anderer wartend im Hinterhalt lagen. Ohne Zögern töteten diese beiden den ersten Angreifer mit dem Ruf »*Sonno-joi!*«, während die übrigen, verblüfft über

den unerwarteten Angriff, haltmachten, um sich zu sammeln. Als sie schließlich über den Leichnam ihres Kameraden durch den Engpaß sprangen, war von Akimoto, Hiraga und den anderen nichts mehr zu sehen.

Sofort schwärmten die Samurai aus und begannen mit einer gründlichen Suche, während der Himmel sich mit drohenden Wolken füllte.

Vor dem niedergebrannten Haupttor war Anjo inzwischen von Wachen umgeben. Fünf seiner Männer waren tot, zwei von ihnen schwer verwundet. Die beiden toten Shishi waren bereits geköpft worden. Der junge Shishi lag hilflos auf dem Boden; von Schmerzen fast betäubt hielt er sein nahezu ganz abgetrenntes Bein fest und versuchte, es wieder anzudrücken. Jozan hockte an einer Mauer. Es fing an zu regnen.

»Er lügt, Sire«, stellte ein keuchender Offizier fest.

»Selbstverständlich«, gab Anjo schäumend vor Wut zurück. »Töte ihn.«

»Ich bitte respektvoll, ihn Seppuku begehen lassen zu dürfen.«

»Töte ihn!«

Der Offizier, ein wuchtiger, bärenhafter Mann, zuckte die Achseln und ging zu dem jungen Shishi hinüber. Mit dem Rücken zu Anjo flüsterte er: »Ich habe die Ehre, dein Sekundant zu sein. Reck den Hals.« Sein Schwert pfiff durch die Luft, als er nur einen einzigen Hieb austeilte. Wie üblich, hob er den Kopf am Haarknoten und zeigte ihn dem Ältesten.

»Ich hab's gesehen«, sagte Anjo, dem korrekten Ritual entsprechend, kochte aber vor Wut auf diese Männer, die es gewagt hatten, ihn anzugreifen, gewagt hatten, ihn zu Tode zu erschrecken, ihn, den Obersten der *roju*! »Und nun den da – er hat auch gelogen, töte ihn!«

»Ich bitte respektvoll, ihn Seppuku begehen zu lassen.«

Anjo wollte ihm zuschreien, er solle den Attentäter brutal um-

bringen oder dann selbst Seppuku begehen, als er plötzlich die kollektive Feindseligkeit der ihn umgebenden Samurai spürte. Sofort überfiel ihn die gewohnte Angst: Wem kann ich trauen? Nur fünf dieser Männer waren seine Leibwächter.

Er gab vor, die Bitte zu erwägen. Als er seine Wut unter Kontrolle hatte, nickte er, wandte sich ab und stapfte im zunehmenden Regen auf das Burgtor zu. Seine Männer folgten ihm. Die übrigen umringten Jozan.

»Du darfst dich einen Moment ausruhen, Shishi«, sagte der Offizier freundlich und wischte sich den Regen aus dem Gesicht. »Gebt ihm Wasser.«

»Danke.« Jozan hatte sich auf diesen Moment vorbereitet, seit er mit Ori, Shorin und anderen vor vier Jahren geschworen hatte, »den Kaiser zu ehren und die Fremden zu vertreiben«. Seine schwindenden Kräfte zusammenraffend, erhob er sich auf die Knie und merkte entsetzt, daß er eine Todesangst vor dem Sterben hatte.

Der Offizier, der die Angst gesehen und sie erwartet hatte, trat rasch einen Schritt vor und hockte sich neben ihn: »Hast du ein Todesgedicht, Shishi? Sag's mir, nimm dich zusammen, gib nicht nach, du bist ein Samurai, und dieser Tag ist so gut wie jeder andere«, sagte er leise, den Jungen ermutigend, damit seine Tränen aufhörten zu rinnen. »Vom Nichts ins Nichts, ein Schwert tötet deinen Feind, ein Schwert tötet dich. Schrei deinen Schlachtruf hinaus, und du wirst ewig leben. Sag's jetzt: *Sonno-joi*... noch einmal...«

Die ganze Zeit hatte er sich vorbereitet. Mit einer unvermittelten, fließenden Bewegung richtete er sich hoch auf, riß sein Schwert aus der Scheide und beförderte den Jungen in die Ewigkeit.

»Eeee«, sagte einer seiner Männer bewundernd, »das war fabelhaft, Uraga-san.«

»Einer meiner Lehrer war Sensei Katsumata von Satsuma«, erklärte er kehlig, während sein Herz so hart klopfte wie nie zuvor.

Dennoch war er zufrieden, daß er seine Pflicht als Samurai korrekt erfüllt hatte. Einer seiner Männer hob den Kopf am Haarknoten hoch. Der Regen wurde zu Tränen und wusch die echten Tränen ab. »Säubert den Kopf und bringt ihn Herrn Anjo zur Besichtigung.« Uruga warf einen Blick aufs Burgtor. »Feiglinge widern mich an«, erklärte er und ging davon.

In jener Nacht, als es endlich sicher war, stahlen sich Hiraga und die anderen aus dem Keller hervor, den sie als Versteck gewählt hatten. Auf unterschiedlichen Wegen schlichen sie zum sicheren Haus. Der Himmel war bedeckt und schwarz, es blies ein kräftiger Wind, und vereinzelt regnete es. Mir ist nicht kalt, ich werde mir kein Unbehagen anmerken lassen, ich bin ein Samurai, redete sich Hiraga ein, wie er es, seit er sich erinnern konnte, von seiner Familie gelernt hatte. Genauso werde ich meine Söhne und Töchter ausbilden, dachte er; falls es mein Karma ist, Söhne und Töchter zu haben.

»Es wird Zeit, daß du heiratest«, hatte der Vater vor einem Jahr gesagt.

»Ich stimme zu, Vater. Ich bitte dich respektvoll, deine Absicht zu ändern und mir zu gestatten, die Frau meiner Wahl zu heiraten.«

»Erstens ist es die Pflicht des Sohnes, dem Vater zu gehorchen, zweitens ist es die Pflicht des Vaters, die Ehefrauen seiner Söhne und die Ehemänner seiner Töchter auszuwählen, drittens ist Sumomos Vater nicht einverstanden, sie ist eine Satsuma und keine Choshu, und letztens ist sie, wenn auch begehrenswert, nicht ebenbürtig. Wie ist es mit der kleinen Ito?«

»Bitte, verzeih mir, Vater. Ich weiß, daß meine Wahl nicht perfekt ist, aber ihre Familie ist Samurai, sie ist eine ausgebildete Samurai, und ich bin von ihr besessen. Ich flehe dich an. Du hast noch vier andere Söhne – ich habe nur ein einziges Leben, und wir beide, du

und ich, sind der Meinung, daß es *sonno-joï* gewidmet und daher kurz sein wird. Gewähre mir dies als meinen Lebens Wunsch.« Ein solcher Wunsch war den Bräuchen entsprechend eine überaus ernsthafte Bitte und bedeutete, daß der Bittsteller, falls sein Wunsch gewährt wurde, nie wieder einen anderen aussprechen durfte.

»Nun gut«, hatte der Vater bärbeißig gesagt. »Aber nicht als Lebenswunsch. Wenn sie siebzehn ist, darfst du dich mit ihr verloben. Und ich werde sie in unserer Familie willkommen heißen.«

Das war letztes Jahr. Wenige Tage später hatte er Shimonoseki verlassen – angeblich, um sich dem Choshu-Regiment in Kyōto anzuschließen, in Wirklichkeit, um sich für *sonno-joï* zu entscheiden und Ronin zu werden und die Lehren aus seiner vierjährigen heimlichen Mitgliedschaft und Ausbildung anzuwenden.

Jetzt war es der neunte Monat. In drei Wochen wurde Sumomo siebzehn, er aber stand inzwischen so weit außerhalb des Gesetzes, daß es keine Möglichkeit zur sicheren Rückkehr gab. Bis gestern. Der Vater hatte ihm geschrieben: *Erstaunlicherweise hat unser Herr Ogama allen Kriegern Straffreiheit gewährt, die sich offen zu sonno-joï bekannt haben, und wird all ihre Bezüge erneuern, wenn sie sofort zurückkehren, der Ketzerei ab- und ihm öffentlich Treue schwören. Du wirst dieses Angebot akzeptieren. Viele andere kehren ebenfalls zurück.*

Das Schreiben hatte ihn traurig gemacht und seine Entschlossenheit fast gebrochen. »*Sonno-joï* ist wichtiger als die Familie, wichtiger als Herr Ogama und sogar wichtiger als Sumomo«, hatte er sich immer wieder gesagt. »Herrn Ogama kann man nicht trauen. Und was meine Bezüge betrifft...«

Zum Glück war sein Vater im Vergleich zu den meisten anderen relativ wohlhabend, ein erblicher *hirazamurai*, der dritte Rang der Samurai. Über diesem Rang gab es nur Hatamoto und Daimyo. Unter dem Hirazamurai standen alle anderen: Goshi, *ashigari*, Landsamurai und Fußsoldaten, die zwar der Feudalschicht angehörten, aber unter den Samurai rangierten. Als Hirazamurai hatte sein

Vater Zugang zu den unteren Beamten und konnte seinen Söhnen die bestmögliche Erziehung angedeihen lassen.

Ich verdanke ihm alles, dachte Hiraga.

Ja, und seinen Wünschen entsprechend wurde ich zum besten Schüler der Samurai-Schule, zum besten Schwertkämpfer, zum Besten in Englisch. Und habe nicht nur seine Erlaubnis und Billigung, sondern auch die des Sensei, unseres Hauptlehrers, mich dem *son-no-joi* anzuschließen, Ronin zu werden, Choshu-Krieger als Stoßtrupp für die Veränderung zu organisieren und zu führen. Jawohl, doch ihre Zustimmung ist geheim, denn würde sie bekannt, kostete es meinen Vater und den Sensei den Kopf.

Karma. Ich tue meine Pflicht. Gai-Jin sind Abschaum, den wir nicht brauchen. Nur ihre Waffen brauchen wir, um damit zu töten.

Der Regen wurde stärker. Und der Sturm. Das freute ihn, denn es machte eine Konfrontation unwahrscheinlicher. Die Aussicht auf ein Bad, auf Saké und saubere Kleidung hielt ihn warm und stark. Daß der Überfall fehlgeschlagen war, bekümmerte ihn nicht. Das war Karma.

Die Überzeugung, daß überall Feinde und Verräter lauerten, war ihm von seinen Lehrern und Vorvätern tief eingeprägt worden. Seine Schritte waren vorsichtig, ständig überzeugte er sich, daß er nicht verfolgt wurde, wechselte ohne jede Logik die Richtung und erkundete, wann immer möglich, das vor ihm liegende Terrain, bevor er weiterschlich.

Als er das Gäßchen erreichte, verließen ihn unversehens die Kräfte. Die Herberge ›Zu den siebenundvierzig Ronin‹ war mitsamt ihrem Zaun verschwunden. An ihrer Stelle rauchende Trümmer sowie ein paar Leichen, weibliche und männliche. Einige enthauptet, andere in Stücke gehauen. An seinem Kimono erkannte er Gota, seinen Shishi-Kameraden. Der Kopf der Mama-san steckte auf einem in den Boden gestoßenen Speer. Daran befestigt war ein Schild: *Verbrecher und Verräter zu beherbergen verstößt gegen das Gesetz.*

Darunter klebte das offizielle Siegel der Bakufu, unterzeichnet von Nori Anjo, Oberster der *roju*...

Wilde Wut erfüllte Hiraga, aber es war eine eiskalte Wut und mehrte nur jene, die bereits in ihm wühlte. Diese verfluchten Gai-Jin, dachte er. Das hier ist ihre Schuld. Ihretwegen ist das hier geschehen. Wir werden uns rächen.

## 13

*Sonntag, 30. September*

Ganz langsam erwachte Malcolm Struan aus dem Schlaf. Seine Sinne sondierten, prüften. Er hatte schon immer viel von seelischem Schmerz verstanden: durch den Verlust von zwei Brüdern und zwei Schwestern; durch den Kummer über die Trunksucht des Vaters und dessen immer schlimmer werdenden Wutausbrüche; durch ungeduldige Lehrer; durch seine zwanghaften Bemühungen, überall zu glänzen, weil er eines Tages der Tai-Pan sein würde; und durch seine nagende Furcht, er werde, so intensiv er sich auch vorbereitete, übte, betete, jeden Tag und jede Nacht arbeitete, unzulänglich bleiben.

Nun aber mußte er die Ebene seines Erwachens so gründlich testen wie nie zuvor, die Tiefe der körperlichen Schmerzen ausloten, die er an diesem Tag als Norm zu ertragen haben würde, ohne die plötzlichen, sengenden Krämpfe, die ohne Vorwarnung auftraten.

Nur ein pochender Schmerz heute, aber besser als gestern. Wie viele Tage waren seit der Tokaidō vergangen? Sechzehn. Der sechzehnte Tag.



Er ließ zu, daß er wacher wurde. Wirklich besser als gestern, jetzt waren Augen und Ohren offen. Das Zimmer lag im frühen Tageslicht. Klarer Himmel, leichter Wind, kein Sturm.

Zwei Tage zuvor hatte sich der Sturm gelegt. Acht Tage lang hatte er mit Taifunstärke geblasen, um dann ebenso schnell abzuziehen, wie er gekommen war. Die Flotte vor Edo hatte sich schon am ersten Tag verteilt und Sicherheit auf hoher See gesucht. Von allen Kriegsschiffen hatte sich das französische Flaggschiff als erstes von den anderen gelöst und gerade noch rechtzeitig den Rückweg nach Yokohama geschafft. Seitdem war kein weiteres Schiff zurückgekehrt. Noch brauchte man sich keine Sorgen zu machen, aber alle beobachteten beunruhigt, hoffend und betend, den Horizont.

Während des Unwetters war hier in Yokohama ein Handelsschiff aufs Land geschleudert und mehrere Gebäude beschädigt worden; zahlreiche Kutter und Fischerboote waren verlorengegangen, im Dorf und in der Yoshiwara waren Zerstörungen angerichtet, im Militärlager auf dem Steilufer viele Zelte davongeweht worden. Tote hatte es jedoch weder dort noch in der Niederlassung gegeben.

Wir haben mehr als Glück gehabt, dachte Struan und konzentrierte sich auf das zentrale Problem seines persönlichen Universums. Kann ich mich aufrichten?

Ein ganz behutsamer, ungeschickter Versuch. Ayeeyah! Schmerzen, aber nicht zu schlimm. Mit beiden Armen stemmte er sich empor, dann saß er, die Hände hinter sich aufgestützt, tatsächlich aufrecht.

Erträglich. Besser als gestern. Nach einer kleinen Weile beugte er sich vor und nahm behutsam sein Gewicht von einem Arm. Immer noch erträglich. Nahm das Gewicht von beiden Armen. Immer noch erträglich. Sehr langsam schlug er die Bettdecke zurück und versuchte, die Füße auf den Fußboden zu setzen. Aber das ging nicht, der stechende Schmerz war viel zu groß. Ein zweiter Versuch, aber auch der mißlang.

Macht nichts, ich versuch's später noch einmal. So behutsam wie möglich legte er sich wieder zurück. Als seine Mitte von dem Gewicht befreit war und er auf dem Rücken lag, seufzte er vor Erleichterung. »Ayeeyah!«

»Geduld, Malcolm«, predigte Babcott bei seinen drei bis vier täglichen Besuchen ständig.

»Zum Teufel mit der Geduld!«

»Sie haben recht – aber Sie machen sich wirklich gut.«

»Und wann kann ich aufstehen?«

»Sofort, wenn Sie wollen. Aber ich würde es Ihnen nicht raten.«

»Wann?«

»Warten Sie noch etwa zwei Wochen.«

Da hatte er laut geflucht. In mancher Hinsicht jedoch war er sogar froh über den Aufschub. So hatte er etwas mehr Zeit zu überlegen, wie er nun als Tai-Pan mit seiner Mutter, mit Angélique, mit McFay und den drängenden Geschäftsproblemen fertig werden sollte.

»Was ist mit den Waffen für Choshu?« hatte McFay ihn vor einigen Tagen gefragt. »Das wird ein riesiges Geschäft.«

»Ich habe da so eine Idee. Überlassen Sie das mir.«

»Norbert Greyforth wird diese Choshus längst aufgespürt haben und macht ihnen mit Sicherheit ein günstigeres Angebot.«

»Zum Teufel mit Norbert und Brock! Deren Verträge sind nicht so gut wie unsere, und Dimitri, Cooper-Tillman und der größte Teil der anderen amerikanischen Chinahändler sind auf unserer Seite.«

»Nur nicht in Hawaii«, widersprach McFay grimmig.

In ihrem letzten Brief, zehn Tage zuvor – seither gab es keine weiteren Nachrichten, und der zweimal im Monat eintreffende Dampfer wurde erst in fünf Tagen erwartet –, hatte Tess Struan geschrieben...

*...die Victoria Bank hat uns hintergangen. Ich vermute, daß Morgan Brock in London von ihr mit großzügigen Kreditbriefen unterstützt wird. Damit hat er heimlich all unsere Hawaii-Agenten ausgekauft oder bestochen, den ganzen Zuckermarkt an sich gerissen und uns vollkommen ausgeschlossen. Schlimmer noch – obwohl ich keine Beweise habe –, es wird gemunkelt, daß er enge Kontakte mit dem Rebellenpräsidenten Jefferson Davis und seinen Baumwollpflanzern unterhält und ihnen das Angebot gemacht hat, die ganze Ernte für ein Termingeschäft mit englischen Spinnereien aufzukaufen – ein Handel, der Tyler and Morgan zu den reichsten Männern Asiens machen würde. DAS DARF NICHT GESCHEHEN! Ich bin am Ende meiner Weisheit. Was meinen Sie, Jamie? Zeigen Sie diese Depesche meinem Sohn zusammen mit derselben dringenden Bitte um Hilfe.*

»Wie lautet Ihr Vorschlag, Jamie?«

»Ich habe keinen, Mal... Tai-Pan.«

»Wenn der Handel abgeschlossen wird, ist es das Ende. Angenommen, er ist abgeschlossen – könnten wir die Baumwolle irgendwie abfangen?«

McFay hatte die Augen aufgerissen. »Piraterie?«

»Wenn es nicht anders geht«, hatte Struan gelassen erwidert. »Der alte Brock würde es tun, hat es schon früher getan. Das wäre eine Möglichkeit; die Baumwolle wird mit seinen Schiffen transportiert. Die zweite: Unsere Navy bricht die Blockade der Union. Dann kriegen wir so viel Baumwolle, wie wir wollen.«

»Mag sein, wenn wir der Union den Krieg erklären. Unvorstellbar!«

»Ich bin anderer Ansicht. Mann Gottes, wir sollten Davis zu Hilfe kommen, die Südstaaten-Baumwolle ist unser Lebenssaft. Dann werden die Rebellen siegen, sonst nicht«, hatte Malcolm gesagt.

»Richtig. Aber ebenso sind wir auch vom Norden abhängig. Außerdem hat Mrs. Struan bis jetzt noch keine Beweise.«

»Wie können wir ihm seine Schiffe nehmen? Es muß eine Möglichkeit geben, die Kette zu durchbrechen. Wenn er die Fracht nicht transportieren kann, geht er bankrott.«

»Was würde Dirk tun?«

»Ihn am Lebensnerv treffen«, antwortete Malcolm ohne Zögern.

»Dann müssen wir den finden...«

Was ist Brocks Lebensnerv? fragte er sich abermals, während er still auf seinem Bett lag. Er zwang sich, klar und präzise über dieses Problem und all die anderen nachzudenken. Angélique? Nein, damit werde ich mich später befassen – aber ich weiß, daß ich sie mit jedem Tag mehr liebe.

Zum Glück kann ich jetzt wenigstens Briefe schreiben. Mutter muß ich unbedingt noch einmal schreiben; wenn einer weiß, wo der Lebensnerv sitzt, dann sie. Tyler Brock ist schließlich ihr Vater und Morgan Brock ihr Bruder, aber wie kann sie es wagen, auf Angéliques Familie herabzusehen? Soll ich Angéliques Vater schreiben? Ja, aber noch nicht jetzt.

So viel Post aufzuarbeiten, Bücher aus England zu bestellen, bis Weihnachten ist es nicht mehr lange, der Wohltätigkeitsball im Jockey Club von Hongkong, Struans alljährlicher Ball, muß organisiert werden, die Besprechungen heute: Jamie mindestens zweimal, Seratard heute nachmittag – was will der von mir? Was ist sonst noch für heute geplant? Phillip will nach dem Frühstück zum Plaudern kommen... einen Moment, nein, nein, nicht heute. Sir William hat ihn gestern nach Edo zurückbefohlen, um die Gesandtschaft auf die Verhandlungen mit dem Ältestenrat in zwanzig Tagen vorzubereiten.

»Werden die Verhandlungen tatsächlich stattfinden, Sir William?« hatte er gefragt, als der Gesandte ihn besuchte. Nachdem die Gesandtschaft nicht mehr von der Flotte beschützt wurde und überall ringsum ausgedehnte, wenn auch nicht offen feindselige Samurai-Aktivitäten zu erkennen waren, hatte Sir William es nach ein paar

gesichtswahrenden Tagen für richtig befunden, nach Yokohama zurückzukehren, angeblich, um sich auf die Übergabe der Entschädigungssumme vorzubereiten.

»Ich glaube schon, Mr. Struan. Vielleicht nicht pünktlich, aber sicher wird die Zeremonie annähernd zum festgesetzten Zeitpunkt stattfinden, und wir werden einen echten Schritt vorwärts getan haben. Wenn sie die erste Rate von fünftausend Pfund, wie zugesagt, überbringen... nun ja, das wird ein positives Zeichen sein. Übrigens, wie ich hörte, läuft heute einer Ihrer Dampfer nach Hongkong aus. Dürfte ich Sie bitten, daß das Schiff einen Mann aus meinem Stab und einige dringende Post mitnimmt? Meine Frau und meine beiden Söhne werden bald hier eintreffen, deswegen muß ich Vorkehrungen treffen.«

»Selbstverständlich. Ich werde McFay instruieren. Wenn Sie eine Kabine auf einem unserer Schiffe benötigen, um Ihre Familie abzuholen, brauchen Sie es nur zu sagen.«

»Ich danke Ihnen. Wenn sie kommen, möchte ich zwei Wochen Urlaub machen. Man fühlt sich so eingeeengt, so eingesperrt hier, finden Sie nicht auch? Ich vermisse das geschäftige Treiben von Hongkong, das ist eine Stadt! Obwohl die Leute in Whitehall sie überhaupt nicht zu schätzen wissen. Hier und da ein gutes Essen mit viel Fleisch, ein Spiel Cricket oder Tennis, ein Theater- oder Opernbesuch und ein paar Tage beim Pferderennen würden mir schon gefallen. Wann werden Sie zurückfahren?«

Ja, wann?

Die Nachricht von unserem Tokaidō-Abenteuer muß vor nahezu einer Woche dort eingetroffen sein – vorausgesetzt, der Postdampfer hat den Sturm überstanden. Mutter wird Zustände gekriegt haben, sich nach außen hin aber nichts anmerken lassen. Wird sie mit dem erstbesten Schiff hierherkommen? Möglicherweise, aber jemand muß sich um das Hauptbüro kümmern – und um Emma, Rose und Duncan. Da Vater tot ist und ich nicht dort sein kann,

kann sie unmöglich achtzehn Tage lang wegbleiben. Und selbst wenn sie bereits an Bord ist, brauche ich mindestens drei bis vier Tage, um meine Verteidigung aufzubauen. Seltsam, sie als potentielle Feindin zu betrachten, und wenn nicht Feindin, so doch nicht länger Freundin. Vielleicht aber ist sie doch noch meine Freundin, das war sie immer, wenn auch distanziert, weil sie sich viel um Vater gekümmert und für uns nur sehr wenig Zeit übrig gehabt hat.

»Mein Sohn, wie könnte ich jemals deine Feindin sein?«

Erstaunt sah er sie an seinem Bett stehen, den Vater ebenfalls, und das war merkwürdig, denn er erinnerte sich genau, daß sein Vater tot war, aber das schien keine Rolle zu spielen, rasch aus dem Bett, ohne daß es schmerzte, und unter fröhlichem Geplauder mit ihnen im Kutter quer durch den Hafen von Hongkong, überall Sturmwolken, während beide respektvoll zuhörten und seine klugen Pläne guthießen und Angélique in durchsichtigem Gewand mit lockenden, unbedeckten Brüsten im Heck saß, seine Hände auf ihr und jetzt tiefer, nunmehr alles unbedeckt, ihr Körper preßte sich an den seinen...

»Malcolm?«

Erschrocken fuhr er auf. In einem blauen kostbaren Seidenmorgenrock stand Angélique lächelnd an seinem Bett. Der Traum löste sich auf, und nur die Drohung blieb und die Verheißung ihres Körpers, die noch in seinem Unterbewußtsein pulsierte. »Ich... Ich habe geträumt, mein Liebling. Von dir.«

»Ach ja? Was denn?«

Stirnrunzelnd versuchte er sich zu erinnern. »Ich weiß es nicht mehr«, gestand er dann und sah lächelnd zu ihr empor. »Nur, daß du wunderschön warst. Ich liebe deinen Morgenmantel.«

Fröhlich wirbelte sie herum, damit er sie bewundern konnte. »Der ist von dem Schneider, den du mir durch Jamie vermittelt hast. *Mon Dieu*, Malcolm, ich finde ihn wunderbar – vier Kleider habe ich bestellt, ich hoffe, das ist in Ordnung... Ach, ich danke dir!« Sie

beugte sich herab und gab ihm einen Kuß.

»Einen Moment, Angélique, warte! Nur einen Moment. Sieh mal!« Vorsichtig richtete er sich auf, ignorierte den Schmerz und streckte die Hände nach ihr aus.

»Aber das ist ja wundervoll, *chéri*«, sagte sie glücklich und ergriff seine Hände. »Ich glaube, Malcolm, von nun an sollte ich mich wohl ständig von einer Anstandsdame begleiten lassen und mich nicht mehr allein in deinem Schlafzimmer aufhalten!«

Lächelnd trat sie näher, legte ihm behutsam die Hände auf die Schultern, ließ zu, daß er sie mit den Armen umschlang, und küßte ihn. Sein Kuß war leicht, verheißungsvoll und leugnete seine Gier nach mehr nicht. Unschuldig küßte sie ihn aufs Ohr; dann richtete sie sich auf und duldete, daß er den Kopf an ihre Brust legte, weil sie diese intime Geste ebensosehr genoß wie er. Weiche Seide an seiner Wange, mit dieser unheimlichen, ganz speziellen Wärme.

»Sag, Malcolm, hast du das ernst gemeint, als du sagtest, daß du mich heiraten willst?« Sie spürte, wie seine Arme sie fester packten und er vor Schmerz zusammenzuckte.

»Selbstverständlich. Das habe ich dir doch immer wieder gesagt.«

»Meinst du, daß deine Eltern, pardon, deine Mutter, daß sie damit einverstanden ist, ja? O Gott, ich hoffe es ja so sehr.«

»Ja, o ja, das wird sie sein, selbstverständlich wird sie das.«

»Darf ich also an Papa schreiben? Ich möchte es ihm so gern mitteilen.«

»Natürlich. Schreib du nur, wenn du das willst«, antwortete er kehlig. Dann küßte er, von ihrer liebevollen Zuneigung und seinem unkontrollierbaren Verlangen hingerissen, die Seide, und noch einmal, fester, und hätte fast laut geflucht, als er ihr Ausweichen spürte, bevor es tatsächlich erfolgte. »Verzeih«, murmelte er leise.

»Kein Grund für ›Verzeih‹ und angelsächsische Schuldgefühle, mein Liebling, nicht bei uns«, gab sie zärtlich zurück. »Ich begehre dich auch.« Dann wechselte sie jedoch, ihrem Plan folgend, ur-

plötzlich die Stimmung und gewann die Selbstbeherrschung zurück. »Jetzt werde ich Florence Nightingale spielen.«

Sie schüttelte die Kopfkissen auf und machte sich daran, sein Bett zu richten. »Heute abend findet ein französisches Dîner statt, mit M'sieur Seratard als Gastgeber, und für morgen abend hat er eine Soirée arrangiert. André Poncin wird Beethoven auf dem Klavier spielen – den mag ich viel lieber als Mozart –, außerdem Chopin und ein Stück von einem jungen Mann namens Brahms.« Eine Kirchenglocke begann zum Frühgottesdienst zu rufen, unmittelbar gefolgt vom lieblicheren und melodischeren Geläut der katholischen Kirche. »So«, sagte sie und half ihm fürsorglich, sich bequem auszustrecken. »Jetzt werde ich Toilette machen, und nach der Messe, wenn du auch Toilette gemacht hast, werde ich wiederkommen.«

Er hielt ihre Hand. »Du bist so wundervoll. Ich liebe d...« Unvermittelt sahen beide zur Tür, weil jemand die Klinke bewegte. Aber der Riegel war vorgelegt.

»Das habe ich getan, während du schiffst.« Sie kicherte wie ein kleines Mädchen. Wieder wurde die Klinke bewegt. »Die Diener kommen immer herein, ohne anzuklopfen. Ich muß ihnen endlich mal eine Lektion erteilen!«

»Mass'er!« rief der Diener draußen. »Tee-ah!«

»Sag ihm, er soll weggehen und in fünf Minuten wiederkommen.«

Struan, von ihrem Glück angesteckt, rief den Befehl auf kantonesisch; gleich darauf hörten sie, wie der Mann schimpfend davonging.

Sie lachte. »Du mußt mir Chinesisch beibringen.«

»Ich werd's versuchen.«

»Wie heißt ›Ich liebe dich‹?«

»Für Liebe gibt es kein Wort, nicht wie bei uns.«

Ein Stirnrunzeln verdunkelte ihre Miene. »Wie traurig.«

Sie lief zur Tür, entriegelte sie, warf ihm eine Kußhand zu und verschwand in ihrer eigenen Suite.



Sehnsüchtig betrachtete er die Tür. Dann hörte er, wie die Glocken ihr Geläut veränderten, schneller wurden, dringender: Messe.

Sein Herz verkrampfte sich. Daran habe ich nicht gedacht – daß sie katholisch ist. Mutter ist streng anglikanisch, zweimal an jedem Sonntag gingen wir gemeinsam mit jeder anderen anständigen Familie in Hongkong in die Kirche.

Katholisch?

Spielt keine Rolle, mir... macht es nichts; ich muß sie haben, sagte er sich, und seine gesunde, hungrige Sehnsucht nach ihr pulsierte, bis der Schmerz schwand. »Ich muß!«

An jenem Nachmittag stellten die vier schwitzenden japanischen Träger die mit Eisenbändern beschlagene Truhe ab, aufmerksam beobachtet von drei unwichtigen Bakufu-Beamten, Sir William, den Dolmetschern, einem Offizier des Rechnungsbüros der Army, dem Gesandtschafts-Geldwechsler, einem Chinesen und Vargas, der ihn beaufsichtigte.

Sie befanden sich im Hauptkonferenzsaal der Gesandtschaft; die Fenster standen offen, und Sir William vermochte sein strahlendes Lächeln kaum zu unterdrücken. »Sagen Sie ihnen, sie sollen die Kiste aufmachen, Johann.«

Umständlich zog einer der Beamten einen schweren Schlüssel hervor und öffnete die Truhe. Sie war gefüllt mit mexikanischen Silberdollars, ein paar Tael Goldbarren – Gewicht etwa eineindrittel Unzen – und etwas Silber.

»Fragen Sie, warum die Entschädigung nicht wie vereinbart ausschließlich in Gold ausgezahlt wird.«

»Der Beamte sagt, sie hätten so schnell nicht genug Gold auftreiben können, aber das seien saubere Mex-Dollars, also offizielle Währung, und Sie möchten doch bitte eine Quittung ausschreiben.« ›Saubere‹ Münzen hieß, daß sie nicht, wie allgemein üblich,

abgeschabt oder beschnitten waren, um an die Vertrauensseligen abgeschoben zu werden.

»Fangen Sie an zu zählen.«

Munter kippte der Geldwechsler den Inhalt auf den Teppich. Sogleich entdeckte er eine beschnittene Münze, Vargas eine zweite und eine dritte. Diese wurden beiseite gelegt. Alle starrten auf den Teppich, auf die sauber geordneten, wachsenden Münzstapel. Fünftausend Pfund Sterling war eine immense Summe, verglichen mit dem Gehalt eines Dolmetschers von vierhundert im Jahr, eines Geldwechslers von einhundert (obwohl ein kräftiger Prozentsatz von allem, was durch seine Hände ging, an ihnen kleben blieb), eines Matrosen von sechs und eines Admirals von sechshundert Pfund pro Jahr.

Das Zählen war schnell erledigt. Beide Geldwechsler kontrollierten zweimal das Gewicht jedes einzelnen der kleinen Goldbarren, sodann das Gewicht eines jeden Stapels beschnittener Münzen und benutzten anschließend einen Abakus, um nach dem gegenwärtigen Wechselkurs die Gesamtsumme auszurechnen.

»Es sind viertausendundvierundachtzig Pfund, sechs Shilling und sieben Pence Farthing in sauberen Münzen, Sir William«, sagte Vargas, »fünfhundertzwanzig Pfund in Gold, zweiundneunzig Pfund sechzehn in beschnittenen Münzen, also insgesamt viertausendsechshundertundsiebenundneunzig Pfund, zwei Shilling und sieben Pence Farthing.«

»Verzeihung, acht Pence, Mass'er.« Der Chinese mit dem langen, dicken Zopf verneigte sich mehrfach. Diese kleine, gesichtswahrende Korrektur war im voraus mit Vargas abgesprochen worden, denn der Betrag, den sein portugiesischer Kollege als ihre Vergütung von zweieinhalb Prozent errechnet hatte – einhundertsiebzehn Pfund, acht Shilling und Sixpence für beide zusammen –, war zwar weniger als das, was er selbst herausgeschlagen hätte, für die Arbeit einer halben Stunde jedoch nicht zu verachten.

»Vargas«, sagte Sir William, »packen Sie alles in die Truhe zurück und geben Sie ihnen eine Quittung mit dem Vermerk, daß alles, was zuwenig gezahlt wurde, auf die letzte Teilzahlung aufgeschlagen wird. Johann, danken Sie ihnen und erklären Sie, daß wir den vollen Betrag in Gold in neunzehn Tagen erwarten.«

Johann gehorchte. Sofort setzte der andere Dolmetscher zu einer langen Erklärung an. »Sie bitten um einen Aufschub, Sir, und...«

»Kein Aufschub.« Sir William seufzte und machte sich auf eine weitere Stunde gefaßt. Er schloß die Augen, bis er zu seinem Erstaunen hörte, daß Johann sagte: »Sie sind plötzlich zum springenden Punkt gekommen, Sir. Es geht um das Treffen in Edo, Sir. Sie bitten, es um weitere dreißig Tage aufzuschieben, so daß es fünfzig Tage von heute an sind... Ihre genauen Worte lauten: Dann wird der Shōgun aus Kyōto zurück sein, und er hat den Ältestenrat angewiesen, die ausländischen Gesandten zu informieren, daß er ihnen an dem Tag eine Audienz gewähren würde.«

»Um Zeit zum Nachdenken zu gewinnen«, rief Sir William: »Lim!« Augenblicklich war der Diener zur Stelle. »Tee!«

Innerhalb von Sekunden kamen die Tablettts. Dazu Zigarren, Schnupf- und Pfeifentabak. Bald war der Raum von Rauch erfüllt, und jedermann hustete, während Sir William seine Optionen erwog.

Zunächst und vor allem habe ich es vermutlich mit rangniederen Beamten zu tun, daher wird über alle Vereinbarungen nochmals verhandelt werden müssen. Zweitens werden die fünfzig Tage ohnehin auf zwei Monate, vielleicht sogar auf drei ausgedehnt werden, aber wenn wir eine Audienz beim Allerhöchsten – natürlich unter britischer Leitung – bekommen, werden wir einen dauerhaften Schritt vorwärts getan haben, im Grunde ist es mir gleichgültig, ob der Aufschub drei oder sogar vier Monate beträgt. Bis dahin habe ich Lord Russells Zustimmung zum Krieg, werden Verstärkungen aus Indien und Hongkong unterwegs sein, wird der Admiral seine

verdamnte Vollmacht haben, um Edo, wenn es denn sein muß, einzunehmen, zu halten und zu befestigen.

Natürlich könnte ich sagen, laßt uns die Zusammenkunft durchführen wie geplant und erst anschließend den Shōgun treffen. Das wäre am besten, aber ich habe das Gefühl, daß sie nichts gegen den Wunsch dieses geheimnisvollen Shōgun tun und sich irgendwie herauswinden und uns wieder mal reinlegen werden.

»Der Sprecher sagt, da alles abgemacht ist, werden sie sich verabschieden«, erklärte Johann.

»Gar nichts ist abgemacht. Ein Aufschub von dreißig Tagen ist aus vielerlei Gründen nicht möglich. Wir haben bereits eine Zusammenkunft mit dem Ältestenrat arrangiert, die auch wie geplant stattfinden wird, und wir würden uns freuen, zehn Tage später den Shōgun kennenzulernen.«

Nach einer Stunde, ausgefüllt mit eingesogenem Atem, entsetztem Schweigen und barschem Angelsächsisch, ließ sich Sir William überreden und erreichte seinen Kompromiß: Die Zusammenkunft mit dem Ältestenrat würde stattfinden wie geplant, das Treffen mit dem Shogun zwanzig Tage danach.

Wieder allein mit Sir William, sagte Johann: »Sie werden sich nicht daran halten.«

»Ich weiß. Macht nichts.«

»Sir William, mein Vertrag läuft in zwei Monaten aus. Ich werde ihn nicht erneuern.«

»Ich kann Ihre Dienste noch mindestens sechs Monate lang nicht entbehren«, entgegnete Sir William scharf.

»Es wird Zeit, daß ich heimkehre. Hier wird es bald zu Blutvergießen kommen, und ich möchte nicht, daß mein Kopf auf einem Pfahl landet.«

»Ich werde Ihr Gehalt um fünfzig Pfund pro Jahr erhöhen.«

»Es geht mir nicht ums Geld, Sir William. Ich bin müde. Achtundneunzig Prozent all dieses Geredes ist Scheiße. Ich habe nicht

mehr Geduld genug, ein Weizenkorn in einem Faß voll Dung zu suchen!«

»Ich brauche Sie noch für diese beiden Besprechungen.«

»Sie werden niemals stattfinden. Etwas über zwei Monate noch, dann bin ich fort, das genaue Datum steht im Vertrag. Tut mir leid, Sir William, aber einmal muß Schluß sein, und jetzt werde ich mich betrinken.« Damit ging er hinaus.

Sir William begab sich in sein Büro, trat ans Fenster und suchte den Horizont ab. Die Sonne ging gerade unter. Und nirgends eine Spur von der Flotte. Mein Gott, ich hoffe, sie sind in Sicherheit. Ich muß Johann irgendwie zurückhalten. Tyrer braucht noch mindestens ein Jahr, bis er so weit ist. Wen könnte ich nehmen, dem ich vertrauen kann? Verdamm!

Da der Schein der untergehenden Sonne den kärglich eingerichteten Raum nicht ausreichend beleuchtete, entzündete er eine Öllampe und stellte sorgfältig den Docht ein. Auf dem Schreibtisch stapelten sich Depeschen, sein Exemplar von *All the Year Round* – längst von vorn bis hinten gelesen –, sämtliche Zeitungen vom letzten Postdampfer, mehrere Exemplare von *Illustrated London News* und *Punch*. Er griff nach dem Vorexemplar von Turgenjews *Väter und Söhne* auf Russisch, das ihm ein Freund am Hof von St. Petersburg geschickt hatte, begann zu lesen, vermochte sich nicht zu konzentrieren, legte das Buch beiseite und begann das zweite Schreiben dieses Tages an den Gouverneur von Hongkong, in dem er Einzelheiten der Verhandlungen von heute mitteilte und um Ersatz für Johann bat. Dann kam lautlos Lim herein und schloß die Tür hinter sich.

»Ja, Lim?«

Lim trat an den Schreibtisch, zögerte; dann senkte er die Stimme. »Mass'er«, sagte er vorsichtig, »höre Ärger, bald Ärger Edo Big House, viel Ärger.«

Sir William blickte zu ihm auf. Big House, so nannten die chine-

sischen Diener die Gesandtschaft in Edo. »Was für Ärger?«

Lim zuckte die Achseln. »Ärger.«

»Wann Ärger?«

Wieder zuckte Lim die Achseln. »Whisk'y Wasser, heya?«

Sir William nickte nachdenklich. Von Zeit zu Zeit pflegte ihm Lim Gerüchte zuzutragen, und es war unheimlich, wie oft er recht hatte. Er beobachtete, wie der Chinese zum Sideboard hinüberging und ihm den Drink genauso mixte, wie er es liebte.

Phillip Tyrer und der Captain im Kilt beobachteten denselben Sonnenuntergang von einem der oberen Fenster der Gesandtschaft in Edo aus. Dunkelrote, orangefarbene und braune Töne am leeren Horizont, untermischt mit einem Streifen Blau über dem Meer. »Werden wir morgen gutes Wetter haben?«

»Ich kenne mich mit dem Wetter hier nicht so gut aus, Mr. Tyrer. Wenn wir in Schottland wären, könnte ich es Ihnen sagen.« Der Captain, ein kleiner, dreißig Jahre alter Mann mit sandfarbenem Haar, lachte. »Regen mit vereinzelt Schauern... aber, *och ay*, das ist gar nicht so schlecht.«

»Ich bin noch nie in Schottland gewesen, aber beim nächsten Urlaub werde ich hinfahren.« Bei der Erinnerung an Sir Williams Zorn machte sich sein Magen bemerkbar. »Und wann kehren Sie in die Heimat zurück?«

»Vielleicht nächstes Jahr, vielleicht übernächstes. Dies ist erst mein zweites Jahr.« Sie richteten ihre Aufmerksamkeit wieder auf den Platz unten. Vier Highlander und ein Sergeant kamen durch die Reihen der postierten Samurai den Hang heraufmarschiert und passierten dann das Eisentor. Sie kehrten von einer Routine-Patrouille zur Pier zurück, wo ein Detachement Marinesoldaten sowie ein Kutter postiert waren. Die Samurai waren wie immer da, unterhielten sich oder gruppierten sich um nahe Feuer, die entzündet

wurden, wenn es kalt wurde, waren ständig in Bewegung. Niemand, weder Soldat noch Gesandtschaftsangehöriger, war am Betreten oder Verlassen des Grundstücks gehindert worden, doch alle mußten sich diesen durchdringenden, aber stets wortlosen Blicken aussetzen.

»'tschuldigen Sie, ich werde mich beim Sergeant für alle Fälle vergewissern, daß unser Kutter da ist, die Wachtposten kontrollieren und alles für die Nacht abschließen. Dinner um sieben, wie gewöhnlich?«

»Ja.« Als er allein war, unterdrückte Tyrer ein Gähnen, reckte sich und bewegte den Arm, um die leichten Schmerzen zu lindern. Seine Wunde heilte zufriedenstellend, für eine Schlinge gab es keinen Grund mehr. Ich hab verdammtes Glück gehabt, dachte er, bis auf Wee Willie. Verflucht sei der Kerl, daß er mich hierhergeschickt hat, ich soll hier zum Dolmetscher ausgebildet werden und nicht zum Handlanger. Verdammt, verdammt, verdammt. Und jetzt werde ich Andrés Konzert verpassen, auf das ich mich so sehr gefreut habe. Angélique wird sicher auch da sein.

Die Gerüchte über ihre heimliche Verlobung hatten sich in Windeseile in der Niederlassung verbreitet. Auf gelegentliche Andeutungen Struan oder ihr gegenüber hatte es weder Verneinungen noch Bestätigungen gegeben, nicht einmal den kleinsten Hinweis. Im Club standen die Wetten zwei zu eins, daß die Gerüchte stimmten, zwanzig zu eins, daß die Heirat niemals stattfinden werde: »Struan ist schwer krank, sie ist katholisch, und du kennst doch seine Mum, Jamie!«

»Akzeptiert! Es geht ihm jeden Tag besser, und du kennst ihn nicht so gut wie ich. Zehn Guineas gegen zweihundert.«

»Nun, Charlie – was wettetest du, daß sie was im Ofen hat?«

»Angel Tits ist doch keine Nutte, Mann!«

»Tausend zu eins?«

»Abgemacht... eine Goldguinea.«

Zu Tyrers und Pallidars Mißvergnügen gab es tagtäglich neue, detailliertere und persönlichere Wetten. »Diese Kerls hier kommen anscheinend allesamt aus der Gosse!«

»Sie haben natürlich recht, Pallidar. Eine miese Bande!«

Während derart intime Spekulationen über Struan und Angélique die Runde machten, wurde noch mehr über das Ausmaß des Sturms und darüber gemutmaßt, daß die Flotte sich in großen Nöten befinde. Auch die japanischen Kaufleute waren nervöser als sonst und flüsterten sich Gerüchte über Aufstände in ganz Japan zu sowie Behauptungen, der geheimnisvolle Mikado, angeblich Hohepriester aller Japaner, der in Kyōto residierte, habe allen Samurai befohlen, Yokohama anzugreifen.

»Absoluter Blödsinn, wenn du mich fragst«, beruhigten die Westler einander, aber dennoch wurden immer mehr Gewehre gekauft. Drunk Town, so hieß es, gleiche einem schwer bewaffneten Heerlager.

Dann war, wenige Tage zuvor, ein Akt der Gewalt verübt worden: Ein amerikanisches Handelsschiff, vom Sturm arg mitgenommen, hatte sich mühsam nach Yokohama hineingeschleppt. Mit einer Ladung Silber, Munition und Waffen, Opium, Tee und allgemeinen Handelsgütern auf der Fahrt von Shanghai nach den Philippinen, war es in der Shimonoseki-Straße von Küstenbatterien beschossen worden.

»Den Teufel wurdet ihr!« brüllte jemand inmitten der allgemeinen Explosion empörter Wut im Club.

»Allerdings wurden wir! Dabei waren wir ganz friedlich. Diese Choshu-Schweine waren verdammt präzise – welcher Wahnsinnige hat ihnen die Kanonen verkauft? Hat unsere Bramsegel weggerissen, bevor wir wußten, wie uns geschah, und Ausweichmanöver einleiten konnten. Gewiß, wir haben das Feuer erwidert, aber wir hatten nur zwei von diesen gottverdammten Fünfpfündern. Ungefähr zwanzig Geschütze haben wir gezählt.«



»Mein Gott, mit zwanzig Kanonen und erfahrenen Kanonieren könnte man die Shimonoseki-Straße mühelos sperren, und wenn sie das tun, sitzen wir wirklich in der Scheiße. Das ist der einzig sichere Weg hier raus.«

»Ay! Ohne die Binnengewässer geht's einfach nicht, bei Gott!«

»Wo zum Teufel steckt die Flotte? Die könnte die Batterien doch lahmlegen! Was soll aus unserem Handel werden?«

»Ay, wo ist die Flotte? Hoffentlich in Sicherheit.«

»Und wenn nicht?«

»Dann, Charlie, werden wir wohl eine andere kommen lassen müssen...«

Idioten, dachte Tyrer, die denken immer nur an dasselbe: die Flotte, Saufen und Geld.

Zum Glück hatte der französische Admiral André mitgebracht. Ich danke Gott für André, obwohl er flatterhaft und seltsam ist, aber das kommt nur daher, daß er Franzose ist. Durch ihn besitze ich jetzt schon zwei Übungshefte voll japanischer Wörter und Redensarten, ist mein Tagebuch vollgestopft mit einer Fülle von Folklore, und wenn wir wieder in Yokohama sind, habe ich eine Verabredung mit einem Jesuiten. Großartige Fortschritte, es ist so wichtig für mich, daß ich schnell lerne – und das, auch ohne an die Yoshiwara zu denken.

Drei Besuche. Die ersten beiden mit Fremdenführer, der dritte allein.

»Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie dankbar ich Ihnen bin, daß Sie mir so viel Zeit widmen und so freundlich helfen. Und wegen heute abend – das werde ich Ihnen niemals vergelten können, niemals!«

Das war nach dem ersten Besuch.

Nervös, schwitzend und stumm vor Erregung, nach außen aber Mannhaftigkeit vortäuschend, hatte er sich mit André gegen Abend dem fröhlichen Strom der Männer angeschlossen, die von der Nie-

derlassung aus der Yoshiwara zustrebten, vor den Samurai-Wachen höflich den Zylinder gelüftet und dafür oberflächliche Verneigungen entgegengenommen, die Brücke zum Paradies überquert und durch die hohen Tore im Holzzaun die Vorstadt betreten.

»Yoshiwara heißt ›Ort der Schilfrohre‹«, erklärte André aufgezuckt. »So hieß ein Stadtviertel in Edo, ein trockengelegter Sumpf, wo Shōgun Toranaga vor zweieinhalb Jahrhunderten das erste Bordellviertel erbauen ließ. Bis dahin waren die Bordelle überall verteilt. Seitdem, so heißt es, verfügen alle Groß- und Kleinstädte über ganz ähnlich abgeschlossene Viertel, die alle amtlich zugelassen und kontrolliert sind. Die meisten nennen sich ebenfalls Yoshiwara. Sehen Sie das da?«

Über dem Tor waren elegante Schriftzeichen in das Holz gebrannt. »Das heißt: *Die Lust drängt, dagegen muß etwas getan werden.*«

Tyrer stieß ein nervöses Lachen aus. In- und außerhalb des Tores standen zahlreiche Wachen. Am Abend zuvor, im Club, als André sich erboten hatte, ihn zu begleiten, hatte er nebenbei erwähnt, ein Händler habe ihm erzählt, die Wachen seien dort nicht etwa, um für Ruhe zu sorgen, sondern vor allem, um zu verhindern, daß die Huren flohen. »Dann sind sie im Grunde doch alle Sklavinnen, nicht wahr?« Zu seinem Schrecken war Poncin die Zornesröte ins Gesicht gestiegen.

»*Mon Dieu*, Sie dürfen diese Mädchen niemals als Huren sehen oder bezeichnen – nicht so, wie wir dieses Wort verstehen. Sie sind keine Sklavinnen. Einige von ihnen sind für eine Anzahl von Jahren vertraglich gebunden, viele fast noch als Kinder von ihren Eltern verkauft worden – ebenfalls für eine Anzahl von Jahren –, doch diese Verträge wurden amtlich gebilligt und registriert. Sie sind keine Huren, sie sind Damen der Weidenwelt, vergessen Sie das nie! Damen!«

»Es tut mir leid, ich...«

Aber André hatte ihm nicht zugehört. »Einige von ihnen sind

Geishas – Künstlerinnen; sie sind dazu ausgebildet, die Männer zu unterhalten, zu singen, zu tanzen, alberne Spielchen zu spielen, nicht aber fürs Kopfkissen. Die übrigen, *mon Dieu*, ich hab's Ihnen gesagt: Betrachten Sie sie niemals als Huren, betrachten Sie sie als Freudenmädchen, im Laufe vieler Jahre dazu ausgebildet, Ihnen Vergnügen zu bereiten.«

»Verzeihung, das wußte ich nicht.«

»Wenn Sie sie richtig behandeln, werden sie Ihnen Freude schenken, auf jede nur erdenkliche Art – *wenn sie das wollen* –, und wenn die Geldsumme, die Sie ihnen geben, korrekt ist. Sie geben ihnen Geld, das nicht von Bedeutung ist, sie geben Ihnen ihre Jugend. Es ist ein ungleiches Geschäft.« André sah ihn merkwürdig an. »Sie geben Ihnen ihre Jugend und verstecken die Tränen, die Sie auslösen.« Unvermittelt rührselig, kippte er seinen Wein und starrte das Glas an.

Während Tyrer ihre Gläser auffüllte, ärgerte er sich darüber, daß er das Gefühl der lässigen Freundschaft, einer für ihn wertvollen Freundschaft, verschleudert hatte. Er schwor sich, in Zukunft vorsichtiger zu sein, und fragte sich, warum der Freund plötzlich so wütend geworden war. »Tränen?«

»Sie haben kein gutes Leben, aber es ist auch nicht immer schlecht. Für einige kann es fabelhaft sein. Die schönsten und vollkommensten werden berühmt, werden sogar von den bedeutendsten Daimyos – Königen – im Land bemüht; sie können in hohe Stellungen heiraten, reiche Kaufleute ehelichen, ja sogar Samurai. Nur unsere Damen der Weidenwelt nicht, denn die sind nur für uns Gai-Jin da.« Voll Bitterkeit fuhr André fort: »Für sie gibt es keine andere Zukunft, als hier ein weiteres Haus zu eröffnen, Saké zu trinken und andere Mädchen einzustellen. *Mon Dieu*, Sie werden sie anständig behandeln, denn wenn sie erst hier sind, sind sie in den Augen aller Japaner verseucht.«

»Das tut mir leid. Wie grauenhaft.«

»Ja. Niemand versteht...« Trunkenes Aufbrausen von Gelächter der Männer um ihn herum löschte Andrés Stimme vorübergehend aus; der Club füllte sich, die Atmosphäre war lärmend und heiß. »Ich sage Ihnen, diese Kretins kümmert all das keinen Pfifferling, keinen von ihnen, bis auf Canterbury, dem war es nicht gleichgültig.« André blickte von seinem Glas auf. »Sie sind noch jung und unverdorben, nur für ein bis zwei Jahre hier und anscheinend lernwillig, daher dachte ich... Es gibt so vieles zu lernen, so viel Gutes«, hatte er dann plötzlich gesagt und war gegangen.

Als sie das Yoshiwara-Tor passierten, holte André eine kleine Pistole hervor. »Sind Sie bewaffnet, Phillip?«

»Nein.«

André überreichte seine Pistole einem schmierigen Beamten, der ihm eine Quittung gab und sie zu zahlreichen anderen Waffen legte. »Innerhalb des Zauns sind keine Waffen erlaubt. Das gilt für alle Yoshiwaras, sogar die Samurai müssen ihre Schwerter abgeben.

*On y va!*«

Vor ihnen lagen nun zu beiden Seiten der breiten Straße und davon abzweigenden Gassen lange Reihen sauberer, kleiner Häuser auf kurzen Stelzen, viele von ihnen Speiselokale oder kleine Bars, alle aus Holz mit Veranden und Shoji-Wänden aus Ölpapier. Überall Farben, Blütenzweige, Lärm und Lachen, Laternen, Kerzen und Öllampen. »Feuer ist hier äußerst gefährlich, Phillip. Das ganze Viertel ist im ersten Jahr abgebrannt, nach einer Woche war es jedoch wieder voll in Betrieb.«

Jedes Haus trug ein anderes Zeichen. Manche hatten offene Türen und Shoji-Schiebefenster. Darin saßen junge Mädchen, je nach Ansehen des Hauses in kostbare oder eher bescheidene Kimonos gekleidet. Andere Mädchen promenierten, einige mit bunten Sonnenschirmen, manche von Zofen begleitet, doch alle schenkten den glotzenden Männern wenig oder gar keine Beachtung. Darunter mischten sich Straßenhändler aller Art und Schwärme von Die-

nerinnen, die die Vorzüge ihres Hauses in markigem, rauhem Pidgin anpriesen, und das Ganze wurde vom fröhlichen Scherzen potentieller Kunden überlagert, die zumeist altbekannt waren und ihre bevorzugten Häuser hatten. Bis auf die Wachen, Diener, Träger und Masseure waren nirgends Japaner zu sehen.

»Vergessen Sie nie, daß die Yoshiwaras ein Ort der Freude sind, der fleischlichen Genüsse, des Essens und Trinkens, und daß es in Japan so etwas wie Sünde – ob Erbsünde oder andere – nicht gibt.« Lachend bahnte ihnen André einen Weg durch die Menge, die wohlgeordnet wirkte bis auf ein paar streitsüchtige Betrunkene, die von riesigen, geübten Rausschmeißern schnell und gutmütig voneinander getrennt, auf Hocker gesetzt und von den stets aufmerksamen Dienerinnen mit noch mehr Saké verwöhnt wurden.

»Betrunkene sind hier willkommen, Phillip, weil sie den Überblick über ihr Geld verlieren. Aber versuchen Sie sich niemals mit einem Rausschmeißer anzulegen; die sind phantastisch im unbewaffneten Kampf. Verglichen mit unserer Drunk Town geht's hier so diszipliniert zu wie auf der Regent's Promenade in Brighton.«

Plötzlich packte eine stürmische Dienerin Tyrers Arm und wollte ihn in einen Hauseingang ziehen. »Saké heya? Jig-jig viel gut, Mas-s'er...«

»*Iyé, domo, iyé...*«, fuhr Tyrer auf – nein, danke, nein –, und eilte hinter André her. »Großer Gott, ich mußte mich richtig mit Gewalt losreißen.«

»Das ist ihr Job.« Von der Hauptstraße bog André in einen Durchgang zwischen zwei Häusern ein, eilte einen anderen entlang, blieb vor einer unscheinbaren Tür in einem Zaun stehen, über der ein verschmutztes Schild hing, und klopfte. Tyrer erkannte die Schriftzeichen, die André ihm zuvor aufgeschrieben hatte: Haus ›Zu den drei Karpfen‹. Ein kleines Gitter wurde geöffnet. Augen spähten heraus. Die Tür ging auf, und Tyrer betrat ein Wunderland.

Ein winziger Garten, Öllaternen und Kerzenlicht. Glänzende

graue Trittsteine im grünen Moos, Blumenrabatten, viele kleine Ahorne – blutrotes Laub vor noch mehr Grün –, blaßorangerfarbenes Licht, das aus den halb verdeckten Shoji fiel. Eine kleine Brücke über einem Miniaturbach, gleich daneben ein Wasserfall. Auf der Veranda kniete, wunderschön gekleidet und frisiert, eine Frau mittleren Alters, die Mama-san. »*Bonsoir, M'sieur Furansu-san*«, sagte sie, legte beide Hände auf den Verandaboden und verneigte sich tief.

André erwiderte die Verbeugung. »*Raiko-san, konbanwa. Igaga desu ka?*« Guten Abend, wie geht es Ihnen? »*Watashi wa kombinu, wa, Tyrer-san.*« Dies ist mein Freund, Mr. Tyrer.

»*Ah so desu ka? Taira-san? Taira kuni omoto desu furigato desu.*« Sie verneigte sich feierlich, Tyrer verneigte sich ungeschickt; dann winkte sie den beiden Herren, ihr zu folgen.

»Sie sagt, Taira ist ein berühmter, alter japanischer Name. Sie haben Glück, Phillip, die meisten von uns müssen sich mit Spitznamen begnügen. Ich laufe unter Furansu-san – das beste, was sie aus ›Franzose‹ zu machen wußten.«

Um die peinlich sauberen und sehr teuren Tatami nicht zu beschmutzen, zogen sie ihre Schuhe aus und nahmen ungeschickt im Schneidersitz auf dem Boden Platz. André machte ihn auf die *tokonoma*, die Nische für eine besondere, dort aufgehängte Schriftrolle, sowie auf ein täglich wechselndes Blumenarrangement aufmerksam und wies auf die Qualität der Shoji und Hölzer hin.

Saké wurde hereingebracht. Die Dienerin war jung, etwa zehn, nicht hübsch, aber geschickt und schweigsam. Raiko schenkte ein, zuerst André, dann Tyrer, dann sich selbst. Sie trank einen Schluck, André leerte die winzige Tasse und reichte sie ihr zum Nachschenken. Tyrer, der den Geschmack des warmen Weins nicht unangenehm, aber fade fand, folgte seinem Beispiel. Beide Tassen wurden sofort wieder gefüllt, geleert und nochmals gefüllt. Weitere Tablettts kamen, weitere Flaschen.

Tyrer verlor die Übersicht, fühlte sich aber bald in eine angenehme Wärme gehüllt, verlor die Nervosität, beobachtete, lauschte und verstand fast nichts von dem, was die anderen beiden sagten, höchstens hier und da ein einzelnes Wort. Raikos Haare waren schwarzglänzend und mit vielen kostbaren Kämmen aufgesteckt, ihr weiß gepudertes Gesicht war weder häßlich noch schön, nur eben anders, ihr Kimono aus rosenroter, mit vielen grünen Karpfen durchwehter Seide.

»Ein Karpfen ist *koi*, gewöhnlich ein Zeichen für Glück«, hatte André ihm bereits erklärt. »Townsend Harris' Geliebte, die Shimoda-Kurtisane, die ihn im Auftrag der Bakufu ablenken sollte, nannte sich Koi, aber ich fürchte, es hat ihr kein Glück gebracht.«

»Ach ja? Was ist passiert?«

»Nach der Geschichte, die sich die Kurtisanen hier erzählen, hat er sie vergöttert und ihr, als er fort mußte, genügend Geld gegeben, um sich zu etablieren – sie war ungefähr zwei Jahre bei ihm. Kurz nach seiner Rückkehr nach Amerika ist sie einfach verschwunden. Hat sich vermutlich zu Tode getrunken oder Selbstmord begangen.«

»So sehr hat sie ihn geliebt?«

»Es heißt, daß sie sich anfangs, als die Bakufu sie daraufhin ansprachen, strikt geweigert hat, mit einem Ausländer zu gehen – eine nie dagewesene Zumutung. Vergessen Sie nicht, daß er der erste war, der jemals Erlaubnis erhielt, sich auf japanischem Boden aufzuhalten. Sie flehte die Bakufu an, eine andere auszuwählen, erklärte, sie werde buddhistische Nonne werden, und drohte sogar, sich umzubringen. Doch die Beamten waren unnachgiebig, baten sie, ihnen bei der Lösung des Gai-Jin-Problems zu helfen, flehten sie wochenlang an, seine Geliebte zu werden, und zermürbten sie mit weiß Gott was für Mitteln. Schließlich erklärte sie sich einverstanden, und die Beamten dankten ihr. Als Harris sie verließ, haben sie ihr jedoch alle den Rücken gekehrt, die Bakufu genauso wie alle an-

deren: Ah, tut uns leid, aber eine Frau, die mit einem Ausländer geht, ist auf immer gebrandmarkt.«

»Wie furchtbar!«

»Ja, nach unseren Maßstäben. Und so traurig. Aber vergessen Sie nicht, daß dies das Land der Tränen ist. Heute ist sie eine Legende und wird von ihren Kolleginnen wie auch von denen, die ihr den Rücken kehrten, wegen ihres Opfers verehrt.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Ich auch nicht, das versteht keiner von uns. Aber sie verstehen es. Die Japaner.«

Wie seltsam, dachte Tyrer abermals. Dieses kleine Haus, dieser Mann und diese Frau, die halb auf japanisch, halb auf pidgin miteinander plaudern und lachen, sie eine Madam, er ein Kunde, aber beide tun sie, als seien sie etwas anderes. Immer mehr Saké. Dann verneigte sie sich, stand auf und ging.

»Saké, Phillip?«

»Danke. Es ist sehr nett hier, nicht?«

Nach einer Pause gab André zurück: »Sie sind der erste Mensch, den ich hierher mitgenommen habe.«

»Ach ja? Warum ich?«

Der Franzose drehte die Porzellantasse in seinen Fingern, trank den letzten Tropfen aus, schenkte sich noch einmal ein und begann dann mit weicher, von Wärme erfüllter Stimme auf französisch: »Weil du der erste Mensch bist, den ich in Yokohama kennengelernt habe, der... Weil du Französisch sprichst, weil du kultiviert bist, weil dein Verstand wie ein trockener Schwamm ist, weil du jung bist, fast nur halb so alt wie ich, eh? Du bist einundzwanzig und nicht so wie die anderen, du bist unverdorben und wirst einige Jahre hier bleiben.« Er lächelte, spann das Netz enger, erzählte nur einen Teil der Wahrheit, modellierte sie nach seinem Belieben: »Du bist der erste Mensch unter meinen Bekannten, der... *Alors*, obwohl du Engländer und eigentlich ein Feind der Franzosen bist, bist du



der einzige, der das Wissen, das ich erworben habe, wirklich verdient hat.« Ein verlegenes Lächeln. »Schwer zu erklären. Vielleicht weil ich immer Lehrer werden wollte, vielleicht weil ich nie einen Sohn hatte, niemals geheiratet habe, vielleicht weil ich bald nach Shanghai zurückkehren muß, vielleicht weil ich Feinde genug habe, und vielleicht... vielleicht, weil du ein guter Freund sein könntest.«

»Es wäre mir eine Ehre, dein Freund zu sein«, sagte Tyrer prompt, im Netz gefangen und unter seinem Bann, »und ich bin der Meinung, ich war wirklich schon immer der Meinung, wir sollten Verbündete sein, Frankreich und England, statt Feinde, und...« Die Shoji wurde zur Seite geschoben. Raiko, auf den Knien liegend, winkte Tyrer. Sein Herz klopfte.

André lächelte. »Du brauchst ihr nur zu folgen. Und vergiß nicht, was ich dir gesagt habe.«

Wie im Traum erhob sich Phillip ein wenig unsicher und folgte ihr einen Korridor entlang in ein Zimmer, in das sie ihn hineinwinkte, um dann die Shoji zu schließen und ihn allein zu lassen.

Eine Öllampe mit Schirm. Eine wärmende Holzkohlenpfanne. Schatten, Dunkelheit und Lichtflecken. Auf dem Fußboden waren Futons – kleine, rechteckige Matratzen – als Bett ausgelegt, als Bett für zwei. Daunenweiche Bettdecken. Zwei *yokatas*, gemusterte Baumwollgewänder mit weiten Ärmeln, die zum Schlafen gedacht waren. Durch eine kleine Tür sah er ein Badehaus, von Kerzen erleuchtet, die hohe Holzwanne mit dampfend heißem Wasser gefüllt. Süß duftende Seife. Ein niedriger, dreibeiniger Hocker. Winzige Handtücher. Alles genau so, wie André es vorausgesagt hatte.

Sein Herz schlug jetzt wie rasend, und er zwang seinen Verstand, sich trotz des Sakénebels an Andrés Instruktionen zu erinnern.

Methodisch begann er sich zu entkleiden. Rock, Weste, Krawatte, Hemd, wollenes Unterhemd: jedes Kleidungsstück sorgsam gefaltet und voll Nervosität auf einen Stapel gelegt. Unbeholfen setzte er sich, zog seine Socken aus, unter Zögern auch seine Hose, und

stand wieder auf. Nur die lange, wollene Unterhose behielt er an. Er schwankte ein wenig, zuckte verlegen die Achseln, zog sie ebenfalls aus und faltete sie noch gewissenhafter. Als er ins Badehaus hinüberging, war sein Körper von einer Gänsehaut überzogen.

Dort schöpfte er, wie André es ihm erklärt hatte, Wasser aus dem Faß und goß es sich über die Schultern. Ein wunderbares, warmes Gefühl. Noch einmal, dann hörte er, wie die Shoji geöffnet wurden, und blickte sich um. »Allmächtiger!« murmelte er entsetzt.

Die Frau war muskulös, mit überdimensionalen Unterarmen, ihr Yokata kurz, darunter nichts als ein Lendentuch. Mit ausdruckslosem Lächeln kam sie energisch auf ihn zu und winkte ihm, er möge auf dem Hocker Platz nehmen. In abgrundtiefer Verlegenheit gehorchte er. Sofort entdeckte sie die heilende Narbe an seinem Arm, sog den Atem ein und sagte etwas, das er nicht verstand.

Er zwang sich zu einem Lächeln. »Tokaidō.«

»*Wakarimasu.*« Ich verstehe. Dann schöpfte sie ihm, bevor er sie daran hindern konnte, unerwarteterweise Wasser über den Kopf und begann ihn einzuseifen. Zunächst wusch sie sein langes Haar, dann seinen Körper – mit harten, geschickten, unbarmherzigen Fingern, die seinen Arm jedoch behutsam schonten –, Arme, Beine, hinten, vorn. Dann offerierte sie ihm das Tuch und deutete zwischen seine Beine. Immer noch im Schock reinigte er sich auch dort und reichte ihr stumm das Tuch zurück. »Danke«, murmelte er dabei. »Ach, tut mir leid, *domo.*«

Ein weiterer Wasserguß entfernte die Seifenreste; dann deutete sie auf die Wanne. »*Dozo!*« Bitte.

André hatte es ihm erklärt: »Vergessen Sie nicht, Phillip, daß Sie sich, anders als bei uns, waschen und reinigen müssen, *bevor* Sie in die Wanne steigen, damit auch andere noch dasselbe Wasser benutzen können – eine sehr vernünftige Einstellung, wenn man bedenkt, daß Holz sehr teuer ist und es sehr lange dauert, bis genügend Wasser heiß ist –, also pinkeln Sie nicht hinein, und betrachten Sie die

Frau im Badehaus nicht als Frau, sondern als Helferin. Sie reinigt Sie erst von außen und dann von innen, ja?»

Tyrer ließ sich in die Wanne hinab. Das Wasser war heiß, aber nicht zu heiß, und er schloß die Augen, weil er nicht zusehen wollte, wie die Frau das Bad aufräumte. Himmel, dachte er bedrückt, ich werde nie in der Lage sein, mit ihr zu schlafen. André hat einen Riesenfehler gemacht.

»Aber... nun ja, ich, äh, weiß nicht, wieviel ich, äh, bezahlen muß, oder ob ich dem Mädchen zuerst das Geld geben muß, oder was?«

»*Mon Dieu*, Sie sollten niemals einem Mädchen tatsächlich Geld geben, denn das wäre der Gipfel der Unhöflichkeit. Doch mit der Mama-san können Sie von Herzen handeln, zuweilen auch mit dem Mädchen selbst, aber nur nach dem Tee und dem Saké. Bevor Sie gehen, legen Sie die Summe diskret an eine Stelle, an der sie sie sehen muß. Im Haus ›Zu den drei Karpfen‹ bezahlen Sie kein Geld, es ist ein besonderes Haus – es gibt noch mehr davon – nur für ganz spezielle Kunden, zu denen auch ich gehöre. Sie werden Ihnen eine Rechnung schicken – zwei- oder dreimal im Jahr. Aber Achtung, bevor Sie dorthingehen, müssen Sie mir bei Gott schwören, daß Sie die Rechnung sofort bezahlen werden, wenn man sie Ihnen präsentiert, und daß Sie nie jemand anderen dorthin mitnehmen oder darüber reden werden.«

Also hatte er geschworen, ohne nach dem Preis zu fragen, weil er es nicht wagte. »Die, äh, Rechnung – wann wird sie kommen?«

»Wenn es der Mama-san gefällt. Ich habe Ihnen gesagt, Phillip, daß Sie sich unter den gegebenen Umständen ein ganzes Jahr lang auf Kredit amüsieren können – natürlich garantiere ich für Sie...«

Die Wärme des Badewassers machte ihn schläfrig. Er hörte kaum, wie sie hinaus- und später wieder herbeieilte.

»Taira-san?«

»*Hai?*« Ja?

Sie hielt ein Handtuch in die Höhe. Seltsam lethargisch, mit

Muskeln, die das Wasser schlaff gemacht hatte, stieg er aus der Wanne und ließ sich von ihr abtrocknen. Wieder bearbeitete er die speziellen Partien selbst und fand es dieses Mal leichter. Ein Kamm für seine Haare. Eine trockene, gestärkte Yokata, dann winkte sie ihn zum Bett.

Abermals durchfuhr ihn Panik. Zitterig zwang er sich zum Niederlegen. Sie deckte ihn zu, schlug die andere Decke zurück und ging hinaus.

Sein Herz hämmerte, aber so dazuliegen war wundervoll, die Matratze war weich, sauber und duftend, und er fühlte sich sauberer denn seit Jahren. Bald hatte er sich ein wenig beruhigt, dann wurden die Shoji aufgeschoben und wieder geschlossen, und er fühlte sich unendlich erleichtert. Das nur undeutlich sichtbare Mädchen war winzig, gertenschlank, in eine gelbe Yokata gehüllt, mit lang herabhängendem schwarzem Haar. Gleich darauf kniete sie neben dem Bett. »*Konbanwa, Taira-san. Ikaga desu ka? Watashi wa Ako.*« Guten Abend, Mr. Taira. Geht es Ihnen gut? Ich bin Ako.

»*Konbanwa, Ako-san. Watashi wa Phillip Tyrer desu.*«

Sie krauste die Stirn. »F...urri...f.« Mehrmals versuchte sie Phillip zu sagen, brachte es aber nicht fertig; dann lachte sie fröhlich auf und sagte etwas, das er nicht verstand, das aber mit Taira-san endete.

Er hatte sich aufgesetzt und beobachtete sie mit klopfendem Herzen, hilflos und ohne sich von ihr angezogen zu fühlen. Gleich darauf deutete sie auf die andere Bettseite. »*Dozo?*« Bitte, darf ich?

»*Dozo.*« Im Kerzenschein vermochte er sie nicht sehr klar zu sehen, gerade deutlich genug, um zu erkennen, daß sie jung war – er schätzte sie auf sein eigenes Alter –, daß ihr Gesicht glatt und weiß vom Puder war, daß sie weiße Zähne hatte, rote Lippen, glänzendes Haar, eine fast römische Nase und mit Augen, die schmalen Ellipsen glichen. Dazu ein freundliches Lächeln. Sie glitt ins Bett, machte es sich bequem, wandte sich um und sah ihn an. Wartete.

Schüchternheit und Unerfahrenheit lähmten ihn.

Großer Gott, wie soll ich ihr klarmachen, daß ich sie nicht will, daß ich überhaupt keine Frau will, daß ich nicht kann, ich weiß, daß ich nicht kann, und es wird nicht klappen, nicht heute abend, es wird nicht klappen, und ich werde mich blamieren, mich und André... André! Was soll ich ihm sagen? Ich werde mich absolut lächerlich machen, o Gott, warum habe ich mich bloß darauf einge-lassen?

Sie streckte die Hand aus und berührte seine Wange. Unwillkürlich erschauerte er.

Ako murmelte liebevoll klingende Ermutigungen, doch innerlich mußte sie lächeln, weil sie wußte, was sie von diesem Kind von einem Mann zu erwarten hatte. Raiko-san hatte sie vorbereitet: »Der heutige Abend, Ako, wird ein seltener Augenblick in deinem Leben sein, und du mußt ihn uns bei der ersten Mahlzeit unbedingt in allen Einzelheiten schildern. Dein Kunde ist ein Freund von Frenchy und einmalig in unserer Welt – eine Jungfrau. Frenchy sagt, er ist so scheu, daß du es nicht glauben würdest; er wird Angst haben, sagt er, vermutlich weinen, wenn seine Ehrenwerte Waffe versagt, in seiner frustrierten Erregung vielleicht sogar das Bett nässen. Aber keine Angst, liebe Ako, Frenchy hat mir versichert, daß du dich ganz normal mit ihm befassen kannst und daß du dir keine Sorgen zu machen brauchst.«

»Eeee, Raiko-san. Ich werde diese Gai-Jin niemals verstehen.«

»Ich auch nicht. Ganz zweifellos sind sie alle sonderbar und unzivilisiert, aber zum Glück sind die meisten angenehm reich; und da es unser Schicksal ist, hier zu sein, müssen wir das Beste daraus machen. Äußerst wichtig noch: Frenchy sagt, daß der hier ein bedeutender englischer Beamter ist, möglicherweise ein Langzeitkunde, also schenk ihm das Erlebnis der Wolken und des Regens, so oder so, selbst wenn du... selbst wenn du zum Letzten greifen mußt.«

»Ob ko!«

»Die Ehre unseres Hauses steht auf dem Spiel.«

»Oh! Ich verstehe. Wenn dem so ist... Irgendwie werde ich's schaffen.«

»Ich habe volles Vertrauen zu dir, Ako-chan, schließlich kannst du auf nahezu dreißig Jahre Erfahrung in unserer Weidenwelt zurückblicken.«

»Was meinst du – hat er den gleichen Geschmack wie Frenchy?«

»Daß er es liebt, sich hinten kitzeln zu lassen, und gelegentlich Freudenpillen? Vielleicht solltest du dich darauf gefaßt machen, aber ich habe Frenchy offen gefragt, ob der Junge dazu neigt, Männer zu lieben, und er hat nein gesagt. Seltsam, daß Frenchy unser Haus gewählt hat, um einen Freund in die Liebe einzuführen, statt eins von denen, die er jetzt frequentiert.«

»Das Haus trifft keine Schuld, niemals! Bitte, denk nicht mehr daran, Raiko-chan, ich fühle mich geehrt, daß du mich erwählt hast. Ich werde alles Notwendige tun.«

»Selbstverständlich. Eeee, wenn man bedenkt, daß die Dampfen den Stengel der Gai-Jin gewöhnlich weit größer sind als die einer zivilisierten Person, daß die meisten Gai-Jin zufriedenstellend kopulieren, wenn auch – bis auf Frenchy – nicht mit japanischer Kraft, japanischem Flair und japanischer Entschlossenheit, das Äußerste zu erreichen, so würde man meinen, sie wären genauso glückliche Kopulierer wie ganz normale Personen. Aber das sind sie nicht, sie haben so viele Spinnweben in ihren Köpfen, daß das Kopulieren für sie nicht das Himmlischste Vergnügen ist wie für uns, sondern eine Art heimliche, religiöse Sünde. Sonderbar.«

Ako, die vorsichtig experimentierte, rückte näher und streichelte seine Brust; dann schob sie ihre Hand tiefer und hätte fast laut aufgelacht, als der junge Mann vor Angst zurückzuckte. Es dauerte einen Moment, bis sie sich wieder gefaßt hatte. »Taira-san?« murmelte sie liebevoll.

»Ja, äh, *hai*, Ako-san?«

Sie nahm seine Hand, führte sie unter der Yokata an ihre Brust, beugte sich vor und küßte ihn auf die Schulter, weil sie ermahnt worden war, wegen der Wunde an seinem Arm, die ihm ein tapferer Shishi beigebracht hatte, vorsichtig zu sein. Keinerlei Reaktion. Sie schmiegte sich an ihn. Flüsternd erzählte sie ihm, wie tapfer, wie stark und männlich er sei, wie überwältigend die Dienerin ihn und seine Frucht beschrieben habe. Und während sie ihm geduldig die Brust streichelte, spürte sie, wie er erschauerte, davon abgesehen jedoch keine Spur Leidenschaft zeigte. Die Minuten vergingen. Immer noch nichts. Ihre Besorgnis wuchs. Ihre Finger waren wie Schmetterlinge, und dennoch blieb er regungslos liegen – Hände, Lippen, alles. Sanftes Liebkosen, behutsames Kreisen, zunächst noch keine echte Intimität. Weitere Minuten verstrichen. Immer noch nichts. Ihre Unruhe stieg. Die Angst, daß sie versagen könnte, wog schwerer als ihre Unruhe. Mit der Zunge berührte sie sein Ohr.

Aha, eine winzige Belohnung; ihr Name, kehlig gesprochen, und seine Lippen, die ihren Hals küßten. Eeee, dachte sie, entspannte sich und schloß die Lippen um seine Brustwarze, jetzt ist es nur noch eine Frage der Zeit, bis seine Jungfräulichkeit gen Himmel explodiert, dann kann ich endlich Saké bestellen, bis morgen früh schlafen und vergessen, daß ich dreiundvierzig und kinderlos bin und daß Raiko-san mich aus dem sechstklassigen Haus gerettet hat, in das mein Alter und mein Mangel an Schönheit mich verwiesen haben.

Während die Sonne den Horizont berührte, beobachtete Tyrer müßig die Samurai auf dem Platz vor der Gesandtschaft. Seine Gedanken verweilten immer noch bei Ako und, zwei Abende später, Mieko. Und dann SIE.

Fujiko. Vorgestern abend.

Er spürte, wie er hart wurde, und rückte diesen Teil seines Körpers bequemer zurecht; er wußte inzwischen, daß er unwiderruflich in diese Schwimmende Welt verstrickt war, in der man, wie André es ihm geschildert hatte, nur für den Augenblick, für das Vergnügen lebte und wie eine Blüte auf der Strömung eines stillen Flusses ohne Sorgen dahintrieb.

»Er ist noch immer still, dieser Fluß, Phillip. Wie ist sie, diese Fujiko?«

»Ach, äh, hast du sie denn noch nicht gesehen? Kennst du sie nicht?«

»Nein. Ich habe der alten Raiko-san nur erklärt, was für ein Mädchen dir gefallen könnte, und die Betonung dabei auf ›Schlafendes Wörterbuch‹ gelegt. Wie war sie?«

Um seine Verlegenheit darüber zu verbergen, daß man ihm so direkt eine so persönliche Frage stellte, lachte er laut auf. Aber André hatte ihm so viel gegeben, daß er jetzt auch ›französisch‹ und ganz offen sein wollte, also schob er seine Befürchtungen, ein Gentleman dürfte über so etwas nicht sprechen, beiseite. »Sie... Sie ist jünger als ich, klein, eigentlich eher winzig, nach unseren Vorstellungen nicht hübsch, aber sie ist erstaunlich attraktiv. Wenn ich sie recht verstanden habe, war sie neu dort.«

»Ich meinte, im Bett – wie war sie da? Besser als die anderen?«

»Ach so. Nun ja, es war, äh, na ja, nicht zu vergleichen.«

»War sie leidenschaftlicher? Sinnlicher? Eh?«

»Na ja, schon, äh, angezogen oder entkleidet, unglaublich. Etwas ganz Besonderes. Und wieder einmal kann ich dir nicht genug danken. Ich schulde dir unendlich viel.«

»*De rien, mon vieux.*«

»Aber es stimmt. Das nächstmal wirst du sie kennenlernen.«

»*Mon Dieu*, nein! Das ist eine Regel. Seine ›Spezielle‹ stellt man niemals einem anderen Mann vor, schon gar nicht einem Freund. Vergiß nicht, bis du sie in dein eigenes Haus aufnimmst, wo du die



Rechnungen bezahlt, ist sie für jeden da, der Geld hat – wenn sie will.«

»Ach ja! Das hatte ich ganz vergessen«, hatte er wahrheitswidrig entgegnet.

»Und selbst wenn sie dort wohnt, könnte sie, wenn sie wollte, immer noch einen Liebhaber zusätzlich haben. Wer würde schon davon erfahren?«

»Mag ja sein.« Noch mehr Kummer.

»Du solltest dich nicht verlieben, mein Freund, nicht in eine Kurtisane. Nimm sie so, wie sie sind, als Freudenmädchen. Genieße sie, erfreue dich an ihnen, aber verlasse dich nicht in sie – und dulde niemals, daß sie sich in dich verlieben...«

Tyrer erschauerte; er haßte die Wahrheit, haßte die Vorstellung, sie könne sich mit einem anderen einlassen und mit ihm ins Bett gehen wie mit ihm, haßte die Tatsache, daß es für Geld geschah, haßte den Schmerz in seinen Lenden. Mein Gott, sie war wirklich etwas Besonderes, so zauberhaft, geschmeidig, ein süßes Plappermäulchen, sanft, liebevoll, so jung und erst so kurz in diesem Haus. Soll ich sie zu mir nehmen? Nein, nicht soll, sondern kann ich? André hat bestimmt ein eigenes Haus mit seiner speziellen Freundin, obwohl er nie etwas davon gesagt hat, und ich würde auch niemals danach fragen. Himmel, wieviel würde so etwas kosten? Mit Sicherheit mehr, als ich mir jemals leisten kann...

Mit Gewalt versuchte er seine Aufmerksamkeit auf den Garten unten zu richten, aber der Schmerz wollte nicht weichen. Ein Teil des Highlander-Detachements versammelte sich um den Fahnenmast, Trompeter und vier Trommler waren bereit für das Einholen der Fahne. Routine. Die bunte Gruppe der Gärtner sammelte sich am Ausgang, um gezählt und anschließend entlassen zu werden. Unter Verneigungen verschwanden sie durchs Tor und die Reihen der Samurai. Routine. Die Wachen schlossen und verriegelten das Eisentor. Routine. Trommeln und Trompeten erklangen, als der

Union Jack feierlich eingeholt wurde. Routine. Die meisten Samurai marschierten inzwischen davon, um für die Nacht nur eine symbolische Wache zurückzulassen. Routine.

Tyrer erschauerte.

Wenn wirklich alles Routine ist, warum bin ich dann so nervös?

Die Gärtner der Gesandtschaft trotteten zu ihren bescheidenen Quartieren, die an die andere Seite des Buddhistentempels grenzten. Keiner von ihnen blickte Hiraga an. Sie alle waren gewarnt worden, daß ihr Leben von seiner Sicherheit abhing.

»Sprecht niemals mit Fremden«, hatte er zu ihnen gesagt.

»Wenn die Bakufu herausfinden, daß ihr mich aufgenommen habt, wird euch das gleiche widerfahren wie mir, nur daß man euch kreuzigt, statt euch sofort zu erschießen.«

Trotz all ihrer unterwürfigen Versicherungen, bei ihnen sei er sicher, traute er ihnen nicht. Hiraga wußte, daß er nirgendwo sicher war. Seit dem Anjo-Hinterhalt zehn Tage zuvor hatte er sich meistens in dem sicheren Haus in Kanagawa aufgehalten, in der Herberge ›Zu den Mitternachtsblüten‹. Daß der Überfall fehlschlug und seine Gefährten bis auf einen umgebracht wurden, war Karma, nichts weiter.

Gestern war ein Schreiben von Katsumata eingetroffen, der jetzt in Kyōto weilte: *Dringend: In wenigen Wochen wird Shōgun Nobusada etwas nie Dagewesenes tun und hierherkommen, um dem Kaiser einen Staatsbesuch abzustatten. Alle Shishi erhalten daher Anweisung, sich sofort hier einzufinden, damit geplant wird, wie man ihn aufhalten, umbringen und dann die Palasttore in Besitz nehmen kann.* Katsumata hatte mit seinem Codenamen unterzeichnet: Rabe.

Hiraga hatte mit Ori beratschlagt, was zu tun sei, und sich entschieden, hierher nach Edo zurückzukehren. Weil er wütend darüber war, daß die Gai-Jin den Ältestenrat hintergangen und ausge-

schaltet hatten, war er entschlossen, die britische Gesandtschaft im Handstreich zu nehmen. »Kyōto kann warten, Ori. Wir müssen unseren Kampf gegen die Gai-Jin fortführen. Wir dürfen ihnen keine Ruhe lassen, bis sie endlich Edo beschießen. Um Kyōto und den Shōgun sollen sich die anderen kümmern.« Er hätte Ori mitgenommen, aber Ori war hilflos; seine Wunde hatte sich verschlimmert, und es gab weit und breit keinen Arzt, der ihm geholfen hätte. »Was ist mit deinem Arm?«

»Wenn es unerträglich wird, werde ich Seppuku begehen«, hatte Ori erwidert – fast lallend von dem vielen Saké, den er trank, um die Schmerzen zu lindern, als sie zu dritt – er, Ori und die Mama-san – gemeinsam einen Abschiedstrunk einnahmen. »Mach dir keine Sorgen.«

»Gibt es nicht einen anderen Arzt, einen zuverlässigen?«

»Nein, Hiraga-san«, sagte Noriko, die Mama-san, mit sanfter Stimme. Sie war eine zierliche Frau von fünfzig Jahren. »Ich habe sogar einen koreanischen Akupunkteur und einen Kräuterarzt kommen lassen, beide gute Freunde von mir, aber die Umschläge haben nichts genutzt. Es gibt da diesen riesigen Ausländer...«

»Bist du dumm?« schrie Ori. »Wie oft muß ich es dir noch sagen? Diese Schußwunde stammt von einer ihrer Kugeln, und sie haben mich in Kanagawa gesehen!«

»Bitte verzeih mir«, sagte die Mama-san demütig, den Kopf bis auf die Tatami gesenkt, »bitte verzeih dieser dummen Person.« Abermals verneigte sie sich, dann ging sie hinaus. Im innersten Herzen aber verfluchte sie Ori, weil er kein wahrer Shishi war und Seppuku beging, solange Hiraga anwesend war, der beste Sekundant, den sich ein Mann wünschen konnte, denn damit hätte er die furchtbare Gefahr für sie und ihr Haus abwenden können. Die Nachricht vom Schicksal der Herberge ›Zu den siebenundvierzig Ronin‹ hatte sich über fünfzig *ri* und mehr verbreitet: Es war eine unerhörte Vergeltung, alle Kunden, Kurtisanen und Dienstboten zu

töten und den Kopf der Mama-san auf einen Pfahl zu speißen.

Ungeheuerlich, dachte sie wütend. Wie kann ein Haus einem Samurai, Shishi oder nicht, das Betreten verbieten? Früher töteten die Samurai viel öfter als heute, gewiß, aber das war vor Jahrhunderten, und auch dann fast immer nur, wenn es angezeigt war, und niemals Frauen und Kinder. Das war, als die Gesetze des Landes noch gerecht, Shōgun Toranaga noch gerecht, sein Sohn und Enkel noch gerecht waren, bevor Korruption und Verschwendung zum Lebensstil nachfolgender Shōguns, Daimyos und Samurai wurden, die uns über ein Jahrhundert lang mit ihrer habgierigen Besteuerung gequält haben wie eine Pestbeule! Unsere einzige Hoffnung sind die Shishi! *Sonno-joi!*

»Bevor wir sterben, muß Anjo sterben«, hatte sie leidenschaftlich erklärt, als Hiraga zwei Tage nach dem Überfall endlich sicher zurückgekehrt war. »Wir hatten furchtbare Angst, du seist mit den anderen verbrannt. Das alles geschah auf Anjos Befehl, Hiraga-san, auf seinen Befehl – als ihr ihn vor dem Burgtor überfallen habt, kam er gerade von der Herberge ›Zu den siebenundvierzig Ronin‹ zurück, die Exekutionen hat er persönlich angeordnet und auch dabei zugeesehen. Und für den Fall, daß ihr Shishi unversehens zurückkehren würdet, hat er Männer im Hinterhalt zurückgelassen.«

»Wer hat uns verraten, Hiraga?« hatte Ori sich erkundigt.

»Die Mori-Samurai.«

»Aber Akimoto sagte, er habe gesehen, wie sie getötet wurden.«

»Es muß einer von ihnen gewesen sein. Ist sonst noch jemand entkommen?«

»Akimoto, und das nur zufällig. Er hat sich einen Tag und eine Nacht in einer anderen Herberge versteckt.«

»Und wo ist er jetzt?«

»Er ist beschäftigt«, antwortete Noriko. »Soll ich ihn holen lassen?«

»Nein. Wir werden morgen mit ihm sprechen.«

»Für die Herberge muß Anjo bezahlen! Das ist gegen jede Tradition!«

»Das wird er. Genauso wie die Bakufu. Genauso wie Shōgun Nobusada. Genauso wie Yoshi.«

In seinem Privatquartier hoch oben im Burgturm von Edo erdachte Yoshi ein Gedicht. In einen blauen Seidenkimono gehüllt, saß er an einem niedrigen Tischchen, auf dem eine Öllampe stand. Vor ihm lagen Bogen und Reisepapier, Pinsel in verschiedener Stärke und eine Schale mit Wasser, um den Tintenblock aufzulösen, in dessen leicht ausgehöhlter Oberfläche sich inzwischen ein winziger, einladender Teich gebildet hatte.

Die Abenddämmerung wurde zur Nacht. Aus der Burg weiter unten drang das beruhigende, gedämpfte Geräusch von Soldaten herauf, von Hufen auf Kopfsteinen, ein gelegentliches, kehliges Lachen, das mit dem Rauch und den Gerüchen von Kochfeuern durch die dekorativen Schießscharten in den dicken Mauern emporstieg.

Dies war das Allerheiligste. Spartanisch. Tatamis, eine Tokonoma, die Shoji-Tür vor ihm so eingestellt und beleuchtet, daß er den Schatten einer jeden Gestalt wahrnehmen konnte, die sich draußen bewegte, er selbst von draußen aber nicht zu sehen war.

Unmittelbar neben seinem Gemach lag ein weiträumiges Vorzimmer, von dem aus Korridore zu den anderen Schlafquartieren führten, die im Moment nur noch von Gefolgsleuten, Dienerinnen und Koiko, seiner besonderen Favoritin, bewohnt wurden. Seine Familie – Ehefrau mit zwei Söhnen und einer Tochter sowie Konsortin mit einem Sohn – weilten alle sicher und schwer bewacht zwanzig *ri* weiter nördlich in seiner befestigten Erbburg. Hinter diesem Vorzimmer gab es Wachen und weitere Räume mit weiteren Wachen, die alle auf seinen persönlichen Dienst eingeschworen waren.

Er tauchte den Pinsel in die Tinte, hielt ihn einen Moment über das feine Reispapier und schrieb dann entschlossen:

*Schwert meiner Väter  
In meinen Händen  
Regt sich beklommen*

Er schrieb es in drei kurzen, senkrechten Reihen von Zeichen, mit kräftigen Strichen, wo sie kräftig sein mußten, mit weichen, wo Weichheit das Bild betonte, das die Zeichen vermittelten. Dabei hatte er keine Chance, auch nur den winzigsten Fehler zu kaschieren oder zu korrigieren, denn das Reispapier war so beschaffen, daß es die Tinte sofort aufsog und das Schwarz in unterschiedliche Grautöne verwandelte, je nachdem, wie der Pinsel und die darin enthaltene Wassermenge benutzt wurden.

Gelassen begutachtete er sein Werk, die Platzierung des Gedichtes und das Gesamtbild, das die Schattierungen der schwarzen Kalligraphie inmitten der weißen Fläche boten.

Es ist gut, dachte er ohne Eitelkeit. Vorerst kann ich es noch nicht besser; dieses Gedicht schöpft meine Fähigkeiten fast bis an ihre Grenze, wenn nicht sogar bis ganz an die Grenze aus. Und was ist mit der Bedeutung dieser Zeilen, wie sollten sie gelesen werden? Aha, das ist eine sehr wichtige Frage, das ist der Grund, warum es gut ist. Wird es aber bewirken, was ich beabsichtige?

Diese Fragen veranlaßten ihn, den erschreckenden Stand der Dinge hier und in Kyōto zu rekapitulieren. Vor wenigen Tagen war die Nachricht eingetroffen, daß es dort zu einem unerwarteten, aber erfolgreichen Coup durch Choshu-Truppen gekommen war, durch den die Satsuma- und Tosa-Streitkräfte vertrieben wurden, die während der letzten sechs Monate in einem unsicheren Waffenstillstand die Macht gehalten hatten, und daß Lord Ogama von Choshu nun die Befehlsgewalt über die Palasttore ausübte.

Bei einer hastig zusammengerufenen Sitzung des Rates war es zu Zornesausbrüchen gekommen, und Anjo hatte vor Wut fast Schaum vor dem Mund gehabt. »Choshu, Satsuma und Tosa! Immer wieder diese drei! Das sind die Hunde, die zerschmettert werden müssen! Ohne sie hätten wir alles unter Kontrolle.«

»Richtig«, hatte Yoshi zurückgegeben. »Ich wiederhole, daß wir unseren Truppen in Kyōto befehlen müssen, die Rebellion auf der Stelle niederzuschlagen – ohne Rücksicht auf Verluste!«

»Nein, nein! Wir müssen warten; wir haben nicht genug Streitkräfte dort.«

Toyama, der Alte, rieb sich das graue Kinn und sagte: »Ich stimme Yoshi-donno zu. Krieg ist die einzige Möglichkeit. Wir müssen Ogama von Choshu zum Gesetzlosen erklären!«

»Unmöglich!« hatte Adacho gesagt. »Ich stimme Anjo zu. Wir dürfen es nicht riskieren, alle Daimyos vor den Kopf zu stoßen. Damit würden wir nur erreichen, daß sie sich gegen uns verbünden.«

»Wir müssen sofort handeln!« hatte Yoshi noch einmal betont. »Wir müssen unseren Truppen befehlen, die Tore zurückzuerobern und den Aufstand niederzuschlagen.«

»Wir haben nicht genug Streitkräfte«, hatte Anjo hartnäckig wiederholt. »Wir werden warten. Jetzt ist nicht der richtige Zeitpunkt. Wir...«

»Warum hört ihr nicht auf mich?« Inzwischen war Yoshi so wütend, daß er seine Gefühle kaum noch unterdrücken konnte. Es gelang ihm nur mit Mühe, weil er wußte, daß es ein tödlicher Fehler wäre, die Beherrschung zu verlieren und sie alle gegen sich aufzubringen. Schließlich war er der jüngste, unerfahrenste, allerdings auch der fähigste und einflußreichste unter den Daimyos und der einzige der Ältesten, dem es gelingen würde, das ganze Land in einen ebenso furchtbaren Bürgerkrieg zu stürzen, wie er vor Shōgun Toranaga jahrhundertlang getobt hatte. Waren sie nicht alle nei-

disch gewesen, als er durch einen kaiserlichen ›Wunsch‹ zum Vor-  
mund und Ältesten ernannt wurde? »Ich weiß, daß ich recht habe.  
Hatte ich nicht mit den Gai-Jin recht? Diesmal habe ich ebenfalls  
recht.«

Der Plan, den er sich ausgedacht hatte, um die Gai-Jin mitsamt  
ihrer Flotte aus Edo zu entfernen und Zeit für die eigenen internen  
Probleme zu gewinnen, war ein durchschlagender Erfolg gewesen.  
Es war so einfach: »Mit großem Zeremoniell und vorgetäuschter  
Demut geben wir den Gai-Jin eine geringe Summe als Vorauszah-  
lung, schlagen eine baldige Zusammenkunft mit dem Ältestenrat  
vor, die immer wieder hinausgezögert oder abgesagt oder, falls nö-  
tig, sogar mit Marionetten in Szene gesetzt wird, und lassen im al-  
lerletzten Moment, wenn sie mit ihrer Geduld am Ende sind,  
durchblicken, daß eine Audienz beim Shōgun arrangiert werden  
kann, sobald er zurückkehrt – die ebenfalls hinausgezögert, neu ver-  
handelt und wieder hinausgezögert werden kann, aber niemals statt-  
finden wird oder, falls sie irgendwann in der Zukunft doch stattfin-  
den sollte, kein Ergebnis zeitigen wird, das wir nicht wollen. So ha-  
ben wir einen Teil der Zeit gewonnen, die wir brauchen, und eine  
Möglichkeit entdeckt, immer wieder mit ihnen fertig zu werden: In-  
dem wir ihre eigene Ungeduld gegen sie einsetzen, ihnen ›Verspre-  
chungen‹ machen und eine Menge Suppe geben, doch keinen  
Fisch, oder höchstens ein paar verfaulte Stücke, die wir nicht brau-  
chen oder wollen. Sie waren zufrieden, ihre Flotte ist in den Sturm  
davongesegelt und liegt vielleicht auf dem Meeresgrund. Bis jetzt ist  
noch kein Schiff zurückgekehrt.«

Der alte Toyama sagte: »Die Götter sind uns mit diesem Sturm  
zu Hilfe gekommen, indem sie uns wieder ihren Göttlichen Wind,  
den *kamikazi-Wind*, geschickt haben wie damals vor Jahrhunderten  
gegen Kublai Khans eindringende Horden. Wenn wir sie hinauswer-  
fen, wird es genauso sein. Die Götter werden uns niemals verlas-  
sen.«



»Es stimmt«, hatte sich Adacho gebrüstet. »Ich habe unseren Plan perfekt ausgeführt. Die Gai-Jin waren so fügsam wie eine fünftklassige Kurtisane.«

»Diese Gai-Jin sind ein Geschwür, das niemals heilen wird, solange wir, was militärische Macht und Reichtum betrifft, die Schwächeren sind«, erklärte Anjo gereizt. »Sie sind ein Geschwür, das nicht heilen wird, solange wir es nicht ausbrennen, und das können wir jetzt nicht tun, noch nicht, denn wir haben nicht genügend Mittel, um Schiffe zu bauen und Kanonen zu gießen. Wir können uns nicht ablenken lassen und Truppen entsenden, um die Tore zu erobern, noch nicht. Weder sie noch die Choshu sind unsere unmittelbaren Feinde: die unmittelbaren Feinde sind *sonno-joi* und die Shishi-Hunde.«

Yoshi war aufgefallen, wie sehr sich Anjo seit dem Attentatsversuch verändert hatte: Er war sehr viel reizbarer und eigensinniger geworden und in seiner Entschlußkraft geschwächt, obwohl sein Einfluß auf die anderen Ältesten darunter nicht gelitten hatte. »Ich bin zwar anderer Meinung, aber wenn Sie meinen, daß wir nicht genügend Streitkräfte haben, rufen wir doch einfach die allgemeine Mobilmachung aus und machen wir Schluß mit den Außenherren und allen, die sich ihnen anschließen!«

»Krieg ist die einzige Möglichkeit, Anjo-sama«, behauptete Toyama, »vergeßt die Shishi, vergeßt die Gai-Jin einen Moment. Die Tore – zuallererst müssen wir unsere Erbrechte zurückerobern.«

»Das werden wir – zum richtigen Zeitpunkt«, hatte Anjo entgegnet. »Zunächst: Der Besuch des Shōgun wird ablaufen wie geplant.«

So hatte Anjo trotz Yoshis ständigem Protest die Abstimmung abermals drei zu zwei gewonnen und unter vier Augen böse hinzusetzen: »Ich hab's Ihnen gesagt, Yoshi-donno, sie werden immer mit mir stimmen. Die Shishi werden keinen Erfolg haben gegen mich, genausowenig wie Sie, genausowenig wie alle.«

»Selbst Shōgun Nobusada?«

»Der... Der ist kein Feind. Der hört auf meinen Rat.«

»Und Prinzessin Yazu?«

»Die wird gehorchen... Sie wird ihrem Ehemann gehorchen.«

»Sie wird ihrem Bruder, dem Kaiser gehorchen – bis zum Tod.«

Auf diesen Schock hatte Anjo mit verzerrtem Lächeln erwidert:

»Denken Sie an einen Unfall? Eh?«

»Ich denke an nichts dergleichen.«

Yoshi erschauerte; allmählich wurde der Mann zu gefährlich...

An der Tür erschien, fast lautlos, eine Silhouette. Obwohl er sicher war, sie erkannt zu haben, fuhr seine Rechte unwillkürlich an das Langschwert, das neben ihm lag. Die Gestalt kniete nieder. Ein zartes Klopfen.

»Ja?«

Sie schob die Tür zurück, verneigte sich lächelnd und wartete.

»Bitte, komm herein, Koiko«, forderte er sie auf, erfreut über diesen unerwarteten Besuch, der seine Dämonen vertrieb.

Sie gehorchte, schloß die Tür, lief in ihrem langen, gemusterten Kimono auf ihn zu, kniete nieder und legte ihre Wange an seine Hand. Dabei entdeckte sie das Gedicht. »Guten Abend, Sire.«

Er lachte und drückte sie zärtlich an sich. »Und wie komme ich zu diesem Vergnügen?«

»Ich hatte Sehnsucht nach dir«, erklärte sie schlicht. »Darf ich dein Gedicht sehen?«

»Selbstverständlich.«

Während sie sein Werk betrachtete, beobachtete er sie, ein immerwährendes Vergnügen für ihn in den vierunddreißig Tagen, seit sie bei ihm innerhalb der Burgmauern weilte. Außergewöhnliche Kleider. Reine, eierschalenfarbene Haut, glänzendes, rabenschwarzes Haar, das ihr, wenn es losgebunden war, bis an die Taille reichte, zierliche Nase, Zähne so weiß wie die seinen, statt nach höfischer Sitte schwarz gefärbt.

»Wie dumm!« hatte sein Vater zu ihm gesagt, sobald er fähig war,

ihn zu verstehen. »Warum sollten wir unsere Zähne schwärzen, nur weil es am Hof so üblich ist. Dieser Brauch wurde vor Jahrhunderten von einem Kaiser eingeführt, dessen Zähne alt und verfault waren. Daher ordnete er an, gefärbte Zähne zu haben sei besser anstatt weiße wie ein Tier! Und warum Farbe für Lippen und Wangen benutzen, wie es einige immer noch tun, nur weil ein anderer Kaiser eine Frau sein wollte und sich als Frau aufführte und die Höflinge ihn – sie nachahmten, um sich beliebt zu machen?«

Koiko war eine zweiundzwanzig Jahre alte *tayu*, eine der höchstrangigen Kurtisanen der Weidenwelt.

Nachdem er Gerüchte über sie gehört hatte und neugierig geworden war, hatte er sie vor einigen Monaten kommen lassen, ihre Gesellschaft sehr genossen und dann, vor zwei Monaten, ihre Mama-san aufgefordert, ihm ein Angebot für ihre Dienste zu unterbreiten. Wie es korrekt war, hatte diese das Angebot seiner Ehefrau geschickt. Seine Ehefrau hatte aus ihrer heimatlichen Burg an ihn geschrieben:

*Mein geliebter Ehemann, heute habe ich mit der Mama-san ein sehr zufriedenstellendes Arrangement für die Tayu Koiko aus dem Haus ›Zu den Glyzinien‹ getroffen. Wir hielten es für besser, Sire, daß Du sie ganz für Dich allein hast, statt nur die erste Option auf ihre Dienste, und, da Du von Feinden umgeben bist, auch für sicherer. Dieser Vertrag kann, je nach Deinem Belieben, monatlich verlängert werden, Bezahlung monatlich rückwirkend, um sicherzustellen, daß ihre Dienste dem überaus hohen Standard entsprechen, den Du von ihr erwarten solltest. Deine Konsortin und ich sind beide hocherfreut, daß Du Dich entschlossen hast, Dir ein neues Spielzeug zu nehmen; wir waren und sind ständig um Deine Gesundheit und Sicherheit besorgt. Darf ich Dir zu Deiner Wahl gratulieren? Wie es heißt, ist Koiko wirklich eine Ausnahme. Deinen Söhnen geht es gut, Deiner Tochter und mir ebenfalls, wir sind alle glücklich. Wir schicken Dir unsere immerwährende Treue und sehnen uns*

*nach Deiner Gegenwart. Bitte, halte uns ständig auf dem laufenden, da ich unseren Kämmerer anweisen muß, die entsprechenden Geldmittel zur Verfügung zu halten...*

Wie es korrekt war, hatte seine Frau den Betrag nicht erwähnt, und dieser interessierte ihn auch nicht, denn es gehörte zu den Hauptaufgaben einer Ehefrau, das Vermögen der Familie zu verwalten und zu hüten und alle Rechnungen zu begleichen.

Koiko blickte auf. »Dein Gedicht ist makellos, Yoshi-chan«, erklärte sie und klatschte in die Hände. Das ›chan‹ war ein intimer Diminutiv.

»Du bist makellos«, erwiderte er und verbarg seine Freude über ihr Urteil. Von ihren einzigartigen körperlichen Vorzügen abgesehen, war sie in Edo für die hohe Qualität ihrer Kalligraphie, die Schönheit ihrer Gedichte und ihre Klugheit in Kunst und Politik berühmt.

»Ich bewundere deine Art zu schreiben und das Gedicht, es ist ausgezeichnet. Ich bewundere die komplexe Vielfalt deiner Gedanken, vor allem, daß du kein ›wenn‹ hinzugesetzt und das Wort ›regt‹ gewählt hast, wo ein weniger hochentwickelter Verstand ›bewegt‹ oder das auffallendere ›zuckt‹ benutzt hätte, das sexuelle Anklänge besitzt. Die Plazierung des letzten Wortes jedoch, ›beklommen‹ – ach, Yoshi-chan, wie geschickt, dieses Wort an den Schluß zu stellen, ein unterschwelliges Wort, perfekt. Dein Werk ist hervorragend und kann auf unterschiedliche Art interpretiert werden. Es ist wundervoll!«

»Und was glaubst du, was ich damit sagen will?«

Ihre Augen blitzten auf. »Erzähl mir zuerst, ob du's behalten willst – offen behalten, heimlich behalten oder zerstören.«

»Was ist denn meine Absicht?« fragte er und freute sich an ihr.

»Wenn du es offen behalten willst, oder wenn du es so tun willst, als wolltest du's verstecken, oder wenn du so tun willst, als sei es

geheim, beabsichtigst du, daß es von anderen gelesen wird, die irgendwie unsere Feinde informieren, wie du es willst.«

»Und was werden sie denken?«

»Alle, bis auf die klügsten, werden vermuten, daß deine Entschlußkraft abnimmt, daß deine Ängste dich allmählich überwältigen.«

»Und die anderen?«

Koikos Blick verlor nichts von seinem belustigten Blitzen, aber er sah, wie ein weiteres Funkeln hinzukam. »Von deinen Hauptgegnern«, begann sie behutsam, »würde Shōgun Nobusada vermuten, daß du wie er der Meinung bist, daß du nicht stark genug bist, um eine echte Bedrohung zu sein; erleichtert würde er annehmen, daß es, je länger er wartet, um so leichter wird, dich zu eliminieren. Anjo würde dich um deine Meisterschaft als Dichter und Kalligraph beneiden und höhnisch über das ›beklommen‹ lachen, weil er es für unwürdig und schlecht gewählt hält, aber das Gedicht würde ihn nicht loslassen, würde ihn beunruhigen, vor allem, wenn es ihm als geheimes Dokument hinterbracht wird. Er würde nicht ruhen, bis er achtundachtzig verborgene Bedeutungen herausgefunden hat, die alle seine unerbittliche Gegnerschaft dir gegenüber stärken würden.«

Ihre Offenheit bestach ihn. »Und wenn ich es heimlich behalten würde?«

Sie lachte. »Wenn du es geheimhalten wolltest, hättest du's sofort verbrannt und mir nicht gezeigt. Schade, so viel Schönheit zu zerstören, sehr schade, Yoshi-chan, aber unabdingbar für einen Mann in deiner Position.«

»Warum? Es ist doch nur ein Gedicht.«

»Ich halte es für etwas Besonderes. Es ist zu gut. Eine solche Kunst kommt von tief innen. Sie enthüllt. Enthüllung ist der Sinn der Lyrik.«

»Weiter.«

Ihre Augen schienen die Farbe zu wechseln, als sie sich fragte, wie

weit sie gehen durfte, und ständig seine intellektuellen Grenzen testete, um ihren Herrn zu unterhalten und zu erregen, falls das in seinem Interesse lag. Er bemerkte die Veränderung, erkannte aber nicht den Grund.

»Zum Beispiel«, sagte sie leichthin, »könnte es den falschen Augen verraten, daß deine innersten Gedanken in Wirklichkeit sagen: ›Die Macht meines Vorfahren und Namensvetters Shōgun Toranaga Yoshi liegt in meiner Reichweite und schreit danach, gebraucht zu werden.««

Er beobachtete sie, konnte aber nichts in ihren Augen lesen. Eeee, dachte er, und all seine Sinne schrien Alarm. Bin ich so leicht zu durchschauen? Vielleicht ist diese Dame zu scharfsichtig, um am Leben zu bleiben. »Und die Prinzessin Yazu? Was würde die denken?«

»Sie ist die Klügste von allen, Yoshi-chan. Aber das weißt du ja. Sie würde die Bedeutung sofort erkennen – falls du eine bestimmte Bedeutung im Sinn hast.« Wieder ließen ihre Augen nichts erkennen.

»Und wenn es ein Geschenk für dich wäre?«

»Dann würde diese unwürdige Person mit Freude über einen solchen Schatz erfüllt sein – aber in einem Dilemma stecken, Yoshi-chan.«

»Einem Dilemma?«

»Es ist zu kostbar, um verschenkt oder empfangen zu werden.«

Yoshi löste den Blick von ihr und musterte sein Werk aufmerksam. Es war alles, was er sich wünschte, nie wieder würde er so etwas hervorbringen können. Dann betrachtete er sie ebenso durchdringend. Seine Finger nahmen das Papier und reichten es ihr, ließen die Falle zuschnappen.

Ehrfürchtig nahm sie das Papier mit beiden Händen entgegen und verneigte sich tief. Studierte es lange, prägte es sich unauslöschlich ins Gedächtnis. Ein tiefer Seufzer. Vorsichtig hielt sie eine Ecke

an die Ölflamme. »Mit deiner Erlaubnis, Yoshi-sama, bitte?« fragte sie formell und sah ihn mit stetem Blick und ruhigen Händen an.

»Warum?« fragte er verwundert.

»Zu gefährlich für dich, derartige Gedanken am Leben zu lassen.«

»Und wenn ich mich weigere?«

»Dann, bitte verzeih, muß ich an deiner Statt entscheiden.«

»Dann entscheide.«

Sofort senkte sie das Papier in die Flamme. Es fing Feuer und loderte auf. Geschickt drehte sie es, bis nur noch ein winziger Fetzen brannte, dann legte sie es behutsam auf einen anderen Papierbogen, und die Flamme erstarb. Schweigend faltete sie das Papier, das die Asche enthielt, zu einem Ogami und legte es wieder auf den Tisch. Der Papierbogen glich nun einem Karpfen.

Als Koiko wieder aufblickte, standen ihre Augen voll Tränen, und er war gerührt. »Es tut mir leid, bitte verzeih«, sagte sie mit erstickter Stimme. »Aber es ist zu gefährlich für dich... So schade, so viel Schönheit zu zerstören, ich hätte es so gern behalten. So furchtbar schade, aber viel zu gefährlich...«

Zärtlich nahm er sie in die Arme. Wie er wußte, war das, was sie für ihn getan hatte, die einzige Lösung für ihn und für sie. Ihr Scharfblick erschreckte ihn, denn sie hatte seine ursprüngliche Absicht erkannt: daß er geplant hatte, das Gedicht so zu verstecken, daß es gefunden und an alle weitergegeben wurde, die sie genannt hatte, vor allem an Prinzessin Yazu.

Koiko hat recht. Yazu hätte meinen Plan durchschaut und meine wirklichen Gedanken erraten: daß ihr Einfluß auf Nobusada zu nichts gemacht werden muß, weil ich sonst ein toter Mann bin. Ohne Koiko hätte ich gleich meinen Kopf auf Yazus Pfahl stecken können! »Nicht weinen, Kleines«, murmelte er, nunmehr überzeugt, daß er ihr vertrauen konnte.

Und während sie sich von ihm trösten und dann wärmen ließ, um anschließend ihn zu wärmen, dachte sie in ihrem dritten, ihrem

heimlichsten Herzen – das erste war für alle Welt zu sehen, das zweite nur für ihre engste Familie, das dritte nie, niemals für irgendeinen anderen Menschen –, in diesem geheimen Herzen seufzte sie vor Erleichterung darüber, daß sie wieder eine Probe bestanden hatte, denn mit Sicherheit hatte er sie auf die Probe gestellt.

Zu gefährlich für ihn, einen solchen Schatz zu behalten, doch weit gefährlicher noch für mich, ihn in meinem Besitz zu haben. O ja, mein schöner Herr, es ist leicht, dich zu bewundern, mit dir zu lachen und zu spielen, Ekstase vorzutäuschen, wenn du in mich eindringst – und göttergleich der Gedanke, daß ich am Ende eines jeden Tages, und zwar Tag für Tag, einen Koku verdient habe. Denke daran, Koiko-chan! Ein Koku jeden Tag dafür, daß du an dem erregendsten Spiel auf Erden teilnimmst, mit dem erhabensten Namen auf Erden, mit einem jungen, ansehnlichen, erstaunlichen Mann von großer Kultiviertheit, dessen Stengel der beste ist, den ich jemals erlebt habe... und zugleich mehr Reichtum zu erwerben als irgend jemand jemals zuvor.

Ihre Hände, ihre Lippen und ihr Körper reagierten geschickt, schlossen sich, öffneten sich, öffneten sich weiter, empfingen ihn, leiteten ihn. Sie war wie ein exquisites, fein gestimmtes Instrument, auf dem er spielen konnte, täuschte perfekt Ekstase vor, tat so, als lasse sie sich gehen, ohne es je wirklich zu tun – schließlich mußte sie ihre Kraft und ihren Verstand bewahren, denn er war ein Mann mit vielfältigen Wünschen –, genoß den Wettstreit, drängte niemals zur Eile, führte ihn nur sehr behutsam weiter, hielt ihn unmittelbar vor der Grenze an, ließ ihn los, zog ihn zurück, ließ ihn los, zog ihn zurück und ließ ihn in einem Krampf der Erleichterung endlich los.

Ganz ruhig nun. Stoisch, reglos, um ihn nicht in seinem Frieden zu stören, ertrug sie sein schlafendes Gewicht. Er war mit ihrer Kunst ebenso zufrieden wie mit der eigenen, das wußte sie. Ihr letzter, geheimster, begeisterndster Gedanke, bevor auch sie in den



Schlaf hinüberglied, war: Ich möchte wissen, wie Katsumata, Hiraga und ihre Shishi-Freunde die Worte ›Schwert meiner Väter‹ auslegen...

## 14

*Montag, 1. Oktober*

**I**m Dämmerlicht tobte wenige Meilen südlich von Kyōto ein heftiges Nachhutgefecht zwischen flüchtenden Satsuma-Truppen und Choshu-Streitkräften Lord Ogamas, die ihnen vor kurzem die Kontrolle über die Palasttore entrissen hatten. Katsumata, der Satsuma-Schwertmeister und heimliche Shishi, führte den Kampf mit Hilfe einhundert berittener Samurai, um die Flucht Herrn Sanjiros und der Satsuma-Hauptstreitmacht wenige Meilen weiter südlich zu decken.

Wieder führte Katsumata eine wütende Attacke, durchbrach die vordersten Reihen des Gegners und versuchte sich zur Standarte des ebenfalls berittenen Choshu-Daimyo Ogama durchzukämpfen, wurde aber blutig und unter schweren Verlusten zurückgeschlagen, als die Verstärkungen herbeieilten, um ihren Anführer zu verteidigen.

»Alle Truppen zum Angriff voraus!« schrie Ogama. Er war achtundzwanzig, ein massiger, zorniger Mann in leichter Rüstung aus Bambus und Metall, mit Kampfhelm und gezogenem, blutigem Schwert. »Umgeht diese Hunde! Schlagt einen Bogen um sie! Ich will Sanjiros Kopf!«

Sofort jagten die Adjutanten davon, um seine Befehle zu übermitteln.

In drei bis vier Meilen Entfernung flohen Lord Sanjiro und die Reste seines Regiments in Richtung auf die über zwanzig Meilen entfernte Küste, um sich dort Boote zu suchen, die sie nach Hause auf die Südsinsel Kyushu und in die sicheren Mauern ihrer Hauptstadt Kagoshima bringen sollten, vierhundert Seemeilen weiter südwestlich.

Alles in allem waren es ungefähr achthundert Soldaten, gut ausgerüstete und fanatische Samurai, die danach lechzten, umzukehren und in den Kampf einzugreifen, denn ihre Niederlage und die Vertreibung aus Kyōto vor einer Woche schmerzten sie sehr. Ogama hatte die feierlichen Abmachungen zwischen ihnen gebrochen, einen unerwarteten nächtlichen Überfall inszeniert, ihre Kasernen umzingelt und die Gebäude in Brand gesteckt.

Unter zahlreichen Verlusten hatten sich die Satsumas den Weg aus der Stadt bis in das Dorf Fushimi freigekämpft, wo der wütende Sanjiro die Truppen neu formierte, während sie beharrlich von den Choshu-Abteilungen verfolgt wurden. »Wir sitzen in der Falle.«

»Ich bin für sofortigen Gegenangriff in Richtung Kyōto, Herr«, sagte einer seiner Hauptleute.

»Viel zu gefährlich«, behauptete Katsumata nachdrücklich. »Zu viele Truppen gegen uns, sie werden uns überwältigen, Sire. Damit werden Sie die Daimyos vor den Kopf stoßen und den Hof noch mehr verschrecken. Ich schlage vor, daß Sie Ogama einen Waffenstillstand anbieten – wenn er uns dafür einen geordneten Rückzug garantiert.«

»Mit welcher Begründung?«

»Im Rahmen dieses Waffenstillstands werden Sie akzeptieren, daß seine Streitkräfte über die Tore gebieten. Das wird weiteren Unfrieden zwischen den Choshu und den Tosa stiften.«

»Das kann ich unmöglich akzeptieren«, hatte Sanjiro erklärt, der vor Wut, daß Ogama ihn hereingelegt hatte, am ganzen Leib zitterte. »Und selbst wenn ich es täte, wäre er niemals einverstanden –

warum auch? Wir sind in seiner Hand. Er kann uns beissen, wie er will. Ich an seiner Stelle würde noch vor Mittag über uns herfallen.«

»Ja, Herr, das wird er tun – es sei denn, wir kommen ihm zuvor. Und das wird uns durch diese List möglich sein. Er ist kein echter Kämpfer wie Sie, seine Truppen sind nicht von Eifer erfüllt wie die Ihren und nicht so gut ausgebildet. Er hatte nur deswegen Erfolg gegen uns, weil er uns bei Nacht überfallen hat. Vergessen Sie nicht, daß sein Bündnis mit den Tosa unsicher ist. Er muß seine Kontrolle über die Tore festigen und hat nicht genügend Truppen, um während der kommenden Wochen mit allen Problemen fertig zu werden. Er muß Verstärkung organisieren und herbeiholen, ohne die Tosa zu provozieren. Und sehr bald werden die Bakufu mit ihren Truppen kommen, um die Tore, wie es ihr Recht ist, für sich zurückzuerobern.«

Toranagas Erlaß bestimmte, daß alle Daimyos, die Kyōto besuchten, höchstens fünfhundert Wachen mitbringen durften, die alle unter strengen Auflagen in einer eigenen, auf seine Anordnung ohne Verteidigungsanlagen erbauten Kaserne untergebracht wurden. Aufgrund desselben Erlasses durften die Shōgunats-Streitkräfte zahlenmäßig stärker sein als alle anderen zusammen. Im Laufe der Jahrhunderte des Friedens hatten die Bakufu zugelassen, daß sich diese Gesetze lockerten. In den letzten Jahren hatten Tosa-, Choshu- und Satsuma-Daimyos – je nach persönlicher Macht – die Bürokratie so lange genötigt, ihre Truppenzahl zu erhöhen, bis sie gezwungen wurden, die zusätzlichen Krieger nach Hause zu schicken.

»Ogama ist nicht dumm, er wird mich niemals entkommen lassen«, sagte Sanjiro. »Wenn ich ihn in der Falle hätte – ich würde ihn aufspießen.«

»Er ist nicht dumm, aber man kann ihn manipulieren.« Nun senkte Katsumata seine Stimme. »Zusätzlich zu den Toren könnten Sie sich einverstanden erklären, seinen Anspruch auf den Vorsitz im Ältestenrat zu unterstützen, falls oder wenn es zu einer Versamm-

lung der Daimyos kommt.«

Sanjiro fuhr auf. »Niemals! Er muß wissen, daß ich dem niemals zustimmen würde. Warum sollte er so einen Unsinn glauben?«

»Weil er Ogama ist. Weil er die Shimonoseki-Straße mit Dutzenden von Kanonen aus seiner gar nicht so geheimen, von den Holländern erbauten Waffenfabrik bestückt hat und daher glaubt, er könne die Gai-Jin-Schiffe ganz nach Belieben daran hindern, sie zu durchfahren. Er glaubt, daß er allein den Wunsch des Kaisers erfüllen kann, die Gai-Jin fortzujagen, daß er allein dem Kaiser wieder zur Macht verhelfen kann – warum sollte er dann nicht den ganz großen Preis davontragen, den Titel des *taikō*, des Diktators?«

»Bis dahin wird das Land längst zerrissen sein.«

»Der letzte Grund, warum er einem potentiellen Waffenstillstand zustimmen würde, ist der, daß er noch niemals zuvor im Besitz der Tore gewesen ist – er ist ein Emporkömmling, ein Usurpator. Er ist von gewöhnlicher Abstammung«, betonte Katsumata verächtlich, »und nicht von so alter und hoher wie Sie. Er wird den Waffenstillstand akzeptieren, den Sie ihm anbieten, weil Sie ihm zusichern, daß er dauerhaft sein wird.«

Sprachlos über das Ausmaß der Konzessionen, die Katsumata ihm vorschlug, hatte Sanjiro seinen Berater ebenso erstaunt wie zornig angestarrt. Ohne etwas zu begreifen, doch weil er Katsumata nur allzugut kannte, schickte er grollend die anderen hinaus.

»Was steckt dahinter?« fragte er ungeduldig. »Ogama weiß doch, daß jeder Waffenstillstand nur so lange was wert ist, bis ich hinter meinen Bergen in Sicherheit bin, wo ich alle Satsumas zusammenholen und dann auf Kyōto marschieren werde, um meine Rechte zurückzuerobern, mich für die Beleidigung zu rächen und mir seinen Kopf zu holen. Wieso all dieses unsinnige Gerede?«

»Weil Sie in einer so großen Gefahr schweben wie nie zuvor, Sire. Sie sitzen in der Falle. Es gibt Spione unter uns. Ich brauche Zeit, um in Osaka Boote zu organisieren, und ich habe einen Schlacht-

plan.«

Schließlich hatte Sanjiro gesagt: »Nun gut. Verhandeln Sie.«

Bisher dauerten die Verhandlungen sechs Tage.

Während dieser Zeit waren die Satsumas ruhig in Fushimi geblieben, hatten aber auf allen Straßen nach Kyōto Spione postiert. Als Zeichen des gegenseitigen Vertrauens hatte Sanjiro sich einverstanden erklärt, in eine weniger gut zu verteidigende Stellung umzuziehen, und Ogama hatte alle Truppen bis auf ein kleines Kontingent auf ihrem Fluchtweg abgezogen. Dann wartete jede der beiden Parteien darauf, daß die andere einen Fehler machte.

Im Besitz der obersten Macht in Kyōto, und sei sie auch noch so unsicher, schien sich Ogama damit zufriedenzugeben, seine Kontrolle über die Tore zu festigen und Daimyos zu hofieren, vor allem aber Höflinge, die mit ihm sympathisierten. Diese überredete Ogama, an den Kaiser heranzutreten und zu bitten, den ›Wunsch‹ nach dem sofortigen Rücktritt Anjos und des Ältestenrats auszusprechen, eine Versammlung der Daimyos einzuberufen, der die Macht übertragen werden sollte, einen neuen Ältestenrat – mit ihm als *taikō* – zu bilden, der regieren sollte, bis Shōgun Nobusada großjährig wurde, und auf einen Streich alle Toranaga-Anhänger unter den Bakufu zu ersetzen.

Voller Genugtuung vernahm Ogama, die Nachricht, seine Kanone habe Gai-Jin-Schiffe beschossen, habe den Kaiser sehr erfreut; diese Tatsache, zusammen mit Sanjiros Waffenstillstandsangebot, hatte seinen Einfluß am Hof verstärkt. »Der Waffenstillstand wird akzeptiert«, hatte er Katsumata gestern großmütig verkündet. »In sieben Tagen werden wir die Vereinbarung hier in meinem Hauptquartier ratifizieren. Dann können Sie sich nach Kagoshima zurückziehen.«

Dann war heute morgen jedoch die verblüffende Nachricht von Shōgun Nobusadas bevorstehendem Besuch gekommen. Sofort hatte Sanjiro Katsumata kommen lassen. »Was mag Anjo und Yoshi

veranlaßt haben, diesem Plan zuzustimmen?» fragte er beunruhigt. »Sind die beiden verrückt geworden? Was immer geschehen wird, sie sind die Verlierer.«

»Ich stimme zu, Sire, aber das macht Ihre Lage nur um so gefährlicher. Solange Ogama die Tore besetzt hält und damit Zutritt zum Kaiser hat, ist jeder Feind Ogamas ein Feind des Kaisers.«

»Offensichtlich! Was soll ich machen? Was schlagen Sie vor?«

»Schicken Sie Ogama sofort ein Schreiben, und bitten Sie ihn in drei Tagen zu einem Treffen, um die möglichen Folgen dieses Besuchs zu besprechen – er muß genauso verwundert sein wie jeder andere Daimyo. Inzwischen werden wir heute abend, nach Einbruch der Dunkelheit, unseren Schlachtplan ausführen.«

»Aber wir können nicht fliehen, ohne daß es Ogama erfährt; wir sind von Spionen umgeben, und seine Truppen liegen nicht weit von hier. Wenn er hört, daß wir das Lager abbrechen, wird er über uns herfallen.«

»Ja, aber wir werden das Lager genauso zurücklassen, wie es ist, und nur unsere Waffen mitnehmen – ich kann ihn überlisten, ich kenne ihn.«

Zornig hatte Sanjiro erwidert: »Wenn dem so ist, warum haben Sie dann den Überfall nicht vorausgesehen?«

O doch, das habe ich, hätte Katsumata sagen können, aber es war mir mehr daran gelegen, daß Ogama vorübergehend die Tore besetzt hält. Sind wir dieser Falle nicht ohne große Probleme entkommen? Ogama wird niemals mit dem Hof, den feindseligen Daimyos, den Tosa, Shōgun Nobusadas Besuch und der Prinzessin Yazu fertig werden – nicht etwa, daß Nobusada hier eintreffen wird, und so wird Ogama auch noch für seinen Tod verantwortlich gemacht werden.

»Verzeihung, Sire«, hatte er scheinbar zerknirscht erwidert, »ich werde herausfinden, warum Ihre Spione versagt haben. Köpfe werden rollen.«

»Gut.«

Kurz nach Einbruch der Dunkelheit hatte Katsumata speziell ausgebildete Männer losgeschickt, welche die arglosen Choshu-Truppen, die sie beobachten sollten, lautlos dezimierten. Dann war Sanjiro, Katsumatas Schlachtplan folgend, mit dem Regiment – bis auf Katsumata und seine hundert Kavalleristen – nach Süden aufgebrochen, um alle drei *ri* einhundert Mann zu stationieren, die sich Katsumata anschließen sollten, wenn er den Rückzug antrat. Zuversichtlich legte sich Katsumata an der Straße nach Kyōto in einen Hinterhalt. Er war sicher, daß er die Choshu, wenn er bis zum Morgengrauen überlebte, in Rückzugsgefechte verwickeln konnte, bis sie den Kampf abbrachen und nach Kyōto zurückkehrten, um ihre Position dort zu verstärken; sie würden nur eine symbolische Truppe auf seine Verfolgung schicken. Die Gerüchte wollten wissen, daß die Ogama-Verbündeten, bestärkt durch Lügen, die von Katsumatas heimlichen Verbündeten verbreitet wurden, bereits von ihm abzufallen begannen.

Zu seiner Überraschung hatte er feststellen müssen, daß Ogama die Verfolgung persönlich anführte und ihm sehr dicht auf den Fersen war. Karma.

»Attacke!« rief Katsumata und riß sein Pferd aus einer vorgetäuschten Flucht herum. Sofort versammelte sich seine angeblich zerstreute Kavallerie zu einer stoßkräftigen Phalanx und brach durch die gegnerischen Reihen, die in ungeordneter Flucht zurückgeschlagen wurden, während in der kalten, feuchten Luft schwer der Geruch von Schweiß, Angst und Blut hängenblieb. Links und rechts starben die Männer, seine und ihre, aber er schlug sich kämpfend durch, und nun war der Weg zu Ogama fast frei. Aber wieder wurde er getäuscht, so daß er den Kampf abbrach und floh – dieses Mal wirklich den Rückzug antrat –, während ihm die, die noch leb-

ten, folgten. Von den hundert waren ihm nur noch zwanzig geblieben.

»Holt unsere Reserven! Fünfhundert Koku für Katsumatas Kopf«, rief Ogama, »eintausend für Herrn Sanjiro!«

»Sire!« Einer seiner erfahrensten Hauptleute deutete nach oben. In der allgemeinen Erregung hatte niemand bemerkt, daß Sturmwolken fast den ganzen Himmel bedeckten. »Verzeihung, aber der Rückweg nach Kyōto ist schwierig, und wir wissen nicht, ob diese Hunde uns einen weiteren Hinterhalt gelegt haben.«

Ogama überlegte einen Moment. »Laßt die Reserven, wo sie sind! Nehmt fünfzig Reiter und jagt sie zu Tode. Wenn Sie mir einen der beiden Köpfe bringen, mache ich Sie zum General. Kampf abbrechen!«

Sofort eilten seine Hauptleute, lauthals Befehle rufend, davon. Finster spähte Ogama in die zunehmende Dunkelheit hinein, in der Katsumata und seine Männer verschwunden waren. »Bei meinen Ahnen«, murmelte er, »sobald ich *taikō* bin, wird Satsuma ein Cho-shu-Protektorat, die Verträge werden annulliert, und kein Gai-Jin-Schiff wird jemals meine Meerenge passieren!« Dann wendete er sein Pferd und ritt mit seiner Leibwache zusammen nach Kyōto zurück. Seinem Schicksal entgegen.

Am selben Abend war die Gesellschaft mit Klavierkonzert, die Seratard Angélique zu Ehren in der französischen Gesandtschaft gab, ein voller Erfolg. Der Chefkoch hatte sich selbst übertroffen: frisches Brot, Platten mit gedünsteten Austern, kaltem Hummer, Krabben und Garnelen, gebratenem, mit Ingwer und Knoblauch gewürztem Fisch sowie Apfeltorte mit getrockneten Äpfeln aus Frankreich, die nur für besondere Gelegenheiten benutzt wurden. Champagner, Ladoucette und ein Margaux aus seinem Heimatort, auf den er ganz besonders stolz war.



Nach dem Dîner und den Zigarren war mit herzlichem Applaus André Poncin begrüßt worden, vollendeter, wenn auch zögernder Pianist, der nach jedem Stück mehr Beifall einheimste. Und nun, fast schon um Mitternacht und nach drei Zugaben, erhielt er stehenden Applaus, während die letzten, schönen Akkorde Beethovens verklangen.

»Wundervoll...«

»Hinreißend...«

»Ach, André«, sagte Angélique atemlos auf französisch. Sie saß auf ihrem Ehrenplatz neben dem Piano, und seine Musik hatte sie von den Gedanken an ihr drohendes Elend befreit. »Es war herrlich, ich danke Ihnen von Herzen!« Mit kokett flatterndem Fächer brillierte sie, eng geschnürt, tief ausgeschnitten und mit bloßen Schultern, in einem neuen Kleid, dessen grüne Seide in üppigen Kaskaden über Reifröcke bis auf den teppichbelegten Boden fiel.

»Merci, M'selle«, antwortete Poncin. Er stand auf und hob mit kaum verschleiertem Blick das Glas. »*A vous!*«

»Merci, M'sieur«, sagte sie; dann wandte sie sich zu Seratard um, der von Norbert Greyforth, Jamie McFay, Dimitri und anderen Kaufleuten umgeben war, alle in Abendkleidung mit rüschenbesetzten Seidenhemden, leuchtend-farbigen Westen und Krawatten – einige davon neu, die meisten aber alt und hastig gebügelt, weil Damengesellschaft angesagt war. Ein paar französische Armee- und Marine-Offiziere in goldbetreßten Uniformen und mit Zierdegen belebten die ungewohnte Pracht, und selbst die britischen Militärs wirkten an diesem Abend wie Paradiesvögel.

Auch zwei der anderen drei Damen der Niederlassung befanden sich in dem überfüllten, von Öllampen und Kerzen beleuchteten Raum: Mabel Swann und Victoria Lunkchurch. Beide korpulent, Anfang Zwanzig und kinderlos, Händlerfrauen, grün vor Neid, die Ehemänner schwitzend neben sich an kurzer Leine. »Es wird Zeit, Mr. Swann«, erklärte Mabel Swann mit säuerlichem Naserümpfen,

»jawohl. Beten und dann ins Bett, mit einer schönen, englischen Tasse Tee.«

»Wenn ihr müde seid, meine Liebe, du und Vic...«

»Augenblicklich!«

»Du auch, Barnaby«, sagte Victoria Lunkchurch mit schwerem Yorkshire-Akzent. »Und schlag dir die schmutzigen Gedanken aus dem Kopf, mein Junge, sonst kriegst du's mit mir zu tun!«

»Wer – ich? Was für Gedanken?«

»Solche Gedanken: du und diese ausländische Bagage da drüben, Gott möge dir verzeihen«, antwortete sie noch giftiger. »Hinaus!«

Niemand vermißte sie oder bemerkte, daß sie gegangen waren. Alle konzentrierten sich auf den Ehrengast, trachteten in ihre Nähe zu kommen oder, wenn sie schon zum inneren Kreis gehörten, sich möglichst nicht verdrängen zu lassen.

»Ein außerordentlicher Abend, Henri«, lobte Angélique.

»Aber nur durch Sie, M'selle. Sie verschönern ihn für uns.« Während Seratard galante Plattheiten von sich gab, dachte er: Wie schade, daß du nicht schon verheiratet bist, also reif für eine Liaison mit einem kultivierten Mann. Die Ärmste, sich mit einem unreifen, primitiven Schotten abgeben zu müssen, mag er auch noch so reich sein. Ich wäre gern dein erster richtiger Liebhaber – es wäre mir eine Freude, dich in die Lehre zu nehmen.

»Sie lächeln, Henri?« erkundigte sie sich und erkannte plötzlich, daß sie sich vor diesem Mann hüten mußte.

»Ich dachte gerade daran, wie wundervoll Ihre Zukunft aussehen wird, und das hat mich glücklich gemacht.«

»Wie reizend von Ihnen!«

»Ich glaube, da...«

»Miss Angélique, wenn ich so frei sein darf – wir veranstalten am Samstag ein Pferderennen«, mischte sich Norbert Greyforth ins Gespräch. Er war wütend darüber, daß Seratard sie für sich mit Beschlag belegte, und ärgerte sich, daß der Mann so unhöflich war,

Französisch zu sprechen, das er nicht verstand. Er verabscheute ihn und alles Französische, außer Angélique. »Wir... Wir wollen ein neues Rennen einführen, äh, Ihnen zu Ehren. Wir haben beschlossen, es den Angel Cup zu nennen, eh, Jamie?«

»Ja«, bestätigte Jamie McFay. Beide Männer waren im Vorstand des Jockey Clubs. »Wir... Na ja, wir haben beschlossen, daß es das letzte Rennen des Tages werden soll, und Struan's stiftet das Preisgeld, zwanzig Guineas. Haben Sie Lust, den Preis zu überreichen, Miss Angélique?«

»Ja gern, mit Vergnügen. Wenn Mr. Struan einverstanden ist.«

»Aber ja, selbstverständlich.« McFay hatte Struan bereits um Zustimmung gebeten, aber er selbst wie alle anderen, die in Hörweite standen, erwog sofort die Bedeutung dieser Bemerkung, obgleich alle Wetten gegen eine Verlobung relativ ungünstige Chancen hatten. Selbst unter vier Augen hatte ihm Struan keinen Hinweis gegeben, obwohl McFay es für seine Pflicht gehalten hatte, ihm von den Gerüchten Mitteilung zu machen.

»Das geht die Leute nichts an, Jamie. Überhaupt nichts.«

Er hatte zugestimmt, doch seine Besorgnis war gewachsen. Der Kapitän eines einlaufenden Handelsschiffs, ein alter Freund, hatte ihm einen Brief von Malcolms Mutter ausgehändigt, in dem sie um einen vertraulichen Bericht bat: *Ich möchte alles wissen, was geschehen ist, seit diese Richaud in Yokohama eingetroffen ist, Jamie. Alles, Gerüchte, Fakten, Klatsch, und ich brauche wohl nicht zu betonen, daß dies ein strenges Geheimnis zwischen uns bleiben muß.*

Hölle und Teufel, dachte Jamie, ich bin durch einen heiligen Eid verpflichtet, dem Tai-Pan zu dienen, wer immer er ist, und nun will seine Mutter... Aber auch eine Mutter hat ihre Rechte, nicht wahr? Nicht unbedingt, aber Mrs. Struan schon, weil sie Mrs. Struan ist, und du bist es gewohnt zu tun, was sie will. Befolgst du nicht schon seit Jahren all ihre Bitten, Wünsche und Vorschläge?

Um Gottes willen, Jamie, mach dir nichts vor! Ist es denn nicht

im Grunde sie, die schon seit Jahren die Firma regiert?

»Das stimmt«, murmelte er bestürzt, erschrocken bei dem Gedanken, den er immer wieder verdrängt hatte. Dann versuchte er seinen Fehler hastig zu kaschieren, aber alle konzentrierten sich immer noch auf Angélique. Bis auf Norbert Greyforth.

»Stimmt was nicht, Jamie?« fragte er im allgemeinen Stimmengewirr mit verkniffenem Lächeln.

»Nein, nein, Norbert. Großartiger Abend, eh?« Zu seiner größten Erleichterung wurden sie beide von Angélique abgelenkt.

»Gute Nacht, gute Nacht, Henri, Gentlemen«, sagte sie trotz des allgemeinen Protestes. »Es tut mir leid, aber ich muß vor dem Schlafengehen noch nach meinem Patienten sehen.« Sie streckte die Hand aus, die Seratard mit geübter Eleganz, Norbert, Jamie und die anderen eher ungeschickt küßten, während André Poncin, bevor ein anderer die Gelegenheit ergreifen konnte, zuvorkommend fragte: »Gestatten Sie, daß ich Sie nach Hause begleite?«

»Selbstverständlich. Warum nicht? Ich war von Ihrer Musik hingerissen.«

Der Abend war kühl, aber recht angenehm. Sie hatte sich ihre Wollstola dekorativ um die Schultern gelegt, und der gerüschte Saum ihres weiten Reifrocks schleifte nachlässig im Schmutz des hölzernen Gehsteigs, der während des Sommerregens, der alle Straßen in Schlammseen verwandelte, wahrhaft unentbehrlich war. Nur ein kleiner Teil ihrer Gedanken galt dem Rock.

»Ihre Musik ist wundervoll, André! Ich wünschte, ich könnte so spielen wie Sie«, sagte sie und meinte es ehrlich.

»Es ist nur Übung, nichts als Übung.«

Freundschaftlich auf französisch plaudernd, schlenderten sie auf das hell erleuchtete Struan-Gebäude zu. André war sich deutlich der neidischen Blicke der Männer bewußt, die über die Straße in den geräuschvollen, überfüllten, aber einladenden Club strömten, und genoß ihre Gesellschaft und ihr fröhliches Geplauder, das kaum je-

mals eine Antwort erforderte.

Am Abend zuvor, bei Seratards ›französischem Dîner‹ in einem separaten Raum des Hotels Yokohama, hatte er neben ihr gesessen und ihre Jugend und scheinbare Frivolität erfrischend gefunden, ihr Wissen über Paris, die Restaurants, die Theater, ihr Geplauder über ihre jungen Freunde, über Spaziergänge oder Ausritte im Bois, über all die aufregenden Ereignisse des Second Empire, die ihn mit Sehnsucht erfüllten, ihn an seine Universitätszeit erinnerten und daran, wie sehr auch er sich nach Hause sehnte.

Seltsam, wie sehr dieses junge Mädchen meiner eigenen Tochter gleicht! Marie ist genauso alt wie sie, hat im selben Monat Geburtstag, hat die gleichen Augen, dieselben Farben...

Er korrigierte sich: *Vielleicht* gleicht sie Marie. Wie lange ist es her, seit ich mit Françoise gebrochen und die beiden in ihrer Familienpension bei der Sorbonne zurückgelassen habe, in der ich wohnte? Siebzehn Jahre. Wie lange ist es her, seit ich sie zuletzt gesehen habe? Zehn. *Merde*, ich hätte nie heiraten sollen. Obwohl Françoise schwanger war. Ich war der Tor, nicht sie; sie hat wenigstens wieder geheiratet und leitet nunmehr die Pension. Aber Marie?

Das Rauschen der Wellen lenkte seinen Blick aufs Meer. Oben kreischte eine einzelne Möwe. Nicht weit von der Küste entfernt sah man die Lichter des vor Anker liegenden französischen Flaggschiffs, und das brach endlich den Bann. Er riß sich zusammen und konzentrierte seine Gedanken.

Eine Ironie, daß dieses zierliche Mädchen zu einer wichtigen Figur im Spiel Frankreich gegen England wird. Eine Ironie, aber so ist das Leben. Warte ich bis morgen oder übermorgen, oder teile ich die Karten aus, wie Henri und ich es besprochen haben?

»Ach«, sagte sie mit flatterndem Fächer, »ich bin heute so glücklich, André. Ihre Musik hat mir so viel gegeben, sie hat mich in die Opéra entführt und mich emporgetragen, bis ich den Duft von Paris gespürt habe...«

Wider Willen war er bezaubert. Bewirkt sie das, oder kommt es daher, weil sie mich an Marie erinnert? Ich weiß es nicht, aber es macht nichts, Angélique, heute abend werde ich dich in deiner glücklichen Seifenblase in Ruhe lassen. Morgen ist noch früh genug.

Dann stieg ihm ein Hauch von ihrem Parfüm, Vie de Camille, in die Nase und erinnerte ihn an das Fläschchen, das er unter so großen Schwierigkeiten für seine *musume* Hana – die Blume – aus Paris hatte kommen lassen, und plötzlicher Zorn fegte seinen Impuls, freundlich zu sein, hinweg.

Es war kein Mensch in Hörweite, trotzdem dämpfte er seine Stimme. »Es tut mir leid, aber ich muß es Ihnen mitteilen. Ich habe ein paar vertrauliche Nachrichten erhalten. Es fällt mir schwer, es sagen zu müssen, aber Ihr Vater war vor einigen Wochen in Macao, hat hoch gespielt und hat verloren.« Er sah, wie sie erbleichte. Er hatte Mitleid mit ihr, fuhr aber genauso fort, wie er und Seratard es geplant hatten. »Es tut mir leid.«

»Hoch, André? Was soll das heißen?« Ihre Worte waren kaum vernehmbar, und er sah, wie sie ihn mit weit aufgerissenen Augen anstarrte.

»Er hat alles verloren, sein Geschäft, Ihr Kapital.«

Sie stöhnte auf. »Alles? Mein Kapital? Aber das ist unmöglich, das kann er nicht!«

»Tut mir leid, er kann, und er hat. Er hat nicht außergesetzlich gehandelt; Sie sind eine unverheiratete Frau, und abgesehen davon, daß Sie minderjährig sind, ist er Ihr Vater, der über Sie und alles bestimmen kann, was Sie besitzen. Das ist Ihnen natürlich bekannt. Es tut mir leid. Haben Sie noch anderes Geld?« erkundigte er sich, obwohl er wußte, daß das nicht der Fall war.

»Es tut Ihnen leid?« Sie erschauerte und versuchte, klar zu denken. Die Erkenntnis, daß die zweite ihrer großen Ängste Wirklichkeit geworden war, zerriß ihren sorgfältig gesponnenen Kokon.

»Woher... Woher wissen Sie das?« stammelte sie, um Luft ringend.  
»Mein... Mein Kapital gehört doch mir... das hat er versprochen.«

»Er hat es sich anders überlegt. Und Hongkong ist ein Dorf – es gibt keine Geheimnisse in Hongkong, Angélique, keine Geheimnisse, hier wie dort. Heute ist eine Nachricht aus Hongkong eingetroffen, per Kurier von einem Geschäftspartner. Er hat uns die Details geschildert – er war damals in Macao und hat das Ganze miterlebt.« Er sprach betont freundlich und besorgt wie ein guter Freund, sagte aber nur die halbe Wahrheit. »Er und ich, wir... wir sind im Besitz einiger Papiere Ihres Vaters, Darlehen vom letzten Jahr und immer noch nicht zurückgezahlt.«

Eine neue Angst begann sie zu schütteln. »Mein Vater... bezahlt er seine Rechnungen nicht?«

»Nein, leider nicht.«

Voll Angst dachte sie an den Brief ihrer Tante und wußte sofort, daß das Darlehen ihres Onkels ebenfalls nicht zurückgezahlt worden war und daß er deshalb im Gefängnis saß... Sie versuchte, nicht ohnmächtig zu werden, wünschte sich, daß alles ein Traum sei. O Gott, o Gott, was soll ich nur tun?

»Wenn ich Ihnen helfen kann – bitte, sagen Sie es.«

Unvermittelt wurde ihre Stimme schrill. »Mir helfen? Sie haben meinen Frieden zerstört – wenn es stimmt, was Sie sagen. Mir helfen? Warum haben Sie mir das jetzt gesagt, warum, warum, wo ich doch gerade so glücklich war?«

»Weil es besser war, daß Sie es sofort erfahren. Besser, Sie erfahren es von mir als von einem Feind.«

Sie verzog das Gesicht. »Feind – was für ein Feind? Wieso sollte ich Feinde haben? Ich habe niemandem etwas getan, niemandem, nieman...« Die Tränen begannen zu fließen. Wider Willen nahm er sie einen Moment mitfühlend in den Arm; dann legte er ihr die Hände auf die Schultern und schüttelte sie.

»Hören Sie auf!« befahl er in scharfem Ton. »Großer Gott, hören

Sie auf! Begreifen Sie denn nicht, daß ich Ihnen helfen will?« Von der anderen Straßenseite her näherten sich mehrere Männer, doch er sah, daß sie schwankten und ganz mit sich selbst beschäftigt waren. Niemand sonst war in der Nähe, nur weiter unten auf der Straße einige Herren, die zum Club wollten. Wieder schüttelte er sie. »Sie tun mir weh!« jammerte sie, aber die Tränen versiegt, und sie gewann die Beherrschung zurück.

Nur zum Teil, dachte er kalt, der die gleiche Behandlung wohl schon hundertmal zuvor anderen Unschuldigen hatte zukommen lassen, die er zum Wohle Frankreichs brauchte – Männern, die so viel einfacher zu behandeln waren als Frauen. Männer trat man einfach in die Eier oder drohte, sie ihnen abzuschneiden oder mit Nadeln hineinzustechen... Aber Frauen? Widerlich, Frauen so behandeln zu müssen. »Sie sind von Feinden umgeben, Angélique. Es gibt viele, die nicht wollen, daß Sie Struan heiraten; seine Mutter wird Sie auf jede nur mögliche Art und Weise bekämpfen, die...«

»Ich habe niemals behauptet, daß wir heiraten werden, das ist... ein Gerücht, nur ein Gerücht, mehr nicht.«

»*Merde!* Natürlich stimmt es! Er hat Sie doch gefragt, nicht wahr?« Wieder schüttelte er sie mit harten Händen. »Oder?«

»Sie tun mir weh, André! Ja, ja, er hat mich gefragt.«

Bewußt ein wenig sanfter reichte er ihr ein Taschentuch. »Hier, trocknen Sie sich die Augen. Wir haben nicht viel Zeit.«

Kleinlaut gehorchte sie, begann zu weinen, hielt inne. »Warum sind Sie so böse?«

»Ich bin der einzige wahre Freund, den Sie hier haben; ich bin wirklich auf Ihrer Seite und will Ihnen helfen, Sie können mir vertrauen – ich bin Ihr einziger Freund, das schwöre ich, der einzige, der Ihnen helfen kann.« Normalerweise hätte er inbrünstig gesagt, ich schwöre bei Gott, aber er glaubte sie an der Angel zu haben und hielt das für später zurück. »Es ist besser, wenn Sie heimlich von mir die Wahrheit erfahren. So haben Sie Zeit, sich vorzuberei-



ten. Die Nachricht wird erst in frühestens einer Woche eintreffen, also haben Sie Zeit genug, Ihre Verlobung feierlich und offiziell gültig zu machen.«

»Was?«

»Struan ist ein Gentleman, nicht wahr?« Mühsam verbarg er ein höhnisches Grinsen. »Ein englischer, Verzeihung, ein schottischer, ein britischer Gentleman. Sind diese Herren nicht stolz auf ihr Wort? Eh? Sobald das Eheversprechen bekanntgemacht worden ist, kann er es nicht mehr zurücknehmen, ob Sie nun arm sind oder nicht, was immer Ihr Vater auch getan haben mag, und was immer seine Mutter sagt.«

Ich weiß, ich weiß, hätte sie fast geschrien. Aber ich bin eine Frau und muß warten, ich habe gewartet, und nun ist es zu spät, nicht wahr? O Madonna, hilf mir! »Ich glaube... Ich glaube nicht, daß Malcolm mir die Schuld für meinen Vater geben oder... oder auf seine Mutter hören wird.«

»Ich fürchte, das wird er müssen, Angélique. Haben Sie vergessen, daß Malcolm Struan ebenfalls minderjährig ist? Da kann er Tai-Pan sein oder nicht. Sein einundzwanzigster Geburtstag ist erst im Mai nächsten Jahres. Bis dahin kann sie ihm alle möglichen gesetzlichen Zügel anlegen und nach dem englischen Recht sogar eine Verlobung annullieren.« Dessen war er zwar nicht ganz sicher, aber es klang vernünftig und galt jedenfalls nach dem französischen Recht.

»Auch Ihnen könnte sie Steine in den Weg werfen, Sie möglicherweise sogar vor Gericht bringen«, ergänzte er bedrückt. »Die Struans sind mächtig, sehr mächtig, und Asien ist ihre Domäne. Sie könnte Sie vor Gericht bringen – und Sie wissen ja wohl, was man über Richter sagt, über alle Richter, eh? Sie könnte Sie vor den Kadi zerren, Sie beschuldigen, eine Kokotte zu sein, eine Betrügerin, nur hinter seinem Geld her. Ein böses Bild könnte sie dem Richter zeichnen, Sie auf der Anklagebank und wehrlos, Ihr Vater ein Spieler, ein bankrotter Versager, Ihr Onkel im Schuldgefängnis, Sie

selbst mittellos, eine Abenteurerin.«

Ihr Gesicht fiel zusammen. »Woher wissen Sie das über Onkel Michel? Wer sind Sie?«

»Das sind keine Tricks, Angélique«, versicherte er lässig. »Wie viele französische Bürger gibt es in Asien? Nicht viele, und die Menschen klatschen nun mal gern. Ich selbst, ich bin André Poncin, Chinahändler, Japanhändler. Sie haben nichts von mir zu befürchten. Ich will nichts als Ihnen helfen.«

»Aber wie? Mir kann niemand helfen.«

»Das ist nicht wahr«, widersprach er leise, während er sie aufmerksam beobachtete. »Sie lieben ihn, nicht wahr? Sie könnten die beste Ehefrau sein, die ein Mann haben kann, nicht wahr?«

»Ja. Ja, natürlich.«

»Dann drängen Sie ihn, verführen Sie ihn, überreden Sie ihn, so gut Sie nur können, damit er Ihre Verlobung bekanntmacht. Dabei kann ich Sie vielleicht beraten.« Nun endlich sah er, daß sie ihm wirklich zuhörte, ihn wirklich verstand. Behutsam versetzte er ihr den Todesstoß. »Eine kluge Frau, und Sie sind ebenso klug wie schön, würde jetzt schnell heiraten. Sehr schnell.«

Struan las. Die Öllampe auf seinem Nachttisch gab genügend Licht, die Tür zu ihrem Zimmer war angelehnt. Sein Bett war bequem, und er war ganz in die Geschichte vertieft. Das seidene Nachthemd unterstrich die Farbe seiner Augen, sein Gesicht war immer noch bleich und schmal und ohne seine frühere Kraft. Auf dem Nachttisch warteten ein Schlafmittel, seine Pfeife, Tabak, Streichhölzer und mit ein wenig Whisky versetztes Wasser: »Wird Ihnen gut tun, Malcolm«, hatte Doktor Babcott gesagt. »Whisky ist der beste Schlaftrunk, den man sich denken kann – stark verdünnt. Besser als alle Tinkturen.«

»Ohne die würde ich die ganze Nacht wach liegen und mich

elend fühlen.«

»Es sind jetzt siebzehn Tage seit dem Überfall, Malcolm, es wird Zeit, endlich damit aufzuhören. Wirklich aufzuhören. Es ist nicht gut, von Schlafmitteln abhängig zu sein. Am besten hören wir sofort damit auf.«

»Das habe ich schon mehrmals versucht, aber es ging nicht. In ein, zwei Tagen werde ich aufhören...«

Die Vorhänge waren zugezogen, das Zimmer war gemütlich, das Ticken der Schweizer Uhr friedvoll. Es war fast ein Uhr, und das Buch *Die Morde in der Rue Morgue* hatte Dimitri ihm am Vormittag geliehen und dabei gesagt: »Es wird Ihnen gefallen, Male, Kriminalroman nennt man so was – Edgar Allan Poe ist einer unserer besten Schriftsteller, Verzeihung, war, er ist '49 gestorben, im Jahr nach dem Gold Rush. Und wenn Ihnen dies gefällt – ich habe eine ganze Reihe seiner Bücher und Gedichte.«

»Vielen Dank, das ist sehr liebenswürdig. Nett von Ihnen, so oft hereinzusehen. Aber warum heute so finster, Dimitri?«

»Die Nachrichten von zu Hause sind schlecht. Meine Familie – es ist wirklich schlimm, Male, alles durcheinander, Vetter, Brüder, Onkel auf beiden Seiten. Verdammt, davon wollen Sie sicher nichts wissen. Hören Sie, ich habe noch viele andere Bücher, eine richtige Bibliothek.«

»Erzählen Sie mir bitte von Ihrer Familie«, sagte er, weil die Schmerzen des Tages einsetzten. »Ich würde es wirklich gerne hören.«

»Wenn Sie möchten. Also, mein Granddaddy und seine Familie kamen aus Rußland, von der Krim – habe ich Ihnen erzählt, daß meine Vorfahren Kosaken waren? Sie ließen sich in einem kleinen Ort namens Far Hills in New Jersey nieder, bewirtschafteten nach dem Krieg von 1812, in dem mein Granddad fiel, eine Farm, übrigens eine hervorragende Gegend für die Pferdezucht, und wir kamen zu Wohlstand. Der größte Teil der Familie blieb in New Jer-

sey, nur zwei Söhne zogen nach Süden, nach Richmond in Virginia. Als ich in der Army war, vor etwas über fünfzehn Jahren, war das einfach noch die Union Army, ohne Nord oder Süd. Ich ging zur Kavallerie und blieb fünf Jahre lang, verbrachte den größten Teil meiner Zeit im Süden und Westen, in den Indianerkriegen, wenn man sie so nennen kann. Eine Zeitlang war ich auch in Texas, ein Jahr, als es noch Republik war; da hab ich denen geholfen, ihre Indianer wegzupusten, und dann, zwei Jahre, nachdem sich Texas '45 der Union anschloß, waren wir außerhalb von Austin stationiert. Dort habe ich meine Frau Emilie kennengelernt – sie kommt auch aus Richmond –, ihr Pa war Colonel beim Nachschub. Das ist eine richtig schöne Gegend, um Austin herum, aber noch mehr um Richmond. Emilie... Kann ich Ihnen irgendwas holen?»

»Nein, danke, Dimitri, die Schmerzen werden vorübergehen. Fahren Sie bitte fort... Wenn Sie erzählen, ist mir das eine große Hilfe.«

»Aber sicher. Also, meine Emilie, Emilie Clemm hieß sie, war eine entfernte Cousine von Poes Frau Virginia Clemm; das hab ich aber erst später erfahren, und darum hab ich auch seine Bücher.« Dimitri lachte. »Poe war ein großer Schriftsteller, aber ein noch größerer Säufer und Weiberheld. Mir scheint, daß alle Schriftsteller Faulpelze, Säufer und Weiberhelden sind – denken Sie an Melville –, vielleicht macht sie das zu Schriftstellern. Ich jedenfalls kann keinen Brief schreiben, ohne dabei ins Schwitzen zu kommen. Und Sie?«

»Na ja, ich kann schon Briefe schreiben – muß ja sein. Und auch ein Journal führen, wie die meisten Leute. Was wollten Sie über diesen Poe sagen?«

»Daß er Virginia Clemm heiratete, als sie dreizehn war, wollte ich sagen – dazu war sie noch seine Cousine – man stelle sich das vor! –, und daß sie glücklich waren und daß ihr das mit den anderen Frauen offenbar nichts ausmachte. Meine Emilie war nicht dreizehn, sondern achtzehn, und eine echte Südstaatschönheit. Wir

heirateten, als ich die Army verließ und in Richmond zu Cooper-Tillman ging – die wollten damals auf Waffen und Munition für den Export nach Asien expandieren, wovon ich eine Menge verstand. Der alte Jeff Cooper meinte, daß Schußwaffen und andere Waren *aus* Norfolk in Virginia sich gut mit Opium an der oberen Chinaküste, Silber und Tee *nach* Norfolk vertragen würden – aber Sie kennen ja Jeff. Cooper-Tillman und Struan's sind alte Freunde, eh?»

»Ja, und ich hoffe, daß es so bleibt. Fahren Sie fort.«

»Ist nicht viel mehr. Im Laufe der Jahre zogen auch andere aus der Familie nach Süden und verteilten sich über das Land. Meine Ma kam aus Alabama, ich habe zwei Brüder und eine Schwester, alle jünger als ich. Jetzt ist Billy im Norden, bei der New Jersey 1st Cavalry, und der Janny meines kleinen Bruders – nach seinem Granddaddy Janov Syborodin genannt – ist auch bei der Kavallerie, aber bei den 3rd Virginian Advance Scouts. Ist alles Mist – die beiden verstehen nicht das geringste von Krieg und Kämpfen und werden mit Sicherheit draufgehen.«

»Sie... Sie wollen zurück?»

»Weiß nicht, Male. Manchmal denke ich ja, dann aber wieder nein, ich will nicht anfangen, Verwandte umzubringen, egal auf welcher Seite ich kämpfe.«

»Warum sind Sie dort weggegangen und in diesem gottverlassenen Teil der Welt gelandet?»

»Weil Emilie starb. An Scharlach. Es gab eine Epidemie, und sie gehörte zu denen, die Pech hatten. Das war vor neun Jahren – wir hätten gerade ein Kind kriegen sollen.«

»Ein schreckliches Unglück!«

»Ja. Sie und ich, wir haben beide genug Unglück erlebt...«

Struan war so in seinen Roman vertieft, daß er weder hörte, wie die äußere Tür zu ihrer Suite leise geöffnet und wieder geschlossen wurde, noch wie sie auf Zehenspitzen zu seiner Tür schlich, um ei-

nen Moment hereinzuspähen und dann wieder zu verschwinden. Gleich darauf wurde die innere Tür zu ihrem Schlafzimmer mit leisem Klicken ins Schloß gedrückt.

Er blickte auf. Lauschte aufmerksam. Sie hatte gesagt, daß sie hereinschauen wollte, ihn aber nicht stören werde, wenn er schlief. Und wenn sie selbst müde war, wollte sie direkt zu Bett gehen und ihn am nächsten Morgen besuchen. »Keine Angst, Liebling«, hatte er fröhlich erwidert. »Amüsier dich gut. Wir sehen uns beim Frühstück. Schlaf gut. Du weißt, ich liebe dich.«

»Ich liebe dich auch, *chéri*. Schlaf gut.«

Das Buch ruhte auf seinem Schoß, während er zu spüren versuchte, ob sie zurückgekehrt war. Vielleicht, vielleicht auch nicht.

Wenn er gekonnt hätte, wäre er aus dem Bett gestiegen und hätte sich vergewissert. Wie gut, daß ich es nicht kann, dachte er. Ich würde bleiben wollen.

Dieser Gedanke ließ ihn nicht los. Mit Mühe richtete er sich auf und schwang die Beine über die Bettkante. Bis dahin war es gerade noch erträglich. Aber beim Aufstehen nicht mehr. Das Aufstehen ging über seine Kräfte. Sein Herz hämmerte, ihm wurde übel, und er legte sich zurück. Immerhin, ein bißchen besser als gestern. Ich muß mich antreiben, egal, was Babcott sagt, dachte er grimmig und rieb sich den Magen. Morgen werde ich's wieder versuchen, dreimal.

Als er sich ein bißchen erholt hatte, begann er wieder zu lesen. Er war froh über das Buch, doch jetzt vermochte ihn die Geschichte nicht mehr so stark zu fesseln; seine Aufmerksamkeit schwankte, und in Gedanken begann er die Geschichte mit Bildern von ihr zu untermischen, und seine Vorstellungen wurden immer erotischer.

Schließlich legte er das Buch beiseite und markierte die Stelle mit einer Seite aus ihrem Tagebuch, die sie ihm gegeben hatte. Möchte wissen, was sie darin schreibt, dachte er. Von mir und ihr? Von ihr und mir?

Er war jetzt sehr müde. Er streckte die Hand nach der Lampe aus, um den Docht herunterzuschrauben, hielt aber inne. Das kleine Weinglas mit dem Schlaftrunk winkte. Seine Finger zitterten ein wenig.

Babcott hat recht, ich brauche das Zeug nicht mehr.

Schließlich löschte er das Licht, legte sich zurück und schloß die Augen, betete für sie und seine Familie, und daß seine Mutter ihnen den Segen geben würde, und dann für sich selbst. O Gott, hilf mir, gesund zu werden – ich habe Angst, große Angst.

Aber der Schlaf wollte nicht kommen. Das Umdrehen und Wälzen, um sich bequemer zu betten, schmerzte stark und erinnerte ihn immer wieder an die Tokaidō und Canterbury. Halb schlafend, halb wachend schwirrte sein Kopf von Bildern aus dem Buch, der makabren Szenerie und der Frage, wie es wohl enden würde.

Die Zeit verging, Minuten oder Stunden; dann trank er das Elixier und entspannte sich zufrieden in dem Bewußtsein, daß er jetzt bald auf Wolken dahintreiben werde, seine Hand auf ihr, auf ihren Brüsten und überall, ihre Hand auf ihm, nicht weniger geübt, nicht weniger willkommen.

## 15

*Freitag, 5. Oktober*

Gleich nach Morgengrauen stieg Angélique aus dem Bett und setzte sich an ihren Toilettentisch vor den Erkerfenstern, die auf die High Street und den Hafen hinausgingen. Sie war sehr müde. In der verschlossenen Schublade lag ihr in rostrotes Leder

gebundenes Tagebuch, ebenfalls verschlossen. Sie holte den winzigen Schlüssel aus seinem Versteck, schloß es auf, tauchte ihre Feder in die Tinte und begann Eintragungen zu machen. In dieser Zeit schien das Tagebuch ihre einzige Freundin zu sein, die einzige, bei der sie sich sicher fühlte:

*Freitag, 5.: Wieder eine schlechte Nacht, ich fühle mich gräßlich. Es ist vier Tage her, daß André mir die schreckliche Nachricht über Vater gegeben hat. Seitdem habe ich nichts tun können, habe meine Türen verschlossen und mich, Fieber vortäuschend, ins Bett geflüchtet. Nur einoder zweimal am Tag habe ich meinen Malcolm besucht, um ihn zu beruhigen, meine Tür aber für alle außer der Zofe verschlossen, die ich hasse. Einmal habe ich mich bereit erklärt, Jamie zu treffen und André.*

*Am ersten Tag war der arme Malcolm außer sich vor Sorge, als ich nicht kam und auch die Tür nicht öffnen wollte; er bestand darauf, auf einer Bahre in mein Boudoir getragen zu werden, um mit mir zu sprechen – sonst würde er die Tür aufbrechen lassen. Es gelang mir, ihn hinzubalten, indem ich mich zwang, zu ihm zu gehen und ihm zu erklären, es sei alles in Ordnung, ich hätte nur furchtbare Kopfschmerzen, und nein, ich brauchte Babcott nicht, über meine Tränen solle er sich keine Sorgen machen. Unter vier Augen erklärte ich ihm, es sei eben ›meine Monatsregel‹, und manchmal sei der Fluß stark, und manchmal seien meine Tage unregelmäßig. Es machte ihn unglaublich verlegen, daß ich ihm gegenüber von meiner Periode sprach! Es war fast so, als hätte er nichts von dieser weiblichen Funktion gewußt. Zuweilen verstehe ich ihn nicht, obwohl er so lieb und rücksichtsvoll ist. Noch eine Sorge: In Wirklichkeit geht es dem Ärmsten nicht viel besser, und er leidet so große Schmerzen, daß ich weinen könnte.*

Madonna, verleihe mir Kraft, dachte sie. Und dann ist da das andere. Ich versuche, mir keine Sorgen zu machen, aber ich bin außer mir vor Angst. Der Tag kommt näher. Dann werde ich von diesem



Schrecken befreit sein, aber nicht von der Not. Wieder begann sie zu schreiben.

*Es ist so schwierig, im Struan-Gebäude auch mal allein zu sein, so luxuriös und angenehm es hier auch sein mag, aber die Niederlassung ist gräßlich. Kein Coiffeur, keine Schneiderin (nur ein chinesischer Herrenschneider, der sehr geschickt alles kopiert, was bereits existiert), keine Putzmacherin – den Schuhmacher habe ich noch nicht ausprobiert. Nichts, wohin man gehen, nichts, was man tun könnte, o Gott, wie sehne ich mich nach Paris. Würde Malcolm mit mir dorthin ziehen, wenn wir verheiratet sind? Niemals. Und wenn wir nicht heiraten... wie soll ich dann auch nur die Rückfahrkarte bezahlen? Wovon?*

*Diese Frage habe ich mir schon tausendmal gestellt, ohne eine Antwort darauf zu finden.*

Ihr Blick wanderte vom Papier zum Fenster und zu den Schiffen in der Bucht. Ich wünschte, ich wäre eins von ihnen und könnte nach Hause fahren, ich wünschte, ich wäre niemals hierhergekommen. Ich hasse dieses Land... Was wäre, wenn... Wenn Malcolm mich nicht heiratet, werde ich einen anderen heiraten müssen, aber ich habe keine Mitgift, nichts. O Gott, dies ist nicht, was ich mir erhofft habe. Wenn ich es schaffen würde, nach Hause zu kommen, hätte ich immer noch kein Geld, nachdem die Tante und der Onkel, die Ärmsten, ruiniert sind. Colette hat auch nichts zu verleihen, ich kenne niemanden, der reich oder berühmt genug ist, um mich zu heiraten, oder wenigstens so weit oben in der Gesellschaft, daß ich beruhigt seine Mätresse werden könnte. Ich könnte zur Bühne gehen, aber da ist es wichtig, einen Gönner zu haben, der den Direktor und die Autoren schmiert und die Kleider, den Schmuck, die Kutschen und die Villa für die Soireen bezahlt – gewiß, ich müßte mit dem Gönner nach seiner Lust und Laune ins Bett gehen, nicht nach der meinen, jedenfalls, bis ich reich und be-

rühmt genug bin, und das kostet Zeit, aber ich habe derartige Verbindungen nicht und auch keine Freunde, die sie haben. O Gott, ich bin so durcheinander. Ich glaube, ich muß jetzt wieder weinen...

Sie barg das Gesicht in beiden Armen und ließ den Tränen freien Lauf, achtete aber darauf, nicht zu viele Geräusche zu machen, damit ihre Zofe sie nicht hörte und laut zu klagen anfang, wie sie es am ersten Tag getan hatte. Über dem Nachthemd aus cremefarbener Seide trug sie einen blaßgrünen Morgenmantel, ihre Haare waren zerzaust, und sie wirkte sehr weiblich in diesem maskulinen Zimmer mit dem riesigen, hinter Vorhängen versteckten Himmelbett. In ihrer Suite, die größer war als die von Malcolm, gab es auf einer Seite ein Vorzimmer, das einerseits an sein Schlafzimmer grenzte, andererseits an ein Speisezimmer mit Platz für zwanzig Gäste und einer eigenen Küche. Diese Türen waren beide verriegelt. Der Toilettentisch, den sie mit hellrotem Satin hatte verkleiden lassen, war die einzige Frivolität.

Als ihre Tränen versiegt, trocknete sie sich die Augen und betrachtete stumm ihr eigenes Bild im Silberspiegel. Keine Falten, ein paar Schatten, das Gesicht ein wenig schmaler als zuvor. Äußerlich keine Veränderung. Sie seufzte schwer; dann begann sie wieder zu schreiben:

*Weinen hilft nichts. Heute muß ich mit Malcolm reden. Ich muß einfach. Wie André mir sagte, ist der Postdampfer schon einen Tag überfällig und wird die Nachricht von meiner Katastrophe mitbringen. Ich sterbe vor Angst, daß Malcolms Mutter an Bord sein wird – die Nachricht von seiner Verletzung müßte am 24. in Hongkong eingetroffen sein, so daß sie gerade noch Zeit genug hatte, diesen Postdampfer zu erreichen, Jamie bezweifelt, daß sie Hongkong so überstürzt verlassen kann, weil ihre anderen Kinder dort sind, ihr Ehemann erst seit drei Wochen tot ist und sie selbst noch in tiefer Trauer, die Ärmste.*

*Als Jamie hier war – das erstmal, daß ich mit ihm allein sprechen konnte –, erzählte er mir alle möglichen Geschichten über die anderen Struans – Emma ist sechzehn, Rose dreizehn und Duncan zehn –, aber die meisten davon waren traurig: Letztes Jahr sind zwei weitere Brüder, die Zwillinge Robb und Dunross, sieben Jahre alt, bei einem Bootsunglück vor einem Ort in Hongkong namens Shek-O ertrunken, wo die Struans Ländereien und ein Sommerhaus besitzen. Und vor Jahren, als Malcolm acht war, ist eine andere Schwester, Mary, damals vier, am Happy-Valley-Fieber gestorben. Die arme Kleine. Bei dem Gedanken an sie und die Zwillinge habe ich die ganze Nacht weinen müssen. So jung!*

*Ich mag Jamie, aber er ist so langweilig, so unzivilisiert – ich meine, gauche, mehr nicht –, er war noch niemals in Paris und kennt nur Schottland, die Struans und Hongkong. Ich frage mich, wenn ich darauf bestehen würde, daß wir, falls... Sie strich das aus und änderte es in wenn wir verheiratet sind... Ihre Feder zögerte. Malcolm und ich werden jedes Jahr einige Wochen in Paris verbringen, und die Kinder werden dort erzogen werden, selbstverständlich als Katholiken.*

*Gestern habe ich mich mit André darüber unterhalten, daß wir Katholiken sind – er ist sehr liebenswürdig und lenkt mich mit seiner Musik von meinen Problemen ab – und daß Mrs. Struan anglikanische Protestantin ist, und was ich sagen soll, wenn dieses Thema jemals zur Sprache kommt. Wir haben sehr leise geredet – ich habe ja ein so großes Glück, daß er mein Freund ist und mich gewarnt hat wegen meinem Vater –, aber plötzlich legte er sich den Finger auf die Lippen, ging zur Tür und riß sie auf. Ah Tok, die alte Vettel, Malcolms Amah, hatte das Ohr ans Holz gepreßt und wäre fast ins Zimmer gefallen. André spricht ein bißchen Kantonesisch und hat ihr die Leviten gelesen.*

*Als ich später am Tag Malcolm besuchte, hat er sich tief zerknirscht bei mir entschuldigt. Es ist nicht wichtig, sagte ich, die Tür war nicht verschlossen, meine Zofe war, wie sich's gehörte, als Anstandsdame in meinem Zimmer, aber wenn Ah Tok mir nachspionieren will, sag ihr doch bitte, daß sie anklopfen und hereinkommen soll. Ich muß gestehen, daß*

*ich Malcolm gegenüber kühl und distanziert war, und nun gibt er sich die größte Mühe, besonders nett zu sein und mich zu beschwichtigen, aber so empfinde ich nun mal, obwohl ich auch gestehen muß, daß André mir geraten hat, mich so zu verhalten, bis unsere Verlobung öffentlich bekanntgegeben worden ist.*

*Ich mußte André – das mußte leider sein – um ein Darlehen bitten und habe mich furchtbar dabei gefühlt. Es war das erstmal, daß ich so etwas tun mußte, aber ich brauche dringend Geld. Er war sehr freundlich und versprach, mir morgen zwanzig Louis gegen meine Unterschrift zu bringen, genug für unvorhergesehene Fälle für ein bis zwei Wochen – Malcolm scheint einfach nicht zu bemerken, daß ich Geld brauche, und ihn möchte ich nicht darum bitten...*

*Ich habe jetzt fast ständig Kopfschmerzen und versuche mir zu überlegen, wie ich aus diesem Alptraum herauskomme. Es gibt niemanden, dem ich wirklich vertrauen kann, nicht einmal André, obwohl er sich bisher zuverlässig gezeigt hat. Und Malcolm... nun ja, immer, wenn ich mit dem Text beginne, den ich eingeübt habe, weiß ich genau, daß die Worte gezwungen, schal und furchtbar klingen, also sage ich lieber gar nichts.*

*»Was ist denn, Liebling?« fragt er immer wieder.*

*»Nichts«, antworte ich. Und später, wenn ich mich von ihm verabschiedet und meine Zimmertür verschlossen habe, weine und weine ich in mein Kopfkissen. Ich glaube, ich werde noch wahnsinnig vor Kummer – wie konnte mein Vater bloß lügen und mir mein Geld stehlen? Und warum kann Malcolm mir nicht eine Art Taschengeld geben, ohne daß ich ihn darum bitten muß, oder mir wenigstens etwas anbieten, damit ich so tun kann, als würde ich ablehnen, um sein Angebot dann mit Freuden anzunehmen? Ist denn das nicht die Pflicht eines Ehemannes oder Verlobten? Ist es nicht die Pflicht eines Vaters, seine geliebte Tochter zu beschützen? Und warum wartet Malcolm und wartet und gibt unsere Verlobung noch immer nicht bekannt? Hat er seine Meinung etwa geändert? O Gott, laß das bitte nicht geschehen...*

Angélique hielt mit dem Schreiben inne, weil die Tränen wieder zu fließen begannen. Eine tropfte auf's Papier. Wieder trocknete sie sich die Augen, trank aus einem Becher einen Schluck Wasser und fuhr dann fort:

*Heute werde ich mit ihm sprechen. Es muß unbedingt heute sein. Eine gute Nachricht ist, daß das britische Flaggschiff vor ein paar Tagen zum Jubel aller Menschen hier heil in den Hafen zurückgekehrt ist (ohne die Kriegsschiffe sind wir wirklich absolut hilflos). Das Schiff war ziemlich ramponiert und hatte einen Mast verloren, aber ihm folgten alle anderen Schiffe bis auf die Fregatte Zephyr mit zwanzig Kanonen und über zweihundert Mann an Bord. Vielleicht ist sie auch in Sicherheit. Ich hoffe es. Die Zeitung hier schreibt, daß dreiundfünfzig Seeleute und zwei Offiziere in dem Sturm, diesem Taifun, umgekommen sind.*

*Er war schrecklich, der schlimmste, den ich je erlebt habe. Ich hatte fürchterliche Angst, Tag und Nacht. Ich dachte, das ganze Gebäude würde davongeweht, aber es ist so unerschütterlich wie Jamie McFay. Ein großer Teil des Eingeborenenviertels ist verschwunden, und es gab zahlreiche Brände. Die Fregatte Pearl wurde beschädigt und verlor auch einen Mast. Gestern kam ein Schreiben von Captain Marlowe: Ich habe soeben gehört, daß es Ihnen nicht gut geht, und sende Ihnen mein tiefstes und aufrichtigstes Mitgefühl etc.*

*Ich glaube nicht, daß ich ihn mag, viel zu hochnäsiger, obwohl die Uniform ihm prächtig steht und seine Männlichkeit betont – wozu die engen Hosen ja gedacht sind, genau wie wir uns so anziehen, daß Busen, Taille und Knöchel betont werden. Ein weiteres Schreiben kam gestern abend von Settry Pallidar, dem Ersten Offizier, weitere Mitgefühlsbekundungen etc.*

*Ich glaube, ich hasse sie alle beide, jedesmal, wenn ich an sie denke, erinnere ich mich an diese Hölle namens Kanagawa und daß sie mich nicht beschützt haben, obwohl das ihre Pflicht gewesen wäre. Phillip Tyler ist noch in der Edo-Gesandtschaft, aber Jamie sagt, er habe gehört,*

*daß Phillip morgen oder übermorgen zurückkommen werde. Das ist sehr gut, denn wenn er kommt, habe ich einen Plan, der...*

Der dumpfe, hallende Donner einer Kanone ließ sie zusammenzucken. Es war die Signalkanone, und von weit draußen auf See kam die Antwort. Sie suchte den Horizont ab und entdeckte schließlich den verheißungsvollen Rauch aus dem Schornstein des Postdampfers.

Mit einer Aktentasche voll Post unter dem Arm begleitete Jamie McFay einen Fremden die Haupttreppe des Struan-Building empor, auf die durch hohe Glasfenster die Sonne hereinschien. Beide Herren trugen, obwohl der Tag warm war, Gehröcke aus Wollstoff und Zylinder. Der Fremde hatte eine kleine Tasche in der Hand. Er war untersetzt, bärtig, häßlich und in den Fünfigern, einen Kopf kleiner als Jamie, doch breiter in den Schultern, mit einem Schopf langer, widerspenstiger grauer Haare, die unter dem Hut hervorkamen. Sie schritten den Korridor entlang, und McFay klopfte leise an die Tür. »Tai-Pan?«

»Kommen Sie herein, Jamie, es ist offen.« Sprachlos starrte Struan den Mann an und fragte ihn dann sofort: »Ist Mutter an Bord, Dr. Hoag?«

»Nein, Malcolm.« Dr. Ronald Hoag sah Malcolms Erleichterung, die ihn traurig machte, die er aber verstehen konnte. Tess Struan war äußerst drastisch gewesen in ihrem Urteil über die ›ausländische Bagage‹, die ganz zweifellos die Klauen in ihren Sohn geschlagen hatte. Er verbarg seine Besorgnis über Malcolms Blässe und stellte Hut und Tasche auf die Kommode. »Sie hat mich gebeten, dich zu besuchen«, erklärte er mit tiefer, freundlicher Stimme, »und zu sehen, ob ich irgend etwas für dich tun oder dich nach Hause begleiten kann – falls du Begleitung nötig hast.« Seit nahezu fünfzehn

Jahren war er der Hausarzt der Struans in Hongkong und hatte die letzten vier von Malcolms Geschwistern zur Welt gebracht. »Wie geht es dir?«

»Es geht mir... Dr. Babcott hat sich um mich gekümmert. Es geht mir... Es geht mir gut. Danke, daß Sie gekommen sind. Ich freue mich sehr, Sie wiederzusehen.«

»Ich freue mich auch, dich wiederzusehen. George Babcott ist ein guter Arzt, es gibt keinen besseren.« Hoag lächelte. Die kleinen, topasfarbenen Augen lagen in einem faltigen, wettergegerbten Gesicht. Dann fuhr er lebhaft fort: »Eine scheußliche Reise, der letzte Zipfel des Taifuns hat uns erwischt, und einmal wären wir fast gekentert, die ganze Zeit mußte ich Matrosen und die wenigen Passagiere zusammenflicken – meistens Knochenbrüche. Zwei sind über Bord gegangen, ein Chinese und ein Zwischendeckpassagier, irgendein Unbekannter, wir haben nie erfahren, wer er war. Der Captain sagte, der Mann hätte in Hongkong einfach seine Passage bezahlt und einen Namen gemurmelt. Hat die meiste Zeit in seiner Kabine verbracht, ist dann einmal an Deck gekommen, und puff, hat ihn eine Welle mitgerissen. Weißt du, Malcolm, du siehst besser aus, als ich es nach all den Gerüchten, die in der Kolonie umliefen, erwartet habe.«

»Ich lasse euch beide lieber allein«, erklärte Jamie und legte den Briefstapel auf den Nachttisch. »Hier ist Ihre persönliche Post; die Bücher und Zeitungen bringe ich Ihnen später.«

»Danke.« Malcolm beobachtete ihn. »Irgendwas Wichtiges?«

»Zwei von Ihrer Mutter. Die liegen obenauf.«

Dr. Hoag langte in seine voluminösen Taschen und zog einen zerknitterten Umschlag hervor. »Hier ist noch einer von ihr, Malcolm, später geschrieben als die anderen. Am besten liest du ihn erst, dann werde ich dich mal ansehen, wenn ich darf. Vergessen Sie nicht Babcott, Jamie.«

Jamie hatte ihm schon erzählt, daß Babcott an diesem Vormittag

in Kanagawa war, wo er ein Ambulatorium abhielt, und daß er ihm sofort den Kutter schicken würde, wenn sie bei Malcolm gewesen waren. »Bis später, Tai-Pan.«

»Nein, warten Sie noch einen Moment, Jamie.« Struan öffnete den Brief, den Hoag ihm übergeben hatte, und begann zu lesen.

Als Jamie das Hauptdeck des Postdampfers betreten hatte, war Dr. Hoag zu ihm gekommen und hatte ihm erklärt, er habe die ganze Struan-Post bei sich, damit sie sofort aufbrechen könnten, und auf seine prompte Frage zu seiner Erleichterung geantwortet: »Nein, Jamie, Mrs. Struan ist nicht an Bord, aber hier ist ein Brief von ihr.«

Er war kurz und knapp: *Jamie, tun Sie alles, was Dr. Hoag will, und schicken Sie mir mit jeder Post detaillierte, vertrauliche Berichte.*

»Wissen Sie, was drin steht, Doc?«

»Ja. Kaum erforderlich, aber Sie kennen die Dame ja.«

»Wie geht es ihr?«

Hoag überlegte einen Moment. »Wie üblich: Nach außen hin unerschütterlich, innerlich ein Vulkan. Eines Tages muß er ausbrechen – kein Mensch kann so viel Trauer, so viele Tragödien verkraften, niemand. Nicht einmal sie.« Mit aufmerksamen Blicken in die Runde war er Jamie die Gangway hinabgefolgt. »Ich muß sagen, ich freue mich, Gelegenheit zu einem Besuch in Japan zu haben – Sie sehen prächtig aus, Jamie. Dieser Posten bekommt Ihnen wirklich gut. Lassen Sie sehen, seit Ihrem letzten Urlaub ist jetzt fast ein Jahr vergangen, nicht wahr? Und nun erzählen Sie mir alles, zuerst über diesen Mordangriff... und dann über Miß Richaud.«

Als sie das Kontor erreichten, wußte Dr. Hoag alles, was Jamie wußte. »Aber bitte«, setzte er voll Unbehagen hinzu, »erwähnen Sie Malcolm gegenüber nicht, was ich Ihnen über Angélique erzählt habe. Sie ist ein wundervoller Mensch, sie hat auch eine schreckliche Zeit hinter sich, ich glaube wirklich nicht, daß sie miteinander geschlafen haben, die heimliche Verlobung ist ein Gerücht, aber er



ist bis über beide Ohren verliebt – nicht, daß ich ihm das verübeln könnte oder irgend jemand in ganz Asien. Ich hasse den Gedanken, Mrs. Struan heimliche Berichte schicken zu müssen. Wie dem auch sei, ich habe einen geschrieben, eine abgemilderte Version, die mit diesem Schiff hinausgeht. Meine Loyalität muß zuerst und vor allem Malcolm gelten. Er ist der Tai-Pan.«

Als er jetzt Malcolm Struan beobachtete, wie er dalag und den Brief las, den Hoag ihm mitgebracht hatte, als er das fahle Gesicht und den schlaffen Körper sah, begann er sich Gedanken zu machen. Und zu beten.

Struan blickte auf. Seine Augen wurden schmal. »Ja, Jamie?«

»Sie hatten einen Auftrag für mich?«

Nach kurzer Pause antwortete Malcolm: »Ja. Hinterlassen Sie eine Nachricht in der französischen Gesandtschaft – Angélique ist dort, sie hat gesagt, sie wolle auf ihre Post warten. Sagen Sie ihr, ein alter Freund aus Hongkong sei eingetroffen, und ich möchte, daß sie ihn kennenlernt.«

McFay nickte lächelnd. »Wird erledigt. Lassen Sie mich holen, wenn Sie was brauchen.« Damit verließ er das Zimmer.

Unruhig beobachtete Struan die Tür. Jamies Miene war zu offen gewesen. Er versuchte, sich zu beruhigen, und kehrte zu seinem Brief zurück.

*Malcolm, mein armer, lieber Sohn, diesmal nur schnell ein paar Worte, da Ronald Hoag sich umgehend zum Postdampfer begeben muß, den ich aufgehalten habe, damit er ihn noch erreicht und Du die beste Pflege hast. Ich war entsetzt, als ich von diesen Schweinen hörte, die Dich überfallen haben. Wie Jamie berichtet, hat dieser Dr. Babcott operieren müssen – bitte schreib mit jeder Eilpost, die abgeht, und komm schnell nach Hause, damit wir uns richtig um Dich kümmern können. Ich sende Dir meine Liebe und meine Gebete.*

*PS: Ich liebe Dich.*

Er blickte auf. »Nun?«

»Nun sag mir die Wahrheit, Malcolm. Wie geht es dir?«

»Ich fühle mich furchtbar und fürchte, daß ich sterben muß.«

Hoag saß im Sessel und betrachtete ihn nachdenklich. »Das erste ist verständlich, das zweite nicht unbedingt zutreffend, aber im Bereich des Möglichen.«

»Großer Gott, ich will nicht sterben, ich habe so vieles, wofür ich leben möchte. Ich möchte so gern leben und gesund werden, daß ich es gar nicht sagen kann. Aber jede Nacht und jeden Tag kommt mir irgendwann dieser Gedanke... und trifft mich wie ein körperlicher Schlag.«

»Was für Medikamente nimmst du?«

»Irgendein Zeug – mit Laudanum –, das mich schlafen läßt. Die Schmerzen sind furchtbar, und ich fühle mich so gräßlich.«

»Jeden Abend?«

»Ja.« Und halb entschuldigend setzte Struan hinzu: »Er will, daß ich damit aufhöre, er sagt, ich würde... ich dürfe nicht so weiter machen.«

»Hast du's versucht?«

»Ja.«

»Aber du hast nicht aufgehört?«

»Nein, noch nicht. Meine... Die Willenskraft scheint mich verlassen zu haben.«

»Das ist eins der Probleme, die damit zusammenhängen – so wundervoll und wertvoll es auch ist.« Er lächelte. Laudanum war der Name, den Paracelsus damals diesem Heilmittel gegeben hatte.

»Kennst du Paracelsus?«

»Nein.«

»Ich auch nicht«, sagte Hoag lachend. »Jedenfalls haben wir dieser Opiumtinktur den Namen gegeben. Schade, daß all ihre Derivate süchtig machen. Aber das weißt du ja.«

»Ja.«

»Wir können es dir abgewöhnen, das ist kein Problem.«

»Es ist ein Problem, das weiß ich auch, und außerdem weiß ich, daß Sie unseren Opiumhandel mißbilligen.«

Hoag lächelte. »Ich bin froh, daß du das als Feststellung formuliert hast und nicht als Frage. Du billigst ihn letztendlich auch nicht, das tut kein Chinahändler, aber ihr sitzt allesamt in der Falle. Aber reden wir nicht übers Geschäft, Malcolm, und auch nicht über Politik. Was ist mit Miss Richaud?«

Struan spürte, wie ihm das Blut ins Gesicht stieg. »Jetzt hören Sie mir ein für alle Mal zu, mein Lieber: Was immer Mutter sagen mag, ich bin alt genug, um zu wissen, was ich tue, und kann tun, was ich will! Verstanden?«

Hoag lächelte mild. »Ich bin dein Arzt, Malcolm, nicht deine Mutter. Und ich bin dein Freund. Habe ich euch jemals im Stich gelassen, dich oder irgend jemanden aus deiner Familie?«

Mit sichtbarer Anstrengung unterdrückte Struan seinen Zorn, sein jagendes Herz dagegen vermochte er nicht zu beruhigen. »Es tut mir leid, aber ich...« Hilfloß zuckte er die Achseln. »Es tut mir leid.«

»Das muß es nicht. Ich will mich nicht in dein Privatleben einmischen. Deine Gesundheit hängt von vielen Faktoren ab. Und dies scheint mir einer der Hauptfaktoren zu sein. Daher meine Frage. Ich frage aus rein medizinischen Gründen – nicht aus familiären. Also, was ist mit Miss Richaud?«

Struan wollte männlich und gelassen klingen, vermochte seine Frustrationen aber nicht zu zähmen und platzte heraus: »Ich will sie heiraten, und es macht mich verrückt, hier zu liegen wie ein... hier so hilflos liegen zu müssen. Verdammt, ich kann noch nicht mal aus dem Bett steigen, ich kann nicht pinkeln, ohne daß es entsetzlich weh tut. Ich werde wahnsinnig, und so sehr ich mich auch bemühe, es scheint nicht besser zu werden...« So ging es weiter, bis er ermüdete. Hoag hörte ihm ruhig zu. Schließlich verstummte Struan. Und murmelte eine Entschuldigung.

»Darf ich dich ansehen?«

»Ja... ja, natürlich.«

Mit größter Sorgfalt untersuchte ihn Hoag, legte ihm das Ohr auf die Brust, um sein Herz abzuhorchen, sah in seinen Mund, maß seinen Puls, begutachtete die Wunde und roch daran. Mit den Fingern tastete er die Bauchwand ab und suchte nach den darunterliegenden Organen, dem Ausmaß des Schadens: »Tut das weh... Und dies... Ist es hier besser?« Bei jedem kleinsten Druck stöhnte Malcolm auf. Schließlich beendete der Arzt die Untersuchung.

Struan brach das Schweigen. »Nun?«

»Babcott hat sehr gute Arbeit geleistet an einer Wunde, an der ein normaler Mann inzwischen gestorben wäre.« Hoags Worte klangen bedächtig und zuversichtlich. »Nun wollen wir mal was versuchen.« Behutsam nahm er Struans Beine und half ihm, bis er auf der Bettkante saß. Dann legte er Malcolm den Arm um die Schultern, nahm den größten Teil seines Gewichts mit erstaunlicher Kraft auf sich und half ihm aufstehen. »Vorsicht!«

Allein konnte Struan nicht aufrecht stehen, aber er hatte das Gefühl zu stehen, und das machte ihm Mut. Nach einem Moment ließ Hoag ihn behutsam wieder aufs Bett hinab. Struans Herz hämmerte vor Schmerzen, aber er war zufrieden. »Danke.«

Der Arzt nahm wieder im Sessel Platz und sammelte die eigenen Kräfte. Dann sagte er: »Ich werde dich jetzt allein lassen, muß alles organisieren. Ich möchte, daß du dich ausruhst. Sobald ich bei Babcott war, komme ich wieder. Vermutlich werden wir zusammen zurückkommen. Dann können wir uns unterhalten. In Ordnung?«

»Ja. Und... vielen Dank, Ronald.«

Statt einer Antwort tätschelte ihm Hoag den Arm, suchte seine Sachen zusammen und ging hinaus.

Sobald er allein war, liefen Struan die Tränen über die Wangen, und diese Tränen des Glücks wiegten ihn in den Schlaf. Als er erwachte, fühlte er sich ausgeruht, zum erstenmal erfrischt, und blieb

regungslos liegen, freute sich einfach an der Tatsache, daß er aufgestanden war – mit fremder Hilfe, gewiß, aber er hatte auf den Füßen gestanden und einen Anfang gemacht – und daß er nun endlich einen echten Verbündeten hatte.

Er drehte sich ein wenig nach links, um aus dem Fenster aufs Meer hinauszublicken. Er liebte das Meer, haßte es aber auch, fühlte sich nie ganz wohl darauf, fürchtete es, weil es so unkontrollierbar und unberechenbar war wie an jenem sonnigen Tag, als die Zwillinge und der Bootsmann ungefähr hundert Meter weit hinausgerudert waren und eine Welle kam, das Boot umschlug und eine Strömung sie alle hinabzog, obwohl sie gute Schwimmer waren und die Zwillinge schwimmen konnten wie die Fische. Der Schock über ihren Tod vernichtete ihn und hätte den Vater fast umgebracht. Seine Mutter befand sich in einem ihrer wandelnden Komazustände und sagte nur immer wieder: »Es ist Gottes Wille. Wir müssen wetermachen.«

Ich will nicht an meine Brüder denken oder an Dirk Struan, sagte er sich, und war froh, an Land in Sicherheit zu sein. Doch unsere Vergangenheit ist mit dem Meer verbunden, unauflöslich, und unsere Zukunft ebenfalls. Denn unsere absolute Stärke liegt in unseren Clippern und Dampfern – und in China.

Japan ist ein kleiner Markt, interessant, aber klein, überhaupt nicht mit China zu vergleichen. Gewiß, hier können wir Geld verdienen – gut ausgewählte Waffen und Schiffe und das britische Know-how werden ganz schön zu Buche schlagen. Ich werde Jamie anweisen, den Choshu-Auftrag abzuschließen. Sollen sie sich gegenseitig umbringen, je früher, desto besser. Sir Williams windelweiches Zaudern und Warten, bis die Genehmigung aus London kommt, ist dumm.

Er blickte auf den Horizont. Bald muß ich nach Hongkong zurück und die Firmenleitung übernehmen. In einer Woche etwa. Es hat keine Eile. Ich habe viel Zeit. Wieviel Uhr ist es jetzt?

Er brauchte sich nicht umzudrehen, um auf die Uhr zu sehen; der Sonnenstand sagte ihm, daß es bald Mittag war, und er dachte, daß er sich normalerweise jetzt ein wunderbar blutiges Roastbeef und Yorkshire Pudding mit dicker Sauce und Röstkartoffeln bestellen würde oder zwei Schalen gewürfeltes Brathuhn mit gebratenem Reis und gemischtem Gemüse sowie andere chinesische Gerichte, die Ah Tok zubereitete und die er liebte, obwohl die Mutter und seine Geschwister behaupteten, sie seien nur etwas für Heiden...

Ein leichtes Geräusch. Angélique saß mit tränenüberströmtem Gesicht in dem riesigen Lehnstuhl, unglücklicher, als er sie jemals erlebt hatte.

»Großer Gott, was ist passiert?«

»Ich bin... Ich bin ruiniert.« Wieder begannen die Tränen zu strömen.

»Wovon in aller Welt redest du da?«

»Von dem hier. Heute mit der Post gekommen.« Sie erhob sich und reichte ihm einen Brief, versuchte etwas zu sagen und konnte nicht. Die plötzliche Bewegung, mit der er ihn entgegennehmen wollte, verdrehte seinen Körper so schmerzhaft, daß er fast aufgeschrien hätte.

Das Papier war grün wie das Kuvert, datiert Hongkong, 23. Sept., der Briefkopf lautete Guy Richaud, Richaud Frères, und der Text war auf französisch abgefaßt, das Struan ausreichend gut lesen konnte:

*Angélique, Liebling, in aller Eile. Das Geschäft, von dem ich Dir erzählt habe, hat nicht besonders gut geklappt, meine portugiesischen Macao-Partner haben mich betrogen, so daß ich schwere Verluste erlitten habe. Mein gesamtes gegenwärtiges Kapital ist dahin, und es ist möglich, daß Du Lügen hörst, die meine Feinde verbreiten, daß ich unfähig sei, neue Bankvereinbarungen zu treffen, und daß die Firma in den Händen eines Konkursverwalters sei. Glaube ihnen nicht, die Zukunft ist rosig, kei-*

*ne Angst, ich habe alles unter Kontrolle. Dieser Brief geht morgen mit dem Postdampfer ab. Heute habe ich auf dem amerikanischen Dampfer Liberty eine Passage nach Bangkok gebucht, wo mir neue Finanzierungen aus französischen Quellen zugesagt wurden. Ich werde Dir von dort aus schreiben und verbleibe bis dahin Dein Dich liebender Vater.*

*PS: Inzwischen wirst Du die traurige, aber vorhersehbare Nachricht von Culum Struans Tod erhalten haben. Wir hörten soeben von dem grausamen Japsenüberfall auf Malcolm. Ich hoffe, er ist nicht schwer verletzt. Bitte, richte ihm aus, daß ich ihm alles Gute und eine baldige Genesung wünsche...*

Struans Gedanken waren in Aufruhr. »Wieso bist du ruiniert?«

»Er... Er hat mein ganzes Geld mitgenommen«, jammerte sie, »er hat mein ganzes Geld gestohlen und das ebenfalls verloren, er ist ein Dieb, und nun... nun habe ich überhaupt nichts mehr auf der Welt. Er hat alles gestohlen, was ich hatte, ach Malcolm, was soll ich nur tun?«

»Angélique, Angélique, hör mir zu!« Sie wirkte so hilflos, so melodramatisch, daß er fast lachen mußte. »Himmel noch mal, hör mir doch zu! Das ist kein Problem. Ich kann dir so viel Geld geben, wie...«

»Ich kann kein Geld von dir annehmen«, rief sie unter Tränen. »Das gehört sich nicht!«

»Und warum nicht? Schließlich werden wir doch bald heiraten, nicht wahr?«

Das Weinen verstummte. »W... Werden wir das?«

»Ja, natürlich. Wir werden es heute noch bekanntgeben.«

»Aber Vater, er ist...« Sie schniefte wie ein kleines Kind. »André hat mir gesagt, er sei sicher, daß es gar kein Geschäft gegeben hat, weder in Macao noch anderswo. Vater ist vermutlich ein Glücksspieler und hat einfach alles verspielt. Vater hatte versprochen, hatte Henri, Henri Seratard versprochen, daß er aufhören und seine

Rechnungen bezahlen würde... Alle wußten davon, nur ich nicht, ach Malcolm, ich hatte keine Ahnung, ich fühle mich so elend, am liebsten würde ich sterben, Vater hat mein Geld gestohlen, dabei hat er geschworen, es sicher anzulegen!« Wieder ein Tränenausbruch, dann lief sie zu ihm hinüber und lag neben dem Bett auf den Knien, den Kopf in seiner Bettdecke vergraben. Zärtlich strich er ihr übers Haar und kam sich dabei sehr stark und männlich vor. Die Tür ging auf, und Ah Tok kam herein.

»Hinaus!« befahl er. »*Dew neh loh moh!*« Sie floh.

Ehrlich verängstigt barg Angélique den Kopf tiefer in der Decke. Sie hatte ihn noch niemals zornig gesehen. Er streichelte ihr Haar. »Keine Sorge, mein Liebling, mach dir um deinen Vater keine Gedanken. Ich werde sehen, wie wir ihm später helfen können, aber jetzt mußt du dich nicht grämen, ich werde schon für dich sorgen.« Immer zärtlicher wurden seine Worte. Ihr Schluchzen ließ nach; ein ungeheurer Stein fiel ihr vom Herzen, nun, da sie ihm die Wahrheit gesagt und ihn von ihrem Unglück unterrichtet hatte, bevor er es von anderen hörte – und da es ihm scheinbar wirklich nichts ausmachte.

André ist ein Genie, dachte sie, erschöpft vor Erleichterung. Er hat geschworen, daß Malcolm genauso reagieren würde: »Seien Sie einfach ehrlich, Angélique, sagen Sie Malcolm die Wahrheit, daß Sie nicht wußten, daß Ihr Vater ein Spieler ist, daß Sie erst jetzt davon gehört haben und entsetzt darüber sind, daß Ihr Vater Ihr Geld gestohlen hat – Sie müssen unbedingt die Ausdrücke gestohlen und Dieb benutzen. Sagen Sie die Wahrheit, zeigen Sie ihm seinen Brief, und mit dem entsprechenden Tränenstrom und viel Zärtlichkeit wird ihn dies auf ewig an Sie binden.«

»Aber André«, hatte sie unglücklich eingewandt, »ich wage es nicht, ihm Vaters Brief zu zeigen. Ich wage es nicht, das Postscriptum klingt so furchtbar ...«

»Hören Sie zu! Ohne die zweite Seite heißt es im Postscriptum



nur, daß ich ihm alles Gute und eine baldige Genesung wünsche. Perfekt! Die zweite Seite? Welche zweite Seite? Sehen Sie her! Sie ist zerrissen und hat niemals existiert.«

Mit geschickten Fingern klebte André die letzten Fetzen der wieder zusammengesetzten zweiten Seite an ihren Platz. »So, Henri«, sagte er und schob sie quer über den Schreibtisch. »Lesen Sie selbst.« Es hatte ihn keine Mühe gekostet, die Seite aus den Fetzen, die er scheinbar achtlos in den Papierkorb geworfen hatte, zusammenzufügen. Sie saßen hinter verschlossenen Türen in Seratards Büro. Der Text lautete.

*... Ich hoffe, daß Du, wie besprochen, durch jedes nur mögliche Mittel eine baldige Verlobung und Heirat herbeiführen kannst. Er ist der große Fang dieser Saison und lebenswichtig für unsere Zukunft, vor allem für die Deine. Struan wird Richaud Frères endgültig sanieren. Daß er Brite, zu jung oder was immer ist, spielt keine Rolle, er ist jetzt Tai-Pan und kann uns eine sorgenlose Zukunft garantieren. Verhalte Dich wie eine Erwachsene und tu alles, was notwendig ist, um ihn an Dich zu binden, denn im Moment steht es nicht rosig um Deine Zukunft.*

»Ist doch gar nicht so schlimm«, stellte Seratard voll Unbehagen fest, »nur der angstvolle Rat eines Vaters, der nach Strohhalmen greift. Struan ist für jedes Mädchen ganz zweifellos ein großer Fang, und Angélique... Wer könnte es einem Vater verübeln.«

»Kommt auf den Vater an. Zum richtigen Zeitpunkt und auf die richtige Art und Weise eingesetzt, ist das hier eine weitere Waffe gegen sie und darum gegen das Noble House.«

»Dann glauben Sie, daß das arme Mädchen Erfolg haben wird?«

»Wir müssen daran arbeiten, daß es so kommt. Wir müssen ihr schon aus taktischen Gründen helfen.« Andrés Lippen bildeten ei-

nen schmalen, kalten Strich. »Ich halte sie übrigens nicht für ein armes Mädchen. Sie ist es doch, die bereit ist, ihn durch jedes nur mögliche Mittel einzufangen. Eh?«

Seratard lehnte sich in den roten Ledersessel zurück. Sein Büro war, bis auf ein paar Ölbilder von modernen, wenig bekannten französischen Malern, eher schäbig. »Was tut sie denn anderes, als auf die Liebe eines jungen Mannes reagieren?« Er schob das Papier wieder zurück. »Ich mag diese Methode nicht, André. In dem Sie ihr raten, ihm den halben Brief zu geben, treiben Sie das Mädchen in einen Sumpf von Halbwahrheiten.«

»Machiavelli hat geschrieben: ›Der Staat muß mit Lügen und Halbwahrheiten arbeiten, weil die Menschen aus Lügen und Halbwahrheiten zusammengesetzt sind. Sogar die Fürsten.‹ Und mit Sicherheit auch alle Gesandten und Politiker.« André zuckte die Achseln. Sorgfältig faltete er den Brief zusammen. »Vielleicht müssen wir ihn gar nicht benutzen.«

»Benutzen – wie?«

»Die Tatsache, daß sie ihn zerrissen hat und...«

»Hat sie nicht«, widersprach Seratard schockiert.

»Selbstverständlich«, gab André eiskalt zurück. »Aber da steht ihr Wort gegen das meine, und wer gewinnt dabei? Die Tatsache, daß sie die zweite Seite zerrissen und Struan nur die erste gezeigt hat, müßte genügen, um sie in seinen Augen schuldig zu machen. Das gibt ihm einen perfekten Vorwand, jedes Eheversprechen zu annullieren, ›weil er getäuscht wurde‹. Seine Mutter? Wenn die von dieser Seite wüßte, würde sie uns alle nur möglichen Konzessionen machen, um sie in ihren Besitz zu bringen – für den Fall, daß er darauf besteht, sie gegen ihren Rat zu heiraten.«

»Ich halte nichts von Erpressung.«

André errötete. »Ich halte von vielen Methoden nichts, die ich für unsere, ich wiederhole, *unsere* Zwecke anwenden muß.« Er steckte die Seite in seine Tasche. »In der guten Gesellschaft herumge-

reicht oder mit allen Details veröffentlicht, würde dieses Dokument Angélique vernichten. Vor Gericht würde es sie schuldig aussehen lassen. Vielleicht zeigt es ja auch nur die Wahrheit: daß sie nichts weiter als eine Abenteurerin ist, verschworen mit ihrem Vater, der im günstigsten Fall ein Glücksspieler ist und bald so bankrott wie ihr Onkel. Und was das Ermutigen betrifft: Ich sage ihr nur, was sie wissen und sagen will. Um ihr zu helfen. Das Ganze ist ihr Problem, nicht das meine oder das unsere.«

Seratard seufzte. »Traurig. Traurig, daß sie in so was verwickelt ist.«

»Ja, aber das ist sie nun mal – zu unserem Vorteil, nicht wahr?« André lächelte mit den Lippen, nicht aber mit den Augen. »Und dem Ihnen ganz persönlich, M'sieur. Klug eingesetzt, würde dieses Papier sie in Ihr Bett befördern, nicht wahr, falls Ihr unbezweifelbarer Charme versagen sollte, was ich nicht glaube.«

Seratard lächelte nicht. »Und Sie, André? Was machen wir mit Hana, der Blume?«

André sah ihn unvermittelt an. »Die Blume ist tot.«

»Ja. Und unter sehr seltsamen Umständen gestorben.«

»Keineswegs seltsam.« Andrés Augen waren plötzlich so ausdruckslos wie die eines Reptils. »Sie hat Selbstmord begangen.«

»Sie wurde mit durchschnittener Kehle gefunden, mit Ihrem Messer. Die Mama-san sagt, Sie hätten wie üblich die Nacht mit ihr verbracht.«

André versuchte zu ergründen, worum es Seratard eigentlich ging. »Hab ich, aber das geht Sie nichts an.«

»Leider doch. Der örtliche Bakufu-Beamte hat mir gestern eine offizielle Bitte um Auskunft zustellen lassen.«

»Sagen Sie ihm, er soll sich umbringen. Hana, die Blume, war etwas Besonderes, o ja, sie hat mir gehört, ja. Ich habe den höchsten Kopfkissenpreis für sie bezahlt, aber sie war trotzdem nur ein Mitglied der Weidenwelt.«

»Wie Sie so zutreffend sagten, sind die Menschen aus Lügen und Halbwahrheiten zusammengesetzt. In der Beschwerde heißt es, daß Sie einen heftigen Streit mit ihr hatten. Weil sie sich einen Liebhaber genommen hatte.«

»Wir hatten einen Streit, ja, und ich wollte sie umbringen, ja, aber nicht aus diesem Grund«, entgegnete André mit erstickter Stimme. »In Wirklichkeit... In Wirklichkeit hatte sie mehrere Klienten. Drei... im anderen Haus, aber das war, bevor sie mein Eigentum wurde. Einer von ihnen... einer von ihnen hat sie mit Syph angesteckt, und sie dann mich.«

Serataud war entsetzt. »Großer Gott, Syphilis?«

»Ja.«

»*Mon Dieu*, sind Sie sicher?«

»Ja.« André stand auf, ging zum Sideboard, schenkte sich einen Cognac ein und trank. »Babcock hat's mir vor einem Monat bestätigt. Kein Irrtum möglich. Es kann nur sie gewesen sein. Als ich sie danach fragte, ist sie...«

Er sah sie wieder vor sich, wie sie in dem kleinen Haus innerhalb der Mauern des Hauses ›Zu den drei Karpfen‹ mit leichtem Stirnrunzeln zu ihm emporblickte. Sie war erst siebzehn und höchstens einen Meter fünfzig groß.

»*Hai, gomennasai*, Furansu-san, Flecken, wie du, aber vor ein Jahr meine *skoshi*, klein, *Hai*, klein, Furansu-san, *skoshi*, nicht schlimm, geht weg«, hatte sie leise mit ihrem bezaubernden Lächeln in ihrer üblichen Mischung aus japanisch und ein paar englischen Worten gesagt, die ›k‹ immer wie ›r‹ aussprechend. »Hana sagt Mama-san. Mama-san sagt, geh Doktor, er sagt, nicht schlimm. Nicht schlimm Flecken, aber weil gerade anfangs Kopfkissen und ich klein Doktor sagt, beten an Schrein und Medizin trinken, bäh! Aber paar Wochen alle gehn weg.« Und dann, glücklich: »Alle gehn weg ein Jahr zurück.«

»Es ist nicht ›weggegangen‹.«

»Warum böse? Nicht Angst. Ich bete Shinto-Schrein, wie Doktor sagt, bezahle Priester viele Tael, ich esse...«, ihr Gesicht verzog sich lachend, »...scheußliche Medizin. Paar Wochen alles weg.«

»Verdammt noch mal, nein!«

Wieder ein Stirnrunzeln; dann zuckte sie die Achseln. »Karma, *neh?*«

Da war er explodiert. Sie war zu Tode erschrocken und hatte den Kopf auf die Tatami geneigt und ihn verzweifelt um Verzeihung gebeten. »Nicht schlimm, Furansu-san, weggegangen, sagt Doktor, weggegangen. Du gehst bald selben Doktor, alles weggegangen...«

Draußen vor ihren Shoji-Wänden hörte er Schritte und Geflüster. »Du mußt zum englischen Doktor gehen!« Das Herz donnerte ihm in den Ohren, und er versuchte, zusammenhängend zu sprechen, wußte aber, daß ein Arzt, daß jeder Arzt nutzlos war und daß die Verheerungen zwar manchmal zum Stillstand gebracht werden konnten, daß sie aber eines Tages doppelt so schlimm zurückkehren würden. »Begreifst du denn nicht?« hatte er gebrüllt. »Es gibt keine Heilung!«

Sie hatte in ihrer tiefen Verneigung verharret, zitternd wie ein verprügelter Welp, und nur immer von neuem wiederholt: »Nicht schlimm, Furansu-san, nicht schlimm, alles weggegangen...«

Er zwang sich in die Gegenwart zurück und sah Seratard an. »Als ich sie ausfragte, sagte sie, daß sie vor einem Jahr geheilt worden sei. Sie glaubte daran, natürlich glaubte sie daran, und war geheilt. Ich, o ja, ich habe sie angeschrien und gefragt, warum die Raiko-san nichts gesagt hätte, und sie nuschelte irgend etwas wie, was es da zu sagen gäbe, der Doktor hätte gesagt, es sei nichts, und wenn es wichtig wäre, hätte ihre Mama-san Raiko-san etwas davon gesagt.«

»Aber das ist ja furchtbar, André. Hat Babcott sie sich angesehen?«

»Nein.« Noch ein Schluck Cognac, aber er spürte nichts von dem gewohnten Brennen. Dann sprudelte er hervor wie einer, der end-

lich jemandem die Wahrheit sagen kann: »Babcott sagte mir, die Syphilis... er sagte mir, am Anfang kann eine angesteckte Frau in jeder Hinsicht makellos wirken, sie muß die Krankheit nicht jedesmal weitergeben, wenn man ins Bett geht, keine Ahnung, warum, aber irgendwann wird sie sie mit Sicherheit weitergeben, wenn man weiter mit ihr schläft, und sobald ein Geschwür auftritt, ist man verloren, obwohl das Geschwür oder die Geschwüre nach einem Monat verschwinden und man sich geheilt fühlt, aber das ist man nicht!« Die Ader in der Mitte von Andrés Stirn war dick geschwollen und pulsierte. »Wochen oder Monate später kommt dann ein Aus Schlag, das ist das zweite Stadium. Wovon es abhängt, ob es stark oder schwach ausgeprägt ist, weiß der Himmel, und manchmal bringt es Hepatitis oder Meningitis mit und bleibt oder vergeht, warum, weiß kein Mensch. Das letzte Stadium, das grauenvolle Stadium, tritt irgendwann auf, irgendwann nach Monaten bis zu... bis zu dreißig Jahren.«

Seratarad zog ein Taschentuch heraus und trocknete sich die Stirn, betete innerlich, er möge verschont bleiben, dachte daran, wie oft er in der Yoshiwara gewesen war, dachte an seine eigene *musume*, die er inzwischen für sich allein hatte, obwohl er nicht garantieren konnte, daß sie keinen anderen Liebhaber nahm. Wie kann man das beweisen, wenn es eine Verschwörung mit der Mama-san gibt und die beiden nur darauf aus sind, den Mann auszunehmen? »Sie hatten das Recht, sie umzubringen«, erklärte er grimmig. »Und die Mama-san dazu.«

»Raiko war nicht verantwortlich. Ich hatte ihr erklärt, daß ich keins von den Mädchen in der Yoshiwara wollte. Ich wollte ein ganz junges Mädchen, etwas Besonderes, eine Jungfrau oder jedenfalls fast eine Jungfrau. Ich bat sie, mir eine Blume zu suchen, und erklärte ihr dazu, was ich wollte, und das tat sie, und Hana-chan war alles, was ich wollte – sie kam aus einem der besten Häuser von Edo. Sie können sich nicht vorstellen, wie schön sie ist... war...«

Er dachte daran, wie sein Herz einen Sprung getan hatte, als Raiko sie ihm zum erstenmal zeigte, während sie in einem Nebenzimmer mit anderen Mädchen plauderte. »Die da, Raiko, im hellblauen Kimono.«

»Ich rate Ihnen, bei Fujiko oder Akiko oder einer meiner anderen Damen zu bleiben«, hatte Raiko gesagt, deren Englisch, wenn sie nur wollte, ganz ausgezeichnet war. »Im Laufe der Zeit werde ich Ihnen eine andere suchen. Da, die kleine Saiko. In ein oder zwei Jahren...«

»Nein, die da, Raiko. Sie ist perfekt. Wer ist sie?«

»Ihr Name ist Hana, die Blume. Wie ihre Mama-san sagt, ist das hübsche, kleine Ding bei Kyōto geboren und wurde ihr mit drei oder vier Jahren ins Haus gebracht, um zur Geisha ausgebildet zu werden.« Raiko lächelte. »Zum Glück ist sie keine Geisha – denn sonst wäre sie nicht zu haben, leider.«

»Weil ich Gai-Jin bin?«

»Weil eine Geisha zur Unterhaltung da ist, nicht fürs Kopfkissen. Tut mir leid, Furansu-san, aber wenn man kein Japaner ist, kann man das wirklich nur schwer verstehen. Hanas Lehrer waren geduldig, aber sie konnte die entsprechenden Fähigkeiten nicht entwickeln, deswegen wurde sie fürs Kopfkissen ausgebildet.«

»Ich will sie, Raiko.«

»Vor einem Jahr war sie alt genug, um anzufangen. Ihre Mama-san arrangierte die besten Kopfkissenpreise, natürlich erst, nachdem Hana den Klienten akzeptiert hatte. Nur drei Klienten haben sich ihrer erfreut, ihre Mama-san sagt, sie ist eine gute Schülerin und darf nur zweimal die Woche aufs Kopfkissen. Als einziges spricht gegen sie, daß sie im Jahr des Feuerpferdchens geboren wurde.«

»Was heißt das?«

»Wie Sie wissen, zählen wir die Zeit genau wie die Chinesen in Zyklen von zwölf Jahren, und jedes bekommt einen Tiernamen: Drache, Schlange, Hahn, Stier, Pferd und so weiter. Aber jedes hat

auch eines der fünf Elemente: Feuer, Wasser, Erde, Eisen, Holz, und die variieren von Zyklus zu Zyklus. Damen, die im Jahr des Pferdes mit dem Feuerzeichen geboren sind, gelten als... Unglück bringend.«

»Ich halte nichts von Aberglauben. Bitte nennen Sie mir den Preis.«

»Sie ist eine unbezahlbare Kopfkissenblume.«

»Den Preis, Raiko.«

»Für das andere Haus zehn Koku, Furansu-san. Für dieses Haus zwei Koku pro Jahr, dazu den Preis für ihr eigenes Haus innerhalb meiner Umzäunung, zwei Zofen, so viele Kleider, wie sie will, und ein Abschiedsgeschenk von fünf Koku, wenn Sie ihre Dienste nicht mehr benötigen. Diese Summe ist bei unserer Reis-Handelsbank in Gokoyama zu hinterlegen zu einem Zinssatz, dessen Betrag Ihnen bis zum Zeitpunkt der Trennung ausgezahlt wird. Das Ganze schriftlich, unterzeichnet und bei der Bakufu registriert.«

Die Summe war nach japanischen Maßstäben enorm, nach europäischen selbst in Anbetracht des Wechselkurses extravagant. Eine Woche lang hatte er gehandelt, es aber nur geschafft, den Preis um einige Sous zu drücken. In jeder Nacht wurde er von seinen Träumen geplagt. Also hatte er zugestimmt. Und sie war ihm vor sieben Monaten mit dem entsprechenden Ritual offiziell übergeben worden, nachdem sie offiziell zugestimmt hatte, ihn zu akzeptieren. Anschließend unterzeichneten beide das Schriftstück ganz offiziell. In der nächsten Nacht hatte er das Kopfkissen mit ihr geteilt, und sie war alles gewesen, was er sich erträumt hatte. Lachend, glücklich, begeistert, zärtlich, liebevoll. »Sie war ein Geschenk Gottes, Henri.«

»Wohl eher des Teufels. Und die Mama-san auch.«

»Nein, es war nicht ihre Schuld. Am Tag, bevor ich Hana bekam, teilte mir Raiko offiziell mit – das stand auch im Zahlungsdokument –, daß die Vergangenheit Vergangenheit sei, versicherte mir, Hana als eines ihrer eigenen Mädchen zu betrachten und dafür zu



sorgen, daß Hana niemals von anderen Männern gesehen werde und ganz und gar mein sei.«

»Dann hat *sie* sie umgebracht?«

André schenkte sich noch einmal ein. »Ich... Ich bat Hana, mir die Namen der drei Männer zu nennen, einer von ihnen ist mein Mörder, aber sie sagte, das könne sie nicht – oder aber sie wollte nicht. Ich... Ich habe sie ins Gesiebt geschlagen, um sie zum Sprechen zu bringen, aber sie wimmerte nur und schrie nicht mal auf. Ich hätte sie getötet, ja, aber ich liebte sie und... bin gegangen. Ich war wie ein tollwütiger Hund, inzwischen war es drei oder vier Uhr geworden, und ich ging einfach ins Meer hinein. Vielleicht wollte ich ertrinken, ich weiß es nicht, ich kann mich nicht genau erinnern, aber das kalte Wasser gab mir den Verstand zurück. Als ich nach Hause kam, standen Raiko und die anderen unter Schock, redeten unzusammenhängendes Zeug. Hana lag zusammengesunken dort, wo ich sie verlassen hatte. Nur in einem Meer von Blut, und mein Messer steckte in ihrer Kehle.«

»Dann hat sie doch Selbstmord begangen?«

»Das hat Raiko jedenfalls gesagt.«

»Aber Sie glauben ihr nicht?«

»Ich weiß nicht, was ich glauben soll«, antwortete André verzweifelt. »Ich weiß nur, daß ich zurückging, um ihr zu sagen, daß ich sie liebte, daß die Syphilis Karma sei, nicht ihre Schuld, daß mir meine Worte leid taten, daß alles so sein würde wie zuvor, nur daß wir, wenn es... wenn es offensichtlich würde, daß wir dann gemeinsam Selbstmord begehen würden...«

Henri schwirrte der Kopf. Bevor sich das Gerücht vom Tod des Mädchens wie ein Lauffeuer durch die Niederlassung verbreitete, hatte er nicht einmal etwas vom Haus ›Zu den drei Karpfen‹ gehört. André tut immer so geheimnisvoll, dachte er, mit Recht, es ging mich nichts an – bis die Bakufu es offiziell machten. »Die drei Männer – weiß diese Raiko, wer sie waren?«

Wie betäubt schüttelte André den Kopf. »Nein, und die andere Mama-san wollte es ihr nicht sagen.«

»Wer ist sie? Wie heißt sie? Wo ist sie? Wir werden sie den Bakufu melden, die können sie zum Reden bringen.«

»Das andere Haus – ein Treffpunkt für Revolutionäre, die Herberge ›Zu den siebenundvierzig Ronin‹ – wurde vor ungefähr einer Woche niedergebrannt und ihr Kopf auf einen Pfahl gesteckt. Heilige Mutter Gottes, Henri, was soll ich tun? Hana ist tot, und ich bin am Leben...«

## 16

**A**m frühen Nachmittag dieses Tages saß Dr. Hoag in dem Kutter, der die Gesandtschaftspier in Kanagawa ansteuerte, Babcott hatte ihn benachrichtigt, er könne Kanagawa nicht verlassen, da er in seinem Ambulatorium dort operieren müsse, werde aber so bald wie möglich zurückkehren: *...tut mir leid, aber es wird heute abend wohl spät werden, vielleicht sogar morgen früh. Aber Sie sind mehr als willkommen, mich hier aufzusuchen, wenn Sie das wollen, nur müssen Sie darauf vorbereitet sein, hier zu übernachten, da das Wetter äußerst wechselhaft ist...*

An der Pier wartete ein Grenadier zusammen mit Lim, der gähmend eine angedeutete Verbeugung machte, als Hoag an Land ging. »Heya Mass'er, Lim-ah, Nummer Eins Boy.«

»Wir können aufhören mit der Pidgin-Kuli-Quasselei, Lim«, gab Hoag in passablem Kantonesisch zurück, und Lim verdrehte die Augen. »Ich bin Medizin Doktor Weiser Erleuchteter.« Das war Hoags chinesischer Name, die Bedeutung der beiden Schriftzeichen, die den Lauten ›hoh‹ und ›geh‹ am nächsten kamen, ausge-

wählt aus Dutzenden von Möglichkeiten durch Gordon Chen, einem seiner Patienten.

Lim starrte ihn an und tat, als könne er ihn nicht verstehen – normalerweise die schnellste Möglichkeit, um zu bewirken, daß ein fremder Teufel, der die Unverschämtheit besaß, ein paar Wörter der zivilisierten Sprache zu lernen, das Gesicht verlor. Ayeeyah, dachte er, wer ist dieser übelriechende Scheißer, dieser stinkende rote Teufel, diese Kröte von einem Affen, der es wagt, unsere Sprache mit einer so widerlichen Überheblichkeit zu sprechen...

»Ayeeyah«, sagte Hoag zuckersüß, »auch ich habe viele, sehr viele schmutzige Wörter, um die Mutter eines Scheißers und ihre stinkenden Körperteile zu beschreiben, wenn ein Mann aus einem Misthaufen von Hundepisse-Dorf mir auch nur eine winzige Chance gibt – zum Beispiel, wenn er so tut, als verstehe er mich nicht.«

»Medizin Doktor Weiser Erleuchteter? Ayeeyah, ein guter Name!« Lim lachte laut auf. »Und ich habe seit vielen Jahren nicht mehr eine so prächtige Mönnersprache von einem fremden Teufel gehört.«

»Gut. Wenn du mich weiterhin als fremden Teufel bezeichnest, kannst du gern mehr davon hören. Meinen Namen hat Noble House Chen ausgesucht.«

»Noble House Chen?« Sprachlos starrte Lim ihn an. »Der große Herr Chen, der mehr Säcke voll Gold besitzt als ein Ochse Haare? Ayeeyah, was für ein beschissenes Privileg!«

»Ja«, stimmte Hoag zu: »Und er hat mir gesagt, wenn irgendeine Person des Reiches der Mitte – hoch oder nieder – mir irgendwelche beschissenen Schwierigkeiten macht oder mir nicht den Sofortdienst erweist, den ein Freund von ihm erwarten darf, soll ich ihm bei meiner Rückkehr den Namen dieses unverschämten Scheißers nennen.«

»Ob *ko*, Medizin Doktor Weiser Erleuchteter, es ist in der Tat eine Ehre, Sie in unserem bescheidenen Misthaufen von Haus begrüßen

zu dürfen.«

Dr. Hoag spürte, daß er sich Hochachtung erworben hatte, und segnete seine Lehrer, meistens dankbare Patienten, die ihn die wirklich wichtigen Wörter gelehrt und ihm erklärt hatten, wie man im Reich der Mitte mit gewissen Personen und Situationen fertig wird. Es war ein angenehmer, warmer Tag, und der Anblick der kleinen Stadt gefiel ihm: die Tempel, die er über den Dächern erkennen konnte, die Fischer, die die Binnengewässer abfischten, die Bauern überall auf den Reisfeldern, die Menschen, die kamen und gingen, und der unvermeidliche Strom der Reisenden auf der Tokaidō dahinter. Als sie mit Lims ausgesprochen aufmerksamer Hilfe die Gesandtschaft erreichten, hatte Hoag sich ein relativ zutreffendes Bild der Lage in Kanagawa, der Zahl von Babcotts heutigen Patienten und dem gemacht, was ihn erwartete.

George Babcott war in seinem Operationszimmer, wo ihm ein japanischer Gehilfe zur Hand ging, ein von den Bakufu bestimmter Student, der westliche Medizin erlernen sollte. Das Wartezimmer draußen war überfüllt mit Dorfbewohnern, Männern, Frauen und Kindern. Die Operation war blutig, ein Fuß mußte amputiert werden: »Der arme Kerl ist Fischer, mit dem Bein zwischen Boot und Pier gekommen, hätte nicht passieren dürfen, zuviel Saké, vermute ich. Sobald ich hier fertig bin, können wir über Malcolm sprechen. Haben Sie ihn gesehen?«

»Ja. Hat keine Eile. Es ist schön, Sie wiederzusehen, George. Kann ich Ihnen irgendwie helfen?«

»Danke, das wäre sehr freundlich von Ihnen. Hier komme ich schon zurecht, aber wenn Sie vielleicht die Leute draußen selektieren könnten? In die Fälle, die dringend sind, und jene, die warten können. Behandeln Sie, wen Sie wollen. Nebenan gibt es noch einen ›Behandlungsraum‹, leider kaum mehr als ein Krankenzimmer. Mura, geben Sie mir die Säge«, bat er seinen Assistenten in sorgfältig artikuliertem Englisch, nahm das Instrument und setzte es an.

»Jedesmal, wenn ich hier operiere, wird es hektisch. Da im Schränkchen sind die üblichen Medikamente, Schmerzmittel, bittere Hustenmixturen für nette, alte Damen und süße für die Zornigen.«

Hoag ging hinaus und beobachtete die wartenden Männer, Frauen und Kinder, staunte darüber, wie diszipliniert und geduldig sie waren, wie höflich und still. Rasch stellte er fest, daß niemand Pocken, Lepra, Masern, Typhus oder Cholera oder irgendeine andere der ansteckenden Krankheiten hatte, die in Asien weit verbreitet waren. Mehr als nur ein bißchen erleichtert, begann er sie einzeln zu befragen, begegnete aber abgrundtiefem Mißtrauen. Zum Glück war einer der Patienten Cheng-sin, ein älterer wandernder kantonesischer Briefschreiber und Wahrsager, der auch ein bißchen Japanisch sprach. Mit seiner Hilfe – nachdem er als der Lehrer des Riesigen Heilers vorgestellt worden war – eröffnete Dr. Hoag die zweite Praxis.

Manche hatten kleinere Wehwehchen. Wenige waren ernst. Fieber, Übelkeit, Durchfall und ähnliches, einige konnte er diagnostizieren, andere nicht. Knochenbrüche, Schwert- und Messerwunden, Magengeschwüre. Eine junge, hochschwangere Frau hatte starke Schmerzen.

Sein geübter Blick sagte ihm, daß die Geburt, ihre vierte, sehr schwer werden würde und daß der größte Teil ihrer Beschwerden daher kam, daß sie zu jung geheiratet, zu lange auf den Feldern gearbeitet und zu schwer getragen hatte. Er gab ihr eine kleine Flasche Opiumextrakt. »Sagen Sie ihr, wenn ihre Zeit kommt und die Schmerzen sehr stark sind, soll sie einen Löffel davon nehmen.«

»Löffel? Wie groß, Ehrenwerter Weiser Erleuchteter?«

»Einen normal großen Löffel, Cheng-sin.«

Die Frau verneigte sich. »*Domo arigato goziemashita*«, murmelte sie, rührend in ihrer Dankbarkeit, und ging, mit beiden Händen ihren Bauch stützend, hinaus.

Kinder mit Fieber, Erkältungen, Hakenwürmern, Geschwüren,

aber bei weitem nicht so schlimm, wie er es erwartet hatte, keine Malaria. Die Zähne im allgemeinen gut und stark, die Augen klar, keine Läuse – alle Patienten erstaunlich sauber und gesund im Vergleich zu chinesischen Dorfbewohnern. Keine Opiumsüchtigen. Nach einer Stunde war er so richtig in Schwung gekommen. Gerade hatte er einen gebrochenen Arm gerichtet, als die Tür aufging und zögernd ein gutgekleidetes, attraktives junges Mädchen hereinkam, das sich höflich verneigte. Ihr Kimono war aus blau gemusterter Seide, der Obi grün, die Haare hatte sie sich mit Kämmen aufgesteckt. Ein blauer Sonnenschirm.

Hoag bemerkte, daß Cheng-sin die Augen verengte. Sie beantwortete nervös seine Fragen und sprach mit leiser Stimme eindringlich auf ihn ein.

»Medizin Doktor Weiser Erleuchteter«, begann Cheng-sin, immer wieder unterbrochen von seinem ständigen trockenen Husten, den Hoag sofort als Schwindsucht im Endstadium diagnostiziert hatte, »diese Dame sagt, ihr Bruder braucht erstklassige Hilfe, bald tot. Sie bittet, sie zu begleiten – Haus ganz in Nähe.«

»Sagen Sie ihr, sie soll ihn herbringen lassen.«

»Leider Angst, ihn zu bewegen.«

»Was ist denn mit ihm?«

Nach weiteren Fragen und Antworten, die für Hoag eher wie Feilschen klangen, sagte Cheng-sin: »Ihr Haus nur ein oder zwei Straßen höchstens. Ihr Bruder ist –« während er nach dem Wort suchte, hustete er – »schläft wie tot Mann, aber lebendig mit verrücktem Reden und Fieber.« Sein Ton wurde honigsüß. »Sie Angst ihn bewegen, Ehrenwerter Medizin Doktor Weiser Erleuchteter. Ihr Bruder Samurai, sie sagt, viele wichtige Personen sehr glücklich, wenn Sie Bruder helfen. Ich glaube, sie sagen Wahrheit.«

Aus den Hongkonger Zeitungen war Hoag die Bedeutung der Samurai bekannt, und er wußte, daß alles, wodurch man ihr Vertrauen und damit ihre Kooperation erlangte, dem britischen Einfluß

förderlich sein würde. Er musterte sie. Sofort schlug sie die Augen nieder, und ihre Nervosität nahm zu. Sie schien fünfzehn oder sechzehn Jahre alt zu sein, und ihre Züge unterschieden sich stark von denen der Dorfbewohner, ihre Haut war wunderschön. Wenn ihr Bruder Samurai ist, dachte er fasziniert, dann ist sie das auch. »Wie heißt sie?«

»Uki Ichikawa. Bitte beeilen.«

»Ihr Bruder ist ein wichtiger Samurai?«

»Ja«, bestätigte Cheng-sin. »Ich Sie begleiten, keine Angst.«

Hoag schnaubte verächtlich. »Angst? Ich? Zum Teufel mit der Angst. Warte hier.« Er ging zum Operationsraum und öffnete leise die Tür. Babcott war gerade damit beschäftigt, einem Jungen einen vereiterten Zahn zu ziehen, während die Mutter händeringend und unablässig plappernd danebenstand. Er beschloß, ihn nicht zu stören.

Am Tor wurden sie höflich vom Sergeant der Wache angehalten und gefragt, wohin sie wollten. »Ich gebe Ihnen zwei von meinen Männern mit. Vorsicht ist besser als Nachsicht.«

Das Mädchen versuchte sie zu überreden, keine Soldaten mitzunehmen, aber der Sergeant war unerbittlich. Schließlich willigte sie ein und führte sie, noch nervöser geworden, durch eine Straße in ein Seitengäßchen, dann in ein weiteres und noch eines. Die Dorfbewohner, denen sie begegneten, wandten den Blick ab und huschten davon. Hoag trug seine Arzttasche. Da er über den Dächern noch immer den Tempel sehen konnte, war er beruhigt und außerdem froh über die Soldaten, denn er wußte, es wäre leichtsinnig gewesen, ohne ihre Begleitung zu gehen. Cheng-sin trottete, einen hohen Stab in der Hand, neben ihm her.

Diese junge Dame ist nicht ganz das, was sie zu sein vorgibt, dachte Hoag, ziemlich aufgeregt über sein Abenteuer.

Wieder in eine andere Gasse. Dann blieb sie vor einer Tür in einem hohen Zaun stehen und klopfte. Ein Gitter wurde geöffnet,

gleich darauf die Tür. Als der dicke Diener die Soldaten sah, wollte er sie wieder schließen, aber das Mädchen befahl ihm gebieterisch, sie einzulassen.

Der Garten war klein, gepflegt, aber nicht extravagant. An der Treppe zur Veranda eines kleinen Shoji-Hauses schlüpfte sie aus ihren Holzschuhen und bat die anderen, dasselbe zu tun. Für Hoag recht mühselig, denn er trug hohe Stiefel. Sogleich befahl sie dem Diener, ihm zu helfen, und dieser gehorchte augenblicklich.

»Ihr beiden wacht am besten hier«, sagte Hoag, der sich der Löcher in seinen Socken schämte, zu den Soldaten.

»Jawohl, Sir.« Ein Soldat kontrollierte sein Gewehr. »Ich werde mich mal hinten umsehen. Wenn Sie Ärger kriegen, rufen Sie einfach.«

Das junge Mädchen schob die Shoji zurück. Auf den Futons lag Ori Ryoma, der Shishi von der Tokaidō-Attacke; seine Laken waren durchnäßt, eine Zofe fächelte ihm Luft zu. Sie riß die Augen auf, als sie Hoag sah und nicht den Ehrenwerten Medizin Riesen Heiler, den sie erwartet hatte, und wich angstvoll zurück, als er schwerfällig hereingestapft kam.

Ori war bewußtlos, im Koma – seine Schwerter lagen auf einem niedrigen Gestell in der Nähe, in der Tokonoma stand ein Blumenarrangement. Hoag hockte sich neben ihn. Die Stirn des jungen Mannes war glühend heiß, das Gesicht gerötet, das Fieber gefährlich hoch. Der Grund dafür wurde klar, als Hoag den Verband an Schulter und Oberarm löste. »Großer Gott«, murmelte er, als er das Ausmaß der geschwellenen, giftigen Entzündung sah und den veräuerlichen Geruch sowie das schwarze, abgestorbene Gewebe – Gangrän – rund um die Schußwunde wahrnahm.

»Wann wurde er verletzt?«

»Sie weiß nicht genau. Zwei oder drei Wochen.«

Abermals betrachtete er die Wunde. Dann ging er, ohne zu bemerken, daß alle ihn ansahen, hinaus, setzte sich auf den Rand der



Veranda und starrte ins Leere.

Jetzt brauche ich nur noch mein schönes Krankenhaus in Hongkong, die schöne Operationseinrichtung, meine wundervollen Nightingale-Schwester und einen ganzen Haufen Glück, um diesen armen Kerl zu retten. Beschissene Schußwaffen, beschissene Kriege, beschissene Politiker...

Verdammt, mein ganzes Arbeitsleben lang hab ich versucht, Schußverletzungen zu heilen, fast immer ohne Erfolg: sechs Jahre bei der Ostindienkompanie im verfluchten Bengalen, fünfzehn Jahre in der Kolonie, dann die Jahre des Opiumkrieges und mit dem Hongkong Hospital Detachment ein freiwilliges Jahr auf der Krim, das blutigste von allen. Beschissene Schußwaffen! Großer Gott, welch eine unnötige Verschwendung!

Nachdem er seinen Zorn herausgeflucht hatte, steckte er sich eine Zigarre an, paffte und warf das Streichholz zu Boden. Sogleich eilte der erschrockene Diener herbei und las den anstößigen Gegenstand auf.

»Oh, tut mir leid«, entschuldigte sich Hoag, dem die makellose Sauberkeit des Weges und der Umgebung entgangen war. Er inhalte tief; dann konzentrierte er seine Gedanken auf den jungen Mann. Endlich entschloß er sich, wollte den Stumpen wegwerfen, hielt inne und gab ihn dem Diener, der sich verneigte und davonging, um ihn zu vergraben.

»Cheng-sin, sag ihr, es tut mir leid, aber ich glaube, daß ihr Bruder sterben wird, ob ich nun operiere oder nicht.«

»Sie sagt: ›Wenn stirbt, ist Karma. Wenn nicht Hilfe, er stirbt heute, morgen. Bitte versuchen. Wenn stirbt, Karma.‹ Sie bittet Hilfe.« Und leise setzte Cheng-sin hinzu: »Medizin Doktor Weiser Erleuchteter, dieser junge Mann wichtig. Wichtig versuchen, heya?«

Hoag sah das junge Mädchen an. Sie erwiderte den Blick.

»Dozo, *Hoh Geb-sama*«, sagte sie. Bitte.

»Nun gut, Uki. Cheng-sin, sag ihr noch einmal, daß ich ihr

nichts versprechen kann, aber ich will's versuchen. Ich brauche Seife, viel heißes Wasser in Schüsseln, viele saubere Laken, viele zu Tupfern und Bandagen zerrissene Laken, viel Ruhe und jemand mit einem kräftigen Magen, der mir zur Hand geht.«

Sofort zeigte das junge Mädchen auf sich selbst. »*Watasshi wa desu.*« Das werde ich tun.

Hoag runzelte die Stirn. »Sag ihr, daß es sehr unangenehm sein wird, viel Blut, viel Gestank und häßlich.« Er sah, wie sie dem Chinesen aufmerksam zuhörte und dann mit unübersehbarem Stolz erwiderte: »*Gomenasai, Hoh Geb-san, wakarimasen. Watasshi samurai desu.*«

»Sie sagen: ›Bitte entschuldigen, ich verstehe, ich Samurai.‹«

»Ich weiß nicht, was das für Sie bedeutet, meine hübsche junge Dame, und ich wußte nicht, daß auch Frauen Samurai sein können. Aber fangen wir an.«

Hoag merkte sehr schnell, daß eine Haupteigenschaft der Samurai Mut war. Kein einziges Mal schwankte sie, während er die Wunde reinigte, das infizierte Gewebe wegschnitt, wobei übelriechender Eiter freigelegt wurde, die Wunde ausspülte, wobei aus einer verletzten Ader Blut pulsierte, bis er den Strom stoppen und, immer wieder tupfend, die Ader reparieren konnte, während die weiten Ärmel des Kimonos sowie das Tuch, mit dem sie ihre Haare zurückgebunden hatte, über und über beschmutzt waren und stanken.

Eine Stunde arbeitete er, summtte von Zeit zu Zeit vor sich hin, mit verschlossenen Ohren, mit verschlossener Nase, weil alle Sinne geschärft waren, wiederholte eine Operation, die er tausendmal durchgeführt hatte. Schneiden, nähen, säubern, verbinden. Dann war er fertig.

Ohne Eile reckte er sich, um seine verkrampften Rückenmuskeln zu entspannen, wusch sich die Hände und legte das blutverschmierte Laken ab, das er sich als Schürze umgebunden hatte. Ori lag am Rand der Veranda, die als provisorischer Operationstisch diente,

während er selbst im Garten davor stand: »Ich kann nicht auf den Knien operieren, Uki«, hatte er ihr erklärt.

Alles, was er von ihr verlangte, hatte sie ohne Zögern getan. Ein Narkosemittel war nicht notwendig gewesen, denn das Koma, in dem der Mann lag, der angeblich Hiro Ichikawa hieß, war sehr tief. Ein- oder zweimal schrie Ori auf – nicht vor Schmerz, sondern in einem Alptraum. Und schlug um sich, doch ohne Kraft.

Ori stieß einen tiefen Seufzer aus. Besorgt tastete Hoag nach seinem Puls. Er war kaum spürbar, genau wie seine Atmung. »Macht nichts«, murmelte er, »wenigstens hat er einen Puls.«

»*Gomenasai, Hoh Geb-san*«, sagte die sanfte Stimme, »*anato kikonamas, hai, iye?*«

»Sie sagt: Entschuldigen, Ehrenwerter Weiser Erleuchteter, denken Sie ja oder nein?« Cheng-sin hustete. Er hatte sich in einiger Entfernung von der Veranda aufgehalten und ihnen ständig den Rücken gekehrt.

Hoag zuckte die Achseln; er sah sie an, dachte über sie nach, woher sie die Kraft nahm, wo sie wohnte und was nunmehr geschehen würde. Sie war sehr blaß; ihre Züge waren verkrampft, aber von einem eisernen Willen beherrscht. Als er lächelte, bildeten sich Fältchen um seine Augen. »Ich weiß es nicht. Das müssen wir Gott überlassen. Uki, Sie Nummer eins. Samurai.«

»*Domo... domo arigato goziemashita.*« Ich danke Ihnen. Sie verneigte sich bis auf die Tatami. Ihr eigentlicher Name war Sumomo Anato; sie war Hiragas zukünftige Ehefrau und Shorins Schwester, nicht Oris.

»Sie fragt, was sie jetzt tun soll.«

»Im Augenblick gar nichts. Sagen sie der Zofe, sie soll dem Verletzten kalte Tücher auf die Stirn legen und den Verband mit sauberem Wasser tränken, bis das Fieber sinkt. Wenn er... wenn das Fieber gesunken ist – ich hoffe, noch vor dem Morgen –, wird er am Leben bleiben. Vielleicht.« Die nächste Frage lautete gewöhn-

lich, wie stehen seine Chancen. Dieses Mal kam sie nicht. »Also, dann werde ich jetzt gehen. Sagen Sie ihr, sie soll morgen früh einen Führer zu mir schicken...« Wenn er dann noch am Leben ist, dachte er, ohne es auszusprechen.

Während Cheng-sin übersetzte, begann er seine Instrumente zu reinigen. Das junge Mädchen winkte dem Diener und sagte etwas zu ihm. »*Hai*«, sagte der Mann und eilte davon.

»Medizin Doktor Weiser Erleuchteter, bevor Sie gehen, Dame sagt, wollen sicher baden. Ja?«

Dr. Hoag wollte schon nein sagen, nickte aber wider Willen. Und war froh, daß er es tat.

In der Abenddämmerung saß Babcott erschöpft, aber zufrieden mit seiner Arbeit auf der Veranda der Gesandtschaft und ließ sich einen Whisky schmecken. Die Brise, die über den Garten hereinwehte, trug einen angenehmen Geruch nach Meer herbei. Während sein Blick unwillkürlich zu dem Buschwerk wanderte, in dem drei Wochen zuvor der schwarz gekleidete Attentäter gefangen und getötet worden war, begann die Tempelglocke zu läuten, und der ferne, kehlige Singsang der Mönche erklang: »*Ommm mani padme humm...*« Als er aufblickte, kam Hoag zu ihm heraus. »Allmächtiger!«

Hoag trug eine gemusterte, gegürtete Yokata, weiße Schuh-Socken an den Füßen und japanische Holzsandalen. Haare und Bart waren gekämmt und frisch gewaschen. Unter den Arm hatte er sich ein großes, strohumflochtenes Faß Saké geklemmt und strahlte, »'n Abend, George!«

»Sie sehen ja mehr als zufrieden aus. Wo waren Sie?«

»Das Beste von allem war das Bad.« Hoag stellte das Faß auf ein Sideboard und schenkte sich einen steifen Whisky ein. »Mein Gott, das Beste, was ich jemals erlebt habe. Sie können sich nicht vorstellen, wie wohl ich mich jetzt fühle.«

»Wie war sie?« erkundigte sich Babcott ironisch.

»Kein Sex, mein Alter, nur sauber gewaschen und in fast kochendes Wasser getaucht, geknetet, gewalkt und massiert, und dann in dieses Gewand gesteckt. Inzwischen waren meine Kleider gewaschen und gebügelt, die Stiefel geputzt und die Socken ersetzt worden. Fabelhaft. Sie gab mir den Saké und das hier...« Aus dem Ärmel holte er zwei ovale Münzen und eine mit Schriftzeichen bedeckte Papierrolle und zeigte sie Babcott.

»Himmel, da hat man Sie aber wirklich gut bezahlt, das sind Gold-Oban – davon können Sie mindestens eine Woche lang in Champagner baden! Der Sergeant berichtete, Sie hätten einen Hausbesuch gemacht.« Beide lachten. »Bei einem Daimyo?«

»Glaube ich nicht. Es war ein junger Mann, ein Samurai. Glaube kaum, daß ich ihm viel geholfen habe. Können Sie die Schriftrolle lesen?«

»Ich nicht, aber Lim. Lim!«

»Ja, Mass'r?«

»Papier was?«

Lim nahm die Rolle. Seine Augen wurden groß; aufmerksam las er sie noch einmal, dann sagte er auf kantonesisch zu Hoag: »Da steht: ›Medizin Doktor Weiser Erleuchteter hat großen Dienst geleistet. Im Namen der Satsuma-Shishi, gebt ihm jede Hilfe, die er benötigt.« Mit zitterndem Finger zeigte Lim auf die Unterschrift: »Leider, Herr, den Namen kann ich nicht lesen.«

»Warum fürchtest du dich?« erkundigte sich Hoag, ebenfalls auf kantonesisch.

Nervös antwortete Lim: »Die Shishi sind Rebellen, Banditen, die von den Bakufu gejagt werden. Es sind böse Menschen, auch wenn sie Samurai sind, Herr.«

Ungeduldig fragte Babcott: »Was steht da, Ronald?«

Hoag erklärte es ihm.

»Großer Gott, ein Bandit? Was ist passiert?«

Durstig holte sich Hoag einen weiteren Drink, dann schilderte er in allen Einzelheiten die Frau, den jungen Mann, die Wunde und wie er das abgestorbene Gewebe weggeschnitten hatte. »... scheint so, als ob der arme Kerl vor zwei bis drei Wochen angeschossen wurde, und...«

»Allmächtiger!« Babcott sprang auf, weil plötzlich alles zusammenpaßte. Hoag verschüttete vor Schreck seinen Drink.

»Sind Sie verrückt geworden?« keuchte er.

»Würden Sie den Weg dorthin wiederfinden?«

»Eh? Na ja, ich glaube schon, aber wieso...«

»Kommen Sie, schnell!« Im Hinauslaufen rief Babcott laut: »Sergeant der Wache!«

Sie eilten eine Hintergasse entlang, allen voran Hoag, dicht auf seinen Fersen Babcott, dahinter der Sergeant mit seinen zehn Soldaten, alle bewaffnet. Die wenigen Fußgänger, denen sie begegneten, einige davon mit Laternen, machten ihnen erschrocken Platz. Über ihnen schien ein heller Mond.

Immer schneller. Eine Abzweigung verpaßt. Hoag fluchte, machte kehrt, fand sich wieder zurecht und entdeckte die halb verborgene Einmündung des richtigen Gäßchens. Weiter. Eine andere Gasse. Er hielt inne, zeigte hinüber. Zwanzig Meter weiter sahen sie die Tür.

Nun übernahm der Sergeant mit den Soldaten die Spitze. Zwei von ihnen stellten sich mit dem Rücken zur Mauer, um Wache zu halten, vier rammten ihre Schultern gegen die Tür, hoben sie aus den Angeln und drängten durch die Öffnung. Hoag und Babcott folgten ihnen, beide trugen geliehene Gewehre, in deren Gebrauch sie geübt waren, für europäische Zivilisten in Asien ein Muß.

Den Weg entlang. Die Treppe hinauf. Der Sergeant riß die Shoji auf. Das Zimmer war leer. Ohne Zögern lief er in den nächsten Raum, dann in den übernächsten. Nirgends, weder in den fünf mit-

einander verbundenen Zimmern noch in der Küche oder dem kleinen, hölzernen Anbau eine Spur der Bewohner. Wieder in den Garten hinaus.

»Verteilt euch, Männer. Jones und Berk gehen hier entlang, ihr beiden da drüben, ihr beiden dort, und ihr zwei haltet hier Wache und macht um Gottes willen die Augen auf!« Paarweise drangen sie weiter in den Garten vor, der eine den anderen beschützend, denn bei dem ersten Attentäter hatten sie ihre Lektion gelernt. In jeden Winkel. Mit entschulten Gewehren rings an der Außenmauer entlang.

Nichts. Als der Sergeant zurückkehrte, fluchte er. »Himmeldonnerwetter, Sir! Kein verdammter Ton, gar nichts. Sind Sie sicher, daß wir hier richtig sind?«

Hoag zeigte auf einen dunklen Fleck auf der Veranda. »Dort habe ich operiert.«

Babcock fluchte und sah sich um. Das Haus war von anderen Häusern umgeben, aber nur Dächer waren über dem Zaun zu sehen, und keine Fenster blickten in diese Richtung. Nirgends eine Möglichkeit, sich zu verstecken. »Die müssen sofort geflohen sein, als Sie weg waren.«

Hoag wischte sich den Schweiß von der Stirn, insgeheim froh, daß sie entkommen war und nicht in der Falle saß. Nachdem er zum Baden gegangen war, hatte er sie zu seinem Bedauern nicht mehr gesehen. Die Zofe hatte ihm Geld und Schriftrollen sowie das Faß gegeben, ihm erklärt, ihre Herrin werde ihm morgen früh einen Führer schicken, und ihm gedankt.

Was ihren Bruder betraf, so war er nicht sicher. Der junge Mann war einfach ein Patient, er selbst war Arzt und wollte seine Arbeit erfolgreich beenden. »Wäre mir nie in den Sinn gekommen, daß der junge Mann einer der Attentäter sein könnte. Für mich hätte es keinen Unterschied gemacht, nicht bei der Operation. Aber wenigstens kennen wir jetzt seinen Namen.«

»Eintausend Oban gegen einen krummen Kopf, daß es ein falscher Name ist. Wir wissen ja nicht einmal genau, ob er wirklich ihr Bruder war. Wenn er ein Shishi war, wie es in der Schriftrolle heißt, muß der Name falsch sein, und außerdem ist es ein alter Brauch bei den Japanern, hinterhältig zu sein.« Babcott seufzte. »Daß er einer der beiden Tokaidō-Teufel war, dessen bin ich mir auch nicht sicher. Das ist nur so eine Ahnung. Wie standen seine Chancen?«

»Der Transport war sicher nicht gut für ihn.« Hoag überlegte einen Moment. »Bevor ich ging, hab ich ihn noch einmal untersucht. Sein Puls war schwach, aber regelmäßig. Ich denke, daß ich den größten Teil des abgestorbenen Gewebes weggeschnitten habe, aber...« Er zuckte die Achseln. »Sie wissen ja, wie es ist. Ich würde nicht viel Geld darauf wetten, daß er überlebt. Aber schließlich, was weiß man schon, eh? Und jetzt erzählen Sie mir von dem Überfall, in allen Einzelheiten.«

Auf dem Rückweg schilderte ihm Babcott alles, was geschehen war. Und erzählte ihm von Malcolm Struan. »Ich mache mir Sorgen um ihn, aber Angélique ist so ziemlich die beste Krankenschwester, die er haben kann.«

»Das hat Jamie auch gesagt. Ich stimme zu, es gibt nichts Besseres als eine schöne junge Dame im Krankenzimmer. Malcolm hat erschreckend viel Gewicht – und Mut – verloren, aber er ist jung, und nach seiner Mutter war er immer der Stärkste in der Familie. Er müßte also in Ordnung sein, jedenfalls, solange die Nähte halten. Ich habe sehr viel Vertrauen zu Ihnen, George, obwohl es ein langer, beschwerlicher Weg für ihn sein wird. Er ist sehr verliebt in das junge Mädchen, nicht wahr?«

»Ja. Und sie in ihn. Der Junge hat Glück.«

Eine Weile schwiegen sie. Dann sagte Hoag zögernd: »Ich... nun ja, ich nehme an, Sie wissen, daß seine Mutter strikt gegen jegliche Form einer Verbindung mit der jungen Dame ist.«



»Ja. Ich habe davon gehört. Das gibt ein Problem.«

»Dann sind Sie der Ansicht, daß Malcolm es ernst meint?«

»Mehr als ernst. Sie ist ein prachtvolles Mädchen.«

»Sie kennen sie?«

»Angélique? Nicht direkt, nicht als Patientin, obwohl ich sie unter furchtbarem Streß erlebt habe. Und Sie?«

Hoag schüttelte den Kopf. »Nur auf Einladungen, bei den Rennen, gesellschaftlich. Seit ihrer Ankunft vor drei, vier Monaten war sie der Mittelpunkt jedes Balles, und das mit Recht. Als Patientin, nein, in Hongkong gibt es jetzt einen französischen Arzt – man stelle sich das vor! Aber ich gebe zu, sie ist atemraubend. Nicht unbedingt die ideale Ehefrau für Malcolm, wenn er das etwa im Sinn haben sollte.«

»Weil sie keine Engländerin ist? Und nicht wohlhabend?«

»Beides und mehr. Es tut mir leid, aber ich traue den Franzosen nicht, minderwertige Rasse – es ist ihnen einfach nicht gegeben. Ihr Vater ist ein perfektes Beispiel dafür, charmant und galant nach außen, doch gleich darunter ein Lump, und zwar durch und durch. Tut mir leid, aber für meinen Sohn würde ich mir seine Tochter nicht wünschen.«

Babcott fragte sich, ob Hoag ahnte, daß er von dem Skandal wußte: Als der junge Doktor Hoag vor über fünfundzwanzig Jahren in Bengalen bei der Ostindienkompanie war, hatte er gegen jegliche Konvention und den offen ausgesprochenen Rat seiner Vorgesetzten eine junge Inderin geheiratet und war daraufhin entlassen und in Schande nach Hause geschickt worden. Die beiden hatten eine Tochter und einen Sohn bekommen, und dann war sie gestorben; die Londoner Kälte, der Nebel und die Feuchtigkeit waren für einen Menschen indischer Abstammung so etwas wie ein Todesurteil.

Die Menschen sind seltsam, dachte Babcott. Da ist ein guter, tapferer, aufrechter Engländer mit einem Sohn, der ein halber Inder – und in England daher nicht gesellschaftsfähig – ist, und der be-

schwert sich über Angéliques Abstammung. Wie dumm! Und sogar noch dümmer ist es, sich vor der Wahrheit zu verstecken. Ja, aber versteckst du dich nicht auch vor ihr? Du bist achtundzwanzig, hast noch viel Zeit zum Heiraten, aber wirst du jemals irgendwo – geschweige denn in Asien, wo du dein Arbeitsleben verbringen wirst – eine so aufregende Frau wie Angélique finden? Ich weiß, ich weiß. Zum Glück wird Struan sie vermutlich heiraten, das wär's dann wohl. Und ich werde ihn, weiß Gott, dabei unterstützen!

»Vielleicht will Mrs. Struan ihn nur beschützen, wie jede Mutter«, gab er zu bedenken, denn er wußte, wie stark Hoags Einfluß bei den Struans war. »Und ist nur dagegen, daß er sich jetzt schon bindet. Ist doch verständlich. Er ist jetzt Tai-Pan, und das wird all seine Energien beanspruchen. Aber mißverstehen Sie mich nicht, ich halte Angélique für eine großartige junge Dame, eine so tapfere und gute Gefährtin, wie jeder Mann sie sich nur wünschen kann und wenn er seine Sache gut machen will, wird Malcolm jede Unterstützung brauchen, die er kriegt.«

Hoag vernahm die unterschwellige Leidenschaft, merkte sie sich und ließ die Sache auf sich beruhen, denn seine Gedanken wanderten auf einmal nach London zurück, wo seine Schwester und ihr Mann seinen Sohn und seine Tochter großzogen. Und wieder einmal haßte er sich dafür, daß er Indien verlassen, daß er sich der Konvention gebeugt und sie dadurch getötet hatte. Arjumand, die Liebliche.

Ich muß wahnsinnig gewesen sein, meinem Liebling diese schlimmen Winter zuzumuten – wo ich doch wieder von vorn anfangen mußte, pleite und ohne Job, wie ich war. Ich hätte bleiben und mich gegen die Kompanie wehren sollen, meine chirurgischen Fähigkeiten hätten sie letztlich dazu gezwungen, mich zu akzeptieren, und das hätte uns sicher gerettet...

Die beiden Soldaten, die als Wache zurückgeblieben waren, salutierten, als sie vorüberkamen. Im Speisezimmer war der Tisch zum

Dinner für zwei gedeckt. »Scotch oder Champagner?« erkundigte sich Babcott. Dann rief er: »Lim!«

»Schampus. Soll ich?«

»Ich mach's schon.« Babcott öffnete die Flasche, die in dem Eiskübel wartete. »Gesundheit! Lim!«

»Und Glück!« Sie stießen an. »Perfekt! Wie ist Ihr Koch?«

»Mäßig bis schlecht, aber die Qualität der Meeresfrüchte ist erstklassig. Wo zum Teufel steckt Lim?« Babcott seufzte. »Dieser Bursche braucht den Stock. Beschimpfen Sie ihn auf kantonesisch, ja?«

Aber die Pantry des Butlers war leer. Auch in der Küche war Lim nicht. Schließlich fanden sie ihn im Garten unmittelbar neben einem Weg. Er war enthauptet und sein Kopf beiseite geworfen worden. An seiner Stelle trug er den Kopf eines Affen.

»Nein, meine Dame«, sagte die Mama-san ängstlich. »Sie können Ori-san morgen nicht hier lassen, Sie müssen bei Tagesanbruch fort.«

»Tut mir leid«, entgegnete Sumomo, »Ori wird hier bleiben, bis...«

»Tut mir leid, seit dem Überfall auf den Obersten Minister Anjo ist die Jagd auf die Shishi verstärkt worden, die Belohnungen für Informationen sind sehr hoch, und jeder Bewohner eines Hauses, das sie beherbergt, ist des Todes.«

»Dieser Befehl gilt in Edo, nicht hier«, widersprach Sumomo.

»Tut mir leid, jemand hat geredet«, sagte Noriko, die Mama-san, mit verkniffenem Mund. Sie waren allein in ihrem Privatquartier der Herberge ›Zu den Mitternachtsblüten‹; beide knieten auf purpurnen Kissen, das Zimmer wurde von Kerzen beleuchtet, zwischen ihnen stand ein niedriges Tischchen mit Tee, und die Mama-san war soeben von einer zornigen Unterredung mit dem Reishändler-Geldverleiher zurückgekehrt, der die Zinsen auf ihre Hypothek we-

gen der gefährlichen Situation im Reich von dreißig auf fünfunddreißig Prozent erhöht hatte. Mutterloser Hund, dachte sie wütend; dann schob sie dieses Problem beiseite, um sich mit dem gefährlicheren zu befassen, das einer sofortigen Lösung bedurfte. »Heute morgen haben wir gehört, daß die Vollstrecker...«

»Wer?«

»Die Vollstrecker? Das sind spezielle Vernehmungsbeamte, Baku-fu-Patrouillen, gnadenlose Männer. Heute nacht sind sie eingetroffen. Ich erwarte, daß sie uns einen Besuch abstatten. Es tut mir leid, aber bei Tagesanbruch müssen Sie fort sein.«

»Tut mir leid, aber Sie werden ihn hier behalten, bis es ihm besser geht.«

»Ich wage es nicht! Nicht nach dem, was in der Herberge ›Zu den siebenundvierzig Ronin‹ geschah. Die Vollstrecker kennen keine Gnade. Ich will nicht, daß mein Kopf auf einen Pfahl gesteckt wird.«

»Das war in Edo; hier ist Kanagawa. Dies ist die Herberge ›Zu den Mitternachtsblüten‹. Es tut mir leid, aber Hiraga-san würde es verlangen.«

»Hier verlangt niemand etwas«, entgegnete Noriko scharf, »nicht einmal Hiraga-san. Ich muß an meinen eigenen Sohn denken, und an mein Haus.«

»Richtig. Und ich muß an den Freund meines Bruders und Hiragas Verbündeten denken. Und an das Gesicht meines Bruders. Ich bin ermächtigt, seine Schulden zu begleichen.«

Noriko starrte sie fassungslos an. »Alle Schulden, die Shorin hatte?«

»Die Hälfte jetzt, die Hälfte, wenn *sonno-joi* regiert.«

»Abgemacht«, sagte Noriko, so überwältigt von dem unerwarteten Geldsegen, den sie nicht mehr erwartet hatte, daß sie das Feilschen unterließ. »Aber keine Gai-Jin-Ärzte, und nicht länger als eine Woche.«

»Einverstanden.« Aus einer Geheimtasche in ihrem Ärmel holte das junge Mädchen eine Börse. Als Noriko die Goldmünzen sah, hielt sie unwillkürlich den Atem an. »Hier sind zehn Oban. Wenn wir abreisen, werden Sie mir eine Quittung und eine detaillierte Aufstellung seiner Schulden geben. Wo wird Ori in Sicherheit sein?«

Noriko machte sich Vorwürfe, weil sie so voreilig gewesen war, aber nachdem sie zugestimmt hatte, mußte sie ihr Gesicht wahren. Während sie überlegte, was zu tun sei, musterte sie das junge Mädchen, das vor ihr saß. Sumomo Anato, jüngere Schwester des Shishi Shorin Anato – des Jungen, den sie vor vielen Jahren in die Welt der Männer eingeführt hatte. Eeee, welche Wollust, welche Kraft für einen so jungen Mann, dachte sie mit einem angenehmen, doch unangebrachten Sehnen. Und welch denkwürdige Kurtisane würde dieses Mädchen abgeben! Gemeinsam könnten sie ein Vermögen verdienen, in ein, zwei Jahren würde sie einen Daimyo heiraten, und wenn sie dann noch Jungfrau ist – welch einen Kopfkissenpreis könnte ich da verlangen! Sie ist genauso schön, wie Shorin gesagt hat, eine klassische Satsuma – nach seiner Aussage in jeder Hinsicht eine Samurai. Mindestens genauso schön. »Wie alt sind Sie, meine Dame?«

Sumomo zuckte zusammen. »Sechzehn.«

»Wissen Sie, wie Shorin umgekommen ist?«

»Ja. Ich werde mich rächen.«

»Hat Hiraga es Ihnen erzählt?«

»Sie stellen zu viele Fragen«, warnte Sumomo die Ältere scharf.

Noriko war belustigt. »In dem Spiel, das wir beide spielen, Sie und ich, sind wir Schwestern, obwohl Sie Samurai sind und ich eine Mama-san.«

»Ach ja?«

»Ach ja. Tut mir leid, aber es ist das wichtige Spiel, unsere Männer zu decken und sie vor der eigenen Tapferkeit zu beschützen.

Oder vor ihrer Dummheit. Unser Leben aufs Spiel zu setzen, um sie vor sich selbst zu beschützen, erfordert Vertrauen auf beiden Seiten. Das Vertrauen von Blutsschwestern. Hiraga hat Ihnen also von Shorin erzählt?»

Sumomo wußte, daß ihre Position schwach war. »Ja.«

»Ist Hiraga Ihr Liebhaber?«

Sumomos Augen wurden schmal. »Hiraga ist... war mein Verlobter, bevor er... bevor er fortging, um *sonno-joi* zu dienen.«

Die Mama-san machte große Augen. »Ein Satsuma-Samurai gestattet, daß seine Tochter sich mit einem Choshu-Samurai verlobt?«

»Mein Vater... Mein Vater war nicht einverstanden. Und meine Mutter auch nicht. Nur Shorin. Mir gefiel die Wahl nicht, die sie für mich getroffen hatten.«

»Ach, tut mir leid.« Noriko wußte nur allzu gut, was das bedeutete: ständigen Druck, Hausarrest und Schlimmeres. »Hat Ihre Familie Sie verstoßen?«

Sumomo saß regungslos vor ihr. Ihre Stimme blieb ruhig. »Vor wenigen Monaten beschloß ich, meinem Bruder und Hiraga-san zu folgen, um meinem Vater diese Schande zu ersparen. Jetzt bin ich eine Ronin.«

»Sind Sie wahnsinnig? Frauen können keine Ronin werden.«

»Noriko.« Sumomo beschloß, das Risiko einzugehen. »Ich finde ebenfalls, daß wir Blutsschwestern werden sollten.« Plötzlich hielt sie ein Stilett in der Hand.

Noriko starrte sie verwundert an; sie hatte nicht gesehen, woher das Messer kam. Verdutzt sah sie zu, wie Sumomo ihren Finger ritzte und anschließend ihr den zierlichen Dolch anbot. Ohne zu zögern, machte sie es ihr nach. Dann berührten sich ihre Finger, bis sich ihr Blut vermischte, und sie verneigten sich würdevoll. »Ich bin geehrt. Ich danke dir, Sumomo-san.« Lächelnd reichte die Mama-san das Messer zurück. »Jetzt bin ich auch ein winziges bißchen Samurai, ja?«

Das Stilett verschwand wieder im Ärmel. »Wenn der Kaiser seine gesamte Macht zurückerhält, wird ER alle, die es verdienen, zu Samurai machen. Wir werden uns für dich einsetzen, Hiraga-san, Ori und ich.«

Wieder verneigte sich Noriko dankend. Der Gedanke war wundervoll, lag aber weit über ihren Möglichkeiten, und sie war sicher, daß sie das Unvorstellbare niemals erleben würde: den Tag, an dem das Toranaga-Shōgunat aufhörte zu existieren. »Im Namen all meiner Ahnen danke ich dir. Und nun, Saké!«

»Danke, nein. Es tut mir leid, aber Sensei Katsumata hat alle Frauen in seiner Schule dem Saké abschwören lassen. Er würde unsere Fähigkeiten auf ewig lähmen und unserem Auge die Schärfe nehmen. Bitte, wo ist Hiraga-san?«

Noriko, die sie beobachtete, verbarg ihr Lächeln. »Katsumata, der große Sensei? Du hast bei ihm gelernt? Shorin hat uns erzählt, daß du mit Schwert, Messer und *shuriken* umgehen kannst. Ist das wahr?«

Mit verblüffender Geschwindigkeit fuhr Sumomos Hand in ihren Obi, kam mit einem Shuriken heraus und schleuderte die kleine, rasiermesserscharfe, fünfschneidige Stahlscheibe quer durch den Raum, daß sie sich mit böartigem Geräusch mitten in einen Pfosten biß. Dabei hatte sie sich kaum bewegt.

»Bitte, wo ist Hiraga-san?« fragte sie sanft.

In jener Nacht führte Hiraga seine Gruppe beim Schein eines halben Mondes lautlos über den Palisadenzaun eines Daimyo-Palastes im zweiten Ring vor den Burgmauern und huschte durch die Gärten zum Hintereingang des Herrenhauses. Alle sechs Mann trugen die gleichen kurzen, schwarzen Nachtkampf-Kimonos ohne Rüstung, alle waren mit Schwertern, Dolchen und Garrotten bewaffnet. Alle waren Choshu-Ronin, die Hiraga für diesen Überfall dringend aus Kanagawa angefordert hatte.

Das Herrenhaus war von einem weitläufigen Gelände mit Kasernen, Ställen und Dienerquartieren umgeben, in dem normalerweise fünfhundert Krieger sowie die Familie des Daimyo und seine Diener untergebracht waren, die nun aber unheimlich leer waren. Nur zwei verschlafene Wachtposten standen an der Hintertür. Doch diese Männer sahen die Angreifer zu spät, um noch Alarm zu schlagen, und starben lautlos. Dem einen zog Akimoto die Uniform aus, um sie selbst anzulegen; dann schleifte er die Leichen ins Gebüsch und kehrte zu den anderen auf der Veranda zurück. Sie warteten lauschend. Kein Warnruf ertönte, sonst hätten sie den Überfall abgebrochen.

»Wenn wir uns zurückziehen müssen, macht das nichts«, hatte Hiraga gegen Abend erklärt, als die anderen in Edo eintrafen. »Es reicht, daß wir so dicht an die Burg herankommen konnten. Unser Ziel heute nacht ist Terror. Wir wollen Tod und Terror verbreiten, damit sie sehen, daß niemand und kein Ort vor uns und unseren Spionen sicher ist. Terror, möglichst schnell hinein und hinaus, ein Maximum an Überraschung und keine Verluste. Heute nacht ha-



ben wir eine einmalige Gelegenheit dazu.« Er lächelte. »Als Anjo und die Ältesten das *sankin-kotai* abschafften, haben sie dem Shōgunat das Grab geschaufelt.«

»Stecken wir den Palast in Brand, Vetter?« erkundigte sich Akimoto erwartungsvoll.

»Nach dem Mord.«

»Und wer wird sterben?«

»Alt, graues, schütteres Haar, dünn und klein, Utani, der *roju*-Älteste.«

Allgemeines Atemanhalten. »Der Daimyo von Watasa?«

»Ja. Nori Anjos Lauffhund. Leider habe ich ihn nie gesehen. Jemand von euch?«

»Ich glaube, ich würde ihn erkennen«, meldete sich ein Achtzehnjähriger mit einer schlimmen Narbe auf der einen Seite des Gesichts. »Dürr ist er, wie ein krankes Huhn, ich hab ihn einmal in Kyōto gesehen. Dann werden wir also heute nacht einen Ältesten über die Klinge springen lassen, einen Daimyo, eh? Gut!« Er grinste und kratzte sich die Narbe, Andenken an einen erfolglosen Choshu-Versuch, sich im letzten Frühling der Palasttore in Kyōto zu bemächtigen. »Nach heute nacht wird Utani nirgendwohin mehr fliehen. Er muß wahnsinnig sein, außerhalb der Mauern zu schlafen und es auch noch bekannt werden zu lassen! Und dazu noch ohne Wachen? Idiotisch!«

Joun, siebzehn Jahre und immer vorsichtig, sagte; »Entschuldigen Sie, Hiraga-san, aber sind Sie sicher, daß dies nicht eine Falle ist? Yoshi wird Fuchs genannt, Anjo noch Schlimmeres. Auf unseren Kopf sind hohe Preise ausgesetzt, eh? Ich stimme meinem Bruder zu: Wie kann Utani so dumm sein?«

»Weil er ein heimliches Stelldichein hat, ein sehr geheimes. Von Zeit zu Zeit ist er ein Päderast.«

Alle starrten ihn verständnislos an. »Warum sollte er das geheimhalten?«

»Weil der Knabe einer von Anjos Intimfreunden ist.«

»So ka!« Jouns Augen glitzerten. »Dann würde ich das, glaube ich, auch geheimhalten. Aber warum sollte sich ein hübscher Knabe jemandem wie Utani hingeben, wenn er bereits einen mächtigen Gönner hat?«

Hiraga zuckte die Achseln. »Geld, was sonst? Anjo ist ein Geizkragen, Utani großzügig – werden denn seine Bauern nicht am schwersten besteuert? Sind seine Schulden denn nicht Gebirge? Ist er nicht dafür bekannt, daß er Gold-Obans wie Reiskörner verbraucht? Anjo wird diese Erde, so oder so, bald verlassen. Vielleicht denkt dieser hübsche Knabe, daß Utani überleben wird, und meint, daß sich das Risiko lohnt. Seine Familie ist vermutlich verarmt und ersäuft in Schulden – leben nicht alle Samurai unter dem Hirazamurai-Rang am Rande der Armut?«

»Das stimmt«, erwiderten sie einstimmig.

»Das geht schon seit dem vierten Shōgun so«, sagte der Achtzehnjährige bitter, »seit fast zweihundert Jahren. Die Daimyos kasieren alle Steuern, verkaufen den Samurai-Status an stinkende Kaufleute, mit jedem Jahr mehr, und kürzen unseren Sold trotzdem immer weiter. Die Daimyos haben uns, ihre loyalen Gefolgsleute, betrogen!«

»Da hast du recht«, sagte Akimoto zornig. »Mein Vater mußte sich als Landarbeiter verdingen, um meine Brüder und Schwestern ernähren zu können...«

»Unserer hat nur noch seine Schwester und nur noch eine Hütte«, sagte Joun. »Seit Urgroßvaters Zeiten stecken wir so tief in Schulden, daß wir sie niemals abzahlen können. Niemals.«

»Ich weiß, wie man mit diesen dreckigen Geldanbetern umgehen muß«, behauptete ein anderer. »Entweder streicht man ihre Forderungen, oder man bringt sie um. Wenn die Daimyos ihre Schulden gelegentlich so begleichen, warum nicht auch wir?«

»Großartige Idee«, bestätigte Akimoto, »aber es würde dich den

Kopf kosten. Herr Ogama würde an dir ein Exempel statuieren – für den Fall, daß seine eigenen Geldverleiher aufhören, ihm Geld vorzuschießen gegen – wie heißt das noch gleich? – gegen vier Jahre Steuern im voraus.«

Ein anderer sagte: »Meine Familienbezüge haben sich seit Sekigahara nicht verändert, dabei ist der Reispreis seit damals um eintausend Prozent gestiegen. Wir sollten Kaufleute werden oder Saké-Brauer. Zwei Onkel und ein älterer Bruder haben ihre Schwerter aufgegeben und genau das getan.«

»Schrecklich, ja, aber auch ich habe schon mal daran gedacht.«

»Alle Daimyos haben uns betrogen.«

»Die meisten«, berichtigte Hiraga, »nicht alle.«

»Stimmt«, bestätigte Akimoto. »Macht nichts, sobald wir die Barbaren vertrieben und das Toranaga-Shōgunat gebrochen haben, werden wir unseren eigenen Daimyo wählen. Der neue Shōgun wird uns genug zu essen geben, uns und unseren Familien, und bessere Waffen, bestimmt sogar Barbaren-Gewehre.«

»Die wird er für seine eigenen Männer behalten, wer immer er auch sein mag.«

»Warum sollte er, Hiraga? Es wird genug für alle geben. Horten die Toranagas nicht fünf bis zehn Millionen Koku jährlich? Das ist mehr als genug, um uns ausreichend zu bewaffnen. Hört mal zu, wenn wir uns im Dunkeln trennen – wo treffen wir wieder zusammen?«

»Im Haus ›Zu den grünen Weiden‹, südlich der Vierten Brücke, auf keinen Fall hier. Wenn das zu schwierig sein sollte, versteckt euch irgendwo und versucht, euch nach Kanagawa durchzuschlagen...«

Jetzt, auf der Veranda, lauschte Hiraga aufmerksam auf jedes Geräusch, das Gefahr bedeuten konnte; er genoß die Erregung, sein Herz schlug kräftig, er empfand Lebensfreude und spürte den herannahenden Tod, der mit jedem Tag näher kam. In wenigen Mona-

ten gehen wir weiter. Endlich Taten...

Tagelang hatte er im Tempel neben der englischen Gesandtschaft ungeduldig auf eine Gelegenheit gewartet, sie in Brand zu stecken, doch immer waren zu viele feindliche Truppen dort, ausländische und Samurai. Täglich spielte er den Gärtner, spionierte, lauschte, plante – so leicht, den hochgewachsenen Barbaren zu töten, der dem Tokaidō-Überfall entkommen war.

Ach, Tokaidō! Tokaidō bedeutet Ori, und Ori bedeutet Shorin, und beide bedeuten Sumomo, die nächsten Monat siebzehn wird, und ich werde keine Rücksicht auf den Brief meines Vaters nehmen! Auf gar keinen Fall! Ich werde Ogamas Pardon nicht akzeptieren, wenn ich dafür *sonno-joi* abschwören muß. Ich werde seinem Stern folgen, und sollte er mich in den Tod führen.

Jetzt lebe nur noch ich. Ori ist tot oder wird morgen sterben, Shorin ist dahin. Und Sumomo?

Letzte Nacht hatten Tränen seine Wangen genäßt, Tränen aus dem Traum, in dem sie war, ihr Bushido, ihr Feuer, ihr Duft und ihr Körper, die ihn verlockten und dennoch auf ewig für ihn verloren waren. Unmöglich, im Lotussitz einzuschlafen und Zen zu benutzen, um Ruhe zu finden.

Dann, heute morgen, das Geschenk der Götter, die verschlüsselte Nachricht von Koikos Mama-san über Utani, die sie ebenso heimlich von Koikos Zofe empfangen hatte. Eeee, dachte er genüßlich, ich möchte wissen, was Toranaga Yoshi wohl tun würde, wenn er wüßte, daß unsere Tentakeln bis in sein Bett, ja sogar um seine Eier reichen!

Inzwischen überzeugt, daß sie noch nicht entdeckt waren, sprang er auf und ging zur Tür. Benutzte sein Messer, um den Riegel zurückzuschieben. Schnell hinein. Akimoto in seiner Wachsoldatenuniform blieb draußen. Die anderen folgten Hiraga lautlos auf dem ihm vorher beschriebenen Weg zum Quartier der Frauen. Alles war kostbar eingerichtet, nur edelste Hölzer, feinste Tatamis, reinstes

Ölpapier für die Shoji und duftende Öle für Lampen und Kerzen. Dann eine Biegung des Korridors. Der arglose Wachtposten starrte ihn verständnislos an. Er öffnete den Mund, aber kein Laut kam heraus. Dafür sorgte Hiragas Messer.

Er trat über den Leichnam hinweg und schlich bis ans Ende des Korridors, wo er einen Moment innehielt, um sich zu orientieren. Nun eine Sackgasse. Beide Seiten des Ganges Shoji-Wände, dahinter mehrere Zimmer. Am Ende nur eine einzige, größer und kostbarer verziert als die anderen. Dahinter eine brennende Öllampe wie in einigen der anderen Räume, ein paar Schnarchlaute und schweres Atmen. Lautlos bedeutete er Todo und Joun, ihm zu folgen, und den anderen, Wache zu stehen; dann schlich er weiter wie ein nächtliches Raubtier. Das Geräusch schweren Atmens wurde lauter.

Ein Nicken für Joun. Lautlos glitt der junge Mann an ihm vorbei und kauerte neben der Endtür nieder, die er auf ein weiteres Zeichen von Hiraga aufschob. Hiraga sprang zuerst in den Raum, dann Todo.

Zwei Männer lagen auf den kostbaren Seidensteppdecken und Futons, nackt und vereinigt. Der Junge lag ausgestreckt, während der ältere ihn von hinten umklammerte und keuchend, blind gegen alles, in ihn hineinstieß. Hiraga stand vor ihnen, riß sein Schwert hoch empor, packte den Griff mit beiden Händen und trieb die Spitze unmittelbar über dem Herzen durch die Rücken beider Körper bis in den Tatamiboden hinein.

Der alte Mann keuchte auf und starb auf der Stelle, obwohl seine Glieder im Tod noch zuckten. Der Junge krallte hilflos um sich, unfähig, sich umzudrehen, unfähig, den Rumpf zu bewegen, nur Arme, Beine und Kopf. Er vermochte weder zu sehen noch zu begreifen, was geschehen war, nur daß sein Leben irgendwie aus ihm herausfloß, als sich sein ganzer Körper entspannte. Ein gräßliches Heulen sammelte sich in seiner Kehle, als Todo vorwärtssprang, um es mit der Garrote zu ersticken – einen Sekundenbruchteil zu spät.

Ein Teil des Schreis hing in der nun stinkenden Luft.

Sofort wirbelten sie zur Tür herum, alle Sinne aufs äußerste gespannt, Hiraga mit gezücktem Dolch. Todo, Joun und die anderen im Korridor mit erhobenen Schwertern, hämmernden Herzen, bereit zu Angriff, Flucht, Kampf, Tod, aber auf jeden Fall bereit, sich zu wehren und stolz zu sterben. Hinter Hiraga rissen die zarten Hände des Jungen an seinem Hals, gruben die langen, Perfekt lackierten Nägel tiefe Wunden rings um den Draht. Die Finger erzitterten, hielten inne, bebten, hielten inne, bebten. Und erschlafften.

Schweigen. Irgendwo machte ein Schlummernder Geräusche, um gleich darauf in den Schlaf zurückzusinken. Noch immer kein Alarm, keine Warnrufe. Allmählich erwachten die Angreifer, benommen und schweißnaß, aus ihrer Starre. Hiraga gab das Zeichen zum Rückzug.

Alle gehorchten sofort, bis auf Joun, der ins Zimmer zurücklief, um Hiragas Schwert zu holen. Breitbeinig stellte er sich über die beiden Leichen, vermochte aber trotz größter Anstrengung das Schwert nicht herauszuziehen. Hiraga winkte ihn zurück, versuchte es selbst und schaffte es ebensowenig. Auf einem niedrigen Lackgestell ruhten die Waffen der beiden Toten. Er nahm sich eine. An der Tür wandte er sich noch einmal um.

Im sauberen, ruhigen Schein der Öllampe wirkten die beiden Leichen wie eine einzige, monströse, vielbeinige Libelle mit zwei menschlichen Köpfen, die zerwühlten Steppdecken wie phantastische Flügel, sein Schwert wie eine riesige Silbernadel. Jetzt konnte er das Gesicht des Knaben sehen: Es war wunderschön.

Yoshi ging auf der Brustwehr spazieren, neben sich Koiko, die einen guten Kopf kleiner war. Der leichte Wind trug kühle Luft und den Geruch des Meeres bei Ebbe heran. Er bemerkte es nicht. Wieder wanderte sein Blick von der Stadt unten zum Mond, den er

nachdenklich betrachtete. Koiko wartete geduldig. Ihr Kimono war aus feinsten Shantungseide mit einem scharlachroten Unterkimono, die zwanglos aufgelösten Haare fielen ihr bis zur Taille. Sein Kimono war aus Seide, aber schlicht, seine Schwerter waren gewöhnlich, aber scharf.

»Woran denkst du, Sire?« fragte sie, als sie es an der Zeit fand, seine düsteren Gedanken zu vertreiben. Obwohl sie allein waren, dämpfte sie ihre Stimme, denn wie sie wußte, war es nirgendwo innerhalb der Burgmauern wirklich sicher.

»Kyōto«, antwortete er knapp und ebenso leise.

»Wirst du Shōgun Nobusada begleiten?«

Obwohl er inzwischen beschlossen hatte, noch vor der offiziellen Reisegruppe in Kyōto zu sein, ob sie nun Edo verließ oder nicht, schüttelte er den Kopf: Die Täuschung anderer war ihm zur Gewohnheit geworden.

Irgendwie muß ich diesen jungen Toren aufhalten und zur einzigen Verbindung zwischen dem Kaiser und dem Shōgunat werden, hatte er sich überlegt, und die Schwierigkeiten, mit denen er sich herumplagen mußte, brachen über ihn herein: der Wahnsinn dieses Staatsbesuchs; Anjo, der mit seinem Einfluß die Zustimmung des Rats erzwungen hat, Anjo mit seinem Haß und seinen Intrigen; die Falle, in der ich hier in der Burg sitze; die Vielzahl der Feinde im ganzen Land, vor allem Sanjiro von Satsuma, Hiro von Tosa und Ogama von Choshu, der nun im Besitz der Tore ist. Und zu allem Überfluß, lauernd wie blutlehzende Wölfe, die Gai-Jin.

Die müssen beseitigt werden, endgültig. Der Knabe Nobusada und die Prinzessin müssen neutralisiert werden, endgültig.

Die endgültige Lösung für die Gai-Jin liegt auf der Hand: Wir müssen auf jedem erdenklichen Weg, soviel es uns auch kosten mag, reicher werden als sie. Und besser bewaffnet. Das muß das Ziel unserer geheimen Staatspolitik sein. Wie das zu erreichen ist, weiß ich noch nicht. Aber zunächst einmal müssen wir ihnen

schmeicheln, bis sie einschlafen, sie aus dem Gleichgewicht bringen, ihre eigene törichte Einstellung gegen sie kehren – und unsere überlegenen Fähigkeiten einsetzen, um sie kaltzustellen.

Nobusada? Ebenso klar. Aber er ist nicht die eigentliche Bedrohung. Das ist sie. Nicht über ihn muß ich mir Gedanken machen, sondern über sie, Prinzessin Yazu; sie ist die eigentliche Macht hinter ihm. Und vor ihm.

Er mußte über das Bild lächeln, das er plötzlich vor sich sah – sie mit einem Penis und Nobusada als der Empfangende. Das würde ein wundervolles *ukiyo-e* geben, dachte er belustigt. *Ukiyo-e* waren erotische, vielfarbige Holzschnitte, so beliebt und geschätzt bei den Händlern und Geschäftsleuten von Edo, daß sie vom Shōgunat seit über einem Jahrhundert verboten waren, weil sie für die unterste Klasse zu leicht als Schmähschriften gegen Höherstehende zu mißbrauchen waren. In Nippons starrer gesellschaftlicher Hierarchie kamen zunächst die Samurai, dann die Bauern, drittens die Handwerker jeglicher Art und zuletzt, von allen verachtet, die Kaufleute: ›Blutsauger an jeglicher anderer Arbeit‹ waren sie im Vermächtnis des Shōgun Toranaga genannt worden. Verachtet, weil alle anderen dennoch ihre Fähigkeiten und ihren Reichtum brauchten. Vor allem die Samurai.

Also konnte man Regeln, gewisse Regeln lockern. So wurden zum Beispiel in Edo, Osaka und Nagasaki, wo die wirklich reichen Kaufleute lebten, *ukiyo-e*, obwohl offiziell verboten, von den besten Künstlern und Druckherstellern des Landes gemalt, geschnitten und munter produziert. In jeder Epoche wetteiferten die Künstler miteinander um Ruhm.

Exotisch, deutlich, aber stets mit gigantischen Genitalien, über alle Maßen komisch, die besten im perfekten, feuchten und beweglichen Detail. Ebenso sehr geschätzt waren die *ukiyo-e*-Porträts bekannter Schauspieler, ständiges Futter für Klatsch – da Schauspielerinnen per Gesetz verboten waren, spielten speziell ausgebildete



Männer, die *omagaki*, die weiblichen Rollen –, und vor allem Drucke der berühmtesten Kurtisanen. »Ich möchte, daß dich jemand malt. Schade, daß Hiroshige und Hokusai tot sind.«

Sie lachte. »Und in welcher Pose, Sire?«

»Nicht im Bett.« Er stimmte in ihr Lachen ein, und da es ungewöhnlich war, daß er lachte, freute sie sich über diesen Sieg. »Einfach so, wie du auf der Straße gehst, mit einem Sonnenschirm in Grün und Rosenrot, in deinem rosenrot-grünen Kimono mit den goldgewirkten Karpfen.«

»Vielleicht, Sire, statt auf der Straße lieber in einem Garten, wie ich in der Abenddämmerung Glühwürmchen fange?«

»O ja, noch besser!« Er lächelte, weil er sich an die seltenen Tage seiner Jugend erinnerte, da er an Sommerabenden, wenn er von seinen Studien erlöst war, mit feinen Netzen auf die Felder hinauslief, die winzigen Insekten in winzige Käfige setzte und zusah, wie das Licht wundersamerweise an- und ausging, während er, fröhlich lachend und frei von Pflichten, Gedichte erfand. »Genauso, wie ich mich jetzt in deiner Nähe fühle«, sagte er leise.

»Sire?«

»Du befreist mich von mir selbst, Koiko.«

Erfreut über dieses Kompliment, berührte sie seinen Arm und sagte damit alles und nichts; sie konzentrierte sich ganz auf ihn, versuchte seine Gedanken und Wünsche zu erraten und wollte in allem perfekt sein.

Aber dieses Spiel ist ermüdend, dachte sie abermals. Dieser Kunde ist zu weitblickend, zu unberechenbar, zu ernst und zu schwierig zu unterhalten. Ich frage mich, wie lange er mich behalten wird. Ich beginne die Burg zu hassen, die Enge zu hassen, das ständige Auf-die-Probe-Stellen, ich hasse es, fern von zu Hause und dem fröhlichen Lachen und Geplauder der anderen Damen und vor allem fern von meiner Mama-san Meikin zu sein.

Ja, aber es ist ein wunderbares Gefühl, im Mittelpunkt der Welt

zu stehen, ich liebe den einen Koku pro Tag, jeden Tag, genieße es, daß ich bin, wer ich bin, Dienerin des edelsten Herrn, der eigentlich auch nur ein Mann ist und, wie alle Männer, ein störrischer kleiner Junge, der vorgibt, kompliziert zu sein, den man aber, wie immer, durch Süßigkeiten und Prügel bändigen kann und der, wenn du es klug anstellst, immer nur das tut, was du zuvor schon beschlossen hast – was immer er sich dabei denkt.

Ihr Lachen tirilierte.

»Was ist?«

»Du machst mich fröhlich, Sire, von Leben erfüllt. Ich werde dich Herr Geber des Glücks nennen müssen.«

Ihm wurde warm ums Herz. »Und nun zu Bett?«

»Und nun zu Bett.«

Arm in Arm machten sie sich bereit, das Mondlicht hinter sich zu lassen. »Sieh doch, dort!« sagte er plötzlich.

Tief unten brannte einer der Paläste. Hoch hinaus schossen die Flammen, dann quollen dichte Rauchwolken auf. Jetzt hörten sie schwach die Feuerglocken, sahen Menschen wimmeln wie Ameisen, und gleich darauf formierten sich Ketten weiterer Ameisen, um die Brandstätte mit den Wassertanks zu verbinden. *Nicht die Frau, sondern das Feuer ist unsere größte Gefahrenquelle*, hatte Shōgun Toranaga in seinem Vermächtnis mit seltenem Humor geschrieben. *Aber vor dem Feuer können wir uns schützen, vor der Frau niemals. Alle Männer und Frauen im heiratsfähigen Alter sollen verheiratet sein. Alle Wohngebäude sollen über leicht erreichbare Wassertanks verfügen.*

»Sie werden es nicht löschen können – oder, Sire?«

»Nein. Vermutlich hat irgendein Tölpel eine Lampe oder Kerze umgestoßen«, antwortete Yoshi mit verkniffenem Mund.

»Ja, du hast recht, Sire, ein ungeschickter Tölpel«, stimmte sie ihm sofort zu, um ihn zu besänftigen, denn sie spürte Hitze und wußte nicht, warum. »Ich bin so froh, daß du den Befehl über den Brandschutz in der Burg hast, damit wir ruhig schlafen können.

Mit dem, der das gemacht hat, sollte man ein ernstes Wort reden. Ich möchte wissen, wessen Herrenhaus das ist.«

»Das ist die Tajima-Residenz.«

»Oh, Sire, du verblüffst mich immer wieder«, sagte Koiko mit rührender Bewunderung im Ton. »Wie wundervoll, wenn man unter den Hunderten von Palästen so schnell einen vom anderen unterscheiden kann, und aus so großer Ferne.« Sie verneigte sich, um ihre Miene zu verbergen, denn sie war sicher, daß es der Watasta-Palast war und daß Daimyo Utani inzwischen tot und der Überfall erfolgreich verlaufen war. »Du bist wundervoll.«

»O nein, du bist es, die wundervoll ist, Koiko-chan.« Lächelnd blickte er auf sie hinab, die so süß und zierlich, so aufmerksam beobachtend und so gefährlich war.

Drei Tage zuvor hatte ihm Misamoto, sein neuer Spion, der darauf aus war, seinen Wert unter Beweis zu stellen, von in den Kasernen umlaufenden Gerüchten über Utani und den hübschen Knaben berichtet. Daraufhin hatte er Misamoto angewiesen, sich so zu verhalten, daß Koikos Zofe das Geheimnis mithören konnte, weil er sicher war, daß die es entweder ihrer Herrin oder ihrer Mama-san oder beiden weitertragen werde, *falls* die Gerüchte zutrafen: daß diese Mama-san, Meikin, eine eifrige Helferin von *sonno-joi* sei und ihr Haus als Treffpunkt und Zuflucht für die Shishi zur Verfügung stellte. Die Nachricht würde dann an die Shishi weitergegeben werden, die auf eine so großartige Gelegenheit für einen wichtigen Mord sofort reagieren würden. Seit nahezu zwei Jahren hielten seine Spione sie und ihr Haus unter Beobachtung – sowohl aus diesem Grund als auch wegen der zunehmenden Bedeutung Koikos.

Aber kein einziges Mal war auch nur eine einzige Spur von Beweis zutage gekommen, der diese Theorie zu bestätigen und die Frauen zu überführen vermochte.

Oh, aber jetzt, dachte er, als er den Brand beobachtete, jetzt, da der Palast in Flammen steht, muß Utani tot sein, und ich werde

endlich Beweise haben: ein leises Flüstern, von den Ohren einer Zofe belauscht, hat böse Früchte getragen. Utani war – ist – ein gelungenener Coup für sie. Genauso, wie ich es sein würde, nur noch ein weitaus bedeutenderer. Ein leichter Schauer überlief ihn.

»Brände machen mir Angst«, behauptete sie, weil sie den Schauer falsch auslegte und sein Gesicht wahren wollte.

»Ja. Komm mit, überlassen wir sie ihrem Karma.« Arm in Arm gingen sie davon, während wieder ein Lächeln um seine Lippen spielte und er es schwer fand, seine Erregung zu kaschieren. Ich frage mich, was dein Karma ist, Koiko. Hat deine Zofe es dir erzählt, und hast du sie angewiesen, es der Mama-san zu erzählen? Bist du ein Teil dieser Kette?

Vielleicht ja, vielleicht auch nicht. Ich habe keine Veränderung an dir bemerkt, als ich Tajima statt Watasa sagte, dabei habe ich dich aufmerksam beobachtet. Ich frage mich. Natürlich bist du verdächtig, warst immer verdächtig, warum hätte ich dich sonst gewählt, verleiht das meinem Bett nicht Würze? Das tut es, und du bist deinem Ruf gerecht geworden. Ich bin wirklich mehr als zufrieden, deswegen werde ich noch warten. Inzwischen ist es leicht, dir eine Falle zu stellen, es tut mir leid: sogar noch leichter ist es, deiner Zofe die Wahrheit zu entlocken, deiner gar nicht so klugen Mama-san und dir, meine Hübsche! Viel zu leicht, es tut mir leid, wenn ich die Falle zuschnappen lasse.

Eeee, das wird eine schwere Entscheidung sein, denn dank Utani habe ich jetzt eine geheime und direkte Leitung zu den Shishi, die ich benutzen kann, um sie nach Belieben zu entlarven, sie zu vernichten oder sogar gegen meine Feinde zu benutzen. Warum nicht?

Verführerisch!

Nobusada? Nobusada und seine Prinzessin? Äußerst verführerisch! Er lachte auf.

»Ich freue mich, daß du heute abend so froh bist, Sire.«

Prinzessin Yazu war in Tränen aufgelöst. Seit fast zwei Stunden probierte sie es mit allen Praktiken, die sie jemals gelesen oder in Kopfkissenbüchern gesehen hatte, um ihn zu erregen, und obwohl es ihr gelungen war, ihn stark zu machen, hatte er sie, bevor er die Wolken und den Regen erreichte, schmähsch im Stich gelassen. Dann war er, wie üblich, in Tränen ausgebrochen und hatte, immer wieder von einem nervösen Hustenanfall unterbrochen, schäumend geschrien, das sei einzig und allein ihre Schuld. Wie üblich, hatte sich der Sturm schnell wieder gelegt; er hatte sie um Verzeihung gebeten, sich an sie geschmiegt, um ihre Brüste zu küssen, und war, an einer Brustwarze saugend und auf ihrem Schoß zusammengerollt, allmählich eingeschlafen.

»Es ist einfach ungerecht«, wimmerte sie erschöpft und schlaflos, »ich muß einen Sohn haben, sonst ist er so gut wie tot, und ich bin es auch. Oder wenigstens so beschämt, daß ich mir den Kopf kahlasieren und eine buddhistische Nonne werden muß... *oh ko, oh ko...*«

Selbst ihre Hofdamen konnten ihr nicht helfen. »Ihr seid alle erfahren, die meisten von euch sind verheiratet, es muß doch eine Möglichkeit geben, aus meinem Herrn einen Mann zu machen«, hatte sie nach wochenlangen Versuchen geschrien, und sowohl sie als auch ihre Damen waren entsetzt darüber, daß sie die Selbstbeherrschung verloren hatte. »Findet etwas! Es ist eure Pflicht, etwas zu finden!«

Im Laufe der Monate hatten ihre Hofdamen Kräutersammler, Akupunkteure, Ärzte, ja sogar Wahrsager konsultiert – ohne Ergebnis. An diesem Morgen hatte sie ihre Oberhofdame kommen lassen. »Es muß einfach eine Möglichkeit geben! Was raten Sie mir?«

»Sie sind erst sechzehn, Ehrenwerte Prinzessin«, hatte die Hofdame auf den Knien geantwortet, »und Ihr Herr ist erst sechzehn...«

»Aber alle Frauen empfangen in diesem Alter, nein, schon weit

früher, fast alle. Was ist los mit ihm oder mit mir?»

»Mit Ihnen gar nichts, Prinzessin, das haben wir Ihnen immer wieder gesagt, die Ärzte versichern uns, daß mit Ihnen alles in Ordnung...«

»Was ist mit diesem Gai-Jin-Doktor, dem Riesen, von dem ich gehört habe? Eine von meinen Zofen hat mir erzählt, daß er Wunderkuren für alle Leiden hat. Vielleicht könnte er meinem Herrn helfen.«

»Oh, tut mir leid, Hoheit«, hatte die Frau entsetzt ausgerufen, »aber daß er oder Sie einen Gai-Jin konsultieren, ist unmöglich! Bitte, haben Sie Geduld! Cheng-sin, der hervorragende Wahrsager, hat uns gesagt, mit Geduld würde bestimmt alles...«

»Es könnte heimlich gemacht werden, Sie Idiotin! Geduld? Ich habe monatelang gewartet!« hatte sie erregt gekreisch. »Monatelang Geduld, und trotzdem hat mein Herr auch nicht die leiseste Hoffnung auf einen Erben!« Und ehe sie sich zu beherrschen vermochte, hatte sie der Frau eine Ohrfeige versetzt. »Zehn Monate Geduld und schlechte Ratschläge sind zuviel, du dämliche Person, verschwinde! Geh! Verschwinde endlich aus meinen Augen!«

Den ganzen Tag hatte sie diesen Abend geplant. Hatte spezielle, mit Ginseng versetzte Speisen zubereiten lassen, die ihm schmeckten. Speziellen, mit Ginseng und pulverisiertem Rhinozeroshorn versetzten Saké. Spezielle, stark aphrodisierende Parfüms. Spezielle Gebete an Buddha. Spezielle Bitten an Amaterasu, die Sonnengöttin, Großmutter des Gottes Niniji – der vom Himmel herabstieg, um über Nippon zu herrschen, und Urgroßvater des ersten sterblichen Kaisers Jimmu-Tenno war, des Kaisers, der vor fünfundzwanzig Jahrhunderten ihre kaiserliche Dynastie begründete.

Doch alles war umsonst gewesen.

Inzwischen war es tiefe Nacht. Weinend lag sie auf ihren Futons, während ihr Ehemann schlafend neben ihr auf den seinen ruhte, nicht etwa in zufriedenen Schlaf, sondern dann und wann hustend

und mit unaufhörlich zuckenden Gliedern. Im Schlaf war sein Gesicht ihr nicht einmal unsympathisch. Armer, dummer Junge, dachte sie verzweifelt, ist es dein Karma, wie so viele deiner Linie ohne Erben zu sterben? *Oh ko oh ko oh ko!* Warum habe ich mich aus den Armen meines geliebten Prinzen zu dieser Katastrophe überreden lassen?

Vier Jahre zuvor, im Alter von zwölf Jahren, war sie zu ihrer großen Freude mit Prinz Sugawara, ihrem Spielkameraden aus der Kindheit, verlobt worden – mit dem freudigen Einverständnis ihrer Mutter, der letzten und bevorzugten Konsortin ihres Vaters, des Kaisers Ninko, der im selben Jahr starb, in dem sie geboren wurde, und mit der ebenso erfreuten und notwendigen Zustimmung des Kaisers Komei, ihres weit älteren Stiefbruders, der ihm auf den Thron gefolgt war.

Das war das Jahr, in dem die Bakufu offiziell den Vertrag unterzeichneten, der Yokohama und Nagasaki gegen den Wunsch des Kaisers Komei, die Mehrheit des Hofes und den offen ausgesprochenen Rat der meisten Daimyos den Fremden öffnete. Das war das Jahr, in dem *sonno-joi* zum Schlachtruf wurde. Und das war das Jahr, in dem der damalige *taikō* Ii dem Fürstlichen Berater vorschlug, Prinzessin Yazu mit dem Shōgun Nobusada zu verheiraten.

»Tut mir leid«, hatte der Berater erwidert. »Das ist unmöglich.«

»Es ist durchaus möglich, und es ist außerdem dringend erforderlich, das Shōgunat mit der kaiserlichen Dynastie zu verbinden, um damit dem ganzen Land Frieden und Ruhe zu bringen«, hatte ihm Ii entgegnet. »Es gibt zahlreiche historische Präzedenzfälle, in denen sich Toranagas bereit erklärt haben, kaiserliche Familienmitglieder zu ehelichen.«

»Es tut mir leid.« Der Berater war schwächlich, kostbar gekleidet und frisiert, seine Zähne waren geschwärzt. »Wie Sie sehr wohl wissen, ist Ihre Kaiserliche Hoheit verlobt und wird sich, sobald sie die Pubertät erreicht hat, sogleich vermählen. Und wie Sie ebensogut

wissen, ist Shōgun Nobusada ebenfalls verlobt – mit der Tochter eines Edlen aus Kyōto.«

»Es tut mir leid, aber Verlöbnisse hochgestellter Personen sind eine Frage der Staatspolitik und unterstehen von jeher der Kontrolle des Shōgunats«, antwortete Ii. Er war ein kleiner, doch würdevoller und unbeugsamer Mann. »Shōgun Nobusadas Verlöbnis ist auf seinen eigenen Wunsch gelöst worden.«

»Oh, tut mir leid, wie traurig! Ich hörte, es war eine gute Verbindung.«

»Shōgun Nobusada und Prinzessin Yazu sind im selben Alter, zwölf. Bitte, informieren Sie den Kaiser, der *taikō* möchte ihm mitteilen, daß der Shōgun sich geehrt fühlen wird, sie als Gemahlin zu akzeptieren. Sobald sie vierzehn oder fünfzehn ist, können die beiden heiraten.«

»Ich werde mit dem Kaiser sprechen, muß Ihnen aber leider sagen, daß Ihre Bitte unmöglich zu erfüllen ist.«

»Ich hoffe zuversichtlich, daß der Sohn des Himmels sich bei einer so wichtigen Entscheidung vom Himmel leiten läßt. Da die Gai-Jin vor unseren Toren stehen, müssen Shōgunat und Dynastie mit allen Mitteln gestärkt werden.«

»Es tut mir leid, aber die Kaiserliche Dynastie braucht nicht gestärkt zu werden. Und was die Bakufu betrifft, so würde Gehorsam den Wünschen des Kaisers gegenüber ganz zweifellos den Frieden des Reiches fördern.«

»Die Verträge müssen unterzeichnet werden«, erwiderte Ii barsch. »Was immer wir in der Öffentlichkeit behaupten – mit ihren Flotten und Waffen können die Barbaren uns demütigen! Wir sind wehrlos! Wir sind gezwungen zu unterzeichnen!«

»Es tut mir leid, das ist das Problem und die Schuld der Bakufu und des Shōgunats. Kaiser Komei hat die Verträge nicht gebilligt und nicht gewollt, daß sie unterzeichnet wurden.«

»Außenpolitik, überhaupt jegliche weltliche Politik, wie etwa die



Vermählung, die ich so bescheiden vorschlage, fällt ausschließlich in den Bereich des Shōgunats. Der Kaiser...«, Li wählte seine Worte sehr sorgfältig, »... hat Vorrang bei allen anderen Angelegenheiten.«

»Vor wenigen Jahrhunderten hat der Kaiser noch, wie es Jahrtausende üblich war, allein regiert.«

»Es tut mir leid, aber wir leben nicht vor wenigen Jahrhunderten.«

Als Iis Vorschlag, von allen Gegnern der Bakufu als Beleidigung der Dynastie empfunden, bekanntgemacht wurde, gab es einen allgemeinen Aufschrei. Innerhalb weniger Wochen wurde er von den Shishi für seine Arroganz ermordet, und die Angelegenheit war beendet.

Bis sie zwei Jahre später vierzehn wurde.

Prinzessin Yazu, noch immer keine Frau, war dennoch bereits eine erfolgreiche Dichterin, war mit allen für ihre Zukunft wichtigen Hofritualen vertraut und immer noch in ihren Prinzen genauso verliebt wie er in sie.

Anjo, der das Prestige des Shōgunats zu fördern trachtete und daher unter Druck stand, sprach abermals den Fürstlichen Berater an, der nur wiederholte, was er bereits gesagt hatte. Anjo wiederholte, was Li bereits gesagt hatte, setzte zum Erstaunen seines Gegners jedoch hinzu: »Vielen Dank für Ihre Meinungsäußerung, aber leider ist der Kaiserliche Großkanzler Wakura nicht damit einverstanden.«

Wakura war ein Mann von hohem höfischem Rang, wenn auch nicht von Adel, der von Anfang an die Führung der fremdenfeindlichen Bewegung innerhalb des gegen die Verträge opponierenden mittleren Adels übernommen hatte. Als Großkanzler war er einer der wenigen, die Zutritt zum Kaiser hatten.

Innerhalb weniger Tage bat Wakura um ein Gespräch mit der Prinzessin. »Ich freue mich, Ihnen mitteilen zu können, daß der Sohn des Himmels Sie ersucht, Ihre Verlobung mit Prinz Sugawara zu lösen und statt dessen Shōgun Nobusada zu heiraten.«

Prinzessin Yazu wäre fast ohnmächtig geworden. Ein kaiserlicher Wunsch war am Hof Befehl. »Das muß ein Irrtum sein! Vor zwei Jahren noch war der Sohn des Himmels aus offensichtlichen Gründen gegen diesen arroganten Vorschlag. Sie sind dagegen, jeder ist dagegen – ich kann nicht glauben, daß Seine Göttlichkeit etwas so Abscheuliches von mir verlangt.«

»Es tut mir leid, aber es ist nicht abscheulich, und es wird verlangt.«

»Aber ich weigere mich trotzdem – ich weigere mich!«

»Das können Sie nicht, tut mir leid. Darf ich Ihnen vielleicht erklären, daß...«

»Nein, dürfen Sie nicht! Ich weigere mich, weigere mich, weigere mich!«

Am Tag darauf wurde noch einmal ein Gespräch erbeten und verweigert, anschließend noch einmal und noch einmal. Die Prinzessin war nicht weniger unnachgiebig als Wakura. »Nein.«

»Es tut mir leid, Hoheit«, sagte ihre Oberhofdame nervös, »aber der Kaiserliche Großkanzler erbittet einen Moment, um Ihnen die Gründe dafür darzulegen, daß man dies von Ihnen verlangt.«

»Ich will ihn nicht sehen. Sagen Sie ihm, ich will meinen Bruder sehen!«

»Hoheit«, entgegnete die Oberhofdame entsetzt, »bitte, entschuldigen Sie, aber es ist meine Pflicht, Sie daran zu erinnern, daß der Sohn des Himmels weder Freunde noch Verwandte hat.«

»Ich... Selbstverständlich, bitte entschuldigen Sie, das weiß ich. Ich bin... Ich bin sehr nervös, bitte, entschuldigen Sie mich.« Sogar am Hof durften nur die Ehefrau des Kaisers, seine Konsortin, seine Mutter, seine Kinder, seine Geschwister und zwei bis drei Berater ohne Erlaubnis sein Gesicht sehen. Außer diesen wenigen Vertrauten war es allen anderen verboten. ER war göttlich.

Wie alle Kaiser vor ihm war Komei von dem Moment an, da er die Rituale vollzogen hatte, die seinen Geist mystisch mit dem des

jüngst verstorbenen Kaisers, seines Vaters, vereinigten, nicht mehr sterblich, sondern eine Gottheit, Hüter der Heiligen Symbole – der Scheibe, des Schwertes und des Spiegels.

»Bitte, entschuldigen Sie«, sagte Yazu demütig, entsetzt über ihr Sakrileg. »Es tut mir leid, daß ich... Bitte, ersuchen Sie den Großkanzler, den Sohn des Himmels zu bitten, er möge mir einen Augenblick seiner Zeit schenken.«

Jetzt erinnerte sich Yazu tränenüberströmt daran, daß sie viele Tage später vor dem Kaiser und der allgegenwärtigen Vielzahl seiner Höflinge mit tief gesenktem Kopf auf den Knien gelegen und ihn kaum erkannt hatte – es war das erstemal seit Monaten, daß sie ihn sah. Weinend hatte sie gebeten und gebettelt, immer in der erforderlichen Hofsprache, die von Außenseitern kaum verstanden wurde, bis sie erschöpft war: »Aber, Kaiserliche Hoheit, ich möchte nicht fort von Zuhause, ich möchte nicht in diese abstoßende Stadt Edo am anderen Ende der Welt, ich bitte Sie um Erlaubnis, daraufhinweisen zu dürfen, daß wir vom selben Blut sind, wir sind keine Emporkömmlinge und Kriegsherren wie die in Edo...« Am liebsten hätte sie geschrien: Wir stammen nicht von Bauern ab, die nicht korrekt reden, sich nicht korrekt kleiden, nicht korrekt essen, sich nicht korrekt verhalten, die nicht korrekt lesen oder schreiben können und nach *daikung* stinken – aber sie wagte es nicht. Statt dessen flehte sie: »Ich bitte Sie, lassen Sie mich in Ruhe.«

»Erstens: Bitte geh und hör dir aufmerksam und ruhig, wie es einer Kaiserlichen Prinzessin geziemt, alles an, was der Großkanzler Wakura zu sagen hat.«

»Ich gehorche. Kaiserliche Hoheit.«

»Zweitens: Ich werde nicht dulden, daß dies gegen deinen Willen geschieht. Drittens: Komm am zehnten Tag wieder, dann werden wir uns noch einmal unterhalten. Und nun geh, Yazu-chan.« Es war das erste Mal in ihrem Leben, daß ihr Bruder ihr gegenüber diesen Diminutiv benutzte.

Also hatte sie Wakura angehört.

»Die Gründe sind kompliziert, Prinzessin.«

»Ich bin an Komplikationen gewöhnt, Kanzler.«

»Nun gut. Im Gegenzug zu der kaiserlichen Verlobung haben die Bakufu ihre Zustimmung zur endgültigen Vertreibung der Gai-Jin und zur Annullierung der Verträge gegeben.«

»Aber Nori Anjo sagte, daß das unmöglich ist.«

»Stimmt. Derzeit noch. Aber er hat sofort zugestimmt, mit der Modernisierung der Armee zu beginnen und eine starke Flotte zu bauen. In sieben, acht, vielleicht zehn Jahren werden wir, das hat er versprochen, stark genug sein, um unseren Willen durchzusetzen.«

»Oder in zwanzig, fünfzig oder hundert Jahren! Die Toranaga-Shōgun sind historische Lügner, man kann ihnen nicht trauen. Seit Jahrhunderten halten sie den Kaiser gefangen und haben sein Erbe usurpiert. Man kann ihnen nicht trauen.«

»Es tut mir leid, jetzt ist der Kaiser überzeugt, daß er ihnen trauen kann. Die Wahrheit ist, Prinzessin, daß wir keine weltliche Macht über sie haben.«

»Dann wäre ich töricht, mich ihnen als Geisel anzubieten.«

»Es tut mir leid, aber ich wollte hinzufügen, daß Ihre Vermählung zu einer Versöhnung zwischen Kaiser und Shōgunat führen würde, die für die Ruhe im Staat wesentlich ist. Das Shōgunat würde dann auf den kaiserlichen Rat hören und die kaiserlichen Wünsche befolgen.«

»Aber wie könnte meine Vermählung das herbeiführen?«

»Würde der Hof durch Sie nicht in der Lage sein, einzugreifen, ja, sogar die Kontrolle über diesen jugendlichen Shōgun und seine Regierung zu übernehmen?«

Ihr Interesse war geweckt. »Kontrolle? Zugunsten des Kaisers?«

»Selbstverständlich. Wie könnte dieser Knabe – verglichen mit Ihnen, Hoheit, ist er ein Kind –, wie könnte dieser Knabe Geheimnisse vor Ihnen haben? Natürlich nicht. Mit Sicherheit erhofft sich der

Erhabene, daß Sie, seine Schwester, als seine Vermittlerin fungieren. Als Gemahlin des Shōgun würden Sie von allem erfahren, und eine so bemerkenswerte Frau wie Sie könnte durch diesen Shōgun schon bald alle Fäden der Bakufu-Macht in den Händen halten. Seit dem dritten Toranaga-Shōgun hat es keinen starken Mann mehr gegeben. Wären Sie nicht am perfekten Platz, um die wirkliche Macht auszuüben?»

Darüber hatte sie lange nachgedacht. »Anjo und das Shōgunat sind keine Toren. Sie werden auch diesen Schluß gezogen haben.«

»Die kennen Sie nicht, Hoheit. Die glauben, Sie sind nichts als ein Schilfgras, das sie genauso nach Lust und Laune biegen, formen und benutzen können wie den Knaben Nobusada. Warum hätten sie ihn sonst gewählt? Sie wollen diese Vermählung, ja, um ihr Prestige zu steigern und um den Hof und das Shōgunat einander anzunähern. Und Sie, ein junges Mädchen, wären natürlich eine willfährige Marionette, um den kaiserlichen Willen zu unterlaufen.«

»Es tut mir leid, Sie verlangen zuviel von einer Frau. Ich möchte weder mein Heim verlassen noch meinen Prinzen aufgeben.«

»Der Kaiser bittet Sie darum.«

»Weil ihn das Shōgunat wieder einmal zwingt zu feilschen, obwohl sie ihm einfach gehorchen sollten«, entgegnete sie bitter.

»Der Kaiser bittet Sie, ihm zu helfen, sie zum Gehorsam zu zwingen.«

»Bitte, verzeihen Sie mir, aber ich kann nicht.«

»Vor zwei Jahren, in dem schlimmen Jahr«, fuhr Wakura ebenso gemessenen Tones fort, »im Jahr der Hungersnot, dem Jahr, in dem Ii die Verträge unterzeichnete, forschten bestimmte Bakufu-Gelehrte in der Geschichte nach Fällen der Absetzung eines Kaisers.«

Yazu hielt den Atem an. »Das würden sie niemals wagen – das nicht!«

»Das Shōgunat ist das Shōgunat und im Augenblick allmächtig. Warum sollten sie nicht erwägen, ein Hindernis zu beseitigen? Hat

er, nachdem sein *wa* zerstört war, nicht schon erwogen, zugunsten seines Sohnes Prinz Sachi abzdanken?»

»Gerüchte!« fuhr sie auf. »Das kann nicht wahr sein!«

»Ich glaube doch, Kaiserliche Prinzessin«, entgegnete er tiefernt. »Und nun, ganz ehrlich, läßt er Ihnen sagen: Würdest du mir bitte helfen?«

Völlig außer sich, wußte sie dennoch: Was immer sie sagte, es würde stets auf dieses ›bitte‹ zurückgeführt werden. Nirgends ein Ausweg. Letzten Endes würde sie sich fügen oder Nonne werden müssen. Sie öffnete den Mund, um endgültig abzulehnen, tat es aber nicht. Irgend etwas schien in ihrem Kopf vorzugehen, und zum erstenmal begann sie völlig anders zu denken, nicht länger wie ein Kind, sondern wie eine Erwachsene, und diese Tatsache legte ihr die Antwort in den Mund. »Nun gut«, sagte sie, ihre Meinung für sich behaltend, »ich werde zustimmen – vorausgesetzt, daß ich in Edo so weiterleben kann wie im kaiserlichen Palast...«

Dieses Gespräch hatte zum Schweigen dieser Nacht geführt, durchbrochen nur von ihrem Schluchzen.

Yazu richtete sich im Bett auf und trocknete ihre Tränen. Lügner, dachte sie erbittert, alles haben sie mir versprochen, aber selbst damit haben sie mich betrogen. Ein leichtes Geräusch kam von Nobusada; er drehte sich im Schlaf um. Im Lampenschein, ohne den er nicht schlafen konnte, wirkte er noch knabenhafter als sonst, eher wie ein jüngerer Bruder denn wie ein Gemahl – so jung, so furchtbar jung. Freundlich und rücksichtsvoll hörte er stets auf sie, akzeptierte ihren Rat, hatte keine Geheimnisse vor ihr – alles genau, wie Wakura es ihr vorausgesagt hatte. Aber nicht zufriedenstellend.

Mein geliebter Sugawara, nunmehr unmöglich – in diesem Leben.

Ein Schauer überlief sie. Das Fenster stand offen. Gegen den Fenstersturz gelehnt, nahm sie kaum wahr, daß das Herrenhaus unten niedergebrannt und eine rauchende Ruine war, daß überall in der Stadt andere Feuer brannten und das Mondlicht auf dem Meer

dahinter glänzte – daß der Wind Rauchgeruch herbeitrug und die Morgendämmerung den östlichen Himmel rötete.

An ihrem heimlichen Entschluß hatte sich seit jenem Tag mit Wakura nichts geändert, und er galt noch immer: daß sie ihr Leben damit verbringen würde, das Shōgunat zu vernichten, das ihr Leben vernichtet hatte, und daß sie vor keinem Mittel zurückschrecken würde, um diesen Männern die Macht zu entreißen und sie dem Göttlichen zurückzugeben.

Ich werde vernichten, was mich vernichtet hat, dachte sie, zu klug geworden, um es auch nur vor sich hinzuflüstern. Ich habe gefleht, nicht herkommen zu müssen, gefleht, diesen Knaben nicht heiraten zu müssen, und obwohl ich ihn mag, verabscheue ich diesen verhaßten Ort, verabscheue ich diese verhaßten Menschen.

Ich will nach Hause! Ich werde nach Hause gehen. Das wird mir helfen, dieses Leben zu ertragen. Ganz gleich, was Yoshi tut oder sagt, was jeder andere tut oder sagt – wir werden diesen Staatsbesuch machen. Wir werden nach Hause gehen – und dort bleiben!

# ZWEITES BUCH

---



*15. Oktober*

**Z**ehn Tage später saß Phillip Tyrer in der strahlenden Mittags-  
sonne an einem Schreibtisch auf der Veranda der Edo-Gesandt-  
schaft. Mit Pinsel, Tinte und Wasser, umgeben von Dutzenden be-  
schriebener Seiten Reispapier, das hier im Vergleich zu England er-  
staunlich billig war, übte er sich zufrieden in japanischer Kalligra-  
phie.

Unvermittelt hielt er inne, denn den Hügel herauf kam der  
schneidige Captain Settry Pallidar mit zehn nicht minder prächtigen  
Dragonern geritten. Als sie den Platz erreichten, bildeten die  
Samurai, deren Anzahl noch gewachsen war, eine Gasse, um ihnen  
Durchlaß zu gewähren. Leichte, steife Verbeugungen wurden – ein  
offenbar neu entwickeltes Ritual – mit einem ebenso leichten, stei-  
fen Gruß erwidert. Rotrock-Wachen, ebenfalls weit zahlreicher als  
zuvor, öffneten das Eisentor und schlossen es wieder, nachdem die  
Truppe in den von einer hohen Mauer umgebenen Vorhof eingerit-  
ten war.

»Hallo, Settry!« rief Tyrer laut und lief die Haupttreppe hinab,  
um ihn zu begrüßen. »Himmel, Ihr Anblick ist Balsam für meine  
müden Augen. Wo, zum Teufel, kommen Sie her?«

»Aus Yokohama, alter Junge, woher sonst? Per Schiff.« Während  
Pallidar absaß, kam schon einer der Gärtner, die Hacke noch in der  
Hand, eilfertig herbeigelaufen, um ihm die Zügel abzunehmen. Als  
Pallidar ihn sah, fuhr seine Hand an die Pistolentasche. »Verschwin-

de!«

»Ist schon in Ordnung, Settry. Das ist Ukiya, einer unserer ständigen Gärtner und überaus hilfsbereit. *Domo, Ukiya*«, sagte Tyrer.

»*Hai, Taira-sama, domo.*« Hiraga, dessen Gesicht fast ganz unter dem Kulihut verborgen war, setzte ein nichtssagendes Lächeln auf und verneigte sich, rührte sich aber nicht.

»Verschwinde«, wiederholte Pallidar. »Tut mir leid, Phillip, aber ich kann diese Kerle nicht in meiner Nähe ertragen, vor allem nicht mit 'ner verdammten Hacke in der Hand. Grimes!«

Der Dragoner war sofort zur Stelle, stieß Hiraga unsanft beiseite und übernahm die Zügel. »Hau ab, Jappo! Verpiß dich!«

Immer noch das einfältige Lächeln auf dem Gesicht, verneigte sich Hiraga gehorsam und trabte davon, hielt sich aber in Hörweite und unterdrückte mühsam den Drang, sich umgehend für die Beleidigung zu rächen – mit der rasiermesserscharfen Hacke, dem kleinen, in seinem Hut verborgenen Stilett oder mit seinen eisenharten Händen.

»Warum in aller Welt mit dem Schiff?« fragte Tyrer.

»Um Zeit zu sparen. Unsere Patrouillen berichten von Barrikaden entlang der ganzen Tokaidō und Verkehrsstauungen von Hodogaya bis nach Edo, die alle noch nervöser machen als sonst. Ich habe eine Depesche von Sir William; er ordnet an, daß die Gesandtschaft zu schließen ist und Sie mit Ihrem Stab zurückkehren sollen – mit mir als Eskorte, um Ihr Gesicht zu wahren.«

Tyrer starrte ihn sprachlos an. »Aber was ist mit den Verhandlungen? Ich habe wie der Teufel gearbeitet, um alles rechtzeitig fertig zu haben.«

»Keine Ahnung, alter Junge. Hier.«

Tyrer erbrach die Siegel des offiziellen Schreibens:

*P. Tyrer, Esq., Britische Gesandtschaft, Edo: Hierdurch teile ich Ihnen mit, daß ich mit den Bakufu vereinbart habe, die Verhandlungen vom*

*20. Oktober auf Montag, den 5. November, zu verlegen. Um unnötige Aufwendungen von Truppen zu ersparen, werden Sie mit Ihrem Stab sofort mit Captain Pallidar zurückkehren.*

Darunter hatte Sir William seine unleserliche Unterschrift gesetzt.

»Hurra! Yokohama, ich komme!«

»Wann möchten Sie aufbrechen?«

»Wenn der Große Weiße Vater sofort sagt, wird es auch sofort geschehen. Wie wär's nach dem Lunch? Kommen Sie, setzen Sie sich. Was gibt's Neues in Yokohama?«

»Nicht viel.« Während sie auf die Veranda und zu den Sesseln zurückkehrten, schlich sich Hiraga in die Nähe, spitzte die Ohren und begann dabei eifrig zu hacken.

Pallidar steckte sich eine Zigarre an. »Sir William, der General und der Admiral haben noch einen weiteren Versuch mit dem dortigen Gouverneur und den Bakufu gemacht; sie haben geschworen, daß die Rache furchtbar sein würde, wenn sie nicht Canterburys – und nun auch Lims, furchtbar, nicht? – Mörder präsentieren. Aber alles, was darauf folgte, war das übliche Scharwenzeln und immer wieder: Oh, tut uns leid, wir bewachen alle Straßen, alle Wege, um sie zu erwischen, verzeihen Sie die Verzögerungen und Unannehmlichkeiten. Aha, sagt Sir William, dann wissen Sie also, wer es war? O nein, antwortet der Jappo, aber wenn wir alle Papiere kontrollieren und alle genau beobachten, werden wir sie finden, wir tun alles, was in unseren Kräften steht, und bitte schützen Sie sich besser vor Revolutionären. Unverschämtheit! Die könnten sie fangen, wenn sie nur wollten!«

»Schrecklich, das mit Lim! Grauenhaft! War ein richtiger Schock für mich. Sir William hat fast der Schlag getroffen. Immer noch keine Anhaltspunkte dafür, wer die Mörder waren und wie sie in unsere Gesandtschaft in Kanagawa eindringen konnten?«

»Nichts. Nicht mehr als letztes Mal.« Pallidar hatte die mit

Schriftzeichen bedeckten Blätter gesehen, sprach ihn aber nicht darauf an. Er lockerte seinen Kragen. »Der wachhabende Corporal ist degradiert worden, die beiden anderen haben fünfzig Peitschenhiebe erhalten – wegen Pflichtverletzung. Wirklich dumm, nach dem letzten Überfall nicht besonders wachsam zu sein. Aber warum der Affenkopf?«

Tyrer erschauerte. »Sir William glaubt, weil Lim sich über ihre Delegation lustig gemacht und sie als Affen bezeichnet hat. Eine Art Rache.«

Pallidar stieß einen Pfiff aus. »Das bedeutet, daß mindestens einer, ohne daß unsere Leute es wissen, Englisch spricht – oder wenigstens Pidgin.«

»Zu diesem Schluß sind wir auch gekommen.« Entschlossen unterdrückte Tyrer seine Angst. »Zum Teufel damit! Ich freue mich, Sie wiederzusehen. Was gibt's noch?«

Pallidar beobachtete Hiraga. »Der General glaubt, daß hinter den zusätzlichen Straßensperren und Truppenbewegungen der Jappos mehr steckt, als auf den ersten Blick zu erkennen ist. Die Händler sagen, ihre Jappo-Kontakte flüstern, daß alle Straßen, die aus Edo herausführen, gesperrt sind und daß der eigentliche Grund dafür die Tatsache ist, daß ein Bürgerkrieg droht. Verdammt unangenehm, nichts zu wissen. Wir sollten uns, den Verträgen entsprechend, frei bewegen und derartige Dinge selbst erkunden können. Der General und der Admiral sind sich ausnahmsweise einig darin, daß wir hier ebenso handeln sollten wie in Indien und wie überall, das heißt, Patrouillen oder ein bis zwei Regimenter ausschicken, um Flagge zu zeigen, sowie Kontakt mit dem einen oder anderen unzufriedenen König aufnehmen, um ihn gegen die anderen auszuspielen. Haben Sie Bier?«

»Aber natürlich, entschuldigen Sie. Chen!«

»Ja, Mass'r?«

»Bieru chop chop«, befahl Tyrer, der nicht ganz sicher war, ob

der Vorschlag seines Freundes die richtige Taktik war. Der Vorarbeiter der Gärtner näherte sich, blieb im Garten unten stehen und verneigte sich tief. Zu Pallidars Erstaunen erwiderte Tyrer die Verneigung, wenn auch wesentlich weniger tief. »*Hai, Shikisha? Nan desu, ka?*« Ja, Shikisha, was wollen Sie?

Noch überraschter hörte Pallidar, daß Tyrer, als der Mann ihm eine Frage stellte, fließend auf japanisch antwortete und das Gespräch auch so weiterführte. Endlich verneigte sich der Mann und ging. »*Hai, Taira-sama, domo.*«

»Großer Gott, Phillip, was sollte das?«

»Eh? Ach so, der alte Shikisha. Der wollte nur wissen, ob es mir recht ist, wenn die Gärtner den Garten hinter dem Haus anlegen. Sir William wünscht frisches Gemüse, Blumenkohl, Zwiebeln, Kartoffeln und... Was ist los?«

»Sie sprechen also tatsächlich jappo?«

Tyrer lachte. »Nein, nein, nicht richtig, aber ich habe zehn Tage hier rumgesessen, ohne etwas zu tun, also habe ich gebüffelt und verschiedene Wörter und Sätze gelernt. Und es hat mir aufrichtig Spaß gemacht. Es verschafft mir eine ungeheure Befriedigung, mich mit ihnen verständigen zu können.« Fujikos Gesicht tauchte vor ihm auf, und wie er sich mit ihr unterhalten, Stunden mit ihr verbracht hatte – zum letztenmal vor zehn Tagen, als er für einen Tag und eine Nacht nach Yokohama zurückgekehrt war. Ein Hurra für Sir William, heute oder morgen abend werde ich sie wiedersehen! Wie wunderbar!

»Wunderbar!« sagte er strahlend, ohne zu überlegen. »Oh«, setzte er dann hastig hinzu, »äh, ja. Es macht mir Freude, wenn ich versuche, es zu sprechen, zu lesen und zu schreiben. Der alte Shikisha hat mir eine Menge Wörter genannt, fast alles Arbeitswörter, und Ukiya...«, ohne zu wissen, daß ›Ukiya‹ ein Deckname war und einfach ›Gärtner‹ bedeutete, zeigte er auf Hiraga, der eifrig hackte, »... hat mir beim Schreiben geholfen – ziemlich intelligenter Bur-

sche für einen Japaner.«

Während der Schreiblektion gestern hatte er versucht, Gerüchte zu überprüfen, die er gehört hatte, und ihn mit von Poncin erlernten Zeichen und Wörtern gebeten, ihm die Schriftzeichen für ›Krieg‹, *shenso*, und ›bald‹, *jiki*, aufzuschreiben. Dann kombinierte er seine ungeschickten Schreibversuche zu: ›Krieg, in Nippon, bald, bitte?‹

Sofort hatte er eine Veränderung entdeckt. Und Überraschung. »*Gai-jin toh nihon-go ka?*« Fremde und Japaner?

»*Iyé, Ukiya. Nihon-go toh nihon-go.*« Nein, Ukiya, Japaner und Japaner.

Da hatte der Mann aufgelacht. Dabei hatte Tyrer gesehen, wie gut er aussah, wie sehr er sich von den anderen Gärtnern unterschied, und er hatte sich gefragt, warum er anscheinend um so viel intelligenter war als die anderen, obwohl die meisten Japaner, im Gegensatz zu den britischen Arbeitern, lesen und schreiben konnten. »*Nihon-go tsueneni shenso nihon-go!*« hatte er gesagt und war an seine Arbeit zurückgegangen.

Tyrer sah Pallidar grinsend an. »Kommen Sie schon, was gibt's Neues? Nicht geschäftlich, verdammt noch mal. Angélique!«

Pallidar stöhnte. »Ach, Sie interessieren sich für sie?« fragte er unbeteiligt und genoß im stillen seinen Scherz.

»Ganz und gar nicht.« Tyrers Antwort kam ebenso unbeteiligt, ebenso scherzhaft, dann lachten sie beide.

»Morgen ist die Verlobungsfeier.«

»Malcolm, der Glückliche! Gott sei Dank, daß ich hier erlöst bin! Diese Feier möchte ich nicht verpassen. Wie geht's ihr?«

»Sie ist genauso hübsch wie immer. Wir hatten sie als Ehrengast im Kasino. Als sie kam, sah sie wie eine Göttin aus, begleitet von dem Franzmann-Gesandten, diesem aufgeblasenen Esel, und André Poncin – ich kann keinen von den beiden ausstehen. Es war...«

»André ist eigentlich ganz nett – er hilft mir sehr bei meinem Ja-

panisch.«

»Kann sein, aber ich traue ihm nicht. In der *Times* steht ein langer Artikel über den bevorstehenden Konflikt in Europa: Frankreich und wahrscheinlich Rußland gegen Deutschland. Und wir werden bestimmt mit hineingezogen.«

»Auf diesen Krieg können wir gern verzichten. Sie wollten sagen?«

Wieder ein breites Grinsen. »Es war ein fabelhafter Abend. Einmal hab ich mit ihr getanzt. Umwerfend. Eine Polka – die Seele hab ich mir aus dem Leib getanzt. Aus der Nähe, na ja, ohne respektlos zu sein, muß ich doch sagen, daß ihr Busen wie Milch und Honig ist, und ihr Parfüm...« Sekundenlang erlebte Pallidar diesen berausenden Moment noch einmal. »Ich muß gestehen, ich beneide Struan.«

»Wie geht's ihm?«

»Eh? Ach so, Struan. Ein bißchen besser, wie man sagt. Ich habe ihn nicht gesehen, aber es heißt, daß er wieder auf ist. Ich habe Angélique gefragt, aber sie hat nur geantwortet, daß es ihm besser geht.« Er strahlte wieder. »Dr. Hoag, der neue Doktor und Hausarzt der Familie, hat jetzt seine Behandlung übernommen. Wie ich hörte, ist er tatsächlich verdammt gut.« Pallidar leerte sein Bier. Sofort wurde ihm ein neues serviert: von dem stets aufmerksamen Chen, diesem stets lächelnden, rundlichen Abziehbild von Lim, ebenfalls eingeschleust und ebenfalls ein entfernter Verwandter des Struan-Compradors. »Danke.« Pallidar trank durstig. »Verdammt gutes Bier«, sagte er anerkennend.

»Einheimisch. Ukiya sagt, daß es seit Jahren von den Japanern gebraut wird und daß das beste aus Nagasaki kommt. Ich könnte mir vorstellen, daß sie damals das portugiesische Bier kopiert haben. Was gibt's noch?«

Pallidar musterte Tyrer nachdenklich. »Was halten Sie von Hoags Mördergeschichte? Von der Operation und dem geheimnisvollen Mädchen?«

»Ich weiß nicht, was ich davon halten soll. Ich glaubte, einen von ihnen wiederzuerkennen, erinnern Sie sich? Der Mann war an genau derselben Stelle verwundet. Alles paßt zusammen. Schade, daß Sie und Marlowe ihn nicht erwischt haben. Und welche Ironie des Schicksals, wenn einer von uns ihn geheilt hätte, damit er mehr von uns ermorden kann.« Tyrer senkte die Stimme, denn ständig waren Diener oder Soldaten in der Nähe. »Ganz unter uns, alter Junge: Sir William fordert weitere Truppen und Schiffe aus Hongkong an.«

»Habe ich auch gehört. Es wird bald Krieg geben, oder wir werden eingreifen müssen, sobald sie anfangen, einander zu bekämpfen...«

Während er weiter jätete und hackte, lauschte Hiraga aufmerksam, und obwohl ihm viele Wörter entgingen, verstand er den Sinn, und diese Nachrichten bestätigten seine eigene, ständig wachsende Besorgnis.

Nachdem sie das Utani-Herrenhaus in Brand gesteckt hatten, waren er und seine Freunde ohne Zwischenfall ins sichere Haus zurückgekehrt. Todo und ein paar andere wollten, sobald die Straßensperren geöffnet wurden, so schnell wie möglich nach Kanagawa weiterreisen, und verabschiedeten sich. Er, Joun und Akimoto beschlossen, sich in verschiedenen Häusern zu verstecken, bis sich eine Gelegenheit zum Überfall auf die Gesandtschaft bot.

Am selben Morgen verdoppelten die Bakufu mit unheimlicher, beispielloser Geschwindigkeit die Straßensperren auf der Tokaidō und dehnten ihre Kontrollen auf alle vier Hauptstraßen sowie sämtliche Straßen, Wege und sogar Pfade aus, die aus Edo hinausführten. Diese Maßnahmen, ergänzt durch die verstärkte Überwachung, bewirkten, daß sie so gut wie eingeschlossen waren.

Vier Tage zuvor hatte Mama-san Noriko einen Brief aus Kanagawa geschickt, in dem sie schrieb, aufgrund der intensivierten feindlichen Aktivitäten sei dies die erste Gelegenheit für sie, von Ori, Su-



momo und dem Gai-Jin-Doktor zu berichten, und schloß:

*Noch immer kein Zeichen von Todo und den anderen beiden Shishi – sie sind alle spurlos verschwunden. Daß sie die erste Sperre passiert haben, wissen wir, mehr aber nicht. Wir fürchten, daß sie verraten wurden und daß ihr verraten werdet. Flieht, wenn ihr könnt. Ori wird mit jedem Tag kräftiger, seine Wunde ist noch immer sauber. Ich habe ihn in der Nähe von Yokohama in Sicherheit gebracht – der letzte Platz, an dem die Bakufu ihn vermuten. Deine Dame weigert sich, ohne Deinen Befehl zu gehen – schicke ihn bitte sofort, ich fürchte, daß mein Haus überwacht wird. Wenn wir angegriffen werden, erkundige Dich bei Raiko im Haus ›Zu den drei Karpfen‹ in Yokohama. Die Nachricht von dem Mord an Utani verbreitet sich, begleitet von Terror, in ganz Nippon. Sonno-joi!*

Er wollte eine Antwort schreiben, aber der Bote hatte zu große Angst. »Hierher zu kommen war ganz furchtbar, Hiraga-san. Die Wachen an den Straßensperren befehlen jedem, sich nackt auszuziehen, Männer, Frauen und sogar Kindern, für den Fall, daß in den Lendentüchern Botschaften verborgen sind. Mir ist es auch so ergangen, Sire.«

»Und wie bist du entkommen?«

Der Bote zeigte auf sein Hinterteil. »Ich habe den Brief in eine kleine Metallröhre gesteckt, Hiraga-san. Aber das möchte ich nicht noch einmal riskieren, manche Wachen sind sehr bewandert in den Tricks der Schmuggler. Bitte, vertrauen Sie mir eine mündliche Botschaft an.«

»Dann richte deiner Herrin meinen Dank aus und sage Sumomo-san, sie soll sich sofort bei Shinsaku melden.« Hiraga benutzte den persönlichen Namen seines Vaters, den nur sie kennen und daher sicher sein konnte, daß der Befehl zur Heimkehr wirklich von ihm kam. Dann bezahlte er den Mann. »Sei vorsichtig.«

»Karma.«

Ja, Karma, dachte Hiraga und konzentrierte sich wieder auf die fremde Sprache. Er freute sich, daß Ori noch lebte, und genoß die Ironie, daß ein Gai-Jin Ori gerettet hatte, damit er weitere Gai-Jin umbringen konnte, wie er es mit diesen beiden tun würde. Ich könnte es tun, während sie abziehen, weil dann ein allgemeines Durcheinander herrscht, und wenn nicht beide, dann wenigstens einen, wer das erste Opfer auch sein mag. Eeee, ihr Götter, wenn es euch gibt, wacht über Sumomo und beschützt sie. Gut, daß sie ihren Eltern Widerstand geleistet hat, gut, daß sie zum Haus meiner Eltern in Choshu gereist ist, gut, daß sie nach Kanagawa gegangen ist, und mehr als gut, daß sie es wagt, mich in meinem Kampf zu unterstützen. Um so wichtiger, daß sie heil und gesund nach Hause zurückkehrt. Es ist besser, wenn sie in Choshu ist, weit von jeder Gefahr entfernt...

Seine Ohren hörten das Wort ›Shimonoseki‹. Der Gai-Jin-Offizier erzählte geschwätzig und wirkte erregt, und obwohl er die meisten Wörter nicht verstand, begriff Hiraga, daß in der Meerenge mit Kanonen auf einige Schiffe geschossen worden war, daß mehrere Seeleute getötet wurden und daß alle Gai-Jin fuchsteufelswild waren, weil die Meerenge für ihre Schifffahrt große Bedeutung besaß.

Ja, das tut sie, dachte Hiraga mit grimmiger Belustigung, und eben deshalb werdet ihr *unsere* Meerenge niemals bekommen. Sogar mit den Kanonen, die wir schon haben, können wir sie sperren und für jede Barbarenflotte geschlossen halten – und bald wird unsere, von den Holländern erbaute und geplante Waffenfabrik auch Sechzigpfünder gießen, drei Stück pro Monat, mit Lafetten!

Das Blatt hat sich endlich zu unseren Gunsten gewendet: Von allen Daimyos gehorcht Herr Ogama von Choshu als einziger dem Wunsch des Kaisers, die Gai-Jin zu attackieren und zu vertreiben; mit seinen Choshu-Truppen hält er zu Recht die Palasttore besetzt; Katsumata sammelt alle Shishi, um den Shōgun, der unglaublicherweise aus seinem Schlupfloch hervorkommen will, auf dem Weg

nach Kyōto in einen Hinterhalt zu locken und zu vernichten; und nun festigt sich unser Griff auf die Zitadelle der Gai-Jin, Yokohama...

Als plötzlich laute Rufe ertönten, konzentrierte sich die Aufmerksamkeit aller Personen im Vorhof auf das verriegelte und schwer bewachte Tor. Hiragas Magen verkrampfte sich. Ein Samurai-Offizier an der Spitze einer Patrouille unter dem Bakufu-Banner und den persönlichen Insignien Toranaga Yoshis begehrte unüberhörbar Einlaß, während ihm die Rotrock-Soldaten nicht weniger lautstark befahlen zu verschwinden. Unmittelbar hinter dem Samurai-Offizier stand Joun, sein Shishi-Kamerad – gefesselt, zerschlagen und gedemütigt.

Ein Hornist blies Alarm. Alle Truppen innerhalb der Mauern eilten auf ihre Kampfstationen, manche mit halb zugeknöpften Uniformen und ohne Mütze, jedoch alle mit Gewehren, Magazinen und Bajonetten bewaffnet, die Gärtner lagen mit der Stirn am Boden auf den Knien, während Hiraga, völlig überrascht, einen Augenblick stehenblieb, um dann sogleich ihrem Beispiel zu folgen. Auf dem Platz draußen begannen sich bedrohliche Mengen von Kriegern zu versammeln.

Unsicher erhob sich Tyrer. »Was zum Teufel geht da vor?«

Mit bemühter Gelassenheit antwortete Pallidar: »Ich glaube, wir sollten uns das ansehen.« Gemächlich erhob er sich und sah, wie der diensthabende Captain der Gesandtschaftswache an der Tür nervös seine Pistolentasche öffnete. »Morgen. Ich bin Captain Pallidar.«

»Captain McGregor. Ich bin froh, daß Sie hier sind, sogar sehr froh.«

»Wollen wir?«

»Ja.«

»Wieviel Mann haben Sie hier?«

»Fünfzig.«

»Gut. Mehr als genug. Phillip, kein Grund zur Sorge.« Das sagte Pallidar, nach außen hin gelassen, um ihn zu beruhigen, das Adrenalin kreiste jedoch recht heftig in seinen Adern.

»Ja, ja, sehr gut.« Bemüht, ruhig zu wirken, setzte Tyrer den Zylinder auf, strich sich den Gehrock glatt und schritt, während sich alle Blicke auf ihn richteten, die Treppe hinab. Fünf Meter vom Tor entfernt blieb er stehen; die beiden Offiziere waren unmittelbar hinter ihm. In die Stille hinein sagte er stockend: »*Ohayo, watashi wa Taira-sama. Dozo, nan desu ka?*« Guten Morgen, ich bin Mr. Tyrer, was wünschen Sie bitte?

Uraga, der Offizier, jener große, bärenhafte Mann, der beim Shishi-Überfall auf Anjo vor dem Burgtor dabei gewesen war, funkelte ihn an; dann verneigte er sich und richtete sich nicht wieder auf. Tyrer verneigte sich ebenfalls, aber – auf André Poncins Rat hin – nicht ganz so tief, und sagte abermals: »Guten Morgen, was wünschen Sie bitte?«

Der Offizier, dem die nicht sehr respektvolle Verbeugung nicht entgangen war, brach in einen Schwall von Japanisch aus, mit dem Tyrer restlos überfordert war. Seine Verzweiflung wuchs. Genau wie die Hiragas, denn der Offizier ersuchte um Erlaubnis, die Gesandtschaft mitsamt dem umliegenden Gelände sofort zu durchsuchen und alle Japaner, die sich dort aufhielten, zu vernehmen, weil sich vermutlich Shishi-Mörder und Revolutionäre unter ihnen befanden. »Wie der da«, endete er wütend und zeigte auf Joun.

Tyrer suchte nach Worten. »*Wakarimasen. Dozo, hanashi wo sumu no-roku.*« Ich verstehe Sie nicht, bitte sprechen Sie langsam.

»*Wakarimasen ka?*« Sie verstehen nicht? fragte Uraga ungeduldig. Dann hob er die Stimme, denn er war, wie die meisten Menschen, die mit einem Fremden sprechen, der Meinung, daß Lautstärke seine Worte deutlicher und verständlicher mache, bewirkte aber nur damit, daß seine gutturale Sprache noch drohender klang. »Es wird nicht lange dauern, und bitte glauben Sie mir, daß es zu Ihrem ei-

genen Schutz dient«, schloß er.

»Tut mir leid, nicht verstehen. Bitte, sprechen Englisch oder Holländisch?«

»Nein, natürlich nicht. Das sollte Ihnen doch wohl klar sein. Ich möchte nur kurz zu Ihnen hinein. Bitte, öffnen Sie das Tor. Es ist zu Ihrem eigenen Schutz. Sehen Sie? Hier, Ihr Tor! Hier, ich zeige es Ihnen!« Er trat vor, packte eine Gitterstange und rüttelte heftig daran; alle wurden unruhig, viele Gewehre wurden entsichert, und Pallidar befahl energisch: »Gewehre sichern! Kein Schuß ohne meinen Befehl!«

»Ich weiß nicht, was zum Teufel der eigentlich will«, gestand Tyrer, dem kalter Schweiß über den Rücken lief. »Nur eins ist mehr oder weniger klar: Er will, daß wir ihm das Tor öffnen.«

»Nun, das werden wir nicht tun, nicht für diesen bewaffneten Sauhaufen! Sagen Sie ihm, er soll verschwinden, dies ist britisches Eigentum!«

»Dies...« Tyrer zeigte auf den Fahnenmast mit dem Union Jack. »Dies englischer Ort... kein Eintreten. Bitte gehen!«

»Gehen? Sind Sie wahnsinnig? Ich habe Ihnen eben erklärt, daß es zu Ihrem eigenen Schutz ist. Wir haben diesen Hund hier verhaftet und sind überzeugt, daß sich ein weiterer hier befindet oder in der Nähe versteckt. **ÖFFNEN SIE DAS TOR!**«

»Tut mir leid, nicht verstehen...« Während er mit weiteren japanischen Wörtern bombardiert wurde, sah sich Tyrer hilflos um. Dann fiel sein Blick auf Hiraga, der nicht weit entfernt war. »Ukiya, kommen Sie her!« rief er auf japanisch. »Ukiya!«

Fast hätte Hiragas Herz ausgesetzt. Abermals rief Tyrer nach ihm. In vorgetäuschter Angst lief Hiraga stolpernd, tief gebückt auf ihn zu und neigte, mit dem Rücken zum Tor, den zum größten Teil vom Kulihut verborgenen Kopf vor Tyrers Füßen bis zur Erde.

»Was Mann sagt?« fragte ihn Tyrer.

Unter vorgetäuschem Zittern, alle Sinne rasiermesserscharf, erwi-

derte Hiraga leise: »Das ist ein böser Mann... Er will hereinkommen, um...«

»Aha, hereinkommen. Warum?«

»Er... will suchen.«

»Nicht verstehe suchen.«

»Ihr Haus ansehen, überall.«

»Ja, verstehe. Warum?«

»Ich sage, suchen...«

»Du, Gärtner!« rief der Offizier, und Hiraga zuckte zusammen, während Wut in ihm aufstieg. Hier, im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit, vor dem Gai-Jin auf den Knien und in dem Bewußtsein, daß er unter dem Hut einen primitiven Turban trug und daß, wenn dieser abgenommen wurde, darunter der kahlrasierte Schädel und Haarknoten eines Samurai zum Vorschein kommen würde, wurde ihm zum erstenmal im Leben übel vor Angst.

»Du, Gärtner«, rief der Mann abermals und rüttelte an den Gitterstäben. »Sag diesem Idioten, ich will nur nach Mördern suchen, nach Shishi-Mördern!«

Verzweifelt behauptete Hiraga leise: »Taira-sama, der Samurai will hereinkommen und alles ansehen. Sagen Sie ihm, daß Sie weggehen und daß er dann hereinkommen kann.«

»Verstehe nicht. Ukiya geh dahin!« Tyrer zeigte auf das Tor. »Sagen, weggehen, schön weggehen!«

»Ich kann nicht! Ich kann nicht«, flüsterte Hiraga, der seine Gedanken zu sammeln und seine Übelkeit zu überwinden versuchte.

»Phillip«, mischte sich Pallidar ein, dessen Uniformrücken inzwischen Schweißflecke aufwies. »Was zum Teufel will der von Ihnen?«

»Keine Ahnung.«

Die Spannung wuchs, als der Offizier noch einmal an den Torgittern rüttelte, während seine Männer vorwärtsdrängten, um ihn dabei zu unterstützen. Zum Handeln gezwungen, kam Pallidar nä-

her. Salutierte kühl. Der Japaner verneigte sich ebenso kühl. Dann sagte Pallidar sehr langsam: »Dies ist britisches Eigentum. Ich befehle Ihnen, friedlich abzuziehen oder die Folgen zu tragen.«

Der Offizier starrte ihn verständnislos an; dann erklärte er ihm abermals, daß er das Tor öffnen solle, und zwar schnell.

»Verschwinden Sie!« Ohne sich umzudrehen rief Pallidar laut: »Nur Dragoner – fertig zur Salve!«

Augenblicklich rückten die zehn Dragoner vor und formierten sich unmittelbar vor dem Tor zu zwei Reihen; die erste Reihe kniete nieder, alle zehn Gewehre wurden entsichert, geladen und aufs Ziel gerichtet. In der plötzlich eingetretenen Stille öffnete Pallidar betont langsam seine Pistolentasche. »Verschwinden Sie!«

Unvermittelt lachte der Offizier laut auf, und die Japaner auf dem Platz nahmen sein Lachen auf. Da draußen befanden sich Hunderte von Samurai, in unmittelbarer Nähe vermutlich Tausende und in Reichweite Zehntausende. Aber keiner von ihnen hatte gesehen, welch ein Blutbad ein paar disziplinierte britische Soldaten mit ihren schnell und einfach abzufeuernenden Hinterladern anrichten konnten.

So schnell das Lachen ausgebrochen war, so schnell erstarb es. Beide Seiten warteten auf den unvermeidlichen ersten Schritt. Hektische Vermutungen schossen durch alle Köpfe: Diesmal geht es bis in den Tod, *shi kiraru beki*, Gott Allmächtiger, *Namu Amida Butsu...*

Hiraga, der verstohlen zu Tyrer aufblickte, sah dessen Hilflosigkeit und fluchte, denn ihm war klar, daß der Offizier im nächsten Moment den Angriff befehlen mußte, um angesichts der schwelenden Feindseligkeit draußen das Gesicht zu wahren. Und bevor Hiraga sich recht besinnen konnte, beschloß sein Überlebensmechanismus, das Spiel zu wagen, und er flüsterte – obwohl er Tyrer gegenüber noch nie den kleinsten Anhaltspunkt dafür gegeben hatte, daß er die Sprache verstand – auf englisch: »Bitte, mir vertrauen – bitte, sagen Worte: *Sensho... dozo...*«

Tyrer starrte ihn an. »Eh? Sagten Sie ›vertrauen? Eh?«

Nun konnte er nicht mehr zurück. Mit hämmerndem Herzen und in der Hoffnung, daß sich die beiden Offiziere neben ihnen so sehr auf die Geschehnisse draußen konzentrierten, daß sie nichts hörten, flüsterte Hiraga unsicher und mit ziemlich schwer verständlicher Aussprache: »Bitte, ruhig. Gefahr! Tun, als ob Worte von Ihnen. Sagen *Sencho, dozo kokuro...* sagen Worte!« Dann wartete er, krank vor Angst, denn er spürte, daß die Spannung bei den Samurai draußen kurz vor dem Ausbruch stand, und zischte abermals auf englisch, diesmal als Befehl: »Sagen Worte jetzt! Jetzt! *Sencho... dozo kokuro...* Schnell!«

Fast automatisch gehorchte Tyrer. »*Sencho, dozo kokuro...*«, plapper-te er diese und die folgenden Worte nach, ohne zu wissen, was er sagte, und versuchte die Erkenntnis zu verarbeiten, daß Hiraga Englisch sprach und daß dies wirklich kein Traum war. Wie er sah, zeigten seine Worte innerhalb von Sekunden Wirkung. Der Offizier befahl Ruhe. Die Spannung auf dem Platz ließ nach, jetzt hörte ihm der Offizier aufmerksam zu und warf zwischendurch ein: »*Hai, wakata*« – ja, ich verstehe. Tyrer faßte wieder Mut; er konzentrierte sich auf Hiraga und den Japaner. Die Worte endeten sehr kurz mit: »*Domo.*«

Augenblicklich stürzte sich der Offizier in eine Antwort. Hiraga wartete, bis er fertig war. »Schütteln Kopf«, flüsterte er. »Sagen *Iyé domo*, verneigen, schnell-schnell ins Haus. Befehlen, ich mitkommen.«

Etwas gefaßter schüttelte Tyrer energisch den Kopf, »*Iyé domo!*« sagte er gewichtig und schritt unter ehrfürchtigem Schweigen zum Haus zurück, machte dann noch einmal halt, wandte sich um und rief auf englisch: »Ukiya! Kommen Sie mit... oh Himmel!« Suchte hektisch nach dem japanischen Ausdruck, fand ihn und winkte ihm: »*Ukiya, isogi!*«

Wieder in diesem halb gebückten Laufschrift gehorchte Hiraga.



Oben auf der Treppe verneigte er sich demütig und sagte, mit dem Rücken zu allen anderen: »Bitte befehlen alle Männer, nun sicher. Schnell bitte ins Haus.«

Gehorsam rief Tyrer: »Captain Pallidar, befehlen Sie Ihren Männern wegzutreten. Die Gefahr ist, äh, ist jetzt vorbei.«

Drinnen in der Gesandtschaft verwandelte sich Tyrers bleiche Erleichterung in Zorn. »Wer sind Sie, und was zum Teufel habe ich gesagt?«

»Erkläre später, Taira-san. Samurai wollen suchen, Sie, alle Männer, wollen Gewehre nehmen«, sagte Hiraga, über die Wörter stolpernd und von seiner eigenen Angst noch nicht befreit. Er stand jetzt aufrecht und blickte ihm offen in die Augen, aber er wußte, daß er der Falle noch nicht entronnen war. »Captain sehr zornig, will Gewehre, nimmt Gewehre, will suchen nach... nach Bakufu-Feind. Sie ihm sagen: ›Nein, Captain, *kinjiru*, verboten suchen. Heute ich und Männer hier weg, dann Sie suchen. Nicht jetzt, *kinjiru*. Wir behalten Waffen, wenn weggehen. *Kinjiru* verboten uns aufhalten. Ich danke Ihnen. Ich jetzt gehe nach Yokohama.«

»Das habe ich gesagt?«

»Ja. Bitte jetzt wieder hinaus, mir befehlen, Gärtner wieder an Arbeit, zornig. Wort *batarkasu*«, sagte Hiraga nervös. »Wir sprechen später, geheim, Sie ich, ja?«

»Ja, aber nicht allein. In Gegenwart eines anderen Offiziers.«

»Dann nicht sprechen, Verzeihung.« Hiraga nahm wieder die demütige Haltung an, ging rückwärts zum Zimmer hinaus und fiel abermals, den Rücken zum Vorhof, vor Tyrer auf die Knie.

Völlig verwirrt trat Tyrer aus dem Haus. Draußen warteten noch immer alle. »Captain Pallidar und, äh, Captain McGregor, lassen Sie die Männer wegtreten und kommen Sie dann zu einer Besprechung zu mir. *Hatarkasu! Ikimasho!* An die Arbeit, aber schnell!« rief er dann den Gärtnern zu, die eilfertig gehorchten. Dankbar floh Hiraga in den sicheren Garten und befahl den Gärtnern flüsternd,

ihn zu decken; die Offiziere und Sergeants begannen Befehle zu brüllen, und die Welt begann sich wieder zu drehen.

Blind für alles andere, stand Tyrer auf der Veranda und beobachtete Hiraga unentschlossen; er war entsetzt darüber, daß der Mann offensichtlich ein Spion war, gleichzeitig aber dankbar dafür, daß er sie alle gerettet hatte.

»Sie wollten uns sprechen?« unterbrach ihn Pallidar in seinen Gedanken.

»Oh? Ach ja... Bitte, folgen Sie mir.« Er führte sie in sein Büro, schloß die Tür und berichtete ihnen, was er gesagt hatte.

Beide gratulierten ihm. »Verdammt beeindruckend, Phillip«, lobte Pallidar. »Einen Moment lang war ich überzeugt, daß es zur Auseinandersetzung kommen würde, und wer weiß, was dann geschehen wäre. Viel zu viele von diesen Kerlen – letztlich hätten sie uns überrannt. Letztlich. Die Flotte hätte uns natürlich gerächt, aber wir hätten die Radieschen von unten gesehen, und das ist eine verdammt langweilige Vorstellung.«

»Mehr als langweilig«, bestätigte Captain McGregor. Dann sah er Tyrer fragend an. »Was sollen wir jetzt tun, Sir?«

Tyrer zögerte. Er war verblüfft darüber, daß keiner von den beiden Hiragas Englisch gehört hatte, freute sich aber über den ganz neuen Respekt, den sie ihm erwiesen: McGregor hatte ihn zum erstenmal ›Sir‹ genannt. »Am besten befolgen wir Sir Williams Befehle. Ordnen Sie an, daß alle packen und... Aber auf gar keinen Fall soll es wie ein schmähhlicher Rückzug aussehen; unsere Gewehre dürfen wir ihnen nicht überlassen – eine Frechheit! –, und sie sollen auch nicht glauben, daß wir davonlaufen. Wir werden mit, äh, mit Glanz und Gloria abziehen.«

»Perfekt! Nachdem wir offiziell die Flagge eingeholt haben.«

»Wunderbar! Nun ja, ich sollte wohl... Ich sollte wohl dafür sorgen, daß alle Depeschen seefertig verpackt werden, und so weiter...«

»Darf ich einen Vorschlag machen, Sir?« warf Captain McGregor

ein. »Ich finde wirklich, daß wir ein großes Glas Champagner verdient haben – ich glaube, es sind noch ein paar Flaschen da.«

»Vielen Dank.« Tyrer strahlte. »Also dann, Besanschot an!« Das war der traditionelle Marineausdruck für die Ausgabe von einer Ration Rum an alle Matrosen. »Aber vorher sollten wir alle frühstücken – um zu beweisen, daß wir uns nicht zur Eile drängen lassen.«

»Ich werde sofort alles veranlassen«, versprach McGregor. »Verdammt clever von Ihnen, sich von diesem Gärtner mit den Formulierungen helfen zu lassen; einige davon klangen ziemlich Englisch. Aber warum wollten die die Gesandtschaft durchsuchen?«

»Äh... Weil sie Bakufu-Feinde suchen.«

Beide Männer starrten ihn an. »Aber wir haben doch gar keine Jappos hier – außer den Gärtnern, falls sie das gemeint haben sollten.«

Tyrers Herz klopfte, weil das eindeutig auf Ukiya paßte, aber Pallidar fragte bereits: »Sie werden denen doch nicht wirklich erlauben, unsere Gesandtschaft zu durchsuchen – oder? Das würde einen gefährlichen Präzedenzfall schaffen.«

Mit einem Schlag fiel es ihm wie Schuppen von den Augen; Pallidar hatte recht. »Verdammt, daran hab ich in dem Augenblick nicht gedacht.«

McGregor brach das Schweigen. »Vielleicht, Sir, vielleicht könnten Sie den Samurai-Offizier auffordern, die Gesandtschaft mit uns zusammen zu inspizieren, es kann nicht schaden, wenn Sie ihn dazu einladen. Gleichzeitig kann er die Gärtnern kontrollieren, oder wir können sie einfach wegschicken, bevor wir aufbrechen und die Tore verschließen.«

»Ein perfekter Kompromiß«, sagte Pallidar zufrieden.

Verschmutzt und verschwitzt, denn die Spätnachmittagssonne war noch immer recht heiß, beschäftigte sich Hiraga in der Nähe einer

Seitentür der Gesandtschaft und eines offenen Fensters mit Unkrautjäten. Im Vorhof türmten sich die Gepäckstücke auf den Karren, wurden Pferde gezäumt, hatten sich einige Soldaten schon in Marschordnung aufgestellt. Wachsoldaten patrouillierten um die Grundstücksmauern. Die Samurai außerhalb der Mauer, die unter Sonnenschirmen Schutz suchten oder träge umherschlenderten, warteten mit spürbarer Feindseligkeit.

»Jetzt!« kam Tyrers Stimme aus dem Zimmer. Hiraga vergewisserte sich, daß er nicht beobachtet wurde, duckte sich ins Gebüsch und öffnete rasch die Tür. Hastig führte ihn Tyrer den Korridor entlang in einen Raum, der auf den Vorhof hinausging, und verriegelte die Tür. Die Vorhänge der geschlossenen Fenster filterten das Sonnenlicht. Ein Schreibtisch, einige Stühle, Dokumentenrollen, Akten und ein Revolver auf dem Schreibtisch, hinter dem Tyrer saß und auf einen Stuhl deutete. »Bitte nehmen Sie Platz. Und nun sagen Sie mir, wer Sie sind.«

»Zuerst Geheimnis, daß ich Englisch spreche, ja?« Hiraga blieb stehen – jetzt wieder hoch aufgerichtet und irgendwie bedrohlich.

»Zuerst sagen Sie mir, wer Sie sind; danach werde ich entscheiden.«

»Nein, Verzeihung, Taira-san. Ich von Nutzen für Sie, schon Männer gerettet. Von großem Nutzen. Stimmt doch, *ne?*«

»Ja, das stimmt. Warum sollte ich das geheimhalten?«

»Sicher für mich... und für Sie.«

»Warum für mich?«

»Vielleicht nicht klug, zu haben... Wie sagen, ach ja, Geheimnis, andere Gai-Jin nicht wissen. Ich Ihnen viel helfen. Helfen lernen Sprache, helfen über Nippon. Ich Ihnen sagen Wahrheit, Sie mir auch sagen Wahrheit, Sie mir helfen, ich Ihnen helfen. Wie alt, bitte?«

»Ich bin einundzwanzig.«

Hiraga verbarg sein Erstaunen und lächelte unter seinem Hut her-

vor: So schwer, das Alter der Gai-Jin zu schätzen, die alle gleich aussahen! Und was die Pistole betraf, die sein Feind auf den Tisch gelegt hatte, die war einfach lächerlich. Er konnte diesen Idioten mit den bloßen Händen umbringen, bevor er sie auch nur erreichte. Ein so einfacher Mord, so verlockend, und hier der perfekte Ort, so leicht, von hier zu fliehen; aber dann, draußen, gar nicht so leicht, den Samurai zu entkommen. »Ich zweiundzwanzig. Halten geheim?«

»Wer sind Sie? Sie heißen gar nicht Ukiya, nicht wahr?«

»Versprechen geheim?«

Tyrer holte tief Luft, erwog die Konsequenzen und kam in jedem Fall zu dem Ergebnis: Katastrophe. »Einverstanden.« Als Hiraga die Klinge aus dem Hutrand zog, setzte sein Herz ein paar Schläge aus, und er machte sich Vorwürfe, weil er sich so leichtsinnig in Gefahr begeben hatte.

Zu seinem Erstaunen sah er, daß Hiraga seinen Finger ritzte und ihm das Stilett überreichte.

»Nun Sie bitte.« Tyrer zögerte; er wußte, was nun kommen würde, zuckte aber die Achseln und gehorchte. Feierlich, damit sich ihr Blut vermischen konnte, legte Hiraga den seinen an Tyrers Finger. »Ich schwöre bei Göttern geheimhalten über Sie, Sie sagen genauso mit Christengott, Taira-san.«

»Ich schwöre bei Gott, Ihr Geheimnis zu bewahren«, sagte Tyrer ernst und fragte sich, wohin ihn dieser Eid führen würde. »Wo haben Sie Englisch gelernt? Auf einer Missionsschule?«

»*Hai*, aber nicht Christ.« Gefährlich, von den Choshu-Schulen zu erzählen, dachte Hiraga, oder von Mr. Großer Geruch, dem Holländer, unserem Englischlehrer, der behauptete, Priester gewesen zu sein, bevor er Pirat wurde. Wahrheit oder Lüge für diesen Taira spielt keine Rolle, er ist ein Gai-Jin, ein kleiner Führer unseres überaus mächtigen fremden Feindes, deswegen muß man ihn benutzen. »Sie helfen entkommen, ja?«

»Wer sind Sie? Sie heißen nicht Ukiya!«

Hiraga lächelte; dann setzte er sich auf einen Stuhl. »Ukiya heißt Gärtner, Taira-san. Mein Familienname Ikeda.« Die Lüge ging ihm leicht von den Lippen. »Nakama Ikeda. Ich der, den Offizier suchen.«

»Weswegen?«

»Weil ich und Familie, von Choshu, wir kämpfen gegen Bakufu. Bakufu stehlen Macht von Kaiser und...«

»Sie meinen den Shōgun?«

Hiraga schüttelte den Kopf: »Shōgun ist Bakufu, Kopf von Bakufu. Er...« Er überlegte einen Moment, dann imitierte er eine Marionette. »Verstehn?«

»Marionette?«

»Ja, Marionette.«

Tyrer starrte ihn an. »Der Shōgun ist eine Marionette?«

Hiraga nickte, jetzt fast sicher, daß er den anderen am Haken hatte. »Shōgun Nobusada, Knabe, sechzehn Jahre, Bakufu-Marionette. Lebt Edo. Kaiser lebt Kyōto. Jetzt Kaiser keine Macht. Mehr zweihundert Jahre zurück Shōgun Toranaga nimmt Macht. Wir kämpfen gegen Macht Shōgun und Bakufu, für geben Macht Kaiser zurück.«

Tyrer, dessen Kopf vor Konzentration schmerzte – es war so schwer, die Aussprache dieses Mannes zu verstehen –, erkannte sofort, wie wichtig diese Informationen waren. »Der Knabe Shōgun. Wie alt, bitte?«

»Sechzehn Jahr Shōgun Nobusada. Bakufu sagt ihm, was tun«, wiederholte Hiraga, seine Ungeduld zügelnd, weil er wußte, daß er geduldig sein mußte. »Kaiser viel Macht, aber nicht...« Er suchte nach dem Wort, vermochte es nicht zu finden und versuchte es anders zu erklären. »Kaiser nicht wie Daimyo. Daimyo hat Samurai, Waffen, viele. Kaiser hat kein Samurai, kein Waffen. Kann Bakufu nicht zwingen, gehorchen. Bakufu hat Armeen, Kaiser nicht, *waka-*

ta?«

»*Hai, Nakama, wakata.*« Tausend Fragen schossen ihm durch den Kopf, denn Tyrer erkannte, daß dieser Mann eine wertvolle Quelle sein konnte, die man sehr vorsichtig anzapfen mußte, und mit Sicherheit nicht an diesem Ort. Er sah die intensive Konzentration auf dem Gesicht des Mannes, fragte sich, wieviel Nakama von dem, was er sagte, tatsächlich verstand, und ermahnte sich selbst, so langsam und so einfach wie möglich zu sprechen. »Wie viele von euch kämpfen gegen Bakufu?«

»Viele.« Hiraga schlug einen Moskito tot.

»Hunderte? Tausende? Was für Leute – gewöhnliche Leute, Gärtner, Arbeiter, Kaufleute?«

Hiraga sah ihn verwundert an. »Die sind nichts. Nur Samurai kämpfen. Nur Samurai haben Waffen. *Kinjiru*, andere haben Waffen.«

Wieder riß Tyrer die Augen auf. »Sie Samurai?«

Abermals Erstaunen. »Samurai kämpfen. Ich sage kämpfen Bakufu, ja? Nakama Samurai!« Damit nahm Hiraga den Hut ab, zog sich das schmutzige, verschwitzte Tuch vom Kopf, das ihm als Turban diente, und zeigte seinen typischen, rasierten Schädel mit dem Haarknoten. Nun erst, da Tyrer sein Gesicht ohne den Chinesenhut deutlich erkennen konnte und ihn zum erstenmal richtig ansah, erkannte er die schrägen, harten Augen eines Zweischwertkämpfers und den immensen Unterschied der Knochenstruktur zu jener der Dörfler. »Wenn *Shenso*, Captain Samurai, mich so sehen, ich tot.«

Tyrer nickte, während seine Gedanken Amok liefen.

»Leicht ich fliehen. Bitte mir geben Soldatenkleider.«

Es fiel Tyrer schwer, seine Erregung und seine Angst zu verbergen; ein Teil von ihm wollte unbedingt fliehen, ein anderer das ganze Wissen dieses Samurai ausschöpfen, der ein Schlüssel zur Welt dieses Nippon und, falls richtig gehandhabt, zu seiner eigenen

Zukunft sein konnte. Gerade, als er seine Zustimmung erklären wollte, fiel ihm Sir Williams' Warnung ein, und er nahm sich Zeit, um seine Gedanken zu sammeln.

»Leicht fliehen, ja?« wiederholte Hiraga ungeduldig.

»Nicht leicht, möglich. Aber riskant. Erst muß sicher sein, Sie sind wert retten.« Tyrer sah das Aufflammen des Zorns – möglicherweise Zorn mit Angst vermischt. Samurai, Himmel! Ich wünschte, Sir William wäre hier, ich weiß nicht mehr weiter. »Ich glaube nicht, daß ich...«

»Bitte«, sagte Hiraga demütig, weil er wußte, daß er nur so eine Chance hatte, dieser Falle zu entkommen. Dabei dachte er aber: Nun sag doch endlich ja, sonst werde ich dich umbringen und über die Mauer klettern. »Nakama schwört bei Göttern, helfen Taira-san.«

»Schwören Sie bei Ihren Göttern feierlich, daß Sie all meine Fragen ehrlich beantworten werden?«

»*Hai*«, antwortete Hiraga umgehend, verwundert, daß Tyrer so naiv sein konnte, diese Frage zu stellen oder eine bejahende Antwort zu erwarten. So dumm kann er doch nicht wirklich sein! Bei welchem Gott oder welchen Göttern? Es gibt keine. »Ich schwöre es bei den Göttern.«

»Warten Sie hier. Verriegeln Sie die Tür und öffnen Sie niemandem außer mir.« Tyrer steckte den Revolver in die Tasche. Er ging hinaus, zu Pallidar und McGregor, und erklärte ihnen atemlos: »Ich brauche Ihre Hilfe. Ich habe entdeckt, daß Ukiya einer der Männer ist, die von den Samurai gesucht werden. Anscheinend ist er eine Art Dissident. Ich möchte ihn als Soldat tarnen und heimlich mit uns hinausnehmen.«

Beide Offiziere starrten ihn sprachlos an. Dann sagte McGregor: »Entschuldigen Sie, Sir, aber halten Sie das für klug? Ich meine, die Bakufu sind die rechtmäßige Regierung, und wenn wir erwischt werden, dann...«



»Wir werden nicht erwischt werden. Wir verkleiden ihn als Rotrock und stecken ihn in die Mitte der Truppe. Eh, Settry?«

»Sicher, Phillip, das könnten wir tun. Aber wenn er entdeckt wird und wir angehalten werden, dann stecken wir wirklich mitten in der Scheiße.«

»Haben Sie vielleicht andere Vorschläge?« Tyrers Stimme verriet seine Nervosität. »Ich will ihn unbedingt hinausschmuggeln. Ohne seine Hilfe wären wir jetzt vermutlich alle tot, und außerdem wird er von unermäßigem Nutzen für uns sein.«

Die beiden anderen Männer wechselten unsichere Blicke. Dann sahen sie Tyrer an. »Tut uns leid, aber es ist zu gefährlich«, antwortete Pallidar.

»Ich bin anderer Ansicht«, fuhr Tyrer auf. »ich will es! Die ganze Angelegenheit ist von immenser Bedeutung für die Regierung Ihrer Majestät!«

McGregor seufzte. »Nun gut, Sir. Captain, wie wär's, wenn Sie ihn aufs Pferd setzen?«

»Als Dragoner? Lächerlich! Ein Gärtner könnte niemals reiten! Lassen Sie ihn lieber marschieren, in der Mitte von Fußsoldaten und...«

»Fünzig Pfund gegen einen Kupferfarthing, daß der Kerl nicht Schritt halten kann. Er wird so auffällig sein wie eine Hure im Bett eines Bischofs!« McGregor war ebenfalls nervös.

Unsicheres Schweigen. Dann sagte Tyrer: »Und wenn wir ihn in Uniform stecken, Gesicht und Hände bandagieren und ihn auf einer Bahre hinaustragen – so tun, als wäre er schwer krank?«

Die Offiziere sahen ihn an; dann strahlten sie. »Großartig!«

»Noch besser«, ergänzte Pallidar munter, »wir tun so, als hätte er eine ansteckende Krankheit.«

»Pocken – Masern – Pest!« riefen sie einstimmig und lachten laut auf.

Der Samurai-Offizier und jene Wachen, denen sie erlaubt hatten, in die inzwischen geräumte Gesandtschaft zu kommen, folgten Tyrer, McGregor und vier Dragonern durchs ganze Haus. Sie suchten gründlich und inspizierten jedes Zimmer, jeden Schrank und sogar den Dachboden. Schließlich gaben sie sich zufrieden. In der Eingangshalle standen zwei Bahren, auf jeder lag ein Soldat, beide fiebernd, beide verbunden, der eine zum Teil, der andere, Hiraga, ganz und gar – Kopf, Hände, Füße.

»Beide sehr krank«, sagte Tyrer auf japanisch, nachdem Hiraga ihn die Wörter gelehrt hatte. »Dieser Soldat hat die Fleckenkrankheit.«

Allein die Erwähnung bewirkte, daß die Samurai blaß wurden und schnell einen Schritt zurücktraten – in den großen Städten traten die Pocken immer wieder auf, niemals jedoch so schlimm wie in China, wo jedesmal Hunderttausende starben. »Das... das muß gemeldet werden«, stammelte der Offizier, während er und seine Männer sich Tücher vor den Mund hielten, wie alle davon überzeugt, daß man sich ansteckte, wenn man die verseuchte Luft in der Nähe eines Kranken atmete.

Da Tyrer das nicht verstand, zuckte er die Achseln. »Mann sehr krank. Nicht in Nähe gehen.«

»Ich gehe nicht in seine Nähe, ich bin doch nicht wahnsinnig!« Der große Mann ging auf die Veranda hinaus. »Hört zu, ihr beiden«, sagte er leise. »Kein Wort davon zu den anderen auf dem Platz, sonst kommt es möglicherweise zur Panik. Stinkende fremde Hunde! Aber haltet die Augen offen, dieser Hiraga muß hier irgendwo stecken.«

Sie durchsuchten Grundstück und Außengebäude, während das Gesandtschaftspersonal und die Soldaten im Schatten standen und ungeduldig darauf warteten, daß sie den Marsch zur Pier und zu den wartenden Booten antreten konnten. Endlich zufrieden, verneigte sich der Offizier mürrisch und stapfte zum Tor hinaus, wo

die Menge der Samurai wartete, Joun noch immer gefesselt in der vordersten Reihe stand, die verängstigten Gärtner mit bloßem Kopf und nackt in einer Reihe knieten. Als er sich ihnen näherte, duckten sie sich noch tiefer in den Dreck.

»Aufstehen!« kommandierte er zornig, denn als er ihnen befahl, sich auszuziehen, hatte er bei keinem den glattrasierten Schädel eines Samurai, Schwertwunden oder andere Zeichen für den Samurai-Status gefunden. Also hatte er daraus schließen müssen, daß sich sein Opfer noch im Haus versteckte oder ihnen entkommen war. Inzwischen war er noch zorniger als zuvor und baute sich vor dem unglücklichen Joun auf. »Der Ronin Hiraga hat sich zur Tarnung den Kopf rasiert oder die Haare wachsen lassen wie einer von diesen widerlichen Gärtnern. Du wirst ihn identifizieren!«

»Er ist... Er ist nicht hier.« Der junge Mann schrie auf, als der eisenharte Fuß des Samurai ihn an den empfindlichsten Teilen traf, und noch einmal. Die Gärtner erschauerten voll Schrecken. »Er ist nicht... nicht hier...« Abermals ein Tritt. Verzweifelt, in hilfloser Qual und völlig außer sich deutete Joun auf einen jüngeren Mann, der auf die Knie fiel und seine Unschuld hinausschrie.

»Bringt ihn zum Schweigen!« rief der Offizier. »Bringt ihn vor den Richter, dann ins Gefängnis und kreuzigt das Schwein, nehmt alle mit, sie haben sich schuldig gemacht und ihn versteckt, nehmt die ganze Bande mit!«

Also wurden sie, obwohl sie beteuerten, unschuldig zu sein, kurzerhand davongeschleppt, während der jüngere Mann brüllte, er habe Hiraga vor kurzem in der Nähe des Hauses gesehen, und wenn sie ihn freiließen, werde er ihn ihnen zeigen. Aber keiner schenkte ihm Beachtung, und bald wurden seine Schreie wie auch die der anderen brutal erstickt.

Zufrieden, daß er seinen Befehl ausgeführt hatte, wischte sich der Offizier den Schweiß von der Stirn. Er nahm einen Schluck aus seiner Wasserflasche, spie aus, um sich den Mund zu reinigen, und

trank dann durstig.

Eeee, dachte er und erschauerte. Die Fleckenkrankheit! Eine von draußen hereingebrachte Gai-Jin-Krankheit! Alles Schlechte kommt von draußen, die Gai-Jin müssen vertrieben und für alle Zeiten ferngehalten werden. Müßig, mit den Gedanken bei dem Shishi, nach dem er suchte, sah er zu, wie die Militärkapelle aufmarschierte.

Völlig ausgeschlossen, daß dieser Gärtner ein berühmter Shishi ist. Karma, daß ich mit meinen Männern an jenem Tag zu spät kam, um ihn und die anderen, die entkommen konnten, noch zu sehen. Nicht Karma, Gott hat über mich gewacht. Hätte ich sie damals gesehen, hätte ich jetzt nicht vorgeben können, den Mann zu akzeptieren, auf den Joun gedeutet hat. Wo ist dieser Hiraga? Irgendwo muß er sich verstecken. Bitte, Gott, hilf mir!

Eeee, das Leben ist sonderbar. Ich hasse die Gai-Jin, glaube aber an ihren Jesus-Gott, allerdings nur heimlich, wie mein Vater und sein Vater und dessen Vater bis in die Zeit vor Sekigahara. Ja, ich glaube an diesen Jesus-Gott, das einzig Wertvolle von draußen, und haben nicht die Jesuiten-Lehrer-Fürsten gesagt, daß der Glaube uns zusätzliche Kraft verleiht und daß wir, wenn wir uns mit einem Problem herumschlagen, es immer wieder anpacken sollen, so wie ein Hund, der einen Knochen immer wieder hervorholt?

Irgendwo hält sich Hiraga versteckt. Ich habe alles gründlich durchsucht. Also muß er sich getarnt haben. Als was? Ein Baum? Als was?

Innerhalb der Mauern gingen die Vorbereitungen zum Abmarsch weiter. Die Fahne wurde eingeholt. Die Militärkapelle spielte jetzt. Reiter schwangen sich in den Sattel. Die Bahren wurden auf einen Karren geladen. Das große Tor wurde geöffnet, und die Reiter formierten sich, angeführt von dem Gai-Jin mit dem japanischen Namen, trabten an ihm vorbei und den Hügel hinab, und...

Die Verbände! Die Erkenntnis explodierte in seinem Kopf. Es gibt gar keine Seuche! Schlaue, dachte er aufgeregt, aber nicht schlau

genug! Also: Stelle ich sie jetzt in einer der schmalen Straßen? Oder schicke ich Spione aus, die ihm folgen und ihn in die Enge treiben, damit er mich zu den anderen führt?

Ich werde ihn in die Enge treiben.

## 19

*Dienstag, 16. Oktober*

**I**m überfüllten Hauptsaal des Clubs war die Verlobungsfeier in vollem Gange. Alle angesehenen Bewohner der Niederlassung waren eingeladen worden sowie alle Offiziere, die Flotte und Army entbehren konnte, und draußen auf der High Street marschierten Patrouillen beider Waffengattungen, um Betrunkene und unerwünschte Personen aus Drunk Town zurückzuweisen.

Nie hatte Angélique umwerfender ausgesehen als an diesem Abend: in Krinoline, mit Kopfputz aus Pardiesvogelfedern und riesigem Verlobungsring. Sie tanzte nach einem schwungvollen Walzer von Johann Strauß, dem Jüngeren, den André Poncin mit Elan auf dem Piano spielte. Begleitet wurde er von einer kleinen Marinekapelle, die zu dieser besonderen Gelegenheit in Galauniform auftrat. Angéliques Tanzpartner war Settry Pallidar, dessen Wahl zum Vertreter der Army mit lautstarkem Beifall und heißer Eifersucht begrüßt worden war.

Auch Victoria Lunkchurch und Mabel Swann tanzten. Ihre Tanzkarten waren bereits ausgefüllt gewesen, als das Fest gerade erst begonnen hatte. Trotz ihres Umfangs waren sie beide gute Tänzerinnen und trugen Krinolinen, obwohl sich diese nicht mit der von

Angélique messen konnten.

»Du bist ein stinkender Geizhals, Barnaby«, zischte Victoria ihrem Mann zu. »Mabel und ich woll'n auch neue Kledage, und wenn's deine ganze Compagnie kostet! Und auch so'n Deckel wollen wir, bei Gott!«

»Was?«

»Das! Deckel – Hüte!« Angéliques Kopfputz war der endgültige Coup de Grâce für die beiden Frauen gewesen. »Jetzt herrscht Krieg, sie gegen uns.« Dennoch überwog die Genugtuung über ihre Beliebtheit die Eifersucht, und sie ließen sich voll Wonne herumwirbeln.

»Verdammtes Glück hat er, der Hund«, murmelte Marlowe, der nur Augen für seinen Rivalen hatte. Auf seiner blauen Marineuniformjacke glitzerten die zusätzlichen Goldtressen des Adjutanten, darunter trug er eine weiße Seidenhose, weiße Seidenstrümpfe und schwarze Schuhe mit Silberschnallen.

»Wer?« erkundigte sich Tyrer, der mit einem Glas Champagner vorüberkam, gerötet und erregt von diesem Abend und von der Tatsache, daß er Nakama, den Samurai, aus Edo hinausgeschmuggelt und mit Sir Williams Zustimmung als Japanischlehrer in seinem Hause aufgenommen hatte. »Wer ist ein Hund, Marlowe?«

»Hören Sie auf – als ob Sie das nicht wüßten!« Marlowe grinste. »Aber ich bin der Vertreter der Navy, mir gehört der nächste Tanz, dann werde ich's diesem Kerl mal richtig zeigen!«

»Haben Sie ein Glück! Was ist es denn?«

»Polka!«

»Was Sie nicht sagen! Haben Sie die bestellt?«

»Großer Gott, nein!« Die Polka, einem böhmischen Volkstanz nachempfunden, war ein weiterer Riesenerfolg in den Ballsälen Europas, galt allerdings noch immer als etwas *risqué*. »Sie steht auf dem Programm! Haben Sie's nicht gelesen?«

»Nein, ich hatte andere Sorgen«, verkündete Tyrer fröhlich, der

ihm liebend gern erzählt hätte, wie schlau er gewesen war, und noch lieber, daß er an diesem Abend über die Brücke zum Paradies in die Arme seiner Geliebten eilen würde. Nur daß er in beiden Fällen leider Geheimhaltung geschworen hatte. »Tanzt wie ein Traum, nicht wahr?«

»He, junger Herr Tyrer...« Das war Dimitri Syborodin, pomadiert und schweißüberströmt, einen Krug Rum in seiner Faust. »Ich hab den Kapellmeister gebeten, einen Cancan einzuschieben. Guy hat gesagt, ich sei der fünfte, der diesen Wunsch äußert.«

»Großer Gott, wird er es tun?« erkundigte sich Tyrer entgeistert. »Ich hab ihn einmal in Paris gesehen. Es ist nicht zu glauben, aber die Mädchen haben drunter keine Unterhosen getragen.«

»Ich glaub's!« Dimitri lachte. »Aber Angel Tits trägt heute eine und scheut sich auch nicht, sie zu zeigen!«

»Also, jetzt hören Sie aber mal...«, begann Marlowe empört.

»Lassen Sie nur, John, das war ein Scherz. Dimitri, Sie sind unmöglich. Das wird der Kapellmeister doch wohl nicht wagen!«

»Nicht ohne Malcolms Zustimmung.«

Sie sahen sich im Ballsaal um. Malcolm Struan saß mit Dr. Hoag, Babcott, Seratard und mehreren Gesandten zusammen und sah den Tanzenden zu, hatte aber nur Augen für Angélique, die zu der gewagten modernen Musik, die sie alle begeisterte, über die Tanzfläche schwebte. Seine Hand ruhte auf einem schweren Stock, der goldene Siegelring funkelte, als seine Finger sich im Takt bewegten. Gekleidet war er in einen eleganten, seidenen Abendanzug, mit Eckenkragen, cremefarbener Krawatte, Brillantnadel und feinen Lederstiefeln aus Paris.

»Schade, daß er noch immer so behindert ist«, sagte Tyrer, dem der Mann leid tat, obwohl er für das Glück, das er selbst gehabt hatte, dankbar war.

Struan und Angélique waren erst spät eingetroffen. Malcolm konnte nur sehr mühsam und tief gebeugt gehen, obwohl er ver-

suchte, sich aufzurichten, und mußte sich schwer auf seine beiden Stöcke stützen, während Angélique strahlend an seinem Arm hing. Sie wurden von Dr. Hoag begleitet. Hochrufe für Malcolm ertönten, dann auch für sie, und dann hatte er sich erleichtert niedergelassen, sie alle willkommen geheißen und aufgefordert, sich das Buffet schmecken zu lassen, das auf den Tischen aufgebaut worden war. »Aber zuerst, meine Freunde«, sagte er, »wollen wir die Gläser heben und auf das schönste Mädchen der Welt trinken, auf M'selle Angélique Richaud, meine zukünftige Ehefrau.«

Hochrufe über Hochrufe. Chinesische Diener in Livree trugen Kisten voll eisgekühlten Champagner herein, Jamie McFay sprach ebenfalls ein paar nette Worte, und das Fest begann. Weine aus Bordeaux und Burgund, ein in Asien bevorzugter, spezieller Chablis, Brandys, Whiskys – alles Struan-Importe –, Gin, Bier aus Hongkong. Außerdem australisches Roastbeef, ganze Lämmer, Hühnerpasteten, kaltes Pökelfleisch vom Schwein, Schinken, Shanghai-Kartoffeln, gebacken und mit Pökelfleischscheiben und Butter gefüllt. Puddings und Schokolade, der neueste Import aus der Schweiz. Nachdem das Essen abgeräumt und sieben Betrunkene entfernt worden waren, nahm André Poncin seinen Platz ein, und die Kapelle begann zu spielen.

Steif und förmlich bat Sir William Malcolm um den ersten Tanz mit Angélique. Dann kam Seratard, dann die anderen Gesandten bis auf von Heimlich, der mit Ruhr im Bett lag, sowie der Admiral und der General, die sich auch bei den beiden anderen Damen abwechselten. Nach jedem Tanz war Angélique von geröteten, strahlenden Gesichtern umgeben, fächelte sich kokett Luft zu und kehrte an Malcolms Seite zurück. Sie war zu allen liebenswürdig, schenkte ihre volle Aufmerksamkeit aber nur ihm, lehnte jedesmal die Aufforderung zum Tanz erst einmal ab, um sich schließlich von ihm überreden zu lassen: »Aber Angélique, ich sehe dir so gern beim Tanzen zu, mein Liebling, du tanzt so wundervoll.«



Jetzt beobachtete er sie, hin und her gerissen zwischen Glück und Frustration, verzweifelt darüber, daß er noch immer so behindert war.

»Keine Sorge, Malcolm«, hatte Hoag an diesem Abend gesagt, um ihn zu beruhigen, da für ihn schon das Ankleiden ein Alptraum war. »Du bist heute zum erstenmal auf. Seit dem Überfall ist erst ein Monat vergangen, mach dir keine Gedanken...«

»Wenn Sie mir das noch einmal sagen, speie ich Blut!«

»Es ist doch nicht nur der Schmerz, der dich zerreißt. Es ist das Medikament oder vielmehr die Tatsache, daß es dir fehlt. Und die Post von heute. Du hast einen Brief von deiner Mutter bekommen, nicht wahr?«

»Ja«, hatte er bedrückt geantwortet, während er halb angezogen auf seiner Bettkante saß. »Sie... Naja, sie ist wütend, ich hab sie noch nie so zornig erlebt. Sie ist strikt gegen meine Verlobung, meine Heirat... In ihren Augen ist Angélique der Teufel in Menschengestalt. Sie...« Es brach aus ihm heraus. »Sie hat meinen Brief ignoriert, einfach ignoriert, und sagt – hier, lesen Sie: Bist du wahnsinnig geworden? Dein Vater ist erst knapp sechs Wochen tot, Du bist noch nicht einundzwanzig, diese Frau ist hinter Deinem Geld und unserer Compagnie her, sie ist die Tochter eines geflüchteten Bankrotteurs, die Nichte eines anderen beltters, und außerdem – Gott helfe uns – Katholikin und Französin! Hast Du den Verstand verloren? Du sagst, Du liebst sie? Dummes Zeug! Du bist verhext. Du wirst sofort mit diesem Unsinn aufhören! Sie hat dich verhext. Offensichtlich bist du in einem Zustand, in dem Du Struan's auf gar keinen Fall leiten kannst! Du wirst sofort, wenn Dr. Hoag es gestattet, zurückkehren, und zwar ohne diese Person.«

»Wenn ich es gestatte. Wirst du tun, was sie verlangt?«

»Was Angélique betrifft – nein. Nichts von allem, was sie sagt, ist wichtig für mich, überhaupt nichts! Sie scheint meinen Brief nicht gelesen zu haben, kümmert sich einen Dreck um meine Gefühle.

Was zum Teufel soll ich tun?»

Hoag zuckte die Achseln. »Was du bereits beschlossen hast: Du wirst dich verloben und später heiraten. Du wirst gesund werden. Du wirst viel ruhen, viel gute Suppen essen und vor allem die Finger von Schlaf- und Schmerzmitteln lassen. Während der nächsten zwei Wochen wirst du hier bleiben; dann wirst du nach Hause zurückkehren und...«, hier hatte er freundlich gelächelt, »... der Zukunft zuversichtlich entgegensehen.«

»Ich kann von Glück sagen, Sie als Arzt zu haben.«

»Ich kann von Glück sagen, dich als Freund zu haben.«

»Haben Sie auch einen Brief von ihr bekommen?«

»Ja.« Ironisches Lachen. »Ist mir eben wieder eingefallen.«

»Und?«

Hoag verdrehte die Augen. »Reicht das?«

»Ja. Danke.«

Als Malcolm sie jetzt beim Tanzen beobachtete, Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit und Begierde, die Brüste, der Mode entsprechend, weitgehend entblößt, mit schlanken Fesseln, die dazu einluden, unter den weiten Reifen aus apricotfarbener Seide nachzuforschen, spürte er, wie er hart wurde. Gott sei Dank, dachte er, und sein Zorn verrauchte zum größten Teil, das wenigstens funktioniert noch. Aber, o Gott, ich kann nicht mehr bis Weihnachten warten. Ich weiß genau, daß ich es nicht kann!

Inzwischen ging es auf Mitternacht zu. Angélique trank Champagner, versteckte sich hinter ihrem Fächer, ließ ihn gekonnt flattern, reichte sodann ihr Glas weiter wie ein Geschenk, entschuldigte sich und schwebte zu ihrem Platz bei Struan zurück. Unmittelbar neben ihnen stand eine angeregte Gruppe, zu der Seratard, Sir William, Hoag, andere Gesandte und Poncin gehörten. »*La*, M'sieur André, Sie spielen superb. Nicht wahr, Lieblich?«

»Jawohl, superb«, bestätigte Struan, dem es nicht gut ging, obwohl er das zu verstecken versuchte. Hoag warf einen Blick zu ihm hinüber.

Angélique sagte auf französisch: »André, wo haben Sie die letzten Tage gesteckt?« Über den Fächer hinweg sah sie ihn an. »Wenn wir jetzt in Paris wären, würde ich schwören, daß Sie Ihr Herz an eine neue Freundin verloren haben.«

»Nur Arbeit, M'selle«, gab Poncin leichthin zurück.

»Ach, wie traurig! Paris ist im Herbst besonders schön, fast so atemraubend wie im Frühling. Ach, warte nur, Malcolm, ich werd's dir zeigen. Wir sollten eine Saison dort verbringen, nicht wahr?« Sie stand dicht neben ihm und spürte, wie er ihr ganz leicht den Arm um die Taille legte; daraufhin stützte sie ihren Arm ebenso leicht auf seine Schulter und spielte mit seinem langen Haar. Sie genoß die Berührung, sein Gesicht war so schön, seine Kleidung war so schön, und der Ring, den er ihr an diesem Vormittag geschenkt hatte, ein großer Brillant umgeben von kleineren Brillanten, war herrlich. Sie betrachtete ihn, drehte ihn, bewunderte ihn und fragte sich, wieviel er wohl gekostet haben mochte. »Ach Malcolm, Paris wird dir gefallen, in der Saison ist es wirklich wundervoll. Könnten wir das tun?«

»Warum nicht, wenn du es gern möchtest.«

Sie seufzte, streichelte mit den Fingern verstohlen seinen Hals und sagte, als sei es ihr eben erst eingefallen: »Vielleicht, *chéri*, was meinst du, könnten wir die Flitterwochen dort verbringen – dann könnten wir ganze Nächte hindurchtanzen.«

»Sie tanzen zu sehen ist ein Vergnügen, M'selle – in jeder Stadt«, erklärte Hoag, der in seinen zu engen Kleidern schwitzte und litt. »Ich wünschte, das könnte ich auch von mir behaupten. Dürfte ich vorschlagen...«

»Tanzen Sie gar nicht, Doktor?«

»Vor Jahren, in Indien, hab ich getanzt, aber als meine Frau starb,

habe ich aufgehört. Sie hat immer so gern getanzt, daß ich jetzt keine Freude mehr daran haben kann. Prächtiges Fest, Malcolm. Dürfte ich vorschlagen, daß wir uns verabschieden?»

Angéliques Lächeln erstarb; schnell sah sie Malcolm an und erkannte, wie erschöpft er war. Furchtbar, daß er so krank sein muß, dachte sie. Verdammt!

»Es ist noch ziemlich früh«, behauptete Malcolm tapfer, obwohl er sich danach sehnte, sich hinlegen zu können. »Nicht wahr, Angélique?»

»Ich muß gestehen, daß ich auch müde bin«, sagte sie schnell. Sie schloß den Fächer, legte ihn beiseite und lächelte ihn an. Poncin und die anderen wollten anscheinend ebenfalls aufbrechen. »Vielleicht können wir uns einfach hinausschleichen und die anderen weiterfeiern lassen...«

Leise verabschiedeten sie sich von den Umstehenden. Alle taten, als merkten sie nicht, daß sie hinausgingen, aber sie ließen eine gewisse Leere zurück. Draußen vor der Tür machte sie unvermittelt halt. »O la la, ich hab meinen Fächer vergessen. Ich komme gleich nach, mein Liebling.«

Sie eilte zurück. Poncin hielt sie auf. »M'selle«, sagte er auf französisch, »ich glaube, das hier gehört Ihnen.«

»Oh, sehr liebenswürdig.« Erleichtert, daß ihr Trick gelungen und er ein so scharfer Beobachter war, wie sie es gehofft hatte, nahm sie ihren Fächer entgegen. Als er sich über ihre Hand beugte, um sie zu küssen, flüsterte sie ihm auf französisch zu: »Ich muß Sie morgen unbedingt sprechen.«

»Zwölf Uhr mittags, Gesandtschaft, fragen Sie nach Seratard, er wird nicht da sein.«

Den letzten Walzer summend, den sie getanzt hatte, saß sie vor dem Spiegel und bürstete sich das Haar. Welcher Tanz war der

schönste gewesen? fragte sie sich. Das ist leicht, Marlowe und die Polka, besser als Pallidar und der Walzer – Walzer sollte man nur mit der großen Liebe tanzen, sich der Musik, der Bewunderung und der Sehnsucht hingeben, auf Wolken schwebend wie ich heute abend, am schönsten Tag meines ganzen Lebens, verlobt mit einem wunderbaren Mann und bis zum Wahnsinn von ihm geliebt.

Es hätte der schönste Tag sein sollen, war es aber nicht.

Seltsam, daß ich diesen Abend genossen habe, daß ich ganz ruhig denken und handeln kann, obwohl der Tag vorüber ist und ich vermutlich mit dem Kind eines Vergewaltigers schwanger bin, das entfernt werden muß.

Sie betrachtete ihr Spiegelbild, als sei es das eines anderen Menschen. Die festen Bürstenstriche prickelten angenehm auf ihrer Kopfhaut und fegten die deprimierenden Gedanken hinweg, bis sie sich wunderte, daß sie noch lebte und nach außen hin noch immer dieselbe war.

Merkwürdig, jeder Tag nach dem ersten damals in Kanagawa scheint leichter gewesen zu sein.

Wie kommt das?

Ich weiß es nicht. Ist auch egal. Morgen wird das Problem gelöst sein, aber vielleicht geht es auch heute nacht noch los, und all die Angst und die Tränen waren überflüssig gewesen. Zehntausende von Frauen waren schon in der gleichen Situation wie ich und sind ohne Schaden wieder herausgekommen. Nur ein kleiner Trank, und alles ist wieder wie zuvor, ohne daß jemand davon erfährt. Bis auf dich und Gott. Bis auf dich und den Arzt oder dich und die Hebamme – oder Hexe.

Genug für heute, Angélique. Vertrau auf Gott und die Madonna. Die Madonna wird dir helfen, du bist ohne Schuld. Du bist offiziell mit einem wundervollen Mann verlobt, wirst irgendwann heiraten und glücklich sein bis an dein Lebensende. Morgen ist der siebte Tag, morgen wird das Wo und das Wie beginnen.

Hinter ihr richtete Ah Soh das Himmelbett, sammelte ihre Strümpfe und Unterwäsche ein. Die Krinoline hing schon mit zwei anderen an einer Stange, während ein halbes Dutzend neue Tageskleider noch sorgfältig in Reispapier gewickelt warteten. Durchs offene Fenster drangen Lachen, trunkener Gesang und Musik aus dem Club herein, wo anscheinend noch immer keine Ruhe einkehren wollte.

Sie seufzte und wünschte sich, noch auf dem Ball zu sein. Ihre Haarbürste bewegte sich heftiger.

»Missy will was, heya?«

»Nein. Will schlafen.«

»Nacht, Missy.«

Angélique verriegelte die Tür hinter ihr. Die Verbindungstür zu Struans Suite war geschlossen, aber nicht verriegelt. Gewöhnlich klopfte sie an, sobald sie ihre Toilette beendet hatte, ging hinein und gab ihm einen Gutenachtkuß, plauderte vielleicht noch ein wenig und kehrte – die Tür für den Fall, daß er in der Nacht einen Krampf bekam, angelehnt lassend – in ihr Zimmer zurück. Diese Anfälle waren inzwischen zwar seltener geworden, doch weil er vor einer Woche aufgehört hatte, die abendliche Medizin zu nehmen, war er ruhelos und konnte kaum schlafen.

Wieder setzte sie sich vor den Spiegel und war zufrieden mit dem, was sie sah. Ihr Negligé aus Seide und Spitze war pariserisch – die hier angefertigte Kopie eines anderen, das sie mitgebracht hatte: ... und Du glaubst nicht, wie wundervoll diese chinesischen Schneider arbeiten, Colette, und wie schnell, hatte sie an diesem Nachmittag in einem Brief geschrieben, den der Postdampfer morgen mitnehmen sollte.

*Jetzt kann ich mir alles kopieren lassen. Bitte, schick mir ein paar Muster oder Ausschnitte aus La Parisienne oder L'Haute Couture im modernsten Stil oder sonst etwas Wundervolles – mein Malcolm ist so großartig und reich! Ich kann mir alles bestellen, was ich will!*

*Und mein Ring!!!! Ein Brillant, umgeben von vierzehn kleineren Diamanten. Ich habe ihn gefragt, wie in aller Welt er ihn aufgetrieben hat, aber er hat nur gelächelt. Ich muß wirklich vorsichtiger sein und keine dummen Fragen stellen. Ach Colette, alles ist so wundervoll, nur daß ich mir Sorgen um seine Gesundheit mache. Es geht ihm nur ganz langsam besser, und er hat große Schwierigkeiten beim Gehen. Aber seine Energie nimmt zu, und ich muß mich vorsehen... jetzt muß ich mich für die Feier anziehen, aber morgen, noch ehe die Post abgeht, werde ich mehr schreiben. Vorerst sende ich Dir meine niemals endende Liebe.*

Wie froh Colette sein kann! Ihre Schwangerschaft ist ein Gottesgeschenk.

Halt! Nicht weiter, sonst kommen die Tränen und die Angst zurück. Schieb das Problem beiseite. Du hast entschieden, was du tun wirst, falls es eintrifft. Es ist eingetroffen, also wird der Plan ausgeführt – was bleibt dir sonst übrig?

Sorgfältig ein Tupfer Parfüm hinter die Ohren und auf den Busen, die Spitze zurechtgerückt. Dann leise an seine Tür geklopft. »Malcolm?«

»Komm herein – ich bin allein.«

Zu ihrem Erstaunen lag er nicht im Bett, sondern saß im Lehnstuhl. In einem rotseidenen Schlafrock und mit einem seltsamen Ausdruck in den Augen. Sofort ließ ihr Instinkt sie wachsam werden. Wie immer verriegelte sie die Tür und ging zu ihm. »Noch nicht müde, mein Liebster?«

»Ja und nein. Du raubst mir den Atem.« Er streckte beide Hände aus, und sie kam mit klopfendem Herzen näher. Seine Hände zitterten. Er zog sie näher und küßte ihre Hände, Arme und Brüste. Sekundenlang vermochte sie nicht zu widerstehen, genoß seine Bewunderung, begehrte ihn, beugte sich nieder, küßte ihn und ließ sich von ihm liebkosen. Dann, als die Hitze allzu heftig stieg, sank sie mit hämmerndem Herzen neben seinem Stuhl in die Knie und

löste die Umarmung.

»Wir dürfen nicht«, hauchte sie atemlos.

»Ich weiß, aber ich muß, ich begehre dich so sehr...« Seine Lippen pulsierten, waren heiß, drängend, und die ihren reagierten. Jetzt streichelte seine Hand ihren Schenkel, fachte das Feuer in ihren Lenden noch weiter an, und dann glitt die süße Qual noch höher und höher, und sie wollte mehr, riß sich aber von dem verlockenden Abgrund fort, wich zurück und flüsterte: »Nein, *chéri!*« Doch diesmal war er zu ihrem Erstaunen stärker, sein anderer Arm hielt sie in liebevoller Umklammerung, seine Stimme und seine Lippen lockten, immer näher, immer näher, doch dann drehte er sich unbewußt zu schnell, und der Schmerz durchfuhr ihn wie ein Pfeil.

»O Gott!«

»Was ist? Alles in Ordnung?« fragte sie verängstigt.

»Ja, ja, ich glaube schon. Großer Gott!« Es dauerte einen Moment, bis er sich wieder erholt hatte; der heiße Schmerz vernichtete sein Begehren, der dumpfe Schmerz blieb, und der andere Schmerz verstärkte ihn noch. Mit den Händen hielt er sie noch immer fest, mit seinen Händen, die noch zitterten, aber keine Kraft mehr hatten. »Himmel, es tut mir leid...«

»Es muß dir nicht leid tun, mein Liebling.« Als sie – erleichtert – wieder zu Atem gekommen war, erhob sie sich und schenkte etwas von dem kalten Tee ein, der immer neben seinem Bett bereitstand. Noch immer raste ihr Herz, noch immer wollte auch sie nicht einhalten, obwohl sie es mußte, ein paar Minuten noch, und sie hätte es nicht mehr gekonnt, hörte die Stimme ihrer Mutter, deren ewige Litanei: »Kein Mann heiratet seine Mätresse, nicht vor der Hochzeit, danach ist alles erlaubt«, sich ihr eingeprägt hatte, noch ehe sie alles verstehen konnte.

»Bitte«, sagte sie leise und reichte ihm die Tasse.

Sie kniete sich neben ihn, beobachtete ihn, wie er mit geschlossenen Augen dalag, während der Schweiß ihm über das Gesicht



strömte. Und all ihre Unruhe und ihr Unbehagen lösten sich in nichts auf. Sie legte ihm die Hand aufs Knie, und er legte die seine darüber. »So... So nahe zusammen zu sein ist nicht gut für uns, Malcolm«, sagte sie leise, überzeugt, ihn zu lieben, obwohl sie nicht sehr viel von der Liebe wußte. »Es ist schwierig für uns beide, *chéri*, ich will dich auch und liebe dich auch.«

Nach einer langen Pause antwortete er mühsam, mit leiser, schmerzerfüllter Stimme: »Ja, aber du könntest helfen.«

»Aber es geht nicht – nicht vor der Hochzeit. Noch nicht, mein Liebster, jetzt noch nicht.«

Unvermittelt kamen all seine Qual und Frustration darüber zum Ausbruch, daß er den ganzen Abend dasitzen und zusehen mußte, wie andere Männer mit ihr tanzten, sie begehrten, während er kaum gehen konnte, obwohl er doch vor einem Monat noch ein weit besserer Tänzer gewesen war.

Warum nicht jetzt, wollte er aufschreien, was bedeuten schon ein oder zwei Monate? Um Gottes willen... Aber nun gut, ich akzeptiere, daß ein anständiges Mädchen bei der Hochzeit Jungfrau sein muß, ich akzeptiere, daß ein Gentleman ihr vor der Hochzeit nicht zu nahe treten darf, ich akzeptiere das alles! Aber es gibt, um Gottes willen, andere Möglichkeiten!

»Ich weiß, daß wir das jetzt nicht dürfen«, sagte er kehlig, »aber, Angélique... bitte, hilf mir – bitte!«

»Aber wie?«

Abermals erstickte er fast an seinen Worten: Du lieber Gott, wie es die Mädchen in den Häusern machen, mich küssen, lieblosen, zum Höhepunkt bringen. Glaubst du vielleicht, miteinander schlafen bedeutet, einfach die Beine breit zu machen und dazuliegen wie ein Stück totes Fleisch? Die simplen Sachen, die diese Mädchen ohne großes Theater machen, und dann freuen sie sich auch noch für mich: »He, du jetzt wider gut – ah, heya?«

Aber er wußte, daß er ihr das nicht sagen konnte. Es verstieß ge-

gen seine Erziehung. Wie erklärt man so etwas der Frau, die man liebt, wenn sie so jung und arglos oder so selbstsüchtig, oder ganz einfach unerfahren ist? Plötzlich wurde die Wahrheit unangenehm. Irgend etwas in ihm veränderte sich.

In einem ganz anderen Ton sagte er: »Du hast recht, Angélique, es ist für uns beide schwierig. Tut mir leid. Vielleicht ist es besser, wenn du, bis wir nach Hongkong reisen, wieder in die französische Gesandtschaft ziehst. Jetzt, da es mir allmählich besser geht, sollten wir auf deinen Ruf achten.«

Niedergeschmettert von der Veränderung starrte sie ihn an. »Aber Malcolm, ich fühle mich hier wohl und bin, für den Fall, daß du mich brauchst, in deiner Nähe.«

»O ja, ich brauche dich.« Sein Mund verzog sich zu einem ange deuteten ironischen Lächeln. »Ich werde Jamie bitten, alles Nötige zu veranlassen.«

Sie zögerte, wußte nicht recht, was sie sagen sollte. »Wenn das dein Wunsch ist, *chéri*.«

»Ja, es ist besser. Wie du schon sagtest, es ist schwierig für uns beide, wenn wir einander so nahe sind. Gute Nacht, mein Liebling, es freut mich, daß dir dein Fest so gut gefallen hat.«

Ein kalter Schauer überlief sie, aber sie wußte nicht, ob er von außen oder von innen kam. Sie küßte ihn, bereit, seine Leidenschaft zu erwidern, aber da war nichts. Wieso hatte er sich verändert? »Schlaf gut, Malcolm. Ich liebe dich.« Noch immer nichts.

Macht nichts, dachte sie, Männer sind so launisch und schwierig. Lächelnd, als sei nichts geschehen, entriegelte sie die Tür, warf ihm eine Kußhand zu und verschwand in ihrer eigenen Suite.

Er beobachtete die gemeinsame Tür. Sie stand angelehnt. Wie üblich. Doch alles andere in ihrer Welt war nicht mehr so wie üblich. Die Tür und ihre Nähe verlockten ihn nicht mehr. Er fühlte sich anders, irgendwie umgewandelt. Er wußte nicht, warum, aber er war sehr traurig, und sein Instinkt sagte ihm, daß sie ihn, so sehr er sie

auch liebte, so sehr er sich auch körperlich bemühte, in ihrem ganzen gemeinsamen Leben nie vollkommen befriedigen können würde.

Auf seinen Stock gestützt, erhob er sich und hinkte so lautlos wie möglich zu seiner Kommode. In der obersten Schublade befand sich das Fläschchen mit der Medizin, das er dort für die Nächte versteckt hatte, in denen Schlaf unmöglich war. Er schluckte den letzten Rest. Dann schlurfte er schwerfällig zum Bett. Mit zusammengebissten Zähnen legte er sich hin und seufzte tief auf, als ihn der schlimmste Schmerz verließ. Daß er den letzten Tröster geschluckt hatte, kümmerte ihn nicht. Chen, Ah Tok oder irgendein Diener konnten ihm jederzeit mehr besorgen. Schließlich versorgte Struan's den größten Teil Chinas damit.

Auf ihrer Seite der Tür lehnte Angélique noch an der Wand. Sie war aufgewühlt, wußte nicht, ob sie zu ihm zurückkehren oder ihn allein lassen sollte. Sie hatte gehört, wie er zur Kommode ging und eine Schublade öffnete, wußte aber nicht, warum, hörte die Bettfedern quietschen und seinen langen, erleichterten Seufzer.

Es war nur der Schmerz und weil wir nicht dürfen, dachte sie, um sich zu beruhigen, und unterdrückte ein nervöses Gähnen. Und auch, weil er beim Ball so stillsitzen mußte, obwohl er der beste Tänzer ist, den ich jemals gehabt habe. Schließlich war es das, was mich in Hongkong so sehr an ihm fasziniert hat.

Nicht schlimm, daß er mit mir schlafen will – und nicht meine Schuld, daß er Schmerzen bekam. Er ist ganz einfach überreizt, der arme Malcolm. Morgen wird er alles vergessen haben, und alles ist wieder gut. Es ist besser, wenn ich jetzt umziehe, ich muß auch noch an das andere denken. Es wird alles gut werden!

Sie schlüpfte ins Bett und schlief schnell ein, doch ihre Träume waren von seltsamen Ungeheuern mit verzerrten Babygesichtern bevölkert, die vor Lachen kreischten und an ihr zerrten, während sie mit ihrem eigenen Blut etwas auf die Laken schrieb, das ihr aus der

Fingerspitze floß, die sie als Feder benutzte, um die Schriftzeichen immer wieder nachzuziehen – die Schriftzeichen von der Steppdecke, die sich ihr tief ins Gedächtnis geprägt hatten und nach denen sie weder André noch Tyrer zu fragen gewagt hatte.

Irgend etwas riß sie aus dem Schlaf. Unsicher warf sie einen Blick auf die Tür, weil sie fast erwartete, ihn dort zu sehen. Aber er war nicht da, und da sie ganz leise seinen schweren, regelmäßigen Atem hörte, kuschelte sie sich wieder in die Kissen und dachte: Es war der Wind oder ein klappernder Fensterladen.

*Mon Dieu*, bin ich müde! Aber wie habe ich mich auf dem Fest amüsiert! Und wie schön ist der Ring, den er mir geschenkt hat!

Eine Polka summend, von Eifersucht auf John Marlowes Erfolg erfüllt und überzeugt, daß er es ebenso gut gekonnt hätte, tänzelte Phillip Tyrer zur Tür des Hauses ›Zu den drei Karpfen‹ in dem winzigen, verlassenem Gäßchen und klopfte schwungvoll an. Hier schien die Yoshiwara tief zu schlafen, aber nicht weit entfernt brodelte das Leben in den Häusern und Bars der Main Street, war die Nacht noch jung und hallte wider vom Lachen und vom rauhen Gesang der Männer.

Das Türgitter ging auf. »Mass's, was?«

»Sprechen Sie bitte Japanisch. Ich bin Taira-san und habe eine Verabredung.«

»Ah, ist das so?« entgegnete der stämmige Diener. »Taira-san, eh? Ich werde die Mama-san informieren.« Das Gitter wurde geschlossen.

Während er wartete, trommelte Tyrer mit den Fingern auf das alte Holz. Gestern hatte er den ganzen Tag und Abend mit Sir William verbracht, ihm die Sache mit Nakama und der Gesandtschaft erklärt und versucht, einen Modus vivendi für seinen neuen Lehrer zu finden. Er hatte ein schlechtes Gewissen, weil er die wichtige

Tatsache, daß der Mann ein wenig Englisch sprach, nicht auch erwähnt hatte. Aber er hatte geschworen, es niemandem zu sagen, und als Engländer hieß das bei ihm: ein Mann, ein Wort.

Sir William hatte schließlich zugestimmt, daß Nakama offen Samurai sein durfte, denn schon oft waren Söhne aus Samurai-Familien vorübergehend an die französische oder die britische Gesandtschaft attachiert worden. Aber auf Sir Williams Befehl hin durfte er innerhalb der Niederlassung Schwerter weder tragen noch besitzen. Diese Vorschrift galt für alle Samurai bis auf die Niederlassungswachen unter dem Befehl eines Offiziers auf einer ihrer seltenen und zuvor genehmigten Patrouillen. Weiterhin durfte Nakama sich nicht auffällig kleiden, sich nicht in der Nähe des Zollhauses oder des Wachhauses aufhalten; er sollte sich so wenig wie möglich sehen lassen, und wenn er von den Bakufu entdeckt und beansprucht wurde, würde es ausschließlich seine Schuld sein, und man würde ihn sofort ausliefern.

Tyrer hatte Nakama kommen lassen und ihm erklärt, was Sir William verlangte. Inzwischen war er zu müde für Fujiko. »Hör zu, Nakama, du mußt für mich eine Botschaft überbringen. Bitte schreib mir die Schriftzeichen für folgendes auf: ›Bitte arrangieren Sie...‹«

»Was, bitte, ›rangieren?‹«

»Verabreden oder einrichten. ›Bitte machen Sie eine Verabredung für mich morgen abend mit...‹ Für den Namen läßt du etwas Platz frei.«

Es hatte eine Weile gedauert, bis Hiraga genau begriff, was er von ihm verlangte, und warum. In seiner Verzweiflung hatte Tyrer ihm dann den Namen Fujiko und das Haus ›Zu den drei Karpfen‹ genannt. »Ah, ›Drei Karpfen?‹« hatte Hiraga gesagt. »*So ka!* Gebe Botschaft Mama-san, ganz sicher, arrangieren du sehen *musume* morgen, ja?«

»Ja, bitte.«

Nakama hatte ihm gezeigt, wie die entsprechenden Schriftzeichen

aussahen, und Tyrer hatte sie, sehr zufrieden mit sich selbst, kopiert und die Nachricht sorgfältig mit der Signatur unterzeichnet, die Hiraga für ihn entwickelt hatte, und nun stand er hier vor dem Tor.

»Na, los doch! Beeil dich!« murmelte er, zu allem bereit.

Nach einiger Zeit wurde das Türgitter wieder geöffnet. »Ah, guten Abend, Taira-san, Sie möchten, daß wir Japanisch sprechen, gern«, sagte sie lächelnd mit einer leichten Verneigung. Dann folgte ein Strom Japanisch, das er nicht verstand; er hörte nur mehrmals den Namen Fujiko und zum Schluß ein: »Tut mir leid.«

»Was? Ach so, es tut Ihnen leid? Wieso tut es Ihnen leid, Raiko-san? Guten Abend, ich habe Verabredung mit Fujiko... mit Fujiko.«

»Ah, tut mir leid«, wiederholte sie geduldig, »aber Fujiko ist heute abend nicht frei, nicht mal für eine kurze Zeit. Es tut mir leid, aber ich kann Ihnen nicht helfen, sie läßt Ihnen natürlich ihr Bedauern ausrichten und, tut mir leid, aber meine anderen Damen sind ebenfalls alle besetzt. Es tut mir sehr leid.«

Wieder verstand er bei weitem nicht alles. Aber den Sinn hatte er kapiert. Niedergeschlagen begriff er, daß Fujiko nicht da war, ahnte aber nicht, warum. »Aber Brief gestern – mein Botschaftsmann, Nakama, er bringt, ja?«

»O ja! Nakama-san hat ihn gebracht, und da ich ihm sagte, er soll es Ihnen ausrichten, dachte ich, alles sei in Ordnung, aber es tut mir leid, ich kann Ihnen jetzt nicht helfen. Tut mir leid, Taira-san, danke, daß Sie an uns gedacht haben. Guten Abend.«

»Augenblick!« Tyrer schrie es auf englisch fast hinaus, als sich das Gitter zu schließen begann. Dann flehte er: »Sie haben gesagt, sie ist nicht da – hier, ja? Warten Sie, bitte, Raiko-san. Morgen Fujiko, ja?«

Traurig schüttelte Raiko den Kopf. »Ah, tut mir leid, morgen ist es auch nicht möglich, ich bedaure unendlich, das sagen zu müssen. Aber ich hoffe, Sie verstehen, tut mir leid.«

Tyrer war erschüttert. »Nicht morgen? Nächster Tag, ja?«

Sie zögerte, lächelte, verneigte sich abermals: »Vielleicht, Taira-san, vielleicht. Aber es tut mir leid, ich kann Ihnen nichts versprechen. Bitten Sie Nakama-san, während des Tages herzukommen, dann werde ich es ihm sagen. Sie verstehen? Schicken Nakama-san. Guten Abend.«

Benommen starrte Tyrer auf die Tür, fluchte, ballte die Fäuste, hätte am liebsten etwas zerschlagen. Es dauerte einen Moment, bis er sich von seiner Enttäuschung erholt hatte; dann wandte er sich deprimiert ab und ging.

Hiraga hatte das Ganze durch ein Loch im Zaun beobachtet. Als Tyrer um die Ecke verschwand, kehrte er, tief in Gedanken, über den gewundenen Steinpfad durch den Garten zurück. Der Garten war weitläufig, mit kleinen Häuschen, die – alle mit Veranda – in den Büschen verborgen lagen.

Er aber mied sie alle, ging zwischen den Büschen hindurch und klopfte an einen Abschnitt des Zauns, der lautlos aufschwang. Der Diener verneigte sich, und Hiraga schlug einen Pfad ein, der zu einem ähnlichen Häuschen führte. Die meisten Herbergen oder Häuser hatten geheime Ausgänge und Verstecke oder Verbindungen zu den Nachbarhäusern, und jene, die es wagten, Shishi aufzunehmend, legten besonders großen Wert auf Sicherheit. Dieser Teil des Hauses ›Zu den drei Karpfen‹ war speziellen Gästen vorbehalten; es gab eigene Kochgelegenheiten und eigene Dienerinnen, aber die Kurtisanen waren dieselben. Auf der Veranda legte er die *geta* ab, die Holzsandalen, und schob die Shoji-Wand zurück. »Was hat er gemacht?« erkundigte sich Ori.

»Kleinlaut weggegangen ist er. Unheimlich.« Hiraga schüttelte verwundert den Kopf und ließ sich ihm gegenüber nieder. Auf Fujikos Verneigung reagierte er mit einem kurzen Nicken. Gestern, nachdem er Tyrers Brief abgeliefert hatte, hatte er mit Raikos belustigter

Zustimmung Fujiko heute abend für sich reservieren lassen.

»Darf ich fragen, warum, Hiraga-san?« hatte Raiko gesagt.

»Nur so, um Taira zu ärgern.«

»Eeee, ich glaube, er hat hier seine Unschuld verloren, mit Sako. Dann hat er es mit Maiko versucht und dann mit Fujiko. Bei Fujiko sind ihm die Augen aus dem Kopf gefallen.«

Er hatte zusammen mit Raiko gelacht. Er mochte sie, doch als er Fujiko sah, war er verblüfft darüber, daß sein Feind das Mädchen attraktiv fand. Alles an ihr war durchschnittlich, bis auf die Augen, die ausgesprochen groß waren. Aber er verbarg seine Meinung und beglückwünschte Raiko dazu, daß sie eine schöne Blume erworben hatte, die aussah wie sechzehn, obwohl sie einunddreißig und seit fünfzehn Jahren Kurtisane war.

»Vielen Dank, Hiraga-san«, hatte Raiko lächelnd erwidert. »Ja, sie ist wertvoll, aus irgendeinem Grund mögen die Gai-Jin sie. Aber bitte, vergessen Sie nicht, daß dieser Taira unser Kunde ist und daß die Gai-Jin anders sind als wir. Sie neigen dazu, sich an eine einzige Dame zu halten. Bitte, ermutigen Sie ihn, die Gai-Jin sind reich, und wie ich hörte, ist er ein wichtiger Beamter und wird möglicherweise noch einige Jahre hier bleiben.«

»*Sonno-joi*.«

»Das liegt an Ihnen. Von mir aus holen Sie sich ihre Köpfe, aber bitte nicht hier, versprechen Sie mir das. Bis dahin beute ich ihren Reichtum aus.«

»Erlauben Sie, daß Ori bleibt?«

»Ori-san ist ein seltsamer Junge«, erwiderte sie zögernd. »Sehr stark, sehr zornig, sehr unausgeglichen – ein Pulverfaß. Ich habe Angst vor ihm. Ich kann ihn ein bis zwei Tage verstecken, aber... aber bitte, halten Sie ihn im Zaum, solange er mein Gast ist, ja? Wir haben Probleme genug in der Weidenwelt, auch ohne ihn.«

»Ja. Haben Sie was von meinem Vetter gehört, Akimoto?«

»Er ist in Sicherheit, in Hodogaya. Im Teehaus ›Zum ersten



Mond.«

»Lassen Sie ihn holen.« Hiraga, der einen Goldoban aus seiner Geheimitasche holte, sah ihre Augen glitzern. »Das wird genug sein, für einen Boten sowie für die Unkosten, während Akimoto und Ori hier sind, und natürlich für Fujikos Dienste morgen.«

»Natürlich.« Die Münze, eine sehr großzügige Bezahlung, verschwand in ihrem Ärmel. »Ori-san kann bleiben, bis ich finde, daß er weiterziehen sollte. Tut mir leid, aber dann muß er gehen, einverstanden?«

»Ja.«

»Und dann, tut mir leid, Shishi, aber ich muß Ihnen sagen, daß Sie hier in großer Gefahr sind. Das hier wird an allen Straßensperren verteilt.« Raiko entfaltete einen Holzschnitt, ungefähr dreißig mal dreißig Zentimeter groß. Ein Porträt von ihm. Die Überschrift lautete: »Die Bakufu zahlen zwei Koku Belohnung für den Kopf dieses Mörders und Choshu-Ronin, der viele verschiedene Namen benutzt, unter anderem Hiraga.«

»Baka!« zischte Hiraga durch die Zähne. »Sieht es mir ähnlich? Wie ist das möglich? Ich habe nie ein Porträt von mir malen lassen.«

»Ja und nein. Künstler haben ein gutes Gedächtnis, Hiraga-san. Vielleicht einer der Samurai bei dem Kampf? Es sei denn, der Verräter ist einer, der Ihnen näher steht. Schlimm ist außerdem, daß Sie von sehr wichtigen Leuten gesucht werden. Von Anjo, natürlich, aber auch von Toranaga Yoshi.«

Er fröstelte. Fragte sich, ob Koiko, die Kurtisane, Verratene oder Verräterin war. »Warum er?«

Raiko zuckte die Achseln. »Ob es Ihnen gefällt oder nicht – er ist der Kopf der Schlange. *Sonno-joi*, Hiraga-san, aber führen Sie nicht die Bakufu-Feinde hierher. Ich möchte meinen Kopf auf den Schultern behalten.«

Den ganzen Abend dachte Hiraga über das Plakat nach und frag-

te sich, was er tun sollte. Er ließ sich von Fujiko Saké nachfüllen.  
»Dieser Taira erstaunt mich, Ori.«

»Warum Zeit auf ihn verschwenden? Bringt ihn um.«

»Später. Ihn und sie alle zu beobachten, ihre Reaktionen abzuschätzen, das ist wie ein Schachspiel, bei dem die Regeln ständig verändert werden, es ist faszinierend – wenn man sich erst mal an ihren Gestank gewöhnt hat.«

»Heute abend hätten wir tun sollen, was ich tun wollte: ihn töten, die Leiche neben das Wachhaus werfen und sie die Schuld daran tragen lassen.« Gereizt rieb sich Ori mit der Rechten über die Stoppeln, die inzwischen den kahlen Schädel und das Gesicht bedeckten; die linke Schulter war noch immer verbunden, den verletzten Arm trug er in einer Schlinge. »Morgen werde ich mich glatt rasieren, dann fühle ich mich endlich wieder wie ein Samurai. Raiko hat einen Barbier, dem sie vertrauen kann. Aber rasiert oder nicht, Hiraga, diese erzwungene Untätigkeit macht mich noch wahnsinnig.«

»Und deine Schulter?«

»Die Wunde ist sauber. Sie juckt, aber es ist ein gutes Jucken.« Ori hob den Arm etwa zur Hälfte hoch. »Weiter geht's noch nicht, aber ich trainiere täglich. Im Kampf ist er leider noch nicht zu gebrauchen. Karma. Aber dieser Gai-Jin Taira, wenn wir ihn getötet hätten, hätte es weder ein Risiko für uns noch für das Haus gegeben. Du sagtest doch, daß er immer so heimlich tut und bestimmt niemandem gesagt hat, daß er hier war.«

»Ja, aber er könnte es doch getan haben, und das ist es, was ich nicht verstehe. Sie sind so unberechenbar. Ständig ändern sie ihre Meinung, sagen das eine und tun dann das Gegenteil, aber nicht aus Berechnung, nicht wie wir, ganz und gar nicht wie wir.«

»*Sonno-joi!* Sein Tod hätte die Gai-Jin wahnsinnig gemacht. Wir sollten es tun, wenn er das nächstmal herkommt.«

»Ja, aber erst später – im Augenblick ist er zu wertvoll. Er wird

uns ihre Geheimnisse verraten, wie man sie demütigen, zu Hunderttausenden töten kann – nachdem wir sie dazu benutzt haben, die Bakufu zu demütigen und zu zerbrechen.« Wieder hatte Hiraga die Tasse geleert. Fujiko schenkte ihm lächelnd nach. »Sogar im Büro des Führers aller Engländer war ich, höchstens fünf Schritt von ihm entfernt. Ich bin im Zentrum der Gai-Jin-Behörden! Wenn ich nur ihre Sprache besser verstehen könnte!« Er war zu vorsichtig, um Ori das wahre Ausmaß seines Wissens anzuvertrauen oder wie er Tyrer überredet hatte, ihn hinauszuschmuggeln – vor allem nicht in Gegenwart dieses Mädchens.

Während sie ihnen im Verlauf des Abends immer wieder die Tassen füllte, lächelnd, zuvorkommend, ohne sie zu unterbrechen, lauschte sie aufmerksam, hätte am liebsten hundert Fragen gestellt, war aber viel zu gut ausgebildet, um das zu tun. »Hört einfach zu, lächelt und tut so, als wärt ihr ein bißchen dumm, nichts als ein Spielzeug«, hatten die Mama-sans ihnen allen eingetrichtert, »dann werden sie euch schon bald freiwillig alles erzählen, was ihr wissen wollt. Hört zu, lächelt, paßt auf, schmeichelt ihnen und macht sie glücklich, denn nur dann sind sie großzügig. Vergeßt niemals, daß Glückmachen Gold ist, und das ist euer einziges Ziel und eure einzige Sicherheit.«

»In Edo«, berichtete Hiraga, »war dieser Taira wirklich tapfer, heute dagegen ist er ein Feigling. Fujiko, wie ist er im Bett?«

Hinter einem Lächeln verbarg sie ihr Erstaunen darüber, daß jemand so indiskret sein konnte. »Wie alle jungen Männer, Hiraga-san.«

»Selbstverständlich, aber wie war er wirklich, eh? Wie ist es mit den Proportionen – großer Mann, großer Speer?«

»Ah, tut mir leid.« Sie senkte den Blick und fuhr in bewußt demütigem Ton fort: »Aber die Damen der Weidenwelt haben Anweisung, niemals mit einem Kunden über einen anderen zu sprechen, egal, wer es ist.«

»Gelten unsere Vorschriften auch für die Gai-Jin?« wollte Hiraga wissen.

Ori lachte. »Aus der wirst du nichts rauskriegen, aus keiner von ihnen. Ich hab's versucht. Dann kam Raiko-san und hat geschimpft, daß ich danach gefragt habe. ›Gai-Jin oder nicht, die uralten Yoshiwara-Regeln gelten‹, hat sie gesagt. ›Wir können im allgemeinen reden, aber über einen bestimmten Kunden – *Baka-neh!*‹ Sie war wirklich ziemlich wütend.«

Beide Männer lachten, aber Fujiko sah, daß Hiragas Augen nicht lachten. Sie gab vor, es nicht zu bemerken, und fragte sich, wie sie ihm heute abend wohl zu Diensten sein müsse. Um ihn zu beruhigen, sagte sie: »Tut mir leid, Hiraga-san, aber ich habe nur wenig Erfahrung mit jungen, mit alten und mit den Männern in der Mitte. Aber die meisten erfahrenen Damen sagen, Größe ist keine Garantie für Befriedigung für ihn oder für sie, aber es heißt, die jungen Männer sind immer die besten und befriedigendsten Kunden.«

Sie lachte in sich hinein über diese abgedroschene Lüge. Wie gern würde ich ihnen endlich einmal die Wahrheit sagen: daß die jungen Männer die schlimmsten, die anspruchsvollsten, die am wenigsten zufriedenstellenden Kunden sind. Ihr seid alle hoffnungslos ungeduldig, ihr habt viel zuviel Manneskraft, verlangt zahlreiches Eindringen, ihr habt Unmengen von Essenz, aber nur wenig Zufriedenheit hinterher – und ihr seid selten großzügig. Am schlimmsten aber ist, daß man sich als Mädchen, so sehr man sich auch dagegen sträubt, in einen bestimmten jungen Mann verlieben kann, und das führt zu noch mehr Elend, Katastrophen und in den meisten Fällen zu Selbstmord. Alt ist wirklich zwanzigmal besser.

»Einige junge Männer«, antwortete sie, ohne wirklich zu antworten, »sind unglaublich schüchtern, obwohl sie sehr gut bestückt sind.«

»Interessant. Ich kann immer noch nicht glauben, daß dieser Taira einfach kleinlaut davongegangen ist, Ori.«

Ori zuckte die Achseln. »Kleinlaut oder nicht, er hätte heute abend sterben müssen, dann würde ich weit besser schlafen. Was hätte er denn tun sollen?«

»Alles. Die Tür eintreten, zum Beispiel. Eine Verabredung ist eine Verabredung, und daß Raiko keinen Ersatz gestellt hat, war eine weitere Beleidigung.«

»Die Tür und der Zaun sind viel zu stark, sogar für uns.«

»Dann hätte er auf die Hauptstraße gehen, mit zehn oder zwanzig von seinen Leuten zurückkommen und den Zaun einreißen sollen – er ist ein wichtiger Beamter, in der Gesandtschaft haben ihm die Offiziere und die Soldaten aufs Wort gehorcht. Dann hätte Raiko mit Sicherheit ein Jahr oder noch länger vor ihm Kotau gemacht und dafür gesorgt, daß er den Service, den er will, dann kriegt, wann er ihn will – und sogar wir hätten vermutlich fliehen müssen. Das hätte ich getan, wenn ich ein so wichtiger Beamter wäre wie er.«

Hiraga lächelte. »Es geht um das Gesicht. Und irgendwie verstehen sie wirklich was davon. Die hätten ihre idiotische Gesandtschaft bis zum letzten Mann verteidigt, und dann hätte die Flotte Edo plattgemacht.«

»Ist das denn nicht genau, was wir wollen?«

»Ja.« Hiraga lachte. »Aber nicht, solange man ohne Waffen ist und wie ein Gärtner katzbuckeln muß – richtig nackt habe ich mich gefühlt.« Wieder wurde Saké nachgefüllt. Hiraga sah Fujiko an. Normalerweise hätte ihn seine Männlichkeit und der Saké in Erregung versetzt, auch wenn das Mädchen dieses Abends nicht besonders attraktiv war. Heute abend war es anders. Denn dies war die Gai-Jin-Yoshiwara, und sie hatte mit ihnen geschlafen und war deswegen beschmutzt. Vielleicht würde sie Ori gefallen, dachte er und lächelte sie an, um sein Gesicht zu wahren. »Bestell uns was zu essen, Fujiko, eh? Das Beste, was das Haus bieten kann!«

»Sofort, Hiraga-san.« Sie eilte davon.

»Hör zu, Ori«, flüsterte Hiraga, damit niemand mithören konnte. »Uns droht hier sehr große Gefahr.« Er zog das gefaltete Plakat heraus.

Ori erschrak. »Zwei Koku? Das wird jeden in Versuchung führen. Das könntest du sein – nicht genau, aber ein Wachtposten an den Straßensperren könnte dich deswegen anhalten.«

»Das hat Raiko auch gesagt.«

Ori blickte zu ihm auf. »Joun war ein Maler, ein guter sogar.«

»Daran hatte ich auch gedacht und mich gefragt, wie sie ihn fangen und seinen Willen brechen konnten. Er kennt sehr viele Shishi-Geheimnisse und weiß, daß Katsumata den Shōgun überfallen will.«

»Verächtlich, daß er sich lebend fangen ließ. Wie es scheint, sind wir verraten worden.« Ori reichte das Porträt zurück. »Zwei Koku sind für jeden verlockend, selbst für die fanatischste Mama-san.«

»Auch das habe ich mir überlegt.«

»Laß dir einen Bart wachsen, Hiraga. Das würde helfen.«

»Stimmt, das würde helfen.« Hiraga war froh, daß Ori wieder zur Vernunft gekommen war, denn sein Rat war immer wertvoll. »Komisches Gefühl zu wissen, daß das hier da draußen ist.«

»In ein bis zwei Tagen«, erwiderte Ori, »sobald ich kann, und ich werde jeden Tag kräftiger, werde ich nach Kyōto gehen, um Katsumata wegen Joun zu warnen. Er muß unbedingt gewarnt werden.«

»Ja. Gute Idee. Sehr gut.«

»Und was ist mit dir?«

»Ich bin bei den Gai-Jin sicher – sicherer als anderswo. Solange ich nicht verraten werde. Akimoto ist in Hodogaya. Ich habe veranlaßt, daß er kommt. Dann können wir entscheiden.«

»Gut. Du wärst sicherer, wenn du sofort nach Kyōto zu fliehen versuchtest, bevor diese Bilder auf der ganzen Tokaidō verbreitet werden.«

»Nein. Taira ist eine so gute Gelegenheit, daß man sie nicht verpassen darf. Für alle Fälle werde ich hier Schwerter verstecken.«

»Hol dir einen Revolver, der fällt nicht so sehr auf.« Ori zog sich die Yokata von der linken Schulter und kratzte sich am Verband.

Erschrocken sah Hiraga die dünne Goldkette mit dem kleinen Goldkreuz an seinem Hals hängen. »Warum trägst du das?«

Ori zuckte die Achseln. »Weil's mir Spaß macht.«

»Wirf das weg, Ori – es verbindet dich mit dem Tokaidō-Mord, mit Shorin und mit ihr. Das Kreuz ist eine unnötige Gefahr.«

»Viele Samurai sind Christen.«

»Ja, aber sie könnten das Kreuz identifizieren. Es ist wahnsinnig, ein solches Risiko einzugehen. Wenn's unbedingt sein muß, besorg dir ein anderes.«

Nach einer Pause entgegnete Ori: »Aber ich will dieses hier.«

Hiraga sah seine Unbeugsamkeit, verfluchte ihn innerlich, entschied dann aber, daß es seine Pflicht war, die Shishi-Bewegung zu schützen, *sonno-joi* zu schützen, und daß jetzt der Zeitpunkt gekommen war. »NIMM DAS AB!«

Das Blut schoß Ori ins Gesicht. Er wußte, daß er herausgefordert wurde. Seine Wahl war einfach: Weigerung und Tod oder Gehorsam.

Ein Moskito summte um seinen Kopf. Er beachtete ihn nicht, weil er keine plötzliche Bewegung machen wollte. Ganz langsam griff er mit der Rechten nach der Kette und zerriß sie. Kreuz und Kette verschwanden in seiner Ärmeltasche. Dann legte er beide Hände auf die Tatami und verneigte sich tief. »Du hast recht, Hiraga-san, es war eine unnötige Gefahr. Bitte verzeih mir.«

Schweigend erwiderte Hiraga die Verneigung. Erst dann entspannte er sich, und Ori richtete sich auf. Beide Männer wußten, daß sich an ihrem Verhältnis zueinander etwas verändert hatte. Endgültig. Sie waren zwar keine Feinde geworden, aber sie waren keine Freunde mehr; Verbündete – ja, doch nie wieder Freunde. Als Ori nach seiner Tasse griff und sie ihm entgegenhob, stellte er mit Genugtuung fest, daß er seine innere Wut so unter Kontrolle hatte,

daß seine Finger nicht zitterten. »Ich danke dir.«

Hiraga trank mit, beugte sich vor und schenkte beiden nach.  
»Und nun Sumomo. Erzähl mir bitte von ihr.«

»Ich erinnere mich an fast gar nichts.« Ori öffnete seinen Fächer und vertrieb damit den Moskito. »Mama-san Noriko hat mir berichtet, daß Sumomo wie ein Geist aus der Flasche mit mir auf einer Bahre angekommen sei, ihr aber nur kurz erzählt habe, ein Gai-Jin-Doktor habe mich aufgeschnitten und wieder zugenäht. Sie habe die Hälfte von Shorins Schulden bezahlt und sie überredet, mich zu verstecken. Während des Wartens habe Sumomo, nachdem sie nach Shorin gefragt hatte, kaum etwas gesagt. Als der Bote mit deiner Nachricht aus Edo kam, sei sie sofort nach Shimonoseki aufgebrochen. Die einzige Nachricht, die sie ihr gab, war die, daß Satsuma sich für den Krieg rüstet und daß eure Choshu-Batterien wieder einmal auf die Gai-Jin-Schiffe in der Meerenge gefeuert und sie zurückgeschlagen haben.«

»Gut. Hast du ihr alles von Shorin erzählt?«

»Ja. Sie bat mich dringend darum, und als ich alles erzählt hatte, erklärte sie, daß sie sich rächen werde.«

»Hat sie bei der Mama-san eine Nachricht hinterlassen?«

Ori zuckte die Achseln. »Bei mir jedenfalls nicht.«

Vielleicht hat Noriko eine, dachte Hiraga. Aber macht nichts, das hat Zeit. »Sah sie gut aus?«

»Ja. Ich schulde ihr mein Leben.«

»Ja. Eines Tages wird sie die Schuld eintreiben wollen.«

»Wenn ich sie ihr zurückzahle, zahle ich sie auch dir zurück und ehre *sonno-joi*.«

Beide schwiegen, und jeder fragte sich, was der andere wohl wirklich dachte.

Plötzlich lächelte Hiraga. »Heute abend gab es in der Niederlassung ein großes Fest, gräßliche Musik und viel Trinkerei, das machen sie immer so, wenn ein Mann verspricht zu heiraten.« Er leer-



te seine Tasse. »Dieser Saké ist gut. Einer der Kaufleute – der Gai-Jin, den du an der Tokaidō verwundet hast – wird diese Frau heiraten.«

Ori war sprachlos. »Die Frau mit dem Kreuz? Sie ist hier?«

»Ich habe sie heute abend gesehen.«

»Ach!« murmelte Ori; dann leerte er seine Saké-Tasse und schenkte beiden noch einmal ein. Dabei verschüttete er einige Tropfen Wein. »Sie wird heiraten? Wann?«

Hiraga zuckte die Achseln. »Ich weiß es nicht. Ich habe die beiden heute abend zusammen gesehen, er geht an zwei Stöcken wie ein Krüppel – dein Hieb hat ihn sehr schwer verletzt, Ori.«

»Gut. Und die... die Frau. Wie sah sie aus?«

Hiraga lachte. »Fremdartig, Ori, absolut närrisch.« Er beschrieb ihre Krinoline. Und ihre Frisur. Dann stand er auf und parodierte ihren Gang. Gleich darauf wälzten sich die beiden Männer vor Lachen fast auf den Tatamis. »... ihre Brüste hingen raus, richtig unanständig! Kurz bevor ich hierherkam, hab ich durch ihr Fenster gespäht. Die Männer haben sie öffentlich umarmt, sie und ein Mann haben einander umarmt, um vor aller Augen zu der Musik dieser grauenvoll klingenden Instrumente herumzuwirbeln! Ihre Röcke sind geflogen, daß man bis fast ganz oben sehen konnte, ich hätte es nicht geglaubt, wenn ich's nicht selbst gesehen hätte, aber sie wanderte von einem Mann zum anderen wie eine billige Hure. Der Dummkopf, der sie heiraten will, saß nur in seinem Sessel und sah anscheinend glücklich zu, stell dir das vor!« Er wollte einschenken, aber die Flasche war leer. »Saké!«

Sofort wurde die Tür geöffnet, eine Dienerin kam auf den Knien mit zwei neuen Flaschen herein, schenkte ein und huschte wieder hinaus. Er rülpste; der Saké machte sich bemerkbar. »Wie die Tiere haben sie sich benommen. Ohne ihre Kanonen und Schiffe sind sie nicht mal unsere Verachtung wert.«

Ori blickte zum Fenster hinaus, in Richtung Meer.

»Was ist?« Hiraga wurde sofort wachsam. »Gefahr?«

»Nein. Nein, nichts.«

Hiraga runzelte die Stirn; er wußte, wie empfänglich Ori für äußere Eindrücke war. »Hast du deine Schwerter hier?«

»Ja. Raiko bewahrt sie für mich auf.«

»Ich hasse es, kein Schwert im Gürtel zu haben.«

»Ich auch.«

Eine Zeitlang tranken sie schweigend; dann kam das Essen, kleine Schalen mit gegrilltem Fisch, Sushi und Sashimi und ein portugiesisches Gericht namens Tempura – Fisch und Gemüse, in Reismehl getaucht und in Öl gesotten. Bevor die Portugiesen im Jahre 1550 kamen, hatten die Japaner diese Technik noch nicht gekannt.

Als sie satt waren, ließen sie Raiko rufen, machten ihr Komplimente, lehnten die angebotenen Dienste einer Geisha jedoch dankend ab. Also verneigte sie sich und ging. »Morgen, Fujiko, werde ich irgendwann nach Sonnenuntergang kommen.«

»Ja, Hiraga-san.« Fujiko verneigte sich sehr tief; sie war froh, ohne weitere Arbeit entlassen zu werden, denn Raiko hatte ihr schon erklärt, daß ihr Honorar großzügig sein würde. »Danke, daß Sie mich beehrt haben.«

»Du wirst natürlich nichts von dem, was du hier siehst oder hörst, an Taira oder einen anderen Gai-Jin weitergeben. An überhaupt niemanden, hast du verstanden?«

Erschrocken hob sie den Kopf. »Natürlich nicht, Hiraga-sama.« Als sie seine Augen sah, zog ein Schatten über ihr Herz. »Natürlich nicht«, wiederholte sie mit kaum vernehmbarer Stimme, neigte die Stirn bis auf die Tatami und ging zutiefst verängstigt hinaus.

»Wir gehen ein Risiko ein mit dieser Frau als Zuhörerin, Ori.«

»Mit jedem. Aber sie würde es genausowenig wagen wie die anderen.« Wieder wehrte Ori mit seinem Fächer die nächtlichen Insekten ab. »Bevor wir verschwinden, werden wir mit Raiko einen Preis vereinbaren, damit Fujiko in ein billiges Haus abgeschoben werden

kann, wo sie zu beschäftigt sein wird, um Unheil zu stiften, und weit von allen Gai-Jin und Bakufu entfernt.«

»Das ist ein guter Vorschlag. Aber es könnte teuer werden. Wie Raiko sagt, ist Fujiko bei den Gai-Jin aus irgendeinem Grund äußerst beliebt.«

»Fujiko?«

»Ja. Merkwürdig, *neh?* Sie sind eben ganz anders als wir, sagt Raiko.« Hiraga sah Ori verzerrtes Lächeln. »Was ist?«

»Nichts. Wir können morgen reden.«

Hiraga nickte und leerte die letzte Tasse; dann stand er auf, legte die gestärkte Yokata ab, die alle Häuser und Herbergen ihren Kunden zur Verfügung stellten, und kleidete sich wieder in den gewöhnlichen Kimono eines Dorfbewohners, mit einem Turban aus grobem Tuch und einem Kuli-Strohhut darüber. Zuletzt schulterte er den leeren Lieferkorb.

»Bist du sicher, wenn du so angezogen bist?«

»Ja, solange ich nicht den Kopf freimachen muß, und außerdem habe ich das hier.« Hiraga zeigte ihm die beiden Pässe, die Tyrer ihm gegeben hatte, einen für die Japaner und einen für die Engländer. »Die Wachen am Tor und an der Brücke sind sehr aufmerksam, und bei Nacht patrouillieren Soldaten durch die Niederlassung. Ein Ausgehverbot gibt es nicht, aber Taira hat mich ermahnt, sehr vorsichtig zu sein.«

Nachdenklich reichte ihm Ori die Pässe zurück.

Hiraga steckte sie in seinen Ärmel. »Gute Nacht, Ori.«

»Ja, gute Nacht, Hiraga-san.« Ori musterte ihn mit seltsamem Blick. »Ich möchte wissen, wo die Frau wohnt.«

Hiragas Augen wurden schmal. »Ach ja?«

»Ja. Ich möchte es wissen. Genau.«

»Ich könnte es vermutlich rausfinden. Und dann?«

Das Schweigen verdichtete sich. Ich bin mir heute abend nicht sicher, dachte Ori, ich wünschte, ich wäre es, aber jedesmal, wenn

ich meine Gedanken schweifen lasse, kommt die Erinnerung an jene Nacht zurück und an meine endlose Ekstase mit ihr. Wenn ich sie umgebracht hätte, wäre es damit zu Ende gewesen, doch da ich weiß, daß sie noch lebt, verfolgt sie mich. Es ist dumm, aber ich bin verhext. Sie ist böse, abscheulich, das ist mir klar, aber ich bin trotzdem verhext und ganz sicher, daß sie mich verfolgen wird, solange sie lebt.

»Und dann?« wiederholte Hiraga seine Frage.

Ori ließ sich seine Gedanken nicht anmerken. Er erwiderte seinen Blick offen und zuckte die Achseln.

## 20

*Mittwoch, 17. Oktober*

**A**ndré Poncin riß die Augen auf. »Sie sind schwanger?«  
»Ja«, bestätigte sie leise. »Es ist, wissen Sie...«

»Aber das ist ja wundervoll! Das macht alles endgültig perfekt!« platzte er heraus, als sein Schock sich in einem breiten Grinsen auflöste, weil Struan, der britische Gentleman, einer unschuldigen Dame Unrecht zugefügt hatte und nun einer baldigen Heirat nicht mehr aus dem Weg gehen konnte, wenn er ein Gentleman bleiben wollte. »Darf ich Ihnen gratulieren, Madam...«

»Still, André, das dürfen Sie nicht! Und bitte nicht so laut, die Wände haben Ohren, besonders in den Gesandtschaften, nicht wahr?« flüsterte sie außer sich und staunte darüber, daß ihre Stimme so ruhig blieb, daß sie sich so ruhig fühlte und es ihm so gelassen mitteilen konnte. »Denn wissen Sie, der Vater ist leider nicht

M'sieur Struan.«

Sein Lächeln erstarb; dann kehrte es zurück. »Sie scherzen natürlich, aber warum dieser...«

»Bitte, hören Sie einfach zu!« Angélique rückte ihren Sessel näher. »Ich wurde in Kanagawa vergewaltigt...«

Offenen Mundes starrte er sie an, während sie ihm erzählte, was ihr nach ihrer Meinung zugestoßen war, was sie beschlossen und wie sie seither ihre Angst verborgen hatte.

»Großer Gott, arme Angélique, Sie Ärmste, wie fürchterlich für Sie.« Mehr brachte er vor Schreck nicht heraus, während für ihn ein weiteres Puzzleteil an seinen Platz fiel. Sir William, Seratard und Struan hatten beschlossen, so wenige Personen wie möglich von Dr. Hoags Operation in Kanagawa zu informieren und die Nachricht vor allem vor Angélique geheimzuhalten, und auch beide Ärzte hielten das medizinisch für geraten. »Warum sie unnötig aufregen? Sie ist seit der Tokaidō-Sache nervös genug.«

Kein Grund, ihr jetzt davon zu erzählen, dachte André beunruhigt, und die Ironie erschütterte ihn zutiefst.

Er nahm ihre Hand und streichelte sie, zwang sich, die eigenen Probleme zurückzustellen und sich ganz auf sie zu konzentrieren. Wie sie da neben ihm in seinem Büro saß, ernst, bescheiden und mit klaren Augen, die personifizierte Unschuld und wenige Stunden zuvor noch die Königin des schönsten Balls, den Yokohama jemals gesehen hatte – all das verlieh ihrer Geschichte den Anschein absoluter Unwirklichkeit. »Ist das tatsächlich geschehen? Wirklich?«

Sie hob die Hand, als wolle sie einen Eid leisten. »Ich schwöre es, bei Gott.« Nun faltete sie die Hände auf ihrem Schoß. Blaßgelbes Tageskleid mit Reifrock, orangefarben das winzige Häubchen und der Sonnenschirm.

Verunsichert schüttelte er den Kopf. »Hört sich unmöglich an.«

Er war schon in viele Mann-Frau-Tragödien verwickelt gewesen. In manche war er von Vorgesetzten hineinmanövriert worden, in ei-

nige hineingestolpert, viele hatte er ausgelöst und fast alle, wenn nicht überhaupt alle, hatte er zum Besten seiner Sache benutzt: für Frankreich und natürlich, zuallererst, für sich selbst.

Warum nicht, dachte er. Was hat Frankreich für mich getan, was wird es für mich tun? Gar nichts. Aber diese Angélique wird entweder jeden Moment zusammenbrechen, oder sie ist wie diese Frauen, die, böse geboren, die Wahrheit geschickt für ihre eigenen Zwecke zurechtbiegen, oder wie jene, die, durch Angst und Schrecken über die Grenze gestoßen, weit über ihr Alter hinaus berechnend und kaltblütig wurden. »Wie bitte?«

»Ich muß dieses Problem beseitigen, André.«

»Abtreibung, meinen Sie? Aber Sie sind katholisch!«

»Das geht nur mich und Gott etwas an.«

»Was ist mit der Beichte? Kommenden Sonntag müssen Sie...«

»Das geht nur mich und den Priester etwas an, und dann Gott. Zuallererst muß das Problem beseitigt werden.«

»Das verstößt gegen Gottes Gebote und die Gesetze der Menschen.«

»Und wird seit Jahrtausenden gemacht.« Ihr Ton gewann an Schärfe. »Beichten Sie denn etwa alles? Ehebruch verstößt ebenfalls gegen ›Gottes Gebote‹ – oder? Sie sind verheiratet, nicht wahr? Mord verstößt gegen alle Gesetze. Nicht wahr?«

»Wer sagt, daß ich jemanden getötet habe?«

»Niemand, aber daß Sie an mehreren Todesfällen schuldig sind, ist mehr als wahrscheinlich. Wir leben in gewalttätigen Zeiten. Ich brauche Ihre Hilfe, André.«

»Sie riskieren ewige Verdammnis.«

Ja, darüber habe ich ein Meer von Tränen vergossen, dachte sie grimmig, ohne daß sich der unschuldige Ausdruck in ihren Augen veränderte. Sie haßte ihn, aber sie mußte ihm vertrauen.

An diesem Morgen war sie zeitig erwacht, und als sie ihren Plan zu rekapitulieren begann, wurde ihr auf einmal klar, daß sie alle

Männer haßte. Männer bringen uns nur Probleme: Väter, Ehemänner, Brüder, Söhne und Priester – die Priester sind die schlimmsten von allen, die meisten von ihnen notorische Kopulierer und Pervertierte, Lügner, die die Kirche für ihre eigenen Zwecke mißbrauchen, obwohl es tatsächlich einige gibt, die Heilige sind. Die Priester und die anderen Männer beherrschen diese Welt und ruinieren sie für uns Frauen. Ich hasse sie alle – bis auf Malcolm. Den hasse ich nicht, noch nicht. Ich weiß nicht, ob ich ihn wirklich liebe, ich weiß nicht recht, was Liebe ist, aber ich mag ihn lieber als jeden anderen Mann, den ich kenne, und ich kann ihn verstehen.

Was die übrigen angeht, so hat der liebe Gott mir endlich die Augen geöffnet! Vertrauensvoll und flehend sah sie André an. Verdammt, daß ich mein Leben in deine Hände geben muß, aber zum Glück durchschaue ich dich jetzt. Malcolm und Jamie haben recht, du willst nur die Firma Struan unter deine Kontrolle oder zu Fall bringen. Verdammt, daß ich überhaupt einem Mann vertrauen muß! Wenn ich nur in Paris wäre oder sogar in Hongkong, da gibt es Dutzende von Frauen, die ich diskret um entsprechende Hilfe bitten könnte, hier aber keine einzige. Diese beiden Vetteln? Unmöglich! Es ist eindeutig, daß sie mich hassen und meine Feindinnen sind.

Sie ließ ein paar Tränen in ihre Augen treten. »Bitte, helfen Sie mir.«

Er seufzte. »Ich werde später mit Babcott...«

»Sind Sie wahnsinnig? Den dürfen wir auf gar keinen Fall einweihen. Auch Hoag nicht. Nein, André, ich habe mir alles sehr sorgfältig überlegt. Keinen von beiden. Wir müssen jemand anders finden. Eine Madam.«

Über ihre ruhige Stimme und ihre Logik verblüfft, starrte er sie wieder an. »Eine Mama-san meinen Sie?« stotterte er.

»Was ist das?«

»Ach... das ist die Frau, die Japanerin, die... die die einheimischen

Freudenhäuser leitet, Verträge für die Dienste der Mädchen abschließt, über Preise verhandelt und Mädchen zuteilt. Und so weiter.«

Sie zog eine Augenbraue hoch. »An so eine hatte ich nicht gedacht. Ich habe allerdings gehört, daß es am Ende der Straße so ein Haus gibt.«

»Großer Gott! Sie meinen Naughty Nellie's... in Drunk Town? Nicht für tausend Louis d'or würde ich da hingehen.«

»Aber wird das Haus denn nicht von Mrs. Fotheringills Schwester geführt? Die berühmte Mrs. Fotheringill aus Hongkong?«

»Woher wissen Sie etwas von ihr?«

»O mein Gott, André, bin ich denn eine dumme, bigotte Engländerin?« gab sie gereizt zurück. »Jede Europäerin in Hongkong weiß von Mrs. Fotheringills Etablissement für junge Damen, obwohl sie vorgeben, nichts zu wissen, und in der Öffentlichkeit niemals davon sprechen, aber auch die Dümmeren wissen, daß ihre Männer chinesische Häuser besuchen oder asiatische Mätressen haben. Eine furchtbare Heuchelei. Sogar Sie wären erstaunt, wenn Sie wüßten, worüber die Damen in der Privatsphäre ihrer Boudoirs reden oder wenn keine Männer in der Nähe sind. In Hongkong hörte ich, daß ihre Schwester hier ein Haus eröffnet hat.«

»Das ist nicht dasselbe, Angélique, dieses Haus ist für Seeleute, Betrunkene, Rumtreiber – für den Abschaum. Und Naughty Nellie ist nicht ihre Schwester, das behauptet sie nur, also bezahlt sie vermutlich für den Gebrauch ihres Namens.«

»Ach! Aber wohin gehen Sie dann? Wenn Sie ›Unterhaltung‹ wünschen?«

»In die Yoshiwara«, antwortete er und erklärte es ihr, verblüfft über dieses Gespräch und darüber, daß auch er so offen reden konnte.

»Haben Sie ein Haus, mit dessen Mama-san Sie sich gut verstehen?«



»Ja.«

»Na, wunderbar. Sie gehen heute abend noch zu Ihrer Mama-san und holen die entsprechende Medizin.«

»Wie bitte?«

»Mein Gott, André, seien Sie doch vernünftig! Dies ist ein sehr schweres Problem, und wenn wir es nicht lösen können, werde ich niemals Herrin des Noble House und niemals... gewisse Interessen fördern können.« Sie sah sofort, daß sie damit ins Schwarze getroffen hatte, und freute sich. »Gehen Sie heute abend dorthin und bitten Sie sie um die Medizin. Bitten Sie nicht ein Mädchen darum, die verstehen vermutlich nichts davon. Bitten Sie die *patronne*, die Mama-san. Sie können ja sagen, ›das Mädchen‹ sei überfällig.«

»Ich weiß nicht, ob es eine derartige Medizin gibt.«

Sie lächelte herablassend. »Seien Sie nicht töricht, André, selbstverständlich gibt es die, sie müssen so etwas haben.« Mit der Rechten begann sie die Finger ihres linken Handschuhs glattzustreichen. »Sobald das Problem beseitigt ist, wird alles wundervoll werden, und wir werden Weihnachten heiraten. Übrigens, da M'sieur Struan allmählich kräftiger wird, habe ich beschlossen, die Struan-Suite zu verlassen, bis wir verheiratet sind, und heute nachmittag in die Gesandtschaft zurückzukehren.«

»Ist das klug? Sie sollten in seiner Nähe bleiben.«

»Normalerweise ja. Aber es gibt gewisse Anstandsregeln, und, noch wichtiger, ich bin sicher, daß es mir nach der Medizin einige Tage nicht gut gehen wird. Sobald auch das vorüber ist, werde ich entscheiden, ob ich in das Struan-Building zurückkehre. Ich weiß, daß ich mich auf Sie verlassen kann, mein Freund.« Sie erhob sich.

»Morgen um die gleiche Zeit?«

»Wenn ich nichts habe, werde ich Ihnen Bescheid geben.«

»Nein. Besser, wir treffen uns um zwölf Uhr hier. Ich weiß, ich kann mich auf Sie verlassen.« Damit schenkte sie ihm ihr schönstes Lächeln.

Ihm wurde ob dieses Lächelns heiß, aber auch, weil sie von nun an auf immer an ihn gekettet war. »Diese Schriftzeichen auf Ihrem Laken«, sagte er. »Erinnern Sie sich, wie die aussahen?«

»Ja«, antwortete sie, von dem Themenwechsel überrascht. »Warum?«

»Könnten Sie sie mir aufzeichnen? Möglich, daß ich sie erkenne. Möglich, daß sie eine Bedeutung haben.«

»Sie waren auf der Steppdecke, nicht auf dem Laken. Mit... Mit seinem Blut.« Sie atmete tief durch, griff nach der Feder und tauchte sie in die Tinte. »Eines habe ich Ihnen zu sagen vergessen. Als ich erwachte, war das kleine Kreuzchen verschwunden, das ich seit meiner Kindheit trage. Ich habe überall gesucht, aber es war fort.«

»Hat er es gestohlen?«

»Ich nehme es an. Aber sonst nichts. Ich hatte noch ein bißchen Schmuck, den hat er nicht angerührt. Die Stücke waren nicht sehr wertvoll, doch weitaus wertvoller als das Kreuz.«

Der Gedanke daran, wie sie da im Bett lag, reglos, das Nachthemd von oben bis unten aufgeschlitzt, wie die Hand des Vergewaltigers ihr das Kreuz vom Hals riß und das Mondlicht auf dem Gold glitzerte, vor oder nachdem er ihre Beine gespreizt hatte, wurde sehr schnell real und erotisch und ließ ihn pulsieren. Sein Blick wanderte über ihren Körper, während sie sich, ohne sein Begehren zu spüren, über den Schreibtisch beugte.

»Da«, sagte sie und reichte ihm das Blatt Papier.

Er starrte auf die Schriftzeichen, die ihn an überhaupt nichts erinnerten. »Tut mir leid, aber sie haben keine Bedeutung, sie sehen nicht mal chinesisch aus – Chinesisch oder japanisch, die Schriftzeichen sind dieselben.« Dann kam ihm plötzlich ein Gedanke, er drehte das Blatt herum und hielt die Luft an. »Tokaidō, sie bedeuten Tokaidō!« Die Farbe wich ihr aus dem Gesicht. »Sie haben sie nur verkehrt herum aufgeschrieben. Tokaidō, jetzt wird alles klar! Er wollte, daß Sie es wissen, wollte, daß die ganze Niederlassung es

weiß, und wir hätten es gewußt, wenn Sie irgend jemandem davon erzählt hätten! Aber warum?»

Sie hob die zitternden Finger an ihre Schläfen. »Ich... Ich weiß es nicht. Vielleicht... Ich weiß es nicht. Er muß inzwischen tot sein, M'sieur Struan hat ihn angeschossen, er muß ganz einfach tot sein.«

André zögerte ein wenig, erwog das Für und Wider. »Nachdem wir schon so viele Geheimnisse miteinander teilen und Sie Geheimnisse eindeutig bewahren können, muß ich, so leid es mir tut, Ihnen noch ein weiteres anvertrauen.« Er erzählte ihr von Hoag und der Operation. »Es war nicht Hoags Schuld, er konnte nichts davon wissen. Es ist eine Ironie, aber beide Ärzte rieten davon ab, es Ihnen zu erzählen, um Ihnen Kummer zu ersparen.«

»Nur wegen Babcott und seinem Opiat bin ich jetzt hier«, murmelte sie, und bei ihrem Ton überlief es ihn eiskalt. »Der Mann lebt also noch?«

»Wir wissen es nicht. Hoag hat ihm keine große Chance gegeben. Warum wollte dieser Teufel, daß seine Teufelei bekannt wird, Angélique?«

»Gibt es noch weitere Geheimnisse über diese Katastrophe, die Ihnen bekannt sind, mir aber nicht?«

»Nein. Warum wollte er, daß alle davon erfahren – Tollkühnheit?«

Lange stand sie da und starrte auf die Schriftzeichen. Reglos, nur ihre Brust hob und senkte sich mit ihrem regelmäßigen Atem. Dann ging sie ohne ein Wort hinaus. Leise schloß sich die Tür hinter ihr.

Verwundert schüttelte er den Kopf und starrte wieder auf das Blatt.

Tyrer saß in dem kleinen, an die britische Gesandtschaft grenzen-

den Häuschen, das er sich mit Babcott teilte, und übte sich mit Nakama in Kalligraphie. »Bitte, nennen Sie mir die japanischen Bezeichnungen für heute, morgen, übermorgen, nächste Woche, nächstes Jahr, die Wochentage und die Monate des Jahres.«

»Ja, Taira-san.« Langsam sprach Hiraga ein japanisches Wort und sah zu, wie Tyrer es in lateinischer Schrift phonetisch notierte. Dann setzte Hiraga die Schriftzeichen in die dafür vorgesehene Spalte und beobachtete, wie Tyrer sie kopierte. »Sie gut Student. Immer gleiche Folge für Striche, leicht, dann nicht vergessen.«

»Ja, allmählich begreife ich. Vielen Dank, Sie sind mir eine große Hilfe«, gab Tyrer freundlich zurück. Es machte ihm Freude, zu schreiben, zu lesen und zu lernen – und wiederum zu lehren, denn er merkte, daß Nakama hochintelligent war und sehr schnell lernte. »Gut. Danke. Jetzt bitte zu Raiko-san gehen und meine Verabredung für morgen bestätigen.«

»Bestätigen«, bitte?»

»Sicher machen. Sich vergewissern, daß meine Verabredung fest ist.«

»Ah, verstehn.« Hiraga rieb sich das Kinn, das über Nacht dunkle Stoppeln bekommen hatte. »Ich gehe bestätigen.«

»Ich bin nach dem Lunch wieder da. Bitte seien Sie pünktlich hier, damit wir Konversation üben und Sie mir mehr über Japan erzählen können. Wie sagt man das auf japanisch?« Hiraga nannte ihm die Worte. Tyrer schrieb sie phonetisch in sein Übungsheft, das inzwischen mit Wörtern und Sätzen vollgestopft war, und wiederholte sie so lange, bis er zufrieden war. Gerade wollte er den anderen entlassen, da fiel ihm plötzlich noch etwas ein. »Was ist ein ›Ronin?‹« fragte er.

Hiraga überlegte einen Moment und erklärte es ihm mit möglichst einfachen Worten. Die Shishi erwähnte er jedoch nicht.

»Dann sind Sie ein Ronin, ein Gesetzloser?«

»*Hai*.«

Gedankenverloren bedankte sich Tyrer und ließ ihn gehen. Er unterdrückte ein Gähnen. Er hatte letzte Nacht schlecht geschlafen, denn nachdem ihn Raiko abgewiesen hatte, stand seine ganze Welt auf dem Kopf.

Verdammt Raiko, verdammt Fujiko, dachte er, während er den Zylinder aufsetzte und sich bereit machte, die High Street entlang in den Club zum Lunch zu gehen. Verdammt Japanisch-Lernen, verdammt einfach alles, ich habe Kopfschmerzen und werde diese furchtbar komplizierte Sprache niemals lernen. Sei nicht albern, schalt er sich gleich darauf laut, natürlich wirst du sie lernen; du hast Nakama und André, zwei sehr gute Lehrer, heute abend wirst du mit einem netten Menschen etwas Gutes essen und eine Flasche Champagner trinken, und dann ins Bett. Und schimpf nicht auf Fujiko, denn bald wirst du wieder mit ihr schlafen. O Gott, ich hoffe es jedenfalls!

Der Tag war schön, die Bucht wimmelte von Schiffen, die Kaufleute strebten dem Club entgegen. »O hallo, André! Wie schön, daß ich dich treffe. Hättest du Lust, mit mir zu Mittag zu essen?«

»Vielen Dank, nein.« Poncin, der verärgert wirkte, blieb nicht stehen. »Was ist los? Alles in Ordnung?«

»Nichts ist los. Ein anderes Mal.«

»Morgen?« Es paßte nicht zu André, so kurz angebunden zu sein. Verdammt, ich wollte ihn fragen, was ich...

»Wenn ich darf, werde ich Ihnen Gesellschaft leisten, Phillip«, erbot sich McFay.

»Aber sicher, Jamie. Sie sehen verkatert aus, alter Junge.«

»Bin ich auch. Sie sehen genauso aus. Wir waren auf demselben Fest.«

»Ja. Wie geht's Malcolm?«

»Nicht besonders. Über ihn wollte ich mit Ihnen sprechen.« Sie suchten sich einen Tisch in dem stickigen, überfüllten Raum.

An einem Ecktisch fanden sie Platz. Die chinesischen Diener tru-

gen Platten mit Roastbeef auf, Hühnerpastete, Fischpastete, Fischsuppe, Fleischpastete aus Cornwall, Yorkshire Pudding, Pökelfleisch, Currys und Schüsseln voll Reis für die alten Chinaveteranen, dazu Whisky, Rum, Gin, Portwein, Champagner, Rot- und Weißwein und Krüge voll Bier. Neben jedem Platz lagen Fliegenklatschen.

McFay benutzte die seine. »Ich wollte Sie bitten, mit Malcolm zu sprechen. Sagen Sie ihm, daß es gut für ihn ist, möglichst bald nach Hongkong zurückzukehren.«

»Aber Jamie, das wird er doch sicher ohnehin tun. Außerdem hört er bestimmt nicht auf mich, warum sollte er auch? Was ist los?«

»Seine Mutter. Ich fürchte, das ist kein Geheimnis mehr. Sagen Sie nichts, aber sie schreibt mir mit jeder Post, ich soll ihm befehlen, daß er nach Hause zurückkehrt – aber ich kann überhaupt nichts machen, er will einfach nicht hören, und wenn die Nachricht von dem Ball und seiner offiziellen Verlobung in Hongkong eintrifft...« McFay verdrehte die Augen. »Ayeeyah! Dann ist die Kacke am Dampfen.«

Trotz McFays finsterer Miene mußte Tyrer lachen. »Das ist schon passiert, es stinkt, wie es noch nie gestunken hat. Der ganze Gesandtschaftsgarten ist mit einer kniehohen Schicht bedeckt.«

»Ach ja?« Der Schotte begann stirnrunzelnd zu schnuppern. »Hatte ich gar nicht bemerkt. Wie ist der Curry?« erkundigte er sich bei einem Nachbarn.

»Scharf, Jamie.« Der Mann, Lunkchurch, spie ein Stück Hühnerknochen auf den mit Sägemehl bedeckten Boden. »Hab mir schon den zweiten Schlag geholt.«

Tyrer winkte einem der Kellner, die vorbeikamen, aber der junge Mann mit den großen Zähnen übersah ihn geflissentlich.

»He! *Dew neh loh moh*, Kellner!« rief McFay gereizt. »Curry viel schnell, heya!«

Ringsum ertönten Gelächter und schrille, höhnische Pfiffe über den chinesischen Fluch, während der calvinistische Padre des Highland Bataillons, der mit seinem Kollegen von der Church of England einen reichhaltigen Lunch einnahm, eine säuerliche Miene zog.

Ein Teller blutiges Roastbeef wurde vor McFay auf den Tisch geknallt. »Curry, Mass'er, viel sehr schnell schnell heya?« erklärte der junge Diener.

Wütend schob McFay den Teller zurück. »Das ist Roastbeef, verdammt noch mal! Curry, Himmeldonnerwetter, ich will Curry!«

Brummelnd kehrte der Diener in die Küche zurück, wo er sich vor Lachen bog. »Noble House Fay ist hochgegangen wie 'n Faß voll Feuerwerk, als ich ihm das Roastbeef unter die Knollennase schob und so tat, als hielte ich es für Curry. Ayeeyah.« Er hielt sich den Bauch vor Lachen. »Ich hätt mir fast in die Hosen gemacht. Fremde Teufel zum besten zu halten macht noch mehr Spaß als kopulieren.«

Andere stimmten in sein Lachen ein, bis der Chefkoch herüberlangte und ihm eine Ohrfeige versetzte. »Hör zu, du dreckiger kleiner Scheißer – und ihr anderen auch –, fremde Teufel vom Noble House werden nicht zum besten gehalten, bis Noble House Chen sagt, daß es in Ordnung ist. Und jetzt bring Noble House Fay sofort sein Curry, und wage ja nicht reinzuspuken, sonst werd ich deine Eier in Butter braten.«

»Ayeeyah, ist doch üblich, den fremden Teufeln ins Essen zu spucken, Ehrenwerter Chefkoch«, begehrte der junge Mann auf, griff sich zusätzlich einen Teller mit Hühnerpastete und gehorchte.

Der Teller mit Curry und eine Schüssel Reis wurden vor McFay auf den Tisch gestellt. »Curry, Mass'er, Sie wollen heya macht nichts.« Innerlich fluchend eilte der junge Mann davon, aber er war trotzdem zufrieden, denn obwohl er es nicht gewagt hatte, dem Chefkoch nicht zu gehorchen, hatte er auf dem ganzen Weg von

der Küche zum Tisch seinen schmutzigen Daumen in den Curry gehalten.

»Unverschämter Hund«, schimpfte Jamie. »Zehn Dollar gegen einen geplatzten Flush, daß der Mistkerl reingespuckt hat.«

»Wenn Sie so sicher sind, warum schreien Sie ihn dann an?« Tyrer begann seine Fleischpastete aufzuschneiden.

»Weil er das braucht, das brauchen sie alle, und dazu einen kräftigen Tritt in den Hintern.« Genußvoll nahm McFay den gelblich-schleimigen Curry aus Hammelfleisch und Kartoffeln in Angriff, auf dessen Oberfläche dicke Fettaugen schwammen. »Ach, übrigens – ich habe gehört, Sie haben einen Samurai aus Edo rausgeschmuggelt, der ein bißchen Englisch spricht.«

Tyrer hätte sich fast an einem Stück Huhn verschluckt. »Unsinn!«

»Warum sind Sie dann jetzt so rot geworden, verdammt noch mal? Sie reden mit Noble House McFay! Kommen Sie, Phillip, hatten Sie etwa erwartet, Sie könnten das hier geheimhalten? Irgend jemand hat mitgehört.« Von der Schärfe des Curry war ihm der Schweiß auf die Stirn getreten. »Das Zeug ist so scharf, daß es einem die Eier wegfrißt – aber gut. Möchten Sie auch was?«

»Nein danke.«

Munter setzte McFay seine Mahlzeit fort. Dann wurde sein Ton auf einmal hart, obwohl er immer noch vertraulich sprach. »Wenn Sie mir nicht alles über ihn erzählen, alter Junge, vertraulich natürlich, und mir sämtliche Informationen geben, werde ich hier und jetzt einen Bericht abgeben – an ihn.« Mit dem Löffel deutete er auf Nettlesmith, den Herausgeber des *Yokohama Guardian*, der sie schon neugierig beobachtete. Ein Klecks Curry fiel auf das Tisch-tuch. »Wenn Wee Willie von Ihrem Geheimnis erst aus der Zeitung erfährt, wird er explodieren, wie Sie es bestimmt noch nie erlebt haben.«

Tyrer verging der Appetit. Voll Nervosität entgegnete er: »Ich... Es stimmt, wir haben einem Dissidenten zur Flucht aus Edo ver-



holfen. Mehr kann ich nicht sagen. Im Augenblick steht er unter dem Schutz Ihrer Majestät. Tut mir leid, mehr kann ich wirklich nicht sagen. Streng geheim.«

McFay musterte ihn argwöhnisch. »Unter dem Schutz Ihrer Britischen Majestät, eh?«

»Ja, tut mir leid. Ein geschlossener Mund fängt keine Fliegen, mehr kann ich nicht sagen. Staatsgeheimnis.«

»Interessant.« McFay putzte seinen Teller blank und rief nach einer zweiten Portion. »Aber ich würd's wirklich keinem weitersagen.«

»Tut mir leid, ich habe Geheimhaltung geschworen.« Tyrer schwitzte ebenfalls; das gehörte, vom Winter und den Frühlingsmonaten abgesehen, in Asien zwar dazu, war aber auch darauf zurückzuführen, daß sein Geheimnis offenbar bekannt war. Dennoch war er zufrieden mit der Art, wie er sich Jamie gegenüber verhielt, dem zweifellos wichtigsten Kaufmann von ganz Yokohama. »Das werden Sie doch sicher verstehen.«

Ganz auf seinen Curry konzentriert, nickte McFay freundlich. »Ich verstehe sehr gut, alter Freund. Sowie ich aufgegessen habe, kriegt Nettlesmith die Exklusivstory.«

»Das würden Sie nicht wagen!« Tyrer war entsetzt. »Staatsgeheimnisse...«

»Zum Teufel mit den Staatsgeheimnissen«, zischte McFay. »Erstens glaube ich Ihnen nicht, zweitens, selbst wenn es eins wäre, hätten wir das Recht, davon zu erfahren, denn wir sind der Staat, bei Gott, und nicht eine Bande von diplomatischen Tagedieben, die sich nicht mal den Weg aus 'ner leeren Tüte freifurzen können.«

»Also, hören Sie mal...«

»Ich höre. Raus damit, Phillip, oder Sie lesen in der nächsten Ausgabe davon.« Mit unschuldigem Lächeln stippte McFay mit einem Stück Brot den letzten Rest Sauce auf und stopfte es sich in den Mund. Dann rülpste er, stieß seinen Stuhl zurück und wollte sich erheben. »Ihr eigene Schuld.«

»Warten Sie!«

»Alles? Sie müssen bereit sein, mir alles zu erzählen.«

Tyrer nickte ergeben. »Wenn Sie schwören, es geheimzuhalten.«

»Gut, aber nicht hier. Mein Büro ist sicherer. Kommen Sie.« Als sie an Nettlesmith vorbeikamen, fragte er: »Was gibt's Neues, Gabriel?«

»Lesen Sie die Nachmittagsausgabe, Jamie. Könnte jeden Moment Krieg in Europa geben, Lage in Amerika kritisch, weil sich auch dort ein Krieg zusammenbraut.«

»Wie gehabt. Na ja, bis dann...«

»Guten Tag, Mr. Tyrer.« Nettlesmith streifte Phillip nur mit einem Blick, dann richtete sich seine Aufmerksamkeit wieder auf McFay. »Ich habe eine Vorkopie des letzten Kapitels von *Große Erwartungen*.«

Unvermittelt blieb Jamie stehen. Phillip ebenfalls. »Das glaube ich Ihnen nicht, bei Gott!«

»Ich geb sie Ihnen für zehn Dollar und für die Zusage einer Exklusivstory.«

»Was für eine Exklusivstory?«

»Sobald Sie eine haben. Ich vertraue Ihnen.« Wieder richtete sich sein listiger Blick auf Tyrer, der bemüht war, nicht zusammenzuzucken.

»Heute nachmittag, Gabriel? Ganz bestimmt?«

»Ja. Für eine Stunde, damit Sie sie nicht kopieren können. Es hat mich fast jede Gefälligkeit gekostet, die mir die Leute von Fleet Street schulden, um mir die Fortsetzung zu besorgen...«

»Zu stehlen. Ich biete zwei Dollar.«

»Acht, aber Sie haben die Stunde nach Norbert.«

»Letztes Angebot: acht. Und ich krieg's zuerst.«

»Und die Exklusivstory? Gut. Sie sind ein Gentleman, Jamie. Ich bin um drei in Ihrem Büro.«

Durch das offene Fenster hörte Tyrer die Schiffsglocke vor dem Büro des Hafenmeisters acht Glasen schlagen. Er hatte die Füße auf den Schreibtisch gelegt und döste vor sich hin; die nachmittäglichen Schönschreibübungen hatte er völlig vergessen. Unnötig, auf die Kaminuhr zu sehen. Sein Verstand sagte ihm, daß es vier Uhr nachmittags war.

Er gähnte, öffnete die Augen. Vor kaum mehr als einem halben Jahr bin ich noch nie auf einem Kriegsschiff gewesen; inzwischen weiß ich sofort, wie spät es ist, wenn ich eine Schiffsglocke höre.

Seine Kaminuhr schlug vier. Pünktlich. In einer halben Stunde soll ich bei Sir William sein. Die Schweizer können wirklich Chronometer bauen, besser als wir. Wo zum Teufel steckt Nakama? Ob er weggelaufen ist? Er hätte schon vor Stunden zurück sein sollen. Was zum Teufel will Sir William von mir? Hoffentlich hat er nichts von meinem Geheimnis erfahren. Hoffentlich will er nur wieder Depeschen kopiert haben. So ein Mist, daß meine Schrift die beste in der ganzen Gesandtschaft ist. Ich soll als Dolmetscher hier arbeiten und nicht als Schreiber! Verdammt, verdammt, verdammt!

Müde stand er auf und räumte seine Arbeit beiseite, um sich am Becken die Hände zu waschen und die Tinte von den Fingern zu schrubbten. Es klopfte. »Herein!«

Hinter Hiraga traten ein Rotrock-Sergeant und ein Soldat ins Zimmer, beide mit aufgepflanztem Bajonett, beide aufgebracht. Hiraga war grün und blau geschlagen, zerzaust, grau vor Wut und so gut wie nackt – Hut verschwunden, Turban verschwunden, Bauernkimono in Fetzen. Der Sergeant stieß ihn mit gezücktem Bajonett vorwärts und salutierte. »Wir haben ihn erwischt, als er über den Zaun klettern wollte, Sir. War verdammt schwierig, ihn zur Ruhe zu bringen. Er hat einen von Ihnen unterschriebenen Paß. Ist der echt?«

»Ja, Ja, er ist echt.« Hastig kam Tyrer zur Tür. »Er ist unser Gast hier, Sergeant, ein Gast von Sir William und mir. Er ist Japanisch-

lehrer.«

»Ein Lehrer, eh?« wiederholte der Sergeant grimmig. »Nun, dann erklären Sie ihm mal, daß Lehrer nicht über Zäune klettern, nicht davonlaufen, keinen Samurai-Haarschnitt tragen, keine Leute erschrecken und nicht wie 'ne ganze Bande wildgewordener Kater kämpfen – er hat einem meiner Männer den Arm und dem anderen die Nase gebrochen. Wenn wir ihn noch einmal erwischen, werden wir nicht so rücksichtsvoll mit ihm umgehen.« Beide Soldaten stapften hinaus.

Tyrer schloß die Tür, eilte zum Sideboard und holte Wasser.  
»Hier.«

Fast an seiner Wut erstickend, schüttelte Hiraga den Kopf.

»Bitte. Oder hätten Sie lieber Saké? Oder Bier?«

»Iyé.«

»Bitte... Also, dann setzen Sie sich und erzählen Sie mir, was passiert ist.«

Auf japanisch begann Hiraga einen Bericht hervorzusprudeln.

»*Gomennasai, Ingerish dozo.*« Tut mir leid, bitte Englisch.

Mit Mühe wechselte Hiraga ins Englische und erzählte, mit langen, wütenden Pausen zwischen den Wörtern: »Viele Wachen an Tor und Brücke. Ich gehe durch Sumpf, gehe durch Wasser, über Zaun. Diese Soldat mich sehen. Ich halte, verneige, greife nach Paß, sie werfen zu Boden. Kämpfen, aber zu viele.« Darauf folgte eine weitere Flut von japanischem Gift und wütend gezischten Rache-schwüren.

Als das Schlimmste vorbei war, sagte Tyrer: »Tut mir leid, aber es ist Ihre eigene Schuld...« Unwillkürlich wich er zurück, als Hiraga zu ihm herumwirbelte. »Aufhören!« schalt er verärgert. »Der Soldat hatte recht. Die Samurai versetzen die Leute in Angst! Sir William hat Ihnen gesagt, daß Sie vorsichtig sein sollen, und ich ebenfalls.«

»Ich war höflich, ich tat nur, was korrekt war!« behauptete Hiraga empört auf japanisch. »Diese unerzogenen Affen sind über mich

hergefallen. Ich wollte meinen Paß herausholen und konnte ihn nicht sofort finden. Affen. Ich werde sie alle umbringen!«

Tyrers Herz klopfte; in seinem Mund sammelte sich der süßliche Geschmack der Angst. »Hören Sie, wir müssen dieses Problem zusammen lösen, und zwar schnell. Wenn Sir William davon hört, wirft er Sie möglicherweise aus der Niederlassung hinaus. Sie und ich, wir müssen das allein lösen, verstanden?«

»*Iye!* Was ist ›lösen‹, bitte?«

Dankbar für das ›bitte‹ zügelte Tyrer seine Angst. Dieser Kerl ist zweifellos genauso gefährlich, hitzig und gewalttätig wie die anderen japanischen Samurai. Zum Glück ist er nicht bewaffnet. »›Lösen‹ bedeutet zu einer Einigung kommen. Wir müssen dieses Problem lösen, Sie und ich. Verstehen Sie? Damit Sie hier sicher leben können.«

»*Hai. So desu ka! Wakarimasu.* Taira-san und ich müssen Problem lösen.« Hiraga zügelte seine Wut. »Bitte, was Sie vorschlagen? Paß nicht gut für Soldat. Männer, die mich sehen, hassen. Wie Problem lösen?«

»Erstens... gibt es einen schönen, alten englischen Brauch. Wenn wir ein schweres Problem lösen müssen, trinken wir Tee.«

Hiraga starrte ihn verständnislos an. Tyrer läutete und bestellte Tee bei Chen, dem Boy Nummer Eins, der, ein scharfes Hackebeil hinter dem Rücken verborgen, Hiraga mißtrauisch musterte.

Während sie warteten, saß Tyrer in seinem Sessel und blickte ernst zum Fenster hinaus. Er hätte den anderen so gern nach Fuji-ko gefragt, war aber zu gut erzogen. Verdammter Kerl, dachte er, du müßtest mir die Informationen freiwillig geben, du weißt genau, wie gespannt ich bin. Ich muß ihm unbedingt englische Manieren beibringen, damit er nicht ständig in die Luft geht. Einen englischen Gentleman aus ihm machen. Aber wie? Und dann ist da dieser verdammte Jamie, der verdammt viel zu gerissen ist.

Nach dem Lunch war er mit McFay in dessen Büro gegangen,

hatte einen kleinen Brandy akzeptiert und ihm zu seiner eigenen Überraschung innerhalb weniger Minuten alles erzählt.

»*Och*, Phillip, Sie sind brillant«, hatte McFay ihm aufrichtig begeistert erklärt. »Wenn man ihm die richtigen Fragen stellt, wird dieser Bursche eine veritable Goldmine für uns sein. Hat er gesagt, woher er kommt?«

»Choshu, hat er, glaube ich, gesagt.«

»Ich würde mich gern mit ihm unterhalten – unter vier Augen.«

»Wenn er mit Ihnen spricht, werden andere davon erfahren, und dann ist es aus mit dem Geheimnis. Alle werden sie Bescheid wissen.«

»Wenn ich es weiß, weiß es Norbert, und ich wette, daß die Bakufu ebenfalls Bescheid wissen – die sind doch nicht dumm. Tut mir leid, aber hier gibt es keine Geheimnisse. Wie oft muß ich Sie noch daran erinnern?«

»Na schön, ich werde ihn fragen. Aber nur, wenn ich dabeisein darf.«

»Also, das ist wirklich nicht nötig, Phillip, Sie haben so viel zu tun. Ich möchte Ihnen nicht die Zeit stehlen.«

»Ja oder nein!«

McFay seufzte. »Sie sind ein harter Brocken, Phillip. Na schön.«

»Und ich will außerdem das letzte Kapitel lesen – ohne Gebühr! Sagen wir morgen. Arrangieren Sie das mit Nettlesmith.«

Ziemlich scharf entgegnete McFay: »Wenn ich die horrenden Summe von acht Dollar bezahlen muß, müssen Sie auch etwas dazu beitragen.«

»Dann gibt es kein Gespräch, und ich werde Sir William informieren.« Innerlich lächelte er, wenn er an die saure Miene dachte, die McFay gezogen hatte. Dann wurde er unterbrochen: »*Cha*, Mas's'er, viel schnell schnell.« Chen stellte das Teetablett ab.

Feierlich schenkte Tyrer ein, fügte Milch und Zucker hinzu und trank gnußvoll das kochend heiße, eisenschwarze Gebräu. »Ah, das

tut gut.«

Hiraga machte es ihm nach. Es kostete ihn seine gesamte Willenskraft, nicht aufzuschreien, als er den heißen Tee schluckte, und diese übel-schmeckende Flüssigkeit bei sich zu behalten.

»Gut, eh?« sagte Tyrer strahlend und leerte seine Tasse. »Noch ein wenig?«

»Nein, vielen Dank. Englischer Brauch, ja?«

»Englisch und amerikanisch, ja. Nicht französisch. Die Franzosen...«, Tyrer zuckte die Achseln, »...haben keinen Geschmack.«

»Ah, so ka?« Hiraga hatte die Verachtung bemerkt. »Franzosen nicht so wie Engländer?« erkundigte er sich, seine Wut vorerst beiseite schiebend, mit vorgetäuschter Naivität.

»Großer Gott, nein, ganz und gar nicht. Die leben auf dem Kontinent, wir dagegen sind ein Inselreich wie ihr. Andere Bräuche, andere Küche, andere Regierung, alles anders, und Frankreich ist im Vergleich zu England eine unbedeutende Macht.« Zufrieden, weil die Wut des Mannes verflogen zu sein schien, rührte Tyrer noch einen Löffel Zucker in seinen Tee.

»Ach ja? Engländer und Franzosen Krieg gehabt?«

Tyrer lachte. »Dutzende im Lauf der Jahrhunderte, aber in anderen Kriegen waren wir Verbündete. Wie zum Beispiel auch im letzten.« Mit kurzen Worten erzählte er ihm von der Krim, von Napoleon Bonaparte, der Französischen Revolution und dem gegenwärtigen Kaiser Louis Napoleon. »Das ist Bonapartes Neffe, ein absoluter Hanswurst. Bonaparte dagegen war der böseste Mensch, den es jemals gegeben hat; Hunderttausenden hat er den Tod gebracht. Wären Wellington, Nelson und unsere Truppen nicht gewesen, hätte er die ganze Welt regiert. Verstehen Sie das alles?«

Hiraga nickte. »Nicht alle Worte, aber verstehen.« Nur vermochte er nicht zu begreifen, warum ein großer General als böser Mensch betrachtet wurde. »Bitte weiter, Taira-san.«

Tyrer fuhr fort; dann beendete er seine Geschichtslektion und gab

ihm einen Hinweis. »Nun zu Ihrem Problem. Als Sie die Yoshiwara verließen, haben die Wachen keine Schwierigkeiten gemacht?«

»Nein. Ich habe getan, als bringe Gemüse.«

»Das ist gut. Ach, übrigens – haben Sie Raiko-san gesehen?«

»Ja. Fujiko morgen nicht möglich.«

»Ach. Na ja, macht nichts.« Innerlich verzweifelnd zuckte Tyrer die Achseln.

Aber Hiraga bemerkte seine Enttäuschung und genoß sie. *Sonno-joï*, dachte er grimmig. Er hatte Fujikos Dienste wieder selbst kaufen müssen, aber das störte ihn nicht. »Da Sie gut bezahlen«, hatte Raiko gesagt, »wenn auch nicht so gut wie die Gai-Jin, bin ich einverstanden. Aber am Tag darauf sollte er mit ihr schlafen dürfen. Ich möchte nicht, daß er sich eine andere...«

»Nakama-san«, sagte Tyrer, »die einzige Möglichkeit für Sie, hier sicher zu sein, ist, überhaupt nicht auszugehen. Ich werde Sie nicht mehr in die Yoshiwara schicken. Sie müssen hier bleiben in der Gesandtschaft.«

»Aber noch besser, Taira-san, ich bleibe in Dorf, suche sicheres Haus. Innerhalb Zaun sicherer. Jeden Tag ich komme Sonnenaufgang, oder wann Sie wollen, gebe Lektion und kehre zurück. Sie sehr gut Sensei. Das lösen Problem, ja?«

Tyrer zögerte; er wollte ihn nicht von der Leine lassen, aber auch nicht mehr in allzu großer Nähe haben. »Gut. Wenn Sie mir zeigen, wo genau, und nicht weggehen, ohne es mir zu sagen.«

Hiraga nickte; dann sagte er: »Ja. Bitte, Sie sagen Soldat gut ich bin hier und in Dorf?«

»Ja. Wird gemacht. Sir William ist bestimmt einverstanden.«

»Danke, Taira-san. Sagen Soldat auch, wenn mich wieder angreifen, ich hole *katana*.«

»Das werden Sie nicht tun! Ich verbiete es! Sir William hat es verboten. Keine Waffen, keine Schwerter!«

»Bitte sagen Soldat, kein Angriff bitte.«



»Das werde ich tun, aber wenn Sie hier Schwerter tragen, wird man Sie umbringen, wird man Sie erschießen!«

Hiraga zuckte die Achseln. »Bitte, kein Angriff. *Wakata?*«

Tyrer antwortete nicht. *Wakata* war die Befehlsform von *wakari-masu ka*: Verstehen Sie?

Überhöflich, jedoch mit einer unvermittelten, unterdrückten Grausamkeit, die Tyrer fast riechen konnte, bedankte sich Nakama abermals und erklärte, daß er gegen Abend zurückkehren werde, um ihn zu dem sicheren Haus zu führen, wo er dann bereit sei, alle weiteren Fragen zu beantworten. Damit verneigte er sich steif. Tyrer ebenfalls. Er ging hinaus. Jetzt erst entdeckte Tyrer das ganze Ausmaß der Prellungen auf seinem Rücken und seinen Beinen.

In dieser Nacht wurde der Wind wechselhaft, das Meer kabbelig.

Die Flotte, die draußen auf Reede ankerte, machte sich zum Schlafen bereit; die erste Nachtwache, deren Dienst um acht Uhr abends begann, war bereits auf Wachstation. Über fünfzig Mann saßen wegen verschiedener Vergehen in den verschiedenen Zellen, flochten die Neunschwänzigen Katzen für die fünfzig Hiebe, die ihnen am frühen Morgen verabreicht werden sollten, und erwarteten ihre Strafen: einer, weil er gedroht hatte, einem schwulen Bootsmann den Hals zu brechen, drei wegen Rauferei, einer, weil er eine Ration Rum gestohlen, und einer, weil er einen Offizier beschimpft hatte.

Für den Sonnenaufgang waren neun Seebestattungen angesetzt.

Alle Schiffslazarette waren überbelegt mit Kranken, die an Ruhr, Diarrhöe, Krupp, Keuchhusten, Scharlach, Masern, Geschlechtskrankheiten, Knochenbrüchen, Leistenbrüchen und ähnlichem litten, alles Routine bis auf vierzehn mit den lebensgefährlichen Pocken an Bord des Flaggschiffs. Für die meisten Krankheiten wurden Aderlässe und brutale Einläufe empfohlen, denn fast alle Ärzte wa-

ren zugleich Barbieri. Und nur ein paar glückliche Patienten erhielten Dr. Collis' Tinktur, die er während des Krimkrieges entwickelt und die die Todesrate bei Ruhr um drei Viertel gesenkt hatte: sechs Tropfen der dunklen, auf Opiumbasis gemischten Flüssigkeit, und die Gedärme beruhigten sich.

In der ganzen Niederlassung wurden Vorbereitungen für das Dinner und den freudig erwarteten, schönsten Teil des Tages getroffen: die Gespräche nach dem Dinner über die neuesten Gerüchte und Nachrichten – Gott sei Dank kommt morgen wieder der Postdampfer! –, die herzliche Kameradschaft und das Lachen über gepfefferte Skandale, die Spannung bei geschäftlichen Problemen und der Frage, ob es Krieg geben wird, die Berichte über das neueste Buch, das jemand gelesen, oder ein neues Gedicht, das jemand erdacht hatte, die Erzählungen über Reisen an unbekannte Orte innerhalb des Empire – Neuseeland, Afrika und Australien, bis auf die Küstenregionen noch kaum erforscht – oder in den Wilden Westen Amerikas und Kanadas, die Geschichten vom kalifornischen Gold Rush von '48 oder über Besuche in Spanisch-, Französisch- oder Russisch-Amerika – Dimitri hatte einmal die nicht kartographierte Westküste von San Francisco nach Norden bis nach Russisch-Alaska befahren –, und jeder Mann berichtete von seltsamen Dingen, die er gesehen, Mädchen, die er probiert, Kriegen, die er erlebt hatte. Guter Wein, gute Drinks, Pfeifen und Tabak aus Virginia, ein paar Abschiedsdrinks im Club, danach Abendgebete und ins Bett.

Ein ganz normaler Abend im Britischen Empire.

Manche Gastgeber spezialisierten sich auf Dichterlesungen oder Auszüge aus einem bevorzugten Roman, und so fand sich bei Norbert Greyforth ganz privat eine Gesellschaft von Gästen zusammen, die allesamt Schweigen geschworen hatten, um sich die Schwarzkopie des letzten Kapitels anzuhören, die er in der ihm zugeteilten Stunde angefertigt hatte, indem er all seine fünfzig Büroangestellten dafür einsetzte. »Wenn etwas rauskommt, werdet ihr alle fristlos

entlassen«, hatte er ihnen gedroht.

Im Club wurde noch über den gestrigen Ball diskutiert und beraten, wie man so etwas öfter arrangieren könnte. »Warum nicht jede Woche, eh? Von mir aus kann Angel Tits mit Naughty Nellie Fotheringill jeden Tag die Röcke schwenken und ihre Büxen zeigen...«

»Verdammt noch mal, hört endlich auf, sie Angel Tits zu nennen!«

So begann unter Johlen und Pfeifen wieder einmal eine Schlägerei, und während Lunkchurch und Grimm, die beiden Kontrahenten, antraten, um einander den Schädel weich zu prügeln, wurden zahlreiche Wetten angenommen.

Fast genau gegenüber dem Club lag der große Backsteinbau der britischen Gesandtschaft mit Fahnenmast im Vorgarten und grünem Park, umgeben, wie die meisten wichtigen Gebäude, von einem hohen Zaun. Sir William war, ebenso wie sein wichtigster Gast, der Admiral, bereits zum Dinner angekleidet. Beide Herren kochten vor Wut.

»Diese verdammten Schweine!« fluchte der Admiral, dessen rotes Gesicht noch tiefer gerötet war als sonst, und ging zum Sideboard, um sich noch einmal einen großen Whisky einzuschenken. »Das ist einfach unverständlich.«

»Absolut.« Sir William warf die Schriftrolle beiseite und funkelte Johann und Tyrer, die vor ihm standen, aufgebracht an. Vor einer Stunde hatte ein Bote des japanischen Gouverneurs die Rolle im Auftrag der Bakufu gebracht. »Sehr dringend, Verzeihung.« Statt auf holländisch, wie üblich, war der Text in Schriftzeichen abgefaßt. Mit Seratards Zustimmung hatte Johann einen der zu Besuch weilenden französischen Jesuiten-Missionare konsultiert und eine Rohübersetzung zustande gebracht, die Tyrer sofort in korrektes Englisch übertrug.

Die Nachricht kam vom Ältestenrat und war von Anjo unter-

zeichnet. Sie lautete:

*Ich spreche mit Ihnen per Depesche. Auf Befehl des Shōgun, übermittelt aus Kyōto, wird der Termin der Verhandlungen mit den roju, die in neunzehn Tagen stattfinden sollten, sowie die für denselben Tag angesetzte Audienz bei dem Erhabenen Shōgun um drei Monate verschoben, da Seine Majestät nicht früher zurückkehren wird. Daher lasse ich Ihnen dieses zukommen, bevor ich eine Konferenz über die Details einberufe. Die zweite Rate des Geschenks wird dreißig Tage später geliefert. Hochachtungsvolle und demütige Kommunikation.*

»Johann«, sagte Sir William in eisigem Ton, »würden Sie sagen, daß dies ein grob, unhöflich und eindeutig beleidigend abgefaßtes Schreiben ist?«

Der Schweizer zeigte ein gezwungenes Lächeln und antwortete vorsichtig: »Ich glaube, Sir William, das haben Sie richtig ausgedrückt.«

»Verdammt noch mal, ich habe tagelang verhandelt, gedroht, nicht geschlafen und wieder verhandelt, bis sie endlich auf das Haupt des Shōgun geschworen haben, daß die Verhandlungen mit ihnen am 5. und 6. November in Edo stattfinden würden – und nun dies!« Sir William kippte seinen Drink, verschluckte sich und fluchte fast fünf Minuten lang auf englisch, französisch und russisch, während die anderen ihn voller Bewunderung für die umwerfend deskriptiven Unflätigkeiten anstarrten.

»Ganz recht«, kommentierte der Admiral. »Tyrer, holen Sie Sir William noch einen Gin.«

Tyrer gehorchte. Sir William zückte sein Taschentuch, schneuzte sich, nahm Schnupftabak, nieste und schneuzte sich abermals. »Die Pest über die ganze Bande!«

»Haben Sie einen Vorschlag, Sir William?« erkundigte sich der Admiral, der die Genugtuung kaum verbergen konnte.

»Selbstverständlich werde ich umgehend antworten. Bitte lassen Sie die Flotte morgen nach Edo auslaufen, um alle Hafenanlagen zu beschießen, die ich bestimme.«

Der Admiral zog die Brauen zusammen. »Ich denke, das sollten wir unter vier Augen besprechen, Gentlemen!« Tyrer und Johann wandten sich zum Gehen.

»Nein!« widersprach Sir William gepreßt. »Sie können gehen, Johann; bitte warten Sie draußen. Aber Tyrer gehört zu meinem persönlichen Stab. Er bleibt.«

Der Hals des Admirals lief blaurot an, aber er schwieg, bis sich die Tür geschlossen hatte. »Meine Meinung über die Beschießung ist Ihnen bekannt. Bis der Befehl aus England kommt, werde ich den Befehl dazu nur geben, wenn ich angegriffen werde.«

»Ihre Position macht alle Verhandlungen unmöglich. Die Macht liegt einzig in den Rohren unserer Geschütze.«

»Ganz Ihrer Meinung. Nur den Zeitpunkt halte ich für unpassend.«

»Den Zeitpunkt bestimme ich. Gut. Dann befehlen Sie eben nur eine kleine Kanonade: Zwanzig Schuß auf Ziele meiner Wahl.«

»Verdammt noch mal, nein! Habe ich mich nicht klar genug ausgedrückt? Sobald der Befehl aus England eintrifft, werde ich, falls nötig, ganz Japan in Trümmer legen – aber erst dann!«

Sir William errötete. »Ihre Weigerung, die Politik Ihrer Majestät zu unterstützen, ist einfach unglaublich!«

»Das wirkliche Problem scheint mir hier persönliche Überheblichkeit zu sein. Was sind schon ein paar Monate mehr? Gar nichts. Reine Vorsicht.«

»Zum Teufel mit der Vorsicht«, entgegnete Sir William zornig. »Selbstverständlich werden wir den Befehl erhalten, so vorzugehen, wie ich – ich wiederhole, *ich* – es für richtig erachte. Die Dinge verzögern wäre äußerst unvorsichtig. Mit der morgigen Post werde ich verlangen, daß Sie durch einen Offizier ersetzt werden, der die In-

teressen Ihrer Majestät besser vertritt – und überdies kampferfahrener ist.«

Der Admiral erstickte fast. Nur wenige wußten, daß er in seiner ganzen Laufbahn niemals an einem Kampf zur See oder zu Lande teilgenommen hatte. Als er wieder sprechen konnte, sagte er: »Das, Sir, bleibt Ihnen vorbehalten. Aber bis mein – oder Ihr – Ersatz eintrifft, habe ich den Befehl über die Streitkräfte Ihrer Majestät in Japan. Gute Nacht, Sir.« Die Tür fiel ins Schloß.

»Impertinenter Scheißkerl«, murmelte Sir William. Dann sah er zu seinem Erstaunen, daß Tyrer, wie gelähmt von dem Geplänkel, immer noch hinter ihm stand. »Sie werden natürlich den Mund halten. Hat man Ihnen das beigebracht?«

»Ja, Sir. Hat man.«

»Gut.« Sir William riß seine erregten Gedanken von dem gordischen Knoten aus Bakufu, *roju* und widerborstigem Admiral los. »Holen Sie sich einen Sherry, Tyrer; Sie sehen aus, als könnten Sie einen gebrauchen. Und da der Admiral meine Einladung zum Dinner ausgeschlagen hat, sollten Sie seinen Platz einnehmen. Spielen Sie Backgammon?«

»Jawohl, Sir. Danke, Sir«, antwortete Tyrer bescheiden.

»Übrigens, da fällt mir ein – was habe ich da gehört? Ihr Lieblings-Samurai hat ein Gerangel mit der britischen Army gehabt?«

Tyrer berichtete ihm die Einzelheiten sowie die Lösung, die er gefunden hatte, nicht aber von der Drohung seines Sensei, er werde sich Schwerter besorgen. »Ich würde ihn wirklich gern behalten, natürlich nur mit Ihrem Einverständnis, aber er ist ein sehr guter Lehrer, und ich bin überzeugt, daß er uns sehr nützlich sein könnte.«

»Das bezweifle ich. Und wichtiger ist außerdem, daß es hier keine Probleme mehr gibt. Unmöglich vorausszusagen, was dieser Bursche noch alles anstellen wird; er könnte die Natter an unserem Busen sein. Morgen wird er von hier verschwinden.«

»Aber Sir, er hat mir schon sehr wertvolle Informationen gege-

ben.« Verzweifelt sprudelte Tyrer heraus: »Zum Beispiel hat er mir erzählt, daß der Shōgun noch ein Knabe ist, knapp sechzehn, und eine Marionette der Bakufu, daß die wirkliche Macht dem Kaiser gehört – er hat mehrmals den Titel Mikado benutzt –, der in Kyōto lebt.«

»Allmächtiger!« Sir William war fassungslos. »Ist das wahr?«

Es lag Tyrer auf der Zunge, ihm von den Englischkenntnissen zu erzählen, doch es gelang ihm, sich zu zügeln. »Ich weiß es noch nicht, Sir, ich hatte noch keine Zeit, ihn richtig auszufragen, es ist schwierig, er ist schweigsam, aber doch, ja, ich glaube, daß er mir die Wahrheit gesagt hat.«

Sir William starrte ihn an; sein Kopf schwirrte von den Möglichkeiten, die ihm diese Informationen boten. »Was hat er Ihnen noch erzählt?«

»Ich habe gerade erst angefangen, und wie Sie sich vorstellen können, brauche ich viel Zeit dazu.« Tyrers Erregung stieg merklich. »Aber er hat mir von den *ronin* erzählt. Das Wort bedeutet ›Wellen‹, Sir, und sie werden Ronin genannt, weil sie so frei sind wie die Wellen. Es sind alles Samurai, die aus den verschiedensten Gründen Gesetzlose wurden. Die meisten, wie Nakama, sind Gegner der Bakufu und der Überzeugung, daß diese dem Mikado die Macht entzogen haben.«

»Moment mal, langsam, Tyrer. Langsam. Wir haben viel Zeit. Also, was genau ist ein Ronin?«

Tyrer erklärte es ihm.

»Großer Gott!« Sir William überlegte einen Moment. »Die Ronin sind also Samurai, die entweder zu Gesetzlosen wurden, weil ihr König in Ungnade gefallen ist oder weil sie von ihren Königen wegen wirklicher oder eingebildeter Verbrechen zu Gesetzlosen erklärt wurden, oder sie sind freiwillig Gesetzlose, die sich zusammenrotten, um die zentrale Regierung der Shōgun-Marionette zu stürzen?«

»Ja, Sir. Er behauptet, daß es eine ungesetzmäßige Regierung ist.«

Sir William trank den letzten Schluck Gin aus seinem Glas und nickte vor sich hin, während er all diese Informationen verwundert und beglückt zu verarbeiten suchte. »Dann ist Nakama ein Ronin, also das, was Sie als Dissidenten und ich als Revolutionär bezeichnen?«

»Genau, Sir. Entschuldigen Sie, Sir, darf ich mich setzen?« fragte Tyrer nervös, der so gern die Wahrheit über Nakama hinausgesprudelt hätte, es aber nicht wagte.

»Gewiß, gewiß, Tyrer. Tut mir leid, aber holen Sie sich erst mal noch einen Sherry und bringen Sie mir einen Schluck Gin.« Sir William beobachtete ihn nachdenklich. Er freute sich über den jungen Mann, war aber auch irgendwie beunruhigt. Die vielen Jahre mit Diplomaten, Spionen, Halbwahrheiten, Lügen und krasser Desinformation lösten Warnsignale aus, die ihm anzeigten, daß ihm etwas verheimlicht wurde. Von Tyrer ließ er sich das Glas geben. »Danke. Nehmen Sie den Sessel dort, das ist der bequemste. Cheers! Sie müssen sehr gut Japanisch sprechen, um all das in so kurzer Zeit von ihm erfahren zu haben«, sagte er nebenbei.

»Nein, Sir. Tut mir leid, aber das kann ich noch nicht, obwohl ich ständig lerne. Mit Nakama, na ja, da geht es meistens mit Geduld, Gesten, ein paar englischen Wörtern sowie japanischen Wörtern und Sätzen, die André Poncin mir gegeben hat. Er ist mir wirklich eine wertvolle Hilfe, Sir.«

»Weiß er, was Ihnen dieser Mann mitgeteilt hat?«

»Nein, Sir.«

»Dann sagen Sie ihm auch nichts. Sonst noch was?«

»Nein, Sir. Nur Jamie McFay.« Tyrer kippte seinen Sherry hinunter. »Er wußte schon etwas, und... Na ja, er kann sehr gut reden und hat's einfach aus mir herausgeholt, das über den Shōgun.«

Sir William seufzte. »O ja, Jamie kann wirklich gut reden. Und weiß weit mehr, als er erkennen läßt.«

Er lehnte sich in dem bequemen Ledersessel zurück, trank einen



Schluck, ließ all diese unbezahlbaren neuen Informationen Revue passieren und versuchte, während er überlegte, wie weit er Vabanque spielen und wie weit er Tyrers Informationen trauen durfte, schon die Antwort auf die unhöfliche Depesche von heute abend zu formulieren.

»Dieser Nakama«, sagte er. »Ich bin mit Ihrem Plan einverstanden, Phillip – darf ich Sie Phillip nennen?«

Tyrer errötete vor Freude über dieses unerwartete Kompliment. »Selbstverständlich, Sir. Vielen Dank, Sir.«

»Gut. Danke. Vorerst einmal stimme ich Ihrem Plan zu, aber nehmen Sie sich um Gottes willen vor ihm in acht. Vergessen Sie nie, daß alle Morde, bis auf den armen Canterbury, von Ronin begangen wurden.«

»Ich werde aufpassen, Sir William. Keine Sorge.«

»Holen Sie aus ihm heraus, was Sie können, aber erzählen Sie's niemandem und geben Sie mir die Informationen jeweils sofort. Seien Sie um Gottes willen vorsichtig, am besten haben Sie stets einen Revolver zur Hand, und wenn er auch nur das kleinste Zeichen von Gewalttätigkeit erkennen läßt, erschießen Sie ihn, oder legen Sie ihn in Eisen.«

Gleich neben der britischen Gesandtschaft lag die amerikanische, dann kamen die holländische, die russische, die deutsche und ganz hinten die französische. In letzterer kleidete sich Angélique an jenem Abend mit Hilfe von Ah Soh in ihrer Suite zum Dinner an. In einer Stunde sollte das Essen beginnen, das Seratard ihr und Malcolm zu Ehren anlässlich ihrer Verlobung gab. Später sollte es Musikdarbietungen geben. »Aber spielen Sie nicht zu lange, André, schützen Sie Müdigkeit vor«, hatte sie ihn ermahnt. »Lassen Sie sich reichlich Zeit für Ihren Auftrag. Männer haben es ja so gut!«

Sie war froh und traurig zugleich darüber, daß sie etwas unter-

nommen hatte. Aber so ist es klüger, dachte sie. In drei Tagen kann ich wieder umziehen. Ein neues Leben, ein neues...

»Was ist, Miss'ee?«

»Nichts, Ah Soh.« Angélique schob die Gedanken an das, was sie demnächst durchmachen mußte, energisch beiseite und versteckte ihre Angst noch tiefer.

Das Struan-Building, ein Stück die Straße hinunter und in bester Lage dicht am Hafen, war ebenso hell erleuchtet wie das von Brock and Sons gleich daneben; in beiden saßen noch zahlreiche Angestellte und Shroffs bei der Arbeit. Malcolm Struan war heute in die Tai-Pan-Suite umgezogen, die weit größer und bequemer war als jene, die er bisher benutzt hatte, und mühte sich nun unter Qualen in seinen Abendanzug. »Was würden Sie mir raten, Jamie? Verdammt, ich weiß nicht, was ich mit Mutter und ihren Briefen machen soll, aber das ist mein Problem, nicht das Ihre. Ihnen macht sie auch die Hölle heiß, nicht wahr?«

Jamie McFay zuckte die Achseln. »Es ist furchtbar schwer für sie. Von ihrem Standpunkt aus gesehen hat sie recht; sie will nur das Beste für Sie. Ich glaube, sie sorgt sich zu Tode um Ihre Gesundheit, nachdem Sie so weit weg von ihr sind und sie nicht hierherkommen kann. Und nichts, was die Firma Struan betrifft, kann von Yokohama aus erledigt werden, alles immer nur in Hongkong. Die *China Cloud* wird in ein paar Tagen von Shanghai hier einlaufen, macht aber gleich wieder kehrt und fährt nach Hongkong. Werden Sie mit dem Schiff zurückkehren?«

»Nein. Und sprechen Sie dieses Thema bitte nicht mehr an«, verlangte Struan in scharfem Ton. »Ich werd's Ihnen schon sagen, wann wir, Angélique und ich, abreisen. Ich hoffe nur, daß Mutter nicht auf der *China Cloud* ist. Das wäre der Tropfen, der das Faß zum Überlaufen bringt.« Struan bückte sich, um sich die Stiefel anzuziehen, schaffte es aber nicht, weil die Schmerzen zu stark waren. »Entschuldigen Sie, würden Sie mal? Danke.« Dann platzte er her-

aus: »Es macht mich wahnsinnig, so hilflos zu sein!«

»Kann ich mir vorstellen.« McFay verbarg sein Erstaunen. Er hörte zum erstenmal, daß Struan dieses Wort benutzte. »Mir würde es genauso gehen, nein, nicht genauso, sondern viel schlechter«, ergänzte er gutmütig, weil er ihn mochte, ja, seine tapfere Haltung bewunderte.

»Wenn wir verheiratet sind und die ganze Warterei vorüber ist, wird's mir bestimmt besser gehen.« Struan richtete sich auf, um den Nachttopf zu benutzen, immer eine schmerzhaft Angelegenheit, und diesmal entdeckte er wieder ein paar Tropfen Blut im Urin. Gestern, als es von neuem begann, hatte er Hoag davon berichtet, doch Hoag hatte erklärt, er brauche sich keine Sorgen zu machen. »Warum ziehen Sie dann ein so besorgtes Gesicht?«

»Tu ich nicht, Malcolm, nur ein wenig beunruhigt. Bei solch böartigen inneren Verletzungen muß man während des Heilprozesses auf jedes Symptom achten...«

Struan schloß seine Hose, hinkte zum Sessel am Fenster und ließ sich erleichtert nieder. »Jamie? Sie müssen mir einen Gefallen tun.«

»Selbstverständlich. Was Sie wollen.«

»Könnten Sie mir... Nun ja, ich brauche eine Frau. Könnten Sie mir eine aus der Yoshiwara besorgen?«

Jamie war verblüfft. »Ich, äh... Ich glaube schon.« Dann setzte er hinzu: »Ist das ratsam?«

Ein Windstoß rüttelte an den Läden, schüttelte die Bäume und Sträucher, schleuderte ein paar lose Dachziegel zu Boden und scheuchte die Ratten von den nachlässig auf die High Street gekippten Müllbergen und aus dem dreckigen, stinkenden Kanal, der auch als Abwasserkanal diente.

»Nein«, antwortete Malcolm.

Eine halbe Meile vom Struan-Gebäude entfernt, in der Nähe von

Drunk Town, lag Hiraga in einem unauffälligen Haus des japanischen Dorfes splitter nackt auf dem Bauch und ließ sich massieren. Das Haus war nichts Besonderes, die Fassade ungepflegt, aber drinnen war alles, wie bei vielen Häusern der wohlhabenderen Kaufleute, blitzsauber, blankpoliert, gepflegt und weitläufig. Es war das Haus des *shoya*, des Dorfältesten.

Die Masseuse war blind. Sie war Anfang Zwanzig, kräftig gebaut, mit sanftem Gesicht und liebem Lächeln. Nach uraltem Brauch hatten die Blinden in Japan wie auch im größten Teil Asiens ein Monopol auf diese Kunst, obwohl es auch solche gab, die sehen konnten. Und ebenfalls nach uraltem Brauch waren die Blinden ausnahmslos sicher und durften nicht berührt werden.

»Sie sind sehr stark, Samurai-sama«, sagte sie, das Schweigen brechend. »Alle, mit denen Sie gekämpft haben, müssen tot sein oder leidend.«

Sekundenlang vermochte Hiraga nicht zu antworten; zu intensiv genoß er das tiefe Sondieren der erfahrenen Finger, die seine verknoteten Muskeln suchten und sie entspannten. »Mag sein.«

»Bitte, dürfte ich Ihnen ein ganz spezielles Öl aus China empfehlen? Es wird Ihre Platzwunden und Prellungen schnell heilen lassen.«

Er lächelte. So etwas wurde häufig benutzt, um ein bißchen zusätzliches Geld zu verdienen. »Nun gut. Nehmen Sie es.«

»Oh, Sie lächeln, Ehrenwerter Samurai! Dies ist kein Trick, um mehr Geld zu verdienen«, versicherte sie sofort, während sie seinen Rücken knetete. »Ich hab das Geheimnis von meiner Großmutter, die ebenfalls blind war.«

»Woher wissen Sie, daß ich lächle?«

Sie lachte, und der Klang erinnerte ihn an eine Lerche, die in der Morgenluft segelt. »Ein Lächeln entsteht in zahlreichen Teilen des Körpers. Meine Finger hören Ihnen zu – Ihren Muskeln und sogar Ihren Gedanken.«

»Und woran denke ich jetzt?«

»An *sonno-joi*. Aha, ich hatte recht!« Wieder verwirrte ihn ihr Lachen. »Aber nur keine Angst, Sie haben nichts gesagt, die Gastgeber haben nichts gesagt, ich werde nichts sagen, aber meine Finger sagen mir, daß Sie ein ganz besonderer Schwertkämpfer sind, der beste, dem ich jemals dienen durfte. Und da Sie eindeutig kein Bakufu sind, müssen Sie ein Ronin sein, ein freiwilliger Ronin, weil Sie Gast in diesem Hause sind, also ein Shishi, der erste, den wir hier jemals gehabt haben.« Sie verneigte sich. »Es ist uns eine Ehre. Wenn ich ein Mann wäre, würde ich *sonno-joi* unterstützen.«

Nachdrücklich preßten sich ihre stahlharten Finger auf ein Nervenzentrum, bis sie spürte, wie der Schmerz ein Zittern durch seinen Körper schickte; es freute sie, ihm besser helfen zu können, als ihm bewußt war. »Tut mir leid, aber dieser Punkt ist sehr wichtig, um Sie zu beleben und Ihre Körpersäfte fließen zu lassen.«

Er stöhnte; dennoch war der Schmerz, der ihn in die Futons drückte, sonderbar angenehm. »Ihre Großmutter war auch Masseuse?«

»Ja. In meiner Familie wird in jeder zweiten Generation mindestens ein Mädchen blind geboren. In diesem Leben war ich an der Reihe.«

»Karma.«

»Ja. Wie es heißt, blenden in China Väter oder Mütter heutzutage eine ihrer Töchter, damit sie später eine lebenslange Anstellung findet.«

Hiraga hatte zwar nichts davon gehört, glaubte es aber und war empört. »Wir sind nicht in China und werden es niemals sein. Aber eines Tages werden wir China erobern und zivilisieren.«

»Eeee, tut mir leid, wenn ich Ihre Harmonie gestört habe, Herr, bitte entschuldigen Sie, es tut mir so leid! Ah, so ist es besser, bitte entschuldigen Sie, es tut mir leid. Sie sagten, Herr... China zivilisieren? Wie Diktator Nakamura es wollte? Ist das möglich?«

»Ja, eines Tages. Es ist unser Schicksal, den Drachenthron zu erobern, wie es Ihr Schicksal ist, zu massieren und zu schweigen.«

Wieder dieses sanfte Lachen. »Ja, Herr.«

Hiraga seufzte, als ihr Finger den Druckpunkt verließ und statt des Schmerzes ein heilsames Glühen hinterließ. Also wissen alle, daß ich ein Shishi bin, dachte er. Wie lange noch, bis ich verraten werde? Warum auch nicht? Zwei Koku sind ein Vermögen.

Diese sichere Zuflucht zu erreichen war nicht einfach gewesen. Als er in das Viertel kam, herrschte dort entsetztes Schweigen, denn er war ein Samurai, ein Samurai ohne Schwerter, der aussah wie ein wilder Mann. Die Straße leerte sich bis auf die Menschen in seiner Nähe, die niederknieten und ergeben ihr Schicksal erwarteten.

»He, Alter, wo ist die nächste *ryokan* - Herberge?«

»Wir haben keine, Herr, wir brauchen keine, Ehrenwerter Herr«, antwortete der alte Ladenbesitzer leise und plapperte vor lauter Angst weiter: »Wir brauchen keine, denn unsere Yoshiwara ist ganz in der Nähe, größer als in den meisten Städten, mit Dutzenden von Häusern, in denen Sie absteigen können, und mit über hundert Mädchen ohne die Dienerinnen, drei richtige Geishas und sieben Schülerinnen, es geht dort entlang...«

»Das reicht! Wo ist das Haus des Shoya?«

»Dort, Herr.«

»Wo, du Idiot! Steh auf und zeig mir den Weg!«

Noch immer wütend folgte er ihm die Straße entlang, hätte die Augen, deren Blicke ihm aus jeder Öffnung folgten, am liebsten zerschmettert und das Geflüster hinter seinem Rücken erstickt.

»Dort, Herr.«

Hiraga scheuchte ihn davon. Der offene Laden war angefüllt mit Waren aller Art, aber menschenleer, und das Schild davor verkündete, daß dies die Geschäftsniederlassung von Ichi Ryoshi sei, Shoya, Reishändler und Bankier, Yokohama-Agent der Gyokoyama. Die Gyokoyama war ein *zaibutsu*, ein loser Familienverband von Fir-

men, unendlich mächtig in Edo und Osaka als Reishändler, Saké- und Bierbrauer und, am wichtigsten, Bankiers.

Er riß sich zusammen. Vorsichtig und höflich klopfte er an, hockte sich nieder und begann zu warten, während er bemüht war, sich die Schmerzen der Schläge, die ihm die zehn Mann der Patrouille zugefügt hatten, nicht anmerken zu lassen. Endlich kam ein Mann mittleren Alters in den offenen Laden heraus, kniete nieder und verneigte sich. Hiraga erwiderte die Verneigung, stellte sich als Nakama Otami vor und erwähnte, daß sein Großvater ebenfalls Shoya sei, verschwieg allerdings wo, gab ihm nur jene Informationen, die ihm beweisen konnten, daß er die Wahrheit sagte, und erkundigte sich höflich, ob der Shoya, da es keine Ryokan gebe, in der er absteigen könne, möglicherweise ein Zimmer für zahlende Gäste frei habe. »Mein Großvater hat ebenfalls die Ehre, mit der Gyokoyama *zaibutsu* Geschäfte zu machen – seine Dörfer verkaufen all ihre Ernten über Ihre Firma«, hatte er kurz erwähnt. »Ich wäre Ihnen sogar dankbar, wenn Sie meine Promesse an die Herren in Osaka schicken und mir darauf ein wenig Bargeld vorschießen könnten.«

»Edo ist näher als Osaka, Otami-san.«

»Ja, aber Osaka ist besser für mich als Edo«, gab Hiraga zurück, der das Risiko Edo nicht eingehen wollte, weil dort etwas an die Bakufu durchsickern konnte. Er bemerkte den kühlen, furchtlos kalkulierenden Blick und verbarg seinen Haß, aber selbst Daimyos mußten Vorsicht walten lassen, wenn sie es mit der Gyokoyama oder ihren Agenten zu tun hatten, selbst Herr Ogama von Choshu. Es war allgemein bekannt, daß Ogama bis über beide Ohren bei ihnen verschuldet war und schon das Einkommen mehrerer Jahre an sie verpfändet hatte.

»Es ist meiner Firma eine Ehre, alten Kunden gefällig zu sein. Bitte, wie lange wünschen Sie in meinem Haus zu bleiben?«

»Ein paar Tage, wenn es Ihnen recht ist.« Hiraga erzählte ihm von

Tyrer und dem Problem mit den Soldaten – aber nur, weil er sicher war, daß die Nachricht ihm bereits vorausgeeilt war.

»Sie können höchstens drei Tage bleiben, Otami-san. Es tut mir leid, doch falls es eine plötzliche Razzia gibt, müssen Sie in der Lage sein, sofort zu verschwinden, bei Tag und bei Nacht.«

»Ich verstehe. Vielen Dank.«

»Bitte entschuldigen Sie, aber ich hätte gern einen Befehl, unterzeichnet von diesem Taira oder besser noch vom Chef der Gai-Jin, in dem er mich anweist, Ihnen mein Haus zu öffnen – nur für den Fall, daß die Bakufu kommen.«

»Ich werde dafür sorgen.« Hiraga, der sich dankend verneigte, versuchte seinen Ärger über die Bedingungen zu verbergen. »Danke.«

Der Shoya befahl einer Dienerin, Tee und Schreibzeug zu bringen, und sah zu, wie Hiraga die Promesse schrieb und bat, den Betrag vom Konto des Shinsaku Otami – das war der geheime Code-name seines Vaters – abzubuchen. Er unterzeichnete sie, siegelte sie mit seinem Chop, unterzeichnete und versiegelte die Quittung für Ryoshi, der sich bereit erklärte, ihm die Hälfte des Betrages zum üblichen Zinssatz von zwei Prozent pro Monat für die drei Monate vorzuschießen, die es dauern würde, das Papier nach Osaka zu schicken und die Transaktion auszuführen. »Wollen Sie den Betrag in bar?«

»Nein, danke. Ich habe noch einige Oban.« Er übertrieb, es waren nur noch zwei. »Eröffnen Sie bitte ein Konto für mich, ziehen Sie die Beträge für mein Zimmer und meine Verpflegung ab, ich brauche Kleidung und Schwerter, und bestellen Sie mir bitte eine Masseuse.«

»Selbstverständlich, Otami-san. Wegen der Kleidung wird Ihnen der Diener zeigen, was wir am Lager haben. Wählen Sie nach Belieben. Wegen der Schwerter...«, Ryoshi zuckte die Achseln, »... die einzigen, die ich habe, sind Spielzeug für die Gai-Jin und kaum der Mühe wert, aber Sie können sie sich ja ansehen. Vielleicht könnte



ich Ihnen gute Schwerter besorgen, jetzt werde ich Ihnen aber Ihr Zimmer und Ihren eigenen Eingang zeigen – es steht ein Wachtposten dort, Tag und Nacht.«

Hiraga war ihm gefolgt. Ryoshi hatte keine Bemerkung über seine spärliche Bekleidung oder seine Verletzungen gemacht und keine einzige Frage gestellt. »Sie sind willkommen, es ist eine Ehre für mein ärmliches Haus«, hatte er nur gesagt und ihn allein gelassen.

Als er an die Art dachte, wie das gesagt wurde, überlief Hiraga eine Gänsehaut: so höflich und ernst, unterschwellig jedoch so furchtbar tödlich. Widerlich, dachte er, widerlich, daß wir Samurai von korrupten Daimyos, Shōgunen und Bakufu in Armut gehalten und gezwungen werden, bei diesen minderwertigen *zaibutsu* zu borgen, die doch nur dreckige, geldgierige Kaufleute sind, aber so tun, als verleihe das Geld ihnen Macht über uns. Bei allen Göttern, wenn der Kaiser erst seine Macht wiedererlangt hat, wird es eine Abrechnung geben, dann werden Kaufleute und *zaibutsu* bezahlen müssen...

Im selben Moment fühlte er, daß ihre Finger innehielten. »Was ist, Herr?« erkundigte sich die Masseuse ängstlich.

»Nichts, gar nichts. Bitte weiter.«

Sie gehorchte, doch nun war ihre Berührung verändert, und im Zimmer herrschte nervöse Spannung.

Es war ein Achtmattenzimmer, die Futons mit Daunen gestopft, die Tatami von bester Qualität, die Shoji kürzlich mit Ölpapier erneuert. In der Tokonama standen eine Öllampe und Blumenarrangements, an der Wand hing ein kleines Gemälde: eine weite Landschaft mit einer winzigen Hütte in einem Bambushain und einer noch viel winzigeren Frau, die einsam an der offenen Tür stand und in die Ferne spähte. Daneben war ein Liebesgedicht gepinselt.

*Warten  
Dem Regen lauschen*

## *Den Regen antreiben*

So einsam, so von Hoffnung auf die Rückkehr ihres Mannes erfüllt.

Hiraga wäre fast eingeschlummert, als die Shoji-Tür aufgeschoben wurde. »Bitte, entschuldigen Sie, Herr.« Der Diener kniete nieder und meldete unsicher: »Es tut mir leid, aber draußen ist eine minderwertige Person. Er behauptet, Sie zu kennen, will Sie unbedingt sprechen. Es tut mir leid, Sie zu stören, aber er ist sehr hartnäckig und...«

»Wer ist es? Wie heißt er?«

»Er... wollte seinen Namen nicht nennen und hat auch nicht namentlich nach Ihnen verlangt, Herr. Er hat nur immer wieder gesagt: ›Sag dem Samurai: Todo ist der Bruder von Joun.‹«

Augenblicklich sprang Hiraga auf, schlüpfte in seine Yokata, bat die Masseuse, am folgenden Tag um die gleiche Zeit wiederzukommen, wählte einen Platz in der Nähe der beiden Schwerter, die er sich ausgeliehen hatte, bis ihm der Shoya bessere besorgen konnte, und kniete, mit dem Gesicht zur Tür, in Verteidigungsposition nieder. »Schick ihn herein und sorg dafür, daß niemand sonst kommt.«

Der schmutzige junge Bauer in dem zerlumpten Kimono ließ sich draußen vor der Tür auf die Knie nieder. »Danke, Herr, danke, daß Sie mich empfangen«, sagte er leise. Dann blickte er auf, grinste breit und zeigte dabei, daß ihm die Vorderzähne fehlten. »Danke, Herr.«

Hiraga funkelte aufgebracht auf ihn hinab; dann hielt er ungläubig den Atem an, »Ori? Aber... Aber das ist unmöglich!« Als er jedoch näher hinsah, entdeckte er, daß die Zähne als Teil seiner Tarnung nur geschwärzt waren. In diesem Licht war die Illusion jedoch perfekt. Eines war trotzdem deutlich zu erkennen: daß Ori kein Samurai mehr war. Er hatte sich den Haarknoten abgeschnitten und die Haare auf dem ganzen Kopf so kurz geschoren, daß sie nicht

länger waren als die zwei Wochen alten Stoppeln auf seinem früher kahlen Schädel. »Warum?« fragte Hiraga fassungslos.

Ori grinste und setzte sich zu ihm. »Die Bakufu suchen Ronin, eh?« flüsterte er, weil beide wußten, daß überall fremde Ohren lauschten. »Ich bin immer noch ein Samurai, aber jetzt kann ich jede Sperre passieren, eh?«

Hiraga stieß bewundernd die Luft aus. »Du hast recht. Du bist brillant, *sonno-jo!* ist nicht von der Haartracht abhängig. So einfach – ich wäre niemals darauf gekommen.«

»Ist mir gestern abend eingefallen. Ich habe über dein Problem nachgedacht, Hiraga, und...«

»Vorsicht! Hier bin ich Nakama Otami.«

»Ach so, das ist der Name! Gut.« Ori lächelte. »Ich wußte nicht, welchen ich benutzen sollte, daher der Code.«

»Haben Sie Todo und die anderen gefunden?«

»Nein, sie werden immer noch vermißt. Sind zweifellos tot. Wie wir hörten, ist Joun wie ein gemeiner Verbrecher hingerichtet worden, aber wir wissen noch immer nicht, wie er erwischt wurde.«

»Warum bist du hergekommen, Ori? Es ist gefährlich.«

»So nicht, und nachts auch nicht. Außerdem mußte ich den neuen Ori ausprobieren und dich sprechen.« Irritiert fuhr er sich mit der Hand über den Borstenkopf und kratzte sich. Sein Gesicht war frisch rasiert. »Ein scheußliches Gefühl, irgendwie obszön, aber macht nichts, jetzt kann ich ungefährdet nach Kyōto gehen. In zwei Tagen werde ich aufbrechen.«

Fasziniert starrte Hiraga auf seinen Kopf; er staunte noch immer über die Veränderung. »Wenn irgend etwas Gefahr von dir abwenden kann, dann dies. Aber die Samurai werden dich alle für einen gemeinen Bauern halten. Wie willst du deine Schwerter tragen?«

»Wenn ich Schwerter brauche, werde ich einen Hut tragen. Wenn ich verkleidet gehe, habe ich das hier.« Ori steckte die gesunde Hand in seinen Ärmel und zog eine zweischüssige Derringer hervor.

Wieder leuchteten Hiras Augen auf. »Eeee, brilliant! Woher hast du sie?«

»Von Fujiko. Sie hat sie mir verkauft, zusammen mit einer Schachtel Patronen. Ein Kunde hatte sie ihr geschenkt, als er Yokohama verließ. Stell dir vor! Eine billige Hure, und besitzt einen solchen Schatz!«

Vorsichtig hielt Hiraga die Waffe in der Hand, wog sie, zielte und öffnete die Kammer, um die zwei Bronzepatronen in den Läufen zu mustern. »Wenn du nah genug bist, kannst du damit zwei Männer töten, bevor du selbst getötet wirst.«

»Einer ist genug, um Zeit zu gewinnen, davonzulaufen und ein paar Schwerter zu holen.« Ori sah Hiraga lächelnd an. »Wir haben von den Soldaten gehört. Ich wollte sehen, ob es dir gut geht. *Baka!* Wir gehen zusammen nach Kyōto und überlassen all das hier den Hunden, bis wir mit Verstärkung wiederkommen.«

Hiraga schüttelte den Kopf, erzählte, was wirklich geschehen war, berichtete von Tyrer und der Feindschaft zwischen Franzosen und Engländern und ergänzte freudig erregt: »Das ist ein Keil, den wir zwischen sie treiben können. Wir bringen sie dazu, sich gegenseitig zu bekämpfen, sich gegenseitig umzubringen, eh? Ich muß hier bleiben, Ori. Dies ist erst der Anfang. Wir müssen alles in Erfahrung bringen, was sie wissen, wir müssen lernen, zu denken wie sie, erst dann können wir sie vernichten.«

Ori runzelte die Stirn, erwog das Für und das Wider: Obwohl er Hiraga noch nicht verziehen hatte, daß er seinetwegen das Gesicht verlor, weil er ihn gezwungen hatte, das Kreuz abzunehmen, mußte er immer noch *sonno-jo*i schützen. »In dem Fall bist du unser Spion; du wirst in jeder Hinsicht sein wie sie und dich wie eine Wanze in ihre Gesellschaft bohren, äußerlich ihr Freund werden, ja sogar Gai-Jin-Kleidung tragen.« Und als Hiraga ihn verständnislos ansah, setzte er noch hinzu: »Warum nicht? Das wäre ein weiterer Schutz für dich und würde es ihnen erleichtern, dich zu akzeptieren, *ne?*«

»Aber warum sollten sie mich akzeptieren?«

»Sie sollten es nicht tun, aber sie sind dumm. Taira wird unser Stoßkeil sein. Er kann es arrangieren, es befehlen. Er könnte darauf bestehen.«

»Warum sollte er?«

»Im Tausch gegen Fujiko.«

»Was?«

»Raiko hat uns den Schlüssel gegeben: Gai-Jin sind anders. Sie schlafen gern immer mit derselben Frau. Hilf Raiko, ihn in ihrem Netz zu fangen, dann hast du ihn an der Leine, weil du sein unentbehrlicher Vermittler sein wirst. Morgen erklärst du ihm, daß du zwar wütend auf die Soldaten warst, daß es aber nicht seine Schuld ist. Du hättest dich unter großen Schwierigkeiten in die Yoshiwara gestohlen und dafür gesorgt, daß ihm Fujiko morgen abend zur Verfügung stehe, und ›tut mir leid, Taira-sama, aber es wäre einfacher für mich, derartige Dinge zu arrangieren, wenn ich europäische Kleider hätte, damit ich die Sperren passieren kann‹ und so weiter. Laß sie für ihn da sein, oder auch nicht, laß ihn den Angelhaken schlucken, und dreh ihn um. Eh?«

Hiraga lachte leise vor sich hin. »Du solltest lieber hier bleiben, statt nach Kyōto zu gehen. Dein Rat ist viel zu wertvoll für mich.«

»Katsumata muß gewarnt werden. Und nun – die Gai-Jin-Frau?«

»Morgen werde ich genau feststellen, wo sie wohnt.«

»Gut.« Der Wind frischte auf, eine Bö strich durchs Haus, daß das Papier in seinen Rahmen knatterte und die Ölflamme tanzte. Ori beobachtete ihn. »Hast du sie gesehen?«

»Noch nicht. Tairas Diener, diese dreckige Chinesenbande, sprechen eine Sprache, die ich nicht verstehen kann. Deswegen konnte ich aus ihnen nichts herausholen, aber das größte Haus der Niederlassung gehört dem Mann, den sie heiraten wird.«

»Wohnt sie dort?«

»Ich weiß es nicht, aber...« Hiraga hielt inne, als ihm ein Gedanke

durch den Kopf schoß. »Hör zu, wenn ich akzeptiert werde, kann ich überall hingehen, alles über ihre Verteidigungsanlagen in Erfahrung bringen, ich könnte sogar an Bord ihrer Kriegsschiffe gehen und...«

»...eines Nachts«, fiel Ori ihm ins Wort, »könnten wir vielleicht eins kapern oder versenken.«

»Ja.« Beide Männer strahlten bei dem Gedanken, während die Kerze flackerte und seltsame Schatten warf.

»Beim richtigen Wind«, sagte Ori leise, »einem Südwind wie heute abend, und mit fünf bis sechs Shishi würden schon ein paar rechtzeitig vorher in die richtigen Lagerhäuser geschaffte Fässer Öl genügen. Aber selbst das ist nicht notwendig: Wir können Brandsätze machen und in der Yoshiwara Feuer legen. Der Wind würde die Flammen ins Dorf tragen, von da aus würden sie auf die Niederlassung überspringen und sie vernichten. *Neh?*«

»Und das Schiff?«

»In der allgemeinen Verwirrung rudern wir zu dem ganz großen hinüber. Das könnten wir doch – leicht, *neh?*«

»Nicht leicht, aber was für ein Coup!«

»*Sonno-jo!*«

## 21

*Donnerstag, 18. Oktober*

Nur herein! Ah, guten Morgen, André«, sagte Angélique mit einer Herzlichkeit, die ihre innere Unruhe Lügen strafte. »Sie sind sehr pünktlich. Geht es Ihnen gut?«

Er nickte und schloß die Tür des kleinen ebenerdigen Zimmers neben ihrem Schlafzimmer, das ihr in der französischen Gesandtschaft als Boudoir diente. Und staunte wieder einmal darüber, daß sie so ruhig wirkte und sogar belanglos plaudern konnte. Höflich beugte er sich über ihre Hand und küßte sie; dann nahm er ihr gegenüber Platz. Das Zimmer war trostlos, mit uralten Sesseln und getünchten Wänden, an denen ein paar billige Stiche zeitgenössischer französischer Maler wie Delacroix und Corot hingen. »Das habe ich bei der Armee gelernt: Pünktlichkeit kommt gleich nach der Frömmigkeit.«

Sie lächelte über seinen Scherz. »*La!* Ich wußte gar nicht, daß Sie bei der Armee gedient haben.«

»Mit zweiundzwanzig, gleich nach der Universität, war ich ein Jahr lang in Algerien – nichts Besonderes, nur um wieder mal einen Aufstand niederzuschlagen. Je schneller wir diese Unruhestifter ausmerzen und ganz Nordafrika als französisches Territorium annektieren, desto besser.«

Zerstreut wehrte er die Fliegen ab und musterte Angélique neugierig. »Sie sind schöner denn je. Ihr... Ihr Zustand bekommt ihnen gut.«

Ihre Augen verloren die Farbe, ihr Blick wurde hart. Die letzte Nacht war schwer für sie gewesen, das Bett in dem unordentlichen, schäbigen Schlafzimmer hier unbequem. Während der Dunkelheit hatten ihre Ängste die Oberhand über ihre Zuversicht gewonnen, und sie bereute es immer mehr, ihre Suite neben der von Malcolm und den ganzen Luxus so überstürzt verlassen zu haben. Auch gegen Morgen hatte sich ihre Stimmung nicht gehoben, und wieder ergriff die alles durchdringende Idee von ihr Besitz: daß all ihre Probleme einzig auf die Männer zurückzuführen seien. Die Rache wird süß werden. »Meinen Zustand als zukünftige Ehefrau, meinen Sie wohl.«

»Selbstverständlich«, versicherte er nach einer kaum spürbaren

Pause, und sie fragte sich verärgert, was mit ihm los sei und warum er sich so fleghaft und distanziert verhielt. Er hatte dunkle Ringe unter den Augen, und seine Züge wirkten schärfer als sonst.

»Fehlt Ihnen was, mein lieber Freund?«

»Nein, liebste Angélique, nichts, wirklich gar nichts.«

Lügner, dachte sie. »Haben Sie etwas erreicht?«

»Ja und nein.«

Er wußte, daß sie am Haken zappelte, und hatte plötzlich den Wunsch zu sehen, wie sie sich wand, den Wunsch, die Flammen zu schüren, damit sie schrie und für Hana bezahlte.

Du bist wahnsinnig, dachte er. Es ist doch nicht Angéliques Schuld. Ganz recht, aber ihretwegen bin ich gestern abend zu den ›Drei Karpfen‹ gegangen und habe Raiko aufgesucht, und während wir uns in unserer speziellen Mischung aus Japanisch, Englisch und Pidgin unterhielten, hatte ich plötzlich das Gefühl, daß alles andere nur ein böser Alptraum gewesen ist und Hana jeden Moment mit einem Lachen in den Augen auftauchen würde, daß mein Herz wie immer jubeln würde, daß wir Raiko verlassen und gemeinsam baden, ein wenig spielen, dann essen und uns ohne Eile lieben würden. Und als mir dann klar wurde, daß Hana auf immer verschwunden ist, war mir, als wimmelten meine Eingeweide und mein Gehirn von Würmern, und ich hätte mich fast übergeben. »Raiko, ich muß wissen, wer die anderen drei Kunden waren!«

»Tut mir leid, Furansu-san, wie ich schon sagte: Ihre Mama-san ist tot, das Personal des Hauses in alle Winde zerstreut, die Herberge ›Zu den siebenundvierzig Ronin‹ zerstört.«

»Aber es muß doch eine Möglichkeit geben, sie zu...«

»Nein. Tut mir leid.«

»Dann sagen Sie die Wahrheit... die Wahrheit über ihren Tod.«

»Sie starb mit Ihrem Messer im Hals. Tut mir leid.«

»Hat sie es selbst getan? Hara-kiri begangen?«

Raiko beantwortete die Frage im selben geduldigen Ton, im sel-



ben Ton, in dem sie zuvor schon oft dieselbe Geschichte erzählt, dieselben Fragen beantwortet hatte: »Hara-kiri ist ein uralter Brauch, eine ehrenhafte Möglichkeit, die einzige Möglichkeit, ein Unrecht gutzumachen. Hana hat dich und uns betrogen, ihre Eigentümer, Kunden und sich selbst – das war ihr Karma in diesem Leben. Mehr gibt es dazu nicht zu sagen. Tut mir leid, lassen Sie sie in Frieden ruhen. Inzwischen ist der vierzehnte Tag nach ihrem Todestag vorüber, ihr Kami-Tag, an dem der Mensch wiedergeboren oder ein Kami wird. Lassen Sie ihren Kami, ihren Geist, ruhen. Tut mir leid, aber sprechen Sie nie wieder von ihr. Und nun – was kann ich sonst noch für Sie tun?«

Angélique saß, wie man es sie von klein auf gelehrt hatte, kerzengerade in ihrem Sessel und beobachtete ihn, eine Hand auf dem Schoß, in der anderen den Fächer, mit dem sie die Fliegen abwehrte. Zweimal hatte sie ihn gefragt: »Was meinen Sie – ja oder nein?« Aber er hatte sie nicht gehört, schien sich in einer Art Trance zu befinden. Kurz bevor sie Paris verließ, war es ihrem Onkel genauso ergangen, und die Tante hatte gesagt: »Laß ihn, Kind. Wer weiß, welche Teufel den Geist eines Mannes heimsuchen, wenn er Sorgen hat.«

»Was hat er denn für Sorgen, Tante-Maman?«

»Ach, *chérie*, wenn das, was man verdient, nicht für das ausreicht, was man braucht, besteht das ganze Leben aus Sorgen. Die Steuern erdrücken uns, Paris ist ein Pfuhl von Habgier ohne Moral, in Frankreich gärt es wieder, der Franc ist mit jedem Monat weniger wert, das Brot ist in einem halben Jahr doppelt so teuer geworden. Laß ihn nur, den Armen, er tut, was er kann.«

Angélique seufzte. Jawohl, der Arme. Morgen werde ich tun, was ich kann, und mit Malcolm reden, der wird schon dafür sorgen, daß seine Schulden beglichen werden. Ein so guter Mensch dürfte nicht im Schuldgefängnis sitzen. Wie hoch können seine Schulden sein? Ein paar Louis...

Als sie sah, daß André wieder zu sich kam und sie anstarrte, fragte sie ihn: »Ja und nein, André? Was soll das heißen?«

»Ja, ich habe eine Medizin, aber nein, Sie können sie noch nicht bekommen, weil Sie...«

»Aber warum? Warum haben Sie...«

»*Mon Dieu*, ein bißchen Geduld, dann kann ich Ihnen berichten, was die Mama-san mir gesagt hat. Sie können sie noch nicht bekommen, weil sie nicht vor dem dreißigsten Tag genommen werden darf, und dann, am fünfunddreißigsten Tag noch einmal, und weil der Trank – ein Aufguß von Kräutern – jedesmal frisch zubereitet werden muß.«

Mit seinen Worten machte er ihren simplen Plan zunichte: daß André ihr den Trank oder das Pulver jetzt gleich geben, sie es sofort nehmen, sich ins Bett legen und behaupten könnte, sie habe die Vapeurs. *Voilà*. Ein bißchen Bauchschmerzen, und in ein paar Stunden, einem Tag höchstens, würde alles wieder in Ordnung sein.

Sekundenlang hatte sie das Gefühl, daß sich alles um sie drehte, aber dann riß sie sich zusammen: Du bist allein. Du mußt stark sein, du mußt allein kämpfen, und du kannst sie schlagen! »Dreißig Tage?« fragte sie erstickt.

»Ja. Tut mir leid. Und am fünfunddreißigsten noch einmal. Dabei müssen Sie sehr gewissenhaft sein...«

»Und was passiert dann, André? Wird es schnell gehen?«

»Lassen Sie mich ausreden! Es... Gewöhnlich wirkt es sofort, sagt sie. Der zweite Trank ist nicht immer notwendig.«

»Und es gibt nichts, das ich jetzt gleich nehmen kann?«

»Nein. So etwas gibt es nicht.«

»Aber diese Medizin – wirkt sie immer?«

»Ja.« Raikos Antwort auf diese Frage hatte gelautet: »In neun von zehn Fällen. Wenn die Medizin nicht wirkt, gibt es andere Möglichkeiten.«

»Einen Arzt?«

»Ja, aber das gefährlich. Medizin wirkt gewöhnlich, aber teuer. Ich muß Medizinmacher bezahlen, bevor er mir gibt. Er muß Kräuter kaufen, verstehen Sie...«

André konzentrierte sich wieder auf Angélique. »Die Mama-san sagt, sie sei wirksam – aber teuer.«

»Wirksam? Jedesmal? Und nicht gefährlich?«

»Jedesmal und nicht gefährlich. Aber teuer. Sie muß den Kräuterarzt im voraus bezahlen, er muß frische Kräuter kaufen.«

»Ach so«, gab sie obenhin zurück, »dann bezahlen Sie das doch bitte für mich. Demnächst bekommen Sie dann das Dreifache zurück.«

André verkniff die Lippen. »Ich habe Ihnen schon zwanzig Louis vorgeschossen. Ich bin nicht reich.«

»Aber was kann so ein bißchen Medizin kosten, André, eine so gewöhnliche Medizin? Die kann doch nicht sehr teuer sein.«

»Für ein Mädchen, das solche Hilfe sucht, heimliche Hilfe – was kann der Preis da für eine Rolle spielen, hat sie gesagt.«

»Das ist richtig, mein lieber André.« Mit herzlicher Freundlichkeit schob Angélique dieses Problem beiseite, während ihr Herz sich ihm gegenüber verhärtete, weil er selbstsüchtig war. »In dreißig Tagen kann ich alles mit dem Taschengeld bezahlen, das Malcolm mir versprochen hat, und außerdem bin ich überzeugt, daß Sie es arrangieren können, ein so guter, kluger Mann wie Sie. Vielen Dank, mein lieber Freund. Bitte sagen Sie ihr, daß seit dem Tag, an dem meine Periode fällig war, inzwischen genau acht Tage vergangen sind. Wann bekommen Sie die Medizin?«

»Ich habe Ihnen bereits gesagt, am Tag vor dem dreißigsten Tag. Wir können sie am Tag zuvor abholen oder durch jemanden abholen lassen.«

»Und das... das Unwohlsein? Wie lange wird das dauern?«

André war sehr müde; er fühlte sich unbehaglich und ärgerte sich darüber, daß er sich in so etwas hatte hineinziehen lassen, auch

wenn es noch so viele potentielle Vorteile brachte. »Das kommt auf das Mädchen an, hat sie gesagt, auf ihr Alter und ob sie so etwas zuvor schon einmal gemacht hat. Wenn nicht, müßte es einfach sein.«

»Aber wie viele Tage werde ich krank sein?«

»*Mon Dieu*, das hat sie nicht gesagt, und ich habe sie nicht gefragt. Wenn Sie bestimmte Fragen haben, müssen Sie sie mir aufschreiben, und ich werde versuchen, Ihnen die Antworten zu übermitteln. Wenn Sie mich jetzt entschuldigen wollen...« Er stand auf. Sofort ließ sie Tränen in ihre Augen steigen. »Ach André, ich danke Ihnen. Es tut mir leid, es ist so lieb von Ihnen, mir zu helfen, und es tut mir leid, daß ich Sie verärgert habe«, schluchzte sie und merkte erfreut, daß er dahinschmolz.

»Nicht weinen, Angélique, ich bin nicht verärgert, es ist nicht Ihre Schuld, es ist... Ich bitte um Verzeihung, dies muß furchtbar für Sie sein, aber machen Sie sich bitte keine Sorgen. Ich werde die Medizin rechtzeitig abholen und Ihnen helfen, wo immer ich kann, schreiben Sie mir Ihre Fragen auf, dann bringe ich Ihnen in den nächsten Tagen die Antworten. Es tut mir leid, es ist... Ich fühle mich in letzter Zeit nicht sehr wohl...«

Als er gegangen war, stand sie am Fenster, starrte, ohne etwas zu sehen, durch die mit Fliegendreck übersäten Gardinen auf die High Street hinaus und dachte über das nach, was er ihr mitgeteilt hatte.

Dreißig Tage? Macht nichts. Damit kann ich leben, man wird nichts merken, versuchte sie sich immer wieder zu überzeugen. Zweiundzwanzig Tage sind gar nichts.

Um sicherzugehen, holte sie ihr Tagebuch heraus, schloß es auf und begann zu rechnen. Dann rechnete sie abermals und kam auf denselben Tag. Der 9. November. Ein Freitag. Namenstag des hl. Theodor. Wer ist das? Ich werde jeden Sonntag Kerzen für ihn anzünden. Unnötig, das Datum zu markieren, dachte sie erschauernd. Trotzdem machte sie ein kleines Kreuz in die Ecke. Was ist mit der

Beichte?

Gott versteht mich. ER versteht alles.

Ich kann warten – aber was, wenn es nicht klappt, oder wenn André krank wird oder verschwindet, oder wenn die Mama-san mich im Stich läßt...

Der Gedanke nagte an ihr. Zersetzte ihre Entschlossenheit. Echte Tränen rollten über ihre Wangen. Dann dachte sie plötzlich an das, was ihr Vater früher einmal gesagt hatte, vor vielen Jahren, unmittelbar, bevor er sie und ihren kleinen Bruder in Paris verlassen hatte.

»Jawohl, er hat uns verlassen«, sagte sie laut und gestand sich damit zum erstenmal die Wahrheit ein. »*Mon Dieu*, und nach allem, was ich inzwischen weiß, ist es vermutlich sogar gut so. Er hätte uns verkauft, hätte mich bestimmt schon lange verkauft.«

Der Vater hatte Napoleon Bonaparte zitiert, sein großes Idol: »Ein kluger General plant immer die Rückzugsposition, von der aus er den Hammerschlag des Sieges führen kann.«

Welches ist meine Rückzugsposition?

Dann fiel ihr etwas ein, das André Poncin vor Wochen einmal gesagt hatte. Sie lächelte, und all ihre Sorgen waren verschwunden.

In seiner gestochenen Schrift brachte Phillip Tyrer die letzten Worte von Sir Williams Antwort an die *roju* aufs Papier. Im Gegensatz zu allen vorangegangenen Mitteilungen hatte Sir William das Original diesmal auf englisch abgefaßt und wollte eine Kopie auf holländisch beifügen, die Johann anfertigen sollte. »Hier, Johann, ich bin fertig.« Mit einem schwungvollen Schnörkel verzierte er den Schwanz des ›B‹ von Sir William Aylesbury, K.C.B.

Johann strahlte. »Das ist die schönste Schrift, die ich jemals gesehen habe. Kein Wunder, daß Wee Willie sich all seine Londoner Depeschen von Ihnen kopieren läßt.«

»*Shigata ga nail*«, sagte Tyrer, ohne nachzudenken. Spielt keine Rolle.

»Sie arbeiten wirklich eifrig an Ihrem Japanisch, eh?«

»Ja, und unter uns – sagen Sie's bloß nicht unserem Willie –, es macht mir großen Spaß. Was halten Sie von seinem Schachzug?«

Johann seufzte. »Bei den Japanern kann man das nie sagen. Ich persönlich glaube, daß dieses Jappo-Geschwätz ihm den Kopf verwirrt hat.«

Die Nachricht lautete:

*An Seine Exzellenz, Nori Anjo, Esq., Oberster roju. Ich habe Ihre Depeche von gestern erhalten und teile Ihnen mit, daß ich sie uneingeschränkt zurückweise. Wenn Sie die vereinbarte Rate der Entschädigung für den Mord an zwei britischen Soldaten nicht pünktlich zahlen, wird der geschuldete Betrag mit jedem weiteren Tag Verzögerung vervierfacht werden.*

*Mit Bedauern mußte ich erfahren, daß Sie eindeutig nicht Herr Ihres eigenen Terminkalenders sind. Dies werde ich umgehend für Sie ändern. Von heute an in zwölf Tagen werde ich an Bord meines Flaggschiffs mit einer Eskorte von einem Geschwader nach Kyōto aufbrechen und in Osaka anlegen. Dann werde ich mit einer berittenen Eskorte der Royal Artillery und der obligatorischen Sechzigpfünder-Kanone für den königlichen Salut sowie den anderen Gesandten augenblicklich nach Kyōto aufbrechen, um Wiedergutmachung für Sie von Seiner jungen Majestät, Shōgun Nobusada, persönlich zu verlangen, oder, falls er nicht erreichbar sein sollte, von Seiner Kaiserlichen Hobeit, Kaiser Komei persönlich, wobei ich den vollen königlichen Ehrensalt von einundzwanzig Kanonenschüssen zusichere. Bitte, informieren Sie die Herren von unserer bevorstehenden Ankunft (gezeichnet) Gesandter und Botschafter Ihrer Britischen Majestät, Sir William Aylesbury, K.C.B.*

»Kaiser? Welcher Kaiser?« sagte Johann verächtlich. »Es gibt hier

nur den Midako, Mkado oder so ähnlich, und der ist so eine Art minderer Papst ohne Macht, nicht wie Pius der Neunte, der sich einmischt, intrigiert, in Politik macht und uns am liebsten wieder auf dem Scheiterhaufen sähe.«

»Na, na, Johann, so schlimm ist es nun auch nicht.«

»Die Pest über die Katholiken.« Johann zuckte die Achseln. »Geben Sie mir die Rohkopie der Depesche, dann mache ich mich an die Arbeit.«

»Sir Willie sagt, daß Sie Ihren Vertrag nicht verlängern wollen.«

»Es wird Zeit, daß ich gehe und den Jüngeren und Klügeren Platz mache.« Johann begann zu lächeln. »Ihnen.«

»Sehr komisch. Schicken Sie bitte Nakama herein; er ist im Garten.«

»Trauen Sie diesem Bastard nicht. Behalten Sie ihn gut im Auge, Phillip!«

Tyrer fragte sich, was Johann wohl sagen würde, wenn er die Wahrheit über ihn wüßte.

Hiraga öffnete die Tür. »*Hai*, Taira-san?«

»*Ikimasbo, Nakama-sensei*, alter Junge, *hai*?« Gehen wir, ja? sagte Tyrer strahlend, immer noch verblüfft über die Veränderung.

Als Hiraga an diesem Morgen eintraf, waren der Schmutz, die Lumpen und seine Samurai-Haartracht verschwunden, und die kurzgeschnittenen Haare ähnelten der Frisur eines jeden gewöhnlichen Japaners. In seinem sauberen, gestärkten, doch einfachen Kimono, dem neuen Sonnenhut, der ihm an einer Schnur auf dem Rücken hing, den neuen *tabi* und Sandalen sah er aus wie der Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns.

»Mein Gott, Nakama, großartig sehen Sie aus«, hatte er ihn sofort gelobt. »Dieser Haarschnitt steht Ihnen gut!«

»Ach, Taira-san«, hatte Hiraga zögernd und mit vorgetäuschter Demut geantwortet, dem Plan folgend, den er und Ori geschmiedet hatten, »ich glaube, was Sie mir sagen, mir helfen aufgeben Samu-

rai, aufhören Samurai. Bald gehen zurück Choshu, werden Bauer wie Großvater.«

»Samurai aufgeben? Ist das möglich?«

»*Hai*. Möglich. Bitte nicht mehr sagen wollen, ja?«

»Na gut. Aber es ist ein kluger Entschluß. Ich gratuliere.«

Unwillkürlich fuhr sich Hiraga mit der Hand über den Schädel, die kurz geschorenen Kopfseiten, die ihn juckten. »Bald Haare wachsen, Taira-san, wie Ihre.«

»Warum nicht?« Tyrer trug sein natürlich gewelltes Haar fast bis auf die Schultern. Anders als die meisten Männer war er äußerst penibel, was dessen Sauberkeit betraf. »Wie geht's Ihren Prellungen?«

»Ist schon vergessen.«

»Ich *habe sie* schon vergessen.«

»Ach ja, danke, ich habe sie schon vergessen. Gute Nachrichten, Taira-san.« Hiraga hatte ihm ausführlich erklärt, daß er in die Yoshiwara gehen und für diesen Abend ein Rendezvous mit Fujiko arrangieren werde. »Sie für Sie ganze Nacht. Gut, *neh?*«

Sekundenlang war Tyrer sprachlos gewesen. Impulsiv schüttelte er Hiragas Hand. »Danke, mein lieber Freund. Ich danke Ihnen!« Er hatte sich zurückgelehnt, die Pfeife herausgeholt und Hiraga Tabak angeboten, der ihn, mühsam das Lachen unterdrückend, ablehnte. »Das ist wundervoll!« Tyrers Gedanken eilten zu seiner Verabredung voraus; sein Herz hämmerte, seine Männlichkeit meldete sich spürbar. »Mein Gott, großartig!« Mit Mühe hatte er alle erotischen Vorstellungen unterdrückt, um sich auf die Arbeit des Tages konzentrieren zu können. »Haben Sie im Dorf eine Unterkunft gefunden?«

»Ja. Bitte wir gehen jetzt, ja?«

Auf dem Weg zum japanischen Viertel, wo sie die Stimmen dämpften und sich hüteten, Englisch zu sprechen, wenn sich Passanten näherten, hatte Tyrer weiter versucht, Hiraga auszuhorchen, und war auf Gold gestoßen, unter anderem auf die Namen des Shōgun und des Kaisers. Im Haus der Shoya hatte er den Laden inspi-



ziert und den winzigen, schäbigen Raum daneben, in dem Hiraga angeblich wohnte. Dann hatte er ihn, durchaus zufrieden und beruhigt, zur Gesandtschaft zurückgebracht. »Haben Sie gemerkt, daß Sie nun, da Sie nicht mehr wie ein Samurai aussehen, auf der Straße kaum auffallen, sogar den Soldaten nicht?«

»Ja, Taira-san. Können mir helfen, bitte?«

»Gern. Wobei?«

»Ich möchte versuchen, Ihre Sorte Kleider tragen, dann mehr werden wie Gai-Jin, ja?«

»Großartige Idee!«

Als sie in der Gesandtschaft eintrafen, eilte Tyrer zu Sir William, um ihm aufgeregt die Namen des Shōgun und des Kaisers zu geben. »Ich dachte mir, daß Sie das sofort wissen sollten, Sir. Und noch etwas: Ich glaube, ich habe das richtig verstanden, aber er sagt, daß alle Japaner, sogar die Daimyos, eine Genehmigung einholen müssen, wenn sie Kyōto besuchen wollen, wo der Kaiser lebt.«

»Was sind Daimyos?«

»So nennen sie ihre Könige, Sir. Aber jeder, sogar sie, muß die Genehmigung zu einem Besuch in Kyōto einholen – er sagt, die Bakufu, das ist eine andere Bezeichnung für das Shōgunat, also die Beamtenschaft, haben Angst, dort generell freien Zugang zu gewähren.« Er versuchte sich zu bremsen, aber die Worte strömten nur so aus ihm heraus. »Wenn das stimmt und der Shōgun gegenwärtig dort ist, der Kaiser ständig dort ist und die ganze Macht dort konzentriert ist – wenn Sie jetzt dorthin reisen würden, Sir, würden Sie damit nicht die Bakufu umgehen?«

»Ein bemerkenswert logischer Schluß«, gab Sir William freundlich und mit erleichtertem Seufzer zurück, denn er war schon lange zu diesem Ergebnis gekommen. »Ich glaube, Phillip, wir werden die Depesche umformulieren. Kommen Sie in einer Stunde zurück. Sie haben Ihre Sache sehr gut gemacht.«

»Danke, Sir.« Dann hatte er ihm von dem »neuen« Nakama und dem neuen Haarschnitt erzählt. »Ich dachte mir, wenn wir ihn überreden könnten, europäische Kleidung zu tragen, würde er immer gefügiger werden, während er mir natürlich Japanisch beibringt und ich ihm Englisch.«

»Ausgezeichnete Idee, Phillip.«

»Danke, Sir. Ich werde sofort dafür sorgen. Darf ich die Rechnung zur Bezahlung an unseren Shroff schicken?«

Sir Williams gute Laune erhielt einen Dämpfer. »Wir haben keine überflüssigen Mittel, Phillip, und das Finanzministerium... Nun gut. Aber nur einen Anzug. Sie sind verantwortlich dafür, daß die Rechnung gemäßigt ausfällt.«

Eilig ging Tyrer hinaus und wollte nun, da er die Arbeit an der Depesche beendet hatte, mit Hiraga zum chinesischen Schneider gehen.

Zu dieser Tageszeit, am frühen Nachmittag, war die High Street kaum belebt, da die meisten Männer in ihren Kontoren, bei der Siesta oder im Club waren. Ein paar Betrunkene hockten, da der Wind noch immer recht böig war, im Windschatten der Pier. Für später war ein Fußballspiel angesetzt worden. Navy gegen Army auf dem Paradeplatz, und Tyrer freute sich schon darauf – mehr jedenfalls als auf das Treffen mit Jamie McFay, dem er widerwillig zugestimmt hatte. »Er ist der Chef von Struan's hier, Nakama-san. Irgendwie hat er von Ihnen erfahren und daß Sie ein bißchen Englisch sprechen. Sie können ihm vertrauen.«

»So ka? Struan? Der Mann, der wird heiraten?«

»Ach, die Diener haben Ihnen von der Verlobungsfeier erzählt? Nein, McFay ist nur der oberste Kaufmann. Der Mann, der heiraten wird, ist Mr. Struan, der Tai-Pan. Da drüben, das ist sein Gebäude.«

»So ka?« Hiraga betrachtete es. Schwierig, da hineinzukommen, dachte er. Parterrefenster vergittert. »Sehr groß, sehr stark. Dieser

Struan und seine Frau, sie da wohnen?»

Tyrers Gedanken flogen zu Fujiko. Zerstreut antwortete er: »Struan, ja. Bei ihr weiß ich es nicht. In London wäre dieses Haus gar nichts. London ist die reichste Stadt der Welt.«

»Reicher als Edo?»

Tyrer lachte. »Reicher als zwanzig, fünfzig Edos. Wie sagt man das auf japanisch?»

Hiraga erklärte es ihm, während seine scharfen Augen alles in sich aufnahmen. Er glaubte nicht, was Tyrer von London behauptete, wie er das meiste, was er ihm erzählte, für Lügen hielt, die ihn nur verwirren sollten.

Inzwischen kamen sie an den verschiedenen Flachbauten vorbei, die als Gesandtschaften dienten, und suchten sich vorsichtig einen Weg durch den Müll, der überall verstreut war. »Warum verschiedene Flaggen, bitte?»

Tyrer hätte gern Japanisch geübt, doch jedesmal, wenn er damit begann, antwortete ihm Hiraga auf englisch und stellte sofort eine weitere Frage. Dennoch erklärte er ihm jetzt: »Das sind Gesandtschaften: das da ist die russische, dort die amerikanische, da drüben die französische und das hier die preußische. Preußen ist ein wichtiges Land auf dem Kontinent. Wenn ich sagen würde, daß...«

»Ah, tut mir leid, Sie haben Landkarte von Ihrer Welt, bitte?»

»Aber ja! Ich werde sie Ihnen sehr gern zeigen.«

Ein Detachement Soldaten näherte sich und marschierte vorbei, ohne ihnen Beachtung zu schenken. »Diese Männer von Preußen – ah?» Hiraga artikulierte das Wort sorgfältig. »Sie auch Krieg mit euch gegen Franzosen?»

»Manchmal. Sie sind allerdings recht kriegerisch, immer kämpfen sie gegen irgend jemand. Gerade haben sie einen neuen König bekommen, und dessen oberster Berater ist ein großer, harter Fürst namens Bismarck, der alle deutschsprechenden Menschen zu einer großen Nation vereinigen will und...«

»Bitte, tut mir leid, Taira-san. Nicht so schnell, ja?«

»*Ah gomen nasai.*« Tyrer wiederholte, was er gesagt hatte, ein wenig langsamer, beantwortete weitere Fragen und war immer wieder verblüfft von der Intelligenz seines Schützlings. Wieder einmal lachte er. »Wir müssen uns einigen. Eine Stunde über meine Welt auf englisch und eine über die Ihre auf englisch, und dann eine Stunde japanisch. *Hai?*«

»*Hai. Domo.*«

Vier Reiter, die sie auf dem Weg zur Rennbahn überholten, grüßten Tyrer und musterten Hiraga neugierig. Tyrer erwiderte ihren Gruß. Vor der Sperre am anderen Ende der High Street begann die Reihe der wartenden Kulis mit den nachmittäglichen Warenlieferungen unter den wachsamen Augen der Samurai-Wachen durch das Zollhaus zu ziehen. »Wir sollten uns beeilen. Sie wollen sich doch nicht unter die da mischen«, sagte er und überquerte, einem Haufen Pferdeäpfel ausweichend, die Straße. Dann blieb er unvermittelt stehen und winkte. Sie waren auf der Höhe der französischen Gesandtschaft, wo Angélique am Fenster ihres ebenerdigen Zimmers stand. Sie hatte die Vorhänge geöffnet, lächelte und winkte zurück. Hiraga tat, als hätte er ihren prüfenden Blick nicht bemerkt.

»Das ist die Dame, die Mr. Struan heiraten wird«, erklärte Tyrer, als sie weitergingen. »Sie ist wunderschön, nicht wahr?«

»*Hai.* Das ihr Haus, ja?«

»Ja.«

»Gute Nacht, Mr. McFay. Alles abgeschlossen.«

»Danke. Nacht, Vargas.« McFay unterdrückte ein Gähnen und fuhr fort, in seinem Tagebuch zu schreiben, die letzte Arbeit eines jeden Tages. Sein Schreibtisch war aufgeräumt, sein Eingangskorb leer, während sein Ausgangskorb von Antworten auf den größten Teil der heutigen Post, Bestellungen und ausgefüllten Frachtbriefen

überquoll, die alle bei Morgengrauen, wenn das Geschäft wieder begann, abgeholt werden würden.

Zerstreut kratzte sich Vargas einen in Asien nicht unüblichen Flohstich und legte den Schlüssel zum Tresorraum auf den Schreibtisch. »Soll ich Ihnen mehr Licht bringen?«

»Nein, danke. Ich bin gleich fertig. Bis morgen.«

»Die Choshus werden morgen erwartet. Wegen der Gewehre.«

»Ich habe es nicht vergessen. Gute Nacht.«

Nun, da er in diesem Teil des Erdgeschosses allein war, fühlte sich McFay wesentlich wohler; er war gern allein und fühlte sich dabei sicher. Bis auf Vargas hatten die Bürogehilfen, die Shroffs und anderen Angestellten ihr eigenes Treppenhaus und ihre eigenen Räume weit hinter dem Warenlager. Die Verbindungstür zwischen den beiden Gebäudeteilen wurde jeden Abend verschlossen. Nur Ah Tok und die persönlichen Diener blieben im vorderen Teil, in dem die Büros wie auch der Tresorraum lagen, wo alle Schußwaffen, Kontobücher und Safes mit den mexikanischen Silberdollars, Gold-Taels und japanischen Münzen aufbewahrt wurden, während die Wohnräume im ersten Stock lagen.

Am Posttag gab es immer viel zu tun, und es wurde sehr spät, heute sogar noch später als sonst, weil McFay sofort, als er beim Lunch von Nettlesmith die letzte Fortsetzung von *Große Erwartungen* erhalten hatte, nach oben gelaufen war, um die ihm zugeteilte Stunde, Seite um kostbare Seite, mit Malcolm Struan zu teilen, bis er später, froh und erleichtert, daß für Pip und das Mädchen alles gut ausgegangen war und daß in der Ausgabe vom nächsten Monat eine weitere Dickens-Erzählung angekündigt werden würde, wieder hinunterging.

Stille. Nur die Standuhr tickte freundlich. Mit klarer Handschrift notierte er eilig:

*MS war wütend über den Brief seiner Mutter in der heutigen Post*

*(Dampfschiff Swift Wind, einen Tag verspätet, ein Mann im Sturm vor Shanghai über Bord gegangen, außerdem Spießrutenlaufen in der Shimonoseki-Meerenge, wo die Küstenbatterien etwa zwanzig Schüsse abgaben, Gott sei Dank, ohne Schaden anzurichten!). Meine Antwort auf Mrs. S.s Kanonade von heute war honigsüß (noch weiß sie nichts von der Verlobungsfeier, denn das wird ein Erdbeben von Hongkong bis nach Java auslösen).*

*Ich habe sie informiert, daß A in die französische Gesandtschaft umgezogen ist, glaube aber nicht, daß das Mrs. S interessieren wird, obwohl MS den ganzen Tag unruhig war, weil A ihn nicht besucht hat, und wieder auf Ah Tok geschimpft und sie in schlechte Laune versetzt hat – die sie natürlich an alle anderen Diensthoten weitergab, ayeeyah!*

*Ich muß feststellen, daß MS trotz seiner Schmerzen weit klüger ist, als ich dachte, mit einem ausgezeichneten Gefühl für Geschäfte im allgemeinen, und nun akzeptiert er meine Meinung, daß hier ein großes Potential ruht. Wir haben das Brock-Problem diskutiert und sind uns darin einig, daß von hieraus nichts unternommen werden kann, daß er die Sache aber, sobald er nach HK zurückgekehrt ist, in Angriff nehmen wird. Wieder hat er sich geweigert, eine Rückkehr mit dem Postdampfer in Betracht zu ziehen – Hoag schwankt noch, er steht nicht auf meiner Seite, sondern sagt, je länger Malcolm sich hier ausruht... eine unruhige Überfahrt könnte sich traumatisch auswirken.*

*Habe ein erstes Gespräch mit diesem Japaner Nakama geführt (muß ein Deckname sein), der mit Sicherheit mehr ist, als er vorgibt. Ein Samurai, ein Ronin-Gesetzloser, der ein wenig Englisch spricht, der sich die Haare schneidet, weil er beschlossen hat, den Samurai-Status aufzugeben, der freiwillig unsere Kleidung trägt, muß etwas Besseres sein und daher sorgfältig beobachtet werden. Wenn nur die Hälfte von dem zutrifft, was er sagt, dann haben wir – dank Tyrer, Gott segne ihn – einen großen nachrichtendienstlichen Schritt vorwärts getan. Schade, daß Nakama nichts von Geschäften versteht, die einzige verwendbare Information von ihm war, daß Osaka Japans Hauptgeschäftszentrum ist, nicht Edo, also*

*um so mehr Grund, auf einer schnellstmöglichen Öffnung dieser Stadt zu bestehen. Nakama sollte unbedingt gepflegt werden...*

Es klopfte an einem Fensterladen. Er sah auf die Uhr: kurz vor zehn. Eine Stunde zu spät. Macht nichts, die fernöstliche Zeit unterscheidet sich von der unseren.

Ohne Eile stand er auf, schob den kleinen Revolver in die Seitentasche seines Gehrocks, ging zu seiner privaten Tür und schloß sie auf. Draußen standen zwei Frauen in Kapuzenumhängen sowie ein Diener. Alle drei verneigten sich. Er winkte die Frauen herein und reichte dem Mann einige Münzen; dieser verneigte sich abermals und kehrte durch das Seitengäßchen in die Yoshiwara zurück.

McFay verschloß die Tür. »Heya, Nemi, du noch immer so hübsch, *neh?*« Lächelnd umarmte er die eine der Frauen.

Unter der Kapuze sah ihn das junge Mädchen strahlend an; sie sprühte vor Leben, seine *musume* für ein Jahr, von dem inzwischen ein halbes vergangen war. »Heya, Jami-san, du-ah gutt, heyä? Dies *musume* mein Schwester Shisaku. Hübsch, *neh?*«

Nervös und mit gezwungenem Lächeln schlug das andere Mädchen ihre Kapuze zurück. Und er begann wieder zu atmen: Shisaku war ebenso jung wie Nemi, ebenso attraktiv und angenehm. »*Hai!*« sagte er, und beide waren erleichtert, daß sie vor seinen Augen bestanden hatte. Es war das erstemal, daß McFay für einen anderen Mann ein Mädchen engagierte. Hilflös hatte er Nemi gebeten, der Mama-san klarzumachen, daß das Mädchen für den Tai-Pan sei und daher etwas Besonderes sein müsse. Beide Mädchen waren Anfang Zwanzig, reichten ihm kaum bis an die Schulter und wirkten jetzt ein wenig ruhiger, obwohl ihnen klar war, daß die eigentliche Hürde noch zu nehmen sein würde.

»Shisaku, bitte verstehen, Tai-Pan oberster Mann«, erklärte er freundlich; und dann zu Nemi, während er sich auf die Seite klopfte, an der Struans Wunde war: »Sie weiß von Wunde, *neh?*«

Nemi nickte; ihre weißen Zähne blitzten. »*Hai*, ich erklären, Jami-san. *Dozo*, lassen Mantel hier oder oben?«

»Oben.«

Er ging voran, die breite, von Öllampen hell beleuchtete Treppe hinauf, während Nemi ununterbrochen mit dem neuen Mädchen plauderte, das große Augen machte. Es war seine Gewohnheit, Nemi von Zeit zu Zeit herkommen zu lassen, um die Nacht mit ihr zu verbringen; dann kam der Diener kurz vor Morgengrauen wieder, um sie bis zu dem Häuschen zu begleiten, das er ihr auf dem Grundstück ihres Hauses, der Herberge »Zur reichen Freude«, gekauft hatte. Zehn Gold-Sovereigns hatte ihn, nach endlosem Schachern, die Fünfjahresmiete für das Haus gekostet. Weitere zehn ihr Vertrag, plus etwas extra für monatlich einen neuen Kimono, Haarpflege, eine Zofe und, schließlich, Saké.

»Aber Mama-san, wenn nun Feuer Haus niederbrennt, heya?« hatte er sie gefragt, selber darüber entsetzt, daß er einem so exorbitanten Preis zugestimmt hatte, obwohl der äußerst günstige Wechselkurs garantierte, daß Nemis laufende Unkosten nicht mehr als ein paar Pfund im Jahr betrugen.

Die Mama-san war schockiert. »Gebaut wie neu. Sie bezahlen halben Preis, fair, *neh?*«

Nemi, die bei den abschließenden Verhandlungen dabei war, hatte gelacht. »Viel Feuer im Haus, Jami-san, viel *jig-jig*, *neh?*«

Als McFay oben angekommen war, nahm er sie, ohne ersichtlichen Grund als den, daß sie ihm sehr viel Freude und sehr viel Frieden geschenkt hatte, noch einmal liebevoll in den Arm. Auf dem Treppenabsatz stand ein großer Sessel mit hoher Lehne. Nemi und das andere Mädchen nahmen ihre Umhänge ab und ließen sie dort. Darunter trugen sie saubere, hübsche Kimonos und sorgfältig gepflegte Frisuren – von der Raupe zum Schmetterling. Zufrieden klopfte er an die Tür.

»Herein.«



Im eleganten Schlafrock saß Malcolm Struan, eine brennende Zigarre zwischen den Fingern, nervös in seinem Sessel. »Hallo, Jamie.«

»Abend, Tai-Pan.« Beide Mädchen verneigten sich ehrfürchtig. McFay hatte keine Ahnung, daß praktisch alles über Malcolm Struan – ebenso wie über ihn selbst und die meisten Gai-Jin – in der Yoshiwara allgemein bekannt und ständiges Gesprächsthema war: sein ungeheurer Reichtum, daß er kürzlich Tai-Pan geworden war, die Umstände, unter denen er sich die Wunde zugezogen hatte, und seine bevorstehende Hochzeit. »Das ist Shisaku, sie wird bei Ihnen bleiben. Der Diener wird kurz vor Tagesanbruch kommen – alles, wie zuvor besprochen. Ich werde anklopfen. Sie ist vielleicht ein bißchen schüchtern, aber, na ja, kein Problem. Das ist Nemi, meine *musume*. Ich, äh, hielt es für das Beste, daß sie beim erstenmal mitkommt, damit alles ein bißchen leichter ist.«

Beide Mädchen verneigten sich abermals. »Heya, Tai-Pan«, grüßte Nemi selbstbewußt, hochofren, daß sie ihn kennenlernte, und sicher, daß sie die richtige Wahl getroffen hatte. »Shisaku mein Schwester, gutt *musume*, heya!« Sie nickte heftig und gab Shisaku einen kleinen Stoß. Zögernd ging das junge Mädchen auf ihn zu, kniete nieder und verneigte sich noch einmal.

»Falls Sie mich brauchen – ich bin in meinem Quartier.«

»Danke, Jamie.«

Leise schloß McFay die Tür und ging weiter, den Korridor entlang. Seine Suite war ordentlich und sehr wohnlich. Drei Räume, Wohnzimmer, Schlafzimmer, Gästezimmer und Bad. Auf dem Sideboard warteten Aufschnitt, frisches Brot und ihre Lieblingsspeise, frisch gebackener Apfelkuchen, dessen Äpfel aus Shanghai importiert worden waren, Saké in einem Behälter mit heißem Wasser und Loch-Vey-Whisky aus Struans eigener Brennerei, den sie sehr liebte.

Kaum war die Tür hinter ihnen verriegelt, da stellte sie sich auf die Zehenspitzen und küßte ihn stürmisch. »Nicht sehen sechs

Tage, erst Bett-ah, dann Bad!« bestimmte sie, die übliche Reihenfolge umkehrend. Und sein Herz klopfte schneller, obwohl er es nicht eilig hatte.

Sie nahm seine Hand, führte ihn ins Schlafzimmer, drückte ihn aufs Bett, kniete nieder, um ihm die Stiefel auszuziehen, und begann ihn auszukleiden, während sie die ganze Zeit in ihrem nur halb verständlichen Pidgin plapperte und ihm erzählte, die Geschäfte in der Yoshiwara blühten, die Schwimmende Welt blühe und gedeihe, er solle sich keine Gedanken wegen Shisaku machen, sie sei zwar teuer, aber die beste, und was habe sie da gehört über einen Krieg, und bitte, wir wollen keinen Krieg, nur Geschäfte, und ich habe einen neuen Kimono, ganz mit glücksbringenden Karpfen bestickt, der, na ja, ein bißchen teuer ist, »aber *ichibon*, Jami-san, dir-ah sehr gefallen, Bett-ah!«

Gehorsam stieg er ins Himmelbett. Die Nacht war perfekt, weder heiß noch kalt. Sie löste ihren Obi, ließ erst den Kimono, dann den Unterkimono fallen, schließlich das Unterhemd. Splitternackt, aber wie alle *musume* ohne Scham über diese Nacktheit, zog sie die Nadeln aus ihrem Haar, schüttelte es aus, daß es ihr bis an die Taille fiel, um dann triumphierend ins Bad und dem ersten Vergnügen des Abends entgegenzumarschieren.

Sie setzte sich auf die Toilette, griff nach der Kette des Wasserbehälters und zog. Als das Wasser in die Porzellanschüssel rauschte, klatschte sie wie immer vor Freude in die Hände.

Als sie es zum erstenmal sah, hatte sie es nicht glauben wollen. »Wohin Wasser gehen?« hatte sie sich argwöhnisch erkundigt. Er hatte es ihr erklärt und aufgezeichnet, aber sie wollte ihm immer noch nicht glauben, bis er ihr die Rohre gezeigt und sie in den Garten geführt hatte, wo sich der Deckel des Faulbehälters befand. Alle Teile – Rohre, Wasserbehälter, Boiler, Toilettenschüssel, Handwaschbecken, Spülbecken, Wasserhähne – waren aus England, Hongkong und Shanghai importiert worden, wo inzwischen viele

Teile für die weitreichenden indischen und ostasiatischen Märkte hergestellt wurden.

Sie hatte ihn gebeten, es ihren Freundinnen zeigen zu dürfen. Voll Stolz hatte er zugestimmt, denn dies war – sehr zu Sir Williams und Norbert Greyforths Ärger – die erste derartige Anlage von ganz Japan und nun die Vorlage für etwa ein Dutzend funktionierender oder nicht funktionierender Kopien, obwohl nicht alle über heißes und kaltes Wasser verfügten: für Struan's immer nur das Beste und Modernste.

So wurden die Führungen der wenigen Privilegierten, die Jami-sans Reinigungsraum sehen durften, eine der begehrtesten Zerstreuungen von ganz Gai-Jin-Yokohama, bei denen die *musume* munter zwischerten wie exotische Vögel, sich verneigten, vor Staunen den Atem einsogen und unter lautem Applaus an der Kette zogen.

Nemi wusch sich die Hände. Dann schlüpfte sie mit einem zufriedenen Seufzer zu ihm unter die Laken.

Phillip Tyrer war erschöpft und schon fast eingeschlafen. Fujiko ertrug geduldig sein Gewicht; dann begann sie sich sanft von ihm zu lösen.

»*Iyé, matsu*«, murmelte er. Nein, geh nicht weg... warte.

»Ich wollte dir nur ein Handtuch holen, Taira-san. Handtuch, verstehst du?«

»Ach, ach ja. Verstehe Handtuch. Du bleibst, ich hole...«

»O nein, dann würde ich das Gesicht verlieren, es ist meine Pflicht. Laß mich bitte gehen... nun sei nicht so schwierig!«

Sie kicherte, als er sie liebte und festhalten wollte, aber sie war geschickt, verstand sich auf ihr Handwerk und wartete. Nun war es friedlich in dem kleinen Zimmer. Die Nacht draußen war angenehm. Der Wind raschelte in Bäumen und Büschen. Ein wenig Zugluft kam durch die Schiebefenster, aber noch nicht richtig kalt

oder unangenehm. Die Öllampe flackerte.

Nach einer Weile schlüpfte sie hinaus, ohne seine Ruhe zu stören, und ging in das winzige Bad mit der hohen Holzwanne, die bis zum Rand mit heißem Wasser gefüllt war und auf einem Holzrost stand, damit das Wasser abfließen konnte, sobald der Stöpsel gezogen wurde. Duftende Seife, ein Nachttopf und frische Handtücher warteten. Rasch benutzte sie ein feuchtes Handtuch und trocknete sich ab.

Als sie zurückkam, brachte sie ein heißes Handtuch mit, wusch ihn und trocknete ihn ab. Die ganze Zeit hielt er die Augen fest geschlossen und war dicht davor, vor Wonne zu stöhnen, zugleich aber peinlich berührt davon, daß sie diese Handreichungen für ihn ausführte und nicht er für sie. »Ach, Fujiko-chan, du bist wundervoll.«

»Nein, es ist mir ein Vergnügen«, gab sie zurück. Sie hatte ihre Verwunderung und Verlegenheit über die seltsamen Gewohnheiten der Fremden längst überwunden: daß sie selten badeten, gewöhnlich von Scham und Schuldgefühlen über die Kopfkissenwonnen erfüllt waren, erstaunlich besitzergreifend und fast immer wütend darüber, daß sie auch andere Kunden hatte – wie dumm, es waren doch nur Kunden! –, daß sie sich errötend abwandten, wenn sie sich für die Liebe entkleidete, oder sich bedeckten, wenn sie nur halb nackt waren, nur im Dunkeln mit ihr schlafen wollten, wo doch jeder wußte, daß ein großer Teil des Vergnügens im Sehen, Erkunden und Beobachten bestand, oder vor Verlegenheit dunkelrot anliefen, wenn sie ganz normale Variationen ausprobierte, um der Langeweile vorzubeugen und die Augenblicke mit den Göttern, die Zeit der Wolken und des Regens, hinauszuziehen und zu intensivieren.

Nein, Gai-Jin sind nicht wie wir. Sie bevorzugen fast immer Erste Position mit Dringlichkeit, gelegentlich Füttern der Henne oder Kirschblütenzeit und geben mir keine Möglichkeit, ihnen meine

Kunst zu zeigen. Und wenn ich bei Licht die Stellung einnehme, um mit dem Einäugigen Mönch die zahllosen Spiele des Aufrichtens zu spielen wie Nah und Fern, Über dem Drachen, Frühlingspflanzzeit oder Honigstehlen, die auch schon der ungeübteste Jugendliche verlangen und zu genießen wissen würde, zucken sie zurück, ziehen mich sanft, aber unnachgiebig neben sich, küssen mich auf den Hals, halten mich fest und murmeln Unverständliches.

»Jetzt werde ich dich in den Schlaf massieren«, murmelte sie.

»Verstehe nicht.«

»Massage, Taira-san. So.«

»Ah, jetzt verstehe ich. Massage. Danke.«

Ihre Finger waren wundervoll, und er schlummerte ein, vermochte sein Glück kaum zu fassen, war stolz auf seine Leistung und darauf, daß sie dreimal fertig geworden war, während er es nur einmal geschafft hatte – und nun war es auch nicht weiter schlimm, daß Raiko gesagt hatte, Fujiko müsse morgen zu ihrem Dorf in der Nähe von Edo gehen, um ihren kranken Großvater zu besuchen: »...aber nur für ein paar Tage, Taira-san.«

»Oh, tut mir leid, Raiko-san. Wie viele Tage fort, bitte?«

»Wie viele Tage wird sie fortbleiben? Nur drei.«

»Ah, danke. Wie viele Tage wird sie fortbleiben?« wiederholte Tyrer. Er hatte sie und Fujiko gebeten, ihn stets zu korrigieren.

Drei Tage. Ausreichend Zeit, mich zu erholen. Mein Gott, das war das Beste. Ich frage mich, was geschehen wird, wenn die *roju* unsere Depesche erhalten. Ich bin sicher, daß mein Rat richtig war und daß Nakama die Wahrheit sagt – Gott, ich habe ihm so viel zu verdanken, Sir William hat richtig gestrahlt, und was Fujiko betrifft...

Eingeschläfert durch ihre sanfte Berührung, begann sein Gehirn ein Durcheinander von Bildern zu produzieren, von Nakama und ihr, seinem Leben in Japan, wo alles so anders war, von endlosen

japanischen Wörtern und Sätzen. Die Futons waren hart, man gewöhnte sich schwer an sie, aber er fühlte sich wohl, wie er auf dem Bauch dalag und ihre Nähe genoß. Gott, bin ich müde! Kann den Gedanken nicht ertragen, daß sie andere Kunden hat, dachte er. Muß zusehen, daß sie mir gehört, nur mir. Morgen werde ich André bitten, mir zu helfen.

Ohne sich umzudrehen streckte er den Arm nach hinten aus und legte ihr seine Hand auf den Oberschenkel. Wundervolle, seidige Haut.

Wo war ich? Ach ja, die *roju*. Wir werden's diesen Burschen zeigen. Verdammt schlimm, daß auf den Postdampfer geschossen wurde. Wir müssen Shimonoseki sichern, und wenn diese verdammten Bakufu es nicht tun wollen, dann heißt das, daß wir die Batterien selbst lahmlegen müssen. Nicht vergessen, mich vor Nakama zu hüten, nicht vergessen, daß er auch aus Choshu ist. Könnte ich ihn als Verbindungsmann benutzen? Und wenn die *roju* sich nicht um diese Satsuma-Teufel kümmern wollen, müssen wir sie selbst vernichten. Verdamnte Unverschämtheit von dem Daimyo, zu behaupten, er könne Canterburys Mörder nicht finden, schließlich stammen diese Hunde aus seinen eigenen Reihen, ich hab doch gesehen, wie sie Canterbury den Arm abgehackt haben und das Blut herausschoß...

Ihre Finger erstarrten. »Was ist los, Taira-san?«

Bevor er sich's versah, nahm er sie in die Arme, versuchte die Tokaidō zu vergessen, und als das Zittern endlich nachließ, legte er sich zurück, zog sie mit sich und umklammerte sie, spürte ihren warmen Körper an dem seinen, liebte sie, war dankbar, bei ihr zu sein, und wartete, bis sich die schlimmen Erinnerungen wieder in ihre Löcher verkrochen hatten.

Sie lag ganz still und wartete ebenfalls, verschwendete keinen Gedanken an ihn, höchstens, daß sich die Gai-Jin wieder einmal als äußerst merkwürdig erwiesen hatten. Es war angenehm, so neben

ihm zu liegen, und sie war froh, daß die erste Explosion erfolgt, daß der Kunde zufrieden war und sie überzeugt sein konnte, ihren Extralohn verdient zu haben.

Als Raiko ihr an diesem Morgen ihre Termine zuteilte, hatte ihr die Mama-san erklärt, daß sie einen höheren Lohn bekommen werde: »... aber nur mit Taira, weil er dir zusätzliche Arbeit machen wird. Vergiß nicht, daß er ein dicker Fisch für dich sein könnte, Fujiko, ein Langzeitkunde, weit besser als Kant-er-bury-san, wenn wir vorsichtig sind und du ihn zufriedenstellst. Fren-chy sagt, er ist ein wichtiger Beamter, also gib dir Mühe, ihn zufriedenzustellen. Sprich nur Japanisch, nicht Pidgin, werde seine Lehrerin, ermuntere ihn, und vergiß nicht, daß er lächerlich schüchtern ist, überhaupt nichts weiß, und erwähne niemals Kant-er-bury. Wir werden so tun, als müßtest du für ein paar Tage verreisen, aber keine Sorge, ich habe morgen zwei Kunden für dich, am Nachmittag einen Gai-Jin und abends eine zivilisierte Person...«

Mit einem großzügigen Kunden für ein bis zwei Jahre könnte ich meine Schulden bald abzahlen, und mein Leben würde sehr viel besser sein, als wenn ich jeden Kunden nehmen muß, dachte sie. Dann versuchte sie, wie immer, wenn sie mit einem Kunden zusammen war, die Gegenwart zu vergessen und sich in eine Zukunft zu versetzen, in der sie glücklich mit ihrem Ehemann, einem reichen Bauern, und vier bis fünf Söhnen lebte. Sie sah das Bauernhaus inmitten zahlreicher, grüner Reisfelder, die reiche Ernte versprachen, ihre Schwiegermutter war freundlich und mit ihr zufrieden, ein oder zwei Rinder, vor einen Pflug gespannt, Blumen in dem kleinen Garten und...

»Ah, Fujiko, danke. Du bist wundervoll.«

Sie schmiegte sich enger an ihn und erzählte ihm, wie stark und männlich er doch sei.

»Was?« fragte er verschlafen. Als eine ihrer Hände sogleich darauf antwortete, wand er sich. »Nein, Fujiko, bitte, erst schlafen. Nein...

bitte später...«

»Ah, aber ein so starker Mann wie du...«, murmelte sie, verbarg ihre Langeweile und arbeitete pflichtbewußt weiter.

Ori gähnte und zog den Kopf vom Guckloch zurück. »Ich habe genug gesehen«, flüsterte er. »Erschreckend.«

»Finde ich auch.« Hiraga dämpfte seinen Ton ebenfalls. »Furchtbar. Was Fujiko da geboten hat, ist das Schlechteste, was ich jemals gesehen habe. *Baka!*«

»Wenn ich Taira wäre, würde ich mein Geld zurückverlangen.«

»Allerdings. *Baka!* Sie wird noch Stunden brauchen, bis er soweit ist, und was ihn betrifft... nur einmal Erste Position, und was ist mit der Dringlichkeit? Zehn Stöße und puff, über den Mond wie eine Ente.«

Ori mußte sich den Mund z halten, um nicht laut aufzulachen; dann klebte er sorgfältig kleine Papierfetzen über die Löcher, die sie in die hintere Ecke der Shoji-Wand gebohrt hatten. Gemeinsam huschten sie davon, durch das Geheimtor im Zaun zu Oris Wohnung.

»Saké.«

Halb im Schlaf stellte die Dienerin das Tablett vor sie hin, schenkte ein und schlurfte davon; es fiel ihr immer noch schwer, nicht die Köpfe der beiden anzustarren. Sie tranken einander zu und schenkten nach; das Zimmer war klein und hübsch, im Nebenraum waren bereits die Futonbetten gemacht. Die Schwerter ruhten auf niedrigen Lackgestellen: Weil sie Shishi waren, wegen Hiragas Steckbrief und weil beide bei *sonno-joi* geschworen hatten, die Waffen gegen keinen der Hausbewohner oder Gäste und ausschließlich zur Verteidigung zu benutzen, hatte Raiko die Yoshiwara-Vorschrift übertreten, die Waffen innerhalb der Mauern ausdrücklich verbot.

»Ich kann nicht glauben, daß Taira sich von ihrem vorgetäusch-



ten Augenblick mit den Göttern hat irreführen lassen! Ihre Schauspielerei war erbärmlich. Ist er wirklich so dumm?»

»Anscheinend.« Hiraga lachte und rieb sich ausgiebig den Hinterkopf und die Seiten. »Eeee, wenn ich eine so große Waffe hätte – ich hätte sie wirklich zum Schreien gebracht. Sind alle Gai-Jin so gebaut?«

»Wen kümmert das. In seinem Fall ist es ohnehin verschwendet.«

Beide lachten. »Keine Finesse, Ori! Vielleicht sollte ich ihm ein Kopfkissenbuch verschaffen wie einer jungfräulichen Braut, eh?«

»Am besten bringen wir ihn und sie alle um und legen Feuer an die Niederlassung.«

»Nur Geduld, das werden wir tun. Wir haben viel Zeit.«

»Er ist ein perfektes Opfer, es ist eine einmalige Gelegenheit«, behauptete Ori, in dessen Ton sich eine gewisse Schärfe schlich.

Hiraga musterte ihn mit plötzlich eiskalt gewordenem Blick. »Ja, aber nicht jetzt. Er ist zu wichtig.«

»Du hast selbst gesagt, wenn wir sie nur wütend genug machen können, werden sie Edo beschießen, und das wäre eine wundervolle Hilfe für unsere Sache.«

»Ja, du hast recht. Aber wir haben noch Zeit.« Hiraga ließ sich seine Besorgnis nicht anmerken, sondern versuchte ihn zu beruhigen, damit er die Kontrolle über ihn nicht verlor. »Taira beantwortet alle meine Fragen. Zum Beispiel hat uns niemand gesagt, daß sich die Gai-Jin ständig wie die tollwütigen Hunde bekämpfen, schlimmer als die Daimyos vor dem Großen Diktator. Das haben uns die Holländer verschwiegen, eh?«

»Sie sind allesamt Lügner und Barbaren.«

»Ja, aber es muß Hunderte von derartigen Informationen geben, die uns die Möglichkeit bieten, mit ihnen zu spielen, sie zu beherrschen. Wir müssen alles über sie in Erfahrung bringen, Ori, und dann, wenn wir zur neuen Bakufu gehören, werden wir die Deutschen gegen die Russen, gegen die Franzosen, gegen die Engländer,

gegen die Amerikaner ausspielen...« Hiraga erschauerte, wenn er an das wenige dachte, was Tyrer ihm über diesen Bürgerkrieg erzählt hatte, über die Schlachten und Verluste, all die modernen Waffen und die Hunderttausende von Bewaffneten und die unglaubliche Ausdehnung der Gai-Jin-Länder. »Heute abend hat er gesagt, daß die englische Navy die Weltmeere beherrscht, daß sie Hunderte von Kriegsschiffen hat und Tausende von Kanonen.«

»Lügen. Übertreibungen, um dich einzuschüchtern. Er und sie alle wollen uns entmutigen. Er will auch unsere Geheimnisse!«

»Ich gebe ihm nur, was er meiner Meinung nach wissen sollte.« Hiraga rülpste gereizt. »Wir müssen mehr über sie in Erfahrung bringen, Ori! Diese Hunde haben den größten Teil der Welt erobert, sie haben China gedemütigt und Peking niedergebrannt, und dieses Jahr sind die Franzosen die Beherrscher Cochinchinas geworden und sind entschlossen, Kambodscha zu kolonisieren.«

»Ja, aber die Franzosen haben, wie die Engländer in Indien, eingeborene Fürsten gegen eingeborene Fürsten ausgespielt. Wir sind in Japan. Wir sind anders – dies ist das Land der Götter. Sie werden uns nicht erobern können – nicht mit allen Kanonen der Welt.« Oris Gesicht verzerrte sich seltsam. »Selbst wenn sie einige Daimyos auf ihre Seite herüberziehen können, selbst dann werden wir anderen sie abschlagen.«

»Nicht ohne Kanonen und Kenntnisse.«

»Ich bin wieder anderer Meinung, Hiraga-san.«

Hiraga zuckte die Achseln und schenkte beiden nach; er wußte, daß es zahlreiche Shishi gab, die Oris Eifer teilten – und *sun-tzu* vergessen hatten: »Kenne deinen Feind wie dich selbst, und du wirst hundert Schlachten gewinnen.« – »Hoffentlich hast du recht; bis dahin werde ich so viel wie möglich herausfinden. Morgen, hat er mir versprochen, wird er mir einen Atlas zeigen.«

»Woher weißt du, daß der nicht gefälscht ist?«

»Es ist unwahrscheinlich, daß man einen Atlas fälscht. Vielleicht

könnte ich sogar eine Kopie bekommen, und wir könnten sie übersetzen lassen – genau wie einige ihrer Schulbücher.« Hiraga begann sich zu begeistern. »Taira sagt, sie haben ganz neue Methoden beim Rechnen, die in jeder Schule gelehrt werden, und astronomische Maße, die Längengrade und Breitengrade genannt werden.« Die englischen Ausdrücke bereiteten Hiraga Schwierigkeiten bei der Aussprache. »Damit können sie sich phantastisch genau auf den Meeren zurechtfinden, sogar eintausend *ri* von ihrem Land entfernt. *Baka*, daß ich so wenig weiß! *Baka*, daß ich nicht englisch lesen kann!«

»Du wirst es lernen«, versicherte Ori, »ich niemals. Du wirst unserer neuen Regierung angehören. Ich niemals.«

»Warum sagst du das?«

»Ich verehere *sonno-joi*, ich habe mir schon mein Todesgedicht ausgedacht und gesprochen. Ich habe es Shorin gesagt, in der Nacht nach dem Überfall. *Baka*, daß er viel zu früh sterben mußte.« Ori leerte seine Tasse, goß die letzten Tropfen aus und bestellte eine neue Flasche. Dann sah er Hiraga lauernd an. »Wie ich hörte, will Herr Ogama jeden Choshu-Shishi begnadigen, der *sonno-joi* öffentlich abschwört.«

Hiraga nickte. »Das hat mir mein Vater geschrieben. Es hat keine Bedeutung für uns, für uns Choshu-Shishi.«

»Es wird gesagt, daß Ogama die Tore kontrolliert und alle anderen davon ausschließt, ja sogar, daß es zu neuen Kämpfen zwischen seinen Truppen und Satsumas gekommen ist.«

»Viele Daimyos lassen sich von Zeit zu Zeit irreleiten«, erwiderte Hiraga gelassen, aber die Richtung, die das Gespräch jetzt nahm, behagte ihm nicht, denn wenn er trank, war Ori ein rauchender Vulkan. »Wir haben vor langer Zeit beschlossen, uns nicht an die Taten oder Untaten unserer erblichen Führer gebunden zu fühlen.«

»Wenn Ogama die Tore beherrscht, könnte er dem Kaiser die Macht zurückgeben und *sonno-joi* in Kraft setzen.«

»Vielleicht tut er das ja, vielleicht hat er es schon getan.«

Ori leerte seine Tasse. »Ich bin froh, wenn ich Yokohama verlassen kann. Die Luft hier ist vergiftet. Du solltest nach Kyōto mitkommen. Sonst wirst du noch von diesem Lügennetz angesteckt.«

»Ohne mich bist du auf dem Weg nach Kyōto weniger gefährdet. Mich würden sie auch ohne mein Haar erkennen.«

Ein plötzlicher Windstoß zerrte am Strohdach und rüttelte an einem halb offenen Fensterladen. Die beiden blickten sekundenlang auf; dann widmeten sie sich wieder dem Trinken. Der Saké hatte sie entspannt, nicht aber die Unterströmungen beseitigt, die Gedanken an den Tod und an das Netz, das sich um sie herum zusammenzog, an den geplanten Überfall auf Shōgun Nobusada, an Shorin und Sumomo und vor allem: Was ist mit dem Gai-Jin-Mädchen? Hiraga hatte sie noch nicht erwähnt, und Ori hatte nicht nach ihr gefragt, aber beide warteten, beide umgingen dieses zentrale Problem, beide waren ungeduldig und noch immer unentschlossen.

Ori brach das Schweigen. »Wenn Akimoto morgen kommt – wieviel wirst du ihm erzählen?«

»Alles, was wir wissen. Er wird mit dir nach Kyōto gehen.«

»Nein, es ist besser, wenn er bleibt. Du wirst hier einen Kämpfer brauchen.«

»Warum?«

Wieder zuckte Ori die Achseln. »Zwei sind besser als einer. Und nun«, setzte er fast tonlos hinzu, »erzähl mir, wo sie ist.«

Hiraga beschrieb es ihm. Genau. »Die Fenster und die Seitentür haben, soweit ich sehen konnte, keine Gitter.« Er hatte den ganzen Tag überlegt, was er mit Ori machen sollte: Wenn Ori in das Haus einbrach und sie tötete, würde die ganze Niederlassung, ob er nun dabei starb oder nicht, in Aufruhr geraten und ihr Gift an jeden erreichbaren Japaner verspritzen. »Ich finde auch, daß sie ein perfektes Ziel für *sonno-joi* ist, aber nicht jetzt – nicht, solange ich von ihnen akzeptiert werde und so viele von ihren Geheimnissen erfahre.«

»Ein so perfektes Ziel sollte sofort erledigt werden; Katsumata hat gesagt, wer zögert, verliert. Ihre Geheimnisse können wir in ihren Büchern nachlesen.«

»Ich habe dir bereits gesagt: Ich bin anderer Meinung.«

»In dem Moment, in dem ich sie töte, legen wir Feuer an die Yoshiwara und damit die Niederlassung, und in dem entstehenden Chaos fliehen wir. Und zwar heute in zwei Tagen.«

»Nein.«

»Ich sage ja! Zwei bis drei Tage, länger nicht!«

Hiraga dachte darüber und über Ori nach. Sehr gründlich. Eiskalt. Dann entschied er abermals: »ICH VERBIETE ES.«

Die Endgültigkeit seiner Worte überwältigte Ori. Zum zweitenmal innerhalb weniger Tage. Und jedesmal ihretwegen!

Es war ganz still im Zimmer. Beide blieben gelassen. Draußen hörten sie den Wind. Er hatte ein wenig nachgelassen. Von Zeit zu Zeit heulte er auf und raschelte am Ölpapier. Innerlich kochend trank Ori einen Schluck; er blieb hart, ließ es sich aber nicht anmerken. Wenn seine beiden Arme wieder so stark wären wie früher, wenn er selbst wieder so beweglich wäre wie früher, würde er jetzt zum Sprung nach seinem Schwert ansetzen, um den Angriff abzuwehren, der kommen würde, wenn er jetzt nicht nachgab.

Macht nichts. Im direkten Kampf würde Hiraga ihm, selbst wenn er hundertprozentig einsatzfähig wäre, immer die erste Wunde schlagen. Also mußte er auf eine andere Art aus dem Weg geräumt werden.

Fest entschlossen, dem neuen Feind, der sich ihm in den Weg stellen wollte, Paroli zu bieten, schwor sich Ori, das Schweigen nicht als erster zu brechen und damit das Gesicht zu verlieren. Die Spannung zwischen ihnen baute sich immer weiter auf. Innerhalb weniger Sekunden wurde sie unerträglich, erreichte einen Höhepunkt...

Eilige Schritte. Die Shoji-Tür wurde zurückgeschoben. Raiko war

kalkweiß. »Bakufu-Häscherpatrouillen sind auf der Brücke und am Tor. Ihr müßt fort. Schnell!«

Beide waren entsetzt, alles war vergessen. Sie stürzten sich auf ihre Schwerter. »Werden sie in die Yoshiwara kommen?« erkundigte sich Ori.

»Ja, zu zweit und zu dritt, das haben sie schon zuvor getan.« Ihre Stimme zitterte wie ihre Hände.

»Gibt es einen sicheren Fluchtweg durch das Reisfeld?«

»Überall und nirgends, Ori«, antwortete Hiraga an ihrer Stelle, denn er hatte das Feld gestern als eventuellen Fluchtweg überprüft. »Das Gelände ist flach, auf einen *ri* ohne Deckung. Wenn das Tor und die Brücke gesperrt sind, werden sie bestimmt auch dort sein.«

»Und was ist mit dem Gai-Jin-Bezirk, Raiko?«

»Der Niederlassung? Dahin gehen sie nicht. Ihr müßt...« Außer sich fuhr sie herum, und beide Männer zogen ihre Schwerter zur Hälfte heraus, als eine schreckensbleiche Dienerin herbeigelaufen kam. »Sie sind in der Gasse und durchsuchen jedes Haus«, wimmerte sie.

»Du warnst die anderen.«

Das Mädchen lief davon. Hiraga versuchte klar zu denken. »Wo ist dein sicheres Versteck, Raiko, dein geheimer Keller?«

»Wir haben keinen.« Sie rang die Hände.

»Irgendwo muß es aber einen geben.«

Ori trat so unvermittelt auf sie zu, daß sie angstvoll zurückschreckte. »Wo ist der Geheimgang in die Niederlassung? Schnell!«

Raiko wurde fast ohnmächtig, als er sein Schwert fester packte, und obwohl sie nicht wirklich bedroht wurde, wußte sie doch, daß sie dem Tod nahe war. »Ich... In die Niederlassung? Ich... Ich bin nicht sicher, aber... aber vor Jahren habe ich... habe ich erfahren... Ich hatte es vergessen«, versicherte sie zitternd. »Ich bin nicht sicher, aber... bitte folgt mir lautlos.«

Sie hielten sich dicht hinter ihr, drangen, ohne auf die Zweige zu

achten, die ihnen den Weg versperrten, tief in die Büsche ein, während der Mond noch immer hoch zwischen den treibenden Wolken stand. Als sie einen verborgenen Teil des Zaunes zwischen ihrer Herberge und der benachbarten erreichten, drückte sie auf einen Knoten im Holz. Quietschend, weil die hölzernen Angeln seit langer Zeit nicht mehr benutzt worden waren, schwang ein Abschnitt des Zaunes auf.

Sie durchquerten einen fremden Garten bis zum anderen Ende, betraten durch ein Tor einen weiteren Garten, gingen nach hinten, an dem niedrigen, feuersicheren Backsteinbau vorbei, der als Safe für Wertgegenstände diente, bis zu den Brunnen oder riesigen Zisternen, die zum Teil vom Regen, zum Teil von den Wasserkulis gefüllt wurden. Keuchend deutete Raiko auf den Holzdeckel eines Brunnens. »Ich glaube... Ich glaube, da ist es.«

Hiraga schob den Deckel zur Seite. Grobe, rostige Eisenstäbe waren als Fuß- und Handstützen in die Lehmziegelwände getrieben; unten war kein Wasser zu sehen. Noch immer verängstigt flüsterte sie: »Mir wurde gesagt, daß er zu einem Tunnel führt... Ich bin nicht sicher, aber man hat mir gesagt, daß er unter dem Kanal hindurchführt. Wo er herauskommt, weiß ich nicht. Ich hatte den Brunnen ganz vergessen... Ich muß zurück...«

»Wartet!« Ori trat ihr in den Weg, nahm einen Stein und warf ihn in den Brunnen. Sie hörten, wie er tief unten ins Wasser fiel. »Wer hat ihn gegraben?«

»Die Bakufu, hat man mir gesagt; als die Niederlassung gebaut wurde.«

»Wer hat dir das gesagt?«

»Einer der Diener – welcher, habe ich vergessen, aber er hatte sie gesehen...« Alle blickten zur Hauptstraße hinüber, wo zornige Stimmen ertönten. »Ich muß zurück...« Damit verschwand sie.

Unsicher spähten sie hinab. »Wenn die Bakufu ihn gebaut haben, Ori, könnte er eine Falle sein – für Leute wie uns.«

Von einem der nahen Häuser klangen Stimmen herüber, die auf englisch fluchten: »Was zum Teufel wollen Sie... verschwindet!«

Ori schob sich das Langschwert in den Gürtel. Unbeholfen glitt er über den Rand und begann hinabzusteigen. Hiraga folgte und rückte den Deckel zurecht.

Die Finsternis wirkte schwärzer als schwarz; dann trafen Oris Füße wieder auf Erdboden. »Vorsicht, ich glaube, hier ist ein Vorsprung.«

Hiraga tastete sich bis zu ihm hinab. In seiner Ärmeltasche hatte er Sicherheitsstreichhölzer, von denen er eins anriß.

»Eeee«, sagte Ori aufgeregt, »woher hast du denn die?«

»Die gibt es in der Gesandtschaft; diese Hunde sind so reich, daß sie sie überall rumliegen lassen. Taira hat gesagt, ich soll mir einfach welche nehmen. Sieh nur!« Im Licht des Streichholzes erkannten sie den Eingang des Tunnels. Er war trocken und mannshoch. Der Brunnen war bis drei Meter unter ihnen mit Wasser gefüllt. In einer Nische lag eine alte Kerze. Um sie in Brand zu setzen, verbrauchte Hiraga drei Streichhölzer. »Komm.«

Der Tunnel führte schräg abwärts. Nach fünfzig Schritten wurde er naß, auf dem Boden bildeten sich Pfützen. Stinkendes Wasser rann an den unzulänglich verschalten Seiten herab, das Holz war verrottet. Während sie weitergingen, wurde die Luft immer stickiger, das Atmen schwieriger. »Wir können hier warten, Ori.«

»Nein, wir gehen weiter.«

Sie schwitzten – teils aus Angst, teils vor Sauerstoffmangel. Die Flamme flackerte und erlosch. Fluchend setzte Hiraga die Kerze wieder in Brand und schützte die Flamme mit der Hand; weder vom Docht noch von der Kerze war viel übriggeblieben. Er watete weiter; der Wasserspiegel stieg. Noch immer senkte sich die Decke tiefer; das Wasser reichte ihnen inzwischen bis zur Hüfte. Ori rutschte aus, fand aber wieder Halt. Weitere zwanzig bis dreißig Schritt. Das Wasser stieg noch immer. Stieg ihnen bis an die Taille,



während die Decke knapp über ihren Köpfen hing. Weiter. Die Kerze wurde schwächer. Weiter.

Fluchend beobachtete Hiraga die Kerze. »Wir sollten umkehren und im trockenen Teil warten.«

»Nein, wir gehen weiter, bis die Kerze erlischt.«

Vor ihnen zog sich der Tunnel in die Finsternis hinein, und die Decke hing nicht weit über dem Wasser. Von Übelkeit gepackt, watete Hiraga auf dem schlüpfrigen Boden weiter. Und weiter. Die Decke war knapp über seinem Kopf. Noch weiter. Dann begann sich die Decke allmählich zu heben. »Das Wasser sinkt«, sagte er, krank vor Erleichterung. Er watete schneller, der Schlamm wich zurück. Um eine Biegung, die Decke noch höher. Weiter. Unmittelbar bevor die Kerze flackerte und erlosch, sahen sie trockenen Boden und das Ende des Tunnels, von dem ein Schacht nach oben, ein anderer nach unten führte.

Ohne etwas sehen zu können, tastete sich Hiraga weiter. »Ich bin am Rand, Ori. Hör zu. Ich werde einen Stein hineinwerfen.« Es dauerte endlose Sekunden, bis der Stein aufschlug. »Eeee, da muß es dreißig Meter oder noch weiter hinuntergehen.« Sein Magen drehte sich.

»Reiß noch ein Streichholz an.«

»Ich habe nur noch drei.« Hiraga riß eins an. Sie sahen die rostigen, unsicheren Sprossen, die nach oben führten, sonst nichts. »Woher wußtest du, daß Raiko von diesem Tunnel wußte?«

»Nur so ein Gedanke. Es mußte einen Tunnel geben – ich an ihrer Stelle hätte jedenfalls einen gebaut.« Oris Stimme klang heiser; er atmete schwer. »Sie könnten aber da oben lauern, im Hinterhalt. Dann werden sie uns zurückstoßen, oder wir müssen springen.«

»Richtig.«

»Beeil dich! Ich hasse es hier unten. Nun klettere schon!«

Ebenso von Unbehagen erfüllt, lockerte Hiraga das Langschwert in seinem Gürtel. Ori wich nervös zurück, packte den Schwertgriff.

Unvermittelt standen die beiden Männer einander gegenüber; sie waren zwar fast in Sicherheit, aber noch war das Problem zwischen ihnen nicht gelöst.

Das Streichholz zischte und erlosch.

In der Schwärze vermochten sie einander nicht mehr zu sehen. Ohne nachzudenken, war jeder von ihnen an die dem Rand gegenüberliegende Tunnelwand zurückgewichen. Hiraga, der schlachtere, sank, die Hand am Schwertgriff, auf ein Knie und lauschte angespannt auf ein Schwert, das aus der Scheide gezogen wurde.

»Hiraga!« kam Oris heisere Stimme aus dem Dunkel, diesmal aber weiter entfernt im Tunnel. »Ich will, daß sie stirbt; ich werde sie umbringen – für *sonno-joi* und für mich. Du willst bleiben. Dann löse das Problem.«

Leise richtete sich Hiraga auf. »Löse du es«, zischte er und wechselte lautlos die Position.

»Das kann ich nicht. Ich kann's nicht lösen. Ich hab's versucht.«

Hiraga zögerte, auf einen Trick gefaßt. »Dann leg zuerst deine Schwerter ab.«

»Und dann?«

»Weil sie dich mehr beschäftigt als *sonno-joi*, wirst du in Yokohama niemals bewaffnet in meine Nähe kommen; du wirst morgen nach Kyōto aufbrechen und Katsumata alles berichten; er ist unser Satsuma-Führer. Wenn du zurückkehrst, werden wir alles tun, wie du gesagt hast.«

»Und wenn ich nicht zurückkehre?«

»Dann werde ich es tun – zu einem Zeitpunkt, den ich bestimme.«

Oris Stimme wurde noch rauher. »Aber sie könnte abreisen, fliehen, *neb*? Wenn sie nun abreist, bevor ich zurückkomme?«

»Ich werde dafür sorgen, daß ich über all ihre Schritte unterrichtet bin, und dir eine Nachricht schicken. Wenn du nicht rechtzeitig

hier sein kannst, werde ich entscheiden. Sie – und ihr Ehemann, falls sie bis dahin verheiratet ist – wird nur nach Hongkong reisen. Du – oder wir – kannst ihr dorthin folgen.« Er vernahm Oris schweren Atem und wartete, immer auf einen plötzlichen Ausfall gefaßt, denn er wußte, daß er Ori nicht trauen konnte, solange er am Leben und in der Nähe war, aber dies schien ihm vorläufig der beste Plan zu sein. Ihn umzubringen wäre Verschwendung. Ich brauche seine Klugheit. »Einverstanden?«

Er wartete. Und wartete. Dann: »Ja. Was noch?«

»Das Kreuz. Du wirst es in den Brunnen werfen.« Hiraga hörte ein zorniges Einsaugen des Atems. Das Schweigen wuchs.

»Einverstanden, Hiraga-san. Bitte verzeih mir.«

Dann hörten seine scharfen Ohren, daß Stoff bewegt wurde, daß etwas Winziges an ihm vorüberflog, und dann das leise Geräusch von Metall, das die Brunnenwand hinter ihm traf, um gleich darauf im Abgrund zu verschwinden. Geräusche von Schwertern, die zu Boden gelegt wurden.

Hiraga riß ein Streichholz an. Ori stand tatsächlich wehrlos vor ihm. Sofort stürzte Hiraga auf ihn zu. Ori wich in Panik zurück, aber Hiraga hob nur seine Schwerter auf. Bevor das Streichholz erlosch, hatte er noch Zeit, die Schwerter ebenfalls in den Brunnen zu werfen. »Bitte, gehorche mir, Ori. Dann hast du nichts zu befürchten. Ich gehe zuerst, du wartest, bis ich dich rufe.«

Die Sprossen waren rostzerfressen, einige von ihnen locker. Der Aufstieg war riskant. Dann sah er über sich den Himmel mit seinen Sternen zwischen den Wolken. Nächtliche Geräusche, Wind und Meer. Weitersteigen, aber vorsichtiger. Er brauchte seine ganze Kraft, um sich auf den Steinrand emporzustemmen und sich vorsichtig umzusehen.

Der verlassene Brunnen lag in der Nähe des Kanalzauns in einer Ödlandfläche voll Unkraut, Abfall und Strandgut. Die Küste war nicht weit entfernt.

Eingestürzte Häuser, tiefe Schlaglöcher auf den unbefestigten Straßen. In der Nähe knurrten streunende Hunde. Der Wind trug rauhen Männergesang herüber. Jetzt vermochte sich Hiraga zu orientieren. Sie befanden sich in Drunk Town.

## 22

*Freitag, 19. Oktober*

**I**m frühen Morgenlicht lag Misamoto – Fischer, falscher Samurai und Yoshis Spion – in der Burg von Edo am ganzen Leib zitternd vor dem aufgebrachtten Ältestenrat auf den Knien. In der Hand hielt er die englische Version von Sir Williams Antwort. Neben ihm kauerte ein Bakufu-Beamter.

»Sprich, Fischer!« wiederholte Anjo, der Sprecher des Ältestenrats, und im Konferenzraum wurde es totenstill. »Gleichgültig, ob du alle englischen Worte verstehst oder nicht – wir wollen wissen, ob der Bakufu-Beamte die Nachricht richtig übersetzt hat! Steht das in der Gai-Tin-Nachricht? Wörtlich?«

»Es ist... na ja, mehr oder weniger, ja, Sire«, stammelte Misamoto, der so verängstigt war, daß er kaum sprechen konnte. »Es ist, wie der Herr Beamte ... mehr oder weniger, Sire... mehr... oder...«

»Hast du vielleicht Seetang als Zunge und Fischabfälle als Gehirn? Los, los! Herr Toranaga sagt, daß du englisch lesen kannst – also lies!« Eine Stunde zuvor war Anjo von dem entnervten Bakufu-Beamten geweckt worden, der ihm Sir Williams Antwort auf holländisch und englisch überbracht hatte. Woraufhin Anjo eiligst eine Sitzung des Rates einberufen hatte, vor der der Beamte seine Über-

setzung aus dem Holländischen wiederholte. »Was steht auf englisch in diesem Papier?«

»Nun, Sire, ja, es ist, äh...« Wieder erstarb Misamotos Stimme, abermals von Panik erstickt.

Verärgert blickte Anjo Yoshi an. »Dieser Fischkopf ist Ihr Spion«, sagte er mit genau der richtigen Menge Eis im Ton. »Es war Ihre Idee, ihn holen zu lassen. Nun bringen Sie ihn bitte zum Sprechen.«

»Sag uns, was in dem Brief steht, Misamoto«, forderte Yoshi ihn freundlich auf, obwohl er innerlich vor Wut schäumte. »Niemand wird dir etwas antun. Mit deinen eigenen Worten. Die Wahrheit!«

»Nun, Sire, es ist mehr oder weniger wie... mehr oder weniger wie der Herr Beamte gesagt hat, Sire«, stotterte Misamoto. »Aber das hier, dieser Brief ist... Mir sind nicht alle Wörter bekannt, Sire, nur einige... nun ja...« Sein Gesicht verzerrte sich vor Angst.

Yoshi wartete einen Moment. »Weiter, Misamoto, keine Angst, sag die Wahrheit, wie immer sie lautet. Niemand wird dir etwas antun. Wir brauchen die Wahrheit.«

»Nun, Sire, der Gai-Jin-Führer...«, stammelte Misamoto. »Er sagt, daß er in elf Tagen nach Osaka reist, wie der Beamte sagte, aber nicht, um einen... einen ›offiziellen Besuch‹ zu machen...« Er war so verängstigt, daß ihm die Nase lief und der Speichel übers Kinn rann, dann stieß er hervor: »Er ist alles andere als glücklich, er ist sogar sehr zornig und will... er will mit seiner Flotte nach Osaka fahren, mit Kanonen nach Kyōto, Sechzigpfündern, und Kavallerie und Soldaten, um den Sohn des Himmels und den Herrn Shōgun aufzusuchen – er nennt sie sogar beim Namen, Sire, Kaiser Komei und ›der Knabe Shōgun Nobusada‹.«

Alle hielten den Atem an, sogar die Wachen, die sich normalerweise unbeteiligt verhielten und nicht zuhörten. Misamoto preßte den Kopf auf die Tatami und verharrte in dieser Stellung.

Yoshi deutete auf den Bakufu-Beamten, der erleichte, als sich die

Aufmerksamkeit auf ihn konzentrierte. »Triffst das zu?«

»Offizieller Besuch, Sire? Für Eure erlauchten Ohren sollte das die korrekte Übersetzung sein... Die Formulierung der Barbaren ist unhöflich und ungehobelt und sollte nach meiner aufrichtigen Überzeugung korrekt als offizieller Staatsbesuch übersetzt werden, und...«

»Steht da ›mit Kanonen und Kavallerie?«

»Im Prinzip, Sire, sind...«

Zum Schrecken aller Anwesenden schrie ihn Yoshi jetzt fast an. »Ja oder nein?«

Der Beamte schluckte vor Entsetzen darüber, daß man ihm – zum erstenmal im Leben – befahl, so unumwunden zu antworten, und vor Empörung darüber, daß man ihn herausforderte und ganz normale Regeln und Feinheiten der Diplomatie mißachtete. »Ich bedaure, Ihnen mitteilen zu müssen, daß derartige Dinge zwar im Prinzip erwähnt werden, daß eine solche Impertinenz jedoch eindeutig ein Irrtum ist und...«

»Warum haben Sie nicht korrekt übersetzt?«

»Für erlauchte Ohren, Sire, muß man...«

»Werden diese erlauchten Personen namentlich genannt – ja oder nein?«

»Ihre Namen sind enthalten, aber Sie...«

»Sind die richtigen Schriftzeichen für die Namen benutzt worden?«

»Wie es scheint, Sire, sind die Schriftzeichen kor...«

»Fertigen Sie sofort eine genaue Übersetzung des Textes an.« Obwohl diese Worte leise ausgesprochen wurden, hallte die Gewalttätigkeit, die sie enthielten, von den schmucklosen Steinmauern wider. »Eine genaue! Und übersetzen Sie alle weiteren Mitteilungen von ihnen oder an sie ebenso korrekt. Ein einziger Fehler, und Sie sind einen Kopf kürzer. Hinaus! Misamoto, du hast deine Sache gut gemacht. Warte bitte draußen auf mich.«

Die beiden Männer flohen. Misamoto verfluchte sein Pech und den Tag, an dem er sich bereit erklärt hatte, Perry nach Japan zu begleiten, weil er glaubte, die Bakufu würden ihn wegen seiner einzigartigen Kenntnisse willkommen heißen und ihm ein Vermögen garantieren. Der Beamte schwor Rache an Yoshi und diesem verlogenen Fischer, bevor der Rat das Urteil vollstreckte, das er, ein kluger und korrekter Beamter, nicht abwenden konnte.

Yoshi brach das Schweigen; sein Verstand arbeitete hektisch an der Formulierung des nächsten Schrittes in diesem niemals endenden Konflikt. »Einen bewaffneten Besuch in Kyōto können wir auf gar keinen Fall dulden! Dies beweist, was ich die ganze Zeit gesagt habe: Wir müssen englisch sprechende Dolmetscher haben, Übersetzer, denen wir vertrauen können und die uns sagen, was wirklich in den böartigen Mitteilungen der Gai-Jin steht!«

»Das ist nicht notwendig«, knirschte Toyama, dessen schwere Kinnbacken vor Wut bebten. »Diese Gai-Jin-Impertinenz ist unglaublich, nicht minder schlimm als eine Kriegserklärung. Eine derartige Impertinenz kann nur mit Blut beantwortet werden.« Eine Bewegung lief durch die Reihen der Wachen. »Es ist eine Kriegserklärung. Gut. In drei bis vier Tagen werde ich einen Überfall auf die Niederlassung anführen und diesem Unsinn ein für allemal ein Ende bereiten.«

»Das wäre *baka*. Das können wir nicht riskieren. *Baka!*« wiederholte Anjo, mehr für die Ohren der Wachen als für die anderen, denn allzu leicht konnte einer von ihnen ein heimlicher Shishi-Bewunderer oder *sonno-joi*-Anhänger sein. »Wie oft muß ich es noch sagen: jetzt noch kein Angriff, nicht einmal ein Überfall!«

Toyamas Röte hatte sich noch vertieft. »Yoshi-san«, sagte er, »wir könnten sie schlagen und Yokohama niederbrennen, *neh?* Das würden wir doch tun können, *neh?* Ich kann diese Schande nicht ertragen, es ist zuviel!«

»Sie haben recht, natürlich könnten wir Yokohama leicht zerstö-

ren, aber was Anjo-san sagt, ist richtig: Wir können nichts gegen ihre Flotte ausrichten. Ich schlage vor, daß wir weitermachen wie bisher«, entgegnete Yoshi mit einer Ruhe, die er innerlich nicht empfand. »Wir geben ihnen verwässerte Suppe und keinen Fisch: Wir schlagen ihnen eine Zusammenkunft mit dem Ältestenrat in dreißig Tagen vor, lassen uns auf acht Tage runterhandeln und zögern es dann so lange wie möglich hinaus.«

»Ich werde diesen Hunden nur auf dem Schlachtfeld entgegentreten.«

Yoshi zügelte sein Temperament. »Toyama-san, ich bin sicher, daß Sie tun werden, was die *roju* entscheiden, aber ich schlage vor, daß Sie bei diesem Zusammentreffen von einem anderen vertreten werden. Von Misamoto.«

»Eh?« Alle starteten ihn an.

»Er wird ein perfekter Vertreter sein.«

»Dieser beschränkte Fischer?« fuhr Anjo auf. »Der wird niemals...«

»In offizieller Kleidung, die zu tragen er bis dahin lernen wird. Acht Tage sind ausreichend Zeit. Jetzt sieht er schon wie ein Samurai aus, obwohl er sich noch nicht wie einer verhält. Zum Glück ist er nicht dumm und so verängstigt, daß er alles tun wird, was wir ihm befehlen, und vor allem wird er uns die Wahrheit sagen, was uns ja wohl nicht allzu häufig passiert.« Yoshi sah, wie Anjo erröte. Die anderen gaben vor, nichts zu bemerken.

»Und was dann, Yoshi-san?«

»Dann werden wir die Zusammenkunft hier in der Burg abhalten.«

»Ausgeschlossen!« rief Anjo empört.

»Natürlich werden wir zunächst Kanagawa anbieten«, erklärte Yoshi ihm gereizt. »Doch dann werden wir uns überreden lassen, uns hier mit ihnen zu treffen.«

»Ausgeschlossen«, wiederholte Anjo unter Zustimmung der anderen.



»Mit der Burg als Köder können wir abermals verzögern, vielleicht um einen weiteren Monat – ihre Neugier wird sie zerfressen –, und Zutritt gestatten wir ihnen nur zu den äußeren Regionen. Warum nicht die Burg? Und alle Gai-Jin-Führer freiwillig in unserer Reichweite? Wir könnten sie als Geiseln nehmen; ihre Anwesenheit gibt uns alle möglichen Chancen, sie noch fester in unser Netz zu ziehen.«

Sprachlos starrten sie ihn an. »Als Geiseln nehmen?«

»Eine Möglichkeit von vielen«, erklärte Yoshi geduldig, denn er wußte, daß er in dem bevorstehenden Kampf Verbündete brauchte. »Wir müssen mit List vorgehen und ihre eigene Schwäche gegen sie kehren – ohne Krieg. Jedenfalls nicht, bevor wir ihrer Flotte eine gleichwertige entgegensetzen können.«

»Und bis dahin?« fauchte Adachi. Der kleine, rundliche Mann war der reichste von allen, und seine Toranaga-Blutlinie der von Yoshi ebenbürtig. »Sie glauben wirklich, daß wir uns mit diesen Hunden abgeben müssen, bis wir eine entsprechende Flotte haben?«

»Oder genügend große Kanonen, um sie von unseren Küsten fernzuhalten. Wir brauchen nur ein, zwei Sack Gold, und sie werden sich geradezu drängen, uns die Mittel zu verkaufen, mit denen wir sie aus unseren Gewässern vertreiben können.« Yoshis Miene verfinsterte sich. »Wie ich hörte, versuchen bereits Choshu-Abgesandte, Gewehre bei ihnen zu erwerben.«

»Diese Hunde!« Toyama schäumte vor Wut. »Immer die Choshu. Je schneller wir sie schlagen, desto besser.«

»Und Satsuma«, murmelte Anjo unter allgemeiner Zustimmung und sah Yoshi an. »Und andere.«

Yoshi gab vor, nicht zu begreifen, was sein Gegner damit andeuten wollte.

Macht nichts, dachte er, der Tag wird kommen. »Wir können mit allen Feinden fertig werden, mit einem nach dem anderen – nicht

aber mit allen auf einmal.«

»Ich bin dafür, daß wir allen freundlichen Daimyos befehlen, sofort die Steuern zu erhöhen und sich zu bewaffnen«, sagte Toyama schroff. »Ich selbst werde morgen damit beginnen.«

»Naheliegen« wäre besser gesagt«, widersprach Adachi höflich und leerte seine Teetasse. Zarte Blumen zierten die Lacktablets, die vor jedem einzelnen standen. Gelangweilt unterdrückte er ein Gähnen; er sehnte sich danach, ins Bett zurückzukehren. »Bitte, fahren Sie mit Ihrem Plan fort, Yoshi-san, bis wir alle Einzelheiten kennen. Wie können wir darüber abstimmen?«

»Am Morgen der Zusammenkunft wird Anjo-sama bedauerlicherweise erkranken, ein Jammer. Da nicht der ganze *roju* anwesend sein kann, werden wir nicht in der Lage sein, bindende Zusagen zu geben, aber wir werden zuhören und versuchen, zu einem Kompromiß zu gelangen. Kommt es nicht zum Kompromiß, werden wir mit angemessener Ehrerbietung zusagen, ›ihre Wünsche so bald wie möglich dem vollständigen Rat vorzulegen« – und immer wieder verzögern, damit sie durchdrehen und einen Fehler machen.«

»Warum sollten sie einer weiteren Verzögerung zustimmen?« erkundigte sich Anjo, der froh war, daß er den Gai-Jin nicht Nase an Nase gegenüber sitzen mußte, Yoshi mißtraute und sich fragte, wo wohl der Haken dabei steckte.

»Diese Hunde haben bewiesen, daß sie lieber reden als kämpfen, es sind Feiglinge«, erklärte Yoshi. »Obwohl sie uns mühelos beherrschen könnten, ist klar zu erkennen, daß sie den Mut dazu nicht haben.«

»Und wenn sie nicht einverstanden sind und dieser unverschämte englische Affe seine Drohung wahrmacht und nach Kyōto aufbricht? Was dann? Das dürfen wir nicht zulassen, unter gar keinen Umständen.«

»Richtig«, antwortete Yoshi sehr entschieden, und alle horchten auf. »Das bedeutet Krieg – einen Krieg, den wir letztlich verlieren

müssen.«

»Aber lieber wie richtige Männer Krieg führen als Sklaven werden wie die Chinesen, die Inder und all die anderen barbarischen Stämme«, warf Toyama sofort ein und musterte Yoshi. »Wenn sie landen, werden Sie dann für Krieg stimmen?«

»Unverzüglich! Jeder Versuch, mit Gewalt zu landen – irgendwo –, wird verhindert werden.«

»Gut. Dann hoffe ich, daß sie landen«, erklärte Toyama zufrieden.

»Ein Krieg wäre fatal für uns. Ich denke, sie werden reden, und wir können sie aus diesem Wahnsinn herausmanövrieren.« Yoshis Ton wurde härter. »Und das können wir, wenn wir schlau genug vorgehen. Mittlerweile müssen wir uns auf andere wichtige Probleme konzentrieren, wie Kyōto und die Rückerobierung der Kontrolle über unsere Tore, wie die feindseligen Daimyos, wie die Frage, woher wir genug Gold nehmen sollen, um Waffen zu kaufen und unsere Streitkräfte zu modernisieren und auszurüsten, dabei aber verhindern, daß sich Choshu, Tosa und Satsuma unter dem Vorwand bewaffnen, uns zu unterstützen, um uns dann nur um so schneller anzugreifen.«

»Der Verräter Ogama sollte ausgestoßen werden«, sagte Toyama. »Warum stoßen wir ihn nicht einfach aus und holen uns die Tore zurück?«

»Ihn jetzt anzugreifen, wäre *baka!*« widersprach ihm Anjo säuerlich. »Damit würden wir ihm nur, zusammen mit den anderen Schwankenden, Satsuma und Tosa in die Arme treiben.« Er rutschte unruhig hin und her, sein Magen schmerzte, sein Kopf schmerzte, und auch der chinesische Arzt hatte ihm keine Erleichterung gebracht, den er insgeheim wegen seiner ständigen Schmerzen konsultiert hatte. »Wir machen es folgendermaßen: Yoshi-san, bitte setzen Sie eine Antwort an die Gai-Jin auf, damit wir bei der morgigen Sitzung darüber abstimmen können.«

»Gewiß. Aber was ich wissen möchte, ist, wer ihnen unsere Ge-

heimnisse verrät. Wer ist der Gai-Jin-Spion? Hier haben sie zum erstenmal den ›Knaben‹ Shōgun erwähnt und namentlich genannt, und auch der Kaiser wird beim Namen genannt. Irgend jemand scheint uns zu verraten.«

»Wir werden all unsere Spione darauf ansetzen! Gut. Und morgen treffen wir uns wie gewohnt, beraten über den Entwurf zu unserer Antwort und werden über Ihren Plan abstimmen.« Anjos Augen wurden zu Schlitzern. »Und die letzten Vorbereitungen für Shōgun Nobusadas Abreise nach Kyōto besprechen.«

Alles Blut wich aus Yoshis Gesicht. »Darüber haben wir bereits ein dutzendmal diskutiert. Auf unserer letzten Besprechung...«

»Sein Besuch wird stattfinden! Er wird die Nordroute benutzen, nicht die Tokaidō entlang der Küste. Das ist sicherer.«

»Als Vormund protestiere ich aus Gründen, die ich immer wieder aufgezählt habe, gegen den Besuch – auf jeder Route!«

»Für meinen Sohn ist es besser, in Kyōto zu sein«, gab Toyama zu bedenken. »Wir werden bald Krieg führen. Unsere Krieger lassen sich nicht mehr lange zurückhalten.«

»Kein Krieg und kein Besuch. Beides würde uns vernichten«, widersprach Yoshi zornig. »In dem Moment, da ein Shōgun Kotau macht, wie Nobusada es tun wird, ist unsere Position ein für allemal geschwächt. Im Vermächtnis heißt es...«

»Das Vermächtnis bestimmt nicht über diese Reise«, behauptete Anjo.

»Das Toranaga-Vermächtnis ist unser einziger Anker und darf nicht...«

»Ich bin anderer Meinung!«

Seine Wut schluckend, wollte Yoshi sich erheben, hielt aber inne, als Anjo sagte: »Es gibt noch eine letzte Frage, über die heute entschieden werden muß: die unverzügliche Ernennung des neuen Ältesten, der Utanis Platz einnimmt.«

Plötzlich herrschte eine unerträgliche Spannung im Raum. Seit

dem Mord an Utani und angesichts seiner Todesart – das Zimmer, in dem er und der Junge aufgespießt lagen, war bei dem Brand nicht vollständig zerstört worden – sowie der Tatsache, daß ganze Legionen von Spionen und Soldaten die Mörder nicht aufgespürt hatten, schiefen alle Ältesten weniger gut. Vor allem Anjo, der noch immer unter dem fast gelungenen Mordversuch an ihm selbst litt. Bis auf Yoshi, der gelegentlich von Utani unterstützt worden war, betrauerte keiner der anderen seinen Tod und seine Todesart, am wenigsten Anjo, der entsetzt die Identität des jungen Geliebten erfahren hatte und Utani sogar noch mehr verabscheute, weil er ihm in aller Heimlichkeit den gelegentlichen Spielgefährten gestohlen hatte. »Wir könnten jetzt gleich abstimmen.«

»Ein so wichtiger Punkt sollte bis morgen warten.«

»Tut mir leid, Yoshi-sama. Der günstigste Zeitpunkt ist jetzt gleich.«

Adachi nickte. »Solange der Rat nicht vollzählig ist, können wir keine wichtigen Entscheidungen treffen. Wen schlagen Sie vor?«

»Ich möchte offiziell Zukumura von Gai vorschlagen.«

Trotz aller Selbstbeherrschung hielt Yoshi den Atem an: Dieser Daimyo war schlichten Gemüts, ein Verwandter und offener Parteigänger Anjos. »Ich habe meiner Mißbilligung gegenüber seiner Person bereits Ausdruck verliehen. Es gibt ein Dutzend bessere als ihn«, widersprach er sofort. »Wir hatten uns auf Gen Taira geeinigt.«

»Ich bin anderer Meinung.« Anjo lächelte nur mit dem Mund. »Ich sagte lediglich, daß ich ihn sorgfältig in Erwägung ziehen werde. Das habe ich getan. Zukumura ist die bessere Wahl. Und nun werden wir abstimmen.«

»Ich glaube kaum, daß es klug oder ratsam wäre, jetzt abzu...«

»Abstimmen! Als Oberster Berater ist es mein Recht, den Zeitpunkt zur Abstimmung vorzuschlagen. Abstimmen!«

»Ich stimme mit Nein!« erklärte Yoshi und funkelte die beiden

anderen an. Adachi wich seinem Blick aus und sagte nur: »Gai ist seit Sekigahara Mitos Verbündeter. Ja.«

Toyama zuckte die Achseln. »Wie ihr wollt.«

Mit gewaltigen Schlägen hieb Yoshi mit dem Holzsword auf die beiden Gegner ein; sein Gesicht war schweißüberströmt. Dann wich er zurück, wirbelte herum und ging abermals zur Attacke über. Beide Männer, Schwertkampfspezialisten, traten zur Seite und trugen ihren eigenen Angriff vor, denn sie hatten Befehl, ihn zu besiegen; eine Niederlage würde sie einen Monat Hausarrest in der Kaserne und den Sold von drei Monaten kosten.

Geschickt fintete der eine, um dem anderen den Weg zu öffnen, aber Yoshi war daraufgefaßt, duckte sich unter dem Schlag hindurch und traf den Mann so schwer quer über der Brust, daß sein Schwert dabei zerbrach – wäre es eine Stahlklinge gewesen, hätte er den Mann fast in zwei Teile gehauen – und er aus dem Kampf ausschied.

Sofort stürmte der andere selbstsicher zum Todesstoß vor, aber Yoshi war nicht mehr dort, wo er ihn erwartet hatte, sondern fast auf dem Fußboden und brachte einen Karate-Fußstoß an. Der Mann stöhnte vor Schmerz, als ihn Yoshis Fußkante im Skrotum traf, und fiel zu Boden, wo er sich hilflos krümmte. Noch immer von Wut getrieben, sprang Yoshi den Liegenden an, hob das abgesplitterte Heft seines Schwertes hoch empor, um es dem Mann zum Todesstoß in die Kehle zu treiben. Um Haaresbreite nur über dem Hals des Mannes hielt er inne: mit jagendem Herzen, beerauscht von seiner Selbstbeherrschung und von der Tatsache, daß er diesmal nicht versagt hatte, denn der Sieg war ihm nicht wichtig. Seine aufgestaute Wut war verraucht.

Zufrieden warf er den abgebrochenen Schwertrest beiseite und begann sich zu entspannen. Der Übungsraum war leer und so sparta-

nisch eingerichtet wie die ganze übrige Burg. Alle drei keuchten vor Anstrengung, der liegende Mann wand und krümmte sich noch immer vor Schmerzen. Dann vernahm Yoshi zu seinem Erstaunen leisen Applaus. Zornig wandte er sich um – auf seinen Befehl hin wurde niemals jemand zu diesen Übungsstunden eingeladen, wo das Ausmaß seiner Kraft eingeschätzt, seine Schwächen beurteilt und seine Brutalität taxiert werden konnte –, aber sein Zorn war sofort verflogen.

»Hisako! Wann bist du eingetroffen?« fragte er, noch atemlos. »Warum hast du mir nicht einen Boten geschickt, um mir mitzuteilen, daß du kommst?« Sein Lächeln erstarb. »Ärger?«

»Nein, Sire«, antwortete seine Ehefrau, die an der Tür kniete, fröhlich. »Kein Ärger, nur ein Übermaß an Freude, dich wiederzusehen.« Sie verneigte sich tief; ihr Reitrock und ihre Reitjacke aus haltbarer, schwerer grüner Seide waren von der Reise ebenso gezeichnet wie der gesteppte, passende Übermantel, der breite, unter dem Kinn gebundene Hut und das Kurzsword in ihrem Obi. »Bitte, entschuldige, daß ich mich unaufgefordert hereingeschlichen und mich nicht erst umgezogen habe, aber, nun ja, ich konnte es nicht abwarten, dich wiederzusehen – und nun freue ich mich noch mehr, denn nun weiß ich, daß du ein besserer Schwertkämpfer bist als jemals zuvor.«

Er tat, als sei er nicht hocherfreut; dann ging er zu ihr und betrachtete sie eingehend. »Wirklich kein Ärger?«

»Nein, Sire.« Sie strahlte und verbarg ihre innige Liebe nicht. Weiße Zähne und ebenholzscharze, schräggestellte Augen in einem klassischen Gesicht; in ihrer Gesamterscheinung strahlte Hisako große Würde aus. »Yoshi«, hatte sein Vater vor neun Jahren gesagt, als er siebzehn war, »ich habe eine Ehefrau für dich. Ihre Blutlinie ist Toranaga, der deinen gleich, wenn auch aus dem geringeren Zweig Mitowara. Ihr Name ist Hisako, das bedeutet in der alten Sprache ›Weizenähre‹, Vorbote von Fülle und Fruchtbarkeit, aber

auch ›Vorkämpfer‹, und ich glaube, daß sie in beiden Eigenschaften bestimmt nicht versagen wird...«

Und sie hat nicht versagt, dachte Yoshi stolz. Inzwischen hat sie zwei prächtige Söhne und eine Tochter geboren und ist noch immer stark, stets klug, eine energische Verwalterin unserer Finanzen – und, selten bei einer Frau, angenehm genug, um gelegentlich mit ihr aufs Kopfkissen zu gehen, wenn auch ohne das Feuer meiner Konsortin oder anderer Freudenpartnerinnen, vor allem Koikos.

Er nahm ein Handtuch von dem unverletzten Mann entgegen und entließ ihn mit einer Handbewegung. Der Mann verneigte sich stumm und half dem anderen hinauszuhinken.

Neben ihr kniend, trocknete er sich den Schweiß. »Nun?«

»Es ist hier nicht sicher, *neb?*« fragte sie leise.

»Sicher ist es nirgends.«

»Zunächst«, erklärte sie mit normaler Stimme, »zunächst, Yoshi-chan, werden wir uns um deinen Körper kümmern: ein Bad und eine Massage, dann können wir reden.«

»Gut. Es gibt eine Menge zu besprechen.«

»Ja.« Lächelnd erhob sie sich, um ihn auf seinen forschenden Blick hin abermals zu beruhigen: »Wirklich, in unserer Burg ist alles in Ordnung; deine Söhne sind gesund, deine Konsortin und ihr Sohn sind glücklich, deine Offiziere und Vasallen sind wachsam und gut bewaffnet – alles ist so, wie du es dir wünschen würdest. Ich habe mich nur zu einem kurzen Besuch entschlossen – aus einer Laune heraus«, ergänzte sie für lauschende Ohren. »Ich mußte dich wiedersehen und mit dir einiges über die Burgverwaltung besprechen.«

Und auch, um mit dir ins Bett zu gehen, mein Schöner, dachte sie im innersten Herzen, während sie, seinen maskulinen Duft in der Nase, zu ihm aufblickte, sich überdeutlich seiner Nähe bewußt war und sich, wie eigentlich immer, nach seiner männlichen Kraft sehnte.



Während du fort bist, Yoshi-chan, vermag ich meistens ruhig zu bleiben – aber in deiner Nähe? Ach, dann fällt es mir so schwer, obwohl ich meine Gefühle kaschiere, meine Eifersucht vor den anderen verberge und mich verhalte wie eine perfekte Ehefrau. Aber das heißt nicht, daß ich nicht von Eifersucht geplagt werde, zuweilen sogar bis zum Wahnsinn, so daß ich die anderen umbringen oder, besser noch, verstümmeln könnte und mir wünsche, im Bett mit derselben Leidenschaft von dir geliebt zu werden.

»Du bist zu lange fort gewesen, mein Ehemann«, sagte sie sanft, obwohl sie sich in Wirklichkeit wünschte, jetzt sofort, hier auf dem Boden, von ihm genommen zu werden, wie sie es sich von primitiven jungen Bauern vorstellte.

Es war fast Mittag, und es herrschte ein Wind, der den Himmel leerfegte. Sie befanden sich in seinem Privatquartier, eine Suite von drei Tatami-Zimmern mit Bad an einer Eckmauer. Elegant wie immer, schenkte sie ihm Tee ein. Sie hatte die Teezeremonie, genau wie er, seit ihrer Kindheit eingeübt, war inzwischen aber eine Sensei, eine Lehrerin der Teezeremonie. Beide hatten gebadet und waren massiert worden. Die Türen waren verriegelt, die Wachen postiert, die Dienerinnen entlassen worden. Er trug einen gestärkten Kimono, sie hatte ihre Haare gelöst und trug einen fließenden Schlafkimono. »Nach unserem Gespräch möchte ich ruhen. Dann wird mein Kopf für heute abend klar sein.«

»Du bist den ganzen Weg geritten?«

»Ja, Sire.« Die Reise war sehr anstrengend gewesen, mit wenig Schlaf und ständigem Pferdewechsel alle drei *ri*, das heißt etwa alle neun Meilen.

»Wie lange hast du gebraucht?«

»Zweieinhalb Tage. Ich habe nur zwanzig Vasallen unter dem Kommando von Hauptmann Ishimoto mitgebracht.« Sie lachte.

»Diese Massage und das Bad hatte ich mir wahrhaftig verdient. Aber zunächst...«

»Fast zehn *ri* pro Tag? Warum dieser Gewaltmarsch?«

»Hauptsächlich zu meinem Vergnügen«, entgegnete sie leichthin; für schlechte Nachrichten gab es noch ausreichend Zeit. »Aber zunächst, Yoshi-chan, der Tee für dich.«

»Danke.« Er trank den feinen grünen Tee aus der Ming-Tasse und setzte sie wieder ab, um zu warten und sie, die ganz in ihre ruhigen Hantierungen vertieft war, zu beobachten.

Nachdem sie noch einmal eingeschenkt, getrunken und die eigene Tasse abgestellt hatte, sagte sie leise: »Ich habe beschlossen, unverzüglich herzukommen, weil mir beunruhigende Gerüchte zu Ohren gekommen sind und ich mich persönlich überzeugen wollte, daß es dir gut geht – Gerüchte, du seist in Gefahr, Anjo hetze den Rat gegen dich auf, der Shishi-Überfall auf ihn und der Mord an Utani seien Teil einer enormen Eskalation von *sonno-joi*, es gebe Krieg, von innen und von außen, und Anjo übe weiterhin Verrat an dir und dem gesamten Shōgunat. Er muß wahnsinnig sein, zu dulden, daß der Shōgun und seine kaiserliche Gemahlin nach Kyōto gehen, um dort Kotau zu machen und dich noch stärker zu isolieren.«

»Das alles stimmt ganz oder teilweise«, entgegnete er ebenso ruhig wie sie, und ihre Miene zerfiel. »Schlechte Nachrichten reisen auf den Schwingen der Falken, Hisako, *neh*? Und alles wird noch verschlimmert durch die Gai-Jin.« Ausführlich berichtete er ihr von seiner Begegnung mit den Fremden und Misamoto, dem Spion, und dann noch detaillierter über die Burg-Intrigen. Kein Wort jedoch von Koikos vermutlicher Verbindung mit den Shishi: Hisako würde niemals verstehen, wie aufregend sie ist und um wieviel aufregender dieses Wissen sie macht. Meine Frau würde mir nur zu Koikos umgehender Überprüfung, Entlassung und Bestrafung raten und mir keine Ruhe lassen, bis ich ihren Rat befolgt habe. Zuletzt

berichtete er ihr von der Flotte der Fremden vor den Toren, von Sir Williams Schreiben, von seiner Drohung und der heutigen Ratsversammlung.

»Zukumura? Als Ältester? Dieser senile Fischkopf? Ist nicht einer seiner Söhne mit einer Nichte von Anjo verheiratet? Für den hat der alte Toyama doch sicher nicht gestimmt!«

»Er hat die Achseln gezuckt und erklärt: ›Er oder ein anderer, das ist mir egal, wir werden ohnehin bald Krieg haben. Nehmt, wen ihr wollt.«

»Dann wird es im günstigsten Fall drei zu zwei gegen dich stehen.«

»Ja. Nun ist Anjo nicht mehr zu zügeln. Er kann tun, was er will, sich selbst per Abstimmung immer mehr Macht zuteilen, sich zum *taikō* machen und sich jede Dummheit erlauben, die er will, zum Beispiel Nobusadas idiotische Reise nach Kyōto.« Yoshi spürte wieder einmal diese Enge in seiner Brust, achtete aber nicht weiter darauf, weil er froh war, endlich offen reden zu können – jedenfalls offener, als es ihm jemals sonst möglich wäre, weil er ihr mehr vertrauen konnte als sonst einem Menschen.

»Diese Barbaren – waren sie so, wie du sie dir vorgestellt hast, Sire?« erkundigte sie sich. Sie fand alles an ihnen faszinierend: ›Kenn deinen Feind wie dich selbst...‹ *Sun-tzu* war für sie, ihre vier Schwestern und ihre drei Brüder, zusammen mit Kriegskünsten, Kalligraphie und der Teezeremonie, immer das Hauptlehrbuch gewesen. Außerdem hatten sie und ihre Schwestern sich auf die Lehren ihrer Mutter und ihrer Tanten zum Thema Land- und Finanzverwaltung konzentriert, vereint mit praktischen Methoden des Umgangs mit Männern aller Klassen und auf die überaus wichtige Zukunft. In den Kriegskünsten war sie niemals hervorragend gewesen, doch mit dem Messer und einem Kriegsfächer vermochte sie durchaus umzugehen.

Yoshi erzählte ihr alles, woran er sich erinnern konnte, und dazu

das, was Misamoto von den Gai-Jin in dem Teil Amerikas erzählt hatte, der Kalifornien und zuweilen das ›Land des Goldenen Berges‹ genannt wurde. Dabei verengten sich ihre Augen, aber das fiel ihm nicht weiter auf.

Als er fertig war, hatte sie noch immer tausend Fragen, die sie aber für später zurückhielt, um ihn nicht zu ermüden. »Du hilfst mir sehr, mir alles richtig vorzustellen, Yoshi-chan. Du bist ein wundervoller Beobachter. Was hast du beschlossen?«

»Bisher noch nichts. Ich wünschte, mein Vater wäre am Leben, ich vermisse seinen Rat – und den meiner Mutter.«

»Ja«, sagte sie, obwohl sie froh war, daß beide gestorben waren, der Vater vor zwei Jahren an Altersschwäche, die, als er fünfundfünfzig war, durch den von Ii verordneten Hausarrest verschlimmert wurde, die Mutter bei der Pockenepidemie vom letzten Jahr. Beide hatten ihr das Leben schwergemacht und gleichzeitig Yoshi in ihrem Bann gehalten, und ihrer Meinung nach hatte der Vater seine Pflichten der Familie gegenüber vernachlässigt, indem er immer wieder falsche Entscheidungen traf, während die Mutter die reizbarste, schwierigste Schwiegermutter war, die sie kannte, ihr gegenüber noch schlimmer als die Ehefrauen seiner drei Brüder.

Die einzige kluge Entscheidung in meinem ganzen Leben, dachte sie, war mein Einverständnis zu der von meinem Vater vorgeschlagenen Heirat mit Toranaga Yoshi. Dafür danke ich ihm. Nun herrsche ich über unsere Ländereien, um sie später an meine Söhne weiterzugeben, die stark, unantastbar und des Herrn Shōgun Toranaga würdig sind.

»Ja«, sagte sie. »Es tut mir leid, daß sie nicht mehr da sind. Ich verneige mich täglich vor ihrem Schrein und bete, daß ich mich ihres Vertrauens würdig erweisen werde.«

Er seufzte. Seit dem Tod seiner Mutter hatte er eine sehr starke Leere empfunden, viel mehr als beim Tod des Vaters, den er zwar bewunderte, aber auch fürchtete. Er wußte genau, daß er jedesmal,

wenn er ein Problem hatte, zu ihr gehen, sich von ihr trösten, beraten und neue Kraft geben lassen konnte. Traurig sagte er: »Karma, daß Mutter so jung sterben mußte.«

»Ja, Sire«, gab sie zurück, weil sie Verständnis für seine Trauer und nicht das geringste dagegen hatte, denn so ging es natürlich allen Söhnen, deren oberste Pflicht es war, ihrer Mutter zu gehorchen und sie zu lieben – ihr Leben lang. Diese Leere kann ich ebensovienig füllen, wie die Frauen meiner Söhne die Leere füllen können, die ich einst hinterlassen werde.

»Was würdest du mir raten, Hisako?«

»Mir kommen zu viele Gedanken bei diesen viel zu zahlreichen Problemen«, antwortete sie beunruhigt. »Ich fühle mich nutzlos. Laß mich gründlich nachdenken, heute nacht und morgen. Vielleicht kann ich dann einen Vorschlag machen, der dir einen Anhaltspunkt für das gibt, was du tun mußt. Dann werde ich, mit deiner Erlaubnis, am Tag darauf nach Hause zurückkehren, denn eines ist sicher: Wir müssen unsere Verteidigung verstärken. Du mußt mir sagen, was zu tun ist. Vorerst ein paar Bemerkungen, über die du möglicherweise nachdenken könntest: Du solltest die Wachsamkeit deiner Posten intensivieren und heimlich all deine Truppen mobilisieren.«

»Dazu habe ich mich bereits entschlossen.«

»Dieser Gai-Jin, der dich nach den Verhandlungen angesprochen hat, ein Franzose, wie du sagst – ich schlage vor, daß du sein Angebot annimmst, eins ihrer Kriegsschiffe mit eigenen Augen von innen zu sehen; es ist äußerst wichtig, daß du es selber siehst – vielleicht sogar vorgibst, dich mit ihnen anzufreunden. Dann könntest du sie gegen die Engländer ausspielen, *neh?*«

»Auch dazu habe ich mich bereits entschlossen.«

Sie lächelte in sich hinein und senkte die Stimme noch weiter. »So schwierig es auch sein mag, Anjo muß endgültig beseitigt werden, und zwar je eher, desto besser. So, wie es jetzt aussieht, wirst

du den Shōgun und die Prinzessin vermutlich nicht daran hindern können, nach Kyōto zu reisen – ich bin durchaus deiner Meinung, daß sie, von ihrem Standpunkt aus gerechtfertigt, eine Spionin des Hofes und deine Feindin ist –, aber dann mußt du unmittelbar nach ihnen aufbrechen und über die kürzere Tokaidō-Route nach Kyōto reisen, damit du früher als sie dort eintriffst... Du lächelst, Sire?»

»Nur, weil du mich so sehr erfreust. Und wenn ich in Kyōto bin?«

»Mußt du der Vertraute des Kaisers werden; wir haben Freunde am Hof, die dir dabei helfen können. Und dann, eine Möglichkeit von vielen, verabredest du mit Ogama von Choshu insgeheim, daß du ihm die Kontrolle über die Tore überläßt...«, sie zögerte, weil Yoshi die Röte ins Gesicht schoß, »... aber nur, solange er sich offen mit dir gegen Satsuma und Tosa verbündet.«

»Ogama würde niemals glauben, daß ich mich an diesen Handel halte, und das würde ich auch nicht tun. Aber wir müssen unter allen Umständen die Kontrolle über die Tore zurückgewinnen.«

»Richtig. Doch nehmen wir an, der letzte Teil eures Paktes lautet, daß er sich bereit erklärt, sich an einem Überfall auf Herrn Sanjiro von Satsuma zu einem Zeitpunkt zu beteiligen, den du bestimmst. Sobald Sanjiro besiegt ist, gibt Ogama dir die Tore zurück und bekommt dafür Satsuma.«

Yoshis Miene wurde noch nachdenklicher. »Äußerst schwierig, Sanjiro an Land zu besiegen, während er sich hinter seinen Bergen verkriecht. Selbst Shōgun Toranaga hat Satsuma nach Sekigahara nicht angegriffen, sondern ihre öffentlichen Verneigungen und Treueschwüre entgegengenommen und sie durch Freundlichkeit in Schach gehalten. Ein Angriff von See her ist für uns unmöglich. Das ist ein Traum, keine reale Möglichkeit. Viel zu schwierig«, sagte er leise. »Aber schließlich – wer weiß? Nächster Punkt.«

Sie senkte die Stimme. »Beseitige Nobusada auf dem Weg nach Kyōto.«

»Niemals!« protestierte er, nach außen hin schockiert und innerlich entsetzt, daß sie genauso dachte wie er oder, noch schlimmer, in seinem tiefsten Herzen gelesen hatte. »Das hieße, das Vermächtnis verraten, mein Erbe und alles, was Herr Shōgun Toranaga angestrebt hat. Ich habe ihn als Lehnsherren angenommen, wie es sich gehörte.«

»Selbstverständlich hast du recht«, beruhigte sie ihn sofort mit einer tiefen Verneigung; sie war auf diese Reaktion vorbereitet gewesen, hatte sie erwartet, mußte sie aber für ihn artikulieren. »Das war *baka* von mir. Ich bin ganz deiner Meinung. Es tut mir so...«

»Gut! Du wirst so etwas nie wieder denken oder aussprechen.«

»Selbstverständlich nicht. Bitte verzeih mir.« Immer wieder Entschuldigungen murmelnd, verharrte sie für die vorgeschriebene Zeit in ihrer Verneigung; dann füllte sie seine Tasse nach, setzte sich mit niedergeschlagenen Augen zurück und wartete, bis er sie aufforderte fortzufahren. Nobusada hätte durch deinen Vater beseitigt werden müssen, Yoshi, dachte sie gelassen; es wundert mich, daß dir das niemals klar geworden ist. Dein Vater und deine Mutter, die dir den richtigen Rat hätten geben müssen, haben ihre Pflicht verletzt, als dieser dumme Junge von dem Verräter Ii gegen dich als Shōgun vorgeschlagen wurde, Ii hat uns alle unter Hausarrest gestellt, auf Jahre hinaus unseren Frieden gestört und fast den Tod deines ältesten Sohnes verschuldet, weil wir viele Monate lang so stark eingeschränkt waren, daß wir alle fast verhungert wären. Lange, bevor es wirklich geschah, wußten wir alle, daß Ii es tun würde. Nobusada zu beseitigen hat schon immer auf der Hand gelegen, obwohl es eine ketzerische und geschmacklose Tat gewesen wäre, aber es war die einzige wirksame Möglichkeit, unsere Zukunft zu sichern. Wenn du das nicht in Erwägung ziehen willst, Yoshi, werde ich selbst eine Möglichkeit finden müssen...

»Das war ein böser Gedanke, Hisako. Furchtbar!«

»Ich stimme zu, Sire. Bitte nimm meine demütige Entschuldi-

gung entgegen.« Wieder berührte ihre Stirn die Tatami. »Ich war dumm. Ich weiß nicht, woher eine solche Dummheit kommt. Du hast natürlich recht. Vielleicht haben mich die Gefahren, die dich umgeben, ein wenig zu nervös gemacht. Bitte, Sire, würdest du mir gestatten, mich zurückzuziehen?«

»Gleich, ja. Zunächst aber...« Ein wenig besänftigt bedeutete er ihr, noch einmal Tee einzuschenken, während er es noch immer nicht fassen konnte, daß sie es wagte, ein derartiges Sakrileg auszusprechen.

»Darf ich noch einen weiteren Gedanken erwähnen, Sire, bevor ich gehe?«

»Ja. Vorausgesetzt, er ist nicht so dumm wie der letzte.«

Sie hätte fast laut aufgelacht bei dieser Stichelei eines kleinen, schmollenden Knaben, die nicht einmal ihre äußerste Verteidigungslinie durchdrang. »Du sagtest so weise, Sire, das wichtigste und unmittelbarste Gai-Jin-Rätsel, das gelöst werden muß, sei die Frage, wie man ihre Flotte versenken oder ihre Kanonen von unseren Küsten fernhalten kann, *neh?*«

»Ja.«

»Kann man Kanonen auf Lastkähne montieren?«

»Eh?« Durch diese ganz neue Wendung von Nobusada abgelenkt, runzelte er die Stirn. »Das könnte ich mir vorstellen. Warum?«

»Wir könnten vielleicht die Holländer fragen; die würden uns helfen. Wir könnten vielleicht eine Verteidigungsflotte bauen, auch wenn sie schwerfällig ist, und die Kähne vor der Küste verankern – so weit draußen wie möglich in allen strategischen Zufahrten zu unseren wichtigsten Regionen, wie etwa die Shimonoseki-Meerenge, und die Eingänge zu all unseren Häfen befestigen. Zum Glück sind das ja nur sehr wenige, *neh?*«

»Das wäre möglich«, gab er zu. Auf diesen Gedanken war er noch nicht gekommen. »Aber ich habe nicht genug Gold, um die entsprechenden Kanonen für unsere Küstenbatterien zu kaufen, ge-



schweige denn, um eine solche Flotte zu bauen. Und nicht genügend Zeit, Kenntnisse und Reichtum, um eigene Waffenmeistereien und Rüstungsfabriken zu bauen – und nicht genügend Arbeiter.«

»Ja, das ist richtig, Sire. Du bist so klug«, stimmte sie ihm zu. Dann holte sie tief Luft und sagte bedrückt: »Alle Daimyos sind verarmt und verschuldet – wir genauso wie die anderen.«

»Eh? Die Ernte?« erkundigte er sich in scharfem Ton.

»Es tut mir leid, daß ich schlechte Nachrichten bringen muß. Weniger als letztes Jahr.«

»Wieviel weniger?«

»Etwa ein Drittel.«

»Das sind furchtbare Nachrichten. Und gerade jetzt, wo ich ein größeres Einkommen brauche!« Er ballte die Faust. »Die Bauern sind alle *baka*.«

»Es tut mir leid, aber es ist nicht ihre Schuld, Yoshi-chan, der Regen ist nicht zur rechten Zeit gekommen – er kam zu spät oder zu früh, die Sonne ebenfalls. In diesem Jahr haben die Götter uns nicht gelacht.«

»Es gibt keine Götter, Hisako-chan, aber es gibt Karma. Karma, daß es eine schlechte Ernte gibt; du wirst die Steuern dennoch erhöhen müssen.«

In ihren Augen glitzerten Tränen. »In Kwanto wird es vor der nächsten Ernte eine Hungersnot geben, und wenn das bei uns geschieht, im reichsten Reisland von ganz Nippon, was wird dann aus den anderen?« Beide erinnerten sich an die Hungersnot vor vier Jahren. Tausende waren gestorben, Zehntausende an den unvermeidlichen Seuchen, die darauf folgten. Und in der Großen Hungersnot vor zwanzig Jahren hatte es Hunderttausende von Opfern gegeben. »Dies ist in der Tat ein Land der Tränen.«

Er nickte zerstreut. Dann sagte er mit harter Stimme: »Du wirst die Steuern um ein Zehntel erhöhen, und alle Samurai werden ein Zehntel weniger bekommen. Sprich mit den Geldverleihern. Sie

können unseren Kredit erhöhen. Das Geld wird für die Bewaffnung gebraucht.«

»Selbstverständlich.« Dann setzte sie behutsam hinzu: »Es geht uns besser als den meisten, wir haben nur die Ernte des nächsten Jahres verpfändet.« Ihre Miene wurde verschlossen. »Vielleicht ist es an der Zeit, dem Rat den Vorschlag zu machen, daß wir den ›Zinssatz angleichen‹ könnten, wie es mein Urgroßvater getan hat.«

Vor über sechzig Jahren hatte der Shōgun, der unter dem Gewicht der Schulden seines Vaters stöhnte und wie alle Daimyos die Ernte schon auf Jahre hinaus hoch beliehen hatte, angetrieben von der ständig wachsenden Arroganz und Verachtung für die Klasse der Kaufleute unvermittelt bestimmt, daß alle Schulden gestrichen werden und alle zukünftigen Ernten schuldenfrei sein sollten.

In den zweieinhalb Jahrhunderten nach Sekigahara war diese extreme Maßnahme viermal ergriffen worden. Sie stürzte das ganze Land ins Chaos. Alle Klassen litten schwer, vor allem die Samurai. Es gab nur wenig, was die Reishändler, die größten Geldverleiher, tun konnten. Viele machten Bankrott. Einige begingen Seppuku. Die übrigen hielten sich möglichst bedeckt und litten mit im allgemeinen Meer des Schmerzes.

Bis zur nächsten Ernte. Da brauchten die Bauern die Kaufleute, und alle Menschen brauchten Reis, also wurde sehr, sehr vorsichtig gekauft, und ganz vereinzelt – und daher unter hohen Unkosten – wurde ihnen Geld für Saatgut und Gerätschaften auf die nächste Ernte geliehen. Und wieder einmal wurde den Samurai auf ihr zu erwartendes Einkommen Geld und Kredit gewährt: für Lebensunterhalt und Vergnügen, Seide und Schwerter. Bald verbreitete sich die Verschwendungssucht der Samurai immer mehr. Mit größter Vorsicht kehrten die Geldverleiher ins Geschäft zurück. Nicht lange, und man mußte ihnen Anreize bieten, also wurde ihnen widerwillig der Samurai-Status offeriert, den sie dankbar für einige Söhne kauften, und bald war alles wie zuvor und die Lehen verpfändet.

»Vielleicht solltest du das tun, Sire.« Sie fand die Geldverleiher ebenso widerlich wie er. »Für den Fall einer Hungersnot habe ich geheime Reisvorräte; deine Männer würden hungern, aber nicht verhungern.«

»Gut. Tausche sie gegen die Gewehre ein.«

»Tut mir leid, aber der Betrag würde nicht sehr groß sein«, erklärte sie ihm sanft, erschrocken über seine Naivität. Und um ihn abzulenken, setzte sie schnell hinzu: »Vorerst werden die Steuern nicht das Bargeld einbringen, das die Gai-Jin verlangen werden.«

»Dann müssen eben die Geldverleiher einspringen«, sagte er scharf. »Du wirst alles Notwendige unternehmen. Ich muß unbedingt Gewehre haben.«

»Ja.« Sie ließ das Schweigen ein wenig lasten, dann erklärte sie ihm einen sorgfältig erwogenen Plan: »Etwas, das du gesagt hast, bevor du von zu Hause weggegangen bist, hat mich auf einen Gedanken gebracht, Sire. Die kleine Goldmine in unseren nördlichen Bergen. Ich würde vorschlagen, daß wir die Anzahl der Arbeiter erhöhen.«

»Aber du hast mir doch immer wieder gesagt, daß die Mine bereits ausgeschöpft ist und mit jedem Jahr weniger einbringt.«

»Gewiß, aber du hast mich erkennen lassen, daß unsere Bergleute keine Experten sind, und so habe ich mir gedacht, daß dort, wo eine Ader ist, möglicherweise noch andere sind; wir brauchen nur erfahrene Männer, die sie aufspüren können. Vielleicht sind unsere Methoden zu altmodisch. Unter den Gai-Jin gibt es möglicherweise Experten.«

Er starrte sie an. »Wie kommst du darauf?«

»Ich habe mit Old Smelly gesprochen.« Das war der Spitzname eines alten Holländers, der vor Jahren in Deshima Kaufmann gewesen und später überredet worden war, einer von Yoshis Lehrern zu werden. Schließlich hatte man ihn mit Geschenken in Gestalt von Dienerinnen, einer jungen Konsortin und sehr viel Saké dazu be-

wegt, so lange zu bleiben, bis es zum Weggehen zu spät war. »Er hat mir von dem riesigen Goldrausch im ›Land des Goldenen Berges‹ erzählt, das du erwähntest. Dorthin sind erst vor vierzehn Jahren Gai-Jin aller Nationen gekommen, um sich ein Vermögen aus der Erde zu holen. Außerdem hat es in einem Land weit im Süden von uns vor ein paar Jahren ebenfalls einen Goldrausch gegeben – er nannte es Van-Diemens-Land. In Yokohama muß es Männer geben, die an dem einen oder dem anderen teilgenommen haben. Experten.«

»Und wenn es sie gibt?« Yoshi dachte an Misamoto.

»Ich schlage vor, du bietest ihnen sichere Passage und die Hälfte des Goldes, das sie innerhalb eines Jahres finden. Wie ich hörte, halten sich zahlreiche Amerikaner und Abenteurer in der Niederlassung auf.«

»Du würdest zulassen, daß Gai-Jin auf unseren Ländereien herumlaufen und unseren Besitz ausspionieren?« fragte er langsam.

Sie schüttelte den Kopf; dann beugte sie sich in dem Bewußtsein vor, seine volle Aufmerksamkeit erregt zu haben. »Wieder einmal hast du mir die Lösung gegeben, Yoshi-chan. Angenommen, du trittst heimlich an den wichtigsten Kaufmann von Yokohama heran, denjenigen, von dem du mir sagtest, daß er Choshu vermutlich mit Gewehren versorgen wird – ich sehe ein, daß wir unter allen Umständen Gewehre und moderne Kanonen haben und die Feinde daran hindern müssen, sie zu erwerben. Sagen wir, du offerierst ihm deine Goldkonzession – exklusiv. Dafür sorgt er für alles, was mit der Suche und der Förderung zu tun hat. Du würdest nur ein bis zwei unbewaffnete Männer akzeptieren, die natürlich genau überwacht werden. Dafür werden sie dich sofort mit so vielen Kanonen und Gewehren im voraus beliefern, wie du mit deiner Hälfte des Goldes kaufen können wirst, und dieser Kaufmann sichert zu, daß er Kanonen und Gewehre ausschließlich an dich verkaufen wird. Weder an Choshu noch an Tosa, oder Satsuma. Du lächelst, Sire?«

»Und unser Vermittler ist Misamoto?«

»Wenn du nicht so klug gewesen wärest, ihn zu entdecken und auszubilden, würde so etwas nicht möglich sein.« Sie sagte es demütig; dann setzte sie sich, insgeheim hochzufrieden, zurück, um seine Kommentare abzuwarten, denn sie wußte, daß er ihren Plan umgehend realisieren, daß sie irgendwie Gewehre bekommen und nie, nie, niemals ihren geheimen Reisvorrat eintauschen würden. Bald darauf konnte sie vorgeben, müde zu sein, und seine Erlaubnis erbitten, sich auszuruhen: »Du solltest dich ebenfalls ausruhen, Sire, nach einer so anstrengenden Schwertkampfabübung...«

Natürlich sollte er das, ein wunderbarer Mann wie er, dachte sie. Und sobald er im Schlafzimmer war, würde sie, nach vorsichtigen Komplimenten, um Erlaubnis bitten, seine müden Schultermuskeln zu massieren, nach und nach intimer werden, hier und da einen Seufzer ausstoßen, und bald schon würde er ihr so nahe sein, wie sie es sich nur wünschen konnte. So nahe wie Koiko.

Zuvor hatte Koiko korrekt um Erlaubnis gebeten, sie besuchen zu dürfen, hatte sich vor ihr verneigt, ihr gedankt und gesagt, sie hoffe, ihre Dienste hätten dem Hohen Herrn gefallen, es sei ihr eine Ehre, in seinem Haus zu leben, und sei es auch nur für kurze Zeit. Sie hatten eine Weile miteinander geplaudert, dann hatte Koiko sich verabschiedet.

Eine Schönheit, dachte Hisako ohne Eifersucht oder Neid. Yoshi hat von Zeit zu Zeit das Recht auf ein Spielzeug, auch auf ein teures. Die Schönheit dieser Frauen ist so zart, so durchscheinend, ihr Leben so traurig, sie sind wahrhaftig Kirschblüten am Baum des Lebens. Die Welt eines Mannes ist körperlich so viel aufregender als die unsere. Eeee, wenn man doch auch von Blüte zu Blüte fliegen könnte, ohne Schaden zu nehmen, ohne nachzudenken.

Wenn die Strafe für auch nur eine kleine Tändelei unsererseits nicht so unmittelbar und so schwer wäre, würden die Frauen es in Betracht ziehen. Nicht wahr? Warum nicht? Wenn es ungefährlich

wäre...

Manchmal, wenn Yoshi nicht da ist, wirkt der Gedanke an diese ungeheure Gefahr und den sofortigen Tod wie ein fast überwältigendes Aphrodisiakum. Töricht, wegen eines so flüchtigen Vergnügens. Nicht wahr? Sie wartete, beobachtete ihn, von einem warmen Glühen erfüllt, liebte das Spiel des Lebens, während sein Verstand mit den verschiedenen Variationen des Planes spielte und überlegte, wie man sein Geschöpf Misamoto einsetzen konnte.

Ich werde sofort anfangen, dachte er. Hisako hat einen klaren Verstand und versteht es vorzüglich, meine Ideen zusammenzufügen. Aber, eeee, die Sache mit dem Knaben auszusprechen war außerordentlich *baka*, auch wenn eine solche Tat ein korrekter Staatsakt sein mochte. Frauen haben keine Finesse.

In der Niederlassung hatte Jamie McFay Nemi an diesem Morgen einen letzten Kuß gegeben, dann waren sie zusammen den Korridor entlang zu Malcolm Struans Suite geschlendert. Er klopfte leise. Sofort wurde die Tür geöffnet, und Shisaku, das junge Mädchen, kam heraus. Behutsam zog sie die Tür von außen ins Schloß, lächelte seltsam und begann mit Nemi zu flüstern.

»Was ist? Schlechte Nachrichten, heya?« fragte McFay nervös; bevor sich die Tür schloß, hatte er flüchtig gesehen, daß Struan fest schlafend in seinem riesigen Himmelbett lag. Er hatte den Eindruck gehabt, als sei alles in Ordnung. Nemi schenkte ihm keine Beachtung, sondern fuhr fort, das andere Mädchen auszufragen.

Ungeduldig fragte McFay: »Was ist, Nemi? Was schlecht?«

Sie zögerte; dann äußerte sie eine einleitende Flut japanischer Entschuldigungen, hielt inne und strahlte. »Nicht schlecht, Jami-san, du-ah komm Yoshiwara morgen, ja?« Sie legte ihren Umhang um und wollte gehen, aber er hielt sie zurück.

»Was schlecht, Nemi?« erkundigte er sich mißtrauisch.

Sekundenlang starrte sie zu ihm empor; dann kam wieder viel Japanisch und Pidgin, das überhaupt keinen Sinn ergab. Schließlich zuckte sie die Achseln. »Geheimnis, *wakarimasu ka?*«

»Geheimnis? *Iyē*, verdammt noch mal. *Wakarimasu!* Was Geheimnis?«

Sie seufzte erleichtert und strahlte weiter. »Geheimnis, gutt! Geheimnis, Jami-san, Shisaku, Nemi. *Hai? Hai?*«

»*Hai*. Wir halten geheim. Also was?«

Wieder unverständliches Japanisch und Pidgin, während sie die Umhänge anlegten, dann deutete Nemi, offenbar frustriert, weil sie es nicht richtig erklären konnte, parodistisch heftige Bewegungen an und flüsterte: »Shisaku gutt, arbeit' gutt ganze Nacht.«

»Tai-Pan gut?«

Sie verdrehte die Augen. »*Hai*, Jami-san, Shisaku gutt!«

All seine Fragen hatte jedoch nichts anderes zur Folge als weitere Verneigungen und weiteres Lächeln von beiden Mädchen; also dankte er noch einmal Shisaku, deren Bezahlung bereits arrangiert worden war. Nemi verlangte ein letztes Mal Geheimhaltung von ihm. Dann brachte der wartende Diener die Mädchen in die Yoshiwara zurück.

Beunruhigt, ohne zu wissen, warum, aber sicher, daß man ihm nicht die ganze Wahrheit gesagt hatte, war er auf Zehenspitzen zum Bett zurückgeschlichen. Da Struan jedoch tief und fest schlief und ruhig atmete, war er in sein Büro zurückgekehrt und hatte gearbeitet.

Bis kurz nach zehn.

»Hallo, Doktor, nur herein! Schön, Sie wiederzusehen. Was gibt's Neues?«

Hoags Miene war grimmig. »Ah Tok hat mich holen lassen, und ich war gerade bei Malcolm, das gibt's Neues. Ich wünschte bei Gott, Sie hätten mich gefragt, bevor Sie... Ach, um Himmels willen, Jamie!« setzte der bullige, liebenswerte Mann schnell hinzu, als er

sah, wie Jamie errötete. »Ich weiß, er hat Sie gebeten, es in die Wege zu leiten, ich wünschte nur, Sie hätten mich vorher gefragt. Ich hatte gedacht, es sei verdammt offensichtlich, daß es verdammt gefährlich und verdammt lächerlich sein würde, so etwas so bald nach dieser Wunde zu versuchen, wo sein halbes Innenleben mühsam zusammengeflickt werden mußte und die Nähte jederzeit aufplatzen können...« Er unterbrach sich und nahm Platz. »Tut mir leid, aber das mußte raus.«

»Schon gut. Ist es schlimm?«

»Ich weiß es nicht. Es ist Blut im Urin, und er hat starke Schmerzen im Unterleib. Wie es scheint, war sie sehr tatkräftig; er hat sich hinreißen lassen, und als er den Höhepunkt erreichte, sagte er, habe sich sein Leib dabei verkrampft. Armer Kerl! Obwohl ihn jetzt sehr starke Schmerzen plagen, hat er erklärt, es habe sich gelohnt.«

»Das hat er gesagt?«

»Ja, mit einigen Einzelheiten. Erwähnen Sie nicht, daß ich es Ihnen gesagt habe, eh? Ich habe ihm Schmerzmittel gegeben, also wird er jetzt ein bis zwei Stunden schlafen.« Hoag seufzte und erhob sich mit grimmigem Lächeln. »Ich hab wieder einen Brief von Mrs. Struan gekriegt. Sie auch?«

»Ja, immer dasselbe. Werden Sie ihm jetzt befehlen, nach Hongkong zurückzukehren?«

»Ich kann ihm überhaupt nichts befehlen. Er wird reisen, wann immer er will; verdammt noch mal, wir haben die Zeit der Stürme. Er täte gut daran, hier zu bleiben – es sei denn, daß es in Hongkong Wichtiges gibt.«

»Es gibt Dutzende von Gründen. Dort ist der Sitz der Macht, während es hier praktisch nichts für ihn zu tun gibt.«

Hoag zuckte die Achseln. »Ich stimme zu, daß Hongkong besser für ihn wäre. Ich hatte vorgehabt, mit dem Postdampfer zurückzukehren, aber nach der letzten Nacht werde ich lieber noch einige Tage bleiben.«



»Nehmen Sie ihn auf dem Postdampfer mit – bitte!«

»Das habe ich ihm bereits vorgeschlagen und ein recht unhöfliches Nein zur Antwort erhalten. Vergessen Sie's, Jamie, es kann ihm nicht schaden, wenn er sich hier ausruht, während ihm eine unruhige Seereise außerordentlich viel schaden könnte. Übrigens, ich hörte, daß es am nächsten Dienstag vielleicht wieder einen Ball mit Angélique als Ehrengast geben wird.«

»Malcolm hat nichts davon erwähnt.«

»Unter der Schirmherrschaft des Gesandten Seratard, Vater aller Franzosen. Nun, ich muß gehen. Halten Sie mich auf dem laufenden, und wenn Malcolm nach einem weiteren Abenteuer verlangt, setzen Sie sich zuvor mit mir in Verbindung – heimlich.«

»Mach ich. Danke, Doktor.«

Später klopfte Vargas an. »Senhor, Ah Tok sagt, der Tai-Pan wünscht Sie zu sehen.«

Als Jamie die Treppe emporstieg, verspürte er plötzlich, als er sich an Malcolms Stelle zu versetzen suchte, einen scharfen Stich im Bauch.

»Senhor McFay!« rief ihm Vargas vom Treppenhaus nach. »Entschuldigen Sie, aber die Choshu-Samurai sind eingetroffen. Sie wollen die Gewehre bestellen, Senhor.«

»Ich komme sofort.«

McFay klopfte und öffnete die Tür. »Hallo, Tai-Pan«, grüßte er freundlich. Struan saß, von Kissen gestützt, aufrecht im Bett; seine Augen blickten seltsam, um seinen Mund spielte ein mattes Lächeln. »Wie geht's Ihnen heute?«

»Haben Sie mit Hoag gesprochen?«

»Ja.«

»Gut. Dann wissen Sie ja, daß sie sehr zufriedenstellend war, und, na ja, danke, Jamie. Sie hat mir fabelhaft geholfen, obwohl...« Struan stieß ein nervöses Lachen aus. »Obwohl das Finish mich ein bißchen durchgeschüttelt hat. Phantastischer Körper. War alles

äußerst zufriedenstellend, aber ich glaube kaum, daß ich eine Wiederholung brauche, bevor ich wirklich wieder gesund bin. Sie hat mich von dieser... dieser Stauung befreit.« Wieder das kurze, nervöse Auflachen. »Haben Sie gewußt, Jamie, wie kräftig ein kleines Mädchen wie sie sein kann, und wie viel... Sie verstehen schon, eh?«

»Selbstverständlich. Ist alles nach Plan verlaufen?«

Sekundenlang zögerte Struan; dann antwortete er energisch: »Ja. Besser sogar. Ich möchte, daß Sie ihre Bezahlung verdoppeln.«

»Gewiß.« McFay spürte die verborgene Unsicherheit und hatte Mitleid mit ihm. Offensichtlich war Malcolms Abmachung mit Shisaku, was auch geschehen sein mochte, geheim. Wenn er es so will – gut. Geht mich nichts an. Was geschehen ist, ist geschehen. Ein weiteres Geheimnis, zu all den anderen. »Freut mich, daß alles in Ordnung war.«

»Besser als in Ordnung. Hat das Mädchen etwas gesagt?«

»Nur, daß sie, äh, die ganze Nacht sehr fleißig gearbeitet hat, um Sie... nun ja, zufriedenzustellen.«

Ein munteres Klopfen an der Tür, und Angélique kam hereingegelt, strahlend vor Gesundheit, chic in einem neuen, lavendelblauen Kleid mit Sonnenschirm, Federhut, Handschuhen und Schal. »Hallo, mein Liebling, hallo, Jamie, wie geht's denn heute? Ach Malcolm, ich freue mich ja so sehr, dich wiederzusehen!« Und als sie sich übers Bett beugte, um Struan zärtlich zu küssen: »Ach, *chéri*, wie sehr hast du mir gefehlt!«

Im selben Moment, als die Tür aufging, hatten die Herzen der beiden Männer fast ausgesetzt. McFay ließ den Blick schnell übers Bett und durchs ganze Zimmer wandern, um nachzusehen, ob es verräterische Zeichen gab. Aber alles war sauber und ordentlich, täglich frische Bettlaken und Kopfkissenbezüge – wieder diese für die Struans typische Überempfindlichkeit im Hinblick auf Sauberkeit, die schon an Torheit grenzt, dachte er. Jeden Tag ein frisches Hemd? Lächerlich, ein- bis zweimal im Monat waren mehr als ge-

nug. Aber er wußte, daß Dirk Struan diese Gewohnheit eingeführt hatte, und was der Tai-Pan befohlen hatte, war für Tess Struan und daher für die Familie Gesetz. Struan war frisch rasiert, trug ein sauberes Nachthemd, und die Fenster waren dem Seewind geöffnet, der auch die letzten Spuren von Parfüm davontragen würde. Allmählich begann er leichter zu atmen. Dann sagte sie: »Ich habe mit Dr. Hoag gesprochen«, und die Herzen der beiden Männer setzten wieder fast aus. »Mein armer Liebling«, fuhr sie fast ohne Pause fort, »er hat mir gesagt, daß du eine sehr schlimme Nacht hinter dir hast und daß du heute abend nicht mitkommen kannst zu Sir Williams Soiree. Deswegen dachte ich, daß ich dir bis zum Lunch Gesellschaft leiste.«

Wieder dieses hinreißende Lächeln, mit dem sie sie beide verrückt gemacht hatte; dann ließ sie sich in dem großen Sessel nieder, während Struan schwach wurde, vor Liebe zu ihr und zugleich vor Schuldbewußtsein.

Ich muß wahnsinnig gewesen sein, eine Hure als Ersatz für die Liebe meines Lebens zu verlangen, dachte er, sonnte sich in ihrer offenen Herzlichkeit und hätte am liebsten alles über Shisaku hinausgesprudelt und sie um Verzeihung gebeten.

Die Nacht hatte eigentlich recht angenehm begonnen. Shisaku hatte sich lächelnd ausgekleidet und an ihn geschmiegt, ihn liebte und aufgemuntert. Er hatte sie, stolz und zugleich ängstlich, ebenfalls berührt und gestreichelt. Da es zu mühsam und schmerzhaft war, eine normale Position einzunehmen und sich normal zu bewegen, blieb er sitzen und wollte beginnen, schaffte es aber nicht ganz, denn plötzlich, ungebeten und unerwünscht, war er von Angéliques Gesicht und ihrer Nähe erfüllt gewesen. Seine Männlichkeit erschlaffte und war, so sehr sich Shisaku auch bemühte und es immer wieder versuchte, nicht wieder herzustellen.

Sie ruhten sich aus und versuchten es abermals; inzwischen waren die Schmerzen fast unerträglich, begleitet von hilfloser Wut und

dem Bedürfnis, sich zu beweisen. Wieder ungeschicktes Streicheln und Herumprobieren, doch nichts vermochte das zu wecken, was in unterschiedlichem Maße auf Wollust und Begehren reagierte, vor allem aber auf Liebe und ihr undefinierbares Geheimnis. Und ebenso wenig vermochten sie oder er, was immer sie tat, das Gespenst zu vertreiben. Und die Schmerzen zu besiegen.

Schließlich, als ihr junger Körper von Schweiß glänzte und sie vor Anstrengung schwer keuchte, gab sie auf. »*Gomen nasai, Tai-Pan*«, hatte sie immer wieder entschuldigend geflüstert. Ihre Wut hatte sie verborgen, während sie über seine Impotenz beinahe in Tränen ausbrach, denn sie hatte noch nie versagt und erwartete, daß er, wie es eine zivilisierte Person tun würde, jeden Augenblick seine Diener rief, damit sie sie schlugen und hinauswarfen, weil es ihr nicht gelungen war, ihn zu erregen. Und ganz besonders quälte sie die Sorge, wie sie der Mama-san ihre Unfähigkeit erklären sollte.

»*Gomen nasai, gomen nasai*«, wiederholte sie immer wieder.

»Es ist der Überfall«, murmelte er, haßte sich, erzählte ihr von der Tokaidō und seinen Wunden, obwohl er wußte, daß sie ihn nicht verstehen konnte, doch die Verzweiflung hätte ihn sonst zerrissen. Als dieser Sturm vorüber und sein Tränenstrom getrocknet war, hatte er sie gebeten, sich neben ihn zu legen, sie an neuerlichen Versuchen gehindert und ihr verständlich gemacht, daß sie doppelten Lohn bekommen werde, wenn sie alles geheimhielt. »Geheim, *wakarimasu ka?*« hatte er sie angefleht.

»*Hai*, Tai-Pan, *wakarimasu*«, hatte sie glücklich zugestimmt, die Medizin geholt, die er brauchte, und ihn in den Schlaf gewiegt.

»Malcolm...«, sagte Angélique.

»Ja?« antwortete Struan sofort und konzentrierte sich. Sein Herz hämmerte, und das erinnerte ihn daran, daß er den letzten Rest von Hoags Schlafmittel genommen hatte und Ah Tok bitten mußte, ihm wieder etwas von der Mixtur zu besorgen – nur für einen oder zwei Tage.

»Wie gefällt dir mein Kleid?«

»Es ist genauso wundervoll wie du«, antwortete er.

»Ich glaube, ich werde jetzt gehen, Tai-Pan«, mischte sich McFay ins Gespräch, als er sah, wie glücklich Struan war. »Die Choshu-Vertreter sind unten. In Ordnung, wenn ich mit ihnen verhandle?«

»Wie besprochen. Gut, und vielen Dank noch mal, Jamie. Sagen Sie mir Bescheid, wie es gelaufen ist.«

»Malcolm«, sagte Angélique hastig, »solange Jamie noch hier ist... Weißt du noch? Ich sollte dich, wenn wir alle zusammen sind, an mein... an das kleine Taschengeld erinnern.«

»Ach ja, natürlich. Jamie«, sagte er überschwenglich, als sie seine Hand ergriff und mit ihrer unverhohlenen Freude die vergangene Nacht in den Orkus verbannte – auf immer, dachte er voll Glück. Diese Nacht ist nie geschehen! »Ziehen Sie die Chits meiner Verlobten von meinem Konto ab. Angel, du brauchst nur Chits zu unterzeichnen. Was immer du willst – Jamie wird sich darum kümmern.«

»Danke, *chéri*, das ist wundervoll! Aber könnte ich bitte ein bißchen Bargeld haben?«

Er lachte, und Jamie lächelte ebenfalls. »Das brauchst du hier nicht. Hier bezahlt man nicht mit Bargeld; keiner von uns trägt Geld mit sich herum.«

»Aber Malcolm, ich möchte...«

»Angélique«, unterbrach er sie mit sehr viel festerer Stimme, »wir bezahlen alles mit Chits, im Club und in allen Geschäften der Niederlassung, das tut jeder, selbst in Hongkong, ich kann mir nicht vorstellen, daß du das vergessen hast. Das verhindert, daß uns die Händler betrügen, und außerdem hast du eine ständige Kontrolle.«

»Aber ich habe immer Geld gehabt, *chéri*, eigenes Geld, um meine eigenen Rechnungen zu bezahlen«, erklärte sie mit forcierter Aufrichtigkeit. »Und da mein Vater... na ja, du weißt schon.«

»Deine eigenen Rechnungen bezahlen? Was für eine schockieren-

de Idee! Das gehört sich nicht in der guten Gesellschaft. Nun mach dir bitte keine Sorgen.« Er lächelte ihr zu. »Darum kümmern sich die Männer. Und dafür sind die Chits eine perfekte Lösung.«

»Vielleicht sind die Franzosen anders, wir haben immer Bargeld gehabt, und...«

»Das haben wir in England und anderswo auch, aber in Asien unterzeichnen wir alle Chits. Wenn du etwas kaufst, brauchst du nur dafür zu unterschreiben – oder noch besser, wir müssen dir deinen persönlichen *chop* machen lassen, wir werden den perfekten chinesischen Namen für dich aussuchen.« Ein *chop* war ein kleines, rechteckiges Stück Elfenbein oder Knochen, auf dessen Boden reich verzierte chinesische Schriftzeichen eingeprägt waren, deren Laute in etwa so klangen wie der Name des Eigentümers. Drückte man es zuerst auf ein Tintenkissen und dann auf Papier, erhielt man einen Abdruck, der nahezu unmöglich zu fälschen war. »Jamie, würden Sie dafür sorgen?«

»Danke, Malcolm. Aber, na ja, könnte ich mein eigenes Konto haben, *chéri*? Ich kann wirklich gut mit Geld umgehen.«

»Davon bin ich überzeugt, aber zerbrich dir nur nicht dein hübsches Köpfchen. Wenn wir verheiratet sind, werde ich dafür sorgen, aber hier ist es nicht notwendig.«

Sie wußte kaum, was sie sagte, als sie Struan mit Klatsch aus der französischen Gesandtschaft unterhielt, mit den Dingen, die sie in der Zeitung gelesen hatte, mit den Berichten ihrer Pariser Freundin über eine hinreißende Villa – in Paris als *hôtel* bezeichnet – an den Champs-Élysées, die einer Gräfin gehörte, bald aber zu verkaufen und sooo preiswert war, während sie den Grundstein für ihre wundervolle Zukunft zu legen versuchte, ihn zum Lachen brachte, darauf wartete, daß er müde wurde, weil sie dann endlich zum Lunch in den Club mit den französischen Offizieren gehen konnte, mit denen sie später ausreiten würde, um anschließend mit einigen englischen Marineoffizieren zum Rennplatz zu gehen, danach Siesta

und dann die Vorbereitungen für Sir Williams Soiree – kein Grund, nicht hinzugehen, aber zuvor noch ein Gutenachtkuß für ihren Ehemann in spe.

Alles wundervoll und furchtbar, ihre Gedanken weilten fast ausschließlich bei ihrem neuesten Dilemma: Wie kann ich mir Bargeld besorgen? Was soll ich tun? Die Medizin muß mit Bargeld bezahlt werden, André Poncin, dieses Schwein, wird mir das Geld dafür nicht vorstrecken, das weiß ich genau. Verdammt soll er sein, und verdammt soll auch mein Vater dafür sein, daß er mir mein Geld gestohlen hat! Und verdammt soll ER von der Tokaidō sein, auf ewig in der Hölle schmoren soll er!

Aufhören! Aufhören und nachdenken. Vergiß nicht, daß du auf dich selbst gestellt bist und deine Probleme selbst lösen mußt!

Das einzige Wertstück, das ich besitze, ist mein Verlobungsring, und den kann ich nicht verkaufen. O Gott, es lief doch alles so gut, ich bin offiziell verlobt, Malcolm geht es allmählich besser, André hilft mir, aber die Medizin ist so teuer, und ich habe kein Geld, kein richtiges Geld, o Gott, o Gott, was soll ich nur tun?

Tränen liefen ihr über die Wangen.

»Himmel, Angélique! Was ist denn los?«

»Es ist nur, weil... weil ich so furchtbar unglücklich bin«, schluchzte sie und barg den Kopf in der Bettdecke. »So furchtbar unglücklich darüber, daß die Tokaidō passiert ist und daß du verletzt bist, und ich... ich bin ebenfalls verletzt – es ist nicht fair!«

Mit hoher Bugwelle schoß Sir Williams von zehn Mann gerudertes Boot mit doppelter Schlagzahl durch die Dünung auf das Flaggschiff zu, das vor Yokohama auf Reede lag. Das Meer war ruhig, das Licht nahm im Westen ab, die Wolken waren schon grau, aber ohne Anzeichen für einen Sturm. Als sie am Flaggschiff längsseits gingen und alle Riemen senkrecht gestellt wurden, eilte Sir William

aus der Kajüte aufs Hauptdeck hinauf, wo er an Bord gepfiffen wurde.

»Tag, Sir.« Lieutenant Marlowe salutierte schneidig. »Hier entlang, bitte.« An glänzend polierten Reihen von Kanonen entlang zum Achterdeck – auf dem Hauptdeck und in den Wanten herrschte hektische Aktivität, Kanonen wurden festgezurr, Trossen aufgeschossen, Segel kontrolliert, aus dem Schornstein stieg Rauch –, eine Gangway empor, dann eine weitere hinunter zum zweiten Geschützdeck, an Matrosen vorbei, die Geräte vertäuten und verstauten, zur Achterkajüte des Admirals. Der Wachtposten salutierte, als Marlowe anklopfte. »Sir William, Sir.«

»Machen Sie schon die Tür auf, Marlowe, verdammt noch mal!« Marlowe öffnete für Sir William die Tür und wollte sie wieder schließen. »Hier geblieben, Marlowe!« befahl der Admiral.

Die geräumige Kajüte füllte das ganze Heck des Flaggschiffs aus – viele kleine Bullaugen, ein großer Tisch und am Boden festgeschraubte Schiffsstühle, kleine Koje und Toilette, großes Sideboard mit Kristallkaraffen. Der Admiral und der General erhoben sich andeutungsweise und ließen sich sofort wieder nieder. Marlowe blieb an der Tür stehen.

»Danke, daß Sie so schnell gekommen sind, Sir William. Brandy? Sherry?«

»Vielen Dank, Admiral Ketterer, Brandy. Gibt's Ärger?«

Der rotgesichtige Mann funkelte Marlowe erbost an. »Würden Sie bitte, Mr. Marlowe, Brandy für Sir William.« Dann warf er ein Blatt Papier auf den Tisch. »Depesche aus Hongkong.«

*Sie werden umgehend mit dem Flaggschiff sowie vier bis fünf Kriegsschiffen den Hafen Boh Chih Seh nördlich von Shanghai (Koordinaten nächste Seite) anlaufen, wo die Hauptpiratenflotte von Wu Sung Choi gegenwärtig ankert. Vor einer Woche wurde H.M.s Postdampfer Bonny Sailor in den Gewässern vor Mirs Bay, dem Piratenhafen nördlich von*



*Hongkong, von einem Schwarm seiner Piratenschunken angegriffen und versenkt. Um Mirs Bay wird sich die Flotte hier kümmern: Sie dagegen werden, wenn der Anführer, angeblich Chu Fang Choy, sich weigert, die Flagge zu streichen und sich der Gerechtigkeit Ihrer Majestät auszuliefern, Bob Chih Seh zerstören und alle Schiffe versenken, die keine Fischerboote sind.*

*Ist das erreicht, schicken Sie ein Schiff mit dem Rapport hierher und kehren nach Yokohama zurück, wo Sie sich, wie üblich, dem Gesandten Ihrer Majestät zur Verfügung halten. Zeigen Sie dieses Schreiben Sir William und übergeben Sie ihm bitte den beigeschlossenen Brief. Ihr Stanhope, KCB, Gouverneur Ferner Osten.*

*PS: Die Bonny Sailor ging mit Mann und Maus verloren, 76 Offiziere und Matrosen, zehn Passagiere, eine davon Engländerin, Ehefrau eines hiesigen Händlers, eine Ladung Gold, Opium und Reis im Wert von zehntausend Guineas. Chu Fang Choy besaß die Unverschämtheit, dem Gouvernement House einen Sack mit dem Logbuch des Schiffes sowie dreiundvierzig Paar Ohren zu übersenden, zusammen mit einem Brief, in dem er sich dafür entschuldigt, daß die übrigen nicht greifbar waren. Die der Frau befanden sich nicht darunter, daher befürchten wir das Schlimmste für sie.*

»Diese Schweine«, murmelte Sir William, und sein Unbehagen steigerte sich bei dem Gedanken, daß diese Frau, da die Piraterie in allen asiatischen Gewässern weit verbreitet war, ebenso gut seine Frau hätte sein können, die er demnächst aus England in Hongkong erwartete.

»Ja.« Der Admiral schob ein Kuvert über den Tisch. Sir William brach die Siegel:

*Lieber Willie, der nächste Postdampfer wird das Geld für die Gesandtschaftsauslagen mitbringen. Unter uns, Willie, es tut mir leid, aber ich kann Ihnen im Moment keine weiteren Truppen oder Schiffe geben.*

*Vielleicht im Frühjahr. Ich habe Anweisung, Truppen und Schiffe nach Indien zurückzuschicken, wo die Behörden eine Wiederholung der Meuterei vor fünf Jahren befürchten. Hinzu kommt, daß es im Punjab wieder brodelt, der Persische Golf von Piraten heimgesucht wird und die verdammten Nomaden in Mesopotamien wieder einmal den Telegraphendraht durchgeschnitten haben: Es wird ein weiteres Expeditionskorps aufgestellt, das sie ein für allemal erledigen wird!*

*Wie geht's Struan, dem armen Kerl? Im Parlament werden mit Sicherheit Fragen nach dem ›Versäumnis, unsere Landsleute zu schützen‹ gestellt werden. Die Nachricht von Ihrer Tokaidō-Katastrophe mußte London innerhalb von zwei Wochen erreichen, ihre Antwort nicht vor zwei weiteren Monaten hier eintreffen. Ich hoffe, sie werden harten Vergeltungsmaßnahmen zustimmen und uns genügend Geld, Truppen und Schiffe schicken, um ihre Befehle auszuführen. Bis dahin müssen Sie den Sturm, falls es einen gibt, so gut wie möglich ausreiten. Hongkong kocht vor Zorn über den Angriff. Struans Mutter schäumt vor Wut, und das ganze Gesindel der Chinahändler hier (so reich sie durch ihren üblen Opiumhandel auch geworden sein mögen) hat sich bewaffnet, während ihre fehlgeleitete, widerliche Gossenpresse Ihren Rücktritt fordert. ›War es je anders?‹ würde Disraeli sagen! In Eile, Gott schütze Sie, Ihr Stanhope, KCB, Gouverneur.*

Sir William trank einen großen Schluck und hoffte, daß seine Miene nichts von seiner Beunruhigung verriet. »Guter Brandy, Admiral.«

»Mein allerbestes Privatvorrat, Ihnen zu Ehren«, antwortete der Admiral wütend, weil Marlowe Sir William fast ein halbes Glas davon eingeschenkt hatte, statt den normalen, zweitklassigen Cognac zu nehmen, der für seine Besucher bestimmt war. Dämlicher Kerl, dachte er, hätte es besser wissen müssen; der wird keine große Karriere machen.

»Was halten Sie davon, nach Osaka zu fahren?« erkundigte sich

Sir William.

»Osaka? Bedauere, damit werden Sie warten müssen, bis ich zurück bin.« Er kaschierte sein Lächeln kaum.

»Und wann wird das sein?«

»Je nach Wind sechs bis sieben Tage zum Bestimmungsort, zwei oder drei Tage in Boh Chih Seh sollten genügen. In Shanghai werde ich Kohle bunkern müssen – also, ich würde sagen, solange ich nicht anderslautende Befehle bekomme, müßte ich in...« Der Admiral kippte seinen Portwein und schenkte sich noch einmal nach. »In fünf bis sechs Wochen müßte ich wieder in Yokohama sein.«

Um seine Übelkeit zu bekämpfen, leerte Sir William sein Brandyglas. »Wären Sie wohl so freundlich, Lieutenant? Danke.«

Marlowe nahm ihm höflich das Glas ab und füllte es abermals mit dem besten Cognac des Admirals, während er seinen Widerwillen darüber zu verbergen versuchte, sich hier als Ordonnanz betätigen zu müssen, und seinen Posten als Adjutant gründlich satt hatte. Er wünschte sich auf sein eigenes Schiff zurück, sein eigenes Achterdeck, um die Reparaturarbeiten zu beaufsichtigen, die durch das Unwetter nötig geworden waren. Aber wenigstens werde ich endlich ein bißchen Krieg sehen, dachte er genüßlich und stellte sich vor, wie sie mit donnernden Kanonen den Hafen der Piraten angriffen.

»Nun, Admiral«, sagte Sir William, »wenn wir unsere Drohung nicht wahrmachen, werden wir enorm an Gesicht sowie die Initiative verlieren und uns großer Gefahr aussetzen.«

»Es war Ihre Drohung, Sir William, nicht unsere. Und was das Gesicht angeht, so bewerten Sie das offenbar höher als die Gefahr – ich nehme an, Sie meinen, für die Niederlassung. Verdammt, Sir, die Eingeborenen von Japan würden es nicht wagen, einen größeren Konflikt auszulösen. Die Japaner haben Sie in der Gesandtschaft nicht wirklich angegriffen und werden auch Yokohama nicht wirklich angreifen.«

»Wenn die Flotte fort ist, sind wir hilflos.«

»Nicht unbedingt, Sir William«, erwiderte der General steif. »Die Army hat ja auch noch einige Truppen hier.«

»Ganz recht«, stimmte der Admiral ihm zu, »aber Sir William hat durchaus recht, wenn er sagt, daß es die Royal Navy ist, die den Frieden schützt. Ich werde nur vier Kriegsschiffe mitnehmen, Sir, statt fünf, und eine Fregatte hierlassen. Das sollte genügen. Die *Pearl*.«

Bevor er sich zurückhalten konnte, platzte Marlowe heraus: »Entschuldigen Sie, Sir, aber die wird noch längere Zeit in Reparatur sein.«

»Ich bin ja so froh, daß Sie sich über den Zustand meiner Flotte auf dem laufenden halten, Mr. Marlowe, und daß Sie Ihre Ohren aufsperrten«, gab der Admiral beißend zurück. »Und da die *Pearl* offensichtlich nicht in der Lage ist, an dieser Expedition teilzunehmen, sollten Sie sich an Bord zurückmelden und dafür sorgen, daß sie bis morgen, Sonnenuntergang, in erstklassigem Zustand und einsatzbereit ist, oder Sie werden kein Schiff mehr haben.«

»Jawohl, Sir.« Marlowe schluckte, salutierte und eilte davon.

Der Admiral knurrte unwillig und sagte zum General: »Guter Offizier, aber noch nicht ganz trocken hinter den Ohren. Gute Navy-Familie, zwei Brüder ebenfalls Offiziere, Vater Flagcaptain in Plymouth.« Er sah Sir William an. »Keine Sorge, seine Fregatte wird ihren Mast bis morgen eingesetzt haben und wieder vollkommen in Ordnung sein. Er ist der beste von meinen Kapitänen, aber sagen Sie das um Gottes willen nicht laut. Er wird Sie beschützen, bis ich zurückkomme. Und wenn das alles ist, Gentlemen, werde ich umgehend in See stechen.«

Sir William und der General leerten die Gläser und standen auf. »Alles Gute, Admiral Ketterer, kommen Sie heil und mit allen Männern zurück«, wünschte ihm Sir William aufrichtig; der General schloß sich ihm an. Dann wurde seine Miene hart. »Wenn die Ba-

kufu mich nicht zufriedenstellen, werde ich, wie geplant, nach Osaka gehen – mit der *Pearl* oder nicht, an der Spitze der Armee oder nicht –, aber bei Gott, ich werde nach Osaka und Kyōto gehen!«

»Warten Sie lieber, bis ich zurück bin. Seien Sie vorsichtig, schwören Sie nicht bei Gott, etwas so Unüberlegtes zu unternehmen, Sir William«, gab der Admiral kurz angebunden zurück. »Gott könnte etwas anderes beschließen.«

Am selben Abend, kurz vor Mitternacht, verließen Angélique, Philip Tyrer und Pallidar die britische Gesandtschaft und schlenderten die High Street entlang zum Struan-Gebäude. »La«, sagte sie fröhlich, »Sir William hat einen recht anständigen Koch.«

Sie waren alle in Abendkleidung und lachten, denn das Essen war reichlich und besonders köstlich gewesen – Roastbeef, Platten mit Schweinewürsten und frischen Krabben, die der Postdampfer als Diplomatengepäck und daher unter Umgehung des Zolls und der Inspektion aus Shanghai mitgebracht hatte. Sie wurden serviert mit gekochtem Gemüse, Röstkartoffeln, ebenfalls aus Shanghai importiert, und Yorkshirepudding, gefolgt von Apfel- und Minzetorte mit so viel Rotwein, Pouilly Fumé, Portwein und Champagner, wie die zwanzig Gäste bewältigen konnten.

»Und als Madam Lunkchurch ihren Mann mit einer Krabbe bewarf, dachte ich schon, ich müßte sterben«, sagte Angélique unter weiterem Gelächter, aber Tyrer entgegnete verlegen: »Ich fürchte, einige der sogenannten Händler und ihre Frauen neigen zu auffallendem Benehmen. Bitte, beurteilen Sie nicht alle Engländer oder Engländerinnen nach ihrem Verhalten.«

»Sehr richtig.« Pallidar strahlte. Er freute sich, daß sie auch ihn zu ihrem Begleiter erwählt hatte, und war sich klar darüber, daß Tyrer in seinem schlichten Gehrock, der altmodischen, üppigen Seidenkrawatte und dem Zylinder neben seiner Galauniform mit der Fe-

der am Helm noch trister wirkte. »Fürchterliche Menschen. Ohne Sie wäre der Abend gräßlich geworden, auf Ehre!«

In der High Street und den Nebenstraßen wimmelte es noch von Händlern, Angestellten und anderen, die nach Hause wollten oder spazierengingen, und hier und da lag auch ein Betrunkener neben den mit Öl gespeisten Straßenlaternen, Grüppchen von japanischen Fischern mit Ruderriemen, Netzen und Papierlaternen kamen vom Wasser heraufgestapft, wo sie die Boote an Land gezogen hatten, oder aus dem Dorf, um zum Nachtfang hinauszufahren.

An der Haustür des Struan-Gebäudes machte sie halt und reichte den beiden Herren die Hand, um sie sich galant küssen zu lassen. »Vielen Dank und gute Nacht, meine lieben Freunde. Bitte warten Sie nicht auf mich; einer der Diener kann mich in die Gesandtschaft zurückbringen.«

»Wir denken gar nicht daran«, erklärte Pallidar sofort, der ihre Hand ergriff und einen Augenblick festhielt.

»Es... Es wäre mir eine Freude, auf Sie zu warten«, versicherte auch Tyrer.

»Aber es kann eine Stunde dauern – je nachdem, wie es meinem Verlobten geht.«

Aber sie bestanden darauf. Also bedankte sie sich und rauschte, noch immer angeregt von dem Abend und der Bewunderung, mit der man sie umgeben hatte, mit wogender Krinoline und wehen-dem Schal an dem livrierten, bewaffneten Nachtwächter vorbei die Treppe hinauf. »Hallo, Liebling, ich wollte dir nur gute Nacht sagen.«

Struan trug einen eleganten Schlafrock aus roter Seide über einem weiten Hemd mit Krawatte sowie eine Hose, die in weichen Stiefeln steckte. Als sie hereinkam, erhob er sich aus seinem Sessel, denn nachdem ihm Ah Tok vor einer halben Stunde ihr Elixier gegeben hatte, quälten ihn die Schmerzen nicht mehr so stark. »Es geht mir besser als seit Tagen, mein Liebling. Ein bißchen wacklig, aber gut

- wie wunderschön du bist!« Im Licht der Öllampe wirkte sein hageres Gesicht hübscher und anziehender denn je. Um ein wenig Halt zu haben, legte er ihr die Hände auf die Schultern. Sein Kopf und sein Körper fühlten sich seltsam leicht; ihre Haut war warm und seidig unter seiner Berührung. Ihre Augen funkelten; liebevoll blickte er auf sie hinab und küßte sie. Sanft zuerst, dann aber, als sie reagierte, ihren Geschmack und ihre Reaktion bewußt genießend. »Ich liebe dich«, murmelte er zwischen den heißen Küssen.

»Ich liebe dich auch«, antwortete sie und glaubte es, schwach vor Lust und glücklich darüber, daß es ihm tatsächlich besser zu gehen schien; seine Lippen waren kraftvoll und fordernd, seine Hände stark und neugierig, aber in Grenzen - Grenzen, die sie vor Wonne plötzlich am liebsten beiseite gefegt hätte.

*»Je t'aime, chéri... je t'aime...«*

Einen Augenblick standen sie umschlungen da; dann hob er sie mit einer Kraft, die er nicht in sich geahnt hatte, empor, setzte sich wieder in den großen Lehnstuhl und barg sie auf seinem Schoß, seine Lippen auf den ihren, eine Hand um ihre schmale Taille, die andere still auf ihrer Brust, deren Wärme der Seidenstoff noch zu verstärken schien. Staunen erfüllte ihn. Staunen darüber, daß hier in der Nacht, wo alles an ihr bedeckt und verboten und doch alles offen und jung und zugänglich war - daß er hier nun zwar euphorischer und erregter denn je war, zugleich aber vollkommen beherrscht und nicht mehr rasend vor Lust.

»Seltsam«, murmelte er. Und dachte, gar nicht so seltsam, die Medizin hat zwar die Schmerzen gedämpft, nicht aber das andere, nicht meine Liebe zu ihr.

*»Chéri?«*

»Seltsam, daß ich dich so sehr brauche, aber dennoch warten kann. Nicht lange, aber ich kann warten.«

»Bitte nicht mehr lange, bitte!« Wieder suchten ihre Lippen die seinen, konnte sie an nichts denken als an ihn, schloß ihre Hitze

die Erinnerung und die Sorgen aus, und es gab keine Probleme mehr. Für sie beide. Dann fiel draußen plötzlich ein Schuß, ganz in der Nähe.

Ihre Traumstimmung zerplatzte; immer noch auf seinem Schoß richtete sie sich auf; dann eilte sie zum Fenster. Unten sah sie Pallidar und Tyrer – verdammt, die habe ich ganz vergessen, dachte sie. Die beiden Männer blickten landeinwärts; dann wandten sie sich um und richteten ihre Aufmerksamkeit auf Drunk Town.

Sie lehnte sich zum Fenster hinaus, sah aber am Ende der Straße nur eine unbestimmte Gruppe Männer, deren Rufe der Wind beitrug. »Scheint nichts Wichtiges zu sein, nur Drunk Town...«, berichtete sie, denn in jenem Viertel von Yokohama waren Pistolen, Prügeleien und sogar Duelle nichts Besonderes. Mit einem seltsamen Gefühl, fröstelnd und gleichzeitig erhitzt, kehrte sie zu ihm zurück und sah ihn an. Mit einem kleinen Seufzer kniete sie nieder, ergriff seine Hand, die sie an ihre Wange drückte, und legte den Kopf auf seinen Schoß; doch seine Finger, die ihr Haar und ihren Nacken streichelten, vermochten die Teufel nicht mehr fernzuhalten. »Ich muß nach Hause, mein Liebster.«

»Ja.« Seine Finger fuhren fort, sie zu liebkosen.

»Ich möchte bleiben.«

»Ich weiß.« Struan beobachtete sich selbst, als stehe er neben sich, den perfekten Gentleman, wie er ihr ruhig aufstehen half und wartete, bis sie ihr Kleid und ihre Haare geordnet und den Schal wieder umgelegt hatte. Dann ging er Hand in Hand mit ihr langsam zur Treppe und ließ sich von ihr überreden, dort zurückzubleiben, während ein Diener sie hinunterbegleitete. An der Haustür drehte sie sich noch einmal um, winkte zum Abschied, er winkte zurück, dann war sie fort.

Es schien ihn keine Mühe zu kosten, allein zurückzukehren, sich auszukleiden und von einem Diener die Stiefel ausziehen zu lassen. Dann stieg er ganz ohne Hilfe ins Bett, wo er sich zufrieden aus-



streckte. Sein Kopf war in Ordnung, der Körper auch, er war entspannt.

»Wie geht's meinem Sohn?« fragte Ah Tok von der Tür her flüsternd.

»Im Land des Mohns.«

»Gut, gut. Keine Schmerzen dort, für meinen Sohn.« Die Dienerin blies die Öllampe aus und ging hinaus.

Ein Stück weiter die High Street hinunter öffnete ihr der französische Wachtposten, dessen Uniform ebenso schlampig war wie seine Manieren, die Haustür der Gesandtschaft. »*Bonsoir*, M'selle.«

»*Bonsoir*, M'sieur. Gute Nacht, Phillip, gute Nacht, Settry.« Als sich die Tür geschlossen hatte, lehnte sie sich einen Moment dagegen, um zur Besinnung zu kommen. Das Glück dieses Abends hatte sich in nichts aufgelöst. Statt dessen quälten sie wieder Gespenster. Als sie tief in Gedanken zu ihrer Suite ging, sah sie unter Seratards Tür noch Licht. In dem unvermittelten Gefühl, dies könnte eine perfekte Gelegenheit sein, ihn um ein kleines Darlehen zu bitten, blieb sie stehen, klopfte an und ging hinein. »Ach, André! Entschuldigen Sie, ich hatte M'sieur Henri erwartet.«

»Der ist noch bei Sir William. Ich beende gerade eine Depesche für ihn.« André saß an Seratards Schreibtisch. Bei der Depesche ging es um Struan's, deren eventuellen Waffenhandel mit den Choshu und die eventuelle Hilfestellung, die eine eventuelle französische Ehefrau ihrer im Entstehen begriffenen Rüstungsindustrie zu leisten vermochte. »Haben Sie sich gut amüsiert? Wie geht's Ihrem Verlobten?«

»Sehr viel besser, danke. Das Dinner war enorm, wenn man gern so etwas Schweres ißt. Ach, wären wir jetzt doch in Paris, nicht wahr?«

»Ja.« Mein Gott, sie ist bettfähig, dachte er, und das erinnerte ihn

an die schlimme, ansteckende Krankheit, die an ihm fraß.

»Was ist?« erkundigte sie sich, erschrocken über seine plötzliche Blässe.

»Nichts.« Er räusperte sich und rang um Selbstbeherrschung. »Ich fühle mich nicht ganz wohl – mehr nicht.«

Er wirkte so verletzlich, so hilflos, daß sie beschloß, ihm noch einmal zu vertrauen. Also schloß sie die Tür, setzte sich zu ihm und erzählte ihm ihre Geschichte. »Was soll ich nur tun, lieber André? Ich kann kein Bargeld auftreiben ... Was soll ich tun?«

»Trocknen Sie Ihre Tränen, Angélique, die Antwort ist leicht. Morgen oder übermorgen werde ich mit Ihnen einkaufen gehen«, erklärte er, denn bei praktischen Dingen funktionierte sein Verstand stets einwandfrei. »Sie haben mich gebeten, mit Ihnen einkaufen zu gehen, nicht wahr, um ein Verlobungsgeschenk für M'sieur Struan auszusuchen. Goldene Manschettenknöpfe mit Perlen, und für Sie selbst ein paar Perlenohrringe.« Sein Ton wurde traurig. »Aber leider, leider haben Sie das eine Paar auf dem Heimweg vom Juwelier verloren – wir haben überall gesucht, doch ohne Erfolg. Schrecklich!«

Der Blick seiner blaßbraunen Augen hielt sie fest. »Inzwischen bekommt die Mama-san ihre heimliche Bezahlung, ich werde dafür sorgen, daß das Paar die Medizin und alle anderen Unkosten mehr als deckt.«

»Sie sind wundervoll!« stieß sie hervor und umarmte ihn. »Wundervoll! Was würde ich bloß ohne Sie anfangen?« Abermals umarmte sie ihn, dankte ihm; dann tänzelte sie zum Zimmer hinaus.

Er starrte lange auf die geschlossene Tür. Jawohl, es wird die Kosten der Medizin decken, dazu meine zwanzig Louis sowie andere Unkosten, falls ich das beschließe, dachte er, sonderbar unruhig. Arme Kleine, so leicht zu manipulieren. Immer tiefer verstrickst du dich in dieses Netz. Ist dir nicht klar, daß du jetzt auch zur Diebin und zu noch Schlimmerem geworden bist? Du bist eine Kriminelle,

die vorsätzlich ein Verbrechen plant.

Und du, André, bist ihr Helfershelfer.

Er lachte laut auf, aber es war ein böses Lachen. Beweist es doch! Wird sie vor Gericht von ihrer Abtreibung sprechen? Wird die Mama-san gegen mich aussagen? Wird das Gericht der Tochter eines Verbrechers glauben oder mir?

Nein, aber Gott wird alles wissen, und bald wirst du vor IHM stehen.

Ja, und ER wird wissen, daß ich viel Schlimmeres getan habe. Und sogar noch Schlimmeres plane.

Tränen rannen ihm übers Gesicht.

»Ayeeyah, Miss'ee«, sagte Ah Soh, während sie versuchte, Angélique auszukleiden, die aber nicht stillhalten wollte, denn nachdem ihre unmittelbaren Probleme gelöst waren, hatte sich ihre Stimmung wieder gehoben. »Miss'ee!«

»Ach, na schön. Aber beeil dich!« Während sie weiterhin eine fröhliche Polka summt, blieb Angélique vor ihrem Bett stehen. Beim Licht der Öllampe wirkte das Zimmer femininer und freundlicher als bei Tag; die Glasfenster standen, bei geschlossenen Läden, leicht angelehnt.

»Miss'ee gutt amüsier heya?« Geschickt begann Ah Soh die Tailenschnüre der Krinoline zu lösen.

»Gut, ja. Danke«, antwortete Angélique höflich, obwohl sie die Dienerin nicht besonders mochte. Ah Soh war eine breithüftige Frau mittleren Alters, eine schlichte Dienerin und keine Amah. »Aber sie ist so alt, Malcolm. Könntest du mir nicht eine jüngere, hübschere suchen, eine, die vielleicht auch mal lacht?«

»Gordon Chen, unser Comprador, hat sie ausgesucht, Angel. Er garantiert, daß sie absolut vertrauenswürdig ist; sie kann dir die Haare bürsten, dich baden, sich um deine europäischen Kleider

kümmern, und außerdem ist sie mein Geschenk für dich, solange sie in Japan bei dir ist...«

Die Schnüre waren gelöst, die Krinoline fiel zu Boden; anschließend tat Ah Soh das gleiche mit dem Unterrock und schließlich mit dem ausladenden Gestell aus Fischbeinreifen und Metall, das der Krinoline die Fülle verlieh. Lange Pantalons, Seidenstrümpfe, ein kurzes Unterhemd und der fischbeinversteifte Schnürleib, der ihre zwanzig Zoll breite Taille auf achtzehn Zoll zusammenzwängte und ihre Brüste modisch hervorhob. Als die Dienerin den Schnürleib löste, stieß Angélique einen tiefen, erleichterten Seufzer aus, trat aus dem Haufen Stoff heraus und warf sich aufs Bett, wo sie sich wie ein Kind weiter ausziehen ließ. Gehorsam hob sie beide Arme, damit Ah Soh ihr das geblühte Nachthemd überziehen konnte.

»Setzen, Miss'ee.«

»Nein, nicht heute. Mein Haar kann warten.«

»Ayeeyah, mo'gen nicht gutt!« Ah Soh schwang die Bürste.

»Na schön.« Seufzend kletterte Angélique aus dem Bett, setzte sich vor die Frisiertoilette und ließ sich die Nadeln aus den Haaren ziehen, damit Ah Soh mit dem Bürsten beginnen konnte. Es tat ihr gut. Wie klug der gute André doch ist! Er macht alles immer so einfach. Jetzt bekomme ich so viel Geld, wie ich will – oh, wie fabelhaft klug er doch ist!

Von Zeit zu Zeit ließ eine wohltuende Brise von See her die Läden knarren. Einhundert Meter entfernt, hinter der Promenade, liefen Wellen an den kiesigen Strand, flossen ab und kamen mit einem leichten Geräusch zurück, das wieder einmal eine angenehme Nacht verhieß. Die Flotte war bei Einbruch der Abenddämmerung ausgelaufen. Alle, die nicht bettlägerig oder betrunken waren, hatten den Schiffen mit unterschiedlich starker Besorgnis nachgesehen. Alle wünschten ihnen viel Glück und baldige Wiederkehr. Bis auf die Japaner. Ori, einer von ihnen, preßte die Augen an eine Ritze in den Fensterläden, nach außen hin gut gedeckt von den hohen Ka-

melienbüschen, die hier überall reichlich wuchsen und von Seratard, einem begeisterten Gärtner, gepflanzt worden waren.

Schon seit lange vor Mitternacht saß Ori in seinem Versteck und wartete auf sie; die Zeit verging langsam, während er sich immer wieder Pläne ausdachte, bis er schließlich müde wurde, nervös sein Kurzschwert kontrollierte, das locker in der Scheide steckte, und nach der Derringer tastete, die er im Ärmel seines Fischerkimonos verborgen hatte. Doch als er sah, wie sie in Begleitung der beiden Gai-Jin auf die Gesandtschaft zukam, war seine Müdigkeit mit einem Schlag verflogen.

Einen Moment hatte er erwogen, sich auf sie zu stürzen und alle drei umzubringen, den Einfall aber als töricht verworfen, denn er wußte, daß es unmöglich war, drei Personen und den Wachtposten umzubringen, bevor er selbst getötet wurde. Und außerdem, dachte er grimmig, würde das meinen Entschluß zunichte machen, sie vor meinem Tod noch einmal zu nehmen und anschließend die Niederlassung in Brand zu stecken. Wenn ich Hiraga nicht immer wieder aufstachle, wird er es niemals tun. Er ist so schwach geworden – von den Gai-Jin angesteckt. Und wenn Hiraga, der Starke, so schnell schwach wird, was ist dann mit den anderen? Der Kaiser hat recht, die Gai-Jin zu hassen und sie unbedingt vertreiben zu wollen!

Also zügelte er seinen Zorn, drückte sich tiefer ins Versteck und ließ sich Zeit, suchte für jede Situation vor auszuplanen. Ein Eindringen durchs Fenster war unmöglich, solange sie nicht die Gitter entfernte. Die Hintertür war unbewacht und daher eine Möglichkeit – und, falls sie nicht aufging, eine gute Klettergelegenheit zum ersten Stock. Er hatte zugesehen, wie sie sich entkleidete, kaum zwei Schritte von ihm entfernt, nur durch die Mauer von ihm getrennt. Nun wurde sie von der Dienerin ins Bett gebracht. Seine Ungeduld wuchs fast ins Unerträgliche.

Einige Zeit zuvor hatte ihn in einer Gasse hinter der High Street plötzlich eine der Patrouillen angehalten, die in der Niederlassung

während der Nacht für Ordnung sorgten. Er war furchtlos stehengeblieben, denn es gab keine Sperrstunde, und kein Teil der Niederlassung war für Japaner gesperrt, obwohl sie sich, um den Zorn der Gai-Jin nicht herauszufordern, klugerweise meistens in ihrem eigenen Viertel aufhielten. Leider hatte der Sergeant ihm eine Laterne praktisch ins Gesicht gestoßen, woraufhin er erschrocken zurückgezuckt und das versteckte Kurzschwert zu Boden gefallen war. »He, du kleiner Bastard, du weißt genau, daß Dolche hier verboten sind, *kinjiru*.«

Obwohl Ori die Worte nicht verstand, waren der Inhalt der Vorschrift und die Strafe dafür allgemein bekannt. Also griff er sich das Messer und lief davon; der Sergeant schoß zwar hinter ihm her, aber die Kugel prallte harmlos von einem Dachziegel ab, während er über eine niedrige Mauer setzte und in dem Labyrinth der Gassen und Häuser untertauchte. Die Patrouille machte sich nicht die Mühe, ihn zu verfolgen, sondern rief ihm ein paar Flüche nach: Ein Messer mit sich zu führen war eine leichte Übertretung, die Strafe dafür Prügel an Ort und Stelle und Konfiszierung der Waffe.

Wieder hatte er im Verborgenen gewartet, bis er sich einer Gruppe Fischer anschließen konnte, die zum Wasser hinunterging; dann hatte er kehrtgemacht, war über den Zaun der Gesandtschaft gestiegen und hatte kurz darauf ein sicheres Versteck gefunden. Dort hatte er geduldig gewartet.

Am selben Morgen hatte er vorgegeben, zur Reise nach Kyōto bereit zu sein, wie Hiraga es von ihm verlangte. »Sobald ich dort mit Katsumata Verbindung aufgenommen habe, werde ich euch benachrichtigen«, hatte er mit absichtlich verstockter Miene versichert. »Sorgt dafür, daß mir das Mädchen nicht entkommt.«

»Sie ist die Frau des Tai-Pan, also werden all ihre Schritte bewacht, und sie wird leicht zu finden sein«, hatte Hiraga ihm ebenso kalt erklärt. »Sei vorsichtig, die Tokaidō ist gefährlich. Die Wärter der Straßensperren werden besonders wachsam sein.«

»Besser, wir würden *sonno-joi* folgen, besser, du würdest mir erlauben hier zu bleiben, besser, wir würden Yokohama niederbrennen. Heute wird Akimoto kommen; wir könnten es wirklich sehr leicht schaffen.«

»Das werden wir – sobald du wiederkommst. Wenn du jetzt hier bleibst, wirst du einen Fehler machen; die Frau hat dir den Kopf verdreht und dich zu einer Gefahr gemacht – für dich selbst, für deine Freunde und für *sonno-joi*.«

»Und was ist mit dir, Hiraga? Die Gai-Jin haben dich umgedreht und dein Urteilsvermögen beeinträchtigt.«

»Nein. Ich sage es dir zum letztenmal!«

Ohne Rücksicht darauf, daß er Hiraga noch mehr provozierte, fuhr er auf: »Du hast gesehen, wie dieser Abschaum von Gai-Jin ist – besoffen und ekelerregend; sie prügeln sich wie die Tiere und wälzen sich im Dreck von Drunk Town. Sind das die Männer, von denen du mehr wissen willst?«

»Geh!«

Zornig hatte er sein Kurzsword und die Derringer eingesteckt. Auf Raikos Vorschlag hatte er sich dem täglichen Strom der Diener zum Markt von Kanagawa angeschlossen, wo es den besten Saké und die besten Lebensmittel zu kaufen gab. Mit ihnen hatte er die Yoshiwara- und die Niederlassungssperre passiert, während die Häscherpatrouille zwischen den Wachtposten lauerte. Auf halbem Weg nach Kanagawa, mitten im dichtesten Verkehr, hatte er sich zur Küste geschlichen. Dort hatte er einen Fischer bestochen, ihn zum anderen Ende der Niederlassung, ganz in der Nähe von Drunk Town, zu rudern, wo er sich bis zur Abenddämmerung versteckte.

Ich tue das Richtige, dachte er, während die leichte Meeresbrise die Nachtinsekten davonwehte. Die Frau ist die perfekte Zielscheibe für *sonno-joi*. Hiraga kann sagen, was er will, ich werde möglicherweise nie wieder die Chance haben, mich ihrem Bann zu entziehen, jawohl, ich stehe in ihrem Bann. Sie muß ein Kami sein, ein Geist,

eine als Gai-Jin wiedergeborene Wolfsfrau; keine andere Frau könnte Jungfrau sein und unter Drogen stehen und trotzdem so bezaubernd wirken, keine andere könnte einen Mann explodieren lassen, wie ich explodiert bin, oder mich vor Begierde so wahnsinnig machen.

Heute nacht werde ich sie zum zweitenmal beschlafen. Dann werde ich sie töten. Wenn ich entkomme, Karma. Wenn ich nicht entkomme, Karma. Aber sie wird von meiner Hand sterben.

Der Schweiß rann ihm über Gesicht und Rücken. Wieder konzentrierte er sich und beobachtete sie durch den Spalt, so nah, daß er sie hätte berühren können, wenn die Wand nicht gewesen wäre. Nun drehte die Dienerin die Ölflamme herunter, so daß nur noch ein warmes Glühen blieb.

»Nacht, Miss'ee.«

»Nacht, Ah Soh.«

Glücklich, endlich allein zu sein, kuschelte sich Angélique in die Kissen, bettete den Kopf bequem auf ihren Arm und sah zu, wie die Schatten der Flamme im Windzug tanzten. Vor Kanagawa hatte sie sich nie an der Dunkelheit gestört, war immer schnell eingeschlafen und erfrischt aufgewacht. Seit Kanagawa hatte sich das geändert. Nun bestand sie auf einem Nachtlicht. Der Schlaf kam nur langsam. Ihre Hände wanderten an ihre Brüste. Sind sie ein wenig voller als gestern, sind meine Brustwarzen empfindlicher? Ja, ja, das sind sie; nein, das bilde ich mir nur ein. Und mein Bauch? Ist er runder? Nein, kein Unterschied, und dennoch...

Und dennoch besteht ein entscheidender Unterschied, und mindestens einmal am Tag frage ich mich, ob es ein Mädchen oder ein Junge wird. Oder ein Teufel, der nach seinem Vergewaltiger-Vater schlägt. Nein, nein, kein Kind von mir könnte ein Teufel sein!

Teufel. Da fällt mir ein, daß heute Freitag ist und ich am Sonntag zur Beichte gehen muß. Die Worte werden nicht leichter. Jetzt habe ich die Beichte hassen gelernt, und ich verabscheue Vater Leo,



ein so fetter, ungehobelter, nach Tabak stinkender, geiler alter Mann! Er erinnert mich an Tante Emmas Beichtvater in Paris – den uralten Schotten, der nach Whisky stank und dessen Französisch ebenso schmutzig war wie seine Soutane. Zu meinem Glück waren weder sie noch Onkel Michel Fanatiker, nur einfach ganz normale Sonntagskatholiken. Ich möchte wissen, wie es ihr geht, ihr und dem armen Onkel Michel. Morgen werde ich mit Malcolm sprechen...

Der liebe, liebe Malcolm, er war so lieb heute abend, so stark und klug, und ach, wie habe ich ihn begehrt! Es ist so schön, daß ich mit ihm reden kann, ein Glück für mich, daß Tante Emma sich geweigert hat, Französisch zu lernen, und ich daher Englisch lernen mußte. Wie hat sie es nur geschafft, die ganzen Jahre ohne ein Wort Französisch in Paris zu überleben, und was hat Onkel Michel veranlaßt, sie zu heiraten und diese Probleme auf sich zu nehmen?

Liebe! Das hat er immer darauf geantwortet, und sie hat das auch gesagt, und daß sie sich kennengelernt haben, als er, ein kleiner Beamter, in der Normandie zur Sommerfrische und sie Schauspielerin bei einer Shakespeare-Reisetruppe war. Es sei Liebe auf den ersten Blick gewesen, haben sie immer gesagt, und mir erzählt, wie wunderschön sie gewesen sei und wie gut er ausgesehen habe. Dann sind sie zusammen durchgebrannt und haben schon nach einer Woche geheiratet, ungeheuer romantisch, nur sind sie bis an ihr Lebensende unglücklich.

Aber wir werden glücklich sein, Malcolm und ich. O ja, und ich werde Malcolm so lieben, wie eine moderne Frau es tun sollte, eine Menge Kinder werden wir haben, und alle werden katholisch erzogen, ihm ist das gleichgültig, er ist auch kein Fanatiker: »Wirklich nicht, Angélique. Natürlich werden wir in der protestantischen Tradition heiraten, etwas anderes kommt für Mutter nicht in Frage, davon bin ich überzeugt. Aber anschließend können wir uns heimlich katholisch trauen lassen, wenn du das möchtest...«

Egal, auch wenn es heimlich geschieht, das erst ist die richtige Trauung, nicht die andere, die Kinder werden in den Schoß der Kirche aufgenommen, den größten Teil des Jahres werden wir in Paris verbringen, er wird mich lieben, ich werde ihn lieben, und wir werden ganz wundervoll miteinander schlafen, dachte sie, und ihr Herz begann höchst angenehm zu klopfen, während sie ihre Gedanken schweifen ließ. Tiefer und tiefer. Und weil der Abend so wundervoll gewesen war und sie sich wundervoll und völlig sicher fühlte, ließ sie die angenehmen Momente des Traums jener Nacht zurückkehren.

Genau konnte sie sich an nichts erinnern. Die Empörung verschwand, Bilder innerhalb erotischer Bilder tauchten auf. Ein leichtes Brennen wurde zu alles durchdringender Wärme. Wissend, und dennoch nicht wissend. Fühlend, und dennoch nicht fühlend, wie starke Arme sie umarmten, wie eine niemals zuvor erlebte Sinnlichkeit und Empfangsbereitschaft Besitz von ihr ergriff, Kopf, Körper, Leben, eine wundervolle Freiheit, alle Zurückhaltung abzulegen, alles in vollen Zügen zu genießen, weil es... nur ein Traum war.

Aber bin ich erwacht – oder fast erwacht – und gab nur vor, nicht zu erwachen? fragte sie sich immer wieder erschauernd. Ich kann doch nicht mit diesem wollüstigen Erwachen reagiert haben – niemals! Aber der Traum war so lebhaft, und in seinen Fängen wurde ich durch einen Sturm dazu getrieben, immer mehr zu verlangen, und...

Sie hörte, wie die äußere Tür geöffnet und geschlossen wurde; dann bewegte sich der Riegel der Schlafzimmertür, und als sie herumfuhr, sah sie André, der die Tür leise öffnete, schloß, verriegelte und sich mit spöttischem Lächeln dagegenlehnte.

Unvermittelt hatte sie Angst. »Was wollen Sie, André?«

Er antwortete lange nicht; dann kam er zum Bett und starrte auf sie hinab. »Reden, eh?« sagte er leise. »Das sollten wir, eh? Reden, oder... oder was?«

»Ich verstehe nicht«, gab sie zurück, obwohl sie sehr wohl verstand und sich des beunruhigenden Glitzerns in seinen Augen bewußt war, die noch vor wenigen Minuten von Mitgefühl erfüllt gewesen waren. Sie machte sich Vorwürfe, weil sie die Tür nicht verschlossen hatte – dazu war bisher niemals Veranlassung gewesen, weil ständig Dienstboten in der Nähe waren und niemand es wagen würde, ohne Erlaubnis einzutreten. Dennoch sagte sie mit ruhiger Stimme: »Bitte, würden Sie...«

»Wir sollten reden, über morgen. Und... Freunde sein.«

»Lieber André, bitte! Es ist spät; was Sie auch wollen, es hat Zeit bis morgen. Tut mir leid, aber Sie haben kein Recht, hier hereinzukommen, ohne zuvor anzuklopfen...« Als er sich auf die Bettkante setzte und nach ihr griff, rutschte sie in einem Anfall von Panik ganz auf die andere Seite hinüber. »Aufhören, oder ich schreie!«

Sein leises Lachen klang verletzend. »Wenn Sie schreien, meine liebe Angélique, werden die Dienstboten kommen, ich werde die Tür entriegeln und ihnen erklären, daß Sie mich hierher eingeladen haben... Weil Sie unter vier Augen mit mir darüber sprechen wollten, daß Sie Geld brauchen, Bargeld, für Ihre Abtreibung.« Wieder dieses spöttische, verzerrte Lächeln. »Eh?«

»Ach, André, bitte, seien Sie nicht so, bitte, gehen Sie, bitte... Wenn jemand Sie hier sieht... Bitte!«

»Aber erst... erst einen Kuß.«

Sie errötete. »Hinaus! Wie können Sie es wagen!«

»Halten Sie den Mund, und hören Sie zu«, flüsterte er rauh; er packte ihre Hand und hielt sie wie in einem Schraubstock umklammert. »Ich kann alles wagen, und wenn ich mehr als einen Kuß von Ihnen verlange, werden Sie es mir bereitwillig geben, oder... man wird alles über Sie erfahren...«

»André... bitte, lassen Sie mich los!« So sehr sie sich wehrte, sie vermochte seinen Griff nicht zu lösen. Mit verzerrtem Lächeln gab er sie frei. »Sie tun mir weh«, beklagte sie sich, den Tränen nahe.

»Ich möchte Ihnen nicht weh tun«, versicherte er kehlig; die eigene Stimme klang ihm fremd, und er wußte genau, daß es Wahnsinn war, hier zu sein und so etwas zu tun, aber er war in einem so plötzlichen Horror gefangen, daß sein Verstand gelähmt war und seine Füße ihn unwillkürlich hierhergetragen hatten, um sie zu zwingen – ja, wozu? Seine Entwürdigung zu teilen. Warum nicht, kreischten seine Gedanken. Es ist ihre Schuld, wenn sie mir ihre Titten vor die Nase hält und mich wieder daran erinnert! Sie ist nicht besser als eine Straßenhure. Vielleicht wurde sie gar nicht vergewaltigt. Ist sie denn nicht darauf aus, Struan und seine Millionen einzufangen, koste es, was es wolle? »Ich bin... Ich bin Ihr Freund, schließlich helfe ich Ihnen doch. Kommen Sie her, ein Kuß ist keine zu hohe Bezahlung.«

»Nein!«

»Bei Gott, du wirst es jetzt bereitwillig tun, oder ich werde in ein bis zwei Tagen Struan und Babcott anonym informieren. Willst du das? Eh?«

»André, bitte...« Verzweifelt blickte sie sich nach einer Fluchtmöglichkeit um. Es gab keine. Auf dem Bett rückte er näher an sie heran und griff nach ihrer Brust, aber sie stieß seine Hand zurück, begann sich zu wehren und krallte mit ihren Nägeln nach seinen Augen, aber er hielt sie eisern fest, und sie hatte Angst zu schreien, weil sie wußte, daß sie in der Falle saß, verloren war und sich ihm ergeben mußte.

Da wurde plötzlich heftig an den Fensterladen gehämmert.

Der unerwartete Lärm riß André aus seiner Raserei, und Angélique schrie angstvoll auf. Entsetzt sprang er vom Bett, stürzte zur Tür, entriegelte sie und die Tür zum Korridor, dann fuhr er herum, lief ans Fenster und riß es auf. Innerhalb von Sekunden hatte er die Läden nach außen gestoßen. Nichts. Niemand da. Nichts, außer Büschen, die sich im Wind wiegten, dem Rauschen des Meeres, der menschenleeren Promenade hinter dem Zaun.

Ein Wachtposten kam herbeigeeilt. »Was ist los?«

»Das frage ich Sie, Soldat«, gab André zurück. Sein Herz schmerzte, seine Worte überstürzten sich. »Haben Sie jemanden gesehen? Ich kam an M'selles Tür vorbei und hörte oder glaubte zu hören, wie jemand an die Läden hämmerte. Rasch, gehen Sie nachsehen!«

Hinter ihm stürzte Pierre Vervene ins Zimmer, der Chargé d'Affaires, mit einer flackernden Kerze in der Hand und im Nachthemd. Andere drängten sich an der Flurtür. »Was geht hier vor... Ach, André! Was zum Teufel... Was geht hier vor? M'selle, haben Sie geschrien?«

»Ja, ich, äh...«, stammelte sie. »André war, äh, jemand hat an die Fensterläden gehämmert, und André, also, äh...«

»Ich kam gerade an ihrer Tür vorbei«, erklärte André. »Ich eilte hinein... War es nicht so, Angélique?«

Sie schlug die Augen nieder und zog die Bettdecke eng um sich. »Ja, ja, so war es«, bestätigte sie, von einer Angst und einem Haß auf ihn erfüllt, die sie sorgsam zu verbergen trachtete.

Vervene trat zu André ans Fenster und spähte hinaus. »Vielleicht der Wind, hier treten häufig plötzliche Böen auf, und die Läden sind nicht mehr sehr fest.« Er rüttelte an einem von ihnen, der tatsächlich lose war und geräuschvoll klapperte. Dann beugte er sich hinaus und rief dem Wachtposten nach: »Suchen Sie gründlich, und erstatten Sie mir anschließend Bericht!« Er schloß und verriegelte die Läden und verriegelte auch die Fenster. »So! Kein Grund zur Beunruhigung mehr, M'selle.«

»Ja, gewiß, aber...« Tränen der Erleichterung stiegen ihr in die Augen.

»*Mon Dieu*, M'selle, kein Grund zur Beunruhigung, nicht weinen, Sie sind in Sicherheit, kein Grund zur Sorge, natürlich nicht!« Vervene kratzte sich hilflos den kahlen Schädel. Dann entdeckte er erleichtert Ah Soh unter den Neugierigen an der Korridortür und winkte sie herbei. »Ah Soh, du-ah schlaf hier bei Miss'ee, heya?«

»Ja, Mass'er.« Ah Soh eilte davon, um Bettzeug zu holen, und die übrigen begannen sich zu entfernen.

»Ich werde hier warten, M'selle Angélique, bis sie wiederkommt.« Der ältere Mann gähnte. »Vermutlich haben Sie sich beide geirrt, und es war tatsächlich der Wind. Wer sollte an die Fensterläden hämmern, eh? Es gibt hier keine nichtsnutzigen Gassenjungen in der Niederlassung, die dumme Streiche aushecken oder sich als Taschendiebe durchschlagen, Gott sei's gedankt. Muß also der Wind gewesen sein, eh?«

»Sicher haben Sie recht«, sagte André, der seinen Schrecken überwunden hatte, obwohl er fürchtete, daß jemand draußen gewesen sein und sie beobachtet haben könnte. »Meinen Sie nicht auch, Angélique?«

»Ich... Ich... Ja, vielleicht.« Sie war noch immer nervös und hatte die Angst noch nicht überwunden, weder die Angst vor ihm noch die vor dem plötzlichen Geräusch. Warum war es in jenem Moment erfolgt? War es ein Mensch gewesen oder ein von Gott gesandter Windstoß – ein echtes Gottesgeschenk? Wind oder nicht, Mensch oder nicht, es ist mir egal, entschied sie. Ich bin der Gefahr entronnen, morgen ziehe ich wieder zu Malcolm um, ich wage es nicht, länger hier zu bleiben, ich darf nicht bleiben, es ist hier viel zu gefährlich. »Es klang, als hämmere jemand an den Laden, aber... aber ich kann mich irren. Es kann auch ein... ein plötzlicher Windstoß gewesen sein.«

»Das war es sicher«, behauptete Vervene zuversichtlich. »Meine Läden klappern alle, ständig reißen sie mich aus dem Schlaf.« Er hustete, setzte sich und sah freundlich zu André hinüber, dessen Gesicht noch immer kalkweiß war. »Sie brauchen hier nicht länger zu warten, mein Freund. Sie sehen so schlimm aus, als hätten Sie, Gott behüte, eine Krise mit der Leber.«

»Möglich. Möglich, daß es das ist. Ich fühle mich wirklich nicht besonders.« André sah zu Angélique hinüber. »Entschuldigen Sie«,

sagte er und hielt ihren Blick fest, ließ seine Stimme ruhig und leise klingen, war scheinbar wieder der alte André; seltsames Verhalten, Begierde und Gewalttätigkeit – alles verschwunden. »Gute Nacht, Angélique, Sie haben keinen Grund, sich vor irgend etwas zu fürchten – niemals. M'sieur Vervene hat durchaus recht.«

»Ja... Ja, danke, André.« Sie zwang sich zu einem Lächeln, dann war er fort. Sie hatte ihn genau gemustert, die Wahrheit hinter seinen Augen zu sehen versucht. Sie blickten freundlich drein, sonst nichts. Aber sie traute dem nicht, was sie gesehen hatte. Dennoch war ihr klar, daß sie Frieden mit ihm schließen, seine unvermeidlichen Entschuldigungen akzeptieren und so tun mußte, als habe sie alles vergessen und stimme ihm zu, daß der Überfall ein vorübergehendes Aufflackern von Raserei gewesen war, daß sie wieder Freunde werden konnten. Nach außen hin.

Sie erschauerte. Denn im tiefsten Innern erkannte sie auch, daß sie ihm letztlich alles geben mußte, was er verlangte. Solange er lebte.

Ori zitterte; er hockte an einem umgedrehten Fischerboot auf dem kiesigen Strand. »Du bist vollkommen *baka*«, keuchte er voll Wut auf sich selbst. Bevor ihm klar war, was er tat, hatte er an die Läden gehämmert und war sofort, entsetzt über die eigene Dummheit, über den Zaun geklettert, hatte sich den Ruderriemen gegriffen, den er zur Tarnung benutzte, ihn geschultert und war, die Stimmen der Gai-jin hinter sich lassend, über die Straße getrabt, ohne von jemandem angehalten zu werden.

Hiraga hat recht, dachte er angeekelt, während ihm das Herz in der Brust schmerzte, die Schulter pochte und ein warmes Bluttrinsal aus dem Riß in seiner Wunde lief, den er sich bei seiner hastigen Flucht zugezogen hatte. Vielleicht hat diese Frau mich wirklich verrückt gemacht. Ein Wahnsinn, an die Läden zu hämmern – was

sollte mir das nützen? Was spielt es für eine Rolle, wenn noch ein anderer mit ihr aufs Kopfkissen geht? Warum sollte mich das so wütend machen, daß mir das Herz in den Ohren dröhnt? Sie ist nicht mein Eigentum, ich will sie nicht besitzen, was macht es also, wenn ein anderer Gai-Jin sie mit oder ohne Gewalt nimmt? Manche Frauen brauchen ein gewisses Maß an Gewalt, um in Erregung zu kommen, genau wie manche Männer... Ah, Moment! Wäre es besser gewesen, wenn sie sich gegen mich gewehrt hätte, anstatt mich willig zu empfangen, obwohl sie unter Drogen stand – oder wenigstens so tat?

So tat?

Dieser Gedanke kam ihm zum erstenmal. Seine Wut legte sich ein wenig, obwohl sein Herz weiterhin raste und der Schmerz in seinen Schläfen nicht verschwand. Konnte es sein, daß sie so tat? Eeee, es wäre möglich, ihre Arme haben mich umfassen, ihre Beine haben mich umklammert, und ihr Körper bewegte sich, wie kein anderer sich je bewegt hat: Alle Kopfkissenpartnerinnen bewegen sich sinnlich, mit Stöhnen und Seufzen und zuweilen ein paar Tränen, aber jeder Kunde weiß, daß das nur auswendig gelernte Worte sind, die zur Ausbildung gehören und völlig bedeutungslos sind.

Aber ob sie so tat oder nicht, spielt keine Rolle – vermutlich tat sie so, Frauen sind ja so hinterlistig. Es ist mir gleichgültig, ich hätte nicht wie ein tollwütiger Berserker an ihre Fensterläden hämmern, mich und mein Versteck verraten und vermutlich jede Chance verspielen sollen, jemals wieder bis dorthin vorzudringen!

Wieder flammte seine Wut auf. Mit der Faust schlug er gegen die Bootsplanken. »*Baka!*« krächzte er heiser.

Schritte auf dem Kies. Argwöhnisch drückte er sich tiefer in die Schatten; dann hörte er die Stimmen der näher kommenden Fischer, die miteinander plauderten, und verfluchte sich abermals dafür, daß er nicht vorsichtiger gewesen war. Gleich darauf kam ein großer Fischer mittleren Alters um das Heck des Bootes herum und



blieb stehen. »Achtung! Wer bist du, Fremder?« fragte der Mann ärgerlich und hob den kurzen Mast, den er als Keule bei sich trug. »Was hast du hier zu suchen?«

Ori rührte sich nicht, sondern starrte ihn und die anderen beiden, die ebenfalls herbeikamen, böse an. »Man stellt Höhergestellten keine Fragen«, sagte er. »Wo bleiben eure Manieren?«

»Wer bist du? Du bist kein Samur...« Der Mann erstarrte, denn Ori war aufgesprungen und hatte das Schwert halb aus der Scheide gezogen.

»Auf die Knie, Abschaum, bevor ich euch die *baka*-Herzen rauschneide – ein Haarschnitt machte mich nicht weniger zum Samurai!« Sofort fielen die Fischer auf die Knie, berührten mit der Stirn die Kiesel und beteuerten lauthals, wie leid es ihnen tue. Die Autorität des Schwertes hatte sie überzeugt. »Ruhe!« fauchte Ori. »Wo hin wollt ihr?«

»Zum Fischen, Herr, anderthalb Meilen auf See hinaus. Bitte, entschuldigen Sie uns, aber, nun ja, im Dunkeln und ohne die normale Haartracht...«

»Mund halten! Los, schiebt das Boot ins Wasser. Bewegung!«

Sobald er draußen auf dem Meer in Sicherheit war und seinen blinden Zorn überwunden hatte, warf Ori einen Blick auf die Niederlassung zurück. In der französischen und der englischen Gesandtschaft, dem Struan-Gebäude und dem Club, die Hiraga ihm gezeigt hatte, brannten immer noch die Lichter. Straßenlaternen entlang der *praia*, Drunk Town wie immer die ganze Nacht hindurch pulsierend wie die Ginläden, die nie richtig schliefen.

Doch seine Aufmerksamkeit richtete sich ausschließlich auf die französische Gesandtschaft. Warum, fragte er sich immer wieder. Warum bin ich so vollkommen besessen von... Eifersucht, das ist die richtige Bezeichnung. Eine wahnsinnige Eifersucht. Wegen Kopfkissen eifersüchtig sein ist *baka!*

Kommt das von dem, was Hiraga mir erzählt hat: »Taira sagt, bei

ihnen ist es wie bei unserer führenden Klasse der Brauch, daß ein Mann mit der Frau, die er heiraten will, vor der Ehe nicht aufs Kopfkissen geht...« Das bedeutet, daß dieser Tai-Pan nicht mit ihr schlafen wird und daß, weil sie ihm versprochen ist, auch kein anderer das Recht dazu hat. Habe ich an die Läden gehämmert, um diesen Mann daran zu hindern, mit ihr aufs Kopfkissen zu gehen – oder um sie zu beschützen?

Oder nur, weil ich nicht wollte, daß sich ein anderer Mann an ihr erfreut, bis ich es selber wieder kann – das ist ja noch dümmer, wie sollte ich jemals davon erfahren? War es, weil ich der erste war? Wird dadurch das Kopfkissen anders: weil du sie als einziger besessen hast? Vergiß nicht, daß die Chinesen schon immer davon überzeugt sind, daß Jungfräulichkeit das wirksamste Aphrodisiakum zwischen Himmel und Erde ist. Habe ich es darum getan?

Nein. Es war ein plötzlicher Impuls. Ich bin überzeugt, daß sie eine Wolfsfrau ist, die getötet werden muß – am besten, nachdem ich sie noch einmal genommen habe –, damit ich ihrem Zauber entkomme.

Aber wie und wann? Es muß jetzt sein.

Zu gefährlich, in der Niederlassung oder der Yoshiwara zu bleiben. Hiraga wird es mit Sicherheit erfahren, wenn ich nicht abgereist bin. Wenn er mich findet, bin ich ein toter Mann. Kann ich drei weitere Tage riskieren und dann, wenn ich sie nicht erreichen kann, nach Kyōto gehen, ohne daß Hiraga davon erfährt? Sicherer ist es, wenn ich jetzt aufbreche. Was also? »He, alter Mann, wo wohnst du?«

»Zweite Straße, fünftes Haus, Herr«, stotterte der alte Fischer, und plötzlich hatten sie alle Angst, denn sie hatten längst erkannt, daß dies einer der Ronin sein mußte, die sich in der Niederlassung versteckten, um den Toranaga-Häschern zu entkommen.

*Sonntag, 21. Oktober*

Die Kirchenglocke rief die Bewohner der Niederlassung zum Gottesdienst. »Nicht sehr viele Gläubige in Yokohama«, sagte Jamie McFay, dessen Schultern und Rücken schmerzten und dem der bevorstehende Kirchenbesuch gar nicht gefiel; alles war so völlig anders als der strenge Presbyterianismus seiner Kindheit. »Ich bin allerdings kein Kirchgänger – nicht mehr«, sagte er zu Malcolm Struan, sehr auf der Hut, weil er nicht wußte, wie sich Malcolm nach ihrem heftigen Streit vor zwei Tagen verhalten würde. »Meine Ma ist immer noch streng gläubig, dreimal an jedem Sonntag.«

»Genau wie meine, aber die gehört zur Church of England«, antwortete Struan gepreßt. Er ging langsam und schwerfällig, weit nach vorn gebeugt und auf seine Stöcke gestützt, inmitten einer Gruppe von Männern, die alle der Kirche zustrebten. Sie lag am Ende der High Street auf einem der besten Grundstücke in einem Garten mit Blick aufs Meer. »Aber hübsch ist die Kirche schon. Gibt Yokohama einen sehr seßhaften Anstrich.«

Holy Trinity war der Stolz der Niederlassung und im vergangenen Jahr vom Bischof von Hongkong geweiht worden. Der Kirchturm war hoch, und die wohlklingende Glocke erinnerte alle, die im Ausland lebten, an die ferne Heimat. Holz, Gips und ein paar Backsteine aus Shanghai. Sauberer Garten und ein kleiner Friedhof mit nur sieben Gräbern, denn Krankheiten waren in Yokohama – im Gegensatz zu Hongkong mit seinen Seuchen – selten: Sechs der Toten waren bei Unfällen ums Leben gekommen, der siebte an Altersschwäche gestorben. Zwanzig Jahre Arbeit in Asien gab es nicht oft, und daß jemand über das Rentenalter hinaus blieb, war noch selte-

ner.

Wieder läutete die Glocke, jedoch nicht drängend; sie hatten noch mehr als genügend Zeit, ihre Plätze auf der Bank des Noble House in der vordersten Reihe einzunehmen. Ich brauche so viel Hilfe, wie ich nur bekommen kann, dachte Struan, der niemals fromm, doch immer gläubig gewesen war. Ich bin froh, daß es weit mehr unsere als die Kirche der anderen Händler ist.

Grundstück und Bauwerk waren der Church of England von allen Händlern gemeinsam gespendet worden. Vier Stunden, nachdem der Yokohama Club seine Pforten öffnete, am selben Tag, da die Niederlassung gegründet wurde, hatten sie – auf McFays Drängen und auf Befehl von Tess Struan, die fünfzig Prozent der Kosten garantierte – begeistert für die Umlage gestimmt. Auch die Glocke hatte Tess ihnen versprochen und sie in ihrer neuen Gießerei in Hongkong herstellen lassen. Als Tyler Brock davon hörte, wollte er sich von seiner verhaßten Tochter nicht ausstechen lassen und bestellte in London ein Buntglasfenster sowie kostbare Kirchenbänke aus englischer Eiche.

»Der sonntägliche Kirchgang ist in Ordnung – einmal im Monat, pflegte Vater zu sagen, aber nie in Mutters Hörweite.« Struan lächelte bedrückt. »Als er noch jünger war, ist er genauso oft in die Kirche gegangen wie sie...« Er hielt einen Moment inne, um wieder zu Atem zu kommen, und blickte aufs Meer hinaus. Das Wasser war kabbelig, grau-blau, der Himmel mit Kumuluswolken betupft. Etwa ein Dutzend Kauffahrer lagen vor Anker, hauptsächlich englische, ein Amerikaner, ein Russe, der Postdampfer von gestern, das französische Flaggschiff, ein Raddampfer und die mit einundzwanzig Kanonen bestückte Dampffregatte *H.M.S. Pearl*, noch immer ohne ihren Fockmast. »Man fühlt sich nackt ohne die Flotte, nicht wahr?«

»Ja, tut man. Heute werden nicht viele den Gottesdienst versäumen.« McFay drehte den Kopf hin und her, um die Schmerzen in

seinem Hals zu erleichtern.

»Wie lange wird sie Ihrer Meinung nach fortbleiben?«

»Einen Monat, schätze ich... Morgen, Mrs. Lunkchurch.« Beide, Struan ein wenig unbeholfen, lüfteten höflich den Hut, als sie vorüberrauschte, den schwitzenden Ehemann im Schlepptau, dessen Gesicht mit dunklen Schwellungen übersät war. »Was zum Teufel ist denn mit dem passiert?«

»Prügel«, antwortete McFay vorsichtig, immer noch Struans Laune auslotend. Er hatte gestern den ganzen Tag nichts von ihm gehört und erst heute morgen eine kurze Botschaft erhalten, er möge ihn auf dem Kirchgang begleiten. Als Struan sich wieder in Bewegung setzte, hielt er sich an seiner Seite. »Anscheinend haben er, Dimitri und ein paar andere gestern einen Samstagabend-Streifzug durch Drunk Town gemacht.«

»Sie meinen, eine Schlägerei?«

»Ich fürchte, das war die eigentliche Absicht. Dimitri sagt, sie hätten sich fabelhaft amüsiert.«

Struan bemerkte das plötzliche Funkeln in McFays Augen. »Aha, Sie waren also auch dabei, Jamie«, stellte er ironisch fest. Dann lächelte er.

Als McFay das Lächeln sah, war er zutiefst erleichtert. »Nun ja, Tai-Pan, ich bin auch mitgegangen... aber nur, um dafür zu sorgen, daß Dimitri keine Schwierigkeiten kriegt.«

»Und hat er?«

»Nein, aber *och ay*, Tai-Pan, wir haben uns fabelhaft amüsiert.«

»Ich beneide Sie! Kommen Sie, Jamie, erzählen Sie mehr!«

Jamie hörte und sah jene offene Freundlichkeit und Kameradschaft, die er für immer verloren geglaubt hatte, und strahlte. Schmerzen, Ärgernisse und Zukunftssorgen waren vergessen. »Die haben da einen aufregenden Boxkampf im ›Bull and Cock‹ veranstaltet. Sie haben einen neuen Ring und ein neues Nagasaki-Bier, das besser ist als unser Highland Dark. Zwei Army-Trainer gegen

zwei von unseren Männern, Chandler Sykes und Old Bloody.«

»Wer?«

»Das ist einer von unseren pensionierten Seeleuten, ein Oberkanonier namens Charlie Bent, der von der *Lasting Cloud* abgeheuert hat, derselbe Kanonier, der damals, '43, für Ihren Dad Wu Fang Choies Kriegsdorschunke in Stücke geschossen hat. Jetzt wird er ›Old Bloody‹ genannt, weil er wie ein Schlachthaus aussieht. Also, wir haben ihm die ganze Zeit den Rücken gestärkt, Tai-Pan, und fünf- und zwanzig Pfund gewonnen. Hinterher sind wir zum ›Yokopoko Palace‹ gezogen, das ist die größte Kneipe von ganz Drunk Town – da verkehrt die Army; die Navy geht ins ›Friar Tuck‹, und keiner läuft dem anderen übern Weg.« Er lachte. »Einen Zehner hab ich beim Roulette verloren, und noch mal fünf beim Würfeln. Und im Handumdrehen gab's die größte Massenrauferei, Händler gegen alle anderen. Ich glaube, wir haben gewonnen. Dann sofort nach Hause und ins Bett, obwohl, äh, einige noch ins Naughty Nellie's gegangen sind.«

»Sie auch?«

»Nun... ja, aber nur für einen kleinen Schlaftrunk, ihr Champagner ist der beste und billigste in ganz Yokohama.«

»Und die Mädchen?«

Wieder lachte McFay laut auf. »Gar nichts gegen die von Mrs. Fotheringill's Establishment in Hongkong. Es gibt da ungefähr ein Dutzend, die meisten aus dem East End via Hongkong, ein paar aus Sydney in Australien, Töchter von weiblichen Sträflingen, die ihre Zeit abgedient hatten und dort geblieben sind. Sind aber alle ziemlich häßlich und überhaupt nicht mein Geschmack.« Gutmütig grüßte er ein paar Passanten und setzte gedankenlos hinzu: »Mein Bedarf wird von Nemi mehr als gedeckt.« Er sah Struan an und bemerkte, wie angespannt dessen Miene war. Seine gute Laune war wie weggeblasen, und er machte sich heftige Vorwürfe dafür, daß er sie erwähnt hatte. »Alles in Ordnung, Tai-Pan?«

»Ja. Ja, natürlich«, antwortete Struan voll Neid auf die Männlichkeit des anderen, verabscheute aber nicht ihn dafür, sondern einzig und allein sich selbst. »Ich kann diesen Zustand nicht mehr ertragen, in dem ich bin, Jamie, ich hasse ihn. Hasse ihn! Mein Gott, es ist so schwer, geduldig zu sein. Aber das muß ich, es geht einfach nicht anders.« Er zwang sich zu einem Lächeln. »Nemi? O ja, sie scheint ein nettes Mädchen zu sein. Und hübsch.« Mit Mühe löste Struan seine Gedanken von Shisaku und seinem Versagen, von seinem hektischen Bedürfnis, bei Angélique Erfolg zu haben, von dem aufkommenden Sturm, den seine Mutter auslösen würde. Eins nach dem anderen. Konzentriere dich darauf, den Gottesdienst zu überstehen und dann den übrigen Tag bis sechs Uhr abends, wenn Ah Tok dir deine Medizin bringen wird. »Noch ein bißchen, bevor du in den Tempel gehst, mein Sohn?«

»Nein, einmal am Tag genügt. Der Doktor sagt, ich soll mich vorsehen.«

»Was wissen denn schon die fremden Teufel!«

»Ayeeyah, ich bin ein fremder Teufel.«

»Ayeeyah, aber du bist mein Sohn...«

Ah Tok ist so ein altes Huhn. Aber ich kann mich auf sie verlassen. Einmal am Tag ein bißchen kann nicht schaden. Ich kann jederzeit aufhören, redete er sich beruhigend ein. Tagsüber brauche ich nichts, obwohl es mir tatsächlich gut tun würde. Ich muß meine Entscheidung treffen im Hinblick auf Mutters Brief, ich muß ihr schreiben, bevor der Postdampfer morgen ablegt.

Ihr Brief war durch einen Sonderboten, natürlich wieder einen Verwandten ihres Compradors Gordon Chen, von Bord des Postdampfers überbracht worden. Und wieder gab es kein ›P. S. Ich liebe Dich.‹ Und wieder hatte ihn der Inhalt in Rage gebracht:

*Malcolm: Bist Du vollkommen verrückt geworden? Verlobungsfeier?  
Nachdem ich Dich ausdrücklich gewarnt habe? Warum in aller Welt*

*hast Du meinen Brief und meine dringende Aufforderung, hierher zurückzukehren, so vollkommen ignoriert? Hätte ich heute nicht, zusammen mit der unglaublichen Nachricht, Dr. Hoags medizinischen Bericht erhalten, ich hätte angenommen, daß Du Dir außer der furchtbaren Schwertwunde noch Kopfverletzungen zugezogen hast. Ich habe unseren Gouverneur aufgefordert, die striktesten Maßnahmen gegen diese unzivilisierten Tiere zu ergreifen und ihre Übergriffe unverzüglich vor das Gericht der Königin zu bringen! Wenn er das nicht tue, habe ich ihn persönlich gewarnt, werde die gesamte Macht des Noble House gegen diese Regierung aufgebracht werden!*

*Genug davon. Es ist unbedingt erforderlich, daß Du sofort nach Hongkong zurückkehrst und Dich um drei Probleme kümmerst. Natürlich bin ich bereit, Dir Deinen Fehltritt zu verzeihen; Du hast Schreckliches durchmachen müssen und bist einer außerordentlich gerissenen Person ins Netz gegangen. Ich danke Gott, daß Du mit jedem Tag kräftiger wirst. Nach Dr. Hoags Bericht solltest Du, wenn Du diesen Brief erhältst, Gott sei Dank kräftig genug für die Reise sein (ich habe Dr. Hoag angewiesen, mit Dir zusammen zurückzukehren, und mache ihn persönlich für Deine Sicherheit verantwortlich). Ich habe die Passage auf dem Postdampfer für Euch beide gebucht – nicht aber für sie.*

*Es ist wichtig, daß Du sofort und allein nach Hause kommst. Erstens: damit Du offiziell der Tai-Pan wirst. Dein Großvater hat ausdrückliche schriftliche Anweisungen hinterlassen, die befolgt werden müssen, bevor Du, ganz gleich, was Vater oder ich Dir per Testament hinterlassen, rechtmäßig der Tai-Pan von Struan's wirst. Bevor Dein Vater in Deiner Abwesenheit starb, mein Sohn, hat er mich schwören lassen, was geschworen werden mußte und daß ich Dich denselben Schwur leisten lassen würde. Dieses muß unverzüglich geschehen.*

*Zweitens: weil wir uns sofort entscheiden müssen, wie wir Tyler Brocks Angriffe gegen uns bekämpfen wollen. Wie ich bereits erwähnte, hat er die volle Unterstützung der Victoria Bank und droht jetzt unsere Promessen zu vollstrecken, was uns, falls erfolgreich, ruinieren würde. Gordon*



*Chen hat eine Lösung vorgeschlagen, die aber äußerst riskant ist, nicht schriftlich festgelegt werden darf und die Unterschrift und Teilnahme des Tai-Pan erfordert. Mein Stiefbruder, ›Sir‹ Morgan Brock, ist soeben in Hongkong eingetroffen und prahlt mit seinem Ritterstand, den er doch nur erwerben konnte, indem er seinen erbenlosen Schwiegervater überredet hat, ihn zu adoptieren, und dieser höchst gelegen und fast unmittelbar danach verstarb.*

*Wurde dem Ärmsten dabei unter die Arme gegriffen? Gott verzeih mir, aber ich würde es nicht bezweifeln. Sowohl er als auch Tyler Brock behaupten in aller Öffentlichkeit, daß sie uns bis spätestens Weihnachten gedemütigt und sich in den Besitz unserer Vorstandsloge bei den Rennen in Happy Valley gebracht haben werden. Die Abstimmung für ein neues Vorstandsmitglied war gestern. Wie von Deinem Großvater gewünscht, habe ich wieder in Deinem Namen gegen ihn gestimmt. Gott verzeih mir, aber ich hasse meinen Vater so sehr, daß ich manchmal fast wahnsinnig werde.*

*Drittens: deine Verführung! Ich wollte meinen Ohren nicht trauen wegen dieser ›Verlobungsfeier‹, bis man mir die Nachricht bestätigte. Inzwischen hoffe ich, bete ich zu Gott, daß Du Deinen Verstand zurückgewonnen und erkannt hast, was mit Dir geschehen ist. Zum Glück kannst Du natürlich nicht ohne mein Einverständnis heiraten, und schon gar nicht die katholische Tochter eines flüchtigen Betrügers (es sind Haftbefehle gegen ihn wegen nicht bezahlter Schulden ausgestellt worden). In aller Fairneß kann ich Dich verstehen. Gordon Chen hat mir erklärt, wie leicht es einem jungen Mann wie Dir passieren kann, daß er sich in so etwas verstrickt, also nur Mut. Wir haben einen Plan, der Dich aus ihren Netzen befreien und Dir unwiderlegbar beweisen wird, daß sie nichts anderes ist als eine – tut mir leid, mein Sohn, aber ich muß offen sein – als eine Dirne.*

*Wenn Du heiratest, muß Deine Frau Engländerin, gottesfürchtig, eine Dame aus guter Familie, erstklassig erzogen und es wert sein, Deine Frau zu werden, die Dir eine angemessene Mitgift und Eigenschaften*

*mitbringt, die Dir und Deiner Zukunft förderlich sind. Wenn der Zeitpunkt gekommen ist, wirst Du eine ganze Anzahl passender Damen haben, unter denen Du wählen kannst.*

*Mit gleicher Post habe ich an Dr. Hoag und auch an McFay geschrieben. Ich habe ihm meine Empörung darüber zum Ausdruck gebracht, daß er diese törichte Verlobung zugelassen hat. Ich freue mich darauf, Dich in wenigen Tagen in die Arme schließen zu können, Deine Dich liebende Mutter.*

Fast unmittelbar darauf kam Jamie zu ihm ins Zimmer gestürzt; er war leichenblaß. »Sie hat's gehört!«

»Ich weiß. Macht nichts.«

»Gott im Himmel, Malcolm, Sie können doch nicht einfach sagen, macht nichts!« sprudelte McFay hervor. Mit bebender Hand reichte er ihm den Brief. »Hier. Lesen Sie selbst.«

Der Brief, der ohne Anrede gehalten war, trug nur die Unterschrift ›Tess Struan‹:

*Solange Sie keine zufriedenstellende Erklärung dafür vorbringen können, daß Sie es meinem Sohn (obwohl er schon bald Tai-Pan sein wird, müssen Sie doch wissen, daß er noch minderjährig ist) gestattet haben, sich zu verloben, ohne zuvor meine Einwilligung einzuholen – und Sie mußten wissen, daß ich die zu einer so unpassenden Verbindung niemals gegeben hätte –, werden Sie Ende des Jahres als Geschäftsführer von Struan's abgelöst werden. Sie werden vorerst Mr. Vargas auf diesen Posten setzen und mit meinem Sohn per Postdampfer zurückkehren, um diese Angelegenheit zu bereinigen.*

Zornig stieß Struan den Brief zurück. »Ich werde noch nicht nach Hongkong zurückkehren. Ich werde zurückkehren, wann es mir paßt.«

»Mein Gott, Malcolm, wenn sie befiehlt, daß wir zurückkehren

sollen, müssen wir das tun. Es gibt Gründe, die...«

»Nein!« fuhr er auf. »Verstanden? Nein!«

»Um Gottes willen, blicken Sie doch der Realität ins Gesicht!« fuhr McFay ebenfalls auf. »Sie sind minderjährig, sie leitet die Compagnie, und zwar seit Jahren. Wir unterstehen ihrem Befehl und...«

»Ich unterstehe weder ihrem noch einem anderen Befehl. Verschwinden Sie!«

»Das werde ich nicht tun! Sehen Sie denn nicht ein, daß alles, was sie verlangt, klug und für uns leicht zu erfüllen ist? In zwei, drei Wochen könnten wir wieder hier sein, irgendwann müssen Sie sich ja doch ihre Einwilligung holen, und es ist mit Sicherheit besser, wenn Sie das jetzt versuchen. Es wird die Atmosphäre reinigen und unsere Arbeit erleichtern und...«

»Nein! Und... und ich widerrufe ihre Befehle: Ich bin es, der Ihnen befiehlt. Ich bin der Tai-Pan!«

»Aber, mein Gott, Sie müssen doch wissen, daß ich nichts gegen ihren Willen tun kann!«

Struan wäre fast gestolpert bei der Erinnerung an den furchtbaren, stechenden Schmerz in seinen Lenden, als er sich aus dem Sessel stemmte und McFay anschrie: »Sie werden mir, verdammt noch mal, zuhören! Muß ich Sie an Ihren heiligen Eid erinnern, dem Tai-Pan zu dienen, *dem Tai-Pan*, verdammt noch mal, wer immer er ist, und nicht seiner beschissenen Mutter? Muß ich?«

»Aber, verstehen Sie denn...«

»Wem werden Sie gehorchen, Jamie? Mir oder meiner Mutter?« Ein klaffender Abgrund hatte sich zwischen ihnen aufgetan, mit immer mehr Zorn, immer mehr Worten, aber er hatte nicht nachgegeben. Es war ein ungleicher Kampf. Die Klausel stand in jedem Anstellungsvertrag, um in Übereinstimmung mit den Anweisungen des Firmengründers vor Gott beeidet und unterzeichnet zu werden.

»Nun gut, einverstanden«, hatte McFay zähneknirschend nachge-

geben. »Aber ich veri... Verzeihung, ich bitte um das Recht, ihr zu schreiben und ihr meine neuen Befehle mitzuteilen.«

»Tun Sie das, und zwar mit dem Postdampfer. Und wenn Sie schon mal dabei sind, schreiben Sie ihr, der Tai-Pan befiehlt, daß Sie hier bleiben, daß nur ich Sie entlassen kann, wie ich es, bei Gott, auch tun werde, wenn es irgendwelchen Ärger gibt, und daß es nur mich allein angeht, ob ich mich verloben will, minderjährig oder nicht.« Dann hatte er sich, gekrümmt vor Schmerzen, zu seinem Sessel zurückgetastet.

»Großer Gott, Tai-Pan«, sagte McFay leise, »sie wird mich entlassen, ob's Ihnen paßt oder nicht. Mit mir ist es aus.«

»Nein. Nicht ohne meine Zustimmung. So steht es in unseren Statuten.«

»Mag sein. Aber ob's Ihnen paßt oder nicht, sie kann Ihnen und mir das Leben zur Hölle machen.«

»Nein. Sie tun nur das, was ich will. Sie handeln nach Dirks Gesetzen – und die beachtet sie vor allem anderen.« Er mußte daran denken, wie oft sie die ganze Familie an Dirk Struan erinnert hatte, wenn es um eine geschäftliche oder um eine moralische Frage ging. Und haben die Eltern nicht beide wohl tausendmal zu mir gesagt, daß ich sein Nachfolger als Tai-Pan werden würde, und hat nicht jeder, vor allem Onkel Gordon, das akzeptiert? Die Formalitäten können warten; die benutzt sie nur als zusätzlichen Vorwand, um mich zur Räson zu bringen – Gott, ich bin mein Leben lang für diese Aufgabe erzogen worden, ich weiß, wie ich mit ihr umgehen muß, und ich weiß, was hier nicht in Ordnung ist. »Ich bin Tai-Pan, bei Gott, und nun... Wenn Sie mich jetzt bitte entschuldigen wollen. Ich habe zu tun.«

Kaum war er allein, da hatte er nach Ah Tok gerufen.

Ayeeyah, das war ein Moment, in dem ich die Medizin wirklich dringend gebraucht habe, sie wirkt so gut; sie hat mir die Schmerzen und die Angst erspart und mir den Mut zurückgegeben und

später ein so schönes Erlebnis mit Angélique. Ach, mein Engel, zum Glück ist sie wieder in ihrer Suite gleich nebenan, so nah und bezaubernd und warm, aber o Gott, ich wünschte, daß bei mir, sobald ich an sie denke, nicht wieder das Sehnen einsetzen würde, und daß dieses Sehnen nicht zu den anderen Schmerzen führen würde, und nun ist es noch nicht mal Mittag, ich muß noch eine langweilige Predigt und den Lunch über mich ergehen lassen – und dann noch acht Stunden bis zum nächsten ...

»Tut mir leid wegen gestern«, sagte McFay. »Sehr leid.«

»Mir nicht. So was fördert Dinge zutage, die dann beigelegt werden können«, entgegnete er mit merkwürdiger Energie. »Jetzt gibt es einen richtigen Kopf an der Spitze der Compagnie. Ich gebe zu, mein Vater war nicht sehr tüchtig und während der letzten Jahre fast immer betrunken, während Mutter sich zwar große Mühe gab, uns aber auch nicht vor Brock retten konnte – seien wir doch mal ehrlich, sie sind stärker, reicher und gesünder als wir, und wir können von Glück sagen, wenn wir den Sturm diesmal ausreiten können. Nehmen wir Japan – Japan bringt uns kaum die Unkosten herein.«

»Auf kurze Sicht, ja. Aber auf lange Sicht wird es Profit abwerfen.«

»Nicht, wenn wir so weitermachen. Die Jappos kaufen uns keine profitablen Waren ab. Wir kaufen Seidenstoffe und Seidenraupen bei ihnen, und ein paar Lacksachen – was sonst? Nichts von Wert. Sie haben keine Industrie und scheinen auch keine zu wollen.«

»Richtig, aber in China hat es auch einige Zeit gedauert, bis wir uns die Märkte erschlossen haben, Jahre. Und dort haben wir heute das Dreieck Opium, Tee und Silber.«

»Richtig, aber in China ist es anders. China ist zivilisiert, besitzt eine uralte Kultur. Wir haben dort Freunde und, wie Sie sagten, ein Handelssystem. Ich behaupte, daß wir die Dinge hier beschleunigen müssen, wenn wir überleben wollen, oder wir müssen dichtma-

chen.«

»Sobald Sir William die Bakufu...«

»Zum Teufel damit!« Struans Ton wurde schärfer. »Ich habe es satt, im Sessel zu sitzen, ich habe es satt, mit anzuhören, wie die Leute immer wieder sagen, daß wir warten müssen, bis Sir William der Flotte und der Army befiehlt, ihre Pflicht zu tun. Wenn es zu weiteren Verhandlungen mit den Bakufu kommt, wünsche ich dabei zu sein – oder noch besser, Sie werden mir vorher eine private Zusammenkunft arrangieren.«

»Aber, Tai-Pan...«

»Tun Sie's einfach, Jamie. Ich wünsche es so. Und tun Sie's schnell!«

»Ich weiß nicht, wie ich das ermöglichen kann.«

»Fragen Sie Nakama, Phillip Tyrers zahmen Samurai. Oder besser noch, arrangieren Sie eine heimliche Zusammenkunft für mich mit ihm. Dann wird Phillip nicht kompromittiert.«

McFay hatte ihm die Information gegeben, die »Nakama« geliefert hatte. »Das ist eine gute Idee«, sagte er aufrichtig, und als er das vorgereckte Kinn und das Feuer der Begeisterung sah, erwärmte er sich dafür. Vielleicht, dachte er, ist hier endlich jemand, der die Dinge ins Rollen bringt. »Ich treffe Phillip nach der Kirche.«

»Wann geht das nächste Schiff nach San Francisco?«

»In einer Woche, ein Konföderierten-Kauffahrer, die *Savannah Lady*.« Vorsichtshalber senkte McFay die Stimme, als eine Gruppe anderer Händler vorbeikam. »Sie nimmt unseren Choshu-Auftrag mit.«

»Wem können wir so weit trauen, daß wir ihn als Begleitung mit-schicken?« erkundigte sich Struan, seinem Plan entsprechend.

»Vargas.«

»Nein, den nicht; den brauchen wir hier.« Abermals blieb Struan stehen, weil seine Beine schmerzten; dann hinkte er zum Rand der Promenade, wo es eine niedrige Mauer gab – vor allem, weil er sich

ausruhen wollte, aber auch, damit sie ungestört blieben. »Wer sonst? Aber er muß gut sein.«

»Pedrito, sein Neffe – ein kluges Kerlchen, sieht portugiesischer aus als Vargas, fast gar nicht chinesisch, spricht Portugiesisch, Spanisch, Englisch und Kantonesisch, kann gut mit Zahlen umgehen. Er würde sowohl im Norden als auch bei den Konföderierten akzeptiert werden. Woran dachten Sie denn?«

»Buchen Sie für ihn eine Passage auf dem Schiff. Ich möchte, daß er den Auftrag begleitet, den wir vervierfachen werden, und außerdem...«

»Viertausend Gewehre?« McFay starrte ihn fassungslos an.

»Ja, und schicken Sie mit dem morgigen Postdampfer einen Brief an die Fabrik, daß sie ihn erwarten sollen. Von Hongkong aus wird er mit dem kalifornischen Dampfer weiterbefördert werden.«

»Aber wir haben nur eine Anzahlung in Gold für zweihundert bekommen – wir werden den gesamten Auftrag abdecken müssen, das wird bei den Fabriken so gehandhabt. Meinen Sie nicht, daß wir uns damit übernehmen?«

»Manche Leute würden das glauben. Ich nicht.«

»Selbst bei einer Lieferung von zweitausend – der Admiral ist hysterisch gegen jede Einfuhr von Waffen und Opium... Ich weiß, nach dem Gesetz darf er es nicht«, ergänzte McFay hastig, »aber wenn er will, kann er jede Ladung mit der Begründung nationalen Notstands konfiszieren.«

»Er wird sie weder finden noch von ihr hören, bis es zu spät ist – Sie werden zu clever für ihn sein. Vorerst entwerfen Sie einen Brief, der mit dem Auftrag hinausgeht, und eine Kopie für den Postdampfer – aber tun Sie's persönlich, Jamie, ganz allein –, in dem Sie die Fabrik um speziellen Service bei diesem Auftrag bitten und darum, daß sie uns zu ihrem alleinigen Agenten für Asien macht.«

»Das ist eine großartige Idee, Tai-Pan, aber ich rate Ihnen dringend ab, den Auftrag aufzustocken.«

»Machen Sie fünftausend Gewehre daraus, und betonen Sie, daß wir einen äußerst vorteilhaften Handel bieten. Ich will nicht, daß Norbert uns zuvorkommt.« Obwohl sich die Schmerzen verschlimmert hatten, begann Struan weiterzugehen. Ohne McFay anzusehen, wußte er, was dieser dachte, und sagte mit einer gewissen Schärfe: »Wir brauchen vorher nicht in Hongkong anzufragen. Tun Sie's. Ich werde den Auftrag und das Schreiben unterzeichnen.«

Nach einer Pause nickte McFay. »Wie Sie wollen.«

»Gut.« Er hörte das Zögern in McFays Stimme und entschied, daß dies der richtige Zeitpunkt sei. »Wir ändern unsere Politik in Japan. Die Leute hier töten doch gern, nicht wahr? Laut Nakamura sind viele ihrer Könige bereit, sich gegen die Bakufu zu erheben, die mit Sicherheit nicht unsere Freunde sind. Gut, wir werden ihnen helfen, zu tun, was sie wollen. Wir werden ihnen verkaufen, was sie wollen: Waffen, ein paar Schiffe, vielleicht sogar die eine oder andere Fabrik, in ständig zunehmender Zahl – gegen Geld und Silber in bar.«

»Und wenn sie diese Waffen gegen uns kehren?«

»Wie immer und überall auf dieser Erde wird ein einziges Mal reichen, um ihnen eine Lektion zu erteilen. Wir werden ihnen Musketen, sogar ein paar Hinterlader verkaufen, aber keine Maschinengewehre, keine Kanonen oder moderne Kriegsschiffe.«

Angélique kniete in dem winzigen Beichtstuhl nieder, so gut es ihre voluminösen Röcke gestatteten; dann begann sie mit dem Ritual. Wie alle Katholiken, die Latein weder lesen noch schreiben konnten, sondern die vorgeschriebenen Gebete von Kindheit an durch ständige Wiederholung gelernt hatten, liefen auch bei ihr die lateinischen Formeln ineinander. »Vater, vergib mir, denn ich habe gesündigt...«

Pater Leo, auf der anderen Seite des Gitters, lauschte aufmerk-



mer als gewöhnlich. Normalerweise hörte er nur mit halbem Ohr zu – traurig, aber sicher, daß seine Schäfchen logen.

»Nun, mein Kind, du hast gesündigt«, begann er mit seiner angenehmsten Stimme und in einem von starkem Akzent gefärbten Französisch. Er war fünfundfünfzig, korpulent und bärtig, ein portugiesischer Jesuit, seit siebenundzwanzig Jahren ordiniert und weitgehend zufrieden mit den Brotsamen des Lebens, die Gott ihm seiner Ansicht nach zuteilte. »Welche Sünden hast du in dieser Woche begangen?«

»Eines Abends habe ich vergessen, beim Gebet die Mutter Gottes um Vergebung zu bitten«, sagte sie, ihrem Pakt folgend, vollkommen ruhig. »Ich hatte oft sündige Gedanken und Träume, ich habe mich gefürchtet, ich habe vergessen, daß ich in Gottes Hand bin...«

In Kanagawa, am Tag nach jener bewußten Nacht, war sie – sobald ihre ganz persönliche Logik ihr einen Ausweg aus ihrer katastrophalen Situation gezeigt hatte – vor dem kleinen Kruzifix, das sie immer bei sich trug, niedergekniet und hatte geweint. »Heilige Jungfrau Maria, Mutter Gottes, ich brauche dir nicht zu erklären, was geschehen ist und daß man sich schwer an mir versündigt hat«, hatte sie schluchzend und mit aller Inbrunst, deren sie fähig war, gebetet, »und daß ich niemanden habe, an den ich mich wenden kann, und daß ich verzweifelt deine Hilfe brauche und daß ich niemandem etwas sagen kann, nicht einmal in der Beichte. Ich wage nicht zu gestehen, was mir zugestoßen ist. Ich wage es nicht, denn es würde meine einzige Chance zunichte machen...

Also flehe ich dich auf Knien an, mit mir einen Pakt zu schließen. Wenn ich bei der Beichte sage: *Ich habe vergessen, beim Gebet die Mutter Gottes um Vergebung zu bitten*, so bedeutet das eigentlich, daß ich beichte und alles schildere, was ich dir erzählt habe und was mir, wie du ja gesehen hast, zugestoßen ist, dazu ein paar kleine, unschuldige Lügen, die ich vielleicht erzählen muß, um mich zu schützen. Ich bitte dich um Vergebung dafür, daß ich dich darum

bitte, und erlebe deine Hilfe, es gibt sonst keinen, den ich um Hilfe bitten könnte. Ich weiß, daß du mir vergeben und mich verstehen wirst, weil du die Mutter Gottes und eine Frau bist – du wirst mich verstehen, und ich weiß, du wirst mir vergeben...«

Hinter dem Gitter sah sie Pater Leos Profil und roch den Wein und den Knoblauch in seinem Atem. Sie seufzte und dankte der Mutter Gottes von ganzem Herzen für ihre Hilfe. »Vergib mir, Vater, denn ich habe gesündigt.«

»Diese Sünden erscheinen mir nicht so schlimm, mein Kind.«

»Danke, Pater.« Sie unterdrückte ein Gähnen und machte sich bereit, die geringe Buße entgegenzunehmen, sich zu bekreuzigen, die Absolution zu erhalten, sich zu bedanken und dann zu gehen. Zu einem Gabelfrühstück im Club mit Malcolm und Seratard, der Siesta in ihrer schönen Suite gleich neben Malcolms Räumen, dem Dinner in der russischen Gesandtschaft...

»Welcher Art waren die sündigen Gedanken, die du hattest?«

»Ach, ich war einfach ungeduldig«, bekannte sie ohne nachzudenken, »und nicht damit zufrieden, in Gottes Hand zu sein.«

»Ungeduldig – weswegen?«

»Ach, mit meiner Zofe«, antwortete sie nervös, weil sie nicht daraufgefaßt war, »und daß... daß mein Verlobter nicht so gesund ist, wie ich es gern hätte.«

»Ach ja, der Tai-Pan, ein netter junger Mann, aber der Enkel eines bösen Feindes der Wahren Kirche. Hat er dir von ihm erzählt? Von seinem Großvater Dirk Struan?«

»Ein paar Geschichten, Pater«, sagte sie, noch stärker beunruhigt. »Ich war ungeduldig wegen meiner Zofe...«

»Malcolm Struan ist ein netter junger Mann, gar nicht wie sein Großvater. Hast du ihn gebeten, katholisch zu werden?«

Die Farbe wich ihr aus dem Gesicht. »Wir haben darüber gesprochen, ja. Eine derartige... Diskussion ist äußerst delikat und kann natürlich nicht forciert werden.«

»O ja, in der Tat.« Pater Leo hatte gehört, wie sie den Atem anhielt, und spürte ihre Besorgnis. »Und ich stimme dir zu, daß es äußerst wichtig ist, für ihn und für dich.« Er runzelte die Stirn; die Erfahrung sagte ihm, daß ihm das junge Mädchen etwas verschwiegen – obwohl das keineswegs ungewöhnlich ist, dachte er sich.

Er wollte die Sache schon auf sich beruhen lassen, als ihm der Gedanke kam, daß dies eine von Gott gegebene Gelegenheit sei, eine Seele zu retten und damit ein lohnendes Ziel zu haben. Das Leben in Yokohama war, anders als in seinem geliebten, glücklichen Portugal, recht eintönig; es gab nur wenig mehr zu tun als zu angeln, zu trinken, zu essen und zu beten. Seine Kirche war klein und schäbig, seine Herde klein und gottlos, die Niederlassung ein veritables Gefängnis. »Derartige Diskussionen mögen delikat sein, aber die Sache muß forciert werden. Seine unsterbliche Seele ist in Gefahr. Ich werde für deinen Erfolg beten. Deine Kinder werden doch im Schoß der Kirche erzogen werden, dem hat er natürlich schon zugestimmt – oder?«

»O ja, auch darüber haben wir gesprochen, Pater«, versicherte sie mit gezwungener Munterkeit. »Selbstverständlich werden unsere Kinder katholisch werden.«

»Wenn nicht, verurteilst du sie zu ewiger Verdammnis. Und auch deine unsterbliche Seele wird in Gefahr geraten.« Erfreut bemerkte er, wie sie erschauerte. Gut, dachte er, ein Schlag für den Herrn gegen den Antichrist. »Das muß vor der Eheschließung offiziell vereinbart werden.«

Ihr Herz raste jetzt; ihr Kopf schmerzte vor einer tiefen Angst, denn sie glaubte uneingeschränkt an Gott und Teufel, Ewiges Leben und Ewige Verdammnis. »Ich danke Ihnen für Ihren Rat, Pater.«

»Ich werde mit Mr. Struan sprechen.«

»O nein, Pater, bitte nicht!« flehte sie in plötzlicher Panik. »Das wäre... Ich glaube, das wäre äußerst unklug.«

»Unklug?« Wieder schürzte er die Lippen und kratzte sich zerstreut an den Läusen, die in seinem Bart, seinen Haaren und der uralten Soutane nisteten, während er sich überlegte, daß eine mögliche Bekehrung Malcolm Struan sein Sieg sein würde, auf den zu warten es sich lohnte und der sorgfältige Planung erforderte. »Ich werde um Gottes Beistand beten und darum, daß er auch dir beisteht. Aber vergiß nicht, daß du ebenso minderjährig bist wie er. Da dein Vater abwesend ist, wird M'sieur Seratard wohl als dein gesetzlicher Vormund gelten. Um deine Seele zu schützen, sollten diese und andere Fragen geklärt werden, bevor die Ehe geschlossen oder vollzogen wird.« Er strahlte vor Zufriedenheit. »Und zur Buße sprichst du, sagen wir, zehn Gegrüßet seist Du, Maria, und liest bis nächsten Sonntag zweimal die Briefe des heiligen Johannes – und vergiß nicht, weiterhin um Gottes Beistand zu beten.«

»Danke, Pater.« Erleichtert bekreuzigte sie sich mit schweißnassen Händen und neigte den Kopf, um seinen Segen zu empfangen.

»*In nomine Patris et Spiritus sancti, absolvo te.*« Er schlug das Kreuz über ihr. »Bete für mich, mein Kind«, sagte er endlich, in Gedanken schon bei seinem Dialog mit Malcolm Struan.

In der Abenddämmerung saß Phillip Tyrer in einem winzigen Privatzimmerchen des ebenso winzigen Restaurants, das halb verborgen neben dem Haus des Shoya lag, im Schneidersitz Hiraga gegenüber. Sie waren die einzigen Gäste, und dies war die erste echt japanische Mahlzeit mit einem japanischen Gastgeber, die Tyrer erlebte. Er war hungrig und gern bereit, alles zu probieren. »Vielen Dank für Ihre Einladung, Nakama-san.«

»Es ist mir ein Vergnügen, Taira-san. Ich muß sagen, Ihr japanischer Akzent hat sich sehr stark verbessert. Bitte zu essen.«

Auf dem niedrigen Tischchen zwischen ihnen hatte die Dienerin auf Lacktablets zahlreiche kleine Schalen mit verschiedenen Spei-

sen verteilt, manche heiß, manche kalt. Shoji-Wände, Tatami-Matten, kleine, offene Schiebefenster, die die herabsinkende Dunkelheit hereinließen, Öllampen mit freundlichem Licht, Blumenarrangements in der Nische. Gleich nebenan lag ein weiteres Privatzimmer und dahinter das eigentliche Restaurant, fast nur ein Korridor mit Hockern, der auf eine zur Straße führende Gasse hinausging.

Hiraga und Tyrer trugen locker gegürtete Schlaf-Haus-Kimonos; Tyrer genoß diese ungewohnte Zwanglosigkeit, und Hiraga war erleichtert, die europäische Kleidung ablegen zu können, in der er den ganzen Tag gesteckt hatte. Beide waren im nahen Badehaus gebadet und massiert worden. »Bitte zu essen.«

Unbeholfen griff Tyrer nach seinen Stäbchen. In Peking hatte ihm die Gesandtschaft von allen chinesischen Speisen abgeraten: »...wenn Sie nicht vergiftet werden wollen, alter Junge. Diese Kerle essen doch tatsächlich Hund, trinken Schlangengift, löffeln Insekten und glauben felsenfest an den Spruch: ›Wenn's mit dem Rücken zum Himmel lebt, kann man's essen.«« Hiraga zeigte ihm, wie man die Stäbchen richtig hielt. »So.«

»Vielen Dank, Nakama-san, sehr schwierig.« Tyrer lachte. »Nicht fett werden, wenn essen diese.«

»Wenn ich damit esse, werde ich nicht dick werden«, berichtigte ihn Hiraga, der es noch nicht müde wurde, Tyrers Japanisch zu korrigieren, denn er hatte Freude daran, ihm etwas beizubringen. Tyrer war ein gelehriger Schüler mit einem erstaunlich guten Gedächtnis und einer glücklichen Disposition und war, am allerwichtigsten für ihn, eine unerschöpfliche Informationsquelle.

»Oh, tut mir leid. Wenn ich damit esse, werde ich nicht dick werden. Was ist, tut mir leid, was ist das da?«

»Das da nennen wir Tempura, in Teig gebackener Fisch.«

»Tut mir leid, was ist ›Teig?‹« Tyrer lauschte aufmerksam; ihm entgingen zwar viele Wörter, doch er begriff, um was es ging, und wußte, daß dem anderen auf englisch auch viele Wörter entgingen.

Wir sprechen mehr Englisch als Japanisch, dachte er ironisch, aber das macht nichts. Nakama ist ein großartiger Lehrer, und wir haben offenbar eine gut funktionierende, gegenseitige Hilfgemeinschaft gegründet: Ohne ihn wäre ich nicht hier, vielleicht nicht mal am Leben, und hätte mit Sicherheit bei Marlowe, Pallidar und Wee Willie Winkie nicht so viel Gesicht gewonnen, ganz zu schweigen von den wertvollen Informationen, die er mir gibt. Tyrer lächelte. Es machte ihm Spaß, Sir William jetzt in Gedanken bei seinem Spitznamen zu nennen, während er vor wenigen Tagen noch in Ehrfurcht vor ihm erstarrt war. »Ah, jetzt verstehe ich. Teig! Wir benutzen ebenfalls Teig.«

»Schmeckt Ihnen das Essen, Taira-san?« erkundigte sich Hiraga auf englisch.

»Ja, danke.« Wenn möglich, antwortete Tyrer immer auf japanisch. »Ich danke für alles, Massage, Bad, bin jetzt ruhig und glücklich.«

Einige Speisen fand er aufregend, Tempura und *yakitori*, kleine Häppchen Hühnerfleisch, die mit süß-salziger Sauce gegrillt waren. *Anago* entpuppte sich als gegrillter Aal mit einer warmen, süß-sauren Sauce, die ihm besonders gut schmeckte. *Sushi*, hauchdünne, rohe Scheiben verschiedener Fischarten in unterschiedlicher Farbe und Beschaffenheit auf einer Reiskugel, die er anfangs nur mit Mühe schlucken konnte, die jedoch, sobald man sie in eine geheimnisvolle, würzige Sauce, soy oder *soja* genannt, sehr schmackhaft wurden. Schließlich, dachte er, hat Vater mir geraten, alles auszuprobieren: »Mein Sohn, wenn du auf dieser dramatischen Idee bestehst, Dolmetscher für Japanisch zu werden, kann ich dir nur raten, dich ganz in die Lebensweise, das Essen und so weiter dieser Menschen zu vertiefen – natürlich ohne zu vergessen, daß du ein englischer Gentleman mit Verpflichtungen bist...«

Möchte wissen, was der alte Herr wohl zu Fujiko sagen würde. Sie ist eindeutig Teil des japanischen Lebens. Unvermittelt strahlte Ty-

rer und zeigte mit einem Stäbchen auf etwas. »Was ist das?«

»Oh, tut mir leid, Taira-san, aber es gehört sich nicht, mit dem spitzen Ende eines Stäbchens auf etwas zu zeigen. Bitte, benutzen Sie das andere Ende. Das ist *wasabeh*.« Und ehe Hiraga ihn zurückhalten konnte, hatte Tyrer das Klümpchen grüne Paste aufgespießt und in den Mund gesteckt. Sofort fingen seine Nebenhöhlen Feuer, er keuchte, die Augen trännten, bis er fast blind war. Als der Brand endlich nachließ, mußte er um Luft ringen. »Großer Gott!« sagte Hiraga, Tyrer nachahmend, und versuchte nicht zu lachen. »Wasabeh nicht essen, nur ganz wenig in Soja tun, damit schärfer wird.«

»Mein Fehler«, keuchte Tyrer, noch immer fast erstickend. »Großer Gott, das ist ja tödlich! Das ist schlimmer als Chili! Nächstesmal ich mehr vorsichtig.«

»Sie sehr gut sprechen, für Mann, der anfangen, Taira-san. Und Sie lernen japanisch so schnell, sehr gutt.«

»*Domo, Nakama-san, domo*. Sie auch auf englisch.« Hoherfreut über das Kompliment konzentrierte sich Tyrer auf den geschickteren Umgang mit den Stäbchen. Der nächste Bissen, den er probierte, war *tako*, in Scheiben geschnittener Tintenfisch. Selbst mit Soja und Wasabeh schmeckte er wie Gummi. »Sehr köstlich. Schmeckt mir sehr gut.«

Ich verhungere, dachte er. Ich hätte gern noch dreimal von dem Huhn, ein Schälchen Reis, zwanzig weitere Tempura-Krabben, und Hiraga ißt wie ein Spatz. Macht nichts, ich werde von einem Samurai bewirtet, dabei ist es erst eine knappe Woche her, daß er uns geholfen hat, die Yedo-Gesandtschaft zu verlassen, ohne einen internationalen Zwischenfall auszulösen, knapp sechs Wochen, seit ich André kennengelernt habe, und doch kann ich schon ein bißchen Japanisch sprechen, weiß ich schon mehr über ihre Bräuche als die meisten Händler, die von Anfang an hier waren. Wenn ich so weitermache, werde ich in wenigen Monaten als offizieller Dolmetscher eingetragen und das offizielle Gehalt bekommen: vierhundert

Pfund im Jahr! Hurra, oder *banzai*, wie die Japaner sagen würden. Beim gegenwärtigen Wechselkurs kann ich mir bald ein weiteres Pferd leisten, aber zuvor...

Sein Herz schlug schneller.

Zuvor werde ich Fujikos Vertrag kaufen. Und da Nakama versprochen hat, mir zu helfen, werde ich keine Probleme haben. Er hat es versprochen. Vielleicht beginnen wir heute abend; Fujiko ist Gott sei Dank von dem Besuch bei ihrer Großmutter zurück. Eigentlich sollte ich wohl nicht, am Sonntag, aber macht nichts. Karma.

Er seufzte. Dank André und Nakama hatte er diese Welt und die wunderbare Art und Weise entdeckt, wie sie zum Allheilmittel für alle Ereignisse wurde, über die er keine Kontrolle hatte. »Karma!«

»Wie bitte, Taira-san?«

»Ach, nichts. Das Essen ist gut.«

»Das Essen ist gut«, imitierte ihn Hiraga. »Gut, danke, das freut mich.« Er rief nach mehr Bier und Saké. Die Shoji-Tür wurde beiseite geschoben, und die Getränke kamen auf einem Tablett, getragen von einer Dienerin mit fröhlichem Gesicht, die Hiraga anstrahlte und Tyrer schüchtern zulächelte. Gedankenlos tätschelte Hiraga ihr Hinterteil. »Wie wär's mit, sagen wir, Über-den-Berg?«

»Eeee, Sie böser Mann! Über-den-Berg? O nein, nicht mit mir, auch nicht Unter-den-Berg, aber für einen Gold-Oban würde ich vielleicht Spiel-die-Flöte machen.«

Beide lachten über den Scherz, denn ein Gold-Oban war ein enorm hoher Preis, den nur eine Kurtisane erster Klasse für einen derartigen Dienst verlangen durfte. Die Dienerin schenkte Saké ein, füllte Tyrers Bierkrug und verschwand.

»Was sie sagt, Nakama-san?«

Er lächelte. »Tut mir leid, schwer erklären, noch nicht Wörter alle. Nur Scherz, Mann-Frau-Scherz, verstehen?«

»*Wakarimasu*. Heute Kirche, ja?« Mit Sir Williams Einverständnis



und der Zustimmung des Reverend Michaelmas Tweet hatte er Hiraga auf die Empore hinaufgeschmuggelt. In seinen neuen westlichen Kleidern, vom chinesischen Schneider mit der gewohnten, unglaublichen Geschwindigkeit nach Maß angefertigt, und seinem Seidenzylinder war Hiraga ohne weiteres als Eurasier durchgekommen, und kaum jemand nahm Notiz von ihm. Nur Jamie McFay hatte ihm heimlich zugezwinkert.

»Kirche gut, und Sie erklären auch«, antwortete Hiraga, insgeheim aber versuchte er noch immer Tyrers Informationen zu verarbeiten, gemeinsam mit dem verblüffenden Anblick all dieser erwachsenen Männer und der zwei abstoßend wirkenden Frauen, die gemeinsam sangen, sich erhoben, sich hinsetzten, feierlich die Gebete leierten und vor diesem überaus merkwürdigen Gott den Kopf neigten, der, wie Tyrer ihm nach dem Gottesdienst erklärt hatte, eigentlich drei Personen war, der Vater, der Sohn, der wie ein gemeiner Verbrecher gekreuzigt worden war, und ein Kami. »So ka?« hatte Hiraga verwirrt gefragt. »Also, Taira-san, Frau Namen Madonna, die nicht Gott, hat Sohn Gott – aber sie nicht Gott –, und sie Kopfkissen mit Gott, aber nicht Ehemann, der auch nicht Gott, aber Vater, also Vater von ihr Sohn ist Großvater, *neh?*«

»Nein, es gab kein Kopfkissen. Paß auf...«

Wieder hatte er zugehört und schließlich vorgegeben zu verstehen, damit er Taira über die Feindschaft der beiden Kirchen ausfragen konnte, denn er hatte bemerkt, daß Oris Frau nicht dort gewesen war, und Taira fragte warum. Zwei Kirchen, beide gleich mächtig und ständig im Krieg gegeneinander! Und Ori wollte, daß ich aufgebe. *Baka!*

Als er dann mit von der ständigen Konzentration schmerzendem Kopf den Grund für das Schisma entdeckt hatte – und den daraus folgenden Haß und die Massenmorde und Kriege –, wußte er endgültig, daß die Gai-Jin in mancher Hinsicht vollkommen verrückt, aber ungeheuer verwundbar waren: Die Spaltung kam nur davon,

daß ein alter Bonze namens ›Luther‹ sich vor über dreihundert Jahren für eine andere Auslegung einiger unwichtiger Dogmapunkte entschieden hatte, die vierzehn oder fünfzehn Jahrhunderte vor ihm von einem anderen Bonzen erfunden worden waren. Dieser Mann, eindeutig ebenfalls ein Wahnsinniger, hatte unter anderem erklärt, daß man die Armut erstreben müsse und daß Nichtkopfkissen mit Frauen den Mann nach seinem Tod auf ewig an einen Ort verbannten würde, der Himmel genannt wurde, wo es aber keinen Saké und keine Frauen gab und wo man zu einem Vogel wurde.

Diese Barbaren waren unglaublich. Wer würde an einen solchen Ort gehen wollen? Jeder mußte doch sofort erkennen, daß dieser alte Bonze genauso war wie jeder andere ehrgeizige, übellaunige Narr, der nach einem langen Leben, in dem er so getan hatte, als sei er tugendhaft, einfach genau wie jeder normale, vernünftige Bonze oder Mann ganz offen eine Frau oder Konkubine haben wollte!

»Taira-san«, hatte er hilflos gesagt, »brauch Bad, Massage, Saké, Sie auch, dann essen. Bitte folgen.«

Anfangs hatte er sich Gedanken darüber gemacht, daß er die Einladung ausgesprochen hatte. Denn nun würde der Dorfälteste, der Shoya, erfahren, daß er Englisch sprach.

»Eeee, wie wundervoll, daß Sie Gai-Jin sprechen! Ich wünschte, das könnte ich auch, Otami-san!« hatte der Shoya mit unverhohlener Bewunderung gesagt. »Ich möchte Ihnen noch einmal versichern, daß ich *sonno-joi* unterstütze und außerdem den klügsten meiner Söhne einem Gai-Jin-Bonzen anvertraut habe, mit dem Befehl, er soll so tun, als konvertierte er zu diesem wirklich lächerlichen Glauben, damit er ihre Sprache und ihre Lebensweise kennenlernt.«

»Werden Sie dafür sorgen, daß die Dienstboten vertrauenswürdig sind?«

»Sie werden genauso gut geschützt werden wie ein Mitglied mei-

ner Familie. Als zusätzliche Sicherheitsmaßnahme würde ich Ihnen empfehlen, das ganze Restaurant zu mieten und diesem Taira zu befehlen, im Badehaus nur Japanisch zu sprechen. Er lernt sehr schnell, haben Sie gesagt?»

»Sehr schnell.«

»Ihre Geheimnisse sind bei mir sicher. *Sonno-jo!*«

Als er daran dachte, wie eifrig ihm der Shoya nach dem Munde geredet hatte, lächelte Hiraga grimmig. Er glaubte ihm kein Wort. Möchte wissen, was er tun würde, wenn er von unserem Plan wüßte, ganz Yokohama niederzubrennen. In die Hosen würde er sich scheißen. Aber bevor er sich dann säubern würde, wäre er schon zu den Bakufu gerannt und hätte, vor lauter Eile, ihnen zu dienen und mich zu verraten, vor ihnen Kotau gemacht. *Baka!*

Tyrer aß noch immer gierig. Obwohl Hiraga auch noch Hunger hatte, stocherte er, einem japanischen Brauch folgend, in seinem Essen herum. Nach diesem Brauch wurden die Kinder dazu erzogen, sich zurückzuhalten und sich mit wenigem zufriedenzugeben, weil es mehr Hungerzeiten als Zeiten der Fülle gab; Kälte und Schmerz mit Standhaftigkeit zu ertragen, weil es mehr schlechte Tage gab als gute und weil man sich darauf vorbereiten mußte. Weniger ist besser als mehr. Bis auf den Saké. Und das Kopulieren. Er lächelte. »Saké! Taira-san, *kampai!*«

Die Flasche war recht schnell geleert. Er drängte Tyrer zum Trinken, behauptete, es sei ein wichtiger japanischer Brauch, einander zuzuprosten. Bald schon war Tyrer glücklich entspannt und erzählte ihm von den Gai-Jin-Kriegen, der Größe des britischen Empire, den Waren, die sie herstellten, und deren Menge. Hiraga hatte beschlossen, die Informationen, auch wenn sie noch so beängstigend oder widersinnig waren, zu akzeptieren, bis das Gegenteil bewiesen war. Das Studium von Tyrers Schulatlas und seiner Landkarten hatte ihm einen echten Schock versetzt.

»Aber bitte, wie kann so kleines Land wie England so viele andere

regieren?»

»Da gibt es viele Gründe«, antwortete Tyrer, innerlich erwärmt, entspannt und ungeheuer zufrieden mit sich selbst. Vor lauter Begeisterung vergaß er einen Moment, einfache Wörter und Ideen zu benutzen, und fuhr arglos fort: »Sehr viele Gründe. Wegen unserer überlegenen Erziehung – überlegenem Lernen, verstehen Sie? –, unserem überlegenen Erbe, einer klugen und gütigen Königin und unserer einzigartigen und ganz speziellen Regierungsform, unseres Parlaments, das uns überlegene Gesetze und Freiheiten gibt. Zugleich sind wir von Gott gesegnet, denn wir sind eine Inselfestung, vom Meer geschützt, unsere Flotten beherrschen alle Seehandelswege, so daß wir in der Lage sind, in Ruhe und Frieden bessere Fähigkeiten zu entwickeln, zu erfinden und zu experimentieren. Wir treiben mehr Handel, daher haben wir mehr Kapital, Nakama-san, mehr Geld als alle anderen... und wir sind sehr geschickt im ›Teilen und Herrschen‹ – das ist ein altes Gesetz der Römer.« Er lachte und leerte die Flasche. »Und, vor allem, wie ich Ihnen schon sagte, besitzen wir die doppelte Menge Kanonen, Schiffe und Feuerkraft wie die beiden nächstmächtigen Länder zusammen – die Hälfte aller Schiffe auf der Welt ist britisch, mit britischer Besatzung und britischen Kanonieren.«

So viele Wörter und Ideen, die ich nicht verstehe, dachte Hiraga, dessen Kopf schwirrte. Römer? Wer sind denn die?

Wenn die Hälfte von dem, was Taira sagt, wahr ist – nein, nur ein Hundertstel –, dann wird es Jahrzehnte dauern, bis wir sie eingeholt haben, ja, dachte er, aber mit der Zeit werden wir sie erwischen. Wir sind auch eine Insel. Und eine bessere als ihre, denn dies ist das Land der Götter, wir sind härter, stärker und bessere Schwertkämpfer, wir haben mehr Mut, und vor allem werden wir letztlich siegen, weil wir uns nicht vor dem Sterben fürchten!

Eeee, schon heute sehe ich Möglichkeiten, sie zu manipulieren, von denen ich vor wenigen Tagen nicht mal geträumt hätte. »Hon-

to«, murmelte er.

»*Honto?* Nakama-san? Die Wahrheit? Was ist wahr?«

»Ich denke nur über das nach, was Sie sagen. Soviel Wahrheit. Bitte, Sie sagen eben... *Kampai!*«

»*Kampai!* Es wird Zeit für einen Besuch in der Yoshiwara, *neh?*« Der vielen Antworten müde, unterdrückte Tyrer ein zufriedenes Gähnen; er fühlte sich großartig.

»Ich nicht vergessen, Taira-san.« Hiraga lächelte vor sich hin. Er hatte bereits dafür gesorgt, daß Fujiko an diesem Abend nicht zur Verfügung stand. »Austrinken Saké, letzte Frage, dann gehen. Bitte, Sie sagen eben von Maschinen, die machen Maschinen? Wie ist möglich?«

Tyrer stürzte sich in eine weitere begeisterte Antwort und erklärte, die Engländer seien führend in dem, was als industrielle Revolution bezeichnet werde: »Die Dampfmaschine, Eisenbahnen, Schiffe aus Stahl und Eisen, die Spinnmaschine, Mähdrescher, alles sind unsere Erfindungen, Sechzigpfünder, Unterseeboote, Narkose, neue Medikamente, Navigation – vor vier Jahren haben wir die erste Telegraphenleitung über den Atlantik gelegt, über eintausend Leagues«, behauptete er voll Stolz und verschwieg dabei, daß das Kabel innerhalb eines Monats ausgebrannt war. »Stromgeneratoren haben wir erfunden, Gasbeleuchtung...«

Wieder schwirrte Hiraga der Kopf vor angestrenzter Konzentration und seinem verzweifelten Wunsch, alles zu verstehen, während er doch fast gar nichts verstand, aber auch, weil er nicht begreifen konnte, wieso ein so wichtiger Beamter wie Taira jede Frage beantwortete, die ihm ein Feind stellte, denn sie waren natürlich Feinde.

Ich muß schneller Englisch lernen. Ich *muß!* Ich werde.

Ein leises Klopfen an der Tür, dann wurde die Shoji-Tür beiseite geschoben. »Bitte, entschuldigen Sie mich, Otami-san«, sagte die Dienerin, »aber der Shoya erbittet einen Augenblick Ihrer Zeit.«

Hiraga nickte kurz, sagte zu Tyrer, er werde gleich wiederkom-

men, und folgte der Dienerin auf die leere Gasse und dann auf die belebte Straße hinaus. Die wenigen Fußgänger, die ihn zu bemerken schienen, verneigten sich, wie es der Shoya befohlen hatte, nur so höflich vor ihm wie vor einem Kaufmann und nicht wie vor einem Samurai. Gut.

Der Shoya wartete in einem inneren Zimmer; den Arm bequem auf eine Armlehne gestützt, kniete er hinter dem Tisch. Neben ihm hatte sich eine Katze zusammengerollt. Er verneigte sich. »Tut mir leid, Sie stören zu müssen, Otami-san, aber für den Fall, daß dieser Gai-Jin unsere Sprache besser versteht, als er vorgibt, hielt ich es für besser, hier mit Ihnen zu sprechen.«

Hiraga runzelte die Stirn, kniete nieder, setzte sich auf die Fersen zurück und verneigte sich; er war ganz Ohr. »Ja, Ryoshi-san?«

»Es gibt mehrere Dinge, die ich Ihnen sagen möchte, Otami-san.« Aus der eisernen Miniatur-Teekanne goß der Mann mit dem kraftvollen Gesicht grünen Tee in winzige Tassen. Der Tee war köstlich, aromatisch und zart im Geschmack, ebenso selten wie die Tassen aus Eierschalenporzellan. Der Shoya trank noch einmal, dann zog er eine Schriftrolle aus dem Ärmel und breitete sie aus. Es war eine weitere Kopie des Holzschnitt-Plakats: *Die Bakufu zahlen zwei Koku Belohnung für den Kopf dieses Mörders und Choshu-Ronin, der viele Namen benutzt, unter anderem Hiraga...*

Hiraga griff danach; er tat, als sehe er das Blatt zum erstenmal, stieß ein unverständliches Knurren aus und reichte es dem anderen zurück.

Der ältere Mann hielt eine Ecke in die Kerzenflamme. Beide beobachteten, wie sich das Papier kräuselte und zu Asche wurde, doch beide wußten, daß Hiragas Tarnung mit dem neuen Haarschnitt und den schnell dichter werdenden Bartstoppeln hervorragend war. »Die Bakufu werden immer besessener bei der Verfolgung unserer tapferen Shishi.«

Hiraga nickte stumm und wartete.

Zerstreut streichelte der Shoya die Katze, die leise schnurrte. »Es heißt, daß Yoshi einen Emissär ausschickt, der mit dem Ober-Gai-Jin wegen der Gewehre verhandeln soll. Ein Herr von seinem hohen Rang wird zweifellos höhere Preise bieten als... als Choshu-Emissäre.« Dann setzte er vorsichtig hinzu: »Der Gai-Jin wird an den höchsten Bieter verkaufen.«

Durch Raiko hatte Hiraga von den Choshu-Samurai gehört, die das Noble House aufgesucht hatten – fast jeder in der Yoshiwara wußte von den Verhandlungen –, und war überzeugt, wenn er ihre richtigen Namen wüßte, würde er mit Sicherheit die Männer persönlich oder ihre Familien identifizieren können. Vor ungefähr einem Jahr erst hatte sein Stiefbruder, der dieselbe englische Schule in Shimonoseki besucht hatte, zu einer Gruppe gehört, die ausgeschiedt wurde, um die ersten hundert Gewehre zu kaufen. Seltsam, dachte Hiraga, daß es ausgerechnet die Compagnie sein muß, die diesem Tai-Pan gehört, der schon bald tot sein wird, er und seine Frau und dieser ganze Sumpf des Bösen. »Gai-Jin haben keine Ehre.«

»Ekelhaft.« Wieder ein Schluck Tee. »In der Edo-Burg herrscht rege Tätigkeit. Es heißt, der Shōgun und die Kaiserliche Prinzessin werden in ein bis zwei Wochen nach Kyōto aufbrechen.«

»Warum sollten sie das tun?« erkundigte sich Hiraga, einen Mangel an Interesse vortäuschend, der aber sein Gegenüber nicht irreführte.

Der ältere Mann lachte leise. »Ich weiß es nicht, Otami-san, aber es ist äußerst merkwürdig, daß der Shōgun jetzt seine Burg verlassen will, um sich in die Burg mit den vielen Feinden zu begeben, während er doch sonst immer einen Lakaïen geschickt hat.« Die Katze streckte sich; er kraulte ihr den Bauch und setzte nachdenklich hinzu: »Die *roju* erhöhen überall auf Toranaga-Gebiet die Steuern, um so viele Kanonen und Waffen zu kaufen wie nur möglich – außer Satsuma, Tosa und Choshu.«

Hiraga spürte den unterschwelligen Zorn des Shoya, ließ sich aber seine Belustigung darüber nicht anmerken: Wozu sind Bauern und Kaufleute da, wenn nicht zum Steuernzahlen? »Wenn der Sohn des Himmels nicht in der Lage ist, seine vom Himmel gegebene Macht zu gebrauchen, werden die Bakufu Nippon wieder in einen endlosen Bürgerkrieg stürzen.«

»Ich stimme zu.«

Ich möchte wissen, wie weit du mir wirklich zustimmst, Alter, dachte Hiraga. Aber er schob diesen Gedanken beiseite, um zu überlegen, wie man die Bakufu und Toranaga Yoshi von ihrem Weg abbringen konnte. Akimoto muß sofort nach Edo und zum Haus ›Zu den Glyzinien‹ gehen; wir haben seit Tagen nichts mehr von Koiko und ihrer Mama-san gehört – vielleicht sollten wir zusammen...

»Und schließlich scheint es, daß Ori-san, Ihr Freund, nicht wie geplant nach Kyōto aufgebrochen ist«, sagte der Shoya im Plauderton.

Hiragas Augen wurden ausdruckslos. Der Shoya unterdrückte einen Schauer. Sofort war die Katze, die das spürte, auf den Beinen und beobachtete die beiden mißtrauisch. Hiraga brach das Schweigen. »Wo ist er?«

»In dem Teil der Niederlassung, in dem die niedrigen Gai-Jin wohnen, trinken und kopulieren.«

Gegen Mitternacht klopfte André Poncin an die Tür des Hauses ›Zu den drei Karpfen‹. Der Türhüter ließ ihn sofort ein. Raiko hieß ihn willkommen, und kurz darauf tranken sie Saké und plauderten über die neuesten Nachrichten aus der Yoshiwara und der Niederlassung, denn sie war ebensosehr für ihn eine Quelle vertraulicher Informationen wie er für sie.

»... und die Häscherpatrouille hat jedes einzelne Haus durch-



sucht, Furansu-san! Als würden wir Verbrecher verstecken! Das verstößt gegen die Yoshiwara-Regeln. Wir wissen, was wir tun müssen, damit unsere Reisschalen voll bleiben: für Frieden sorgen und Ärger vermeiden. Einige Häscher stehen noch immer am Haupttor und mustern finster jeden Passanten.« Raiko fächelte sich heftig; sie dachte daran, wie knapp sie entronnen war, und wünschte sich, die Shishi niemals aufgefordert zu haben, ihr Haus zu bevorzugen. Es wird Zeit, daß sie alle anderswo hingehen, dachte sie, Häscher und Shishi, egal, wie sehr ich Hiraga mag. »Ich wünschte, sie würden endlich verschwinden.«

»Was für Verbrecher suchen?« erkundigte sich André.

»Verräter, zumeist Ronin. Aber ein Verräter ist jeder, der gegen sie ist. Ronin sind ihre übliche Beute.«

»Bakufu? Kann man Bakufu rauswerfen? Revolution?«

Sie lachte leise, leerte die Flasche und begann mit einer neuen. »Die Bakufu sind wie Läuse in einem Gefängnis: Man vernichtet zehntausend und schafft damit nur Platz für weitere hunderttausend. Nein, die Bakufu und das Shōgunat sind Nippon und werden uns immer erhalten bleiben.«

»Heute abend Taira-san hier?«

Sie schüttelte den Kopf. »Das Mädchen, das er wollte, war nicht verfügbar. Ich habe ihm eine andere angeboten, aber er hat abgelehnt und ist wieder gegangen. Seltsam, *neh!* Ein seltsamer junger Mann in vieler Hinsicht, aber womöglich ein guter Kunde. Danke, daß Sie ihn in mein armseliges Haus gebracht haben.«

»Dieser japanische Sensei, Lehrer, Samurai, den Taira gefunden hat – wer ist das, Raiko?«

»Keine Ahnung, tut mir leid, aber ich habe gehört, daß er ein Edo-Mann ist und in der Niederlassung wohnt, im Dorf.«

»Taira-san, er redet mit Fujiko über ihn?«

»Sie hat nichts davon erwähnt, aber ich habe sie auch nicht gefragt. Das nächste Mal weiß ich vielleicht mehr, Furansu-san.«

André glaubte ihr nicht. »Die Medizin. Ist arrangiert?«

»Natürlich. Einem bevorzugten Kunden zu helfen ist der Sinn meines Lebens.«

Er zog die Perlenohrringe heraus und legte sie auf den Tisch. Ihre Augen glitzerten. Sie machte keine Anstalten, sie zu nehmen, aber er war überzeugt, daß sie sie in Gedanken sofort taxierte und ihre Qualität, den Preis und den Wiederverkaufswert einschätzte. »Ich gefragt, diese als Geschenk geben«, erklärte er freundlich, und sie lächelte bezaubernd, gab vor, überwältigt zu sein, obwohl sie sich schon klar darüber war, daß diese Schmuckstücke nicht in Yokohama zum Verkauf angeboten werden konnten. Mit zitternden Fingern griff sie nach den Ohrringen. Er kam ihr zuvor, nahm sie auf und tat, als untersuche er sie eingehend.

Sein Plan für Angélique hatte perfekt funktioniert. Diener des Noble House hatten die Straßen abgesucht – ohne Erfolg. Ihr Kummer und ihre Tränen waren echt gewesen, und heimlich hatte sie ihm zugeflüstert: »Ach André, war das wirklich richtig von mir? Malcolm hat sich sehr aufgeregt – ich hatte keine Ahnung, daß sie so teuer waren.«

»Aber er hat Ihnen doch gesagt, Sie dürfen für alles unterschreiben, was Sie wollen, nicht wahr? Es ist nicht Ihre Schuld, daß Sie sich nicht nach dem Preis erkundigt haben – die Manschettenknöpfe haben ihm doch gefallen, oder?«

»Ja, aber André...«

»Es wird genügend übrigbleiben – für Notfälle. Ein Kredit als Sicherheit für Unvorhergesehenes.«

André lächelte in sich hinein und konzentrierte seine Aufmerksamkeit auf Raiko. »Wert viele Male Preis von Medizin.«

»Der Kaufpreis, sicher. Aber ich muß sie in die Edo- oder die Nagasaki-Yoshiwara schicken. Ein schwieriger Verkauf, aber bitte, nur keine Sorge, ich werde Ihnen helfen, ein unerwünschtes Kind loszuwerden.«

»Nicht das meine«, protestierte er scharf.

»Oh, tut mir leid, bitte entschuldige«, sagte sie und glaubte ihm. Gut, ich hatte gefürchtet, es wäre seins, dachte sie zutiefst erleichtert. Ich will keine weiteren Komplikationen mit diesem Mann. »Es geht mich nichts an.«

»Nur helfen Freundin von Freund. In Drunk Town.«

»Bitte, entschuldige, es tut mir leid. Und der Preis?«

Er lächelte düster. »Du kennst Perlen. Der Wert fünfzigmal Preis von Medizin.«

Sie hielt an ihrem Lächeln fest, und ihre Stimme klang sanft, doch innerlich knirschte sie mit den Zähnen. »Ich werde sie schätzen lassen. Selbstverständlich sind sie mehr wert als der Preis der Medizin.«

»Selbstverständlich.« Er öffnete seine Hand, und sie nahm die Ohrringe. Die Perlen waren nahezu schwarz, Sea-Island-Perlen. Sie berührte sie mit den Zähnen, um zu fühlen, ob sie kalt waren, und biß sehr vorsichtig auf eine von ihnen, aber es blieben keine Spuren zurück. Nunmehr überzeugt, daß sie echt und kostbar waren, fragte sie freundlich: »Der Preis, alter Freund?«

»Preis ist: alle Medizin, auch wenn erstes Mal kein Erfolg. Was nötig, wenn Medizin nicht hilft, verstehen? Was nötig... was immer nötig, um wegmachen Kind. Ja?«

»Ja«, stimmte sie vergnügt und in dem Bewußtsein zu, daß dies ein wundervolles Geschäft sein würde. »Eine garantierte... Eliminierung, Terminierung.«

»Plus zwanzig Gold-Oban«, ergänzte er und sah voller Genugtuung, wie sich ihr Gesicht vor echtem Horror verzog, obwohl dies weniger als ein Drittel dessen war, was sie bei dem Verkauf heraus schlagen würde: Die Fassung besaß nur geringen Wert, aber er hatte dafür gesorgt, daß der chinesische Juwelier nur die kostbarsten Perlen verwendete. Sie stöhnte und fluchte, und so schacherten sie hin und her, genossen beide ihren Handel und wußten, daß der reale

Preis der Medizin und des ärztlichen Rates für eine Freudenhaus-Mama-san kaum ins Gewicht fiel. Bald waren sie dicht daran, zum Abschluß zu kommen, aber auf einmal änderte sich ihre Stimmung, sie starrte ihn seltsam an und dachte: Soll ich mich in sein Karma einmischen?

»Was ist?« erkundigte er sich argwöhnisch.

»Lassen Sie mich einen Moment nachdenken, Furansu-san.«

Kurze Zeit später sagte sie dann mit vollkommen veränderter Stimme, so warm und weich wie in den alten Zeiten, als er ihr erster Kunde gewesen war und das ganze Haus zur Feier der Eröffnung üppig mit Wein und Speisen bewirtet hatte: »Seit wir uns kennen, ist viel Wasser unter vielen Brücken hindurchgeflossen, hat es oft gute Zeiten und viel Lachen in unserer Schwimmenden Welt gegeben, aber auch, wie es im Leben so ist, viel Traurigkeit und ein Meer von Tränen, auch wenn ich es nicht gewollt habe. Ich mußte plötzlich daran denken, daß es, als wir das letztmal so geschachert haben, um Hanas Vertrag ging.«

Sein Gesicht erstarrte zur Maske. »Nicht reden von Hana.«

»Oh, tut mir leid, aber ich würde gern, bitte, weil ich vielleicht eine Lösung für Sie habe.«

»Gibt keine«, widersprach er zornig. »Keine Heilung, Hana tot, Hana nichts zu tun mit Perlen.«

»Stimmt. Bitte, beruhigen Sie sich und hören Sie mir zu. Vielleicht«, sagte sie liebevoll, »vielleicht könnte ich eine andere Hana finden, eine ähnliche, aber eine, die schon die chinesische Krankheit hat.«

»Nicht möglich«, stieß er entsetzt hervor. »Krankheit sehr schlimm, sehr schlimm, häßlich.«

»Ja, zuletzt«, stimmte sie ihm geduldig zu. »Oft aber sieht man jahrelang nichts. Sie sind nicht häßlich, bei Ihnen merkt man nichts, Furansu-san – es kann Jahre dauern, bis es so weit ist. Das hängt von Ihrem Karma ab. Soll ich für Sie so ein Mädchen su-

chen?»

Er wollte etwas sagen, hielt inne und schüttelte den Kopf.

»Hören Sie mir zu, wenn ich eine neue Hana finden könnte, und...«

»Nicht möglich!«

»...wenn Sie sie mögen und sie Sie mag, könntet ihr zusammen sein, bis... bis Sie entscheiden...« Raiko zuckte die Achseln. »Denken wir nicht an die Zukunft, heute ist heute, so lautet die Regel in der Schwimmenden Welt. Sie könnten das Mädchen hierlassen, ich würde Ihnen ein neues Haus bauen, das andere haben wir natürlich zerstört, Sie behandeln sie in jeder Hinsicht wie Hana, derselbe Vertragspreis, derselbe monatliche Betrag für Kleidung und Unterkunft, und sie ist ausschließlich für Sie da.«

Ihre Blicke durchbohrten ihn, und er wußte, daß sie in seine Seele blicken und sehen konnte, wie er sich vor plötzlicher, hektischer Hoffnung wand und sich danach verzehrte, das zu akzeptieren, was ihn von seinen Qualen erlösen würde – die Nachricht von seinem Karma hatte sich mit Lichtgeschwindigkeit verbreitet, und inzwischen war ihm jedes Haus verschlossen, sehr höflich, aber verschlossen, und Kopfkissen war für ihn nur in Drunk Town möglich. Noch schlimmer war, daß sein sexuelles Verlangen keineswegs nachließ, sondern stieg, daß er von einer immer stärkeren Besessenheit getrieben wurde, sich sexuell zu betätigen, so stark, daß sie ihn zwei Nächte zuvor bereits zu diesem Wahnsinn mit Angélique getrieben hatte – nicht, daß er sie nicht mehr begehrte, im Gegenteil, er begehrte sie mehr denn je und wußte, daß er es ohne Ventil wieder versuchen und beim nächstenmal sein Ziel erreichen würde. Madonna, hilf mir, dachte er, den Tränen nahe, ich will sie doch nicht auch noch anstecken.

»Es gibt noch eine andere Möglichkeit«, sagte Raiko mit merkwürdigem Blick. »Darüber können wir später reden. Und nun zu Hana.«

»Nicht reden von Hana!«

»Aber ich muß, Furansu-san. Also. Sie wollten wissen, wie sie starb, *neh?*« Raiko sah, wie sich sein Blick schärfte und sein Atem fast erstarb. »Nachdem Sie in die Nacht hinausgelaufen waren und sie mir weinend den Grund dafür erklärt hatte, war ich ebenso entsetzt wie Sie; ich wies sie aus dem Haus und verfluchte sie, obwohl sie für mich wie eine Tochter war. Selbstverständlich hatten Sie recht, und Sie hätten sie umbringen, nicht nur schlagen sollen, bevor Sie davonliefen, aber Sie hatten recht, und ihre Mama-san hätte mir natürlich davon erzählen müssen, und zwar in dem Moment...«

»Bitte... langsam reden... langsamer.«

»Bitte entschuldigen Sie, aber es ist sehr schwierig, langsam zu sprechen, aber sie hätte es mir in dem Moment sagen müssen, da sie es wußte. Ich war wütend, ich habe sie allein gelassen, um Ihnen nachzulaufen, aber ich konnte es nicht. Dann kam eine der Zofen... es war Mieko. Mieko kam hereingestürzt, um mir zu sagen, daß Hana versucht habe, Hara-kiri zu begehen...«

Raiko schwitzte. Dies war bei weitem nicht der erste Selbstmordversuch gewesen, mit dem sie es zu tun hatte. Während ihrer fünf- undvierzig Jahre als Schülerin, Kurtisane und Mama-san – sie war sogar in der Weidenwelt geboren und ihre Mutter war eine Spezialkurtisane zweiten Ranges gewesen – hatte es Dutzende davon gegeben. Viele Selbstmorde verliefen erfolgreich, einige mit dem Messer, die meisten durch Gift oder Ertrinken, manchmal gab es Doppelselbstmorde zweier Liebender. Aber der Hanas war der schlimmste gewesen.

Als sie ins Zimmer eilte, fand sie das Mädchen in Agonie, weinend und hilflos; sie hatte sich mehrfach in den Hals geschnitten, aber keine Arterie oder Vene durchtrennt, und auch die Luftröhre war nur geritzt. Ein paar Luftbläschen drangen aus dem Schnitt, der stark blutete, aber eben nicht stark genug. Zusammengekrümmt, das Messer in Reichweite, lag sie auf den Futons, doch ihre Hand

vermochte es nicht zu ergreifen, und jedesmal, wenn sie es versuchte, entglitt es ihrem Griff, während sie die ganze Zeit weinte, keuchte und würgte, um Vergebung flehte und schrie: Helft mir... helft mir... helft mir...

»Sie war über jeden Wunsch, leben zu wollen, hinaus, Furansusan«, berichtete Raiko traurig. »Ich habe zuviel davon gesehen, um das nicht zu erkennen. Wenn sie diesen Versuch überlebt hätte, sie hätte es immer wieder versucht, ohne Ende. In dieser Welt, ganz sicher aber in der unseren, kommt eine Zeit, da es gut und weise ist, ins Jenseits zu gehen. Wir erlösen Tiere von ihren Qualen; also ist es richtig, einem Menschen denselben Ausweg zuzugestehen. Darum haben wir ihr geholfen. Wir haben sie beruhigt, gesäubert, aufgerichtet, und sie hatte noch Zeit genug zu sagen: *Namu Amida Butsu*, dann habe ich ihr das Messer an die Kehle gesetzt, und Hana ist friedlich hineingefallen. So ist sie gestorben.«

»Dann haben Sie... sie getötet... mit... mit getötet?«

»Das war meine Pflicht als Mama-san«, antwortete Raiko schlicht. Abermals zögerte sie, seufzte. Keine Notwendigkeit für weitere Tränen. Die sind schon lange vergossen worden. Mir sind keine mehr geblieben. Wie oft habe ich, als ich in ihrem Alter war und mein Leben sowie die Art haßte, wie ich meinen Reis verdienen mußte, an denselben Ausweg gedacht, mir mehr als einmal sogar die Handgelenke aufgeschnitten, nur um von meiner Mama-san gerettet zu werden, die mich, wenn es mir wieder gut ging, unbarmherzig verprügelte. Aber sie hatte recht, meine Mama-san, genau wie ich recht hatte, denn sie wußte, daß ich es nicht so ernst meinte wie Hana, und nun kann ich mich nicht einmal mehr an das Gesicht des Jungen erinnern, den sie mir verboten hatte, nur daran, daß er ein Dichter war. »Bevor sie starb, bat Hana mich, Sie in ihrem Namen noch einmal um Entschuldigung zu bitten. Sie zu bitten, ihr zu verzeihen.«

»Sie... können Sie es... verzeihen, verzeihen?«

Welch eine seltsame Frage, dachte sie verwirrt. »Daß Hana wie eine Kirschblüte vom letzten Jahr war, vom Wind verweht, braucht man nicht zu verzeihen. Nur ein Blütenblatt der Weidenwelt. Sie existierte, und auch nicht. Verstehen Sie?«

Völlig durcheinander nickte er, verstand nicht alle Worte, verstand aber, was sie getan hatte, und warum. Er haßte sie und segnete sie, war erleichtert und traurig und von Selbstmordgedanken ebenso erfüllt wie von Hoffnung. »Drei Männer, drei, vor mir. Wer?«

»Ich weiß es nicht, tut mir leid, nur, daß sie Japaner waren. Ehrlich«, erklärte sie ihm mit ruhigem Blick und verbarg die Namen im tiefsten Herzen, um sie, falls nötig, für oder gegen die Bakufu zu benutzen. »Was die hier betrifft ...« Sie öffnete die Hand, und die Perlen schimmerten im Licht der Öllampen. »Einigen wir uns darauf, daß ich dir ein Drittel des Erlöses aus dem Verkauf gebe, dazu alle Medizinen und was immer sonst nötig ist. Ein Drittel wäre...« Sie hielt inne, als sie plötzlich *Freund in Drunk Town* begriff.

Die Medizin ist für die Frau, die den Tai-Pan heiraten wird, dachte sie aufgeregt. War sie es nicht, die gestern angeblich Schmuck verloren haben soll? Das muß sie sein, die Perlen sind die Bestätigung... Und wenn sie es ist, eeee, muß die Abtreibung ohne seine Zustimmung und ohne sein Wissen stattfinden, sonst wäre mit Sicherheit Jami-san der Vermittler und nicht Furansu-san.

»Ein Drittel ist fair«, behauptete sie und wollte selbstgefällig hinzusetzen: für die Gai-Jin-Frau, die den Tai-Pan heiraten wird. Doch als sie sah, wie deprimiert Furansu-san in seine Tasse starrte, sah sie keinen Grund, ihn jetzt schon wissen zu lassen, daß sie erraten hatte, wer »sie« war.

Eeee, der heutige Abend ist äußerst gewinnbringend verlaufen, dachte sie voller Genugtuung. Die Kenntnis von einer geheimen Abtreibung bei einer so wichtigen Dame zu verschweigen oder an den Mann zu bringen, könnte überaus wertvoll sein, für die Dame



selbst, vor oder nach der Hochzeit, für diesen Tai-Pan, der so reich ist wie Adachi von Mito, vor oder nach der Hochzeit, ja sogar für einen seiner zahlreichen Feinde.

Zweitens habe ich durch Hiraga diesen Taira fest an Fujikos Jadedtor gefesselt – was hat dieses Mädchen nur an sich, daß es so anziehend auf die Rundaugen wirkt? Und drittens ist mir die Lösung für Furansu-san, meinen kostbaren Gai-Jin-Spion, eingefallen.

Am liebsten hätte Raiko vor Freude geschrien, aus Vorsicht aber bewahrte sie ihre bescheidene, aufrichtige Miene. »Ein Drittel, Furansu-san?«

Mit leerem Blick sah er sie an und nickte.

»Du hast der Dame gesagt, daß ein gewisses Risiko besteht?«

»Was für Risiko? Raiko sagt, Medizin fast immer gut.«

»Ja, fast immer. Aber wenn die Medizin nicht wirkt, müssen wir... Aber machen wir uns darüber jetzt noch keine Gedanken. Hoffen wir, daß Buddha auf sie herablächelt und daß es ihr Karma ist, eine leichte Entfernung zu haben und sich anschließend der guten Dinge des Lebens zu erfreuen.« Sie sah ihm ruhig in die Augen. »Und Sie auch. *Neh?*«

Er erwiderte ihren Blick.

## 24

*Donnerstag, 8. November*

*L*iebste Colette: Die Wochen sind nur so verflogen, und morgen ist mein ganz spezieller Tag, schrieb Angélique, glühend vor freudiger Erwartung. Ich fühle mich so wohl, daß ich es kaum beschreiben kann. Ich

*schlafe wundervoll, meine Wangen sind rosig, alle machen mir Komplimente, und meine Figur ist besser denn je...* Keine Anzeichen, gar nichts, dachte sie. Nichts. Brüste ein bißchen empfindlich, aber das ist nur Einbildung – und morgen ist dann alles vorbei.

Sie saß, die Zungenspitze zwischen den Lippen, in ihrer Suite mit Blick auf die Bucht und hütete sich, etwas zu schreiben, das sie irgendwie kompromittieren konnte. Welch ein glückliches Omen, daß mein neuer Anfang ausgerechnet auf seinen Tag fällt!

*Morgen ist der Tag des hl. Theodor. Er ist mein neuer Schutzheiliger. Denn durch meine Heirat, Colette, werde ich Britin (nicht Engländerin, weil Malcolm Schotte und nur zum Teil Engländer ist), und der hl. Theodor ist einer ihrer wenigen Heiligen. Auch er wurde vor eintausendzweihundert Jahren Brite (er war Grieche) und stieg zum Erzbischof von Canterbury auf...*

Ihre Stahlfeder zögerte, weil der Name Gespenster aus den Nebeln holte, weigerte sich aber, sie an sich heranzulassen, und so versanken sie wieder in der Tiefe.

*... das heißt, er war so eine Art Papst der Britischen Inseln. Er reformierte die Kirche, verbannte Missetäter und heidnische Praktiken, war unheimlich fromm und gut, vor allem zu den Frauen, wurde achtundachtzig Jahre alt und ein ganz und gar wundervoller Mann der Wahren Kirche. Ich feiere den Tag, indem ich faste; und nach drei Tagen gebe ich dann ein Fest!*

Der Gedanke an Colette und Paris lenkte sie einen Augenblick ab; sie blickte zum Fenster auf das Meer hinaus, das schiefergrau und stürmisch war, mit Schaumkronen, die der scharfe Wind aufpeitschte und hoch auf den Strand hinauflaufen ließ: Kauffahrer lagen vor Anker, Proviantboote wurden be- oder entladen, das einzige Kriegs-

schiff, die Fregatte *Pearl*, prächtig mit ihrem neuen Mast und dem neuen Anstrich, dampfte, soeben von Edo zurückkehrend, auf ihren Ankerplatz zu.

Von all dem nahm Angélique jedoch kaum etwas wahr; ihr Blick war von der rosigen Zukunft versperrt, die die Phantasie ihr vorgaukelte. Hier, in ihrer Suite, war es warm und still, die gut eingepaßten Fenster ließen keinen Luftzug herein, und im Kamin flackerte das Feuer, während Malcolm Struan, Papiere, Briefe und Rechnungen auf dem Schoß und um die Füße auf dem Boden verstreut, in einem riesigen, roten Samtsessel schlummerte. Die Verbindungstür stand offen. Ihre Korridortür war nicht verschlossen. Das hatten sie sich jetzt zur Gewohnheit gemacht. So war es sicherer, hatten sie beide eingesehen; später würden sie noch genügend Zeit haben, allein zu sein.

An manchen Tagen kam er früh und führte seine Geschäfte von ihrem Boudoir aus, bis er um zwölf, kurz vor dem Lunch, ein paar Minuten schlief; manchmal blieb er in seiner Suite, und gelegentlich hinkte er die Treppe hinab ins Parterrebüro. Immer wieder beteuerte er, daß sie dort herzlich willkommen sei, aber sie wußte, daß er das nur aus Höflichkeit sagte. Das Erdgeschoß war die Domäne der Männer. Sie war hochofregut darüber, daß er arbeitete; wie McFay ihr berichtete, waren alle, seit der Tai-Pan die Leitung übernommen hatte, fleißiger, heckten große Pläne aus, und die Compagnie kam so richtig in Schwung...

Genau wie sie. Keine Angst vor morgen. Im Gegenteil, sie freute sich darauf, André abends in der Gesandtschaft zu sehen. Gemeinsam hatten sie sich einen Vorwand ausgedacht, damit sie morgen für drei Tage dorthin zurückkehren konnte, während ihre Räume frisch gestrichen sowie für Fenster und Himmelbett neue Vorhänge aus Seidenstoffen angefertigt wurden, die sie aus den Vorräten im Lagerhaus ausgewählt hatte.

»Aber Angel«, hatte Struan gesagt, »wir sind doch nur noch ein

paar Wochen hier, die Ausgaben sind wirklich nicht...«

Ein Lachen und ein Kuß hatten seine Einwände beschwichtigt. *La*, allmählich fange ich an, ihn zu lieben, und dieses Spielchen, meinen Willen durchzusetzen, beginnt mir so richtig Spaß zu machen.

Lächelnd griff sie wieder zur Feder:

*Liebste Colette, ich habe mehr Energie denn jemals zuvor. Ich reite täglich - keine Ausflüge, obwohl die Niederlassung dadurch beengend wirkt -, aber immer wieder im Galopp über die Rennbahn, zusammen mit Phillip Tyrer, Settry Pallidar, dem besten Reiter, den ich jemals gesehen habe, gelegentlich auch mit französischen und englischen Kavallerie-Offizieren, nicht zu vergessen den armen Marlowe, der sich zwar als äußerst liebenswerter Mensch, aber leider nicht als guter Reiter entpuppt hat. Sie alle sind vor drei Tagen nach Edo aufgebrochen, wo Sir William und die anderen Gesandten DAS TREFFEN mit dem Kabinett der Eingeborenen und ihrem König haben, der Shōgun genannt wird.*

*Malcolm geht es allmählich besser, aber so entsetzlich langsam! Er kann immer noch nur sehr mühsam gehen, ist aber phantastisch - bis auf den Posttag (zweimal im Monat), an dem er auf alles und alle und sogar auf mich wütend ist. Das kommt nur daher, daß ständig Briefe von seiner Mutter kommen (ich fange an, sie zu hassen), die sich bitter darüber beschwert, daß er hier bleibt, statt nach Hongkong zurückzukehren. Vor drei Tagen war es noch schlimmer als sonst, weil einer der Clipper des Noble House eintraf, diesmal mit einem weiteren Brief und einer vom Kapitän persönlich überbrachten mündlichen Botschaft, die lautete: ›Ich würde es begrüßen, Sir, wenn Sie sofort, nachdem wir die spezielle Ladung gelöscht haben, an Bord kommen würden. Wir haben Befehl, Sie und Dr. Hoag unverzüglich nach Hongkong zu begleiten ...‹*

*Noch nie habe ich eine derartige Sprache gehört, Colette! Ich dachte, der arme Malcolm kriegt einen Schlag. Der Kapitän wurde ganz klein und machte sich davon. Und ich habe Malcolm abermals angefleht, mit*

*mir zusammen ihrem Befehl zu gehorchen, aber er hat nur geknurrte: »Wir reisen ab, wann ich es für richtig halte, bei Gott. Ich wünsche, daß du nie wieder davon sprichst!« Yokohama ist äußerst langweilig, und ich würde wirklich gern nach Hongkong in die Zivilisation zurückkehren.*

*Aus Langeweile habe ich so ziemlich alles gelesen, was mir unter die Hände kommt (die Zeitungen, die nicht über Mode und das Pariser Leben berichten, sind wirklich recht interessant, mußte ich zu meiner Überraschung feststellen, aber sie führen mir vor Augen, was für ein Wirrkopf ich selber bin).*

*Schließlich muß ich mich auf die Soireen vorbereiten, die ich für meinen Ehemann geben werde, um seine wichtigen Gäste zu bewirten – und deren Ehefrauen. Also bin ich entschlossen, möglichst viel über Handel, Opium, Tee, Baumwolle und Seidenraupen zu lernen... Aber man muß sehr vorsichtig sein. Als ich zum erstenmal versuchte, von einem Artikel über den traurigen Zustand der französischen Seidenindustrie zu sprechen (deswegen sind die japanischen Seidenraupen so wertvoll), sagte Malcolm: »Zerbrich dir nicht dein hübsches Köpfchen darüber, Angel...« Ich habe kein Wort dazwischenwerfen können, und er war sogar recht ärgerlich, als ich erklärte, Struan's könnte doch in Frankreich eine Seidenfabrik bauen...*

*Ach, Colette, ich wünschte, Du wärst hier, dann könnte ich Dir mein armes Herz ausschütten – Du fehlst mir, fehlst mir, fehlst mir...*

Die in einem Halter aus Knochen steckende Stahlfeder begann zu klecksen. Während sie sorgfältig die Spitze trocknete und reinigte, staunte sie darüber, daß das so leicht und die Feder so gut wie neu war. Vor ein paar Jahren, als allgemein noch Federkiele benutzt wurden, hätte sie ein spezielles Federmesser nehmen, eine neue Spitze zuschneiden und vorsichtig spalten müssen, die dann auch nur ein bis zwei Seiten gehalten hätte, während die in Birmingham hergestellten Mitchell-Federn tagelang hielten und in allen mögli-

chen Größen zu haben waren, je nach Laune und Schreibgewohnheit.

Hinter ihr bewegte sich Struan, erwachte aber nicht. Im Schlaf hat er ein klares Gesicht. Klar und stark...

Die Tür ging auf, und Ah Soh kam herein. »Tiffin, Misse. Sie wollen hier oder unten, heya?«

Struan wurde augenblicklich wach. »Deine Herrin wird hier essen«, sagte er barsch auf kantonesisch. »Ich esse unten, im großen Speisezimmer, und sag dem Koch, er soll dafür sorgen, daß das Essen hervorragend ist.«

»Ja, Tai-Pan.« Ah Soh verschwand.

»Was hast du zu ihr gesagt, Malcolm?«

»Nur, daß du hier oben den Lunch einnimmst. Ich esse unten. Ich habe Dimitri, Jamie und Norbert eingeladen.« Er betrachtete ihre Silhouette vor dem Licht. »Du siehst fabelhaft aus.«

»Danke. Darf ich auch mit unten essen? Das wäre mir wirklich weitaus lieber.«

»Tut mir leid, wir haben Geschäftliches zu besprechen.«

Mühsam stemmte er sich aus dem Sessel, während sie ihm die beiden Stöcke reichte. Bevor er sie ergriff, nahm er sie in den Arm, und sie schmiegte sich mit einem Seufzer an ihn und verbarg ihren Zorn darüber, daß sie wieder einmal hier eingesperrt war: nicht ausgehen konnte, nichts zu tun hatte, höchstens weitere Briefe schreiben, weitere Zeitungen lesen und warten konnte. Langweilig, langweilig, langweilig!

Lim schnitt die ersten der großen Apfelpasteten in Quadrate, schob sie auf feinste Zinnteller, goß reichlich dicke Sahne darüber und servierte sie den vier Herren.

»Großer Gott, woher zum Teufel haben Sie die?« fragte Norbert Greyforth, und Dimitri sagte gleichzeitig ebenso verblüfft: »Ich will

verdammt sein!«

»Die Sahne?« McFay rülpste. »Pardon. Mit herzlichen Grüßen vom Tai-Pan.«

Dimitri schob sich einen Löffel voll in den Mund. »Das letztmal hab ich vor sechs Monaten Sahne gegessen, in Hongkong. Verdammt noch mal, das schmeckt! Ist dies ein neuer Exklusivservice des Noble House?«

Malcolm lächelte. »Vor ein paar Tagen hat unser letzter Clipper drei Kühe eingeschmuggelt. Wir haben sie bei Nacht an Land gebracht und mit Hilfe des Army-Quartiermeisters zwischen den Pferden versteckt. Damit wollten wir vermeiden, daß sie entführt wurden oder der Jappo-Zoll Fragen stellte. Jetzt werden sie Tag und Nacht bewacht.« Er konnte seine Genugtuung über die Wirkung der Sahne nicht verbergen, aufgetischt nach reichlichen Mengen von Rindfleisch, Bratkartoffeln, frischen Gemüsen, einheimischer Fasanenpastete, französischem und englischem Käse – mit Bier, Château Haut-Brion '46, einem guten Chablis und Portwein. »Wenn sie sich hier akklimatisieren, wollen wir eine Herde züchten und eine Meierei einrichten – einen Ableger unserer Meierei in Hongkong. Das war Jamies Idee, und die Produkte kann natürlich jeder kaufen.«

»Zu den üblichen ›noblen‹ Preisen?« erkundigte sich Norbert sarkastisch, eindeutig verärgert, weil er von diesem neuen Struan-Unternehmen nicht längst unterrichtet worden war.

»Mit einem gewissen Profit, aber einem vernünftigen«, korrigierte ihn Struan. Den Befehl, die Kühe von Hongkong hierher zu verfrachten, hatte er sofort nach seiner Ankunft gegeben. »Noch etwas, Dimitri?«

»Danke. Großartige Pastete, Male!«

»Was hören Sie von zu Hause?« fragte Jamie, um die Atmosphäre zwischen Struan und Norbert Greyforth zu entspannen.

»Nur Schlechtes, Furchtbares. Beide Seiten kämpfen – mit Geweh-

ren und Fernkampfgeschützen – Scheiße, das Töten ist schlimmer denn je, ich fürchte, die Neue Welt ist völlig verrückt geworden.«

»Die ganze Welt ist verrückt geworden, alter Freund«, behauptete Norbert. »Doch für die Glücklichen bedeutet Krieg gute Geschäfte, das ist eine Tatsache«, ergänzte er dann, um Struan zu reizen. »Brock's hat so viel Hawaii-Zucker, wie Sie nur wollen – zu einem vernünftigen Preis.«

»Wäre wirklich eine Abwechslung, wenn mal was vernünftig wäre«, bemerkte Dimitri leichthin. Er wußte von den riesigen Verlusten, die Struan's wegen Tyler und Morgan Brocks Coup erleiden würde, aber das berührte ihn nicht. Der Krieg der beiden geht mich nichts an, ich habe meine eigenen Sorgen. Lieber Gott im Himmel, wie soll das enden? »Krieg ist niemals gut für die Menschen. Verdammt, die Kosten werden unvorstellbar sein. Haben Sie gehört, daß Lincoln gerade seine verdamnte Einkommensteuer durch den Kongreß geboxt hat, um die Kosten des Krieges zu decken?«

Alle Löffel hielten inne. »Wie hoch ist der Prozentsatz?«

»Drei Cent pro Dollar«, antwortete er so angewidert, daß alle lachten.

»Sind Sie sicher?«

»Hab ich heute per Sondermeldung von der *Calif Belle* erfahren.«

»Drei Prozent? Da haben Sie aber verdammt Glück, Dimitri«, sagte Jamie, der seinen Teller fast geleert hatte. »Ich hatte eigentlich fünfzehn erwartet.«

»Sind Sie verrückt? Das hätte eine Revolution gegeben.«

»Sie haben doch schon eine. Wie dem auch sei, drei Prozent ist dasselbe wie bei uns, aber die Ihre gilt nur für drei Jahre, das ist... Moment mal«, sagte Jamie; dann hob er die Stimme: »Das hat Lincoln jedenfalls versprochen; laut dem letzten *Frisco Chronicle* hat er geschworen, daß die Steuer, falls der Kongreß zustimmt, nur für drei Jahre gelten soll. Drei Jahre.«

»Stimmt, aber Sie kennen doch die verdamnten Politiker, Jamie.



Sobald sie eine Steuer durch den Kongreß oder das Parlament gebracht haben, werden sie sie nie wieder zurücknehmen. Verdammt soll er sein, dieser Kongreß, Rechtsverdrehler, allesamt. Drei Prozent, das ist nur der Anfang.«

»Da haben Sie recht«, begann Norbert ebenso erbost. Und dann, zu Lim: »Ja, ich möchte noch ein Stück und eine schöne Portion Sahne. Sie haben recht mit den verdamnten Steuern! Verdamnter Pitt, warum mußte er die Einkommensteuer erfinden! Der hat doch dasselbe versprochen und wieder zurückgenommen, wie Lincoln es mit Sicherheit auch tun wird. Lügner sind sie, die Politiker, aber Robert Peel hätte man wirklich auspeitschen müssen.«

»Robert Peel, der die Polizei gegründet hat, die Peeler?« erkundigte sich Dimitri und nahm sich noch einen Löffel Sahne.

»Genau der. Die Peeler waren eine gute Idee, obwohl sie nicht allein seine war. Und hier könnten wir zweifellos auch so was gebrauchen. Aber Einkommensteuer? Ungeheuerlich!«

»Peel war ein guter Premierminister«, warf Malcolm ein. »Er...«

Norbert fiel ihm absichtlich ins Wort. »Wir hatten diese verdammte Steuer nur zweimal während der Napoleonischen Kriege für kurze Zeit, gut und schön, aber dann wurde sie '15, unmittelbar nach Waterloo, widerrufen, und zwar, bei Gott, für immer. Nur daß der Affenarsch Peel sie '41 mit sieben Pence pro Pfund wiedereingeführt hat, also drei Prozent, wie Jamie sagte. Und nur für drei Jahre. Er hat sein Versprechen nicht gehalten, er nicht und all die anderen Schweine nicht, die seine Anhänger waren. So wird es ewig Weitergehen, und ich wette zwanzig Guineas gegen einen krummen Farthing, daß Lincoln sein Versprechen auch nicht halten wird. Sie sitzen in der Patsche, Dimitri, alter Knabe. Wir auch, wegen Peel. Diesem dämlichen Schwein«, ergänzte er bewußt, um Struan zu ärgern, obwohl er insgeheim dessen Urteil über Peel hundertprozentig zustimmte.

Struans gute Laune verpuffte. »Brandy, Lim. Und dann schließt

du die Tür!« Lim schenkte allen reichlich ein und scheuchte die vier livrierten Diener hinaus.

Norbert rülpste. »Die Sahne war gut, Jung-Malcolm. Und nun – wem oder welchem Umstand verdanken wir das Vergnügen dieses Festessens?«

»Einer Tatsache, die alle Händler betrifft. Daß Sir William uns von der Zusammenkunft mit dem Shōgun und den Bakufu ausgeschlossen hat.«

»Ich stimme zu, der Mistkerl sollte gehängt werden. So was hab ich mein Lebtag noch nicht gehört!«

»Ja«, sagte Struan. »Wir hätten wenigstens einen Vertreter dort haben müssen.«

»Richtig«, stimmte Dimitri grimmig zu, obwohl seine Gedanken fast nur in der Heimat weilten, wo ein Bruder schon gefallen war und überall Hungersunruhen aufflammten. »Unser Mann ist ja recht gut, aber er ist ein Yankee. Ich habe den Vorschlag gemacht, mich zum Vertreter zu ernennen, aber die haben darauf geschissen. Was hatten Sie denn so im Sinn, Male?«

»Eine gemeinsame Abordnung, um sicherzustellen, daß so etwas nicht noch einmal passiert, eine Beschwerde beim Gouverneur und...«

»Stanshope ist ein Esel«, erklärte Norbert mit verkniffenem Lächeln. »Aber er wird tun, was Ihre Mama will.«

»Er ist nicht unsere Marionette, falls Sie das damit sagen wollten«, widersprach Struan mit Blicken, die ebenso kalt waren wie seine Stimme.

»Marionette oder nicht«, mischte sich Dimitri ein, »wird er Wee Willie feuern?«

»Nein«, sagte Struan. »Das muß von London kommen. Ich hatte mir gedacht, wenn William nicht zustimmt, daß wir in Zukunft an allen Verhandlungen teilnehmen, werden wir Stanshope nahelegen, unsere Teilnahme zur offiziellen Politik zu erheben – und das kann

er, denn schließlich sind wir es, die die Steuern bezahlen und mit den Chinesen verhandeln – warum also nicht hier? Gemeinsam könnten wir das Ziel erreichen. Norbert?»

»Dieser Mistkerl wird allem zustimmen, was ihm das Leben leichter macht, und es wird uns einen Dreck helfen.« Sein Gesicht verzerrte sich. »William ist nicht unser einziges Problem. Da ist noch der Admiral. Wir brauchen einen neuen Admiral. Das ist weit wichtiger, als William auszuschalten. Er ist es doch, der die Schweine nicht beschießen will, wie er es sollte. Er ist es, nicht William – das sieht doch wohl der Dümme.« Norbert kippte seinen Brandy, füllte sein Glas auf und tat, als bemerke er nicht, daß sein Giftpfeil Struan getroffen und McFay geärgert hatte. »Noch einmal, Kompliment für die Sahne, aber der Brandy ist wahrhaftig nichts wert. Darf ich Ihnen ein Fäßchen von unserem Napoleon schicken?«

Mühsam hielt Struan sein Temperament im Zaum. »Warum nicht? Vielleicht ist er tatsächlich besser. Ist Ihre Lösung ebenfalls besser?«

»Meine Lösung ist bekannt«, entgegnete Norbert scharf. »Wir verlangen, daß sie uns Canterburys Mörder und die Entschädigung übergeben, und wenn nichts geschieht, werden wir drei Tage später Edo plattlegen. Wie oft muß ich es noch sagen? Aber die Idioten, mit denen wir's hier zu tun haben, wollen keine ganz normalen Vergeltungsmaßnahmen ergreifen, obwohl das die einzigen Maßnahmen sind, die diese Eingeborenen – oder, was das betrifft, alle Feinde – kapieren. Und bis die Navy entsprechend handelt, ist jeder einzige von uns hier in Gefahr. Bei Gott!«

Das Schweigen wurde lastend. McFay ließ sich seine Gedanken nicht anmerken; er fürchtete, daß Struan sich mit diesem weit älteren und erfahreneren Mann anlegen würde, war enttäuscht, daß Norberts Antwort nicht schon von Struan in seine Eröffnungssalve aufgenommen worden war, und verärgert darüber, daß man ihn nicht über den eigentlichen Grund für dieses Treffen aufgeklärt hat-

te, damit er Gelegenheit hatte, ein paar vorsorgliche Ratschläge zu erteilen. »Das mag sein, wie es will, Norbert, aber stimmen Sie zu, daß Sie, Dimitri und der Tai-Pan die Mehrheit vertreten und Wee Willie aufsuchen sollten, sobald er zurückkommt?«

»Aufsuchen ist schon recht, aber erreichen werden wir damit nichts.« Angeregt von dieser Konfrontation trank Norbert noch einen Brandy. »Ich weiß genau, was Mr. Brock, ein echter Tai-Pan, und Sir Morgan dazu sagen würden: Tyler Brock würde auf gut angelsächsisch sagen, daß der Admiral der Schmarotzer im Holzhafen und William ein arroganter kleiner Bastard ist, der sich nie ändern wird, daß er sich Stanshope, der nicht weniger dämlich ist, vorknöpfen und mit der nächsten Post unseren lieben Parlamentsmitgliedern schreiben wird, daß sie den anderen die Hölle heiß machen sollen.« Beim Sprechen steckte er sich eine Zigarre an und sagte durch den Rauch mit Hohn in der Stimme: »Und dann wird er hinzusetzen, daß das Ganze, obwohl unsere Freunde einflußreicher sind und mehr tun werden als Ihre, inzwischen ein Sack voll Furze ist, weil es nämlich fünf bis sechs Monate dauert, und dann würde er sagen: ›Bewegt euren Arsch aus eurem gottverdammten Sessel, ihr seid verantwortlich, bei Gott, ihr müßt das Problem lösen, sonst werde ich persönlich nach Japan kommen und ein paar Köpfe rollen lassen.««

Eine Woge von Zorn stieg in Struan auf, und eine Andeutung latenter Angst machte sich bemerkbar, wie jedesmal, wenn er Tyler Brocks Namen hörte, in den Zeitungen von ihm las oder ihn in den Straßen von Hongkong oder beim Pferderennen sah. »Und wie lautet die Lösung?«

»Ich habe keine.« Norbert rülpste unhöflich. »Wie Ihr heimlicher Jappo und seine Schürflizenzen, die Sie niemals bekommen werden.«

Struan und McFay starrten ihn sprachlos an.

Zwei Wochen zuvor hatte Vargas ihnen aufgeregt zugeflüstert,

daß einer ihrer Seidenlieferanten im Auftrag von Lord Ota an ihn herangetreten sei, der den Tai-Pan heimlich treffen wolle, »um über die Erteilung einer exklusiven Goldschürflizenz auf seinem Gebiet zu sprechen, die sich auf den größten Teil von Kwanto erstreckte, die Region, in der die meisten Ebenen und Berge rings um Edo liegen – im Austausch gegen Handelswaren: Waffen«.

»Perfekt!« hatte Struan geantwortet. »Wenn das ehrlich gemeint ist, könnte es einen wichtigen Durchbruch für uns bedeuten. Eh, Jamie?«

»Wenn es echt ist, unbedingt!«

»Hier, sehen Sie! Das ist ihre Vollmacht.« Vargas hatte ihnen ein Blatt feinstes Reispapier gezeigt, das mit Reihen von Schriftzeichen bedeckt und kunstvoll gesiegelt war. »Das da ist Lord Otas Siegel, das hier das Siegel eines *roju*, Lord Yoshi. Zwei Bedingungen sind daran geknüpft: daß die Zusammenkunft in Kanagawa stattfindet und daß alles vor den Bakufu geheimgehalten werden soll.«

»Aber warum? Und warum Kanagawa? Warum nicht hier?«

»Sie haben nur gesagt, daß sie sich dort treffen müßten. Betont haben sie dagegen, daß sie bei Nacht in die Kanagawa-Gesandtschaft kommen werden. Das Treffen könne dort stattfinden.«

»Es könnte eine Falle sein, Tai-Pan«, hatte Jamie gewarnt. »Denken Sie daran, daß Lim Eins dort umgebracht wurde, und diese Mörder...«

Malcolms freudige Erregung war vergangen, aber er hatte die Erinnerung beiseite geschoben. »Die Soldaten dort werden uns beschützen.«

»Sie garantieren dafür, daß ihre Abgesandten unbewaffnet sein werden«, hatte Vargas gesagt. »Nur ihre Forderung nach Geheimhaltung haben sie nachdrücklich betont, Senhor.«

»Es ist zu riskant für Sie, Tai-Pan«, hatte Jamie gesagt. »Ich werde mit Vargas hingehen, der kann dann auch gleich dolmetschen.«

»Tut mir leid, Senhor McFay«, hatte Vargas gesagt, »aber sie wol-

len mit dem Tai-Pan persönlich sprechen. Anscheinend besteht keine Notwendigkeit für einen Dolmetscher – sie werden jemanden mitbringen, der Englisch spricht.«

»Es ist zu gefährlich, Tai-Pan!«

»Ja, aber eine Gelegenheit, die wir nicht verpassen dürfen, Jamie. So etwas ist noch keinem von uns jemals geboten worden. Wenn wir dieses Geschäft abschließen können – im geheimen, und das wäre noch besser –, haben wir einen Riesenschritt vorwärts getan. Wie lauten die Bedingungen, Vargas?«

»Davon haben sie nichts gesagt, Tai-Pan.«

»Macht nichts. Akzeptieren Sie die Einladung; wir werden uns so bald wie möglich mit ihm treffen. Eine Bedingung: Ich werde Mr. McFay mitbringen. Jamie, wir nehmen das Boot, sorgen Sie dafür, daß mich in Kanagawa eine Sänfte erwartet.«

Das Treffen war schnell und unschicklich direkt verlaufen. Zwei Samurai. Einer, der sich Watanabe nannte, sprach eine Mischung aus englischem und amerikanischem Slang; sein Akzent war amerikanisch: »Herr Ota wünscht zwei Prospektoren. Experten. Sie dürfen sich frei auf seinem Land bewegen – mit Führern. Keine Waffen. Er garantiert für ihre Sicherheit, stellt ihnen trockene Unterkünfte zur Verfügung, Lebensmittel, so viel Saké, wie sie nur trinken können, und Frauen. Ein Einjahresvertrag. Sie selbst dürfen die Hälfte des Goldes behalten, das die Männer finden, dafür müssen Sie die Schürfgeräte stellen sowie Aufseher, die seine Männer einarbeiten, falls sie auf Gold stoßen. Sie werden den Verkauf übernehmen. Falls Sie erfolgreich sind, wird er den Vertrag für ein zweites Jahr, ein drittes und mehr verlängern – falls das Noble House gut bezahlt. Einverstanden?«

»Die Männer sollen nur nach Gold graben?«

»Selbstverständlich Gold. Er besitzt eine kleine Mine, sagt Herr Ota; möglich, daß es in der Nähe noch mehr gibt, eh? Sie übernehmen den Verkauf. Die Männer müssen gut sein, müssen auf

kalifornischen oder australischen Feldern gearbeitet haben. Einverstanden?»

»Einverstanden. Ich brauche Zeit, um passende Männer zu finden.«

»Wie lange?»

»Zwei Wochen, wenn sie in der Niederlassung zu finden sind – sechs Monate, wenn wir sie aus Australien oder Amerika holen müssen.«

»Je eher, desto besser. Und nun: Wie viele Gewehre haben Sie jetzt sofort in Yokohama zu verkaufen?»

»Fünf.«

»Herr Ota kauft sie, und dazu sämtliche Choshu-Gewehre, über die Sie verhandelt haben, sobald sie eintreffen. Zum selben Preis.«

»Aber die sind bereits verkauft. Wir könnten ihm andere liefern.«

»Herr Ota will die Choshu-Gewehre – unbedingt. Er bezahlt denselben Preis. Alle Choshu-Gewehre, verstanden? Und alle, die er sonst noch kriegen kann. In Nippon verkaufen Sie nur an ihn, verstanden? Ebenso Kanonen und Schiffe – soviel Sie kriegen können. Er bezahlt in Gold. Je mehr Sie finden, desto mehr gehört Ihnen.«

Weder Struan noch McFay vermochten den Mann zu bewegen, von seiner Position abzuweichen. Schließlich hatte sich Struan einverstanden erklärt und ein weiteres Treffen in einem Monat vereinbart, bei dem Struan einen einfachen Vertrag, in dem ihre Garantien aufgeführt waren, sowie Dossiers über die beiden Männer vorlegen sollte. Als die Samurai gegangen waren, hatten sie einander beglückwünscht, und Struan hatte gesagt: »Jamie, Sie werden die beiden in Drunk Town aufreiben. Beeilen Sie sich, um Gottes willen, und seien Sie vorsichtig, damit Norbert nichts davon erfährt.«

»Überlassen Sie nur alles mir.«

Innerhalb weniger Tage hatte McFay zwei qualifizierte Männer gefunden, einen Amerikaner und einen Zinnschürfer aus Cornwall, die beide auf den Goldfeldern bei Suiter's Mill in Kalifornien und

den Funden von Anderson's Creek in Australien gearbeitet hatten. Morgen sollten die beiden ihre Ausrüstung vervollständigen und die Einzelheiten ihres Vertrags aushandeln, und nun mußten Struan und McFay voller Entsetzen hören, wie Norbert Greyforth sagte: »Ich habe dieses Geschäft gemacht, Jung-Malcolm, es ist abgeschlossen, also vergessen Sie's – und diese Schürf-Strolche ebenfalls, die haben sich auf fünf Jahre bei Brock and Sons verdingt.«

»Sie haben was?« keuchte Struan.

Norbert lachte. »Der frühe Vogel fängt den Wurm, alter Junge. Ich habe Ihr Angebot verbessert und sie bereits zu Samurai Watanabe nach Edo in Marsch gesetzt. Wo hat dieser Bastard amerikanisches Englisch gelernt? Hat er Ihnen das erzählt? Na, macht nichts. Halbe-halbe für alles Gold, das wir finden, ist ein gutes Geschäft.« Sein Lachen wurde noch verächtlicher. »Was William betrifft, so werde ich mit ihm sprechen, sobald er zurück ist. Dimitri, Sie sind herzlich willkommen, ich werde alles arrangieren.« Mit höhnisch gekrauster Oberlippe sah er Struan an. »Und da Sie nicht dasein werden, werde ich Jamie mitnehmen.«

»Was?«

Norbert rülpste abermals. »Ihre Mutter hat Ihnen doch befohlen, mit dem nächsten Schiff nach Hongkong zurückzukehren – oder nicht?«

Jamie errötete. »Also jetzt hören Sie mal, Nor...«

»Halten Sie sich da raus, Jamie«, fauchte Struan. »Ich rate Ihnen, Norbert, Ihre Worte sorgfältiger zu wählen.«

»Ach wirklich, mein guter Junge? Ich hab doch richtig gehört, daß sie Sie zurückbefiehlt, daß Ihr Kapitän den Befehl hat, Sie mitzubringen?«

»Einen Dreck geht Sie das an! Ich rate Ihnen gut...«

»Alles, was Yokohama betrifft, geht mich verdammt noch mal was an!« fuhr Norbert auf. »Und wir nehmen keinen Rat von irgend jemandem bei Struan's hin, schon gar nicht von einem jungen



Welpen, der noch nicht trocken hinter den Ohren ist.«

McFay sprang auf, und Struan schüttete Norbert seinen Brandy ins Gesicht.

»Großer Gott...«

»Das nehmen Sie sofort zurück, Norbert!« schrie Struan, während Dimitri und Jamie McFay noch sprachlos über diese Eskalation waren. »Sie nehmen es zurück, oder ich verlange Satisfaktion, bei Gott!«

»Pistolen bei Tagesanbruch?« höhnte Norbert, der sich über diese Entwicklung freute. So unvermittelt, daß die Gläser in Scherben fielen, riß er das halbe Tafeltuch an sich, um sich das Gesicht zu trocknen. »Entschuldigen Sie das Malheur, aber Sie beide sind Zeuge dafür, daß ich nichts als die Wahrheit gesagt habe!«

»Entschuldigen Sie sich – ja oder nein?«

Norbert stützte beide Hände auf den Tisch und starrte wütend auf Malcolm Struan hinab, der seinen Blick, schneeweiß vor Zorn, ebenso wütend erwiderte. »Sie *wurden* zurückbefohlen, Sie *sind* zwanzig und damit juristisch minderjährig, und das bedeutet noch nicht trocken hinter den Ohren. Und hier ist noch eine andere Wahrheit: Mit einer Hand auf den Rücken gefesselt, könnte ich Ihnen den Kopf wegschießen oder absäbeln, Sie aber können nicht mal aufrecht stehen. Wie also wollen Sie sich da duellieren, eh?« Seine Stimme spie Verachtung. »Sie sind ein Krüppel, Jung-Malcolm, und das ist die heilige Wahrheit! Und hier ist noch eine: Ihre Ma regiert bei Struan's, seit Jahren schon, und sie ruiniert die Compagnie in Grund und Boden – fragen Sie Jamie oder alle, die ehrlich genug sind, Ihnen das zu bestätigen. Sie können sich Tai-Pan nennen, aber das sind Sie nicht, und Sie sind auch nicht Dirk Struan, Sie sind nicht der Tai-Pan und werden es auch niemals sein! Der Tai-Pan ist Tyler Brock, bei Gott, und wir werden noch vor Weihnachten das Noble House sein. Duell? Sie sind verrückt, aber wenn Sie unbedingt wollen – von mir aus jederzeit.« Damit mar-

schierte er hinaus. Krachend fiel die Tür ins Schloß.

»Ich möchte... Ich möchte, daß Sie beide meine Sekundanten sind«, erklärte Malcolm, zitternd vor Wut.

Dimitri erhob sich tieferschüttert. »Sie sind wahnsinnig, Male. Duelle sind verboten, aber okay. Vielen Dank für den Lunch.« Damit ging er.

Struan versuchte ruhiger zu atmen; sein Herz schmerzte. Er blickte zu McFay auf, der ihn anstarrte, als sei er ein Fremder. »Ja, Jamie, es ist Wahnsinn, aber Norbert ist der Beste von Brock and Sons, er hat Sie übertölpelt und...«

»Es tut mir leid, daß...«

»Mir auch. Aber eine weitere Wahrheit ist, daß ich niemandem etwas von den Goldgräbern erzählt habe; und da Vargas nichts von ihnen wußte, muß das Leck bei Ihnen liegen. Sie sind der Beste, den wir in der Compagnie haben, aber Norbert wird uns hier begraben. Eine Kugel in den Kopf – das ist die einzige Möglichkeit, ihn fertigzumachen –, ihn und jeden einzelnen von diesen gottverdammten Brocks.«

Nach einer Pause sagte McFay: »Tut mir leid, daß ich versagt habe, wirklich, sehr sogar, aber... aber tut mir leid, ich will weder etwas mit einem Duell zu tun haben noch mit Ihrer Vendetta. Es ist Wahnsinn.«

Struans Gesicht wurde noch weißer. »Reden wir von Ihnen. Entweder Sie halten Ihren heiligen Eid, mich zu unterstützen, oder, bei Gott, Sie sind wirklich erledigt. Sie haben drei Tage.«

Etwas früher an diesem Morgen war Settry Pallidar mit einem Trupp Dragoner dem Zug über die Brücke vorausgeritten, die über den ersten Graben der Burg Edo führte.

Mit klappernden Hufen ritten sie zwischen den dichten Reihen unbeteiligt dreinblickender, uniformierter Samurai – Tausende von

anderen hatten die Straßen gesäumt – über die Zugbrücke, unter den Fallgittern einher und durch das schwere, eisenbeschlagene Tor. Ihnen voraus schritten ihre Führer, eine Masse von Samurai, in den Händen drei Meter hohe Banner mit den Insignien der *roju*, den drei verschlungenen Kirschblüten.

Hinter den Dragonern kam ein halbes Hundert Highlander, deren Zwanzig-Mann-Kapelle mit dem riesigen Tambourmajor die Dudelsäcke erklingen ließ, sodann die Gruppe der Gesandten mit ihrem Stab, alle beritten, die Gesandten in Galauniform – Dreispitz, Zierdegen, Cape oder Gehrock gegen die steife Brise –, bis auf den Russen, der eine Kosakenuniform mit Cape trug und das beste Pferd von Japan ritt, einen braunen Hengst, der über eine persönliche Truppe von zwanzig Stallburschen verfügte, die ihn hegten und pflegten und mit ihrem Leben schützten. Sir William wurde von Phillip Tyrer und Johann begleitet, Henri Seratard von André Poncin. Eine Kompanie Rotröcke bildete den Schluß.

Zwei kleine, gespannte Kanonen auf Lafetten blieben mit ihren Besatzungen auf der anderen Seite der Brücke zurück. Sie waren der Grund für ein tagelanges Gerangel gewesen, denn Sir William pochte darauf, daß Salutkanonen aus Höflichkeit den Majestäten gegenüber üblich, und die Bakufu darauf, daß alle Gai-Jin-Waffen verboten und eine Beleidigung ihres hochverehrten Shōgun seien. Der nach einer Woche zäher, von Sir William geführter Verhandlungen erreichte Kompromiß lautete, daß die Kanonen vor der Brücke halt machen mußten und der königliche Salut erst dann geschossen werden durfte, wenn alle *roju* einstimmig die offizielle Genehmigung dazu erteilten. »Keine Munition darf an Land gebracht werden, tut uns leid...«

Dieses wichtige Problem wurde mit Hilfe des französischen Admirals gelöst, der während einer dieser endlosen Sitzungen das Flaggschiff näher an die Küste heranmanövrierte, um eine nicht allzu präzise gezielte Breitseite von Granaten und Kanonenkugeln

nach der anderen abzufeuern, die knapp über die Stadt hinausflogen und, ohne Schaden anzurichten, in den Reisfeldern dahinter landeten, die Japaner aber, die sich in Hörweite befanden, nichtsdestoweniger zu Tode ängstigten.

»Wenn wir keine Munition an Land bringen dürfen«, erklärte Sir William liebenswürdig, »werden wir den Salut von See aus schießen müssen, so wie jetzt – wir hatten ihn zwar gebeten, Salutkartuschen zu nehmen, aber irgendwie muß er uns mißverstanden haben, andere Sprache, verstehen Sie –, und es täte mir leid, wenn er zu kurz zielen und ein Schuß Ihre schöne Stadt treffen würde, aber das ist dann Ihre Schuld. Das werde ich natürlich in allen Einzelheiten Ihrem Kaiser Komei erklären müssen, denn die Kanonade und das Tragen unserer Gewehre zu Ehren königlicher Hoheiten ist nur ein Zeichen des Respekts vor Ihrem Shōgun. Und wenn wir ihn sehen, Ihren Kaiser Komei, werde ich den Besuch, den ich Ihnen zuliebe dreimal verschoben habe, selbstverständlich im selben Moment umdisponieren, da meine noch mächtigere Flotte hierher zurückkehrt, nachdem sie den größten Teil der chinesischen Küste zerstört hat, wo jene widerlichen Piraten hausen, die die Unverschämtheit besaßen, ein kleines britisches Schiff zu kapern!«

Der Widerstand der Bakufu brach zusammen. Also wurden alle Gewehre geladen, und allen Soldaten wurde eingeschärft, daß es ihnen, obwohl es zum Kampf kommen könne, unter allen Umständen und unter Androhung härtester Strafen verboten sei, die Japaner zu provozieren. »Was ist mit der H.M.S. *Pearl*, Sir William?« hatte der General auf der letzten Besprechung gefragt.

»Die kann mich und meine Begleitung nach Edo bringen und dann hierher zurückkehren, für den Fall, daß unsere Gastgeber einen Überfall auf die Niederlassung inszenieren, während wir fort sind. Sie kann die Evakuierung decken.«

»Großer Gott, Sir, wenn Sie so etwas für möglich halten, warum setzen Sie sich dieser Gefahr aus?« hatte der General beunruhigt ge-

fragt. »Die anderen Gesandten, nun, die wären kein Verlust, aber Sie, Sir – wenn Ihnen etwas zustößt, wäre das ein internationaler Zwischenfall. Krieg! Schließlich, Sir, vertreten Sie das Empire! Sie sollten sich nicht in Gefahr bringen.«

»Das ist das Berufsrisiko, mein lieber General.«

Sir William lächelte vor sich hin, wenn er daran dachte, daß er das ironisch gemeint, der General aber weise genickt und es für die Wahrheit gehalten hatte. Der Ärmste ist ein Idiot, aber das gehört zweifellos zu seinem Beruf. Dann schlug er sich all diese Gedanken aus dem Kopf, um sich auf die Burg und das bevorstehende Treffen zu konzentrieren, das den Höhepunkt der monatelangen Verhandlungen bilden sollte. Diese wenigen französischen Granaten haben das Wunder bewirkt, dachte er grimmig. Verdammter Ketterer, aber den Depeschen zufolge ist sein Unternehmen in China zum Glück gut ausgegangen, und er wird bald zu uns zurückkehren. Wenn er die Küste von China beschießt, warum nicht auch diese – verdammt soll er sein!

Und verdammt soll diese Burg sein!

Von weitem hatte sie nicht sehr eindrucksvoll gewirkt, aber je näher sie ihr kamen, desto riesiger wurde sie, mit acht Ringen kaserenartiger Bauten an den äußeren Verteidigungsanlagen. Dann die Burg selbst, elegant und wunderschön proportioniert, dachte er, der Burggraben fast zweihundert Meter breit, die hohen Außenmauern zehn bis fünfzehn Meter dick, aus riesigen Granitblöcken aufgetürmt. Selbst unsere Sechzigpfünder könnten denen nichts anhaben, sagte er sich tief beeindruckt. Und drinnen gibt es Gott weiß wieviele Befestigungen, die den Hauptturm umringen. Und eindringen kann man nur mit einem Frontalangriff durch eines der Tore oder über die Mauern, und den Befehl dazu möchte ich wirklich nicht geben. Aushungern? Gott allein weiß, wie viele Vorratslager es hier gibt – und wieviel Militär hier stationiert werden kann. Tausende!

Hinter dem Tor mündete der Weg in eine schmale Durchgangszone, beherrscht von Bogenschützen in den Schießscharten und auf den Brustwehren zehn Meter über ihnen. Das Tor war offen und führte in einen weiteren umschlossenen Hof, dessen Ausgang durch ein weiteres befestigtes Tor in einen weiteren Hof führte, ein Schema, das sich in einem Labyrinth von Durchgängen wiederholte, die letztlich wohl zum zentralen Burgturm führen, eine feindliche Streitmacht aber unweigerlich den Verteidigern hoch oben auf Gnade und Ungnade ausliefern würden.

»Hier sitzen wir ab, Sir William«, sagte Pallidar, der herbeigeritten war und salutierte. Er war Captain der Eskorte. Die unberittenen Samurai-Offiziere in seiner Begleitung zeigten auf eine schwere Tür, die gerade für sie geöffnet wurde.

»Gut. Sie wissen, was Sie zu tun haben?«

»Ja. Aber ich habe nicht die geringste Hoffnung, Sie gegen diese Bogenschützen decken oder uns den Weg hinaus freikämpfen zu können.«

»Ich habe nicht die Absicht, gegen jemanden zu kämpfen, Captain.« Sir William lächelte, wandte sich im Sattel um und gab das Zeichen zum Absitzen. »Eine beachtliche Burg, nicht wahr?«

»Besser als alles, was ich jemals gesehen oder von dem ich gehört habe«, bestätigte Pallidar voll Unbehagen. »Schlägt alles, was von den Kreuzfahrern stammt. Die mächtige Burg der Johanniterritter auf Malta wirkt winzig dagegen. Wunderbar zu verteidigen, aber angreifen möchte ich hier wirklich nicht.«

»Ganz meine Meinung, Phillip!« rief Sir William. »Fragen Sie jemand, wo man hier pinkeln kann!«

Tyrer eilte zu einem Samurai-Offizier, verneigte sich höflich und flüsterte ihm etwas zu. Der Mann knurrte und zeigte auf einen unauffälligen Wandschirm. »Da drüben stehen Eimer, Sir, und ich glaube, er hat gesagt, daß es in den meisten Räumen für den Notfall ebenfalls einen Eimer gibt.«

»Gut. Sollte man immer vor einer Besprechung erledigen. Trotzdem gehört eine starke Blase zu den wichtigsten Attributen eines Diplomaten.« Nachdem Sir William – kräftig – und die anderen Gesandten sich erleichtert hatten, führte er sie durch die Tür: Seratard, Graf Sergejew, von Heimrich, van de Tromp, Adamson und einen Neuen, der mit dem letzten Postdampfer gekommen war, Bürgermeister Fritz Erlicher aus der Confoederatio Helvetica – der Schweiz –, ein bärtiger Riese aus der Hauptstadt Bern, der Französisch, Englisch, Deutsch, Holländisch und viele deutsche Dialekte sprach. Phillip Tyrer und Johann folgten ihm auf dem Fuß, André Poncin begleitete Seratard.

Das Konferenzzimmer war vierzig Quadratmeter groß, mit einer schweren Balkendecke, sehr sauber, sehr zugig, mit Wänden, deren Fenster Schießscharten waren. Teilnahmslose Samurai säumten die Wände. Zwei Reihen zu je sechs Stühlen standen einander am anderen Ende gegenüber. Zahlreiche Türen. Zu ihrer Begrüßung waren nur Bedienstete anwesend. Während Diener kleine Tablets hereintrugen, winkte sie ein reich gewandeter, doch rangniederer Baku-fu-Beamter ohne Verneigung zu den Stühlen und sagte auf holländisch: »Bitte nehmen Sie Platz für den Tee.«

Da Sir William sah, daß Johann in ein Gespräch mit seinem Schweizer Gesandten vertieft war, sagte er gereizt: »Phillip, fragen Sie diesen Burschen, wo die Ältesten, die *roju*, sind.«

Seine Nervosität kaschierend, sich vollauf der Tatsache bewußt, daß alle Blicke auf ihn gerichtet waren, und mit dem dringenden Bedürfnis, sich abermals zu erleichtern, ging Phillip Tyrer zu dem Beamten hinüber und wartete darauf, daß sich der Mann verneigte. Da er das nicht tat, sondern ihn nur anstarrte, sagte er scharf: »Wo bleiben Ihre Manieren? Verneigen Sie sich! Ich bin in meinem Land ein Herr und vertrete diese Hohen Herren!«

Der Mann errötete, verneigte sich tief und murmelte Entschuldigungen. Tyrer war hochzufrieden, daß er Nakama vorsichtshalber

um ein paar wichtige Sätze gebeten hatte. »Wo sind Ihre Vorgesetzten, die *roju*?«

»Ah, tut mir leid, bitte entschuldigen Sie, Herr«, stammelte der Mann. »Sie bitten Sie, hier zu warten und, äh, ein paar Erfrischungen einzunehmen.«

Tyrer verstand nicht alles, begriff aber den Sinn. »Und nach den Erfrischungen?«

»Wird es mir eine Ehre sein, Sie zum Treffpunkt zu bringen«, antwortete der Mann mit niedergeschlagenen Augen.

Und wieder verstand ihn Tyrer, zu seiner größten Erleichterung. Während er Sir William berichtete, was ihm mitgeteilt worden war, spürte er, wie ihm der kalte Schweiß über den Rücken lief, und wußte, daß er bisher einfach Glück gehabt hatte.

Sir William schnaubte verächtlich und beugte sich zu den anderen hinüber. »Ich will verdammt sein, wenn wir hier einfach warten, eh, Gentlemen? Die sind doch längst überfällig – es war vereinbart, daß wir direkt zur Besprechung geführt werden –, ich will verdammt sein, wenn ich hier warte und dieses Zeug trinke, was die als Tee bezeichnen. Gut«, sagte er und setzte unter allgemeinem Beifall hinzu: »Phillip, sagen Sie diesem Burschen, daß wir gekommen sind, um mit den *roju* zu verhandeln. Und genau das wollen wir sofort tun. Augenblicklich!«

»Wie, äh, wie deutlich soll ich, äh, mich ausdrücken, Sir?«

»Mann Gottes, Phillip, wenn ich wünschte, daß Sie langatmig und diplomatisch sind, hätte ich mich langatmig und diplomatisch ausgedrückt. Aufgabe des Dolmetschers ist es, genau das zu übersetzen, was gesagt wurde, und nicht etwa, eine Interpretation abzugeben.«

»Der Hohe Herr sagt: Er will die *roju* jetzt sehen. Sofort!«

Der Beamte war schockiert über diese unhöfliche Offenheit, ein wirklich unerhörter Affront, und steckte in einem Dilemma. Seine Instruktionen waren eindeutig gewesen: Die Gai-Jin sollen warten,



bis eine angemessene ›Gesichtsverlust‹-Zeit verstrichen ist, etwa eine halbe Kerze; dann werden wir eine Nachricht schicken, und Sie werden sie zu uns bringen. Rasch sagte er: »Selbstverständlich werde ich Sie hinbringen – sobald Sie sich erfrischt haben und alles für einen perfekten Empfang vorbereitet ist. Aber es tut mir leid, das wird noch eine Weile dauern, da ihre Hoheiten noch nicht korrekt gekleidet sind, also ist es mir unmöglich, dem ungehörigen Wunsch Ihres Herrn Folge zu leisten, Dolmetscher-san.«

»Bitte noch einmal sagen, nicht schnell«, entgegnete Tyrer nervös. Wieder eine Flut von Japanisch. »Sir William, ich glaube, er sagt, wir müssen warten.«

»Eh? Wieso?«

»Mein Herr sagt, warum warten.«

Noch mehr Japanisch, von dem Tyrer kein Wort verstand, dann ging der Mann zu Holländisch über, und Erlicher mischte sich ins Gespräch, was Sir William und die anderen jedoch nur noch mehr verärgerte. Schließlich sagte Erlicher: »Mir scheint, Sir William, daß die *roju* noch nicht, wie sagt man, ach ja, daß sie noch nicht ganz fertig sind, daß wir jedoch, sobald sie fertig sind, ins Konferenzzimmer gebracht werden.«

»Bitte, erklären Sie diesem, diesem Burschen eindeutig, daß er uns auf der Stelle dort hinbringen soll, daß wir pünktlich sind, daß Besprechungen auf hoher Ebene stets pünktlich beginnen, weil beide Seiten andere wichtige Staatsangelegenheiten zu bearbeiten haben, wie ich es jetzt schon fünfzigmal erklärt habe! Und sagen Sie ihm, er soll sich beeilen!«

Erlicher strahlte und übersetzte unmißverständlich. Und so sehr sich der Beamte auch wand und schließlich sogar bettelte, verneigte er sich dann doch und führte sie so langsam wie möglich durch eine Tür und einen Korridor entlang, nachdem er einen Boten vorausgeschickt hatte, um den Rat von der überraschenden Impertinenz der Gai-Jin zu unterrichten.

Ein weiterer Korridor, dann öffneten Samurai eine unmittelbar vor ihnen liegende riesige Flügeltür. Der Beamte fiel auf die Knie und neigte den Kopf bis auf den Boden. Vier Männer in reichen Seidengewändern saßen, die Schwerter im Gürtel, am anderen Ende des Konferenzzimmers auf einer etwas erhöhten Plattform auf Stühlen. Der mittlere Stuhl war leer. Vor ihnen waren – was alle Gesandten sofort bemerkten – ein wenig tiefer sechs Stühle für die Gesandten aufgestellt, und zwischen den beiden Reihen kniete der offizielle Dolmetscher. Etwa einhundert Samurai-Offiziere knieten im Halbkreis der Tür gegenüber und verneigten sich, als Sir William eintrat. Die vier *roju* verneigten sich nicht.

Sir William und die anderen erwiderten die Verneigung höflich; dann näherten sie sich dem Podium und nahmen ihre Plätze ein: »Ganz gleich, was bei denen hier der Brauch sein mag – Gesandte zivilisierter Nationen werden sich unter keinen Umständen auf die Knie niederlassen und mit der Stirn den Boden berühren, und damit basta«, hatte Sir William energisch erklärt.

Phillip Tyrer, durch Nakama inzwischen ein Experte für Verneigungen, bemerkte, daß es sich, wenn sich die Ältesten verneigten, immer um die Verneigung eines Höhergestellten vor einem Untergebenen handelte. Macht nichts, dachte er, beeindruckt und aufgeregt, wir befinden uns im Allerheiligsten. Wann kommt der Shōgun und nimmt seinen Platz ein? Ein Knabe? Möchte wissen, wie er aussieht und was...

Ein Ältester ergriff das Wort. Erschrocken erkannte Tyrer in ihm den jüngeren Beamten von den früheren Verhandlungen in der Gesandtschaft, und neben ihm den nervösen, dunkelhäutigen Mann, der damals nichts gesagt, aber alles aufmerksam beobachtet hatte.

Warum waren zwei Älteste bei uns, ohne sich zu erkennen zu geben? fragte er sich. Moment mal, hat sich der junge Beamte damals nicht als Tomo Watanabe vorgestellt? Ja, ja, natürlich, »niederer Beamter zweiter Klasse«. Offensichtlich ein falscher Name. Aber wa-

rum? Und warum die Tarnung?

Beunruhigt verschob Tyrer die Antwort darauf auf später und konzentrierte sich auf das, was der Mann sagte, obwohl er kaum etwas davon verstand. Das hatte Nakama ihm vorausgesagt und ihm erklärt, daß man vermutlich höfische Wörter benutzen würde, die, genau wie die meisten normalen japanischen Wörter und Ausdrücke, mehrere, häufig einander widersprechende Bedeutungen besaßen.

Seine Gedanken schweiften ab. Der dritte Älteste war rundlich mit einem Puttengesicht und femininen Händen, und nur der letzte war wirklich alt und grau, mit hagerem Gesicht und einer schlimmen Narbe auf der linken Wange. Alle waren knapp über einssechzig groß, und nur die flügelähnlichen Übermäntel, die weiten Hosen und die hohen, unter dem Kinn gebundenen Lackhüte sowie ihre regungslose Würde bewirkten, daß sie Eindruck machten.

Jetzt sagte der japanische Dolmetscher auf holländisch: »Die *roju*, der Ältestenrat des Shōgunats, heißt die ausländischen Repräsentanten willkommen und wünscht, daß sie, wie vereinbart, ihre Dokumente vorlegen.«

Sir William seufzte; er war von dem leeren Stuhl fasziniert. »Na schön, Johann, fangen wir an. Fragen Sie, ob wir nicht warten sollten, bis uns der Shōgun mit seiner Anwesenheit beehrt.«

Dies wurde ins Holländische und ins Japanische übersetzt, dann folgten Diskussionen, dann gab wieder Yoshi, der junge Älteste, eine Erklärung ab, die langsam und gewissenhaft ins Holländische und ins Englische übersetzt wurde. »Im wesentlichen und ohne das übliche Palaver, Sir William, hat der Sprecher gesagt, der Shogun werde nicht zu dieser Sitzung erwartet, sie werde nur mit den *roju* stattfinden. Der Shōgun werde später erscheinen.«

»Das war nicht verabredet, und ich weise abermals daraufhin, daß regierungsamtliche Akkreditierungen ausschließlich dem Staatsoberhaupt präsentiert werden, in diesem Fall dem Shōgun, und daß wir

daher nicht fortfahren können.«

Hin und her ging es, doch dann hieß es zum Mißvergnügen des Gesandten: »Der Älteste sagt, der Shōgun habe dringend nach Kyōto reisen müssen und bedauere, nicht das Vergnügen Ihrer Bekanntschaft haben zu können etc., aber Sie könnten den *roju* Ihre Beglaubigungsschreiben überreichen, da diese berechtigt sind, sie entgegenzunehmen.«

Hin und her, während Sir Williams Ärger sich zu unübersehbarem Zorn vertiefte und immer mehr Zeit verging; dann wurde Sir William von einem knienden Beamten eine Schriftrolle präsentiert, dicht bedeckt mit Schriftzeichen und schweren Siegeln und behandelt, als sei es der Heilige Gral. »Phillip, können Sie das hier lesen?«

»Ich... Nein, tut mir leid, Sir.«

»Kein Grund zur Beunruhigung.« Seufzend wandte sich Sir William an die anderen. »Dies ist äußerst ungehörig.«

»Ja«, bestätigte von Heimrich kalt.

»Inakzeptabel«, stimmte Graf Alexej Sergejew zu.

»Ein gefährlicher Präzedenzfall«, sagte Adamson.

»Es ist allerdings höchst ungewöhnlich«, stellte Seratard auf französisch fest, »und sie haben uns den Shōgun versprochen. Aber könnten wir nicht, nur dieses eine Mal, ihrer Bitte stattgeben, eh, meine Freunde?« Er hütete sich, die eigene Verärgerung durchblicken zu lassen, sondern sprach in kühlem, gelassenem Ton, wie es ihm André Poncin, als sie den Raum betraten, vorsichtig flüsternd geraten hatte, um dann noch hinzuzusetzen: »Seien Sie vorsichtig, Henri, der *roju*-Sprecher ist derselbe Bakufu-Beamte, dem ich... wir nach den letzten Verhandlungen das Angebot gemacht haben, ein Kriegsschiff zu besichtigen – erinnern Sie sich? *Mon Dieu*, ich hab mir zwar gedacht, daß er wichtig ist, aber ein Ältester! Wenn wir ihn auf Frankreichs Seite ziehen könnten, wäre das ein wundervoller Coup...«

Graf Sergejew sagte: »Ein Einverständnis würde ein bedauerliches

Präzedenz schaffen.«

»Es wäre ja nur für diese eine Besprechung. Ja?«

»Es spielt keine Rolle, das ist Wind über den Arsch der Kuh«, sagte Erlicher, der Schweizer. »Machen wir weiter.«

Sie diskutierten. Tyrer lauschte, richtete seine Aufmerksamkeit jedoch unauffällig auf die Ältesten, denn er war von ihnen fasziniert und wollte diese seltene Gelegenheit nutzen, um in einem Minimum an Zeit ein Maximum an Informationen über sie zu sammeln. Sein Vater hatte ihm von Kindesbeinen an gepredigt: »Bei jeder Besprechung mußt du die Hände und Füße deines Gegners beobachten, die sind verräterisch; Augen und Gesichter auch, doch die sind leichter unter Kontrolle zu halten. Konzentriere dich! Beobachte, aber verstohlen, sonst werden die Hinweise auf das, was er oder sie wirklich denkt, verschleiert werden. Vergiß nicht, mein Sohn, daß jeder Mensch übertreibt, daß jeder Mensch mehr oder weniger lügt.«

Die Hände und Füße des dunklen Ältesten mit dem unsteten Blick zuckten ständig, kleine, nervöse Bewegungen; die des jungen Ältesten dagegen fast gar nicht. Von Zeit zu Zeit flüsterte er, wie bei den früheren Verhandlungen, dem jungen Ältesten, dem Sprecher – und nur ihm – etwas zu. Warum? fragte sich Tyrer. Und warum nimmt der dunkle Älteste, den er ›Unsteter Blick‹ getauft hatte, nicht an den Diskussionen teil, warum scheinen sie ihn nicht zu beachten, warum sieht er immer nur die Gesandten an und nicht die Dolmetscher?

Plötzlich deutete Sir William auf den leeren Stuhl: »Wenn der Shōgun nicht zu diesem Treffen erwartet wurde und fünf Älteste im *roju* sitzen – warum dann der leere Stuhl?«

Hin und her, hin und her. Dann: »Er sagt, Herr Anjo, der Vorsitzende ihres Rates, sei vor kurzem erkrankt und könne nicht kommen, aber das spiele keine Rolle, sie hätten seine Zustimmung fortzufahren. Bitte, fahren Sie fort.«

Um Seratard eins auszuwischen, sagte von Heimrich in perfektem Französisch: »Macht das nicht diese Verhandlungen ungültig, haben sie nicht stets die ›Einstimmigkeit‹ dieses Rates betont? Fünf Männer. Dies könnte wieder mal ein neuer Trick sein, um später das gesamte Verfahren ungültig zu machen.« Wieder begann eine Diskussion.

Nur Sir William schwieg. Er verbarg seine Wut und seine Besorgnis. Wir sind eindeutig abermals düpiert worden. Was tun? Dann sagte er mit fester Stimme: »Nun gut, wir werden diese Ermächtigung durch Ihren Shōgun akzeptieren – aber nur für diese eine Sitzung. Wir werden unsere Regierungen davon unterrichten, daß man sich nicht an frühere Vereinbarungen gehalten hat, und uns so bald wie möglich mit einer angemessenen Eskorte nach Kyōto begeben, um unsere Beglaubigungsschreiben korrekt Ihrem Shōgun – und Kaiser Komei – vorzulegen.«

Während Johann mit der Übersetzung ins Holländische begann, murmelte Graf Sergejew: »Bravo, das ist die einzige Möglichkeit, mit diesen *matyeryebitz* umzugehen!« Von Heimrich und van de Tromp, der Holländer, stimmten ihm stillschweigend zu, während Seratard, Adamson und Erlicher dagegen waren.

Der japanische Dolmetscher starrte ihn ungläubig an und sagte laut, er habe sich zweifellos verhört. Johann erwiderte, ein Mißverständnis sei ausgeschlossen. Während dieses längeren Hin und Her verschloß Sir William seine Ohren und beobachtete statt dessen die Gesichter der *roju*, die dem Dolmetscher zuhörten. Sie alle waren mehr oder weniger erschüttert. Gut, dachte er.

»Mit dem üblichen Palaver, Sir William, aber diesmal mit einer Menge höflicher Entschuldigungen sagt er, es sei nicht möglich, den Shōgun in Kyōto aufzusuchen, das Wetter sei zu dieser Jahreszeit unfreundlich, aber sie würden dafür sorgen, daß er sofort, wenn er zurück ist, etc. etc.«

Sir William lächelte ironisch. »Sagen Sie ihnen: Unfreundliches

Wetter oder nicht, wir werden den Kaiser in naher Zukunft aufsuchen, betonen Sie das, Johann. Nur auf dieser Basis werden wir weiterverhandeln.«

Die *roju* vernahmen es in eisigem Schweigen.

Einer nach dem anderen, Sir William als erster, erhoben und verneigten sich, nannten ihren Namen, ihren Rang sowie das Land, das sie vertraten, und überreichten ihre Beglaubigungsschreiben, die würdevoll entgegengenommen wurden. Die *roju* erwiderten respektvoll jede einzelne Verneigung.

»Und nun...«, Sir William reckte das Kinn, »... zum zweiten Punkt dieser Verhandlungen: Die Regierung Ihrer Majestät betont noch einmal, daß am Freitag, dem 14. September in diesem Jahr des Herrn 1862, ein englischer Gentleman bei hellem Tage heimtückisch ermordet wurde durch Samurai der Satsuma-Truppe unter dem Befehl ihres Königs Sanjiro. Zwei weitere Personen wurden verwundet. Die Regierung Ihrer Majestät verlangt, daß die Mörder ausgeliefert oder nach japanischem Recht öffentlich vor Gericht gestellt werden, daß eine Wiedergutmachung von einhunderttausend Pfund Sterling in Gold unverzüglich bezahlt, eine Entschuldigung veröffentlicht und eine offizielle Garantie gegeben wird, daß so etwas nie wieder geschieht. Weiter: Die zweite und letzte Rate der Summe von fünftausend Pfund Sterling in Gold als Entschädigung für den Mord an Sergeant Gunn und Corporal Roper in unserer Gesandtschaft letztes Jahr, seit Wochen überfällig, ist innerhalb von drei Tagen zu entrichten, sonst wird der Betrag mit jedem versäumten Tag verdoppelt...«

Sir William wartete, damit Johann alles Wort für Wort übersetzen konnte, duldete aber keine Diskussion, bis er die Liste beendet hatte. Dann forderte Adamson für den Mord an dem amerikanischen Beamten Wiedergutmachung, und schließlich sprach auch der russische Gesandte.

Graf Sergejew, dessen zahllose Medaillen und Orden an der gold-

betreßten Uniform klimperten, erklärte: »Ein russischer Offizier und ein Soldat unseres Kriegsschiffes *Gudanow* wurden am 16. Februar letzten Jahres in Yokohama niedergemetzelt.« Und dann, zur allgemeinen Bestürzung: »Als Entschädigung fordert Zar Alexander der Zweite aller Reußen die Kurilen.«

Während der Übersetzung beugte sich Sir William vor und flüsterte dem Russen leutselig zu: »Ein hübscher Scherz, Graf Alexej, denn die Regierung Ihrer Majestät würde natürlich niemals eine solche Verletzung unseres Einflußbereiches dulden.«

»Vielleicht, vielleicht auch nicht. In Europa gibt es wieder Krieg. Bald werden wir erkennen müssen, wer unsere Freunde sind und wer unsere Feinde.«

Sir William lachte leise. »Das ist für gewisse Länder stets ein Problem. Das Vereinigte Königreich hat keine permanenten Feinde, sondern nur permanente Interessen.«

»Wie wahr, mein lieber Freund, aber Sie vergaßen hinzuzusetzen: »und keine permanenten Freunde«. Außerdem sind wir mit Wladiwostok jetzt eine Seemacht des Pazifik.«

»Eine Seemacht von Meer zu Meer? Der Traum aller Zaren, eh?«

»Warum nicht? Besser wir als andere«, erklärte Graf Alexej spitz; dann zuckte er die Achseln. »Die Kurilen? Wenn nicht die, dann eben andere Inseln – nur zum Schutz für Wladiwostok.«

»Wir müssen Ihre ›seltsame‹ Pazifik-Präsenz unter etwas perfekteren Bedingungen diskutieren. Meine Regierung ist sehr interessiert.«

Seratard, der kein Russisch verstand und wütend war, weil er an diesem Gespräch nicht teilnehmen konnte, sagte eisig kalt auf französisch: »Ich hoffe, Sir William, daß Sie die französischen Interessen nicht vergessen.«

»Niemals, M'sieur, die Interessen unserer tapferen Verbündeten rangieren, wie immer, zuvörderst in den Überlegungen des Foreign Office.«

»Sir William«, meldete Johann, »der Älteste sagt... er wiederholt



nur seine frühere Position, daß sie für Satsuma nicht zuständig sind, daß sie nicht wissen, wer die Mörder sind, und daß Reparationen ihrer Meinung nach von Satsuma selbst gefordert werden sollten – natürlich auf korrekten Wegen.«

Hin und her. »Er sagt, über sie, und sie würden Ihre Bitte dann an Satsuma weiterleiten.«

»Verdammt noch mal, das ist keine Bitte! Wir werden es noch ein einziges Mal versuchen, betonen Sie das, Johann, mit einem anderen Ansatz«, polterte Sir William. »Fragen Sie sie, ob Mörder bei ihnen bestraft werden, und sagen Sie dem Dolmetscher, ich erwarte ein Ja oder ein Nein. Mehr nicht!«

Hin und her: »Er sagt, Sir William, daß unter bestimmten Umständen...«

»Verdammt, Mord! Ja oder nein! Sagen Sie's auf japanisch, Philip!«

Tyrers Magen verkrampfte sich. Er hatte beobachtet, wie der dunkle Älteste wieder mit dem jungen flüsterte, sprang aber gehorsam auf die Füße: »Geehrte Herren, bitte entschuldigen Sie mein schlechtes Japanisch, aber mein Herr bittet, Sie fragen, wenn Mord, Sie töten Mordmann, ja oder nein, bitte.«

Schweigen. Die Ältesten sahen Yoshi an, der Tyrer anstarrte, während er mit seinem Fächer spielte. Der Mann neben ihm flüsterte ihm etwas zu, und er nickte. »Die Strafe für Mord ist der Tod.«

»Er sagt ja, Sir. Für Mord ist die Strafe der Tod«, erklärte Tyrer, der diese wichtigen Wörter von Nakama gelernt hatte, zusammen mit einer Erklärung des japanischen Strafgesetzes und seiner Härte.

»Sagen Sie ihm, ich danke ihm.«

»Mein Herr sagt danke, Herr.«

»Und nun fragen Sie ihn, ob es korrekt ist, für ein solches Verbrechen Wiedergutmachung zu verlangen. Ja oder nein?«

»Herr, bitte entschuldigen, aber ist... ist... Ich...«, Tyrer stockte; auf einmal hatte er alles vergessen. »Es tut mir leid, Sir William,

aber ich kenne das Wort für ›Wiedergutmachung‹ nicht.«

Sofort kam ihm André Poncin zu Hilfe. »Das Wort ist *bakkin*, Sir William, und wenig bekannt. Dürfte ich es bitte jetzt mal versuchen?«

»Nur zu.«

»Geehrte Herren«, sagte Poncin mit einer tiefen Verneigung, während Tyrer ihn für die Hilfe und für die Wahrung seines Gesichts segnete. »Bitte, mein Herr fragt, ob korrekt, bittet demütig um Gerechtigkeit und Kopfbezahlung für Familie, für Mord und Strafe für Satsuma?«

»Strafe für Satsuma, ja«, sagte Yoshi mit einem flüchtigen Lächeln.

André seufzte erleichtert auf. »Er sagt ja, Sir William, aber die Entschädigung sollte direkt von Satsuma gefordert werden.« Bevor Sir William eine weitere Frage stellen konnte, setzte Poncin in seinem schönsten Japanisch – und zu Tyrers Erstaunen – zu der gesichtswahrenden Formulierung an, die er sich im voraus ausgedacht hatte: »Geehrte Herren, im Namen meines Herrn möchte ich demütig vorschlagen, daß *roju* vielleicht erwägen, *roju* leihen Satsuma erste Rate, ein Fünftel. Wenn Sie jetzt anbieten, geben Satsuma Zeit, Rest besorgen, kassieren Rest von Satsuma. Bitte?«

Diesmal bemerkten sie alle, wie interessiert der junge Älteste war. Sofort begann eine geflüsterte Diskussion mit den anderen. André merkte, wie Tyrer ihn stirnrunzelnd ansah, also schüttelte er kaum merklich den Kopf und bat ihn damit stumm, sich nicht einzumischen. Gleich darauf sagte Yoshi: »Es wäre uns unter Umständen möglich, ein Zwanzigstel zu bieten, zahlbar in einhundert Tagen als Anzahlung für Satsumas eindeutige Schuld.«

»Ehrenwerte Herren...«

»Was zum Teufel sagt er da, Phillip? Und der Älteste?«

»Einen Augenblick, Sir William«, mischte sich André lebenswürdigen Tones ein, obwohl er ihn am liebsten erwürgt hätte. »Geehrte

Herren, mein Herr möchte ein Zehntel vorschlagen, in sechzig Tagen. Es tut mir leid, bitte entschuldigen Sie meine schlechte Aussprache, aber ich bitte demütig, sehr demütig um Ja.« Zutiefst erleichtert sah Poncin, daß sie wieder zu diskutieren begannen, und spielte noch einmal Vabanque. »Es tut mir leid, Sir William, aber wie Phillip Ihnen bestätigen wird, habe ich den Vorschlag gemacht, daß sie eine Anzahlung im Namen Satsumas machen, das, wie sie sagen, von Rechts wegen die Entschädigung zahlen muß.«

»Den Teufel haben Sie – tatsächlich? Und die sind einverstanden?« Sir William starrte ihn fassungslos an; seine Müdigkeit war wie weggeblasen. »Gut gemacht – wenn sie das tun, dann kann ich einen Kompromiß schließen, eh? Einverstanden?« Aus reiner Höflichkeit bat er die anderen um ihre Meinung. Tyrer, hinter ihm, stieß einen tonlosen Pfiff aus, denn er hatte den größten Teil dessen verstanden, was Poncin auf japanisch gesagt hatte, und begriff, daß er die Ältesten und die Gesandten manipulierte, denn ihm war der leichte, aber bedeutungsschwere Unterschied der englischen Übersetzung klar. Sehr gerissen von André. Aber was führt er im Schilde? Ist das seine Idee oder die von Seratard? Wieder begann ›Unsteter Blick‹ vertraulich auf den jungen Ältesten einzuflüstern, dessen Aufmerksamkeit den Gesandten galt. Es sieht fast so aus, als...

Auf einmal fiel es ihm wie Schuppen von den Augen. Nein, mehr noch: Jetzt sah er die Ältesten in einem ganz anderen Licht und nicht mit dem vernebelten Blick eines überheblichen Mannes, sah sie als Menschen, die ebenso zivilisiert, ebenso simpel oder kompliziert waren wie er, sah sie als Menschen und nicht als exotische, geheimnisvolle oder unheimliche ›Jappos‹.

Allmächtiger, ›Unsteter Blick‹ versteht Englisch! hätte er am liebsten laut gerufen.

Das ist die einzige Erklärung, und eine andere ist, daß er ein *roju*-Spion und ebensowenig Ältester ist wie ich und daß ihm die

anderen bei ihren Diskussionen darum keine Beachtung schenken. Was noch? Er muß Watanabes Spion sein, denn der ist der einzige, mit dem er flüstert – ich muß unbedingt ihre richtigen Namen in Erfahrung bringen und Nakama danach fragen. Watanabe ist der Mächtigste von dieser Gruppe, denn er amtiert als Vorsitzender. Der abwesende Vorsitzende? Auch dessen richtigen Namen muß ich in Erfahrung bringen. Was sonst? Woher hat André...

Er konzentrierte sich, weil Yoshi sich an den Dolmetscher wandte. Sein Ton war schärfer geworden. Sofort wurde der Dolmetscher wach und sein Holländisch zwanzigmal kürzer. Johann, der übersetzte, versuchte seine Verwunderung zu kaschieren. »Die *roju* stimmen zu, daß es korrekt ist, von Satsuma eine Entschädigung zu verlangen, daß einhunderttausend für einen Edelmann angemessen erscheinen, obwohl sie nicht sagen können, ob der Herr von Satsuma das ebenso sieht. Als Geste der Freundschaft mit den Briten und den anderen Nationen werden die *roju* in fünfzig Tagen in Satsumas Namen ein Zehntel vorschießen – während offizielle britische Forderungen an Satsuma gestellt werden. Was die Bitte des russischen Gesandten betrifft, so ist es wie in seiner Heimat: Japanischer Boden ist japanischer Boden und ist... Das Wort dürfte unantastbar sein, oder nicht austauschbar.«

Unauffällig legte Sir William Graf Alexej die Hand auf den Arm, um ihn von einem Ausbruch abzuhalten. Leise sagte er zu dem Russen: »Lassen Sie's, Alexej.« Und dann, lauter, zu Johann, um die Anzahl der Tage herunter- und den Betrag heraufzuhandeln: »Ausgezeichnet. Johann, bitte sagen Sie ihnen, daß...« Er unterbrach sich, weil Tyrer ihm hastig zuflüsterte: »Entschuldigen Sie, Sir, ich schlage vor, Sie akzeptieren sofort unter der Bedingung, daß sie Ihnen ihre Namen nennen.«

Es war fast, als hätte Tyrer nichts gesagt, denn Sir William fuhr fast ohne Zögern und ohne eine Miene zu verziehen fort: »Johann, sagen Sie ihnen bitte, daß ihr Vorschlag der Regierung Ihrer Majes-

tät im selben Geist der Freundschaft akzeptabel erscheint. Was den Gesandten des Hofes von St. Petersburg betrifft, so bin ich sicher, daß er seine Regierung konsultieren und daß diese ihm zweifellos beistimmen wird, daß eine finanzielle Regelung ausreicht.« Ohne Graf Alexej Gelegenheit zu einer Antwort zu geben, setzte er hinzu: »Im Hinblick auf unser anderes dringendes Problem, die Shimono-seki-Meerenge: Alle ausländischen Regierungen protestieren dagegen, daß die Küstenbatterien ihre Schiffe beschießen, wenn sie in friedlicher Absicht die Meerenge durchfahren.« Dann wiederholte Sir William die Daten und Namen der Schiffe, die bereits Gegenstand hitziger Korrespondenzen gewesen waren.

»Sie sagen, daß sie die Beschwerde weitergeben werden, Sir William, mit dem üblichen Zusatz, daß sie für Choshu nicht zuständig sind.«

»Sagen Sie ihnen, Johann: Darf ich Sie im freundschaftlichen Geist dieses Treffens daraufhinweisen, daß es für die ausländischen Regierungen schwierig, wenn nicht gar unmöglich ist, mit den Bakufu zu verhandeln, die offenbar keine Kontrolle über die verschiedenen Königreiche oder Staaten dieses Landes haben. Also, was sollen wir nun tun? Direkt mit dem Shōgun verhandeln, der unsere Verträge unterzeichnet hat – oder mit Kaiser Komei?«

»Das Shōgunat ist die rechtmäßige Regierung Nippons, der oberste Herrscher des Shōgunats ist der Shōgun, der im Namen des Sohnes des Himmels regiert, die *roju* sind die obersten Berater des Shōgunats, dessen Beamte die Bakufu sind. Die ausländischen Regierungen müssen in jedem Fall mit dem Shōgunat verhandeln.«

»Nun gut, wie können wir dann erreichen, daß unsere Schiffe die Shimono-seki-Meerenge ungefährdet passieren können?«

Abermals erschöpfende Diskussionen und immer wieder Variationen derselben Erwiderung, die eine Antwort und doch keine Antwort war. Gefüllte Blasen steigerten die allgemeine Ungeduld und Müdigkeit. Drei Stunden waren vergangen, seit die Verhandlungen

begonnen hatten. Dann wurde ein flüchtiger Gedanke zu einer machbaren Lösung. Sir William lächelte in sich hinein. »Nun gut. Sagen Sie: Vorausgesetzt, es kommt nicht zu weiteren Angriffen, und unsere ernsthaften Proteste werden dem Choshu-Daimyo unverzüglich zugestellt, werden wir im Geiste dieser neuen Freundschaftlichkeit ihre Forderung nach einer weiteren Zusammenkunft in einhundert Tagen akzeptieren.«

Eine Stunde lang abermaliges Hin und Her. »Die *roju* stimmen einer zweiten Zusammenkunft in einhundertsechsfünfzig Tagen hier in Edo zu und möchten diese Sitzung beenden.«

Hin und her, weil geringfügige Einzelheiten geändert werden mußten, dann endlich: »Sir William, er sagt, Sie werden das Dokument in einer Woche bekommen, der Dolmetscher wird Ihnen ihre Namen nennen, und die Sitzung ist beendet.« Bei jedem Ältesten, der vorgestellt wurde, nickte der Mann kurz und gleichmütig: »Herr Adachi von Mito, Herr Zukumura von Gai, Herr Yoshi von Hiamatsu...« Voller Genugtuung sah Tyrer, daß ›Unsteter Blick‹, der letzte in der Reihe, stark schwitzte, ständig Hände und Füße bewegte und daß seine Verneigung längst nicht die hoheitsvolle Würde der anderen besaß. »Herr Kii von Zukoshi.«

»Bitte, richten Sie ihnen unseren Dank aus. Und nun werde ich, wie zuvor besprochen, den königlichen Salut anordnen.«

»Herr Yoshi sagt, daß leider eins ihrer Mitglieder fehlt. Und wie zuvor besprochen, ist für die Genehmigung zum Abfeuern einer Kanone das einstimmige Votum der *roju* erforderlich.«

Mit einem Schlag war Sir Williams gute Stimmung verflogen. Alle Gesandten waren entsetzt. »Und was ist mit unseren Vereinbarungen?« fragte er scharf. »War dazu nicht auch das einstimmige Votum erforderlich?«

Hin und her, in einer zunehmend gespannten Atmosphäre, während die Gesandten argwöhnisch miteinander tuschelten. Dann sagte Johann unbeholfen: »Herr Yoshi sagt, daß diese Verhandlungen

mit Zustimmung des Shōgun erfolgt sind und daß der Vorsitzende ermächtigt war, die Beglaubigungsschreiben entgegenzunehmen, zuzuhören und Empfehlungen zu geben. Sie werden einstimmig die Regelung befürworten. Doch da die Genehmigung zum Abfeuern einer Kanone, wie zuvor besprochen, einstimmig von den Ältesten beschlossen werden muß, kann sie von diesem Gremium nicht erteilt werden.«

Das Schweigen wurde unheilschwanger, als Sir William und die anderen die Falle erkannten, in die sie getappt waren. Kein Ausweg diesmal, dachte er, und sein Magen rebellierte. »Captain Pallidar!«

»Jawohl, Sir?« Schweren Herzens kam Pallidar nach vorn, denn er wußte genau wie alle anderen, die den *roju* gegenüber saßen, daß Sir William keine andere Wahl blieb, als den Salut ohne Rücksicht auf die Folgen anzuordnen, denn sonst würde dieselbe Ausrede mit Sicherheit dazu benutzt werden, die Vereinbarungen zu widerrufen.

Während er schneidig salutierte, sagte Seratard mit seiner sanftesten, diplomatischsten Stimme: »Sir William, ich bin überzeugt, daß die Vereinbarung ehrlich gemeint ist und in allen Punkten erfüllt wird und daß Sie sie akzeptieren können. Ich empfehle Ihnen, das zu tun; wir alle tun das, eh, Gentlemen?« sagte er zur allgemeinen Erleichterung über das gewahrte Gesicht. »Und ich empfehle Ihnen ebenfalls, unter den gegebenen Umständen auf den Salut zu verzichten. Stimmen Sie zu, Sir William, in unserem Namen?«

Sir William zögerte; dann nickte er. »Nun gut.«

Sofort setzte Seratard zum weiteren Erstaunen aller großzügig hinzu. »André, sagen Sie ihnen im Namen Frankreichs, daß ich die Bürgschaft für die erste Rate übernehme.«

Und ehe Sir William etwas sagen konnte, verneigte sich André: »Mein Herr sagt, geehrte Herren, er glücklich, *roju* geben Dokument in einer Woche, stimmen zu, Satsuma leihen erstes Geld in fünfzig Tagen. Sagen auch Frankreich, als Freund Nippon, geehrt geben britischem Gesandten Bürgschaft für erste Zahlung. Ebenso

er geehrt, alle oder einen *roju* nach dem anderen persönlich auf Schiff oder anderswo begrüßen. Ergebenst danke Ihnen, geehrte Herren.«

Mit zusammengekniffenen Augen antwortete Yoshi: »Danke, Herr. Die Sitzung ist beendet.« Ein Samurai-Offizier rief laut: »*Kerei!*« - Gruß -, und alle Samurai verneigten sich, während die *roju* sich erhoben und die Verneigung mit gemessener Höflichkeit erwiderten. Sir William und den anderen blieb nichts anderes übrig, als sich ebenfalls zu verneigen, während Yoshi als erster durch eine unsichtbare Tür neben dem Podium verschwand. Sofort richteten sich die Samurai auf und nahmen die alte, von argwöhnischer Feindseligkeit erfüllte Pose ein.

»Äußerst zufriedenstellend, Sir William«, sagte Seratard freundlich auf französisch und ergriff, um ihn wieder abzulenken, seinen Arm. »Gut gemacht.«

»Ihre Herren im Elysée werden ziemlich ärgerlich auf Sie sein, wenn wir zehntausend in Gold von ihnen fordern«, stichelte Sir William, nur leicht pikiert, denn von dem Salutschießen abgesehen, hatte er einen riesigen Schritt vorwärts getan. »Ärgerlich oder nicht, es war eine großzügige Geste, Henri, so kostspielig sie auch werden mag.«

Seratard lachte. »Zwanzig Guineas darauf, daß sie bezahlen.«

»Abgemacht. Dinieren Sie bei uns in der Gesandtschaft?« Ohne auf die arroganten, kriegesischen Blicke zu achten, schlenderten sie langsam hinaus.

»Vielen Dank, nein. Da wir unsere Geschäfte abgeschlossen haben, werde ich schon heute nach Yokohama aufbrechen; die Zeit reicht aus, und das Meer ist ruhig. Warum wollen Sie auf die *Pearl* warten? Kommen Sie mit an Bord meines Flaggschiffs, dort können wir unterwegs dinieren, eh?«

»Danke, aber ich warte lieber bis morgen. Ich möchte mich vergewissern, daß all unsere Männer sicher wieder zu unseren Schiffen



gelangen.«

Hinter ihnen, im Gedränge unbemerkt, hatte Tyrer auf André gewartet, der sich hinkniete, um angeblich eine Schuhschnalle zu schließen, und dann, ohne zu merken, daß Tyrer ihn beobachtete, einen geflüsterten Wortwechsel mit dem japanischen Dolmetscher begann. Der Mann zögerte; dann nickte er und verneigte sich. »*Dommo*.«

Als André sich umwandte, sah er, daß Phillip ihn musterte. Einen Sekundenbruchteil lang war er verunsichert; dann ging er lächelnd auf ihn zu. »Nun, Phillip, das ist sehr gut gelaufen, findest du nicht? Ich fand dich ganz ausgezeichnet, und wir haben uns durchgesetzt.«

»Ich war nicht gut, und du warst es, der den Tag gerettet hat. Ich danke dir dafür.« Verwirrt runzelte Tyrer die Stirn, während sie den anderen folgten. »Aber obwohl du die Situation glänzend gerettet hast, war das, was du auf englisch gesagt hast, nicht ganz das, was auf japanisch gesagt wurde, nicht wahr?«

»Kein großer Unterschied, *mon ami*, kaum der Rede wert.«

»Ich glaube nicht, daß Sir William das auch so sehen würde.«

»Vielleicht, vielleicht auch nicht. Vielleicht irrst du dich.« André stieß ein gezwungenes Lachen aus. »Es ist immer ein Fehler, einen Gesandten zu beunruhigen, nicht wahr? Ein geschlossener Mund fängt keine Widrigkeiten.«

»Meistens, ja. Was hast du diesem Dolmetscher gesagt?«

»Ich habe ihm gedankt. *Mon Dieu*, meine Blase bringt mich um – wie ist es bei dir?«

»Genauso«, gab Tyrer zurück, fest überzeugt, daß André im Hinblick auf den Dolmetscher log. Aber warum auch nicht? dachte er angesichts seines ganz neuen Standpunkts. André ist ein Feind, und wenn nicht ein Feind, dann die Opposition. Schön und gut. Um was mag er so heimlich gebeten haben? Um die Weitergabe einer Nachricht, doch welcher? Welcher geheimen Nachricht? Um was

hätte ich heimlich gebeten? »Du hast um ein persönliches Gespräch mit Herrn Yoshi gebeten, eh?« sagte er, Vabanque spielend. »Für dich und M'sieur Seratard.«

Andrés Miene blieb unbewegt, aber Tyrer bemerkte, daß seine Rechte, die an seinem Zierdegen lag, schneeweiße Knöchel bekam. »Phillip«, sagte er leise, »ich war dir seit deiner Ankunft ein guter Freund, ich habe dir geholfen, mit deinem Japanisch zu beginnen, und dich überall eingeführt, eh? Ich habe mich nicht in deinen Privat-Samurai eingemischt – Nakama, eh, obwohl ich insgeheim hörte, daß er noch andere Namen hat. Ich habe nie...«

»Welche anderen Namen?« fragte Tyrer, nervös geworden, ohne zu wissen, warum. »Was weißt du von ihm?«

André ging weiter, als habe er nichts gehört. »Ich habe nie versucht, ihn auszufragen oder dich über ihn, obwohl ich dich vor den Japanern gewarnt habe, vor allem hättest du genügend Zeit gehabt, mir von ihm zu erzählen. Vergiß nicht, daß wir auf derselben Seite stehen, Phillip, wir sind Diener, nicht Herren, wir sind Freunde, wir sind in Japan, wo Gai-Jin einander wirklich helfen müssen – wie ich es getan habe, als ich dich Raiko vorstellte, die dich dann zu Fujiko führte, eh? Nettes Mädchen, diese Fujiko. Du solltest ein bißchen mehr Wirklichkeitssinn haben, Phillip, du solltest geheime Informationen geheimhalten, du solltest dich vor Nakama hüten und nicht vergessen, was ich dir wohl ein dutzendmal gesagt habe: In Japan gibt es nur japanische Lösungen.«

Gegen Sonnenuntergang desselben Tages eilte Yoshi einen dunklen, zugigen Steinkorridor des Burgturms entlang. Er trug jetzt seinen charakteristischen Kimono mit den zwei Schwertern und darüber einen Reitumhang mit Kapuze. Alle zwanzig Schritt flackerten neben Schießscharten, die auch als Fenster dienten, Ölfackeln in Eisenhaltern. Die Luft draußen war kühl. Vor ihm lag eine Wendel-

terrasse, die in die Privatställe hinabführte. Eilig lief er die Stufen hinab.

»Halt! Wer da... Oh, tut mir leid, Herr!« Der Wachtposten verneigte sich.

Yoshi nickte und ging weiter. Dem weltweit verbreiteten Brauch folgend, bei Einbruch der Nacht schlafen zu gehen, machten sich in der ganzen Burg Soldaten, Stallburschen und Diener fürs Bett oder für den Nachtdienst bereit. Nur die Reichen hatten bei Nacht Licht, um sehen, lesen oder spielen zu können.

»Halt! Oh, tut mir leid, Herr.« Dieser Wachtposten verneigte sich, und der nächste, und der nächste.

Im Hof der Stallungen war eine Leibwache von zwanzig Mann neben dem Kopf ihrer Reittiere angetreten, darunter Misamoto, der Fischer, angeblicher Samurai und Ältester. Jetzt war er ärmlich als gemeiner Fußsoldat gekleidet, unbewaffnet und verängstigt. Zwei kleine, enge Sänften warteten, besonders leicht und für schnellen Transport geeignet, jede auf zwei Stangen montiert, die in das Geschirr je eines Sattelpferdes vorn und hinten paßten. Alle Hufe waren umwickelt, und das Ganze war Teil eines Planes, den er vor Tagen mit Hisako ersonnen hatte.

Das kleine Fenster einer Sänfte wurde aufgeschoben, und Koiko spähte zu ihm heraus. Lächelnd nickte sie ihm einen Gruß zu. Dann wurde das Fenster wieder geschlossen. Er packte sein Schwert fester, dann öffnete er ihre Tür, um sich zu vergewissern, daß sie es wirklich war und daß sie allein war. In seiner Kinderzeit schon hatte ihm der Vater das wichtigste Überlebensgesetz eingehämmert, Wort für Wort: »Wenn du hinterrücks überrascht, hinterrücks verurteilt, hinterrücks getötet wirst, hast du deine Pflicht mir und dir selber gegenüber vernachlässigt. Und es ist ganz allein deine Schuld, weil du vergessen hast, dich persönlich zu überzeugen und allen Eventualitäten vorzubeugen. Für Versagen gibt es keine Entschuldigung außer dem Karma – und die Götter existieren nicht!«

Ein flüchtiges, beruhigendes Lächeln für sie. Dann schloß er die Tür und vergewisserte sich, daß die zweite Sänfte leer war und ihm zur Verfügung stand, falls er sie brauchte. Zufrieden gab er das Zeichen zum Aufsitzen. Das alles geschah in einer fast perfekten Stille, die ihn wiederum erfreute, denn er hatte befohlen, Waffen und Pferdegeschirre ebenfalls zu umwickeln. Eine letzte, lautlose Kontrolle, aber er spürte keine Gefahr. Das neue Gewehr steckte in einem Sattelholster, die Patronentasche war gefüllt, die anderen vier Gewehre hingen auf dem Rücken seiner zuverlässigsten Schützen. Geräuschlos schwang er sich in den Sattel. Ein weiteres Zeichen. Die Vorhut und der Bannerträger mit seiner persönlichen Standarte setzten sich in Bewegung. Er folgte, dann kamen die beiden Sänften, und die übrigen nahmen ihren Platz als Nachhut ein.

Sie kamen schnell und fast lautlos vorwärts. Durch eine Passage in die nächste Befestigung, abseits des Haupttors und der Hauptdurchgänge. An jedem Kontrollpunkt wurden sie ohne Anruf durchgewinkt. Statt in das Labyrinth der eigentlichen Burg abzubiegen, hielten sie auf ein großes Gebäude auf der Nordseite zu, das an einer der größten Befestigungen lag. Von außen wurde es schwer bewacht. Kaum jedoch war Yoshi erkannt worden, schwenkten die hohen Tore auf, um den Zug durchreiten zu lassen. Drinnen gab es einen großen, umschlossenen Reitring aus gestampfter Erde mit einer hochgewölbten Decke und oben einen zweiten Ring von Balkonen zum Zuschauen. Hier und da ein paar Fackeln. Das Tor fiel hinter ihnen ins Schloß.

Yoshi ritt in leichtem Galopp nach vorn und führte sie entschlossen durch den Torbogen auf der anderen Seite. Alle Ställe und Sattelkammern, an denen sie vorbeikamen, waren leer. Der Boden war mit Kopfsteinen gepflastert, die Luft war dick vom Geruch nach Dung, Urin und Schweiß. Hinter dem Torbogen begann wieder die gestampfte Erde, und ein weiterer Torbogen führte zu einem inneren, kleineren Ring. Auf der anderen Seite lag ein matt beleuchteter

Torbogen. Yoshi gab seinem Pferd die Sporen; dann zügelte er es unvermittelt.

Der obere Ring war angefüllt mit stummen Bogenschützen. Keiner hatte einen Pfeil eingelegt, aber alle im unteren Ring wußten, daß sie tot waren – sobald der entsprechende Befehl gegeben wurde.

»Ah, Yoshi-sama«, kam Nori Anjos rauhe Stimme aus dem Halbdunkel oben, und es dauerte einen Moment, bis Yoshi ihn ausmachen konnte. Dann sah er ihn. Unbewaffnet saß er ganz hinten auf dem Balkon neben der Treppe. »Bei der Sitzung heute nachmittag haben Sie uns gar nichts davon erzählt, daß Sie die Burg mit Bewaffneten verlassen wollen wie... ja, wie? Wie Ninja?«

Ein ärgerliches Raunen lief durch die Reihen von Yoshis Männern, aber er lachte und löste damit die Spannung unten und oben. »Nicht Ninja, Anjo-sama, obwohl wir natürlich so lautlos wie möglich sind. Es zahlt sich aus, die Verteidigungsanlagen ohne Vorwarnung zu kontrollieren. Ich bin nicht nur Vormund des Shōgun, sondern auch Hüter der Burg. Und Sie? Welchem Umstand verdanke ich dieses Vergnügen?«

»Sie kontrollieren die Verteidigungsanlagen?«

»Ich töte drei Tauben mit einem Pfeil, jawohl.« Yoshis Stimme war so ernst geworden, daß es alle kalt überlief und sie sich fragten, warum drei, und was er denn meine. »Und Sie? Warum so viele Bogenschützen? Für einen Hinterhalt vielleicht?«

Das rauhe Gelächter, das durch die Dachbalken hallte, machte alle noch nervöser. Alle packten ihre Waffen fester, doch keiner machte eine wahrnehmbare Bewegung. »Hinterhalt? O nein, kein Hinterhalt, sondern eine Ehrengarde. Als ich hörte, daß Sie eine Patrouille mit umwickelten Hufen planten ... Diese Männer sind nur hier, um Sie zu ehren und Ihnen zu zeigen, daß wir nicht alle schlafen, daß die Burg in guten Händen ist und der Hüter nicht benötigt wird.« Ein barsches Kommando von ihm, und die Bogen-

schützen eilten die Treppe herunter, um quer durch den Ring zu beiden Seiten von Yoshi und seinen Männern zwei lange Reihen zu bilden. Dann verneigten sie sich höflich. Yoshi und seine Männer erwiderten die Verneigung ebenso höflich. Aber nichts hatte sich verändert, die Falle konnte immer noch jeden Augenblick zuschnappen.

»Unser Rat hat allen Daimyos geraten, sich mit modernen Waffen auszurüsten«, sagte Yoshi mit ruhiger Stimme, innerlich jedoch war er wütend darüber, daß sein Plan verraten worden war und daß er keinen Hinterhalt vorausgeahnt hatte. »Das hier sind die ersten von meinen neuen Gewehren. Ich möchte meine Männer daran gewöhnen, sie zu tragen.«

»Klug, ja. Sehr klug. Wie ich sehe, tragen Sie auch eins. Herr Yoshi muß sein Gewehr selber tragen?«

Außer sich über den Hohn warf Yoshi einen Blick auf das Gewehr an seinem Sattel; er haßte alle Gewehre und dankte seinem weisen Namensvetter dafür, daß er sie und ihre Herstellung am selben Tag, an dem er Shōgun wurde, strengstens verboten hatte. Das hat uns über zweieinhalb Jahrhunderte lang den Frieden garantiert, dachte er grimmig. Gewehre sind widerliche, feige Waffen, einzig der stinkenden Gai-Jin würdig, Waffen, die auf tausend Schritt töten können, damit man nicht sieht, wen man tötet oder wer einen selbst tötet, Waffen, die jeder Einfaltspinsel gegen alle und jeden, sogar den höchsten Herrn und den perfekten Schwertkämpfer, ungestraft benutzen kann. Ja, und nun muß sogar ich so ein Gewehr tragen: weil die Gai-Jin uns dazu gezwungen haben.

Mit Anjos höhnischer Stichelei in den Ohren riß er das Gewehr aus dem Holster, legte, wie Misamoto es ihm gezeigt hatte, den Sicherheitsbügel um, zielte, drückte ab, hebelte sofort neue Patronen in die Kammern und schickte unter betäubendem Lärm fünf Kugeln in die Dachbalken hinauf, obwohl das Gewehr ihm mit unerwarteter Gewalt beinah aus den Händen sprang. Alle stoben

auseinander, sogar seine eigenen Männer, einige wurden von den erschrockenen Pferden abgeworfen; Anjo und seine Wachen warfen sich in Erwartung weiterer Schüsse, und diesmal tödlicher, zu Boden, und jeder Mann im Raum war durch die schnelle Folge der Schüsse entnervt.

In atemlosem Schweigen warteten sie, bis sich, weil kein Schuß mehr folgte und ihnen klar wurde, daß Yoshi das Gewehr nur vorgeführt hatte, die beiden Reihen der Bogenschützen hastig, aber mißtrauisch wieder um Yoshis Männer formierten, die ebenfalls neu Aufstellung nahmen. Anjo und seine Leibwachen rappelten sich auf. »Was sollte das denn?« rief er laut.

So gleichmütig wie möglich fuhr Yoshi fort, sein Pferd zu beruhigen, sicherte das Gewehr und legte es sich quer über den Schoß. Er war bemüht, seine Freude über die gelungene Aktion zu verbergen, und war von der Feuerkraft des Gewehrs nicht minder beeindruckt als die anderen; er hatte zwar schon mit Vorderladern und ein paar alten Duellpistolen auf Scheiben geschossen, aber noch nie mit einem Hinterlader und Patronen. »Ich wollte Ihnen den Wert einer einzigen Waffe wie dieser vorführen. Unter bestimmten Bedingungen sind sie besser als ein Schwert, vor allem für Daimyos.« Er war froh, daß seine Stimme gelassen klang. »Als Sie zum Beispiel vor einigen Wochen in einen Hinterhalt gerieten, da hätten Sie eins davon gebrauchen können, *neh?*«

Zitternd suchte Anjo seinen Zorn zu unterdrücken; er war überzeugt, in großer Gefahr zu schweben, und ebenso sicher, daß er, sobald er – wie geplant – Toranagas Verhaftung anordnete, von Kugeln durchsiebt werden würde. Wo im Namen aller Götter und wie hatte dieser Hund so schießen gelernt, und warum hatte man ihm nicht gemeldet, daß er ein Experte geworden war?

An den Shishi-Zwischenfall erinnert zu werden war außerdem eine weitere öffentliche Beleidigung, denn es war allgemein bekannt, daß er nicht etwa tapfer gewesen war, sondern sich eilig kriechend in Si-

cherheit zu bringen versucht hatte, ohne ein einziges Mal mit seinen Mördern zu kämpfen, und daß er später, nachdem die Verwundeten gefangengenommen worden waren, den Befehl gegeben hatte, sie auf unehrenhafte Art zu töten. »Unter gewissen Bedingungen, Yoshi-sama, ja; doch ich bezweifle, daß Ihr Gewehr oder andere heute abend von Wert sind. Ich bezweifle es. Darf ich mich nach Ihrem Vorhaben von heute abend erkundigen? Wollen Sie die Außenbefestigungen besichtigen und wieder zurückkehren? Oder war etwa eine Abreise mit einem anderen Ziel geplant?«

Beide wußten, daß Yoshi sich nicht für seine Unternehmungen in oder außerhalb der Burg verantworten mußte. »Das hängt von dem ab, was ich draußen vorfinde«, erklärte er kurz. »Möglich, daß ich mich entschieße, für ein paar Tage auf meine eigene Domäne zurückzukehren, möglicherweise aber auch nicht. Ich werde Sie selbstverständlich auf dem laufenden halten.«

»Der Rat wird Sie vermissen, und sei es nur für einige Tage. Es gibt viel zu tun, und wenn Sie abwesend sind, werden wir die Entscheidungen allein treffen müssen.«

»Wie wir heute nachmittag beschlossen haben, ist nichts von Bedeutung zu entscheiden; zum Glück kann ohne alle fünf Ältesten keine wichtige Entscheidung getroffen werden.«

»Da ist die Frage der Gai-Jin-Vereinbarung.«

»Darüber wurde auch heute nachmittag entschieden.«

Die Sitzung des Rates nach dem Abmarsch der Gai-Jin war zur Abwechslung fröhlich verlaufen. Man hatte über den Gesichtsverlust des Feindes gelacht und darüber, daß man die Gai-Jin wieder einmal übertölpelt hatte. Anjo, Toyama und Adachi hatten ihn zu der geschickten Verhandlungsführung und der Kenntnis der Gai-Jin beglückwünscht. Zukumura hatte kaum etwas gesagt, sondern von Zeit zu Zeit nur etwas Schwachsinniges gemurmelt.

Lachend hatte Anjo gesagt: »Ihnen einen kümmerlichen Anteil zuzugestehen, um sie und ihre Schiffe in Edo loszuwerden, wäh-



rend wir Satsuma zur Räson bringen, war sehr schlau, Yoshi-sama. Sehr schlau. Gleichzeitig haben wir ihre Drohung, nach Kyōto zu gehen, auf unbestimmte Zeit aufgeschoben, und sie haben anerkannt, daß Satsuma allein an allem schuld ist.«

»Dann erklären wir Satsuma den Krieg?« fragte Toyama. »Gut!«

»Nein, keinen Krieg, es gibt andere Möglichkeiten, diesen Hund im Zaum zu halten.« Das neu errungene Wissen machte Anjo sehr selbstsicher. »Sie hatten recht mit den Gai-Jin, Yoshi-sama. Es war überaus interessant, zu sehen, daß die Feindschaft zwischen ihnen allen so dicht unter ihrer abstoßenden Oberfläche lauert.« Er und Toyama hatten die Zusammenkunft von einem Platz hinter der Wand des Podiums aus beobachtet, die von innen durchsichtig war. »Abstoßend. Sogar riechen konnten wir sie. Widerlich. Ich habe befohlen, das Konferenzzimmer auszuwaschen und die Stühle, auf denen sie gegessen haben, zu vernichten.«

»Ausgezeichnet«, lobte Adachi. »Ich habe jedesmal, wenn ich dort war, eine Gänsehaut bekommen. Yoshi-sama, darf ich fragen, ob Ihnen dieser Affe Misamoto wirklich mitgeteilt hat, was die Gai-Jin gesagt haben, alles? Ich habe kein Wort hören können.«

»Nicht alles«, hatte er ihnen geantwortet, »aber genug, um mir im voraus ein paar Hinweise zu geben – allerdings nur, solange sie englisch sprachen. Wie Misamoto sagte, haben sie häufig eine andere Sprache benutzt, er hielt es für Französisch. Und das beweist uns wieder einmal, daß wir zuverlässige Dolmetscher brauchen. Ich schlage vor, daß wir für unsere intelligentesten Söhne sofort eine Sprachenschule gründen.«

»Schule? Was für eine Schule?« murmelte Zukumura. Niemand schenkte ihm Beachtung.

»Ich bin dagegen.« Toyamas Hängebacken schlenkerten. »Je näher unsere Söhne an die Gai-Jin herankommen, desto eher werden sie infiziert.«

»Nein«, widersprach Anjo, »wir werden die Schüler persönlich

auswählen – wir brauchen unbedingt zuverlässige Barbarisch-Sprecher. Wir werden abstimmen: Die Bakufu erhalten Befehl, unverzüglich eine Sprachenschule einzurichten. Einverstanden? Gut. Als nächstes das Gai-Jin-Schreiben: Wir werden Yoshi-samas Taktik fortsetzen und ihnen an dem Tag, an dem es eintreffen sollte, mitteilen, daß es »so bald wie möglich« eintreffen wird. Einverstanden?«

»Nein, tut mir leid«, hatte Yoshi gesagt, »wir müssen genau umgekehrt handeln. Wir müssen den Brief pünktlich abliefern und ihnen auch die zweite Erpressungsrate pünktlich zahlen.«

Sie starrten ihn an. »Brief?« murmelte Zukumura.

Geduldig erklärte ihnen Yoshi: »Die Gai-Jin müssen verunsichert werden. Sie werden erwarten, daß wir verzögern, also tun wir's nicht, und deswegen werden sie glauben, daß die einhundert Tage ebenfalls sicher sind, was natürlich nicht der Fall ist. Denn die werden wir auf jeden Fall hinauszögern und hinauszögern und hoffen, daß sie alle verrückt werden.« Sie hatten mit ihm zusammen gelacht, sogar Zukumura, der nicht begriff, worüber sie lachten, aber dennoch mitlachte – um so mehr, als Yoshi ihnen berichtete, wie oft er während der Sitzung fast laut herausgelacht hätte, als er sah, daß ihre Ungeduld ihre ohnehin illusorische Verhandlungsposition zu ruinieren drohte. »Ohne den Mörderhund ist der Herr so schwach wie ein Welpen gegen einen Mann mit einem Stock.«

»Was? Mann mit einem Stock?« fragte Zukumura mit einem dümmlichen Blick in seinen toten Schellfischaugen. »Was für ein Hund?«

Yoshis gute Laune war zum größten Teil verflogen, als er daran dachte, daß er diesen Schwachkopf nun für immer ertragen mußte. Nichtsdestoweniger erklärte er, daß der Feind ohne die nötige Durchsetzungskraft hinter ihren Beschwerden hilflos sei.

»Durchsetzungskraft? Ich verstehe nicht, Yoshi-sama. Was für Durchsetzungskraft?«

»Macht! Ihre Kanonen und ihre Flotten, Zukumura. Ach, macht

nichts!«

Toyama, der Alte, sagte hitzig: »Wir sollten sie ausräuchern, solange sie ohne ihre Flotte auskommen müssen – sie sind unaussprechlich arrogant, haben schlechte Manieren, und was ihren Sprecher betrifft... Ich bin froh, daß ich nicht anwesend sein mußte, Yoshi-sama, ich glaube, ich wäre geplatzt. Laßt uns sie jetzt ausräuchern, sofort!«

»Wen? Ausräuchern – wen?«

»Seien Sie still, Zukumura«, sagte Anjo verdrießlich, »und stimmen Sie einfach so, wie ich es Ihnen sage. Yoshi-sama, ich stimme Ihren Ausführungen zu. Wenn wir uns darin einig sind, werden wir ihnen das Schreiben und die zweite Rate des Erpressungsgeldes rechtzeitig zustellen. Sind alle dafür? Gut. Und nun: Nachdem wir die Gai-Jin abgehandelt haben und der Shōgun mit der Prinzessin sicher auf der Nordroute ist, gibt es für uns während der kommenden Woche nicht viel zu tun.«

»Ihnen die Erlaubnis zu dieser Reise zu erteilen war eine falsche Entscheidung und wird uns noch leid tun«, hatte er gesagt.

»In diesem Punkt irren Sie sich. Bitte, bereiten Sie Ihre Vorschläge vor, wie wir den Hund Sanjiro und Satsuma zur Räson bringen können. Ich bin dafür, daß wir in zwei Wochen wieder zusammen treffen, es sei denn, es käme zu einem Notfall...«

Später, auf dem Rückweg in sein Quartier, war Yoshi kein potentieller Notfall eingefallen, der seine Anwesenheit in Edo erfordern könnte – sogar die zweite, heimlich geflüsterte Einladung auf das französische Kriegsschiff, die er weder angenommen noch zurückgewiesen, sondern für die kommenden Wochen offen gelassen hatte, war nicht dringend. Er hatte sich entschlossen, den Plan, den Hisako und er geschmiedet hatten, sofort auszuführen. Und nun versperrte ihm Anjo mit seinen Bogenschützen den Weg.

»Gute Nacht, Anjo-sama«, sagte er kurz entschlossen. »Ich werde Sie selbstverständlich wie immer auf dem laufenden halten.« Seine

Beunruhigung und das Gefühl, nackt zu sein, geschickt verbergend, spornte er sein Pferd und nahm Richtung auf den vor ihm liegenden Durchgang. Keiner der Bogenschützen rührte sich; sie warteten auf einen Befehl. Seine Männer, die sich ebenso hilflos fühlten, und die beiden Sänften folgten ihm.

Anjo sah ihnen nach. Wütend. Ohne diese Gewehre hätte ich ihn wie geplant gefangengenommen. Unter welchem Vorwand? Hochverrat, Verschwörung gegen den Shōgun! Aber Yoshi wäre nie vor Gericht gestellt worden, o nein, tut mir leid, irgendwelche Dummköpfe haben ihn getötet, als er sich der Gerechtigkeit durch Flucht zu entziehen versuchte.

Ein plötzlicher, stechender Schmerz in seinen Eingeweiden veranlaßte ihn, nach einem Stuhl zu tasten. *Baka* Ärzte! Es muß doch ein Mittel dagegen geben, dachte er und überhäufte Yoshi und die Männer, die durch die Passage verschwanden, abermals mit Flüchen.

Yoshi konnte jetzt freier atmen; der Angstschweiß ließ ihn nicht mehr frösteln. Durch schlecht beleuchtete Korridore, an weiteren Ställen und Sattelkammern vorbei trabte er tiefer in die Festungsanlagen hinein, bis er an die Endmauer kam, die mit Holz verkleidet war. Die Männer saßen ab und zündeten ihre Fackeln an jenen in den Wandhaltern an.

Mit der Reitgerte deutete er auf einen Knauf an einer Seite. Sein Adjutant saß ab und zog daran. Ein ganzes Mauersegment schwang auf und legte einen Tunnel frei, hoch und breit genug für zwei Reiter nebeneinander. Sofort setzte er sein Pferd in Bewegung. Als die Sänften und auch der letzte Mann drinnen verschwunden waren und das Tor wieder geschlossen wurde, seufzte er vor Erleichterung. Jetzt erst steckte er sein Gewehr wieder ins Holster.

Ohne dich, Gewehr-san, dachte er liebevoll, wäre ich jetzt ein toter Mann oder zumindest ein Gefangener. Manchmal sehe ich ein, daß ein Gewehr wirklich besser ist als ein Schwert. Du hast dir

einen Namen verdient: Es war uralter Shinto-Brauch, bestimmten Schwertern oder Waffen, ja sogar Steinen oder Bäumen Namen zu geben. Ich werde dich ›Nori‹ nennen, das kann auch ›Seetang‹ bedeuten und ist ein Scherz über Nori Anjo, um mich daran zu erinnern, daß du mich vor ihm gerettet hast und daß eine deiner Kugeln für ihn bestimmt ist, in sein Herz oder in seinen Kopf.

»Eeee, Herr«, sagte sein Hauptmann, der neben ihm ritt. »Ihr Schuß war ein wundervoller Anblick.«

»Danke, aber da Sie und alle Männer Befehl haben zu schweigen, bis ich Ihnen die Erlaubnis zum Sprechen erteile, sind Sie degradiert. Begeben Sie sich nach hinten.« Zutiefst zerknirscht ritt der Mann davon. »Sie«, wandte sich Yoshi an den stellvertretenden Kommandeur, »sind hiermit zum Hauptmann befördert.« Damit wandte er sich im Sattel um und ritt wieder voran.

Die Luft im Tunnel war abgestanden. Dies war eine der vielen Fluchtrouten, von denen die Burg durchzogen war. Der Bau der Burg hatte nur vier Jahre gedauert: Auf Shōgun Toranagas Anweisung hatten fünfhunderttausend Mann Tag und Nacht daran gearbeitet.

Der Boden des Tunnels, der sich nach unten neigte, wand sich immer wieder hierhin und dahin; die Seitenwände waren teils aus dem Fels gehauen, teils grob mit Ziegeln verblendet, die Decke war gelegentlich abgestützt, aber in gutem Zustand. Immer weiter ging es hinab, doch ohne Gefahr. Als dann Wasser von den Wänden tropfte und die Luft kühler wurde, wußte Yoshi, daß sie unter dem Burggraben waren. Er zog seinen Umhang enger um sich. Er haßte den Tunnel, weil er stark unter Klaustrophobie litt, ein Andenken an die Zeit, da er mit seiner Frau und seinen Söhnen vor gar nicht so langer Zeit fast ein halbes Jahr lang von *taikō* li in kerkerähnlichen Räumlichkeiten festgehalten worden war. Nie wieder werde ich mich einsperren lassen, hatte er sich damals geschworen. Niemals wieder!

Mit der Zeit führte der Tunnel wieder aufwärts, und sie hatten das Ende erreicht, das sie in ein Haus führte. Es war das sichere Haus eines loyalen Toranaga-Vasallen, der sie – rechtzeitig benachrichtigt – bereits erwartete. Zutiefst erleichtert darüber, daß es nicht abermals Ärger gab, wies Yoshi die Vorhut an voranzureiten.

Die Nacht war angenehm, während sie auf kaum bekannten Pfaden durch die Stadt trabten, bis sie in die Außenbezirke kamen und die erste Tokaidō-Sperre erreichten. Als die feindselig eingestellten Posten die Toranaga-Standarte sahen, wurden sie sofort unterwürfig. Hastig öffneten sie die Sperre, verneigten sich tief und schlossen sie wieder, allesamt neugierig, aber keiner dumm genug, Fragen zu stellen.

Nicht weit hinter der Barrikade gabelte sich die Straße. Ein Nebenweg schlängelte sich landeinwärts auf die Berge zu, der ihn nach einem normalen Drei-bis-vier-Tage-Ritt zum Drachenzahn, seiner heimatlichen Burg, bringen würde. Freudig bog die Vorhut in diesen Weg ein: Es ging nach Hause, in sowohl seine als auch ihre Heimat, die meisten von ihnen hatten Familie, Verlobte oder Freunde seit mehr als einem halben Jahr nicht gesehen. Als sie sich nach einer halben League einem Dorf näherten, wo es eine gute Tränke und eine heiße Quelle gab, rief er laut: »Wache!« und winkte sie zu sich zurück.

Der neue Hauptmann der Eskorte zügelte sein Pferd neben ihm und hätte beinahe »Sire?« gesagt, hielt sich aber rechtzeitig zurück. Er wartete.

Yoshi deutete auf das Haus. »Hier machen wir halt.« Es hieß die Herberge »Zu den sieben Jahreszeiten des Glücks«. »Kein Grund zum Schweigen mehr.«

Der Hof war ordentlich und sauber und mit Kopfsteinen gepflastert. Der Wirt, geehrt durch die hohe Stellung des bereits erwarteten Gastes, kam mit einigen Dienerinnen und Dienern herausgeeilt und verneigte sich zuvorkommend. Die Dienerinnen umringten die

Sänfte, um sich um Koiko zu kümmern, während der Wirt, ein kahlköpfiger, schlanker alter Mann, der ein wenig hinkte, Yoshi in die beste und abgelegenste Gästehütte führte. Er war ein Samurai im Ruhestand, der sich dafür entschieden hatte, den Haarknoten abzuschneiden und Wirt zu werden. Inseheim war er noch immer ein *hata-moto* - privilegierter Samurai -, einer von Yoshis zahlreichen Spionen, die auf die Umgebung von Edo und alle Zugänge zur Erbburg verteilt waren. Der neue Hauptmann, stolz auf seine Verantwortung, begleitete sie mit vier Samurai, den Schluß bildeten Misamoto und seine beiden Leibwachen.

Rasch vergewisserte sich der Hauptmann, daß die Unterkunft sicher war. Dann ließ sich Yoshi der Treppe gegenüber auf der Veranda nieder, während der Hauptmann und die anderen Samurai hinter ihm knieten. Wie er bemerkte, war die Dienerin, die ihm Tee anbot, klug ausgewählt und hatte ein frisches Gesicht; das machte den Tee noch schmackhafter für ihn. Als er fertig war, schickte er die Dienerinnen und Diener davon. »Bitte, holen Sie sie her, Inejin«, befahl er.

Gleich darauf war Inejin wieder da. Mit ihm kamen die beiden Gai-Jin-Prospektoren. Der eine groß, der andere untersetzt, beides hagere, zäh wirkende, bärtige Männer in schmutzigen, groben Kleidern und zerbeulten Mützen. Yoshi musterte sie neugierig, doch angewidert, sah eher Kreaturen in ihnen als Menschen. Beide fühlten sich unbehaglich. Kurz vor der Treppe blieben sie stehen und starrten ihn an.

Sofort befahl der Hauptmann: »Verneigen!« Und als sie nicht gehorchten, sondern ihn verständnislos anstarrten, fauchte er zwei Samurai an: »Bringt ihnen Manieren bei!«

Unversehens lagen die beiden mit dem Gesicht im Dreck auf den Knien und verfluchten ihr Schicksal, weil sie so dumm gewesen waren, eine so gefährliche Arbeit anzunehmen: »Zum Teufel, Charlie«, hatte der Untersetzte, ein Goldgräber aus Cornwall, wenige Tage

zuvor in Drunk Town gesagt, nachdem sie mit Norbert Greyforth gesprochen hatten, »was haben wir denn zu verlieren? Gar nix! Wir haben Hunger, wir sind pleite, wir haben keine Arbeit, wir können nichts mehr anschreiben lassen, Mann – in ganz Yokopoko gibt's keine Bar mehr, wo wir 'n Bier kriegen, 'n Bett oder 'n Bissen Brot. Kein Schiff gibt uns 'ne Koje. Wir sitzen in der Patsche, und bald werden die Aussie-Peeler hier landen oder eure aus Frisco, dann legen sie uns in Ketten, mich, weil ich 'n paar dreckige Claimjumper von Goldgräbern totgeschlagen habe, und dich, weil du 'n paar verdammte Geldwechsler ausgeraubt und erschossen hast.«

»Traust du diesem Schwein von Greyforth?«

»Wo bleibt deine Ehre, du alter Mistkäfer! Wir haben ihm unsere Marken gegeben, stimmt's? Er hat sein Versprechen gehalten, 'n anständiger Gent, stimmt's? Hat uns zweiundzwanzig Pfund gegeben, damit wir unsere Schulden bezahlen können und nicht in den Bau kommen; wenn wir zurückkommen, kriegen wir noch mal zwanzig, alles, was wir an Schaufeln, Schießpulver und Zeug brauchen, und einen vor dem Pastor beeideten Vertrag, daß wir zwei Teile von jeweils fünf kriegen, die wir nach Yoko schicken, stimmt's? Alles genau wie versprochen, stimmt's? Er ist 'n Gent, aber alle Gents sind schleimig.«

Die beiden Männer hatten gelacht, und der andere hatte geantwortet: »Da hast du wieder mal verdammt recht!«

»Jetzt sind wir Prospektoren, stimmt's? Können hier und da 'n bißchen was verstecken, eh? Und rausschmuggeln, stimmt's? Essen, Trinken und Vergnügen für 'n ganzes Jahr, unsere eigene verdammte Yoshiwara, ohne einen Penny zu bezahlen, und den ersten Zugriff auf Jappo-Gold! Was mich betrifft, ich mach da mit, auch wenn du nicht...«

»Laßt sie aufstehen, tut ihnen nicht weh. Misamoto!«

Sofort war Misamoto auf den Knien. Als die beiden Männer ihn sahen, waren sie ein wenig beruhigt.



»Sind das die Männer, die du gestern am Hafen getroffen hast?«

»Ja, Sire.«

»Und sie kennen dich als Watanabe?«

»Ja, Herr.«

»Gut. Sie wissen nichts von deiner Vergangenheit?«

»Nein, Herr. Ich habe alles so gemacht, wie Sie es befohlen haben, alles an...«

»Du hast ihnen gesagt, daß du von Matrosen in Nagasaki Englisch gelernt hast?«

»Ja, Herr.«

»Gut. Jetzt sag ihnen, daß sie gut behandelt werden und keine Angst zu haben brauchen. Wie heißen sie?«

»Hört zu, ihr beiden, das ist der Boss, das ist Herr Ota«, sagte Misamoto, wie ihm Yoshi befohlen hatte; sein primitiver amerikanischer Slang war für die beiden gut zu verstehen. »Ich hab euch Mistkerlen gesagt, daß ihr euch verneigen und im Dreck kriechen sollt, sonst wird man's euch beibringen. Er sagt, ihr werdet gut behandelt, und will wissen, wie ihr heißt.«

»Ich bin Johnny Cornishman und er ist Charlie Yank, und verdammt noch mal, wir haben immer noch nichts zu essen und zu trinken gekriegt!«

Misamoto übersetzte die Namen, so gut es ging.

»Du wirst ihnen nichts von mir oder dem verraten, was du getan hast, seit ich dich aus dem Gefängnis geholt habe. Vergiß nicht, ich habe überall Ohren und werde es sofort erfahren.«

»Ich werde Sie nicht enttäuschen, Herr.« Misamoto, der seinen Haß verbarg und bestrebt war, gefällig zu sein, weil er Angst um seine Zukunft hatte, verneigte sich tief.

»Ja.« Yoshi musterte ihn nachdenklich. In den zwei Monaten, die Misamoto in seinen Diensten stand, hatte sich der Mann äußerlich radikal verändert. Er war glattrasiert, sein Schädel war ebenfalls rasiert und sein Haar nach Samurai-Brauch frisiert. Die aufgezwunge-

ne Reinlichkeit hatte seiner Erscheinung gut getan, und obwohl man ihn bewußt nur in die Kleidung der niedrigsten Samurai-Kaste steckte, wirkte er wie ein Samurai und trug die beiden Schwerter inzwischen, als hätte er nie etwas anderes getan. Die Schwerter waren allerdings noch immer blind, das heißt, nur Griffe ohne Klängen in den Scheiden. Bisher war Yoshi zufrieden mit seinem Auftreten, und als er ihn in der Robe und dem Hut eines Ältesten sah, hätte er ihn fast nicht erkannt. Eine gute Lektion, die man nicht vergessen sollte, hatte er damals gedacht: Wie leicht es ist, zu scheinen, was man nicht ist.

»Es wäre besser, wenn du nicht versagst«, sagte er nun und wandte sich an Misamotos Wachen. »Ihr beide seid mir für die Sicherheit dieser Männer verantwortlich. Die Dame Yoshi wird weitere Wachen und Führer zur Verfügung stellen, aber ihr beide seid für den Erfolg des Unternehmens verantwortlich.«

»Ja, Herr.«

»Und was diesen falschen Watanabe betrifft«, seine Stimme war sanft, doch niemand bezweifelte die Entschlossenheit, die darin lag, »so wird er als Samurai niedrigsten Ranges behandelt, doch wenn er korrekte Befehle mißachtet oder fliehen will, werdet ihr ihn an Händen und Füßen fesseln und zu mir bringen, wo ich auch sein mag. Ihr beide seid mir dafür verantwortlich.«

»Ja, Herr.«

»Ich werde Sie nicht enttäuschen, Herr«, sagte Misamoto mit grauem Gesicht leise, und etwas von seiner Angst teilte sich auch den beiden Goldgräbern mit.

»Sag diesen Männern, daß sie in Sicherheit sind. Und auch, daß du ihr Gehilfe und Lehrer sein wirst; wenn du gehorchst, braucht keiner von euch Angst zu haben. Sag ihnen, daß ich mir einen schnellen Erfolg ihrer Suche erhoffe.«

»Der Boss sagt, ihr braucht keine Angst zu haben.«

»Und warum pißt du dir dann in die Hosen?«

»Bepiß dich selbst. Ich bin... Ich bin beauftragt, mich um eure verdammten Manieren zu kümmern.«

»Achte lieber auf deine eigenen, sonst stopfen wir dir den Mund mit deinen eigenen Eiern, wenn wir allein sind. Wo ist der verdammte Fraß, und wo ist was zu saufen und diese Nutten, wie man uns versprochen hat, eh?«

»Die kriegt ihr noch früh genug, und ihr solltet lieber höflich sein, in Gegenwart dieser... Burschen«, sagte Misamoto vorsichtig. »Die sind wie 'ne Katze mit Hummeln im Arsch. Und der Boss sagt, ihr solltet zusehen, daß ihr bald Gold findet.«

»Wenn's da Gold gibt, dann finden wir's, Wotinabey, alter Arsch. Wenn nichts da ist, ist eben nichts da – stimmt's, Charlie?«

»Entschuldigen Sie, Herr, sie danken Ihnen für Ihre Güte«, sagte Misamoto, nicht mehr so ängstlich. Ihm war gerade klar geworden, daß er, wenn er die beiden begleiten sollte, der erste sein würde, der von einem Fund erfuhr. »Sie versprechen, daß sie versuchen werden, den Schatz so schnell wie möglich zu finden. Und fragen Sie untertänigst, ob sie etwas zu essen und zu trinken haben könnten, und wann sie anfangen können.«

»Weise sie nachdrücklich darauf hin, daß es sich auszahlt, geduldig, höflich und fleißig zu sein. Und bring ihnen anständige Manieren bei, wie man sich korrekt verneigt und so weiter. Du bist für sie verantwortlich.«

Während Misamoto gehorchte, winkte Yoshi seinem Adjutanten, der die beiden kurzen Übermäntel brachte, die Hisako hatte anfertigen lassen, eine Art Weste mit Bändern. Auf der Vorder- wie auf der Rückseite waren Stoffstreifen aus heller Seide angebracht, auf die mit Tinte Schriftzeichen gemalt waren: *Dieser Gai-Jin ist mein persönlicher Gefolgsmann und Prospektor. Er steht unter meinem Schutz und darf, vorausgesetzt er hat offizielle Begleiter mit korrekten Papieren, überall in meinem Reich schürfen. Es wird befohlen, daß jedermann ihm bei seiner Arbeit helfen soll.* Jeder Streifen trug sein Siegel. »Sag ihnen, daß sie

das ständig zu tragen haben. Dann wird es ein guter Schutz für sie sein – und erklär ihnen, was die Schriftzeichen bedeuten.«

Wieder gehorchte Misamoto ohne nachzudenken und zeigte den beiden, wie man die Westen trug. Inzwischen vorsichtig geworden, heuchelten sie Geduld und Bescheidenheit, was ihrem Wesen zu tiefst widersprach. »Charlie«, flüsterte der Mann aus Cornwall, während er die Bänder verknotete, und bewegte dabei, wie die meisten Exsträflinge – vier Jahre Schwerstarbeit im australischen Outback für Claim Jumping – kaum die Lippen: »Wer A sagt, muß auch B sagen.«

Der Amerikaner, ein wenig lässiger, grinste. »Ich hoffe, es springt auch was dabei heraus, alter Kumpel...«

Yoshi beobachtete die beiden. Als er zufrieden war, winkte er Misamoto. »Nimm sie mit und wartet im Hof.«

Sobald sie fort waren – diesmal nach einer korrekten Verneigung ohne Hilfestellung –, schickte er alle bis auf Inejin davon. »Setzen Sie sich, alter Freund.« Er deutete auf die Treppe, wo der alte Mann bequem sitzen konnte, denn seit ihm ein Sturz vom Pferd die linke Hüfte zerschmettert hatte, konnte er nicht mehr knien. »Gut. Und nun – was gibt's Neues?«

»Alles und nichts, Herr.« Seit drei Jahrhunderten dienten Inejin und seine Ahnen diesem Zweig der Toranagas. Als *batamoto* fürchtete er sich nicht, die Wahrheit zu sagen. »Das Land ist fleißig bearbeitet und gedüngt worden, das Korn wächst, aber die Bauern sagen, daß es in diesem Jahr selbst hier in Kwanto eine Hungersnot geben wird.«

»Wie schlimm wird die Hungersnot werden?«

»Um sicher zu sein, werden wir in diesem Jahr Reis von anderswo brauchen, aber anderswo wird es viel schlimmer sein.«

Yoshi dachte an das, was Hisako ihm schon berichtet hatte, und war froh über ihre Voraussicht und Vorsicht. Und froh über einen Vasallen wie Inejin – ein Mann, dem man blind vertrauen konnte,

war schwer zu finden, viel schwerer noch einer, der die Wahrheit sagte, eine Wahrheit, die auf echtem Wissen basierte und nicht aus Gründen des persönlichen Vorteils gesagt wurde. »Weiter.«

»Alle loyalen Samurai sind von Ungeduld erfüllt angesichts der ausweglosen Situation zwischen den Bakufu und den aufrührerischen äußeren Lehnsherrn von Satsuma, Choshu und Tosa, deren Samurai ebenso unzufrieden sind, vor allem aus den üblichen Gründen: Ein Sold, der vor einem Jahrhundert festgelegt wurde, verschlimmert ihre Lage noch, da es immer schwieriger wird, die Zinsen für die ständig zunehmenden Schulden zu bezahlen und zugleich Reis und Lebensmittel zu immer höheren Preisen zu kaufen.« Da der größte Teil seiner zahlreichen Familie ebenfalls sehr stark unter den Entbehrungen litt, war sich Inejin dieses Problems schmerzlich bewußt. »Täglich bekommen die Shishi neue Anhänger, wenn nicht offen, so doch mit Sicherheit heimlich. Die Bauern verhalten sich korrekt und bescheiden, die Kaufleute nicht, aber alle, bis auf die meisten Kaufleute in Yokohama und Nagasaki, möchten die Gai-Jin vertreiben.«

»Und *sonno-joi*?«

Nach einer Pause sagte der alte Mann: »Wie so vieles auf Erden, Herr, ist dieser Schlachtruf zum Teil richtig, zum Teil falsch. Alle Japaner verabscheuen die Gai-Jin – mehr noch als die Chinesen, mehr noch als die Koreaner –, alle wollen, daß sie verschwinden, alle verehren den Sohn des Himmels und halten Seinen Wunsch, sie zu vertreiben, für die richtige Politik. Von Ihren zwanzig Männern, die heute abend hier sind, würden, glaube ich, zwanzig diesen Teil von *sonno-joi* unterstützen. Genau wie Sie selbst, vorausgesetzt, es ist das Shōgunat, das gegenwärtig die Macht hat, Seine Wünsche zu realisieren, und zwar nach dem von Shōgun Toranaga niedergelegten Verfahren.«

»Ganz recht«, stimmte ihm Yoshi zu, obwohl er im Herzen wußte, daß er, wäre er an der Macht gewesen, schon den ersten Vertrag

nicht zugelassen hätte, denn dann wäre es nie so weit gekommen, daß sich der Kaiser in Angelegenheiten des Shōgunats einmischen mußte. Und außerdem hätte er niemals zugelassen, daß niederträchtige Lakaien den Sohn des Himmels umgaben und ihn irreleiteten.

Dennoch, wenn er die Macht hätte, würde er, im Gegensatz zu *sonno-joi*, einige von den Gai-Jin einladen, solange er noch Zeit dazu hätte. Allerdings nur zu seinen Bedingungen. Und nur gegen die Waren, die er selbst zu kaufen wünschte. Denn nur mit Schiffen und Kanonen wie den ihren, dachte er, können wir unser Land vor ihnen schützen, sie aus unseren Meeren vertreiben und endlich unser historisches Schicksal erfüllen, den Kaiser auf den Drachenthron Chinas zu setzen. Und dann, mit ihren Millionen und unserem Bushido, wird uns die Gai-Jin-Welt gehorchen. »Weiter, Inejin.«

»Es gibt nicht mehr viel, was Sie nicht schon wissen, Herr. Viele fürchten, daß der Shōgun-Knabe niemals zum Mann werden wird, viele sind über den alles andere als klugen Rat beunruhigt, manche sind entsetzt darüber, daß Ihr kluger Rat gegen diese Reise als Bittsteller nach Kyōto überstimmt wurde, viele bedauern, daß Sie nicht die *roju* beherrschen, um die notwendigen Veränderungen herbeizuführen, die Bakufu unkorrupt und intelligent zu machen – und dem Unsinn Einhalt zu gebieten.«

»Der Shōgun ist der Shōgun«, gab Yoshi ungehalten zurück, »und alle müssen ihn und seinen Rat unterstützen. Er ist unser Lehnsherr und muß als solcher unterstützt werden.«

»Absolut einverstanden, Sire, ich gebe nur, so gut ich kann, die Stimmung der Samurai wieder. Nur wenige wollen die Bakufu und das Shōgunat stürzen. Nur eine Handvoll Dummköpfe glaubt, der Kaiser könnte Nippon ohne das Shōgunat regieren. Sogar von den Shishi glauben nur wenige wirklich daran, daß man dem Shōgunat ein Ende bereiten könnte.«

»Und?«

»Die Lösung liegt auf der Hand: Ein starker Mann muß die

Macht übernehmen und regieren, wie Shōgun Toranaga regiert hat.« Inejin setzte sich bequemer zurecht. »Bitte entschuldigen Sie, wenn ich so langatmig bin. Darf ich sagen, daß Ihr Besuch mich ehrt?«

»Danke, Inejin«, antwortete Yoshi nachdenklich. »Nichts Neues darüber, daß die Daimyos Truppen gegen uns aufbieten?«

»Nicht in dieser Gegend. Obwohl ich gehört habe, daß Sanjiro ganz Satsuma in den Alarmzustand versetzt hat.«

»Und Choshu?«

»Noch nicht, aber Ogama hat seine Garnisonstruppen, die die Tore besetzt halten, verstärkt und die Anzahl der Küstenbatterien an der Shimonoseki-Meerenge erhöht.«

»Ach! Seine holländischen Waffenmeister?«

Inejin nickte. »Die Spione berichten mir, daß sie seine Kanoniere ausbilden und in der neuen Choshu-Waffenschmiede vier Kanonen pro Monat gießen. Und die werden sofort zu den Befestigungen gebracht. Nicht lange, und die Meerenge wird unpassierbar sein.«

Das ist sowohl gut als schlecht, dachte Yoshi: gut, diese Möglichkeit zu haben, schlecht, weil sie in der Hand des Feindes liegt.

»Ogama will die Angriffe auf die Schiffe verstärken?«

»Im Augenblick nicht, hab ich gehört. Aber er hat angeordnet, daß seine Batterien alle Gai-Jin-Schiffe zerstören und die Meerenge endgültig schließen sollen, sobald er ihnen ein Codewort schickt.« Inejin beugte sich vor und sagte leise: »Roter Himmel.«

»Dasselbe Wort, das Shogun Toranaga benutzt hat?«

»So wird gemunkelt.«

Yoshis Gedanken wirbelten. Heißt das, daß Ogama einen ebenso unverhofften und allumfassenden Überraschungsangriff starten wird wie mein Vorfahr – und daß wieder die höchste Macht das Ziel ist? »Können Sie mir Beweise bringen?«

»Wenn's so weit ist. Aber das ist, laut Ogamas ursprünglichem Plan, das gegenwärtige Codewort.« Inejin zuckte die Achseln. »Er

ist jetzt im Besitz der Tore. Wenn er Sanjiro dazu bringen könnte, ihm Treue zu schwören...«

Das Schweigen wuchs. »Sie haben sehr gute Arbeit geleistet.«

»Noch eine interessante Tatsache, Sire. Herr Anjo hat eine Magenkrankheit.« Als Inejin Yoshis aufblitzendes Interesse sah, leuchteten seine Augen noch mehr auf. »Der Freund eines Freundes, dem ich vertraue, sagte mir, daß er heimlich einen chinesischen Arzt konsultiert hat. Die Krankheit ist die zerstörende Krankheit und kann nicht geheilt werden.«

Yoshi stöhnte, zum Teil vor Freude, zum Teil aus Angst, er könne sich dieselbe Krankheit holen – wer weiß, wie oder woher – oder sie schon in sich tragen. »Wie lange hat er noch zu leben?«

»Monate, vielleicht ein Jahr, mehr nicht. Aber Sie sollten doppelt auf der Hut sein, Sire, weil mein Informant sagt, daß sein Verstand, während der Körper ohne äußerliche Merkmale verfault, intakt bleibt, sich aber auf gefährlichen unerbittlichen Pfaden bewegt.«

Wie die törichte Entscheidung, die Prinzessin dominieren zu lassen, dachte Yoshi, dessen Kopf von allem schwirrte, was er gehört hatte. »Weiter.«

»Weiter, Sire, wegen der Shishi, die Herrn Utani und seinen Geliebten überfallen und ermordet haben. Sie wurden von demselben Choshu-Shishi angeführt, der auch Herrn Anjo überfallen hat – Hiraga.«

»Der, dessen Bild an alle Straßensperren geschickt wurde?«

»Ja, Sire, Hiraga Rezan, wenigstens sagte der gefangene Shishi, bevor er starb, daß dies sein Name sei. Einer seiner Decknamen ist Otami.«

»Haben Sie ihn erwischt?« erkundigte sich Yoshi hoffnungsvoll.

»Nein, Sire, noch nicht. Und leider haben wir seine Spur verloren, also muß er sich anderswo aufhalten. Vermutlich in Kyōto.« Inejins Stimme wurde noch leiser. »Wie es heißt, soll ein Shishi-Überfall in Kyōto geplant sein. Man glaubt, daß sich viele von ih-



nen dort versammeln. Sehr viele.«

»Was für ein Überfall – ein Mord?«

»Das weiß keiner – noch nicht. Vermutlich wieder so ein Coup. Der Shishi-Anführer mit dem Decknamen ›der Rabe‹ soll den Aufruf erlassen haben. Ich versuche herauszufinden, wer er ist.«

»Gut. Die Shishi müssen eliminiert werden, so oder so.« Yoshi überlegte einen Moment. »Könnte ihr Gift gegen Ogama oder Sanjiro gerichtet sein, die wahren Feinde des Kaisers?«

»Schwer zu sagen, Sire.«

»Haben Sie erfahren, wer den Shishi von Utani erzählt hat? Von seinem heimlichen Laster?«

Nach einer Pause antwortete Inejin: »Es war die Zofe der Dame, Sire, die es ihrer Mama-san zugeflüstert hat. Die es wiederum ihnen zugeflüstert hat.«

Yoshi seufzte. »Und die Dame?«

»Die Dame scheint untadelig zu sein, Sire.«

Yoshi seufzte abermals – erfreut, daß Koiko nichts damit zu tun hatte, im tiefsten Innern aber nicht überzeugt. »Ich werde mich um die Zofe kümmern. Sorgen Sie dafür, daß die Mama-san nicht argwöhnisch wird; mit ihr werde ich abrechnen, wenn ich zurückkomme. Haben Sie den anderen Spion gefunden, den, der die Gai-Jin mit Informationen versorgt?«

»Nicht mit Sicherheit, Sire. Wie ich hörte, ist der Verräter – oder sein Deckname – Ori. Seinen vollen Namen kenne ich nicht, aber er ist ein Satsuma-Shishi, einer von Sanjiros Männern, einer von den beiden Tokaidō-Mördern.«

»Wo ist er jetzt?«

»Irgendwo in der Yokohama-Niederlassung, Sire. Er ist zum heimlichen Vertrauten sowohl des jungen englischen Dolmetschers als auch des Franzosen geworden, von dem Sie mir erzählt haben.«

»Aha, von ihm auch.« Yoshi überlegte einen Moment. »Bringen Sie Ori sofort zum Schweigen.« Mit einer Verneigung akzeptierte

Inejin den Befehl. »Weiter.«

»Damit endet mein Bericht.«

»Ich danke Ihnen. Sie haben gute Arbeit geleistet.« Tief in Gedanken versunken trank Yoshi seinen Tee. Das Mondlicht warf seltsame Schatten.

Der alte Mann brach das Schweigen. »Ihr Bad ist fertig, Sire, und Sie müssen hungrig sein. Alles ist bereit.«

»Vielen Dank, aber die Nacht ist so schön, deswegen werde ich sofort weiterreiten. Es gibt viel zu tun im Drachenzahn. Hauptmann!«

Unverzüglich versammelte sich die Truppe. Eilig zogen Koiko und ihre Zofe die Reisekleider wieder an, und Koiko bestieg ihre Sänfte. Devot begleiteten Inejin, seine Familie, die Dienerinnen und die Diener die Gäste unter Verbeugungen hinaus.

»Und was wird aus dem großen Essen, das wir vorbereitet haben?« fragte seine Frau, eine winzige Frau mit rundlichem Gesicht, die ebenfalls aus einer Samurai-Familie stammte, ein wenig zögernd; Delikatessen, die sie eilig, aber korrekt zu hohen Preisen eingekauft hatte, um ihren Lehnsherrn bei seinem unerwarteten Besuch zu versorgen – der Gewinn von drei Monaten für eine einzige Mahlzeit.

»Das werden wir selber essen.« Inejin sah der Gruppe nach, die durch das schlafende Dorf trabte und dann verschwand. »Aber es hat gut getan, ihn wiederzusehen. Es war eine große Ehre für uns.«

»Ja«, sagte sie und folgte ihm gehorsam ins Haus zurück.

Die Nacht war mild, das Mondlicht so hell, daß man genug sehen konnte. Hinter dem Dorf wand sich die unbefestigte Straße nordwärts durch die Wälder, alle paar Meilen gab es ein Dorf. Überall Stille. Zu dieser Nachtzeit reiste niemand außer Räubern, Ronin oder der Elite. Sie durchquerten einen Bachlauf, hinter dem das Land offener wurde. Am anderen Ufer befahl er einen Halt und winkte die Vorhut zu sich.

Zu ihrer wachsenden Erregung wandte sich Yoshi im Sattel um

und zeigte nach Südosten, zur Küste zurück. »Ich habe meinen Plan geändert«, erklärte er, als sei es eine plötzliche Entscheidung und nicht schon seit vielen Tagen geplant. »Wir reiten in Richtung Tokaidō, aber wir umgehen die ersten drei Straßensperren und kehren dann erst, nach Tagesanbruch, auf die Küstenstraße zurück.«

Niemand brauchte nach ihrem Ziel zu fragen. »Gewaltmarsch, Sire?«

»Ja. Absolutes Schweigen. Abmarsch!«

Einhundertzwanzig Leagues, zehn bis elf Tage, dachte er. Dann Kyōto und die Tore. Meine Tore.

## 25

**A**m späten Nachmittag desselben Tages duckte Hiraga sich in den Windschatten einer Hütte am Rand von Drunk Town, wo nervös ein kleiner, verdreckter Matrose wartete. »Gib mir das Geld, Kamerad«, forderte der Mann. »Du hast es doch, eh?«

»Ja. Pistole, bitte?«

»Mal bist du 'n Gent, mal bist du 'ne miese Null.« Der Mann hatte einen grauen Stoppelbart und war mißtrauisch; in seinem Gürtel steckte ein gefährliches Messer, in einem Unterarmholster ein zweites. Als Hiraga zum erstenmal am Strand mit ihm sprach, hatte er seine von Tyrer beschaffte Kleidung getragen. Heute kam er in einem schmutzigen Arbeiterwollkittel, groben Hosen und abgewetzten Stiefeln. »Was für 'n Spielchen treibst du?«

Hiraga zuckte die Achseln; er verstand den Mann nicht. »Revolver, bitte.«

»Den Revolver willst du? Ich hab ihn hier.« Der verschlagene

Blick des Mannes wanderte über das von Unkraut wuchernde, mit Müll übersäte Gelände zwischen Drunk Town und dem japanischen Dorf – von den Einwohnern Niemandsland genannt –, das Hiraga gerade durchquert hatte, vermochte aber keine fremden Beobachter zu entdecken. »Wo ist das Moos?« fragte er mürrisch. »Das Geld, verdammt noch mal, die Mexe!«

Hiraga griff in die Tasche des Kittels; für ihn fühlten sich die Kleider, die er eigens für diesen Tag gekauft hatte, unbehaglich und fremdartig an. In seiner Hand glitzerten drei mexikanische Silberdollar. »Revolver, bitte.«

Ungeduldig langte der Matrose in sein Hemd und zeigte ihm den Colt. »Den kriegst du, wenn du das Moos rausrückst.«

»Kugel, bitte?«

Ein schmutziger Lumpen aus der Hosentasche des Mannes enthielt etwa ein Dutzend Patronen. »Abgemacht ist abgemacht, und mein Wort ist mein Wort.« Der Matrose griff nach dem Geld, doch bevor er es sich nehmen konnte, hatte Hiragas Hand sich wieder geschlossen.

»Nicht gestohlen, ja?«

»'türlich nicht gestohlen, nun mach schon, verdammt!«

Hiraga öffnete die Faust. Gierig wurden die Münzen gepackt und sorgfältig untersucht, ob sie auch nicht abgeraspelt oder gefälscht waren, während der listige Blick ständig hierhin und dahin schoß. Als er endlich zufrieden war, überreichte er Colt und Patronen und stand auf. »Laß dich nicht damit erwischen, Freundchen, sonst baumelst du, 'türlich ist das Ding gestohlen!«

Tief gebückt schlich sich Hiraga in die vergleichsweise Sicherheit des japanischen Dorfes zurück – sicher nur, solange das Gesindel und die Betrunkenen nicht beschlossen, Krawall zu machen. Es gab keine Polizisten oder Wachtposten, von denen die Dorfbewohner Schutz erwarten konnten. Nur eine Navy- oder Army-Patrouille marschierte gelegentlich durch die Hauptstraße, und diese Männer

ergriffen bei einer Schlägerei selten Partei.

Hiraga hatte viele Tage gebraucht, um diesen Kauf zu bewerkstelligen, denn Tyrer konnte er natürlich nicht um Hilfe bitten. Niemand in der Yoshiwara besaß eine Schußwaffe. Raiko hatte unangenehm berührt gesagt: »Nur Gai-Jin haben so etwas, Hiraga-san, tut mir leid. Gefährlich für zivilisierte Personen, mit einer solchen Waffe erwischt zu werden.«

Akimoto sagte grinsend: »Wenn mein Vetter eine will, dann besorgen Sie ihm eine, Raiko! Sie können doch alles, *neh?* Dafür dürfen Sie auch ohne Bezahlung mit mir schlafen...« Er duckte sich, weil sie ein Kissen nach ihm warf und in sein Lachen einstimmte.

Raiko fächelte sich. »Ah, Hiraga-san, es tut mir leid«, sagte sie, »bitte, nehmen Sie diesen unartigen Mann mit hinaus, zwei meiner Mädchen haben schon einen freien Tag beantragt, damit sich ihr Yin vom Ansturm seines Yang erholen kann...«

Als sie allein waren, sagte Akimoto, jetzt ohne Scherz: »Vielleicht solltest du deine Absicht ändern. Vergiß die Waffe. Ich möchte versuchen, Ori zu überreden, sich hier mit uns zu treffen.«

Hiraga, der über die Gesellschaft seines gutmütigen Vetters erfreut war, schüttelte den Kopf. »Ori hat eine Schußwaffe, er wird sie sofort gegen uns benutzen, wenn er uns sieht. Ich habe auf jede nur mögliche Art versucht, ihn aus Drunk Town herauszulocken – ohne Erfolg. Wenn ich ihm dort mit einem Revolver auflauere, wird es aussehen, als habe ein Gai-Jin die Tat begangen. Er wird jetzt jeden Tag wieder versuchen, zu diesem Mädchen zu gelangen, und dann bin ich hier unzweifelhaft erledigt.«

»Vielleicht wird ihm das Warten zuviel. Jeder einzelne Mann im Dorf ist angewiesen worden, nach ihm Ausschau zu halten, und niemand darf ihn von See her hereinschmuggeln.«

»Wer würde es wagen, einem Dorfbewohner zu trauen?«

»Dann überlaß es, wenn du die Waffe hast, wenigstens mir«, erbot sich Akimoto ernst. Er war wesentlich kräftiger als Hiraga. Nach-

dem er diesen bei seiner Ankunft nicht gleich erkannt hatte, hatte er sich schnell einen ähnlichen Haarschnitt zugelegt.

Schließlich hatte Hiraga am Strand den Matrosen angesprochen, sich als zu Besuch weilender chinesischer Händler aus Hongkong ausgegeben und einen Handel mit ihm abgeschlossen – unter der einzigen Bedingung, daß der Revolver nicht gestohlen sein durfte. Aber er würde natürlich gestohlen sein.

Akimoto erwartete ihn in ihrer Unterkunft in einer Dorfgasse. »Eeee, Vetter, bitte entschuldige mich«, sagte er lachend. »Überflüssig, zu fragen, ob du ihn hast, aber du siehst so komisch aus in diesen Kleidern. Wenn dich unsere Shishi-Kameraden so sehen könnten...«

Hiraga zuckte die Achseln. »So sehe ich aus wie einer der Gai-Jin-Kulis, wo immer die herkommen. Alle möglichen Gai-Jin und Kulis in Drunk Town kleiden sich so.« Er rückte seine Hose bequemer zurecht; er hatte sich zwischen den Beinen wund gerieben. »Ich kann einfach nicht begreifen, wie sie ständig so schwere Kleider, einengende Hosen und erstickende Jacken tragen können – und wenn es heiß ist, eeee, sind sie ganz furchtbar.« Während er sprach, prüfte er die Funktionen der Waffe, wog sie auf der Hand, zielte mit ihr. »Ziemlich schwer.«

»Saké?«

»Danke. Und dann werde ich mich bis zum Sonnenuntergang ausruhen.« Er lud den Revolver, trank einen Schluck Saké und streckte sich, zufrieden mit sich selbst, auf den Futons aus. Er schloß die Augen, begann zu meditieren. Als er zum Frieden mit sich selbst gelangt war, ließ er sich treiben. Innerhalb von Sekunden war er eingeschlafen.

Bei Sonnenuntergang erwachte er. Akimoto hielt immer noch Wache. Er blickte aus dem winzigen Fenster. »Weder Sturm noch Regen heute abend«, stellte Hiraga fest, dann zog er ein Halstuch heraus und knotete es sich um den Kopf, wie er es bei den rangie-

deren Gai-Jin und den Matrosen gesehen hatte.

Plötzlich bekam Akimoto Angst. »Und nun?«

»Nun«, sagte er und schob sich den Revolver in den Gürtel, »werde ich Ori suchen gehen. Wenn ich nicht zurückkomme, mußt du ihn töten.«

Die meisten Dorfbewohner auf der Straße erkannten ihn nicht, und in seinen europäischen Kleidern würde er für die meisten Gai-Jin einer der vielen eurasischen oder chinesischen Händler aus Hongkong, Shanghai oder Manila sein, denn die Qualität seiner Kleider und seiner Haltung verriet seine Position und seinen Reichtum: »Aber vergiß nie, Nakama-san«, hatte ihn Tyrer immer wieder gewarnt, »so reich du auch aussiehst – wenn du allein nach Drunk Town oder anderswo hingehst, werden dich feine Kleider nicht vor Belästigungen oder Beleidigungen durch das Gesindel schützen.«

Als er sich zum erstenmal auf die Suche nach Ori machte – nachdem ihm der Shoya mitgeteilt hatte, daß Ori ungehorsam gewesen war –, war er in seinen Tyrer-Kleidern nach Drunk Town hineingestürzt und fast umgehend von einer Gruppe betrunkenen Rowdys in die Enge getrieben worden, die ihn umringten, verhöhnten und beschimpften und ihn sogar angreifen wollten. Nur seine Karatekunst, eine den Gai-Jin noch unbekannte Kampfkunst, hatte ihn gerettet. Schäumend vor Wut hatte er sich zurückgezogen und zwei gebrochene Schädel sowie einen Schwerverletzten hinterlassen.

»Finde genau heraus, wo Ori-san ist! Auf der Stelle!« hatte er dem Shoya befohlen. »Was er macht und wie er lebt!«

Am nächsten Abend malte ihm der Shoya eine grobe Skizze: »Das Haus liegt hier, an dieser Ecke, zum Meer hinaus, in der Nähe einiger Lagerhäuser. Es ist ein Trink-Schlaf-Haus für sehr niedrigstehende Personen. Ori-san hat sich ein Zimmer gemietet und den doppelten Preis bezahlt, wie man mir sagte. Ein übles Haus, Hira-ga-san, ständig voll böser Männer. Ohne einen speziellen Plan werden Sie niemals hinfinden. Ist es so wichtig, daß er fortgeschickt

wird?»

»Ja. Solange er hier ist, schwebt Ihr ganzes Dorf in Gefahr.«

»*So ka!*«

Zwei Tage darauf hatte ihm der Shoya berichtet, daß das Ori-Haus in der Nacht niedergebrannt war und die Überreste von drei Männern in den Ruinen gefunden worden waren. »Wie ich hörte, war ›der Eingeborene‹ einer davon, Hiraga-san«, sagte der Shoya unbekümmert.

»Ein Jammer, daß nicht die ganze üble Gegend verbrannt ist mit-samt allen Gai-Jin, die darin sind.«

»Ja.«

So wurde das Leben wieder ruhig. Hiraga verbrachte weiterhin viel Zeit mit Tyrer und war es zufrieden, zu lernen und zu lehren, ohne zu ahnen, wie wichtig und informativ sein Wissen für Tyrer, Sir William und Jamie McFay war. Einen halben Tag lang hatte er mit Tyrer an Bord der britischen Fregatte verbracht. Das Erlebnis hatte ihn erschüttert und seinen Entschluß gefestigt, herauszufinden, wie diese Menschen, die er verachtete, so unglaubliche Maschinen und Kriegsschiffe erfinden konnten, wie so verächtliche Menschen von einer so winzigen Insel den immensen Reichtum anhäufen konnten, der nötig war, um so viele Schiffe, Armeen und Fabriken zu besitzen und zugleich sämtliche Seewege sowie einen großen Teil der Gai-Jin-Welt zu beherrschen.

An jenem Abend hatte er sich sinnlos betrunken; er war völlig durcheinander, einmal himmelhochjauchzend, dann wieder todtraurig, denn sein Glaube an die absolute Unbesiegbarkeit des Bushido und des Landes der Götter war schwer angeschlagen.

Die Abende verbrachte er zumeist in der Yoshiwara oder in ihrer Dorfunterkunft mit Akimoto, mit dem er Pläne schmiedete und dem er sein Gai-Jin-Wissen mitteilte. Wie tief beunruhigt er war, verbarg er allerdings vor ihm, während er das Netz um Tyrer ständig enger zog und regelrecht mit ihm Katz und Maus spielte: »Oh,



tut mir leid, Taira-san, Fujiko-Vertrag sehr schwer, braucht viele Wochen, Raiko sehr schwieriger Verhandler, Vertrag teuer, sie hat viele Kunden, viele, tut mir leid, sie beschäftigt heute abend, aber Raiko sagen Fujiko warten auf Sie Abend nach morgen...«

Zu Hiragas Zorn hatte der Shoya vor etwas über zwei Wochen entdeckt, daß Ori bei dem Brand nicht umgekommen war: »...und tut mir leid, Hiraga-san, aber ich habe gehört, daß Ori-san plötzlich sehr reich geworden ist und Geld verschwendet wie ein Daimyo. Er bewohnt jetzt mehrere Räume in einem anderen Trinkhaus.«

»Ori – reich? Wie ist das möglich?«

»Tut mir leid, ich weiß es nicht, Herr.«

»Aber du weißt, wo dieses neue Haus liegt?«

»Ja, Sire. Hier. Hier ist der Plan, tut mir leid, daß...«

»Macht nichts«, hatte Hiraga wütend erwidert. »Heute abend räumere ich ihn wieder aus.«

»Tut mir leid, Hiraga-san, aber das ist nicht mehr so einfach.« Äußerlich war der Shoya zerknirscht, innerlich aber wütend darüber, daß seine erste, schnelle Lösung hinsichtlich des wahnsinnigen Ronin nicht den Zweck erfüllt hatte, für den er bezahlt hatte. »Es ist nicht mehr so leicht, weil dieses Haus abseits liegt und er, wie es scheint, viele Leibwachen hat – Gai-Jin-Leibwachen!«

Eiskalt hatte Hiraga die Konsequenzen erwogen. Durch einen Dorfbewohner, der in Drunk Town Fisch verkaufte, schickte er Ori einen zuckersüßen Brief, in dem er schrieb, wie hocheifrig er sei zu hören, daß Ori noch lebe und nicht, wie er gefürchtet habe, bei diesem furchtbaren Brand umgekommen, sondern überdies sehr wohlhabend geworden sei; ob sie sich am Abend nicht in der Yoshiwara treffen könnten, da Akimoto ebenfalls äußerst wichtige Shi-shi-Angelegenheiten zu besprechen habe.

Ori hatte ihm umgehend geantwortet: »Weder in der Yoshiwara noch sonstwo, sondern erst dann, wenn unser *sonno-joi*-Plan ausgeführt, das Mädchen tot und die Niederlassung abgebrannt ist.

Wenn du, Akimoto oder irgendein anderer Verräter-Shishi vorher hierherkommt, wird er erschossen.«

»Er weiß, daß der Brand kein Unfall war«, stellte Akimoto fest.

»Selbstverständlich. Woher kann er nur das Geld haben?«

»Eigentlich nur durch Diebstahl, *neb?*«

Weitere Botschaften zeitigten dieselbe Antwort. Ein Giftanschlag war fehlgeschlagen. Also hatte er den Revolver gekauft und sich einen Plan ausgedacht. Und jetzt, heute abend, war der perfekte Zeitpunkt für die Ausführung. Die letzten Strahlen des Sonnenuntergangs zeigten ihm den Weg durchs Niemandsland und durch die stinkenden Straßen, die mit gefährlichen Schlaglöchern durchsetzt waren. Die wenigen Männer, die ihm begegneten, hatten kaum einen Blick für ihn übrig, höchstens Flüche, damit er ihnen aus dem Weg ging.

Ori langte in den kleinen Beutel voll Münzen, der auf dem Tisch an seinem Bett stand, und zog eine heraus. Es war ein beschnittener Mex, kaum mehr wert als die Hälfte seines normalen Wertes. Aber obwohl das noch immer fünfmal soviel war wie der Preis, den sie vereinbart hatten, gab er ihn der nackten Frau. Ihre Augen leuchteten auf, sie knickte höflich und murmelte immer wieder demütige Dankesworte. »Sie sind ein echter Gent, *ta*, Liebchen.«

Zerstreut sah er zu, wie sie in ihr zerlumptes Kleid schlüpfte, fragte sich, warum er hier war, fühlte sich abgestoßen von diesem Zimmer, von dem Bett, dem Haus, der Umgebung und dem bleichen, knochigen Gai-Jin-Körper mit den schlaffen Hinterbacken, der, wie er sich vorgestellt hatte, das Feuer dämpfen würde, das in ihm tobte und ihn wahnsinnig machte, der es aber nur verschlimmert hatte, weil er überhaupt nicht mit *ibr* zu vergleichen war.

Die Frau schenkte ihm jetzt keine Beachtung mehr. Sie hatte ihre Arbeit getan, blieben nur noch der übliche gemurmelte Dank und

ein paar Lügen über seine Qualitäten – in diesem Fall allerdings keine Lügen, denn was seinem Organ an Größe fehlte, machte er mit Kraft und Energie wieder wett –, dann konnte sie gehen und ihren neu erworbenen Reichtum behalten. Das Kleid hing ihr von den mageren, nackten Schultern und schleifte über den fadenscheinigen Teppich, der einen Teil der rohen Holzdielen bedeckte. Ein zerrissener Unterrock, kein Höschen. Strähniges, bräunliches Haar und dick aufgelegtes Rouge. Sie sah aus wie vierzig, war aber erst neunzehn, ein Gossenkind, in Hongkong von unbekannten Eltern geboren und vor acht Jahren von ihrer Pflegemutter an ein Wan-chai-Haus verkauft. »Soll ich morgen wiederkommen? Morgen?«

Er zuckte die Achseln und zeigte zur Tür; sein verwundeter Arm war so gut geheilt, wie es nur möglich war; er würde zwar nie wieder so flink mit einem Schwert umgehen können wie früher, doch immerhin gut genug, um gegen einen durchschnittlichen Schwertkämpfer zu siegen, und gut genug mit einer Pistole. Seine Derringer lag auf dem Tisch in Reichweite.

Die Frau zeigte ein gezwungenes Lächeln und zog sich, Dankesworte murmelnd, vorsichtig zurück – erleichtert, daß sie keine Schläge oder andere widerliche Praktiken hatte über sich ergehen lassen müssen. »Keine Sorge, Genty«, hatte ihre Madam zu ihr gesagt, »Chinesen sind genau wie die anderen, manchmal 'n bißchen wählerisch, aber dieser Kerl da ist stinkreich, also gib ihm, was er will, und gib's ihm schnell, er ist so reich, also gib's ihm ordentlich.« Sie hatte kaum etwas anderes tun müssen, als sein hektisches Stoßen mit stoischer Ruhe und den erforderlichen Geräuschen vorgetäuschter Lust hinzunehmen.

»Na dann, Süßer.« Sie ging hinaus, den Mex in ihrem verschmutzten Leibchen versteckt, das die schlaffen Brüste bedeckte, eine andere Münze, ein Zwanzigstel im Wert, in einer Hand.

An der Treppe draußen wartete Timee, ein grober eurasischer Seemann gemischter, hauptsächlich aber chinesischer Abstammung. Er

drückte die Tür zu und packte sie. »Halt die Schnauze, du dreckige Hure«, zischte er, zwang sie, die Hand zu öffnen, nahm die Münze und begann sie auf chinesisch und in gutturalem Englisch wegen ihres armseligen Lohnes zu beschimpfen: »Ayee-yah, warum hast du den Kerl nicht zufriedengestellt?« Dann versetzte er ihr eine Ohrfeige, daß sie die Treppe halb hinabstolperte, halb hinabfiel. Als sie jedoch unten ankam, wandte sie sich noch einmal um und beschimpfte ihn noch unflätiger. »Ich werd meiner Ma Fotheringill von dir erzählen, die wird's dir schon zeigen!«

Timee spie hinter ihr her, klopfte an und öffnete die Tür. »*Musu-me* gutt, Herr, heya?« fragte er servil.

Inzwischen saß Ori an einem alten Tisch vor dem Fenster. Er trug ein grobes Hemd und Kniehosen und im Gürtel ein Kurzsword. Der Geldbeutel lag auf dem Tisch. Ihm entging nicht, wie fasziniert der andere darauf hinabstarrte. Achtlos nahm er einen weiteren Mex und warf ihn dem breitschultrigen Mann zu. Der fing ihn geschickt, berührte seine Stirn und grinste mit wenigen abgebrochenen und gelblichen Zähnen. »Danke, Guv. Essen?« Er rieb sich den dicken Bauch. »Essen, *wakarimasu ka?*« Ihre Gespräche bestanden aus Zeichensprache und ein wenig Pidgin, und er war der Chef der Leibwächter. Ein anderer wartete unten in der Bar. Ein dritter auf der Gasse.

Ori schüttelte den Kopf. »Nein«, sagte er, eines der Wörter, die er aufgegriffen hatte; dann setzte er hinzu: »*Bier-u*«, und bedeutete ihm zu gehen. Endlich allein, starrte er blicklos zum Fenster hinaus. Das Glas war gesprungen und mit Fliegendreck übersät, eine Ecke fehlte. Gegenüber, zehn Meter entfernt, lag die trostlose Fassade einer weiteren heruntergekommenen, aus Holz erbauten Herberge. Die Luft roch modrig, seine Haut fühlte sich schmutzig an, und er erschauerte bei dem Gedanken an den schweißnassen Kontakt mit dem Körper dieser Frau, ohne Gelegenheit zu einem zivilisierten japanischen Bad hinterher, obwohl er im Dorf, zweihundert Meter

entfernt hinter dem Niemandsland, ohne weiteres eins hätte haben können.

Aber das hieße, Hiraga und seine Spione riskieren, die mich bestimmt erwarten, dachte er, Hiraga und Akimoto und all die Dorfbewohner, die wie gemeine Verbrecher dafür gekreuzigt werden müßten, daß sie meinen großartigen Plan durchkreuzen wollen. Abschaum! Alle zusammen. Wagen es, mich verbrennen zu wollen, wagen es, den Fisch zu vergiften – eeee, Karma, daß die Katze ihn gestohlen hat, bevor ich das Vieh daran hindern konnte, und auf der Stelle an meiner Statt sterben mußte.

Seitdem hatte er nur wenig gegessen, und nur Reis, den er sich selbst auf dem Rost kochte, mit etwas Fleisch- oder Fischeintopf, der für die anderen Haus- und Bargäste gekocht worden war, und den Timee vorsichtshalber vor seinen Augen vorkosten mußte.

Der Fraß ist widerlich, dieses Haus ist widerlich, die Frau ist widerlich, und wenn ich noch länger warten muß, werde ich durchdrehen. Dann fiel sein Blick wieder auf den Geldbeutel. Und seine Lippen zogen sich zu einem böartigen Lächeln von den Zähnen zurück.

In der Nacht, als die andere Herberge in Brand gesteckt wurde, hatte er auf einem Feldbett in einem winzigen, dreckigen Loch hinter der Bar geschlafen, das ihn den letzten Rest seines Geldes gekostet hatte. Lange bevor die anderen Gäste erwachten, hatte ihn sein durch zahlreiche Brände seit seiner Kindheit geschärfter Sinn für Gefahren gewarnt. Als er aus dem Schlaf hochfuhr, sah er, daß die Flammen oben schon an der Holzterasse leckten, während eine weitere Flasche voll Öl mit einem brennenden Lappen im Hals in den Hauptbarraum geschleudert wurde.

Ein hysterischer Hund kam die Treppe heruntergejagt, zwei Katzen suchten angstvoll das Weite, und die drei Tiere begannen im Barraum herumzuschießen und Flaschen mit Alkohol umzustürzen, daß sie auf dem Kopfsteinboden zerplatzten und mit ihrem Inhalt

das Feuer nährten. Im oberen Stock waren Schreie und Tumult zu hören. Halbnackte Männer kamen, vor den Flammen fliehend, die Treppe herunter und stürzten auf die Straße hinaus.

Die Treppe fing Feuer. Dann schoß plötzlich eine Flammenzunge an den zundertrockenen Wänden und dem Geländer entlang empor. Im Barraum war es erstickend heiß, die Luft glühte, während ein Feuersturm den Brand anfachte. Die Seiten der Haustür begannen so stark zu brennen, daß die Flammen fast den Ausgang versperren. Immer mehr Männer kamen schreiend die Treppe herunter, stolperten in Panik übereinander und durch die Flammen nach draußen, bei einigen hatten bereits die hastig übergeworfenen Kleider zu brennen begonnen. Nur Minuten waren seit der Brandstiftung vergangen, und doch war das Feuer schon unkontrollierbar geworden, das Haus dem Untergang geweiht.

Ori, in seinem Alkoven, hatte keine Angst – schließlich war er branderfahren –, sondern drückte sich außerhalb des dichten Qualms, einen in Bier getauchten Lappen vor dem Mund, dicht an den Boden; einen Fluchtweg für den Notfall hatte er sich automatisch in dem Moment gemerkt, da er den Raum betreten hatte. Sicherheit bot immer nur der Wille, nicht in Panik auszubrechen, und diesmal außerdem ein kleines, mit Läden gesichertes Fenster auf der anderen Seite des Barraums, in einiger Entfernung von der brennenden Treppe, das auf die Hintergasse hinausführte.

Gerade wollte er davonrennen, als er sah, wie sich der dicke Wirt in Nachthemd und Schlafmütze zusammen mit anderen verängstigten Männern durch die Flammen die Treppe hinunterkämpfte; fest unter den Arm geklemmt trug er eine eiserne Kassette. Wütend stieß der Mann einen anderen beiseite und in die Flammen, um gleich darauf von denselben Flammen in eine schreiende Fackel verwandelt und mit zwei anderen in die brennenden Ruinen der Treppe geschleudert zu werden, die krachend einstürzte und damit jede weitere Flucht von oben unmöglich machte. Die Kassette flog

ihm aus den hilflosen Armen und rutschte über den Fußboden. Ein schwer verbrannter Mann kam aus dem Hexenkessel gewankt und strebte taumelnd zur Tür. Gierig verschlangen die Flammen den Wirt und die beiden anderen Männer und streckten ihre Zungen schon ebenso gierig nach der Kassette aus.

Kurz entschlossen wagte sich Ori durch die Flammen, packte sie und stürzte zum Fenster; die verrotteten Läden waren schnell aufgestoßen, dann war er draußen, auf der Gasse und an der frischen Luft. Sofort duckte er sich, lief zu dem gegenüberliegenden Zaun, kletterte hinüber und huschte durch den Müll und das wuchernde Unkraut des Niemandlandes zu dem verlassenem Brunnen.

Dort blickte er sich keuchend und vorsichtig um. Die Flammen aus der Herberge loderten zum Himmel, und es wimmelte von laut rufenden Gestalten. Zwei Männer sprangen aus den oberen Fenstern. Andere, mit Wassereimern bewaffnet, übergossen die angrenzenden Schuppen und Häuser und brüllten nach Helfern.

Er war nicht bemerkt worden.

Vom Lärm gedeckt, hob er ein zerbrochenes Brecheisen auf und stemmte, immer wieder schwärmende Moskitos und Nachtinsekten abwehrend, den Deckel von der Kassette. Der Schatz, den sie enthielt, verschlug ihm den Atem. Rasch stopfte er sich zwei Beutel voll Münzen in die Hosentasche und einen weiteren in den Kittel. Die etwa zwölf übrigen Beutel wie auch die Kassette vergrub er umsichtig an verschiedenen Stellen.

Am nächsten Vormittag wanderte er in Drunk Town umher, bis er, weit von der ausgebrannten Ruine entfernt, eine abgelegenere Herberge entdeckte. Zehn Mexe für den Eigentümer sowie das Gewicht der übrigen Münzen im Beutel sicherten ihm unverzügliche, zuvorkommende Bedienung und ein geräumiges Zimmer seiner Wahl. Der Wirt, ein Mann mit tiefliegenden, leuchtend blauen Augen – genau wie *ihre*, hatte er gedacht und plötzlich einen Stich in seinen Lenden verspürt –, hatte auf den Beutel gezeigt. »Mit dem

da werden Sie ausgeraubt werden, junger Mann.«

Ori hatte ihn nicht verstanden, doch die Bedeutung seiner Worte wurde schon sehr bald klar und rief Timee auf den Plan. Zusammen mit der Erkenntnis, daß Ori – wenn Timee und der Wirt gut bezahlt wurden – hier und auf der Straße sicher sein und sein Zimmer, wenn er ausging, unangetastet bleiben würde. Da Ori wußte, wie gefährlich es war, diesen Männern Vertrauen zu schenken, machte er ihnen zur Sicherheit mit Zeichensprache und viel Geduld klar, daß diese beiden Beutel nur einen kleinen Teil seines Reichtums ausmachten, der gut bewacht im Dorf versteckt war, den er aber bereitwillig und großzügig für seinen persönlichen Schutz und alles, was sonst nötig wurde, auszugeben bereit sei.

»Sie sind der Guv, was Sie sagen, kriegen Sie. Ich heiße Bonzer und bin Australier.« Genau wie nahezu alle in Drunk Town kratzte er sich beständig Floh- und Läusebisse, hatte nur wenige schiefe Zähne und stank. »Guv? Das bedeutet *Ichiban!* Nummer eins. *Wakarimasu ka?*«

»*Hai, domo.*«

Die Tür ging auf und riß ihn aus seinen Gedanken. Timee brachte einen Krug Bier. »Ich geh mir jetzt was zu essen holen, Guv.« Er hustete. »Hap-hap, *wakarimasu ka?*«

»*Hai.*« Das Bier löschte Oris Durst, ließ sich aber nicht mit dem Bier im Dorf vergleichen. Oder zu Hause in Satsuma oder in der Yoshiwara, oder in der Herberge ›Zu den Mitternachtsblüten‹ in Kanagawa. Oder sonstwo.

Ich werde offenbar verrückt, dachte er verunsichert. Diese Gai-Jin-Hure mit ihrer Krötenbauchhaut und dem Fischgeruch war schlimmer als die schlimmste alte Vettel, die ich jemals gehabt habe, und dennoch habe ich zweimal die Wolken und den Regen genossen und immer noch mehr davon haben wollen.

Was haben die bloß an sich? Sind es ihre blauen Augen und hellbraunen Schamhaare – darin hat sich diese Hure nicht sehr von *ibr*



unterschieden, in allem anderen aber doch. Unbewußt spielten seine Finger mit dem Kreuz, das er halb verborgen am Hals trug. Seine Lippen verzogen sich zu einem schiefen Lächeln. Im Tunnel hatte er Hiraga übertölpelt. Das Stück Metall, das er hinabgeworfen hatte, war sein letzter Gold-Oban gewesen. Ich bin froh, daß ich ihr Kreuz behalten habe – um mich ständig an sie zu erinnern. Und auch auf andere Art hat es sich mehr als nützlich erwiesen, weil es diese dummen Gai-Jin davon überzeugt, daß ich Christ bin. Was haben ihre Frauen an sich, das mich so rasend macht?

Es ist Karma, sagte er sich energisch, Karma, daß es keine Lösung gibt, niemals eine Lösung geben wird, es sei denn... es sei denn, sie hinüberzuschicken.

Der Gedanke an seine Männlichkeit tief in ihr ließ seinen ganzen Körper prickeln und weckte ein Sehnen, als wäre das andere nie geschehen. Wieder einmal begann das Zimmer zu schwimmen und ihn zu erdrücken; also schwang er die Füße aus dem Bett, steckte die Derringer ein, zog eine Lederweste über und ging hinunter.

»Guv?« Hustend löste sich Timee von einem Teller Eintopf, um ihn zu begleiten, aber Ori bedeutete ihm und dem anderen Mann, das Zimmer oben zu bewachen, und verließ das Haus.

Hiraga, der auf der anderen Seite der belebten, schmutzigen Straße vor einer schäbigen Bar auf einer Bank saß, entdeckte ihn sofort. Vor ihm stand ein unberührter Humpen Bier, und er war umgeben von lärmenden Männern, die tranken, standen, sturzbetrunkene auf Bänken lagen oder auf dem Weg zu ihren Schlafstätten, Herbergen, Lieblingsbars oder den Spielhöllen waren, die hier im Slum nicht weniger zählten als in London. Die Männer waren ein buntes Gemisch aus europäischen, asiatischen und gemischtrassigen Arbeitern, bewaffnet mit mindestens einem Messer und ganz ähnlich gekleidet wie er. Sie kamen von des Tages Arbeit in der Segelmacher-

werkstatt, beim Schiffslieferanten, als Mechaniker in den Maschinenfabriken, ein ganz neuer Beruf, oder aus irgendeiner der Dutzenden von Werkstätten, die mit der Schifffahrt zu tun hatten. Außer Herumtreibern und Bettlern gab es Bäcker, Schlachter, Brauer, Geldverleiher und andere, die diesen Teil von Yokohama belieferten oder von ihm lebten, der, im gegenseitigen Einverständnis, vom Dorf und von ›Nob Town‹, wie sie das Viertel der Händler nannten, abgegrenzt war.

»In Drunk Town«, hatte ihm Tyrer erklärt, »gibt es vielleicht einhundertfünfzig Seelen, die meisten sind Vagabunden. Es gibt nur wenige Vorschriften. Da heißt es, jeder für sich, aber wehe dem, der beim Stehlen erwischt wird, der Mob würde ihn sofort halb totprügeln. Es gibt dort keine Polizei, nur Army- und Navy-Patrouillen, die nach Deserteuren fahnden oder ganz einfach versuchen, den Frieden zwischen den Waffengattungen zu wahren, Schlägereien und Rebellionen zu beenden. Die Bier- und Ginhäuser – Gin ist ein Fusel, der Sie umbringt, wenn Sie nicht aufpassen – sind offen, solange es Kunden gibt, die Spielhöllen ebenfalls. Wagen Sie sich auf gar keinen Fall da hinein, auch nicht zu Ma Fotheringill, die haßt euch Japaner wegen eurer Billig-Yoshiwara – Gott segne sie! Am anderen Ende, beim Südtor neben der Hog Lane, liegt der schlimmste Teil von Drunk Town. Ich selbst bin noch nicht dort gewesen, und Sie sollten sich auch von dort fernhalten, denn da versuchen die Verderbtesten und Verlorenen zu überleben. Opium, Bettler, Abschaum, männliche Prostituierte. Schlachthaus. Friedhof. Krankheiten. Und ganze Heere von Ratten...«

Das wenige, was Hiraga verstand, hatte in ihm den Wunsch geweckt, das alles mit eigenen Augen zu sehen. Heute Abend hatte er zum erstenmal Gelegenheit dazu. Bis auf einige hingeworfene Flüche, die auf jeden paßten, hatte niemand ihn belästigt, während er Ori im gerade noch ausreichenden Licht des dunkelnden Himmels mühelos folgte.

Sein Opfer näherte sich auf Umwegen der Küste – scheinbar ziellos und ohne die Leibwächter, vor denen man Hiraga gewarnt hatte. Seine Erregung wuchs. Der Revolver in seiner Tasche fühlte sich gut an. Seine Finger sehnten sich danach, ihn zu packen, zu zielen und abzdrukken, um dieser Bedrohung seiner Zukunft hier und jetzt ein Ende zu machen. Und dann ein kontrollierter Rückzug durchs Niemandsland oder am Strand entlang bis zur Gesandtschaft.

Jetzt näherten sie sich dem kleinen Platz an der Promenade und der Küste, wo die besten Bars, Restaurants und Pensionen um Kunden wetteiferten. Dies war das letzte Ende der Niederlassung, der schmalste Teil, eingezwängt zwischen dem Meer und dem umgebenden Zaun. Genau wie beim Nordtor war der Zaun stark und hoch und reichte bis in die Brandung hinein. Die einzige Öffnung war das verbarrikadierte Südtor.

Der Platz war überfüllt. Zumeist britische Soldaten, Seeleute und Handelsmatrosen mit ein paar Franzosen, Amerikanern, Russen und Einheimischen dazwischen. Ori drängte sich durch die Menge, bis er das Ende der Promenade erreichte. Er blickte aufs Meer hinaus. Die See hatte eine meterhohe Dünung und war schwarz und ölig. Nordwärts, eine halbe Meile entfernt, sah er in den Handelshäusern und in der französischen Gesandtschaft die Lichter angehen. Und im oberen Stock von Struan's, dem Gebäude, das mit dem von Brock zusammen den Hafen beherrschte.

Heute? Soll ich's heute versuchen?

Seine Füße begannen ihn davonzutragen. Plötzlich ertönte ein Donnern, und ein dumpfes, grollendes Geräusch unmittelbar unter der Erdoberfläche fiel über sie her; die Erde hob sich, und genau wie alle anderen auf dem Platz taumelte er, von Übelkeit gepackt, fiel auf Hände und Knie und klammerte sich an die Erde, die sich schüttelte, sich hob, fiel und ausruhte. Ein Augenblick der Stille, die zum Himmel zu schreien schien. Dann hier und da ein Wim-

mern, Rufe und Flüche, die abrissen, als sie von einem weiteren Stoß gepackt wurden. Wieder buckelte die Erde – nicht so stark wie zuvor, aber doch schlimm genug. Kaskaden von Ziegeln regneten von einem Dach. Menschen hasteten oder krochen davon. Wiederrum Stille, die nahezu fühlbar war, Menschen still, Möwen still, Tiere still. Die Erde wartete, alles wartete. In den Boden gekrallt, betend, fluchend, betend. Wartend.

»O Gott, ist es vorbei?« rief jemand.

»Ja...«

»Nein...«

»Wartet, ich gl...«

Wieder der Donner. Angst- und Klagerufe. Der Lärm stieg, die Erde wand sich, schrie auf und wurde wieder still. Mehrere Schuppen stürzten ein. Hilferufe. Keiner rührte sich.

Wieder hielten alle den Atem an. Warteten: Stöhnen, Gebete, Wimmern, Gebete und Flüche. Warten auf den nächsten Stoß. Den ganz großen. Warten, doch nichts geschah.

Sekunden wurden zu einer Ewigkeit. Dann spürte Ori, daß es vorüber war; er stand auf, als erster auf dem Platz, und sein Herz hüpfte, weil er diesmal noch nicht tot war, weil er am Leben, unverehrt und wiedergeboren war. Instinktiv machte er sich jedoch auf die nächste Gefahr gefaßt, eine schnelle Flucht vor dem Feuer, das die normale Folge und die größte Bedrohung darstellte. Immer war ein jedes Erdbeben für irgend jemanden die Nemesis, für alle anderen jedoch war es die Wiedergeburt, die seit ewigen Zeiten als eine solche von den Menschen gefeiert wurde, die im Land der Götter lebten, das auch das Land der Tränen genannt wurde.

Plötzlich krampfte sich Oris Magen zusammen. Am anderen Ende des Platzes, aufragend über der Masse der Menschen, die würgend und fluchend auf dem Boden lag, sah er ganz allein Hiraga stehen, der ihn beobachtete. Hinter Hiraga hatten sich die meisten Samurai-Wachen ebenfalls aufgerappelt, und einige von ihnen mus-

terten die beiden neugierig.

Fast im selben Moment, da Ori spürte, daß das Erdbeben vorüber war, und aufsprang, waren Hiraga und die Samurai ebenfalls aufgesprungen und hatten, wie er, ekstatische Erleichterung und das Gefühl der Wiedergeburt erlebt. Bis Hiraga sah, daß Ori ihn anstarrte. Seine Miene verschloß sich, und er begann auf ihn zuzugehen, während der Platz schnell wieder zum Leben erwachte, als sich Menschen taumelnd oder schwankend erhoben. Ori wollte weglaufen, aber verängstigte, zornige Menschen, manche hysterisch lachend, andere lauthals Gott dankend, hinderten ihn an der Flucht und Hiraga an der Verfolgung.

»Was zum Teufel ist in dich gefahren...«, riefen sie.

»Verdammt noch mal, hör auf zu drängeln!«

»He, das is 'n beschissener Japse!«

Dann brüllte jemand: »Feuer! Seht doch!«

Wie alle anderen blickte Ori nach Norden. Am anderen Ende der Promenade stand ein Gebäude in Flammen. Sofort erkannte er, daß es das zweistöckige Struan-Building sein mußte. Oder das Nachbarhaus. Ohne Rücksicht auf die anderen brach sich Ori einen Weg durch die Menge.

Hiraga wollte hinter ihm her, im selben Moment aber stürzte eine nahe Ginbar in sich zusammen, schleuderte ihm Menschen vor die Füße und warf ihn zu Boden, während andere über ihn hinwegtrampelten. Mühsam kam er inmitten dieses Durcheinanders auf die Füße. Auf diesem Teil des Platzes stolperten die Menschen ziellos umher und versperrten ihm den Weg. Einmal konnte er ganz kurz Ori sehen, dann gingen die Ruinen der Bar in Flammen auf, die Menschen drängten wieder rückwärts und rissen ihn mit.

Als Hiraga zur Besinnung kam, war Ori verschwunden, und je energischer er sich einen Weg in die Richtung bahnte, in der er ihn zuletzt gesehen hatte, desto langsamer kam er voran, und desto wütender wurde die Menge. »He, Freundchen, langsam... Ist ja schon

wieder so 'n verdammter Japse...«

Als er sie beruhigt, kehrtgemacht, einen Bogen geschlagen hatte und zum Rand des Platz zurückgekehrt war, lief Ori weder, wie erwartet, die Promenade entlang und auf die Brandstätte zu, noch nahm er Richtung auf den Strand, sondern war ganz einfach verschwunden.

Im Struan-Building jagte Jamie McFay die Treppe hinauf. In seiner Hand pendelte eine Öllampe, denn im ganzen Treppenhaus verbreitete nur der Kronleuchter Licht, und der schwang nach den Erdstößen noch immer wie wild hin und her. Oben angekommen, rannte er den Gang entlang und stieß Struans Zimmertür auf. »Alles in Ordnung, Tai-Pan?«

Das Zimmer lag im Dunkeln; nur ein unheimlich flackerndes Licht tanzte auf den Gardinen am Fenster. Struan lag benommen, halb zum Dinner angekleidet, auf dem Boden und schüttelte den Kopf, um wieder zu sich zu kommen. Beide Öllampen waren zertrümmert, der offene Docht der einen, die unter die Kommode gerollt war, zischte auf dem ölgetränkten Teppich. »Glaub schon«, keuchte er. »Ich bin gefallen und muß mir irgendwo den Kopf angeschlagen haben. Großer Gott, Angélique!«

»Kommen Sie, ich helfe Ihnen...«

»Ich schaff's schon. Sehen Sie lieber nach ihr, Jamie!«

Jamie drückte auf die Klinke der Verbindungstür. Von der anderen Seite verriegelt. In diesem Moment fing der Teppich Feuer. Vor Schmerzen fluchend, kroch Struan davon; doch ehe sich die Flammen verbreiten konnten, hatte Jamie sie schon ausgetreten. In seiner Hast, Struan aus der Gefahrenzone zu ziehen, packte er zu fest zu.

»O Gott, Vorsicht, Jamie!«

»Tut mir leid, Verzeihung, ich hatte nicht...«

»Macht nichts«, keuchte Struan. Er hatte Schmerzen in der Seite, wo er beim Sturz schwer aufgeschlagen war, einen pochenden Schmerz im Magen, wo er zuvor nichts gespürt hatte, und die üblichen Schmerzen unter der verheilten, aber noch hochempfindlichen Narbe. »Wo brennt's denn?«

»Keine Ahnung, ich war unten mit...«

»Später – Angélique!«

Jamie lief den Korridor entlang; der Rauch, der vom anderen Ende herüberquoll, nahm ihm den Atem. Er hämmerte an ihre Tür und drückte die Klinke nieder: ebenfalls von innen verriegelt. Mit der Schulter warf er sich gegen das Holz neben dem Türrahmen, und die Tür flog auf. Ihr Boudoir war leer, eine brennende Öllampe war umgekippt und ergoß ihr Öl über die vorhangesäumte Kommode, eine andere lag zerschmettert auf dem Boden, und überall war Öl verspritzt. Er löschte den brennenden Docht und lief ins Schlafzimmer. Angélique saß leichenblaß in ihrem Himmelbett und starrte auf den schwingenden Ölkronleuchter, der widersinnig und munter brannte.

»Alles in Ordnung, Angélique?«

»Ach Jamie...«, sagte sie zögernd, mit ganz ferner Stimme. »Ja, alles in Ordnung, ich hatte mich nur... nur ein bißchen hingelegt, bevor ich mich zum Dinner umziehen wollte, dann fing alles an zu wackeln. Ich... Ich dachte, ich träume, aber dann zersprangen die Lampen und... *mon Dieu*, es war das Geräusch, mit dem sich das Haus bewegte, das mich am meisten erschreckt hat... Ach ja, ist Malcolm...«

»Ja. Ziehen Sie sich so schnell wie möglich an. Beeilen...«

In der nahen Hafenmeisterei begann der Feueralarm zu schrillen; sie zuckten zusammen. Plötzlich verängstigt, roch sie den Rauch, hörte die gedämpften Rufe draußen und sah das Glühen durch die Fenstervorhänge. Erschrocken keuchte sie auf. »Brennt's bei uns?«

»Vorerst brauchen Sie keine Angst zu haben, aber kleiden Sie

sich sofort an und kommen Sie nach nebenan. Ich entriegle die Verbindungstür.« Er lief hinaus. Sie glitt aus dem Bett. Unter ihrem Negligé trug sie Pantalons und ein Fischbeinkorsett. Hastig stieg sie in ihre Krinoline, die für sie zurechtgelegt worden war, und griff sich einen Schal.

»Alles in Ordnung mit ihr, Tai-Pan«, hörte sie Jamie sagen, als er die Verbindungstür öffnete. »Sie zieht sich an. Kommen Sie, ich helfe ihnen hinunter.«

»Erst, wenn sie auch fertig ist.«

Jamie wollte etwas sagen, änderte aber seine Meinung, denn in beiden schwelte noch der Streit beim Lunch, und keiner war zum Kompromiß bereit. Er öffnete das Fenster. Im Vorgarten und auf der Straße unten wimmelte es von Büroangestellten und Dienern, darunter Vargas; Neugierige und Leute aus den verschiedenen Gesandtschaften sammelten sich, einen Brand aber konnte er nirgends entdecken. »Vargas!« rief er. »Wo brennt's bei uns?«

»Wir wissen es nicht genau, Senhor, irgendwo auf dem Dach, glauben wir. Die Männer mit dem Brandmeister sind schon hier, aber bei Brock's steht das ganze obere Stockwerk in Flammen.«

Da Jamie von hier aus nicht zum Nachbarhaus hinübersehen konnte, eilte er in Angélique's Boudoir zurück und zog die Vorhänge auf. Der Brand hatte sich über die ganze Vorderseite von Brock's verbreitet – ein zweistöckiges Gebäude, wie das von Struan's –, an der die Hauptschlafzimmer lagen. Aus den offenen Fenstern quoll Rauch. Er sah Gruppen von Männern mit Wassereimern, die das Feuer zu löschen versuchten, beaufsichtigt von Norbert Greyforth. Von der Brise angefacht, wurden die Flammen mit dem Rauch herausgesogen und reckten sich über den Zwischenraum hinweg.

Beschissen, daß ausgerechnet wir unter dem verdammtten Feuer bei Brock's leiden müssen, dachte er verdrossen, als er sich aus dem Fenster beugte. »Vargas«, rief er, »bringen Sie Männer und Wasser hierher – begießen Sie diese Seite! Und wenn alles klar ist, helfen



Sie Norbert!« Ich hoffe, dieser Mistkerl verbrennt und mit ihm das ganze Brock-Building, damit wäre das idiotische Duell ein für allemal unterbunden.

Andere Brände konnte er von hier aus nicht ausmachen, nur noch einen, ein Stück weiter unten an der Promenade in Drunk Town und zwei in der Yoshiwara. Über allem lag der Geruch von brennendem Holz, Öl und dem Teer, der beim Dachbau verwendet wurde. Obwohl der Wind noch eine Andeutung von Seesalz herübertrug. Wieder richtete er seine Aufmerksamkeit auf die Flammen bei Brock's, die, vom Wind gepeitscht, auf das Struan-Gebäude übergriffen. In Gedanken erteilte er ihnen den Befehl zu verlöschen, denn er hatte Angst vor dem Feuer: Die Kate, in der er geboren wurde, war eines schlimmen Winterabends, als er ein Kind war, niedergebrannt, sein Vater war, wie immer, sturzbetrunken gewesen, sein jüngerer Bruder verbrannte, er, die Mutter und seine Schwester vermochten gerade noch sich selbst, sonst aber kaum etwas zu retten und mußten einige schlimme Jahre lang in einem Arbeitshaus unterkriechen, bis sie von Campbell Struan gerettet wurden, einem Verwandten von Dirk Struan, dessen Land sein Vater beackert hatte.

»He, Vargas! Verdammt noch mal, schnell hier herauf!«

»Komme schon, Senhor!«

Inzwischen wimmelte die Promenade von Menschen; alle waren auf die Straßen hinausgelaufen, um zu helfen und gute Ratschläge zu erteilen, während andere unter lautem Geschrei eine Eimerkette zu dem riesigen Löschtank voll Meerwasser bildeten, dem einzigen, der in Reichweite war. Auch Einheiten der Army aus dem Zeltlager mischten sich in die Menge. Vom Nordtor kamen Samurai herbeigeeilt, um zu helfen, denn jeder Brand war auch eine Bedrohung für sie. Im Süden, hinter dem Kanal, stand eins der Yoshiwara-Häuser in hellen Flammen, der Wind trug Schreie und Alarmrufe herüber, aber das Feuer schien eingedämmt worden und keine große Gefahr mehr zu sein, außerdem war es zum Glück nicht in Nemis

Nähe.

Der Schweiß lief ihm über den Rücken. Bei dem Bewußtsein, daß Malcolm in Sicherheit war, wurde ihm übel vor Erleichterung. Seit dem Lunch hatte er brütend in seinem Büro gegessen, wütend über die undichte Stelle, außer sich vor Sorge um das Duell und die eigene Zukunft. Nie hätte er sich träumen lassen, in einen solchen Streit verwickelt oder gezwungen zu werden, das Noble House oder Japan zu verlassen, es sei denn aus Krankheitsgründen oder wegen eines Unfalls. Nun, da Malcolm ihm entfremdet und Tess Struan wütend auf ihn zu sein schien, stand seine Beförderung, sein Ruhestand, seine gesamte Zukunft auf dem Spiel.

Was tun, hatte er sich verzweifelt gefragt; dann hatten die Erdstöße die Welt auf den Kopf gestellt, seine Sterblichkeit war ihm wieder vor Augen geführt worden, und als dann die Stöße aufhörten und er auf die Füße springen konnte, hatten ihn sein Impuls und die Erinnerungen an alles, was er und seine Familie den Struans schuldeten, veranlaßt, nach oben zu stürmen, denn schließlich hatte er hier die Leitung, und dieser Junge war kaum mehr als ein Invalide. Tai-Pan? Tut mir leid, Malcolm, Norbert hat recht, deine Ma führt das Kommando. Wenn du nicht verwundet worden wärest, hättest du sofort nach Hongkong zurückkehren müssen, als sie es befahl; dann wäre nichts von all dem passiert, du hättest die Zügel übernommen, und in ungefähr einem Jahr würdest du...

»Jamie... könnten Sie mich zuknöpfen?«

Verwirrt fuhr er herum. Mit dem Rücken zu ihm stand Angélique an der Tür; sie hielt das Vorderteil ihres schulterfreien Krinolenenkleides an sich gedrückt, während es hinten offenstand. Er hätte sie am liebsten angeschrien. Zum Teufel mit diesem verdammten Kleid, es brennt! Aber er riß sich zusammen, schloß hastig nur den obersten Knopf, wickelte sie in den Schal und schob sie eilig ins Nebenzimmer, wo sie sich sofort in Struans ausgebreitete Arme warf. An der offenen Tür lief eine Gruppe Männer mit gefüllten

Wassereimern vorbei. »Sie sollten das Haus verlassen, Sir...«, rief jemand.

»Wir müssen gehen, Tai-Pan – alles in Ordnung?«

»Ja.« So schnell er konnte, ging Malcolm zur Tür. Mit seinen beiden Stöcken vermochte er sich allerdings nur langsam zu bewegen – gefährlich langsam, hätte es einen echten Notfall gegeben, und das wußten sie alle drei, Struan am besten. Jetzt hörten sie über sich auf dem Dachboden Getrampel; der Rauchgeruch wurde schlimmer und verstärkte ihre Besorgnis.

»Jamie, bringen Sie Angélique hinaus. Ich werde nachkommen.«

»Stützen Sie sich auf mich und...«

»Verdammt noch mal, tun Sie, was ich Ihnen sage! Dann können Sie meinetwegen wiederkommen.«

Jamie errötete. Er griff nach ihrem Arm, und sie eilten hinaus, während Männer mit leeren Eimern sie überholten und andere ihnen mit voller Last entgegenkamen.

Kaum war Struan allein, da hinkte er zu seiner Kommode zurück und wühlte in einer Schublade, bis er das Fläschchen fand, das ihm Ah Tok an diesem Nachmittag von neuem gefüllt hatte. Er trank die Hälfte der bräunlichen Flüssigkeit, verkorkte das Fläschchen, steckte es in die Tasche seines Gehrocks und seufzte erleichtert auf.

Angélique wurde die Treppe und zur Haustür hinausgezogen. Die frische Luft war angenehm. »Vargas!« rief Jamie »Kümmern Sie sich einen Moment um Miss Angélique!«

»Gern, Senhor.«

»Bitte, gestatten Sie, M'sieur«, erbot sich Pierre Vervene, der französische Beamte, großspurig, »ich werde M'selle Angélique in unsere Gesandtschaft begleiten. Dort kann sie in Sicherheit warten.«

»Danke.« Jamie eilte wieder ins Haus.

Jetzt konnte sie sehen, daß das Dach brannte – im Augenblick noch nicht sehr stark, aber nicht weit von ihren Suiten entfernt, während die Flammen von Brock's noch immer gegen die Seite des

Struan-Gebäudes schlugen. Gut gedrillte Samurai, die Kimonos hochgeschürzt und gegen den Rauch Masken vor dem Gesicht, hatten Leitern gegen eine Wand gelehnt. Einige kletterten hinauf, während andere mit Zeichen und lauten Rufen den Männern winkten, Eimer zu bringen, die schnell zum obersten Mann weitergereicht wurden, der sie dort einsetzte, wo das Wasser am wirkungsvollsten war. Eine Flammenzunge griff nach ihm, aber er duckte sich, bedeckte sich das Gesicht und hielt stand, um gleich darauf das Feuer weiter zu bekämpfen. Angélique hielt den Atem an, weil ihr plötzlich der Gedanke kam, wie stark und tapfer dieser Mann, wie hilflos dagegen aber Struan geworden war, wie wenig er sie in einer Not-situation beschützen konnte, daß er immer mehr zur Belastung, immer mehr zum Invaliden, daß er täglich unzufriedener und immer weniger fröhlich wurde.

»Keine Angst, M'selle«, sagte Vervene, mit der Schlafmütze auf dem kahlen Schädel, auf französisch. »Kommen Sie mit, bei uns sind Sie sicher. Erdbeben sind hier ganz normal.« Er nahm ihren Arm und führte sie die Promenade entlang durch die dichtgedrängte Menge der Männer, die das Feuer bekämpften oder neugierig starrten.

Ori hatte sie sofort gesehen, als sie auf die Straße hinaustrat.

Er stand am Rand der Menge am Eingang des Gäßchens neben der französischen Gesandtschaft in der Nähe des Nordtors. Seine Arbeitskleidung mit der Mütze unterschied sich kaum von jener der zahlreichen Männer um ihn herum und war eine perfekte Tarnung. Von seinem Standort aus vermochte er den größten Teil der Promenade zu überblicken, die Fassade des Struan-Building und die Straße daneben, die von der Hauptstraße des Dorfes heraufführte.

Jetzt hörte er auf, sie anzustarren, und sah sich vorsichtig um, ob er Hiraga oder Akimoto entdecken konnte, denn er war sicher, daß sie irgendwo in der Nähe lauerten oder bald lauern würden, während sein Herz noch von seiner panischen Flucht durch Drunk

Town bis ins Dorf hinein hämmerte. In dem Moment, als er den Struan-Brand und die offene Strecke der Promenade gesehen hatte, wußte er, daß er erwischt werden würde, wenn er sich dorthin oder zum Strand durchzuschlagen versuchte – denn er hatte keine Zeit, Timee zu holen, damit er seine Rolle als Leibwächter übernahm und ihm den Rücken deckte.

Nicht, daß ich diesen Hunden je trauen könnte, dachte er, und weil sie so nah war, begann sein Herz noch schwerer zu hämmern.

Sie war nur zwanzig Meter von ihm entfernt.

Alle, die sie sahen, zogen den Hut und murmelten einen Gruß, den sie zerstreut erwiderte. Ori hätte sich tiefer in den Schatten zurückziehen können, aber das tat er nicht: Er zog die Mütze, genau wie die anderen, und starrte sie an. Kurzer Bart, kraftvolles Gesicht, neugierige Augen, die Haare kurz, aber gepflegt. Ihr Blick strich über ihn hinweg, aber sie nahm ebensowenig von ihm Notiz wie Vervene, der höflich auf französisch plauderte.

Sie kamen nur wenige Meter entfernt an ihm vorbei. Ori wartete, bis sie in der französischen Gesandtschaft verschwunden waren – jetzt standen keine Wachtposten dort, weil alle an der Brandbekämpfung teilnahmen –, dann schlich er sich das Gäßchen entlang davon. Sobald er sicher war, daß niemand ihn beobachtete, kletterte er, wie zuvor auch schon, über den Zaun der Gesandtschaft und duckte sich in sein altes Versteck unter ihrem Fenster. Heute abend waren die Läden nicht verriegelt, sondern standen offen. Ebenso die innere Tür. Er konnte quer durchs Zimmer bis in den Korridor sehen und beobachtete, wie die beiden den Raum gegenüber betraten. Die Tür stand angelehnt.

Nun, da er sicher und unbeobachtet war, kontrollierte Ori seine Derringer und vergewisserte sich, daß sein Dolch locker in der Scheide saß. Dann hockte er sich auf die Fersen, atmete tief durch und dachte nach. Von dem Augenblick an, da er Hiraga und fast zugleich auch das Feuer bei Struan's entdeckte, hatte er sich haupt-

sächlich von seinem Instinkt leiten lassen. Das darf nicht so weitergehen, sagte er sich.

Jetzt muß ich planen. Und zwar schnell.

Die offenen Läden wirkten wie ein Magnet. Über die Fensterbank glitt er ins Zimmer.

## 26

**W**arum schlafen Sie heute nacht nicht hier, M'selle, M'sieur Struan? Wir haben eine Menge Platz«, sagte Vervene.

Es war inzwischen fast Dinnerzeit; in dem großen Konferenzzimmer der französischen Gesandtschaft tranken sie Champagner, und soeben war Jamie gekommen, um zu berichten, der Brand sei gelöscht, es sei nichts wirklich Ernstes passiert, nur ein Wasserschaden in ihrer und ein kleinerer in Struans Suite. »Sie können gern meine Räume benutzen, Tai-Pan«, sagte Jamie. »Ich werde anderswo unterkriechen. Und Miss Angélique kann in Vargas' Zimmer schlafen.«

»Das ist nicht nötig, Jamie«, wehrte Angélique ab. »Wir können hier bleiben, es ist nicht nötig, jemanden zu belästigen. Morgen wollte ich ohnehin hierher umziehen, nicht wahr, *chéri*?«

»Ich glaube, in meiner eigenen Suite hätte ich es bequemer. Sie sagen, sie sei in Ordnung, Jamie?«

»O ja, kaum beschädigt. Möchten Sie dann meine Räume benutzen, Miss Angélique?«

»Danke, Jamie. Aber ich bin hier wunderbar untergebracht.«

»Gut, das wäre also erledigt.« Struans Augen hatten einen seltsamen Blick; er fühlte sich sehr müde. Der schlimmste Schmerz wurde zwar noch vom Opium gedämpft, nicht aber sein nagender

Zorn auf Norbert Greyforth.

»Sie sind uns jederzeit herzlich willkommen, M'sieur Struan«, sagte Vervene. »Wir haben wirklich ausreichend Platz, weil der Gesandte mit seinem Stab für einige Tage in Edo ist.«

»Ach!« Angélique war sichtlich erschrocken. Morgen mußte André die Medizin holen. Alle blickten sie an. »Aber André hat mir gesagt... er hat mir gesagt, sie kämen nach der Sitzung mit dem Shōgun alle spätestens morgen früh zurück.«

»Das hängt davon ab, wie pünktlich der Shōgun ist und wie die Sitzung verläuft, M'selle – und unsere Gastgeber sind ja wohl international bekannte Vorbilder an Pünktlichkeit, eh?« Vervene kicherte über den eigenen Scherz und setzte großmütig hinzu: »Man weiß nie, wie Staatsangelegenheiten sich entwickeln. Es kann einen Tag dauern oder auch eine Woche. Noch einen Cognac, M'sieur Struan?«

»Danke. Ja, das...«

»Aber André hat gesagt, die Sitzung werde heute vormittag stattfinden, und sie würden spätestens morgen zurück sein.« Sie kämpfte mit den Tränen, die ihr über die Wangen zu laufen drohten.

»Was zum Teufel ist mit dir los, Angel?« fragte Struan ungehalten. »Ist es so wichtig, wann sie zurückkommen?«

»Es... Nein, nein. Aber... Aber ich hasse es einfach, wenn jemand etwas sagt und es dann nicht tut.«

»Du hast dich vermutlich verhört, es ist lächerlich, sich über so unwichtige Dinge aufzuregen.« Struan trank einen großen Schluck aus seinem nachgefüllten Glas. »Um Himmels willen, Angel!«

»Vielleicht sind sie ja morgen zurück, M'selle«, sagte Vervene diplomatisch. Dumme Kuh, auch wenn ihre Brüste köstlich und ihre Lippen bezaubernd sind. »Macht nichts«, sagte er mit seinem öligsten Lächeln, »das Dîner wird in wenigen Minuten serviert. M'sieur McFay, Sie werden uns doch Gesellschaft leisten, *bien sûr?*«

»Danke nein, ich muß jetzt gehen.« An der Tür zögerte McFay.

»Soll ich... äh, soll ich Sie später abholen, Tai-Pan?«

»Ich bin durchaus in der Lage, die zweihundert Meter allein zurückzulegen«, fuhr Struan auf. »Durchaus!« Und heute nacht oder irgendwann eine verdammte Pistole abzuschießen, hätte er ihm gern nachgerufen.

Kurz bevor sie herüberkamen, hatte Norbert Greyforth, als das Brock-Feuer fast völlig unter Kontrolle war, eine Pause eingelegt und war, von Malcolm unbemerkt, auf die Straße hinausgetreten. Jamie, der neben Malcolm stand, dirigierte Vargas und die Feuerlöscher, Dr. Hoag und Dr. Babcott kümmerten sich in der Nähe um Verbrennungen und ein paar gebrochene Knochen.

Ah Toks Elixier hatte, wie immer, Wunder gewirkt, also fühlte er sich großartig und selbstsicher, wenn auch, wie immer, ein wenig seltsam und müde: Er hatte sich vorgestellt, zu schlafen und vielleicht zu träumen, von der Liebe zu träumen, sich in steigender Leidenschaft mit der Japanerin oder mit Angélique zu vereinigen, während ihr Verlangen ebenso groß war wie das seine, nur viel erotischer. Dann war er abrupt in die schreckliche Gegenwart zurückgerissen worden.

»Abend, Jamie. Ganz schöner Brocken, eh?«

»Ach, Norbert«, sagte Struan, den die Euphorie höflich machte. »Tut mir leid mit Ihrem schlechten Joss. Ich glaube, das...«

Norbert ignorierte ihn bewußt. »Glücklicherweise, Jamie – das wird Sie sicher freuen –, keine Schäden in unseren Büros, im Lagerhaus und in den Tresorräumen.« Dann tat er, als habe er Struan gerade erst entdeckt, und hob die Stimme, damit alle seinen spöttischen Ton hören konnten. »Nanu, wenn das nicht der junge Tai-Pan des ach so noblen Noble House persönlich ist! Einen wunderschönen guten Abend, Jungchen, Sie sehen mir gar nicht so gut aus – ist der Milchhahn abgestellt?«

Struans Gutmütigkeit verpuffte. Trotz des Opiatnebels merkte er, daß er mit etwas Bösem konfrontiert wurde und daß der Feind di-



rekt vor ihm stand. »Nein, aber offenbar Ihre guten Manieren.«

»Manieren sind wohl nicht Ihre starke Seite, Jungchen.« Norbert lachte. »Jawohl, wir haben keinen Schaden erlitten, Jungchen. Im Gegenteil, unsere neuen Schürfunternehmungen machen uns zum Noble House in Japan, und bis Weihnachten haben wir Hongkong. Krabbeln Sie nach Hause, Malcolm.«

»Ich heiße Struan«, gab dieser zurück und sah sich wieder hochgewachsen, stark und allmächtig, achtete nicht auf die anderen um ihn herum oder darauf, daß Jamie und Babcott zu vermitteln trachteten. »Struan!«

»Mir gefllt Jung-Malcolm, Jung-Malcolm.«

»Wenn Sie mich noch einmal so nennen, werde ich Sie einen mutterlosen Bastard nennen und Ihnen den Kopf von den Schultern schießen, ohne auf Ihre Sekundanten zu warten, bei Gott!«

Um die beiden herum herrschte jetzt abgrundtiefes Schweigen, das durch das Knattern der Flammen und das leise, entnervende Zischen des Windes noch unterstrichen wurde. Die Nachricht von der Herausforderung beim Lunch hatte sich innerhalb von Minuten verbreitet, und alle warteten auf den nächsten Schachzug in diesem Spiel, das unterschwellig gebrodelt hatte, seit Malcolms Großvater Dirk Struan gestorben war, bevor er, wie er es geschworen hatte, Tyler Brock umbringen konnte.

Norbert Greyforths Gedanken rasten. Wieder einmal überdachte er seine Zukunft und seine Stellung bei Brock's und erwog sorgfältig, was er tun konnte, denn der Einsatz war immens. Er wurde sehr gut bezahlt – solange er die Befehle ausführte. Mit seinem letzten Brief hatte ihm Tyler Brock eine Tür zum Paradies aufgetan, denn er verlangte von ihm darin offen, Malcolm Struan bis zur äußersten Grenze zu treiben, solange er krank, verwundet und ohne den Schutz meiner Teufelskatze von Tochter ist, Gott verfluche sie in die Hlle! Sie kriegen fünftausend Guineas pro Jahr auf zehn Jahre, wenn Sie diesen Grünschnabel kaputtmachen, solange er in Japan

ist. Sie können jede Maßnahme ergreifen, die Ihnen angemessen erscheint.

In sechs Tagen wurde Norbert neununddreißig. Mit Vierzig, dem normalen Ruhestandsalter, war der durchschnittliche Chinahändler alt. Fünftausend auf zehn Jahre war wahrlich eine königliche Summe, genug, um sich einen Sitz im Parlament zu kaufen, Landedelmann zu werden, Gutsherr mit Herrensitz, verheiratet mit einer jungen Frau, die eine schöne Mitgift in Gestalt guten Surrey-Bodens mitbrachte.

Die Entscheidung war leicht. Er schob sein Gesicht ganz dicht vor Struans Nase und sah erfreut den Schmerz unter der straff gespannten Haut. »Hören Sie zu, Jung-Malcolm, Sie haben mir beim Lunch Brandy ins Gesicht geschüttet. Zum Supper können Sie mich am Arsch lecken.«

»Und Sie, mein Herr, sind ein mutterloser Bastard!«

Der Ältere lachte, ein grausam höhnisches Lachen. »Sie sind ein weitaus größerer mutterloser Bastard, ja, Sie...«

Babcott trat zwischen die beiden, die neben Struan klein wirkten. »Aufhören, alle beide!« befahl er zornig. »Alle beide! Dies ist ein öffentlicher Platz, und Meinungsverschiedenheiten sollten zwischen Gentlemen privat ausgemacht werden.«

»Er ist kein verdammter Gentl...«

»Wie Gentlemen, Malcolm«, wiederholte Babcott lauter. »Wie hätten Sie's denn gern, Norbert?«

»Jederzeit, Doc, wie oft muß ich Ihnen das noch sagen? Ein Duell ist nicht ganz mein Geschmack, aber wenn dieser Bastard unbedingt eins will – von mir aus! Heute abend, morgen, je eher, desto besser.«

»Nicht heute abend, nicht morgen und nicht jederzeit. Duelle verstoßen gegen das Gesetz, aber ich werde um elf in Ihrem Büro erscheinen.« Babcott musterte Struan; ihm war klar, daß dieses Duell niemals verhindert werden konnte, solange sich beide darauf

versteiften. Er sah die geweiteten Pupillen, bedauerte ihn und war zugleich wütend auf ihn. Beide, er und Hoag, hatten schon lange die Sucht diagnostiziert, aber nichts, was sie taten oder sagten, hatte Eindruck auf ihn gemacht, und auch seinen Zugang zu der Droge konnten sie nicht verhindern. »Dann sehe ich Sie um zwölf, Malcolm. Bis dahin befehle ich Ihnen beiden als der dienstälteste britische Beamte, der sich im Moment in Yokohama aufhält, einander weder unter vier Augen noch in der Öffentlichkeit anzusprechen oder anzugreifen...«

Zum Teufel mit dem verdammten Babcott, dachte Struan, immer noch selbstbewußt, denn der Brandy mischte sich vorteilhaft mit dem Opiat. Morgen oder übermorgen werde ich Jamie, nein, werde ich Dimitri zu Norbert schicken – nicht Jamie, dem kann ich nicht mehr vertrauen. Wir werden es bei der Rennbahn machen, und das Noble House wird Norbert eine noble Beerdigung ausrichten – und dem verdammten Brock, falls er je herkommen sollte, bei Gott! Die haben beide wohl vergessen, daß ich der beste Revolverschütze von Eton war und mich mit diesem Schweinehund von Percy Quill duelliert habe, weil er mich als Chinesen bezeichnet hat. Umgebracht hab ich ihn und wurde dafür relegiert, obwohl die Affäre vertuscht und von Papa für ein paar tausend Guineas geregelt wurde. Norbert wird seine wohlverdiente Strafe kriegen!

Unruhe im Zimmer lenkte ihn ab. Gerade war Seratard mit André Poncin hereingekommen und wurde von den anderen umringt und begrüßt. Durch seinen Nebel hörte er Seratard sagen, die Edo-Sitzung sei sehr schnell beendet worden, nachdem wir den gordischen Knoten durchhauen haben und die französischen Kompromißvorschläge akzeptiert wurden, es also keinen Grund mehr gab, länger zu bleiben...

Seine Ohren hörten auf zu lauschen, während sein Blick sich auf André konzentrierte. Der nervöse, gutaussehende Franzose mit den scharfen Zügen und der Ladestockhaltung lächelte Angélique zu,

die ihm dafür ein glücklicheres Lächeln schenkte, als er es seit Tagen an ihr gesehen hatte. Eifersucht stieg in ihm auf, aber er unterdrückte sie. Nicht ihre Schuld, dachte er müde, und auch nicht Andrés, sie ist es wert, angelächelt zu werden, und ich bin kein guter Gesellschafter und nicht ich selbst, ich habe die Schmerzen und die Hilflosigkeit so unendlich satt! O Gott, aber ich liebe diese Frau und brauche sie zum Leben.

Er stemmte sich hoch, entschuldigte sich und bedankte sich für die Gastfreundschaft. Seratard war, wie immer, der Charme persönlich. »Aber Sie werden doch bei uns bleiben! Tut mir so leid, mit diesem Brand – wir haben draußen auf See nichts von dem Erdbeben gemerkt, nicht mal eine starke Dünung oder so. Keine Sorge, wir freuen uns, daß Ihre Verlobte uns Gesellschaft leistet, M'sieur, solange ihre Räumlichkeiten repariert werden, und Sie selbst sind uns natürlich auch jederzeit herzlich willkommen.« Er brachte sie zur Tür, während Angélique Struans Arm ergriff und darauf bestand, ihn nach Hause zu begleiten.

»Es geht mir gut, Angel«, sagte Struan voll Liebe zu ihr.

»Selbstverständlich, mein Liebster, aber ich tue es gern«, gab sie zurück, nach Andrés Rückkehr von gutem Willen erfüllt. Nur wenige Stunden noch, und ich bin frei!

Das Abendessen war ein großer Erfolg. Angélique strahlte; Seratard war stolz auf seinen Erfolg in Edo und unterhielt sie mit Erzählungen von seiner Tätigkeit in Algerien, wo er vor diesem Posten mit der Unterdrückung von Aufständen beauftragt gewesen war; Vervene buhlte ständig um ihre Aufmerksamkeit, um heroische Versionen dessen von sich zu geben, was er bisher erreicht hatte; und alle waren angeregt von ihrer Gesellschaft und dem Wein. Dann begann André Poncin mit dreisten Geschichten aus Hongkong, Shanghai und Kowloon, wo die Landbevölkerung von Zeit zu Zeit tatsäch-

lich glaubte, wenn sich der Penis in den Körper zurückzog, sei wieder die Penissee über sie gekommen, und die Männer ihn daher, um diese Katastrophe zu vermeiden, mit einem Bindfaden umwickelten, den sie sich fest um den Hals knoteten.

»Aber André, Sie sind unmöglich! Wie ungezogen von Ihnen!« schalt sie mit flatterndem Fächer, während die Herren lachten und er behauptete, das sei die heilige Wahrheit. Also wurde es allmählich Zeit für sie, sich zu verabschieden. Sie leerte ihr zweites Glas Champagner, das wundervoll zu den vorangegangenen drei Gläsern Château d'Arcins paßte, und war selbst mehr als angeheitert – die Erleichterung, daß André so pünktlich zurückgekommen war, wie er es ihr versprochen hatte, und die Freude, einen ganzen Abend lang Französisch zu sprechen, hatte ihre gewohnte Vorsicht durchlöchert: »Ich werde Sie jetzt Ihren Zigarren und Ihrem Cognac überlassen – und ihren gewagten Histörchen.«

»Ach bitte, nur noch einen Moment«, bat Seratard, »André wird etwas für uns spielen. Ich schlage...«

»Nicht heute abend«, fiel ihm André ein wenig zu hastig ins Wort. »Wenn's Ihnen nichts ausmacht – ich habe noch einige Papiere für morgen vorzubereiten. Tut mir leid.«

»Das kann warten, Vergnügen geht vor Arbeit«, behauptete Seratard. »Heute abend brauchen wir Musik, um den Abend zu beenden, irgend etwas Romantisches für Angélique.«

»Lassen Sie ihn doch, Henri«, entgegnete sie mit vom Wein geröteten Wangen, glücklich darüber, daß André anscheinend die versprochene Medizin holen wollte. »Sie haben ihn lange genug von der Arbeit abgehalten, schließlich ist er kein Beamter.«

»Aber André wird liebend gern für uns spielen.«

»Aha, André wird also herumkommandiert, ja? Dann muß ich Ihnen, M'sieur le Ministre, befehlen, ihn dies eine Mal zu entschuldigen – und mich auch, es wird Zeit, daß ich ins Bett komme.« Mit ein wenig schwachen Knien erhob sie sich. Die Herren umring-

ten sie und protestierten lautstark. »Aber ich bin morgen auch noch hier, und noch mindestens drei Tage.« Mit einem ganz speziellen Lächeln bot sie André ihre Hand. »Nun dürfen Sie gehen, ich befehle Ihnen, unsere Interessen zu wahren.«

»Sie können sich darauf verlassen, Angélique.«

»Ein letztes Glas noch...«

Sie ließ sich überreden, das Glas mitzunehmen, dann begleiteten sie sie, um sich zu vergewissern, daß die Riegel an den Fenstern und den neuen Läden von Boudoir und Schlafzimmer fest und sicher hielten.

»Nach Ihrem letzten Aufenthalt hier haben wir beschlossen, sämtliche Fensterläden zu erneuern«, sagte Vervene mit beschwipstem Lächeln, obwohl er ihr das zuvor schon einmal erklärt hatte. »Selbst bei dem Sturm in der letzten Woche hat nichts mehr geklappert.« Alle sahen das hauchdünne grüne Negligé und das Nachthemd, das von der breithüftigen Dienerin, die alles beobachtete und grimmig wartete, auf dem zurückgeschlagenen Bett ausgebreitet worden war. Die heruntergedrehten Öllampen, vereint mit dem allgemeinen Alkoholnebel, machten das Zimmer einladender und das junge Mädchen herausfordernder.

Wieder wurden zögernd eine gute Nacht und angenehme Träume gewünscht, dann war sie mit Ah Soh allein und die Tür zum Korridor fest verriegelt. Die Dienerin entkleidete sie, bürstete ihr das Haar, hängte ihre Krinoline zu den anderen Roben in den tiefen Kleiderschrank und packte die Wäsche in die Kommode, während Angélique fröhlich vor sich hin summte, weil sie sich hier wohl fühlte und darüber glücklich war, daß weder das Feuer noch das Erdbeben einem von ihnen Schaden zugefügt und ihre Pläne nicht gestört, sondern vereinfacht hatte.

Ich werde Frieden zwischen Malcolm und Jamie stiften, die beiden dürfen sich nicht streiten, dachte sie liebevoll, vom Alkohol in friedliche Stimmung versetzt. Gott sei für André gedankt. Ich wuß-

te gern, wie die Yoshiwara ist und dieses Mädchen. Ich werde ihn bitten, mir von ihr zu erzählen, und dann können wir gemeinsam lachen...

»Nacht, Missee«, riß Ah Soh sie aus ihren Gedanken. Dann ging die Dienerin schwerfällig zur Boudoir-Couch. Als sie das letzte Mal bei ihr schlief, hatte Ah Soh sie, obwohl die Schlafzimmertür geschlossen war, mit ihrem ohrenbetäubendem Schnarchen gestört.

»Nein, Ah Soh, nicht schlafen hier! Du gehen, kommen wieder chop chop mit Kaffee-ah, heya?«

Die Frau zuckte die Achseln. »Nacht, Missee.«

Angélique verriegelte die Tür hinter ihr und wiegte sich, endlich ganz allein, im warmen Lichtschein träge zu einem gesummtten Walzer. Gleich darauf hörte sie die gedämpften Töne des Pianos. Aha, Henri, dachte sie, weil sie seinen Anschlag erkannte. Ein guter Spieler, besser als Vervene, aber nicht mit André zu vergleichen. Chopin. Leise, zart, romantisch.

Sie wiegte sich im Takt der lieblichen Melodie; dann sah sie sich in dem hohen Spiegel. Einen Moment betrachtete sie ihr Bild, wandte sich hierhin und dorthin; dann hob sie ihre Brüste höher, wie sie und Colette es immer getan hatten, und musterte sich von allen Seiten, um zu sehen, ob sie dadurch begehrenswerter wirkte.

Ein Schluck Champagner, die Perlen prickelten, Musik und Alkohol beflügelten sie. Ein plötzlicher, erregter Impuls, und sie ließ das Negligé fallen; dann hob sie langsam das Nachthemd höher, kokettierte mit ihrem Spiegelbild, bewunderte ihre Beine, Lenden, Hüften und Brüste und probierte, mit dem hochgerafften Nachthemd verbergend oder enthüllend, immer wieder andere Posen aus...

Ein weiterer Schluck Champagner. Dann tauchte sie tief den Finger ins Glas und strich sich die Flüssigkeit auf die verhärteten Brustwarzen, wie es, ihrer Lektüre entsprechend, die großen Pariser Kurtisanen tun würden, die den süßen Château d'Yquem mal hier, mal da aufgetragen hatten. Seltsam, daß die beiden berühmtesten

Kurtisanen in Paris Engländerinnen sind.

Sie lachte leise, beschwingt von der Nacht, der Musik und dem Wein. Wenn ich ein oder zwei Söhne geboren habe und, sagen wir, einundzwanzig bin und Malcolm eine Geliebte hat und ich für meinen eigenen Liebhaber bereit bin, werde ich genau dies tun – zu meinem Vergnügen und dem seinen, und davor auch zu Malcolms Vergnügen.

Noch ein Schluck, noch einer, dann den letzten, genußvoll jeden Tropfen auslecken, und schließlich, immer den Spiegel im Auge, die Zunge im Glas kreisen und damit spielen lassen. Wieder leise lachen, das Glas auf dem Toilettentisch abstellen, wo es unbemerkt auf den Teppich fällt, die Ohren auf Chopin und seine unter-schwelligsten Leidenschaften eingestellt, den Blick auf den Spiegel gerichtet, der jetzt gewagte, intime Bilder zurückwirft.

Träge beugte sie sich vor und drehte den Docht herunter, bis die Schatten freundlicher wurden; dann trat sie abermals vor den Spiegel, in dem noch immer, bezaubernd, verlockend, diese andere Frau wartete. Ihre Finger bewegten sich, als hätten sie ein eigenes Leben, wanderten, liebkosten, das Herz schlug heftiger und begann, als die Wonne wuchs, schneller zu flattern. Die Augen jetzt geschlossen, stellte sie sich Malcolm vor, wie er sie, hochgewachsen, stark, sehr stark, herrlich duftend, ins Schlafzimmer führte, auf die Bettdecke legte, sich ebenso nackt wie sie an sie schmiegte und seine Finger wandern, streicheln, liebkosten ließ...

Ori hatte leise die Tür des Kleiderschranks im anderen Zimmer geöffnet, war lautlos herausgeschlüpft und stand nunmehr im tiefen Schatten an der halboffenen Tür, um sie zu beobachten, während sein Puls ihm in den Ohren hämmerte. Es war nicht schwer für ihn gewesen, sich zwischen den Schachteln, aufgehängten Kleidern und Krinolinen zu verstecken und tiefer in den Schrank zu kriechen, als die Dienerin die Tür öffnete und wieder schloß. Nicht schwer, zu hören, wie die Riegel vorgelegt wurden, und zu beurteilen, wann



Angélique ganz allein war.

Im matten Licht des Schlafzimmers lag sie mit geschlossenen Augen in den Laken; von Zeit zu Zeit überlief sie ein leichter Schauer; ihr Gesicht war im Schatten verborgen, ihr Körper lag halb im Schatten, die Schatten tanzten, als sich die kleine Flamme im Luftzug bewegte. Ihm schien, als warte er eine Ewigkeit. Lautlos trat er aus der Dunkelheit auf die Schwelle. Die Tür glitt leise ins Schloß. Die ferne Musik erstarb. Sie öffnete die Augen, konzentrierte ihren Blick und sah ihn.

Irgendein Instinkt sagte ihr, daß *er* es war – der Mörder von der Tokaidō, Vater des Kindes, das nie leben sollte, der sie vergewaltigt, aber keine Erinnerung an Schmerz oder Gewalt hinterlassen hatte, sondern nur erotische Halbträume, im Schlaf, im Wachen –, daß sie hilflos war und daß er heute nacht auch sie töten würde.

Beide wagten kaum zu atmen. Verharrten reglos. Warteten darauf, daß der andere etwas tat. Noch immer im Schock, sah sie seine Jugend, kaum älter als sie, ein wenig größer, am Gürtel den Dolch in der Scheide, rechte Hand am Griff, Bart und Haar sauber gestutzt und kurz, breite Schultern und schmale Hüften, grobes Hemd, weite Kniehosen, kräftige Waden und Beine, Bauernsandalen. Das Gesicht im Schatten.

Es ist wieder mal ein Traum, natürlich ist es ein Traum, kein Grund zur Angst... Verwirrt stützte sie den Kopf auf eine Hand und winkte ihm, ans Licht zu treten.

Vorübergehend im selben unwirklichen, traumhaften Zustand gefangen wie sie, gehorchten seine Füße, und als sie die feingeschnittenen Züge sah, so anders und fremd, die dunklen, von Sehnsucht erfüllten Augen, öffnete sie den Mund, um ihn zu fragen: Wer bist du, wie heißt du? Er jedoch dachte, sie werde schreien, und sprang von Panik erfüllt vorwärts, um ihr brutal die nackte Klinge an die Kehle zu setzen.

»Bitte, nicht!« keuchte sie, ins Kissen zurückgedrückt, und schüt-

telte, da er sie nicht verstand, heftig den Kopf, starr vor Angst, mit flehendem Blick, jede Faser ihres Körpers schreiend: Du wirst sterben, diesmal gibt es kein Entkommen! »Bitte – nicht!«

Der Ausdruck der Angst verließ sein Gesicht, und während er vor ihr stand und sein Herz ebenso stark hämmerte wie das ihre, legte er sich einen Finger auf die Lippen, um sie zu warnen, sich still zu verhalten, weder zu schreien noch sich zu rühren, »*Iyé*«, flüsterte er heiser. Und setzte hinzu: »Nein!«

Ein Schweißtropfen rann an seiner Wange hinab.

»Ich... Ich bin ganz leise«, murmelte sie, von schierem Entsetzen verwirrt. Sie zog sich die Bettdecke über die Lenden. Sofort riß er sie wieder herunter. Ihr Herz stand still. In dieser Sekunde wußte sie, daß irgendein Urinstinkt sie auf eine andere Ebene geschleudert hatte, und fühlte sich von einem latenten, neu gefundenen Wissen erfüllt. Ihr Entsetzen begann nachzulassen. Innere Stimmen schienen zu wispern: Sei vorsichtig, wir können dich leiten. Achte auf seine Augen, mach keine unvermittelte Bewegung, zuerst das Messer...

Mit hämmerndem Herzen beobachtete sie seine Augen und legte sich, wie er, den Zeigefinger auf die Lippen; dann deutete sie vorsichtig auf die Klinge und winkte sie weg.

Wie eine gespannte Feder stand er da und erwartete, daß sie jeden Moment zur Tür stürzen und schreien werde; er wußte, daß er sie mühelos zum Schweigen bringen konnte, aber das paßte nicht zu seinem Plan: Sie sollte zur Tür fliehen, wann *er* es wollte, und schreien und schreien, um den Feind zu wecken; dann würde er einmal zustoßen und sich vergewissern, dann würde er warten, und wenn sie kamen, würde er rufen: »*Sonno-joi*«, das Messer gegen sich selber richten und, dem Feind ins Gesicht speiend, sterben. Das war sein Plan – einer von vielen, die er erwogen hatte: Sie wild nehmen, anschließend erst sie und dann sich selbst töten, oder sie, so sehr er sie auch jetzt begehrte, einfach sofort lautlos töten, wie er es zuvor

schon hätte tun sollen, auf den Bettlaken wie damals, die Tokaidō-Schriftzeichen hinterlassen und durchs Fenster fliehen. Aber sie reagierte nicht, wie er es erwartet hatte. Ruhiger, steter Blick, eine Hand, die seine Klinge wegwinkte, himmelblaue Augen, die baten, nicht bettelten, Spannung, ja, aber jetzt kein Entsetzen mehr. Unsicheres Halblächeln. Warum?

Die Klinge bewegte sich nicht.

Sei geduldig, wisperten ihre inneren Stimmen...

Wieder winkte sie die Dolchspitze von sich, ohne Eile, mit festem Willen. Seine Augen wurden noch schmaler. Mühsam riß er den Blick von ihren Augen los, um ihn über ihren Körper wandern zu lassen, dann wurde er unerbittlich zu ihren Augen zurückgezogen. Was hat sie vor? Mißtrauisch senkte er den Dolch und wartete, jederzeit zum Zustoßen bereit.

Er stand dicht neben dem Bett. Gemächlich begannen ihre Hände sein Hemd aufzuknöpfen, dann erstarrte sie jedoch. Das Kreuz an seinem Hals funkelte im Licht, *ihr* Kreuz. Die Tatsache, daß das auf immer Verlorene auf wunderbare Weise wiederkehrte, versetzte sie seltsamerweise in eine freudige, traumhafte Erregung; sie sah, wie ihre ganz leicht zitternden Finger das Kreuz berührten, sah es voll befremdender Genugtuung darüber, daß er es mitgenommen hatte, um es zu tragen, als Teil von ihr, der auf ewig zum Teil von ihm geworden war, wie ein Teil von ihm auf ewig ein Teil von ihr sein würde. Aber sogar das Kreuz vermochte sie nicht abzulenken.

Sanft streifte sie ihm das Hemd herunter, über den rechten Arm, über das fest umklammerte Messer, diese ständige Bedrohung. Ihr durchdringender Blick wanderte über ihn hin, über die frisch verheilte Schulterwunde, den muskulösen Körper. Und wieder über die Wunde.

»Tokaidō«, sagte sie leise – nicht als Frage, obwohl er es als solche auffaßte.

»Hai«, antwortete er leise, beobachtend, wartend, erstickt vor Be-

gehen. »*Hai.*«

Wieder glänzte das Kreuz. »Kanagawa?«

Er nickte mit angehaltenem Atem, wortlos. Sie war froh, daß sie sofort richtig vermutet hatte, und war nun, da er fast nackt vor ihr stand, um so sicherer hinsichtlich des Plans, der sich in ihrem Kopf festgesetzt hatte. Immer seine Augen im Blick streckte sie die Hand aus, berührte seinen Gürtel und spürte ein winziges Erbeben.

Keine Angst, sagten die Stimmen. Mach weiter...

Ihre Finger ertasteten das Koppelschloß. Es ging auf. Der Gürtel fiel herab und nahm die Dolchscheide mit. Seine Hose sank zu Boden. Darunter trug er ein Lendentuch. Mit übermenschlicher Anstrengung blieb er regungslos stehen, das Gewicht auf beide leicht gespreizten Beine verteilt, während sein Körper mit seinem Herzschlag pulsierte und ihre Blicke nicht voneinander ließen.

Weiter, wisperten die Stimmen, hab keine Angst...

Plötzlich bewirkte das Bild, wie er in jenem Netz gefangen war, das viele Generationen von Frauen der Vergangenheit ihr weben halfen, daß sich ihre Entschlossenheit unerwartet festigte, ihr Wahrnehmungsvermögen verstärkte, sie zum Bestandteil der Nacht machte und dennoch getrennt von ihr, so daß sie sich selbst und ihn beobachtete, während ihre Finger die Schnur lösten und sie ihn unbekleidet sah.

Noch nie hatte sie einen Mann so gesehen. Bis auf die Wunde war er ohne Makel. Genau wie sie.

Sekundenlang vermochte er sein Begehren noch zu beherrschen, dann gab sein Wille nach, er warf das Messer aufs Bett und legte sich auf sie, doch sie verschloß sich wie eine Auster und entwand sich ihm, er warf sich ebenfalls herum und griff nach dem Messer, bevor sie es schaffte, aber sie hatte keine Bewegung darauf zu gemacht, sondern lag still da und beobachtete ihn, der auf dem Bett kniete und das Messer gezückt hielt: ein zweiter Phallus, der auf sie gerichtet war.

In ihrem Wachtraum schüttelte sie den Kopf und sagte zu ihm, er solle das Messer hinlegen, es einfach vergessen, und sich neben sie legen. »Wir haben Zeit«, sagte sie leise, obwohl sie wußte, daß er Worte nicht verstehen konnte, nur Gesten. »Leg dich hierher.« Sie zeigte ihm, wo. »Nein, etwas behutsamer.« Sie zeigte es ihm. »Küß mich... nein, nicht so brutal... sanfter.«

Sie zeigte ihm alles, was sie wollte, was er wollte, kam ihm entgegen, zog sich zurück, war bald erregt, und dann, als sie sich schließlich vereinigten, implodierte sie, um ihn über den Gipfel und sich und ihn in den Abgrund zu tragen.

Als ihr Atem ein wenig ruhiger ging und ihre Ohren hören konnten, spielte die Musik noch immer, aber sehr weit entfernt. Keine gefährlichen Geräusche, nur sein Keuchen, dem ihren gleich, Körper schwerelos, perfekt zueinander passend. Zusammengehörend. Das war es, was sie nicht begreifen konnte – wie oder warum er zu ihr zu gehören schien. Oder wie und warum sie so elektrisiert war, von so großer Ekstase erfaßt. Er begann sich von ihr zu lösen.

Nein, warnten die Stimmen rasch, halt ihn fest, laß nicht zu, daß er sich bewegt, sei vorsichtig, die Gefahr ist noch nicht vorüber, halte dich an den Plan...

Also umschlang sie ihn fest mit den Armen.

Sie schliefen etwa eine Stunde, und als sie erwachte, lag er neben ihr, sein Atem ging leicht, sein schlafendes Gesicht war jung und entspannt, eine Hand umklammerte das Messer, die andere berührte das Kreuz, das er so selbstverständlich trug.

Es war mein erstes Geschenk, hat Maman mir gesagt, am ersten Tag meines Lebens, ich habe es seither immer getragen, nur die Kette wurde ausgewechselt. Gehört es jetzt ihm, oder mir, oder uns?

Er öffnete die Augen; ein Schauer überlief sie.

Einen Moment wußte er nicht, wo er war, oder ob es ein Traum war; dann sah er sie, immer noch schön, immer noch begehrenswert, immer noch neben ihm, mit diesem seltsamen Halblächeln.

Fasziniert wanderte seine Hand zu ihr, sie reagierte, und sie vereinigten sich abermals, diesmal ohne Zorn oder Hast. Sondern in die Länge gezogen.

Hinterher, nur halb wach, wollte er ihr erzählen, wie groß die Wolken und der Regen gewesen waren, wie sehr er sie bewunderte und ihr dankte – von einer tiefen Traurigkeit erfüllt, daß er ihr Leben beenden mußte, dieses Leben. Nicht aber traurig darüber, daß sein eigener Tod bevorstand. Nein, durch sie würde er einen erfüllten Tod sterben, einen Tod, der durch die gerechte Sache von *sonno-joi* geheiligt war.

Ah, dachte er mit plötzlicher Wärme, als Gegengabe für ein solches Geschenk vielleicht ein gleichwertiges Geschenk, ein Samurai-Geschenk, einen Samurai-Tod: kein Schrei, kein Entsetzen, eben noch am Leben, im nächsten Moment tot. Warum nicht?

In tiefem Frieden, die Hand am blanken Dolch, ließ er sich in die Traumlosigkeit sinken.

Ihre Finger berührten ihn. Augenblicklich war er wach, die Finger fest um das Messer geschlossen. Er sah, wie sie, einen Finger auf den Lippen, auf das von Vorhängen und Läden geschützte Fenster zeigte. Draußen näherte sich jemand, der vor sich hinpfeff. Das Geräusch ging vorüber und erstarb.

Sie seufzte, beugte sich über ihn, schmiegte sich an ihn, küßte seine Brust, um dann zu der Uhr auf ihrem Toilettentisch zu zeigen, auf der es Viertel nach vier Uhr morgens war, und dann wieder zum Fenster. Sie glitt aus dem Bett und bedeutete ihm mit Gesten, daß er sich anziehen, gehen und in der Nacht wiederkommen solle, die Läden würden unverriegelt sein. Er schüttelte den Kopf, tat so, als sei es ein Scherz, aber sie kam zurückgelaufen, kniete neben dem Bett nieder und flüsterte flehend: »Bitte... bitte...«

Seine Gedanken wirbelten. Noch nie zuvor hatte er diesen Aus-

druck auf dem Gesicht einer Frau gesehen, eine so tiefe Leidenschaft, die über sein Vorstellungsvermögen ging, denn auf japanisch gab es kein Wort für Liebe. Er überwältigte ihn, konnte seinen Entschluß aber nicht ändern.

So leicht, scheinbar zuzustimmen, einverstanden damit zu sein, jetzt zu gehen und am Abend wiederzukommen. Während er sich ankleidete, blieb sie dicht bei ihm, half ihm, wollte ihn nicht gehen lassen, wollte, daß er blieb, gab sich ganz und gar beschützend. Den Finger auf den Lippen, fast wie ein Kind, schob sie die Vorhänge beiseite, öffnete lautlos das Fenster, entriegelte die Läden und spähte hinaus.

Die Luft war rein. Eine Andeutung von Morgengrauen. Himmel mit Wolken betupft. Meer still, von Gefahr weder etwas zu hören noch zu sehen, nur das Seufzen der Wellen auf dem sandigen Strand. An der High Street erinnerten nur noch Rauchfäden an die Brände. Niemand in der Nähe, die Niederlassung lag friedlich im Schlaf.

Als er nun dicht hinter ihr stand, erkannte er, daß dies der perfekte Augenblick war. Mit schneeweißen Knöcheln zückte seine Hand den Dolch. Aber er stieß nicht zu, denn als sie sich umwandte, fegten ihre Zärtlichkeit und Besorgnis seine Entschlossenheit davon – sie und das Begehren, von dem er noch immer besessen war. Hastig küßte sie ihn, dann beugte sie sich wieder hinaus und spähte nach beiden Seiten, um sicherzugehen, daß alles in Ordnung war. »Nein, noch nicht«, murmelte sie besorgt, legte den Arm um seine Taille und bedeutete ihm, noch zu warten.

Als sie dann sicher war, wandte sie sich abermals um, küßte ihn noch einmal, dann trieb sie ihn zur Eile. Lautlos stieg er über die Fensterbank. Doch kaum war er sicher im Garten gelandet, da schlug sie beide Läden zu, rammte den Riegel vor, und ihre Schreie schrillten durch die Nacht: »Hiiiiilfe! Hiii-iilfe...«

Ori war wie gelähmt. Aber nur einen Moment. Blind vor Wut

kratzte er an den Läden; ihre fortwährenden Schreie und die Erkenntnis, daß er düpiert worden war, machten ihn rasend. Mit Fingern wie Krallen riß er einen Laden auf und zerrte ihn fast aus seinen Angeln. In dieser Sekunde kamen die ersten französischen Wachtposten mit schußbereitem Gewehr um die Ecke gelaufen. Ori sah sie, war schneller, riß die Derringer heraus und drückte ab, fehlte aber mit beiden Läufen, weil er noch niemals geschossen hatte, und die Kugeln prallten pfeifend vom Mauerwerk ab in die Nacht.

Der Wachtposten fehlte weder beim ersten-, noch beim zweiten- oder drittenmal. In ihrem Zimmer kauerte Angélique, beide Hände über den Ohren, freudig erregt und doch verloren, ohne zu wissen, was sie von allem halten und was sie tun sollte, ob sie lachte oder weinte, nur, daß sie gewonnen hatte, daß sie in Sicherheit war und sich gerächt hatte, während die inneren Stimmen immer wieder jubelten: Du hast gewonnen, gut gemacht, du warst wundervoll, wundervoll, du hast den Plan perfekt ausgeführt, du bist in Sicherheit, von nun an und in Ewigkeit!

»Wirklich?« fragte sie wimmernd.

O ja, du bist in Sicherheit, er ist tot, einen gewissen Preis muß man natürlich immer bezahlen, aber keine Sorge, du brauchst keine Angst zu haben...

Welchen Preis? Welchen... Heilige Mutter Gottes, ich hab das Kreuz vergessen, er hat ja immer noch mein Kreuz!

Und inmitten des wachsenden Lärms draußen und des Hämmerns an ihre Tür begann sie zu zittern. Heftig.



*Freitag, 9. November*

**A**m Nachmittag kehrte die H.M.S. *Pearl* mit vollen Segeln aus Edo zurück und nahm Kurs auf ihren gewohnten Ankerplatz in Yokohamas belebtem Hafen. Am Mast flatterte Sir Williams Flagge, andere Flaggen verlangten schnellstens einen Kutter, doch der war nicht notwendig, denn seine Barkasse wartete bereits auf Reede und neben ihm, mit einem ungeduldigen Jamie im Heck, der Struan-Dampfkutter. Alle, die am Ufer standen und die *Pearl* beobachteten, wollten sehen, ob ihr Kapitän sein arrogantes Auftreten zu rechtfertigen vermochte, denn der Wind war frisch, und seine Geschwindigkeit unter Segel machte das Manöver riskant. Die Bugwelle war hoch, das Meer ruhig. In letzter Sekunde drehte sie in den Wind und kam zitternd zum Stehen, mit dem Bugspriet genau über ihrer Boje in Lee. Sofort warfen Matrosen in schmucken Uniformen Seiltrossen über den Poller und machten sie fest, während andere die Segel einholten.

Gar nicht so schlecht, dachte Jamie voll Stolz; dann rief er laut: »Volldampf voraus, längsseits gehen!« Denn er wollte der erste an der Gangway sein, um Sir William auf Malcolms Befehl abzufangen. »Bißchen dalli, Bones, verdammt noch mal!«

»Aye, aye, Sir!« Bones, der Bootsmann der Struans, grinste zahnlos, weil er ihm bereits zugekommen war. Als alter Matrose, mit Zopf und Tätowierung, überholte er Sir Williams mit acht Rudern besetzten Kutter zu deren Kummer, spie gutmütig Tabaksaft, zeigte ihnen den Finger und legte an. Mit einem Satz sprang Jamie auf die Gangway hinüber. Auf dem Hauptdeck lüftete er vor dem Decksoffizier, einem Leutnant zur See, den Zylinder. »Bitte an Bord

kommen zu dürfen, Nachricht für Sir William.«

Der Leutnant salutierte. »Selbstverständlich, Sir.«

»Was ist denn, Jamie, was zum Teufel ist jetzt wieder los?« rief Sir William von der Brücke herunter. Neben ihm standen Phillip Tyrer und Captain Marlowe.

»Verzeihung, Sir, die Niederlassung ist ein bißchen in Aufruhr, und Mr. Struan meinte, ich sollte Ihnen die Einzelheiten berichten.«

»Sie können meine Kajüte benutzen, Sir William«, sagte Marlowe.

»Danke. Am besten kommen Sie gleich mit, schließlich sind Sie der für die Marine-Verteidigung verantwortliche Admiral, auch wenn es nur vorübergehend ist.«

Marlowe lachte. »Den Sold könnte ich wahrhaftig gut gebrauchen, Sir, den Rang lieber nicht, auch nicht vorübergehend.«

»Könnten wir das nicht alle! Kommen Sie mit, Sie auch, Phillip.« Sie folgten ihm. Bevor Marlowe die Brücke verließ, winkte er dem Ersten Offizier. »Maschinenraum Dampf aufmachen, alle Kanonen klar, gefettet und schußbereit, Schiffskompanie bereit für Kampfstationen.«

In der kleinen, schlichten Heckkajüte mit Koje, Privattoilette und Kartentisch nahmen sie Platz. »Nun, Jamie?«

»Erstens, Sir William, gratulieren Ihnen der Tai-Pan und alle Händler zu den erfolgreichen Verhandlungen.«

»Danke. Was ist das mit dem Aufruhr?«

»Es hat Ärger gegeben: Heute am frühen Morgen hat ein Jappo versucht, in Angélique's Schlafzimmer in der französischen Gesandtschaft einzudringen; die Wachtposten haben ihn erschossen.«

»Großer Gott, ist sie verletzt?«

Zu aller Erleichterung schüttelte Jamie den Kopf. »Nein, Sir. Sie sagt, sie hat gehört, wie er an den Läden herumfingerte, und hat Zeter und Mordio geschrien, und...«

»Dann war da tatsächlich jemand, und beim letztenmal eben-

falls!« platzte Tyrer heraus. »Und nicht der Wind, der an den Läden rüttelte.«

»Wir neigen auch zu dieser Auffassung«, fuhr Jamie hastig fort. »Babcott und Hoag wurden gerufen – sie stand unter Schock, nicht verletzt, aber zitternd und bebend. Sie haben sich den Toten angesehen, und Hoag erklärte sofort, das sei der Kerl, den er in Kanagawa operiert hat...« Als Phillip Tyrer den Atem anhielt, warf ihm Marlowe einen kurzen Blick zu. »Wir vermuten, daß er einer von Canterburys Mördern war, möglicherweise derselbe, der sich in unserer Gesandtschaft in Kanagawa versteckt hat und den Captain Marlowe und Pallidar zu fangen versucht haben.«

»Jetzt schlägt's dreizehn!« Sir William sah Tyrer an, der leichenblaß geworden war. »Glauben Sie, daß Sie ihn identifizieren können, Phillip?«

»Ich weiß es nicht, ich glaube kaum. Vielleicht kann Malcolm das.«

Sir Williams Gedanken waren vorausgeeilt: Wenn dies derselbe Mann ist, dann sind beide Mörder tot, und wie wird sich das auf unsere Schadenersatzforderung auswirken? »In der französischen Gesandtschaft, eh? Erstaunlich, daß sie den Kerl erschossen haben, die Sicherheit dort ist höchst beklagenswert, die Zielsicherheit noch schlechter. Aber warum war der Mann dort? War er hinter ihr her, oder was?«

»Wir haben keine Ahnung, Sir. Wie sich herausstellte, war er katholisch – wenigstens trug er ein Kreuz. Wo...«

»Das ist seltsam! Aber... Aber Moment mal, Angélique bei den Franzmännern? Ich dachte, sie wäre zu Struan's zurückgekehrt.«

»War sie auch, aber ihre Räumlichkeiten waren vom Feuer betroffen. Ach ja, ich vergaß zu erwähnen, daß es nach dem Erdbeben bei uns ein paar kleine Brände gegeben hat, und auch bei Norbert. Die...«

»Jemand verletzt?«

»Nein, Sir, Gott sei Dank, und soweit wir wissen, überhaupt niemand in der Niederlassung. Die Franzosen haben ihr Obdach geboten, aber die...«

»Hat Malcolm Struan auch dort gewohnt?«

Jamie seufzte über die ständigen Unterbrechungen. »Nein, Sir, der war in unserem Haus.«

»Dann kann's ja keinen großen Schaden gegeben haben.«

»Nein, Sir, zum Glück nicht, und auch in der ganzen Niederlassung nicht, obwohl Norbert den größten Teil seines oberen Stockwerks verloren hat.«

»Nun, das sollte Sie freuen. Also, das Mädchen wurde nicht angeührt, der Angreifer ist tot – wozu dann die ganze Aufregung?«

»Das versuche ich Ihnen zu erklären, Sir«, gab Jamie zurück und sprach gleich weiter, um sich nicht wieder von Sir Williams erschrockenen Fragen unterbrechen zu lassen. »Einige von den Trotteln in Drunk Town haben entschieden – leider Gottes mit Unterstützung einiger unserer Dummköpfe von Händlern –, daß jeder Jappo im Dorf dafür verantwortlich sei, deswegen hat sich vor etwa zwei Stunden ein richtiger Mob aufgemacht, um jeden zusammenzuschlagen, den sie finden konnten. Das wiederum hat wutschnaubende Samurai auf den Plan gebracht, Infanterietruppen und Marinesoldaten haben sich ihnen entgegengestellt, und nun herrscht ein gewisses Patt. Beide Seiten sind bewaffnet, haben Verstärkung gekriegt und werden immer aufgebrachter, einige Leute von der Kavallerie sind da, der General führt das Kommando und wartet ungeduldig darauf, eine Attacke befehlen zu können wie den Angriff der Leichten Brigade bei Balaclava.«

Verdammter Idiot! dachte Sir William gereizt und erhob sich. »Ich werde sofort an Land gehen.«

»Ich gebe Ihnen ein Detachement Marinetruppen mit, Sir«, sagte Marlowe. »Ordonnanz!«

Sofort wurde die Kajütentür geöffnet. »Jawohl, Sir?«

»Ein Marine-Captain und zehn Marines mit Signalgast an die Hauptdeck-Gangway, marsch, marsch!« Dann, zu Jamie: »Wo genau ist dieser Aufstand?«

»Am Süden des Dorfes, beim Niemandsland.«

»Sir William, ich halte mich in der Nähe bereit. Sobald Sie Schwierigkeiten kriegen, können Sie meinen Signalgast einsetzen und Sperrfeuer anfordern.«

»Danke, aber ich glaube kaum, daß ich Unterstützung von der Navy brauche.«

Jamie sagte: »Ein weiteres Problem ist...«

»Sobald wir im Kutter sind.« Sir William war schon halbwegs auf dem Hauptdeck. »Wir nehmen Ihren, der ist schneller. Kurs auf die Pier von Drunk Town.«

Gleich darauf schoß der Struan-Kutter mit voller Fahrt voraus. Die Marines duckten sich ins Heck, Sir William, Jamie und Tyrer saßen relativ bequem in der Mittschiffskabine. »Also, Jamie – ein weiteres Problem?«

»Mr. Tyrers gar nicht so zahmer Samurai Nakama.« Jamie warf Phillip einen kurzen Blick zu. »Ein Teil des Mobs hat ihn angegriffen, aber er konnte ausbrechen, hat sich irgendwie Schwerter besorgt und sich gewehrt; einen Betrunkenen hat er niedergemacht, einen Aussie, aber nicht allzu schlimm, den Rest hätte er umgebracht, wären sie nicht sofort geflohen. Einige von ihnen besaßen Schußwaffen; die sind zurückgelaufen und hätten ihm fast das Licht ausgeblasen, also zog er sich in einen Dorfladen zurück; wir glauben, daß ein paar Samurai bei ihm sind. Und etwa ein Dutzend Verrückte haben den Laden umzingelt und wollen ihn lynchen.«

Sir William keuchte erschrocken auf. »Ein Lynch-Mob? In meinem Zuständigkeitsbereich?«

»Ja, Sir. Ich habe versucht, sie zum Abziehen zu bewegen, aber sie haben gesagt, ich soll mich verpissen. Nakama hat im Grunde keine Schuld, Sir William, ich habe ihn auf der High Street gesehen,

dessen bin ich mir ganz sicher.«

»Gut«, gab Sir William verkniffen zurück. »Zum Glück haben wir ein Recht für die Reichen und dasselbe Recht für die Armen und dasselbe Recht für jeden, der unter unserem Schutz steht. Wenn er gelyncht wird, werden wir die Lyncher lynchen. Ich habe Drunk Town mit dem ganzen widerlichen Gesindel endgültig satt. Bis wir unsere eigene Abteilung Peeler aus London kriegen, werden wir morgen selbst eine Polizeitruppe aufstellen. Ich bin der Chef. Sie, Jamie, sind vorerst einmal Stellvertretender Polizeichef; gemeinsam mit Norbert.«

»Ich denke nicht daran, Sir William...«

»Dann ist es Norbert eben allein«, entgegnete Sir William zuckersüß.

»Verdammt noch mal, schon gut«, gab Jamie klein bei. Er war alles andere als erfreut, denn er wußte, daß diese Aufgabe höchst undankbar sein würde. »Norbert, eh? Haben Sie von Norbert und dem Tai-Pan gehört?«

»Was ist mit den beiden?«

Jamie erzählte ihm von dem Streit und der Forderung. »Die Wetten stehen fünf zu eins, daß sie sich eines frühen Morgens hinaus-schleichen werden und einer von ihnen tot liegenbleibt.«

Sir William schickte einen Blick zum Himmel und sagte erschöpft: »Drei kurze Tage bin ich fort, und alles geht den Jordan runter.« Er überlegte einen Moment. »Phillip, Sie werden die beiden gleich morgen früh in mein Büro bestellen.« Dann änderte er seinen Ton, und die beiden anderen Männer zuckten bei dem Gift, das in seiner Stimme lag, zusammen: »Raten Sie allen beiden im voraus, klug und einsichtig zu sein und sich meine freundliche Philippika aufmerksam anzuhören und zu befolgen. Bootsmann! Legen Sie, verdammt noch mal, Tempo vor!«

»Aye, aye, Sir...«

»Haben Sie den Aktenkoffer mitgebracht, Phillip?«

»Ja, Sir.« Tyrer dankte dem Himmel, daß er daran gedacht hatte.

Durch die Risse der verbarrikadierten Tür im Ladenhaus des Shoya spähte Hiraga zu den brüllenden, wütenden Männern hinaus, die mit Pistolen und Musketen bewaffnet waren. Schweißtropfen rannten ihm übers Gesicht. Er erstickte fast an seinem Zorn und hatte ziemlich große Angst, obwohl er das vor den anderen verbarg. Sein Hemd war von einer leichten Rückenwunde blutbefleckt, den Gehrock hatte er im selben Moment abgeworfen, als er hier hereinstürzte, um sich die Schwerter zu holen. Neben ihm stand angsterfüllt der Shoya, unbewaffnet bis auf eine Harpune, denn außer den Samurai durfte unter Androhung der Todesstrafe niemand in Japan Waffen tragen.

Mit ihm in der Falle saß ein grauhaariger *ashigari*, ein Fußsoldat, der Hiraga voll Ehrfurcht und Verwirrung beobachtete: Ehrfurcht vor seiner Schwertkampfkunst und weil er eindeutig ein Shishi war, Verwirrung, weil er Gai-Jin-Kleidung trug, sich die Haare wachsen ließ wie sie und scheinbar bei ihnen in der Niederlassung lebte, dennoch aber das Ziel dieser ungerechtfertigten Angriffe war. Stinkende Gai-Jin, dachte er, als ob ein fehlgeschlagener Einbruchversuch durch einen *baka* Ronin so wichtig wäre! Natürlich war dieser Mann nichts weiter als ein simpler Ronin-Dieb und keineswegs hinter dem Mädchen her, denn welcher zivilisierte Mann würde eine von denen wollen? Der Dummkopf war zu Recht für seine Unverschämtheit getötet worden, niemand war verletzt worden, warum also all diese Gewalttätigkeit? *Baka* Gai-Jin! »Gibt es einen Hinterausgang?« erkundigte er sich.

Aschgrau im Gesicht, schüttelte der Shoya den Kopf. Dies war das erstemal, daß es größere Unruhen mit so vielen aufgebrachtten Gai-Jin gab. Und er war direkt darin verwickelt, denn schließlich hatte er diesen Shishi beherbergt. Selbst der Verrückte war in sei-

nem Haus gewesen, und er hatte ihn nicht gemeldet, wie es seine Pflicht gewesen wäre.

»Es wird bestimmt eine Bakufu-Untersuchung geben«, hatte seine Frau vor einer Stunde gejammt. »Wir werden bestimmt aussagen müssen. Die Häscher sind noch immer in den Wachhäusern. Wir werden alles verlieren, sogar unsere Köpfe, *Namu Amida Butsu!*« Sie hatte mit der ältesten Tochter auf dem Gemüsemarkt eingekauft, als die ersten Vorboten des Mobs, Drohungen ausstoßend, durchs Dorf stürmten, Kisten umwarfen, Kunden anrempelten und umstießen, so daß sie in panischer Angst nach Hause liefen.

»Tut mir leid, Sire«, brachte der Shoya mühsam heraus, »wir sind umzingelt – in der Hintergasse sind ebenfalls Gai-Jin.«

Von den etwa zwölf Männern vor dem Haus abgesehen, hatte sich der größte Teil der Niederlassungsbewohner auf beiden Seiten des Niemandslandes versammelt. Die Mehrheit hatte im Grunde nur zusehen, sich amüsieren wollen, inzwischen aber waren viele durch einen harten Kern von Aufrührern, die nach Rache schrien, aufgewiegelt worden. Hinter denen auf der Dorfstraße standen zwanzig Samurai vom Nordtor bereit, das Dorf zu beschützen. Vor ihnen standen die Samurai vom Südtor. Keiner der Samurai hatte die Schwerter gezogen, doch alle hatten die Hand an den Griffen, die Offiziere allen voran. Dasselbe traf auf die Soldaten zu, die ihnen mit schußbereiten Gewehren gegenüberstanden, während zwölf Kavalleristen zu Pferde ihre Befehle erwarteten und der General ganz in der Nähe war – allesamt sehr selbstsicher und unverhohlenen kampflustig.

Wieder einmal rief der höchste japanische Offizier den Gai-Jin über den Lärm hinweg zu abzuziehen, und wieder einmal rief der General gebieterisch – und unter brüllendem Beifall –, er befehle den Samurai abzuziehen; und keine Seite verstand die andere oder wollte die andere verstehen.

Inmitten all dieser Rufe und Gegenrufe vermochte Hiraga den



General gerade noch zu verstehen. Idiot, dachte er wutschäumend, aber kein so großer Idiot wie dieser verrückte Ori. Gut, daß er tot ist, sehr gut! Dumm von ihm, so etwas zu tun, was hat er damit erreicht, doch nur wieder Ärger, der Idiot! Ich hätte ihn töten sollen, sobald ich sah, daß er das Kreuz am Hals trug – oder im Tunnel.

Als die Hilfeschreie die Stille der Nacht zerrissen, unmittelbar gefolgt von Gewehrfeuer, hatten er und Akimoto in der Gasse neben dem Struan-Gebäude gehockt und müde auf Ori gewartet, den sie aufzuhalten hofften. Daß Angélique in die französische Gesandtschaft ging, hatten sie nicht bemerkt, also nahmen sie an, daß er irgendwo in der Nähe lauerte, möglicherweise sogar schon im Struan-Building.

In dem darauffolgenden Durcheinander hatten sie sich, getarnt durch ihre Arbeitskleidung und -mützen, zu der Masse der halbbedeckten Männer gesellt, die vor der Gesandtschaft zusammenströmten.

Entsetzt sahen Hiraga und Akimoto dann, daß die beiden Ärzte eintrafen, und kurz darauf, daß Oris Leichnam ins Licht herausgezogen wurde. Sofort gab Hiraga Akimoto einen Wink, und sie stahlen sich durch die Nacht davon. Aber sobald sie in ihrem Dorfversteck waren, platzte Hiraga heraus: »Möge Ori als Gai-Jin-Dreck wiedergeboren werden statt als Samurai! Dieser Unsinn wird ein Hornissennest aufstöbern. Du schleichst dich sofort in die Yoshiwara zurück. Benutz den Tunnel und versteck dich, bis ich dir eine Nachricht schicke oder dich persönlich aufsuche!«

»Und du?«

»Ich gehöre zu ihnen«, hatte er mit schiefem Lächeln geantwortet. »Taira ist mein Beschützer, der Gai-Jin-Führer ebenfalls, alle wissen von mir, deswegen bin ich nicht in Gefahr.« Aber ich habe mich geirrt, dachte er bitter, denn die Stimmung bei den Männern draußen wurde immer gewalttätiger.

Vor ein paar Stunden, als die *Pearl* am Horizont auftauchte, hatte

er das Dorf verlassen und war mit einer ganzen Liste von Übersetzungen, die anzufertigen ihn Tyrer gebeten hatte, während er fort war, über die High Street zur britischen Gesandtschaft gegangen. Er war tief in Gedanken und mehr als gespannt darauf, aus erster Hand alles über die Edo-Verhandlungen zu hören, als ihn wütende Gai-Jin-Gesichter aus seinen Überlegungen rissen.

»Das ist Tyrers Jappo...«

»Ist der nicht 'n Samurai...«

»He, du Affe, du-ah, du Samurai heya...«

»Sieht genauso aus wie der andere Kerl...«

»Himmel, stimmt... dieselbe Haartracht...«

»Wir werden dich lehren, unsere Frauen zu belästigen...«

Ohne Warnung stieß ihn jemand von hinten zu Boden, daß sein Zylinder davonrollte und unter brüllendem Gelächter in den Matsch der Straße getrampelt wurde, während andere ihm selbst Tritte versetzten und sich dabei in ihrer Hast gegenseitig in den Weg kamen. Das verschaffte ihm die eine Sekunde, die er brauchte, um sich mit Hilfe seiner überlegenen Körperkraft und Jugend aufzurappeln und den Kordon zu durchbrechen, während sie ihn schwerfällig verfolgten.

Er lief die Gasse neben dem Struan-Building entlang bis ins Dorf, während von beiden Toren Samurai-Wachen herbeieilten, um nachzusehen, was da los sei. Da andere Männer den Zugang zu dem Versteck blockierten, in dem er seine Pistole deponiert hatte, stürzte er in den Laden des Shoya, griff sich ein paar unzulängliche Schwerter und wirbelte zum Angriff herum. Seine berserkerhafte Attacke traf die Verfolger unversehens und trieb sie auseinander; drei gingen zu Boden, einer war verwundet, die anderen flohen aus seiner Reichweite. Irgendwo weiter unten an der Straße feuerte ein Mann eine Muskete ab, die Kugel flog jedoch wirkungslos ins Lee-re, aber nun rotteten sich mehr Männer mit Schußwaffen zusammen, und in dem Chaos aus Samurai und Gai-Jin hatten er und der

Ashigari sich irgendwie in den Laden zurückretten können.

Die drei Männer duckten sich, als aus dem Nichts eine Kugel geflogen kam und eine Ziervase zerschmetterte. Im hinteren Teil des Hauses weinte ein Kind, das aber sofort wieder beruhigt wurde.

Die Rufe draußen nahmen zu. Lunkchurch, aufgeputscht und in seinem üblichen Brandy-Nebel, brüllte: »Macht den Kerlen Feuer unterm Hintern...«

»Bist du verrückt? Ganz Yokopoko könnte Feuer fangen...«

»Räuchert sie aus! Wer hat ein Streichholz?«

Als der Struan-Kutter an der Pier von Drunk Town anlegte, sprangen alle hinaus und liefen, die Marines voraus, zum Platz hinüber. Weiter vorn sahen sie die Rücken der Samurai, die diesem Teil des Mobs gegenüberstanden. Sofort begann der Captain ihren Plan auszuführen. Auf seinen Befehl bildeten die Männer mit schußbereiten Gewehren einen Keil, stießen in den freien Raum zwischen den beiden Parteien vor und schwenkten ein, bis die Keilspitze die Leute von Drunk Town bedrohte, die laut rufend und verunsichert zurückwichen und sich in zwei Gruppen teilten. Tyrer war inzwischen eigene Wege gegangen und zu den Samurai gelaufen – die von dem plötzlichen Auftauchen der disziplinierten Truppe ebenso beunruhigt waren –, um sich vor ihnen zu verneigen und ihnen laut auf japanisch zuzurufen: »Bitte, Herr Offizier, alle Männer hier bleiben sind sicher. Bitte begrüßen meinen Vorgesetzten, den Herrn der Gai-Jin.«

Automatisch verneigten sich die sprachlosen Samurai ebenfalls vor Tyrer, und als er sich aufrichtete, hielt Sir William, von dem ungewohnten Laufschrift hochrot im Gesicht, einen Moment inne und wandte sich den Samurai zu.

Sofort verneigte sich Tyrer vor ihm und rief: »Begrüßen!« Der Offizier und seine Männer verneigten sich, Sir William erwiderte

die Verneigung, und die Samurai hatten sich wieder erholt.

Sofort machte Sir William kehrt und drang in den Keil ein, der immer mehr Boden gewann, indem die Aufsässigen, die den Marines am nächsten waren, mit den schußbereiten Gewehren zurückgedrängt wurden.

»Platz da! Zurück... zurück!« rief der junge Captain, vom Adrenalin beflügelt. Er befand sich unmittelbar hinter der Keilspitze, und als die Menge nach seinem Geschmack nicht schnell genug zurückwich, befahl er: »Bajonette pflanzt auf!«

Wie ein Mann traten die Marines zwei Schritte zurück, pflanzten die Bajonette auf und richteten sie auf die Menge, indem sich jeder Marinesoldat eine Zielperson suchte, jeder zum starren, wartenden Rädchen einer Tötungsmaschine wurde, die auf der ganzen Welt berühmt und gefürchtet war. »Fertig zum Angriff!«

Sir William, Tyrer und McFay hielten den Atem an. Genau wie alle anderen. Lastendes Schweigen. Dann löste sich der böse Geist, der alle Mobs treibt, in Luft auf, und die Männer wurden zu einem chaotischen Haufen, der auseinanderbrach und in alle Richtungen davonsob.

Der Captain wartete nicht lange. »Gewehre schräg links, mir nach!« Im Laufschrift führte er sie ins Dorf, wo sich die Mehrheit der Händler, Soldaten, ein Dutzend Kavalleristen und Samurai versammelt hatten, die alle noch nichts von Sir William und seinen Marines ahnten.

Wieder formierte sich der Keil, doch als sie hinter der schreienden Menge ankamen, hörten sie den General rufen: »Zum letzten Mal: Ich befehle euch herauszukommen, oder ich werde euch raustreiben...«, übertönt vom lauten Gebrüll der Menge, die eindeutig kurz vor dem Explodieren stand. Der Captain fand, es sei keine Zeit zu verlieren. »Halt! Eine Salve über die Köpfe, Feuer!«

Die Salve fegte den Lärm und die Wut hinweg und erhielt sofort volle Aufmerksamkeit, sogar von den ebenso überraschten Kaval-

risten. Alle fuhren herum oder duckten sich, und inmitten dieser Stille marschierte Sir William, rot vor Zorn, in den Zwischenraum zwischen den beiden Parteien. Ein Stück weiter die Straße entlang standen Lunkchurch und die anderen wie erstarrt. Lunkchurch hielt einen zweiten brennenden Lappen in der Hand und holte schon zum Wurf aus; der erste lag bereits auf der Veranda an der Holzwand und verbreitete seine Flammen. Als sie Sir William und die Marines sahen, waren sie innerhalb von Sekunden in den Nebenstraßen verschwunden und hasteten Hals über Kopf nach Hause.

Die Blicke der übrigen konzentrierten sich auf Sir William. Energisch rückte er seinen Zylinder zurecht und zog ein Blatt Papier aus der Tasche. Dann begann er mit lauter, rauher Stimme: »Ich verlese Ihnen das Aufruhrgesetz Ihrer Majestät: Wenn diese ungenehmigte Versammlung sich nicht unverzüglich auflöst, kann jedermann, Mann, Frau oder Kind, verhaftet werden und...«

Die nächsten Worte gingen im allgemeinen Protestgemurmel und -gefluche unter, aber die Menge begann sich aufzulösen.

Das Aufruhrgesetz von 1775 war vom Parlament nach dem Jakobitenaufstand erlassen worden, der nur durch härteste Maßnahmen hatte aufgehalten und unterdrückt werden können. Das neue Gesetz verlieh allen Richtern und Friedensrichtern das Recht und die Pflicht, jeder Gruppe von mehr als zwölf Personen, die eine Bedrohung des Friedens im Reich darstellte, dieses Gesetz laut zu verlesen, damit die Aufständischen es hören und befolgen konnten. Jeder, der sich nicht innerhalb von fünfundvierzig Minuten entfernte, riskierte augenblickliche Verhaftung, Einkerkierung und, falls schuldig befunden, je nach Laune Ihrer Majestät entweder die Todesstrafe oder lebenslängliche Verbannung.

Sir William brauchte nicht weiterzulesen. Die Dorfstraße war leer bis auf die Truppen, den General und die Samurai. »Phillip, um die werden Sie sich kümmern. Bitten Sie sie, nach Hause zu gehen.« Einen Augenblick sah er zu, wie Tyrer hinüberging, sich verneigte

und die Offiziere seine Verneigung erwiderten. Ein guter Junge, dachte er; dann wandte er sich ab, um den General, der rot im Gesicht war und stark schwitzte, mit eiskaltem Blick zu mustern.

»Morgen, Thomas.«

»Morgen, Sir.« Der General salutierte. Schneidig – aber nur wegen der Soldaten ringsum.

Sir William lüftete nicht den Hut. Idiot, dachte er. »Schöner Tag, wie?« fragte er lässig. »Ich schlage vor, Sie lassen Ihre Männer wegtreten.«

Der General winkte dem Kavallerie-Offizier, der insgeheim mehr als erfreut war, daß Sir William zu diesem Zeitpunkt eingetroffen war, denn auch er wußte, daß die Japaner keine Schuld traf und daß er seine Männer nicht in die Menge hätte hineinreiten lassen dürfen. Was für ein Haufen undisziplinierten Abschaums, dachte er. »Sergeant!« rief er laut. »Alle Mann in die Kasernen zurück und wegtreten. Los!«

Die Soldaten begannen Aufstellung zu nehmen. Höchst zufrieden mit sich selbst, verneigte sich Tyrer ein letztes Mal vor dem Samurai-Offizier und sah dann zu, wie sie die Straße entlang zum Nordtor marschierten.

»Gut gemacht, Phillip, Sie haben sehr gute Arbeit geleistet«, lobte Jamie McFay, der zu ihm getreten war.

»Ach ja? Eigentlich hab ich gar nichts getan.« Tyrer täuschte Desinteresse vor.

Jamie McFay knurrte vor sich hin. Er schwitzte, sein Herz hämmerte, er war sicher gewesen, daß irgend jemand plötzlich einen Schuß abgab oder ein Schwert herauszog. »Das war verdammt knapp.« Er sah zu Sir William hinüber, der in ein recht einseitiges Gespräch mit dem General vertieft war, dessen Gesicht sich noch tiefer gerötet hatte. »Wee Willie macht dem Kerl mächtig Dampf«, sagte er leise und lächelte »Alter Idiot!«

»Er ist...«, Tyrer unterbrach sich und blickte die Straße entlang.

Samurai rannten auf einen Laden auf der Ostseite zu, der Feuer gefangen hatte. »Großer Gott, daß ist das Shoya-Haus...« Er setzte sich in Trab; McFay folgte ihm.

Einige Samurai waren auf die Veranda gesprungen und begannen die Flammen niederzutampeln, während andere zu den großen Wasserfässern mit ihrem Ring von Eimern jagten, die für derartige Notfälle überall in gewissen Abständen aufgestellt waren. Als Tyrer und McFay die Brandstelle erreichten, war das Feuer bereits unter Kontrolle. Ein halbes Dutzend weitere Eimer, und die letzten Flammen zischten und erloschen. Die Außenwand des Ladens existierte nicht mehr. Drinnen sahen sie den Shoya und neben ihm den Ashigari, den Fußsoldaten. Beide traten auf die Veranda heraus. Der Shoya kniete nieder und verneigte sich, der Ashigari verneigte sich. Beide murmelten Dankesworte. Zu McFays Verwunderung war nirgends etwas von Hiraga zu sehen, dem Mann, den er und Tyrer nur als Nakama kannten. Doch ehe einer von ihnen ein Wort sagen konnte, hatte der Samurai-Offizier den Shoya und den Fußsoldaten zu verhören begonnen.

»Wie ist das Feuer entstanden?«

»Ein Fremder hat einen Lappen auf die Veranda geworfen, Sire.«

»Beschissene Hunde, allesamt! Du wirst einen Bericht anfertigen und den Grund für diesen Zwischenfall schildern. Bis morgen, Shoya.«

»Ja, Sire.«

Der Offizier, ein pockennarbiger Mann von über Dreißig, spähte in den Laden hinein. »Wo ist der andere Mann?«

»Sire?«

»Der andere Mann. Der Japaner, den die Gai-Jin hier hereingejagt haben«, sagte er gereizt. »Los, los!«

Der grauhaarige Ashigari verneigte sich höflich. »Es tut mir leid, Herr, aber sonst war niemand hier.«

»Ich habe genau gesehen, daß er hier hereinlief – er trug Schwer-

ter.« Damit wandte er sich an seine Männer. »Wer hat ihn gesehen?« Unsicher erwiderten sie seinen Blick und schüttelten den Kopf. Sein Gesicht rötete sich. »Durchsucht den Laden – auf der Stelle!« Die Suche war gründlich und brachte nur Familie und Dienerschaft des Shoya zum Vorschein, die niederknieten, sich verneigten und auf den Knien liegenblieben. Sie bestritten, irgend jemanden gesehen zu haben. Einen Augenblick schwiegen alle, dann sahen Tyrer und McFay verblüfft, daß der Offizier anscheinend die Geduld verlor und zu toben begann.

Stoisch standen der Ashigari und die Soldaten still, stocksteif; die Hausbewohner lagen auf den Knien, den Kopf auf dem Boden, und zitterten unter seinen peitschenden Worten. Dann trat er ohne Vorwarnung auf den Ashigari zu und versetzte ihm rechts und links Ohrfeigen. Der Mann blieb so unbewegt, wie es ihm unter dem Hagel der Schläge und Flüche möglich war. Als der Offizier einen Befehl brüllte, war der Shoya augenblicklich auf den Füßen und blieb unbeweglich stehen, während der Rasende ihn ebenso brutal ins Gesicht schlug wie den anderen und die Frauen und Kinder bemüht waren, nicht bei jedem Schlag zusammenzuzucken.

So plötzlich, wie die Schläge begonnen hatten, so plötzlich endeten sie. Beide Männer verneigten sich tief; ihre Gesichter waren inzwischen stark geschwollen. Wieder kniete der Shoya nieder. Förmlich erwiderte der Offizier die Verneigung; seine Wut schien völlig verraucht zu sein. Seine Männer nahmen Aufstellung; dann führte er sie zum Nordtor, als sei nichts Besonderes geschehen. Tyrer und McFay sahen ihnen sprachlos nach. Kurz darauf, als der korrekte Zeitpunkt gekommen war, erhob sich der Shoya, die Frauen und Kinder gingen ins Haus, und er begann die Reparatur der Wand zu beaufsichtigen. Auf der Straße nahm das normale Leben seinen Fortgang.

»Was zum Teufel sollte das heißen?« fragte McFay.

»Keine Ahnung«, antwortete Tyrer. Beide waren von diesem un-



vermittelten Ausbruch von Brutalität und deren passiver Hinnahme schockiert. »Ich hab nur hier und da ein Wort verstanden. Ich glaube, es hatte mit Nakama zu tun. Offenbar haben sie alle behauptet, er wäre nicht bei ihnen gewesen.«

»Abgesehen davon – warum lassen die sich das von diesem Schwein gefallen? Der war doch wahnsinnig. Und seht sie euch jetzt an – tun, als sei nichts passiert. Warum nur?«

»Ich weiß es nicht – vielleicht hat Nakama eine Erklärung.« Tyrer erschauerte. »Eines kann ich Ihnen sagen, ich will verdammt sein, wenn ich mich in deren Gewalt befinden möchte!«

»Hallo, Angel, wie geht es dir?«

»Hallo, Liebling. Es... Es geht mir viel besser, danke.« Angélique lächelte schwach, als Struan hereinkam und die Tür schloß. Sie saß in ihrem Schlafzimmer in der Gesandtschaft im Bett; die Spätnachmittagssonne schien angenehm durchs Fenster und warf den Schatten eines Wachsoldaten, der jetzt ständig draußen postiert war, herein.

In den frühen Morgenstunden, als Struan an ihr Bett geeilt – gehinkt – war, hatte sie seine Bitten, doch wieder umzuziehen, abgelehnt, denn sie hatte sich inzwischen genügend erholt, um zu wissen, daß sie hier bleiben mußte, weil André Poncin ihr heute die Medizin bringen würde, die sie von dem Übel erlösen würde. Nein, nicht Übel, o doch, Übel, hätte sie am liebsten gerufen, André wird mich von dem Übel erlösen, das ich trage, und von dem Übel, das ich getan habe. »Malcolm, es geht mir gut, und ich möchte nicht umziehen!«

»Bitte nicht weinen, mein Liebling – bitte!«

»Dann laß mich in Ruhe, es ist schon gut, Malcolm, ich bin in Sicherheit, war immer in Sicherheit, und Doktor Babcott hat mir was gegeben, damit das Zittern aufhört – nicht wahr, Doktor?«

»Ganz recht, Malcolm«, hatte Babcott geantwortet. »Und bitte machen Sie sich keine Sorgen, Angélique ist nichts passiert, wenn sie aufwacht, ist sie wieder ganz in Ordnung. Es wäre besser, sie nicht zu transportieren. Machen Sie sich keine Sorgen.«

»Aber verdammt, ich mache mir Sorgen!«

»Vielleicht kann sie heute abend zurück...«

»Nein«, hatte sie gewimmert und wieder Tränen produziert, »nicht heute abend, vielleicht morgen.«

Gott sei Dank für die Tränen, dachte sie abermals, als sie zusah, wie Malcolm an ihr Bett gehumpelt kam, denn sie wußte, daß diese Waffe gegen die Männer ein mächtiger Schutzschild für sie war. Sein Lächeln war gut, aber sie sah die dunklen Ringe unter seinen Augen, die seltsam und mit einem Anflug von Müdigkeit dreinblickten.

»Ich bin schon einmal gekommen, aber da warst du wieder eingeschlafen, und ich wollte dich nicht stören.«

»Aber du störst mich nie.« Seine Besorgnis und Liebe waren so unverkennbar und tief, daß sie sich zusammennehmen mußte, um nicht die Wahrheit hilflos hinauszuschreien. »Keine Sorge, mein Liebster, bald ist alles wundervoll, das verspreche ich dir.«

Er saß im Sessel an ihrem Bett und erzählte ihr von dem Aufstand, den Sir William so geschickt verhindert hatte. »In mancher Hinsicht ist er ein guter Mann«, erklärte er, dachte aber bei sich: in mancher nicht. Er und Norbert waren davon unterrichtet worden, daß sie am folgenden Morgen vor ihm zu erscheinen hatten. Sofort hatten sie sich unter vier Augen getroffen: »Das geht Wee Willie, verdammt noch mal, nichts an«, hatte Norbert mürrisch zugestimmt. »Soll er sich auf die Jappos konzentrieren und die Rotte zurückholen! Sagen Sie, dieser Eindringling – wie ich hörte, haben Sie ihn als einen der beiden Canterbury-Mörder identifiziert, den zweiten Tokaidō-Bastard?«

»Habe ich nicht. Ich glaube, daß es ein anderer war, obwohl er

tatsächlich eine Schußwunde hatte. Hoag sagte, es sei der Mann, den er in Kanagawa operiert hat.«

»Was hatte der an ihrem Fenster zu suchen, eh?«

»Keine Ahnung – es ist unheimlich. Vermutlich ein Dieb.«

»Es ist allerdings unheimlich. Und auch noch Katholik. Unheimlich...«

Als Struan sah, wie begierig Angélique darauf wartete, daß er fortfuhr, fragte er sich, ob er das heikle Thema anschneiden sollte, aber sie wirkte so winzig und wehrlos, daß er beschloß, eine andere Gelegenheit abzuwarten – der Kerl ist tot, wer immer er war, und damit basta. »Wenn ich nach dem Dinner komme, bringe ich dir die letzte *Illustrated London News* mit, da steht ein großartiger Artikel über die neueste Londoner Mode drin...«

Angélique hörte nur mit halbem Ohr zu, vermied es jedoch, zur Uhr auf dem Kaminsims hinüberzusehen, die zart die Minuten dahinticken ließ. André hatte ihr gesagt, er werde gegen neun Uhr abends aus der Yoshiwara zurück sein, sie solle eine Kanne warmen grünen Tee bereithalten und etwas Süßes zu essen, da die Mixtur, wie er gehört habe, widerlich schmecke. Außerdem einige Handtücher, und es wäre besser, nichts mehr von Babcotts Schlafmittel zu nehmen.

Sie gab nach und sah auf die Uhr. Viertel vor sieben. Es dauert so lange, dieses Warten, dachte sie mit wachsender Unruhe. Dann meldeten sich wieder ihre inneren Stimmen. Keine Sorge, flüsterten sie, die Stunden werden schnell vergehen, dann bist du frei, vergiß nicht, daß du gewonnen hast, Angélique, du warst so tapfer und so schlau, du hast alles perfekt gemacht – mach dir nur keine Sorgen, du lebst, und er ist tot, und das war für dich oder jede andere Frau die einzige Möglichkeit, am Leben zu bleiben – bald bist du frei, und alles, was vorher war, wird nur noch ein böser Traum sein...

Ich werde frei sein, Gott sei Dank!

Erleichterung stieg in ihr auf. Lächelnd sah sie Struan an. »Wie

gut du aussiehst, Malcolm. Dein Abendanzug ist perfekt.«

Ihre Herzlichkeit riß ihn aus den düsteren Gedanken, aus all dem Schrecklichen, das ihn umgab – bis auf sie. Er strahlte. »Ach Angel, wenn du nicht wärest, würde ich, glaube ich, explodieren.« Heute abend hatte er sich große Mühe gegeben, den richtigen seidenen Abendanzug, die feinsten Halbstiefel aus Rehleder, ein schneeweißes Rüschenhemd und eine weiße Krawatte mit der Rubinnadel auszuwählen, die er von seinem Vater zum letzten Geburtstag, dem zwanzigsten, am 21. Mai bekommen hatte.

Nur noch sechs Monate, dann bin ich frei, dachte er, und kann endlich tun, was ich will.

»Du bist das einzige, was mich bei Verstand hält, Angel«, sagte er und bannte mit seinem Lächeln auch den letzten ihrer Teufel.

»Danke, mein Liebling«, gab sie zurück. »Explodieren – wieso?«

»Ach, geschäftlich«, antwortete er gelassen, weil er über seine wahren Probleme nicht sprechen wollte. »Diese verdammten Politiker mischen sich mit ihrem besessenen Streben nach persönlicher Macht, Geld und Fortkommen in unsere Märkte, es ist immer das selbe. Insgesamt ist das Noble House, Gott sei Dank, in gutem Zustand«, erklärte er ihr, die Krisen vertuschend, in denen sie mit dem Zucker aus Hawaii, mit Brocks immer festerem Würgegriff auf Struan-Märkte und Kreditmöglichkeiten steckten.

Gestern war ein unverhohlen feindseliges Schreiben von der Victoria Bank, Hongkongs von Brock beherrschter Zentralbank, eingetroffen, die Kopie eines Briefes an Tess Struan, Managing Director, seine Kopie adressiert an M. Struan Esq., Yokohama, zu Ihrer Information:

*Madam: Hiermit erinnern wir Struan's daran, daß die Compagnie äußerst un-noble Schulden und zu viele Wechsel hat, die von fragwürdigen Aktiva und un-noblen Gewinnen gestützt sind. Der größte Teil dieser Papiere wird am 31. Januar fällig, und wir möchten Sie, Madam, hier-*

*mit informieren, daß die Bezahlung aller erwähnten, höchst un-noblen Papiere im Besitz der Bank zu diesem Datum erwartet wird.*

Ich pfeife auf diese verdammten Schweine, dachte er selbstsicher; ich finde eine Möglichkeit, sie und alle Brocks zu überlisten. Norbert umzubringen wäre ein guter Anfang. Unsere Geschäftsführer und ihr Stab sind ausgezeichnet, unsere Flotte ist immer noch die beste, und unsere Kapitäne sind loyal. »Kümmre dich nicht um die Brocks und die Gerüchte, Angel, wir werden mit ihnen fertig werden, das war schon immer so. Der Amerikanische Bürgerkrieg hat unsere Gewinne hoch ansteigen lassen. Wir helfen dem Süden, Baumwolle für unsere Spinnereien in Lancashire durch die Blockade des Nordens zu schmuggeln, und fahren mit so viel Schießpulver, Schrot, Gewehren und Kanonen zurück, wie Birmingham herstellen kann, die eine Hälfte für den Süden, die andere für den Norden – mitsamt allem anderen, das unsere Fabriken erfinden und produzieren können, Maschinen, Druckpressen, Schuhe, Schiffe und Siegelwachs. Der britische Ausstoß ist gigantisch, Angélique, über fünfzig Prozent der Industriegüter der Welt. Dann haben wir noch unseren Teehandel, wir liefern bengalisches Opium an China, dazu in diesem Jahr eine Rekordernte – ich habe so eine Idee, wie ich indische Baumwolle kaufen kann, um den amerikanischen Mangel auszugleichen –, und zusammen mit all unseren üblichen Frachten... England ist das reichste, blühendste Land von der Welt, und du bist wunderschön.«

»Herzlichen Dank, mein lieber Herr! *Je t'aime* – ich liebe dich wirklich, Malcolm, ich weiß, daß ich schwierig bin, aber ich liebe dich und werde dir eine wundervolle Frau sein, das verspreche ich dir und...«

Er stemmte sich aus seinem Sessel und brachte sie mit einem Kuß zum Schweigen: sein kräftiger Duft nach Zigarren und Pomade wirkte sehr männlich und angenehm auf sie. Seine Arme, die sie

umschlangen, waren muskulös und stark; seine Hand, die nach ihrer Brust tastete, empfand sie schwer und rau, seine Lippen waren hart, mit einem schwachen Geschmack nach Brandy. Genau das Gegenteil von *ihm*.

Vergiß *ihn*, flüsterten die Stimmen.

Sich über sie zu beugen war eine furchtbare Anstrengung für seine verletzten Rücken- und Bauchmuskeln, also richtete er sich mühsam auf, obwohl er sie gern hier und jetzt, wäre er ihres Einverständnisses sicher gewesen, genommen hätte – ohne Rücksicht auf die Schmerzen. »Je früher wir heiraten, desto besser«, sagte er, fest überzeugt, daß er gespürt hatte, wie sie mit Lippen, Brust und Körper reagierte.

»O ja, bitte!«

»Weihnachten. Das ist schon nächsten Monat.«

»Glaubst du... Setz dich, mein Liebling, und ruh dich einen Moment aus. Sollten wir nicht besprechen... wann wir nach Hongkong zurückkehren?«

»Ich... Ich habe mich noch nicht entschlossen.« Bei dem Gedanken an seine Mutter legte sich ein Teil seines Wohlgefühls.

»Vielleicht sollten wir nächste Woche zurückkehren und...«

»Nicht, bevor ich wieder gesund bin!« Und mir das Schmerzmittel abgewöhnt habe, dachte er, während sein Inneres tobte, dann kann ich mich um sie, Brock und die verdammte Bank kümmern. Kurz bevor er hierherkam, hatte er – zeitiger als sonst – bereits die zweite Dosis des Tages genommen.

Vor dem Schlafengehen werde ich noch eine nehmen und morgen von vorn anfangen. Von nun an nur noch einmal am Tag. Heute kann ich nicht damit beginnen – die letzte Nacht und das Problem mit Norbert, nun ja, gestern war ein ausgesprochen scheußlicher Tag. »Zerbrich dir nicht den hübschen Kopf.«

»Aber ich mache mir große Sorgen um dich. Ich möchte mich ja nicht einmischen, Malcolm, aber ich mache mir Sorgen um dich.

Und da ist noch etwas, das ich erwähnen möchte«, fuhr sie behutsam fort. »Der Ärger zwischen dir und Jamie. Gibt es denn gar nichts, was ich...«

Sein unvermitteltes Lächeln überraschte sie. »Mit Jamie ist alles in Ordnung, mein Liebling. Das ist die gute Nachricht für heute. Gegen Abend habe ich ihn kommen lassen, und er hat sich dafür entschuldigt, daß er so schwierig war. Und dann hat er seinen Eid erneuert, mich in jeder Hinsicht zu unterstützen. In jeder.«

»Oh, aber das ist wundervoll! Ich freue mich!«

Unmittelbar vor seinem Besuch bei ihr war Jamie McFay gekommen und hatte um eine Unterredung gebeten. »Tut mir leid, Sie zu stören, aber ich wollte reinen Tisch machen, mit Ihnen Frieden schließen und ein letztes Mal versuchen, Ihnen dieses Duell auszureden: Norbert wird mit Sicherheit versuchen, Sie zu töten.«

»Tut mir leid, aber das geht Sie nichts an, und ich werde mit Sicherheit versuchen, ihn zu töten. So wahr mir Gott helfe! Ich stimme zu, reinen Tisch zu machen ist eine gute Idee, ein für allemal: Werden Sie mir als Tai-Pan gehorchen, Jamie, oder werden Sie Ihren heiligen Eid brechen?«

»Ja, ich werde dem Tai-Pan gehorchen, wie ich es geschworen habe.«

»Gut. Sobald wir morgen bei Sir William waren, fragen Sie Norbert unauffällig, ob es ihm nächsten Mittwoch paßt – jawohl, Jamie, ich weiß, daß das sein Geburtstag ist. Bei der Rennbahn, hinter den Tribünen, beim ersten Tageslicht. Halten Sie das geheim, auf jeden Fall, sagen Sie nicht mal Dimitri etwas davon.«

»Wenn Sie ihn töten, werden Sie Japan sehr schnell verlassen müssen...«

»Daran habe ich auch gedacht. Unser Clipper *Storming Cloud* wird auf Reede liegen. Wir werden an Bord gehen und nach Hongkong fahren. Dort kann ich, nun ja, die Dinge regeln, egal, was passiert.«

»Mir gefällt die ganze Geschichte nicht.«

»Ja, aber das macht nichts. Sie werden sich an Ihren Eid halten?«

»Ja.«

»Danke, Jamie. Wir wollen wieder Freunde sein...«

Im Nebel seiner freudigen Erregung hörte er Angélique sagen: »Du glaubst ja nicht, wie glücklich mich das macht!« Und mußte sich zusammennehmen, um nicht mit der Nachricht herauszuplatzen, daß er ein Datum für das Duell angesetzt hatte, mit dem seine persönliche Rache am Haus der Brocks endlich beginnen würde. »Zerbrich dir nicht den Kopf über Jamie, mein Liebling, oder über Hongkong. Über gar nichts.«

»Malcolm, Liebster, darf ich bitte deiner Mama schreiben?« erkundigte sie sich behutsam, denn ihr war klar, daß sie den Feind zum Kampf herausfordern mußte. André hatte sie gewarnt, daß Tess Struans Macht innerhalb der Compagnie und ihr Einfluß auf Malcolm, seinen Bruder und seine Schwestern immens groß war, und sie daran erinnert, daß Malcolm noch minderjährig war und die Hochzeit daher ohne ihre Einwilligung erst nach vielen Monaten, ohne ihren Segen aber vielleicht niemals stattfinden konnte. Als mußte er mich daran erinnern, dachte sie. »Ich möchte sie meiner tiefen Zuneigung versichern und ihr versprechen, die beste Schwiegertochter von der ganzen, weiten Welt zu werden.«

Bei diesen Worten strahlte er. »Ausgezeichnet! Ich werde ihr ebenfalls ein paar Zeilen schreiben, dann werden wir die Briefe gemeinsam abschicken.« Er nahm ihre Hand. »Sie wird dich ebenso sehr lieben wie ich, das weiß ich genau.«

Abermals sagte Hiraga: »Wenn Gai-Jin weglaufen, Shoya mir sagen schnell gehen – er groß viel Angst vor Samurai, groß viel Angst.«

»Das glaube ich.« Tyrer setzte sich bequemer im Sessel zurecht; Hiraga, ihm gegenüber, fühlte sich ebenfalls unbehaglich. Das Wohnzimmer der kleinen Hütte auf dem Gelände der Gesandt-



schaft, die Tyrer mit Dr. Babcott teilte, war spärlich möbliert, und in der Luft hing der Geruch von Ölen und Salben in den Töpfchen auf den Regalen, die eine Wand säumten. Die offenen Fenster ließen die Nachtluft herein, und obwohl es nicht kalt war, überlief Hiraga, der sich noch immer nicht von dem Schrecken über sein knappes Entkommen erholt hatte, eine Gänsehaut. Als sich die Aufrührer davongemacht hatten und ihm der Fluchtweg über den Hinterausgang offenstand, hatte er dem Shoya und dem Ashigari gesagt: »Ihr wißt, was passiert, wenn ich hier erwischt werde! Also haltet lieber den Mund, denn ein paar Prügel werden schneller vergessen sein als eine Einkerkierung, die niemand von uns – auch deine Frau und die Kinder nicht – je überleben werden. *Sonno-joi!*«

Tyrer sagte gerade: »Aber ich begreife nicht, warum dieser Offizier, der eben noch vernünftig war, unvermittelt so brutal und gleich darauf wieder vernünftig wurde und alle so taten, als sei nichts geschehen.«

Hiraga seufzte. »Alles einfach, Taira-san. Der Hauptmann wissen, Ashigari lügen... nicht sagen Wahrheit, und Shoya nicht sagen Wahrheit, und Männer nicht sagen Wahrheit, also er schlägt, um Gesicht zu wahren – nicht sagen Wahrheit zu Samurai ist sehr schlimm, gegen Gesetz. Strafe korrekt, also alle glücklich, kein Problem.«

»Für die vielleicht nicht«, entgegnete Tyrer bedrückt, »wir aber haben viele Probleme. Sir William ist überhaupt nicht zufrieden, weder mit dem Kerl, der umgebracht wurde, noch mit Ihnen.«

»Ich kein Problem, ich nicht angreifen, Männer mich angreifen.«

»Tut mir leid, Nakama, aber das ist nicht der springende Punkt. Er sagt, Sie sind ein Ärgernis, eine unnötige Komplikation, tut mir leid, aber er hat recht. Bald werden die Behörden erfahren, daß Sie hier sind, das heißt, wenn sie es inzwischen nicht längst wissen. Dann werden sie verlangen, daß wir Sie ausliefern – darum kommen wir nicht herum, irgendwann einmal müssen wir gehorchen.«

»Bitte? Nicht verstehn.«

Immer wieder versuchte Tyrer ihm mit immer einfacheren Worten klarzumachen, was er meinte; dann setzte er hinzu: »Sir William meint, ich soll Ihnen sagen, es wäre am besten, wenn Sie sich davonschleichen und einfach verschwinden, solange Sie können.«

Fast wäre Hiragas Herz stehengeblieben. Seit er der Falle im Dorf entronnen war, hatte er verzweifelt versucht, eine Möglichkeit zu finden, den unvermeidlichen Folgen des Aufstands sowie der Möglichkeit, gesehen zu werden, aus dem Weg zu gehen: Der Samurai-Offizier würde mit Sicherheit erkennen, daß sich ein Shishi in der Niederlassung aufhielt. Keine Lösung war ihm eingefallen – außer der, sich weiterhin hier zu verstecken. Jeder Fluchtversuch war im Augenblick doppelt gefährlich. Die Samurai würden ihre Wachsamkeit verstärken, und wenn ihnen klar wurde, daß er der Hiraga auf dem Plakat war...

Fast hätte er laut aufgeschrien, so verwirrt war sein Verstand durch die sich überstürzenden Ereignisse und die furchtbare Panik und Angst, die er seit Oris Verrat durchlitt. Dann konzentrierte er sich, und er fing aus Tyrers Geschwafel darüber, daß er einen so wertvollen Helfer auf seiner Suche nach Kenntnissen über die Japaner nur ungern verliere, daß es aber offenbar keine Möglichkeit gebe, das zu vermeiden, ein Schlüsselwort auf.

Auf einmal war sein Kopf wieder klar. »Habe Idee, Taira-san«, sagte er leise. »Jetzt gehen schlecht für mich, sehr schlecht, sicher sterben. Will helfen englisch Freunde, will wertvoller Helfen sein, sehr wertvoller Freund. Ich weiß über Satsuma Daimyo, weiß Satsuma Geheimnisse. Shoya gibt mir viele Informationen. Ich kann erklären, wie machen Satsuma gehorchen, vielleicht sogar Bakufu gehorchen. Ich will helfen. Fragen Sir William: Ich gebe Informationen für Gai-Jin Sicherheit, Sie mich halten in Sicherheit und geben mir Informationen. Guter Austausch. Freunde, *neh?*«

Erfreut erwog Tyrer das Angebot: Sir William wird sicherlich ein-

verstanden sein, aber nur, wenn die Informationen wirklich wertvoll sind, und nur, wenn sie direkt von Nakama selbst stammen. Das bedeutet... O Gott, ich kann nicht! »Das bedeutet, ich müßte Willie sagen, daß Sie Englisch sprechen. Das ist nicht zu umgehen, aber ich kann ihm einfach nicht ins Gesicht sagen, daß ich ihm eine so wichtige Information vorenthalten habe, der wird mich fertigmachen. Ich kann's einfach nicht riskieren, jedenfalls nicht, wenn Willie in einer so scheußlichen Stimmung ist!« Nakama sollte verschwinden, bevor ich den Kopf hinhalte und er zum internationalen Zwischenfall wird. »Tut mir leid«, sagte er verzweifelt, »aber das ist unmöglich.«

»Ah, tut mir leid, vielleicht habe Möglichkeit«, sagte Hiraga und warf einen letzten Trumpf ins Spiel, um sich ein bißchen Zeit zu verschaffen. »Habe Nachricht von Fujiko – eeee, Taira-san, Sie großen Eindruck gemacht bei ihr, Sie jetzt bester Freund von ihr. Mama-san sagt, tut mir leid, aber Fujiko gestern angefangen Frau-Krankheit, Monat-Krankheit, kann nicht Sie sehen ein, zwei Tage.« Er hatte Tyrers tiefe Enttäuschung bemerkt, unmittelbar gefolgt von Resignation und Vorfreude.

Erleichtert entspannte er sich ein wenig, wunderte sich aber wieder einmal darüber, daß ein Mann, ganz zu schweigen von einem so wichtigen Beamten wie Taira, sich seine tiefsten Gefühle so offen anmerken ließ, vor allem vor einem Feind. Ich werde diese Barbaren niemals verstehen.

»Hier«, fuhr er fort und reichte ihm den Fächer mit den Schriftzeichen, den er vorbereitet hatte. »Das Gedicht von Fujiko: ›Zähle Stunden, sehr, sehr traurig. Eilige Stunden, wenn deine Sonne mir scheint, dann nicht traurig, Zeit anhalten.‹« Zufrieden mit der Wahl seiner Worte, doch angewidert von ihrer unzulänglichen Schreibkunst beobachtete er, wie Tyrer den Fächer ehrfürchtig entgegennahm. Immerhin, dachte er, er scheint perfekt zu wirken. »Für Ober-Gai-Jin habe Plan. Aber erst, Taira-san – Treffen mit Shōgun

war gut, ja?«

Akimoto hatte einen so heftigen Lachanfall, daß Hiraga davon angesteckt wurde. »Eeee, Hiraga-san, wie brilliant, die Gai-Jin so zu manipulieren! Brilliant! Saké, bringt uns mehr Saké!«

Sie lagen entspannt in ihrem sicheren Zimmer auf dem Gelände der Herberge ›Zu den drei Karpfen‹; die Shoji-Fenster waren wegen der Nachtinsekten geschlossen. Die Tokonoma schmückten herbstliche Ahornzweige in einer grünen Vase. Öllampen spendeten Licht. Ihre Schwerter ruhten neben ihnen auf Lackgestellen, und als die Dienerin hinausgegangen war, hatten sie ihre Tassen gefüllt und sofort geleert. »Und was ist dann passiert?« erkundigte sich Akimoto.

»Nach einer Weile hat der kleine Fisch Taira den Köder geschluckt, und wir haben uns vor dem Großen Barsch verneigt, der beides geschluckt hat. Ich habe ihm gesagt, daß ich ohne Tairas Wissen ein wenig Englisch spreche, das ich von Holländern aus Deshima gelernt habe...«

»Und das ist nicht gelogen«, sagte Akimoto, während er abermals die Tassen füllte. Er war in Shimonoseki auf dieselbe Schule für begabte Choshu-Samurai gegangen, aber nicht für den Sprachunterricht ausgesucht, sondern angewiesen worden, sich auf das Fach ›Westliche Schifffahrt‹ zu spezialisieren, das von einem holländischen Seekapitän im Ruhestand gelehrt wurde. »*Baka*, daß ich weder Holländisch noch Englisch gelernt habe. Was hat der oberste Gai-Jin gesagt?«

»Nicht allzuviel. Wie wir verabredet hatten, tat Taira, als sei er ebenso erstaunt. Es fiel mir nicht schwer, den Mann mit unwichtigen Informationen abzulenken – über Satsuma, über Sanjiro und seine Festung in Kagoshima, ein bißchen von ihrer Geschichte und so weiter«, antwortete Hiraga leichthin, obwohl die Gespräche keineswegs leicht gewesen waren. Die Fragen waren bohrend gewesen,

und er hatte es schwierig gefunden, den Gai-Jin zu überzeugen, daß seine vorgetäuschte Aufrichtigkeit echt war. Weil er unbedingt die Genehmigung brauchte, zu bleiben, hatte er mehr erzählt, als er wollte, sowohl über die politische Situation der Außenherrs von Satsuma und Tosa als auch über sein eigenes Lehen Choshu, ja sogar über die Shishi.

Bei der Erinnerung an die kalten blauen Fischaugen, die ihn unentwegt anstarrten und das Wissen irgendwie aus ihm herausgesogen hatten, wurde ihm fast wieder übel, vor allem, wenn er an die letzten Worte dachte: »Ich werde darüber nachdenken, ob ich Sie noch einige Tage bleiben lasse. Morgen sprechen wir noch einmal darüber. Inzwischen werden Sie zur Sicherheit wieder in die Gesandtschaft zurückkehren.«

»Besser ich bleibe Shoya, Sir W'rum-sama.«

»Sie werden noch heute abend in die Gesandtschaft einziehen, bei Mr. Tyrer wohnen und das Grundstück nur mit seiner oder meiner Erlaubnis verlassen. Auf der Straße werden Sie sich besonders davor in acht nehmen, unsere Leute zu verärgern. Sie werden ohne weitere Fragen gehorchen, denn sonst werden Sie zum Nordtor gebracht... unverzüglich!«

Wieder hatte er Demut und tiefen Dank geheuchelt, innerlich aber hatte er geschäumt über die schlechten Manieren des Mannes; auch jetzt schäumte er noch und war um so entschlossener, Oris Plan auszuführen und die Niederlassung in Brand zu stecken – zu einem Zeitpunkt, den er bestimmte.

»Saké?« erkundigte sich Akimoto, dem ein Speichelfaden übers Kinn rann.

»Ja, danke.« Seine Miene verzerrte sich vor Zorn. »Ori! *Baka*, daß er tot ist, bevor ich ihn umbringen konnte!«

»Ja, aber er ist tot. Und Shorin auch. Nichts als Ärger mit den beiden, genau wie mit allen Satsumas. Den Männern«, setzte er hastig hinzu, als ihm Shorins Schwester Sumomo einfiel, »nicht den

Frauen.«

»Satsumas machen Ärger, das stimmt«, bestätigte Hiraga geheimnisvoll. »Und was Sumomo betrifft, so weiß ich nicht, wo ich mich nach ihr erkundigen kann, wo sie ist und ob sie sicher zu Hause angekommen ist – vermutlich dauert es Wochen, bis sie dort ist, und weitere Wochen, bis Vater mich hier informieren kann. Die Nachricht würde zwei bis drei Monate brauchen.«

»Du hast Katsumata gebeten, nach ihr Ausschau zu halten. Er wird von hier bis Kyōto Spione losgeschickt haben. Sie kann auf sich selbst aufpassen, dieses Mädchen. Du wirst sicher bald von ihr hören.« Akimoto kratzte sich gereizt zwischen den Beinen. Daß Hiraga so nervös war, wirkte beunruhigend. »Du weißt doch, daß wir hier fast eingeschlossen sind. Die Bakufu-Häscherpatrouillen sind verstärkt worden und schleichen überall herum. Alle Mama-sans sind ängstlich, und nach dem Aufruhr heute wird Raiko... wird sie uns nicht mehr lange bleiben lassen.«

»Solange wir bezahlen, bleiben wir auch. Und solange der Tunnel sicher ist, können wir, falls nötig, auf dem Seeweg fliehen. Verdammter Ori!«

»Vergiß ihn«, riet Akimoto ihm ungeduldig. »Vergiß Ori. Was tun wir jetzt, Hiraga?«

»Wir warten. Der Gai-Jin wird uns decken, dafür wird Taira sorgen.«

»Wegen Fujiko? Eeee, der Kerl ist verrückt. Was sieht er nur in dieser Schlampe? Ich begreife das nicht. Sie ist wirklich nur eine Schlampe.« Akimoto lachte und fuhr sich mit den Fingern durch die Haarstoppeln. »Ich glaube, ich werde sie eines Nachts ausprobieren, nur um zu sehen, ob sie was Besonderes an sich hat – obwohl sie verseucht ist.«

»Wenn du willst, kannst du sie heute nacht ausprobieren. Taira wird sie nicht benutzen.«

»Aber Raiko wird sie schon an andere Kunden vermietet haben –

sie ist raffgierig.«

»Ja, aber Fujiko ist schon bezahlt.«

»Was?«

»Mein neues Arrangement mit Raiko lautet, daß sie Fujiko nicht anderweitig anbietet, wenn sie und ich es nicht vereinbart haben, damit ich sie jederzeit auf Abruf für Taira bereit habe, falls ich mich dazu entschließe. Probier sie aus, wenn du willst; sie ist sehr billig.«

»Gut. Ich brauche das Geld, das ich noch übrig habe. Raiko hat mir eine Vorauszahlung abverlangt und irgendwas über die Höhe meines Kredits gemurmelt.« Akimoto grinste und leerte die Flasche in seine Tasse. »Ich möchte einen der Fischer bestechen, daß er mich zu der Fregatte rausfährt – vielleicht kann ich irgendwie an Bord eines Kriegsschiffs gelangen, indem ich vorgebe, Fisch zu verkaufen. Ich muß unbedingt einen Maschinenraum sehen!«

Als er an seinen eigenen Besuch dachte, mußte Hiraga schlucken. »Vielleicht könnte ich Taira bewegen, daß er mich noch einmal mitnimmt, und dieses Mal mit dir zusammen. Ich könnte so tun, als wärst du der Sohn eines wichtigen Choshu-Kaufmanns, eines Schiffbauers, der gern mit ihnen ins Geschäft kommen möchte. Doch dieses Geschäft müsse vor den Bakufu geheimgehalten werden.«

Geheim? Wie lange wird unser Aufenthalt hier geheim bleiben? Ein Zittern überlief ihn. »Es ist kalt heute«, sagte er, um seine Angst zu tarnen, die Akimoto höflicherweise nicht zu bemerken vorgab.

Ein paar Meter entfernt hatte Raiko in ihren Räumen das Make-up beendet und kleidete sich für den Abend an. Sie entschied sich für den neuen rosenroten Kimono. Den Rücken schmückte ein riesiger, mit Goldfäden aufgestickter Reiher. Seit Monaten hatte sie ihn be-

geehrt; nun gehörte er ihr, bezahlt mit einem Teil des Profits aus dem ungeheuer erfolgreichen Verkauf der Perlenohrringe. Sie hatten sich als noch weit wertvoller erwiesen, als sie gedacht hatte.

Eeee, dachte sie glücklich, die Kami und Götter, die die Mamasans beschützen, haben mich an dem Tag wahrhaftig beschützt. Ein bedeutender Coup, bis auf den Teil für Furansu-san reiner Profit. Das Geld für die Medizin war kaum erwähnenswert, obwohl sie in ihre offiziellen Geschäftsbücher eine kräftige Debetsumme eingesetzt hatte. Sie lächelte vor sich hin. Die Unkosten waren bedeutungslos, aber das Wissen, welche Pflanze nötig war und wer sie zu welchem korrekten Zeitpunkt wie pflücken durfte und wie der Aufguß gemacht werden mußte – ah, das war wirklich alles wert, was der Markt hergab.

»Die Gai-Jin-Prinzessin wird ein wundervoller, langfristiger Aktivposten für mich sein«, murmelte sie zufrieden und genoß, was sie in ihrem Ankleidespiegel sah. Er war der einzige moderne Spiegel in der ganzen Yoshiwara, das Geschenk eines Kunden, speziell für sie aus England importiert. Mit leichtem Stirnrunzeln erinnerte sie sich an ihn: *Kanterberri*, der korpulente Gai-Jin, der von diesen Idioten Ori und Shorin auf der Tokaidō umgebracht worden war. *Baka!* Er war ein guter Kunde und überaus dankbar für meine Dienste bei der Suche nach der perfekten Geliebten, Akiko, deren Name jetzt Fujiko lautet – äußerst angenehm für uns, daß die Gai-Jin kaum jemals ihre Frauen teilen, am liebsten heimlich kopulieren, und zwar mit einer einzigen Frau, und sie heimlich in unserer Schwimmenden Welt halten, die auf Diskretion und Heimlichkeit aufgebaut ist.

Taira ahnte nichts davon, Fujiko hatte ein neues Leben und einen neuen Liebhaber. Gut für alle.

»Herrin? Der Gai-Jin Furansu-san ist eingetroffen.«

»Gut.« Raiko vergewisserte sich, daß die Medizin in Ordnung war, und stellte sie neben den Tisch. Nachdem André eine festgelegte



Zeit lang gewartet hatte, nicht zu viel und nicht zu wenig, ließ sie ihn hereinführen. »Ah, Furansu-san, herzlich willkommen in meinem bescheidenen Haus.« Sie füllte winzige Täßchen mit ihrem besten Saké und trank ihm zu. »Gut sehen Sie aus.«

»Auf Ihre Gesundheit! Zehntausend Sommer«, gab André höflich zurück.

Sie unterhielten sich über das Wetter und die Geschäfte und kamen dann zum ersten Thema. »Ihre Wahl der Ohrringe war perfekter, als ich gedacht hatte. Ihr Anteil ist etwas mehr als doppelt so hoch wie die Summe, um die Sie gebeten haben.«

Seine Augen wurden groß. »Madonna, so viel?«

»Ja.« Sie schenkte noch einmal Saké ein, von Genugtuung über ihren Scharfsinn auch um seinetwillen erfüllt, denn sobald ein Geschäft zwischen ihnen abgeschlossen war, war es natürlich eine Frage des Gesichts, daß es auch ehrlich eingehalten wurde. »Meine Bank, die Gyokoyama, hat einen Käufer gefunden, einen chinesischen Seiden- und Opiumhändler aus Shanghai, der gerade Kanagawa besuchte.« Wieder lächelte sie und ergänzte vorsichtig: »Er deutete an, daß er sich weiterhin für so viele Schmuckstücke wie diese interessiere, wie ich beschaffen könne.«

Er erwiderte ihr Lächeln; dann leerte er seine Tasse, ließ sie sich abermals füllen und trank ihr zu: »Auf weitere Schmuckstücke!«

»Nun, der...«

»Zuvor noch, Raiko: Warum er zahlt so viel?«

»In schlechten Zeiten legt der kluge Mann einen Teil seines Reichtums in winzigen Dingen an, die er im Ärmel transportieren kann. Er ist nicht dumm – ich hatte mir schon überlegt, ob ich sie nicht aus demselben Grund selbst behalten sollte.«

Sein Interesse war geweckt. »Was schlechte Zeiten in China?«

»Er sagt, ganz China sei im Aufstand, überall Hungersnot, Gai-Jin-Geschäfte in Shanghai schlechter als gewöhnlich, obwohl die Seewege nun, da die englische Flotte die Mirs-Küste zerstört und

viele Weiße-Lotus-Piraten versenkt hat, für eine Weile sicher seien und der Handel entlang des Jangtse im Frühjahr wieder zunehmen werde. Eeee, Furansu-san, hundert Dschunken sollen sie versenkt haben, und Tausende massakriert, viele Dörfer sollen in Schutt und Asche liegen.« Ihre Angst war nicht zu übersehen. »Ihre Zerstörungskraft ist schrecklich.«

Sie erschauerte, denn sie wußte, daß die Japaner, obwohl sie die Chinesen als Schwächlinge verachteten, dieselbe starke Abneigung mit ihnen teilten: die Angst vor den Gai-Jin und die fixe Idee, sie für immer aus ihrem Land zu vertreiben. »Werden die Gai-Jin-Flotten gegen uns vorgehen, wenn sie zurückkehren?«

»Ja, Raiko, wenn Bakufu nicht Entschädigungssumme zahlen. Krieg, ja. Nicht hier, nicht Yokohama. Edo.«

Einen Moment starrte sie auf ihre Tasse und fragte sich, wie sie sich noch besser schützen und diese Information verwerten könne; sie war jetzt mehr denn je davon überzeugt, daß sie Hiraga und Akimoto so schnell wie möglich loswerden mußte, bevor herauskam, daß sie in die Ori-Katastrophe verwickelt war, indem sie ihn und die anderen beiden beherbergt hatte, so gerecht *sonno-joi* auch sein mochte. Eine Woge böser Vorahnungen stieg in ihr auf, und sie fächelte sich hektisch, während sie sich über den starken Saké beklagte. »Karma«, sagte sie dann und zuckte die Achseln. »Aber nun gute Nachrichten: Ich habe das Mädchen, das ich Ihnen vorstellen möchte.«

Andrés Herz schien auszusetzen; und als es wieder zu schlagen begann, schlug es schwächer als zuvor. »Vorstellen – wann?«

»Möchten Sie sie sehen, bevor oder nachdem wir das Geschäftliche besprechen?«

»Vorher, nachher, ganz egal. Werde bezahlen, was verlangt, wenn gefällt.« Wieder ein Achselzucken, begleitet von krasser, nackter Verzweiflung.

Es berührte sie nicht im geringsten. Warum auch, dachte sie. Der

Hunger des Yang nach dem Yin ist die Quintessenz unserer Welt, und ohne ihn würde unsere Schwimmende Welt nicht mehr schwimmen.

Seltsam, daß die Besessenheit des Yang, sich mit dem Yin zu vereinigen – hinein und hinaus, gegen das Tor gerammt, mehr Schmerz als Vergnügen, verzweifelt das Ende suchend, verzweifelt der Wunsch weiterzumachen, wenn beendet, niemals genug, wenn nicht beendet, Klagen in der Nacht –, so kurz ist und das Yin niemals festhalten kann. Darin sind die Frauen gesegnet, obwohl die Götter, wenn es sie gibt, allen Sterblichen ein schlimmes Los zugeteilt haben.

Dreimal hab ich versucht hinüberzugehen, immer, weil mein Yin sich nach dem Besitzer eines bestimmten Yang sehnte – obwohl ein Yang stets mehr oder weniger dasselbe ist –, jedesmal eine unvernünftige Wahl, die nichts als Elend brachte, und zweimal wurde meine Leidenschaft nicht erwidert. Wie töricht! Warum? Das weiß kein Mensch.

Macht nichts. Heute kann die Sehnsucht des Yin so leicht befriedigt werden, und eine Mama-san kann sogar damit spielen. Es ist so leicht, ein Yang oder *harigata* zu mieten oder eine der Damen zu sich ins Bett zu holen. Fujiko, zum Beispiel, die diese Abwechslung zu lieben scheint und deren Kuß himmlisch sein kann.

»Raiko kennt mich, ja?« sagte André, und sie dachte, o ja, ich kenne ihn. »Ich kenne Raiko.« O nein, das tust du nicht. »Wir alte Freunde. Alte Freunde immer helfen alten Freunden.« Gewiß, gewiß, aber du und ich, wir sind keine alten Freunde – nicht in dem ganz speziellen asiatischen Sinn – und werden es niemals sein. Du bist ein Gai-Jin.

»Furansu-san, alter Freund«, sagte sie, »ich werde eine Zusammenkunft vereinbaren, für Sie und diese Dame«, schlug sie vor.

Er fühlte sich schwach und suchte es zu verbergen. »Ja. Danke.«

»Es wird schon bald sein. Und nun zuletzt, die Medizin.« Sie

langte neben dem Tisch nach unten. Das kleine Päckchen war sorgfältig in ein Stück rostbraune Seide gewickelt, so attraktiv verpackt wie ein kostbares Geschenk. »Hören Sie gut zu.« Wieder waren ihre Instruktionen sehr präzise.

»Raiko-san. Bitte, sagen Wahrheit, Medizin gefährlich, ja, nein? Muß Wahrheit sagen...«

»Eeee, Wahrheit? Bin ich keine ehrliche Person? Ich bin Raiko von den ›Drei Karpfen‹. Habe ich's Ihnen nicht schon gesagt? Natürlich kann sie gefährlich sein und natürlich auch nicht gefährlich! Dies ist ein ganz normales Problem, das allen Mädchen immer wieder zustößt, und das Mittel dagegen ist kaum ein Problem. Ihre Prinzessin ist jung und stark, also sollte es einfach sein, ohne Problem.«

»Prinzessin?« Seine Züge wurden hart. »Sie wissen für wen?«

»Das war nicht schwer zu erraten. Wie viele Frauen gibt es in der Niederlassung, die so was Besonderes sind, daß Sie ihnen helfen? Keine Sorge, alter Freund. Das Geheimnis ist bei mir gut aufgehoben.«

Nach einer kurzen Pause fragte er: »Was für Problem möglich?«

»Bauchschmerzen und kein Resultat, nur Übelkeit. Dann müssen wir's noch mal versuchen, mit stärkerer Medizin. Wenn die nicht wirkt, gibt es noch eine andere Möglichkeit.«

»Welche?«

»Dazu ist später Zeit genug.« Zuversichtlich tätschelte Raiko die Seide. »Mehr als dies wird sicher nicht nötig sein.«

Verstehen Sie, Angélique?»

»Ja, André«, versicherte sie, das Seidenpäckchen nicht aus den Augen lassend. Hier auf dem Schreibtisch lag ihre Rettung. Obwohl die Bürotür geschlossen war, sprachen sie vorsichtshalber mit gedämpfter Stimme.

Eine Uhr schlug zehn Uhr abends.

Beunruhigt sah er sie an. »Die Mama-san hat mir gesagt, es wäre besser, wenn Ihre Dienerin dabei wäre.«

»O nein, unmöglich, André. Ich traue Ah Soh nicht, und auch keinem anderen. Haben Sie ihr das nicht erklärt?«

»Ja, aber das hat sie nun mal gesagt.« Auf der anderen Seite des Korridors hörten sie gedämpftes Männerlachen – Seratard, Vervene, Dimitri und ein paar französische Offiziere – beim Dîner, das sie gerade verlassen hatte, weil sie angeblich müde war und früh zu Bett gehen wollte. Wie verabredet, hatte sie auf dem Weg zu ihrer Suite »zufällig« André in seinem Büro sitzen sehen. »Wir sollten... wir sollten lieber nachsehen, ob alles da ist.«

Er machte keine Anstalten, das Päckchen zu öffnen, sondern spielte nervös mit einer Ecke des Seidentuchs. »Wenn Ah Soh Ihnen nicht helfen kann, wer... wer wird die... Flaschen und Kräuter beseitigen, und... Sie können das doch nicht einfach herumliegen lassen. Wer soll aufräumen?«

Sekundenlang vermochte sie nicht zu denken, denn dieses Problem hatte sie dummerweise nicht berücksichtigt. »Ich... Ich brauche keine Hilfe, es wird kein... nichts geben, außer den Flaschen und Kräutern... und Handtüchern. Ah Soh kann ich nicht trauen, das liegt auf der Hand, und auch sonst keinem, nur Ihnen. Ich werde keine Hilfe brauchen.« Ihre Ungeduld, mit der Behandlung zu

beginnen und das alles endgültig hinter sich zu bringen, dämpfte die Probleme, die in ihrem Kopf kreisten. »Keine Sorge, ich werde meine Tür verriegeln und... und ihr sagen, daß ich lange schlafen will und daß sie mich nicht stören soll. In ein paar Stunden, bis zum Morgen, müßte alles vorüber sein, ja?«

»So Gott will, ja. Das hat die Mama-san mir jedenfalls gesagt. Ich finde immer noch, daß Sie Ah Soh riskieren sollten.«

»Sie können nicht klar denken, nein. Sie sind der einzige, dem ich trauen kann. Klopfen Sie morgen früh an meine Tür – so.« Sie klopfte erst dreimal, dann einmal auf den Tisch. »Ich werde nur Ihnen persönlich öffnen.« Ungeduldig öffnete sie das Seidenpäckchen. Es enthielt zwei kleine, verkorkte Flaschen und ein Päckchen Kräuter. »Die eine Flasche trinke ich jetzt gleich, und dann...«

»*Mon Dieu*, nein!« protestierte er, mit Nerven, die genauso gespannt waren wie die ihren. »Sie müssen alles genau in der vorgeschriebenen Reihenfolge tun, Angélique. Zunächst geben Sie die Kräuter in den Topf mit heißem Wasser, den Sie sich bestellt haben. Dann trinken Sie zunächst eine Flasche, und zwar schnell. Und keine Sorge, wenn's widerlich schmeckt, trinken Sie den grünen Tee mit Honig hinterher, oder Sie essen etwas Süßes, das den Geschmack wegnimmt.«

»Ich habe etwas Schweizer Schokolade, die mir M'sieur Erlicher mitgebracht hat. Wird das genügen?«

»Aber gewiß.« Mit einem Taschentuch wischte er sich den Schweiß von den Händen, denn seine Phantasie gaukelte ihm alle möglichen gespenstischen Bilder vor. »Wenn der Kräuteraufguß lauwarm ist, sagen wir, nach einer halben Stunde, trinken Sie die Hälfte davon – auch das wird nicht besonders gut schmecken. Danach entspannen Sie sich und warten, schlafen.«

»Wird es irgendeine Reaktion geben, werde ich schon etwas spüren?«

»Nein, das hab ich Ihnen doch schon gesagt, nein! Wie die

Mama-san sagte, wird erst einige Stunden später etwas geschehen, es sollte so etwas wie ein... ein starker Bauchkrampf sein.« Je mehr er darüber sprach, desto weniger gefiel es ihm, darin verwickelt zu sein. Wenn nun etwas schiefging? *Mon Dieu*, ich hoffe, es kommt nicht zu einem zweiten Mal, dachte er unangenehm berührt und versuchte, das Schlimme – und Peinliche – zu ignorieren.

»Es sollte so etwas wie ein Bauchkrampf sein«, erklärte er und schwitzte noch stärker. »Das ist der Anfang, Angélique, ein Krampf. Ich wiederhole: Sie trinken die erste Flasche, dann trinken Sie langsam *die Hälfte* des Aufgusses, die Hälfte, vergessen Sie nicht, daß Sie alles in der vorgeschriebenen Reihenfolge tun müssen; dann entspannen Sie sich, versuchen zu schlafen, je entspannter Sie sind, desto einfacher ist es. Wenn die... die Krämpfe einsetzen, trinken Sie die zweite und letzte Flasche, essen etwas Honig oder Schokolade, dann trinken Sie langsam den Rest des Aufgusses – langsam trinken, nicht runterkippen. Die Krämpfe werden stärker werden, und dann..., dann sollte es anfangen zu... Die Mama-san sagt, es würde wie eine starke Monatsblutung sein, also... also halten Sie ein... ein Handtuch bereit.« Wieder benutzte er sein Taschentuch. »Stickig hier drin, nicht wahr?«

»Es ist kalt, und Sie brauchen nicht nervös zu sein.« Sie entkorkte eine der beiden Flaschen, roch daran und krauste die Nase. »Schlimmer als ein Pariser Pissoir im August.«

»Werden Sie auch die Reihenfolge nicht vergessen?«

»Nein, nein. Keine Sorge, ich...«

Es klopfte; hastig raffte sie die beiden Flaschen und das Kräuterpäckchen zusammen und stopfte sie in ihren Retikul. »Herein«, sagte André.

Dr. Babcott füllte die Türöffnung aus. »Ah, Angélique, der Diener sagte mir, daß Sie hier sind. Ich bin nur hergekommen, um zu sehen, ob ich Sie kurz sprechen kann. Guten Abend, André.«

»Guten Abend, M'sieur.«

»Äh, Doktor, es geht mir wirklich gut«, beteuerte sie, während sie sich unter seinem durchdringenden Blick innerlich wand. »Kein Grund zur...«

»Wollte nur Ihre Temperatur kontrollieren, Ihren Puls zählen und nachsehen, ob Sie ein Schlafmittel brauchen. Immer gut, wenn man sich vergewissert.« Und als sie protestieren wollte, setzte er energisch, doch freundlich hinzu: »Es ist besser, wenn ich mich vergewissere, es ist sicherer und dauert nur eine Minute.«

»Dann kommen Sie.« Sie verabschiedete sich von André und ging durch den Korridor zu ihrer Suite voraus. Ah Soh wartete im Boudoir. »Ah Soh«, sagte Babcott höflich auf kantonesisch, »bitte, kommen Sie zurück, wenn ich Sie rufe.«

»Gewiß, Ehrenwerter Doktor.« Gehorsam ging sie hinaus.

»Ich wußte gar nicht, daß Sie Chinesisch sprechen, George«, sagte Angélique, als er sich zu ihr setzte und ihren Puls zu zählen begann.

»Das war Kantonesisch, die Chinesen sprechen nicht alle dieselbe Sprache, Angélique, sondern Hunderte von verschiedenen, obwohl sie nur eine einzige Schrift haben, die sie alle verstehen. Merkwürdig, nicht?«

Wie dumm von ihm, mir zu erklären, was ich längst weiß, dachte sie ungeduldig und hätte ihm am liebsten zugeschrien: Beeilen Sie sich! Als wäre ich nicht in Hongkong gewesen, als hätten Malcolm und alle anderen mir das nicht schon hundertmal gepredigt – als hätte ich vergessen, daß Sie die Ursache meines Unglücks sind!

»Hab ich gelernt, als ich in Hongkong war«, fuhr er zerstreut fort, fühlte ihre Stirn, ertastete den Puls an ihrem Handgelenk und stellte fest, daß ihr Herz raste und ihre Stirn von einem leichten Schweißfilm bedeckt war – kein Grund zur Besorgnis, in Anbetracht dessen, was sie durchgemacht hatte. »Ein paar Worte hier und da. Ich war zwei Jahre lang am General Hospital – so ein Krankenhaus könnten wir hier wahrhaftig auch gebrauchen.« Seine Fin-



gerspitzen ruhten leicht auf ihrem Puls. »Die chinesischen Ärzte glauben, daß es sieben Ebenen des Herz- oder Pulsschlags gibt. Wie sie behaupten, können sie sie ertasten, indem sie immer tiefer sondieren. Das ist ihre wichtigste Diagnosemethode.«

»Und was hören Sie von meinen sieben Herzen?« fragte sie impulsiv, genoß die Wärme seiner heilenden Hände und wünschte, sie könnte ihm vertrauen. Noch nie hatte sie solche Hände, noch nie ein so gutes Gefühl gespürt, das von ihnen auszustrahlen schien und sie beruhigte.

»Ich höre nichts als gute Gesundheit«, entgegnete er und fragte sich, ob etwas dran war an der Theorie von den sieben Pulsen. Während seiner Jahre in Asien hatte er bemerkenswerte Erkenntnisse und Heilungen durch chinesische Ärzte erlebt. Zusammen mit einer Fülle abergläubischem Unsinn, dachte er. Die Welt ist seltsam, aber die Menschen sind noch seltsamer. Wieder musterte er sie eingehend. Seine Augen waren grau, sein Blick offen und freundlich. Aber es lagen Schatten darin, die ihr nicht entgingen.

»Was beunruhigt Sie dann?« fragte sie, unvermittelt fürchtend, daß er ihren wahren Zustand erkannt hatte.

Er zögerte; dann zog er ein Stück Seidenpapier aus der Tasche. Darin eingewickelt war ihr kleines Goldkreuz. »Das hier gehört Ihnen, glaube ich.«

Zutiefst erschrocken starrte sie es an. Ihre Lippen waren trocken und bewegten sich nicht, obwohl ihr Kopf eine spontane Verneinung samt Achselzucken formuliert hatte, die jedoch im selben, von Übelkeit erfüllten Moment ersetzt wurde durch: »Ich... Ich habe... so eins verloren. Sind Sie sicher, daß es meins ist? Wo haben Sie's gefunden?«

»Am Hals des Mannes, der bei Ihnen einzudringen versuchte.«

»An seinem Hals? Wie... Wie merkwürdig«, hörte sie sich sagen, während sie sich beobachtete, als sei sie ein anderer Mensch, und um Selbstbeherrschung rang, obwohl sie am liebsten laut aufge-

schrien hätte, denn sie wußte, daß sie wieder in der Klemme saß. Ihr Verstand versuchte hektisch einen plausiblen Grund zu erfinden. »An seinem Hals?«

»Ja. Ich hab's ihm abgenommen. Dachte mir anfangs nichts dabei, nur daß der Mann zum Katholizismus übergetreten sein mußte. Ganz zufällig sah ich dann die Gravierung – kaum zu entziffern.« Ein nervöses Lachen. »Meine Augen sind besser als die Dr. Hoags. »Für Angélique von Mama, 1844.««

Ihr Mund sagte: »Arme Mama, sie ist vier Jahre danach bei der Geburt meines Bruders gestorben.« Sie sah, wie ihre Finger das Kruzifix nahmen und untersuchten, kniff im Licht der Öllampe die Augen zusammen, vermochte die winzige Schrift kaum deutlich zu lesen, verfluchte die Gravur. Dann folgte sie ihrem Instinkt und sagte: »Ich hab's auf... auf der Tokaidō verloren oder geglaubt, es verloren zu haben, vielleicht auch in Kanagawa, an dem Abend, als ich Malcolm besuchte, wissen Sie noch?«

»O ja. Eine schlimme Nacht und ein sehr, sehr schlimmer Tag.« Babcott erhob sich zögernd. »Ich, äh, ich fand, Sie sollten es zurückerhalten.«

»Ja, ja. Danke. Ich bin froh, daß ich es zurückhabe. Sehr froh, aber bitte, nehmen Sie doch Platz, gehen Sie noch nicht.« Obwohl sie wollte, daß er ging. »Wer war er, dieser Mann, und wie hat er es finden können? Und wo?«

»Das werden wir nie erfahren, jetzt nicht mehr.« Babcott beobachtete sie. »Hat Malcolm Ihnen erzählt, daß wir ihn für einen der teuflischen Mörder von der Tokaidō halten, obwohl weder er noch Phillip ganz sicher sind? Ein wahrer Teufel!«

Trotz ihrer Angst, unter der sie sich in dieser neuen Falle wand, hatte sie das unwiderstehliche Bedürfnis, hysterisch zu lachen und zu sagen: Aber er war kein Teufel, nicht bei mir, nicht beim erstenmal, beim erstenmal hat er mich am Leben gelassen, und auch kein Teufel, nachdem ich ihn verändert hatte. Er hat mich nicht getötet,

obwohl ich wußte, daß er es tun würde, ich weiß, daß er es tun wollte, kurz bevor ich ihn zum Gehen überredete... Teufel, nein, aber dennoch hatte er den Tod verdient...

*Mon Dieu*, ich weiß noch nicht einmal, wie er heißt, ich war so sehr darin verstrickt, daß ich vergessen habe, danach zu fragen... Ich muß wahnsinnig sein, derartige Dinge zu denken. »Wer war er?«

»Das weiß keiner. Noch nicht. Dieser Satsuma-König könnte nun, da er tot ist, seinen Namen nennen, aber das wäre vermutlich ein falscher. Die Japaner sind so furchtbare Lügner – nein, das stimmt nicht ganz, es ist nur so, daß das, was wir als Lüge bezeichnen, für sie eine Lebensform zu sein scheint. Vermutlich hat der Mann das Kreuz in Kanagawa gefunden. Können Sie sich erinnern, wann Sie entdeckt haben, daß es verschwunden war?«

»Nein. Erst als ich hierher zurückkehrte...« Wieder sah sie seinen forschenden, fragenden Blick und schrie innerlich: Hat mein Puls ihm meinen wahren Zustand verraten? »Es ist wieder da. Gut, Gott sei Dank. Ich kann Ihnen gar nicht genug danken, aber warum sollte er es tragen oder behalten? Das ist es, was ich nicht begreife.«

»Ich auch nicht. Äußerst sonderbar.«

Das Schweigen wuchs. »Was meint Dr. Hoag dazu?«

Babcott sah sie an, aber sie vermochte nicht zu sagen, was er dachte. »Ich habe ihn nicht gefragt«, antwortete er. »Ich habe weder mit ihm noch mit Malcolm darüber gesprochen.« Sein Blick suchte wieder den ihren, und seine Augen schienen um einen Ton dunkler zu werden. »Hoag ist ein Struan-Mann, und er... nun ja, seine Reiseshale steht bei Tess Struan. Ich weiß nicht, warum, aber ich dachte, ich sollte zuerst mit Ihnen sprechen.«

Abermals Schweigen. Sie wandte den Blick ab, war sich ihrer selbst nicht sicher und wünschte, sie könnte ihm aufrichtig vertrauen, wünschte, sie könnte einem anderen als André vertrauen – daß er es wußte, war schlimm genug –, war aber sicher, daß dies unmöglich war. Sie mußte sich an ihren Plan halten: Sie war allein

und mußte sich selber helfen.

»Vielleicht...«, begann sie, »nein, bestimmt hat er mein Kreuz in Kanagawa gefunden, er muß mich dort gesehen haben, und vielleicht...«, sie hielt inne; dann redete sie hastig weiter, führte ihn in die Irre, »vielleicht hat er es behalten, damit es ihn an mich erinnert, weil... Ach, ich weiß nicht, warum.«

Verlegen sagte er: »Weil er Ihnen offensichtlich etwas antun wollte, meine Liebe, Sie besitzen, so oder so. Tut mir leid, aber so muß es sein. Auf den ersten Blick dachte ich wie alle anderen, daß er nur einer von diesen Gesetzlosen sei, die man Ronin nennt, aber Ihr Kreuz hat meine Meinung geändert. Als ich entdeckte, daß es Ihnen gehört... Es muß so gewesen sein, wie Sie sagten: Er hat Sie auf der Tokaidō gesehen, er muß Malcolm und Phillip Tyrer zusammen mit diesem anderen Mann nach Kanagawa verfolgt haben, um sie zu töten, vermutlich auch, um eine Identifizierung zu vermeiden. Dann hat er Sie wiedergesehen, das Kreuz gefunden und es behalten, weil es das *Ihre* war, hat Sie bis hierher verfolgt und versucht, bei Ihnen einzudringen, um Sie, noch einmal, tut mir leid, um jeden Preis zu besitzen. Vergessen Sie nicht, wie leicht sich ein solcher Mann von einer Frau wie Ihnen betören läßt, von blinder Leidenschaft zu ihr erfüllt sein kann.«

Die Art, wie er das sagte, ließ deutlicher denn je erkennen, daß auch er ihrem Zauber verfallen war. Gut. Und gut, daß er die Wahrheit erkannt hat, dachte sie, fast ohnmächtig vor Erleichterung, daß eine weitere Gefahr gebannt war. Ihre Gedanken wanderten zu den Fläschchen und dem morgigen Tag, an dem sie, gereinigt, ihr neues Leben beginnen konnte.

»Die Japaner sind seltsame Menschen«, sagte er. »So anders. Aber anders auf eine ganz besondere Art. Sie haben keine Angst vor dem Sterben. Sie scheinen den Tod sogar zu suchen. Sie hatten Glück, riesiges Glück, daß Sie entkommen konnten. Nun ja, ich muß jetzt gehen.«

»Ja, und vielen, vielen Dank.« Sie griff nach seiner Hand und preßte sie an ihre Wange. »Sagen Sie's Malcolm und Dr. Hoag? Damit wäre es dann gut.«

»Malcolm überlasse ich Ihnen.« Sekundenlang erwog er, sie um Hilfe hinsichtlich seiner Opiumsucht zu bitten, entschied aber, daß die Sache noch nicht dringend genug sei und außerdem seine Aufgabe, nicht die ihre. Arme Angélique, sie hat genug, womit sie fertig werden muß. »Was Hoag betrifft, was geht das ihn an oder die Wichtigtuer und Schwätzer in Yokohama? Überhaupt nichts, und mich auch nicht, eh?«

Er sah, wie ihre klaren Augen, ihre durchsichtige Haut, ihr ganzes Wesen Jugend und Gesundheit ausstrahlten, untermischt mit dieser magnetischen, unbewußten Sinnlichkeit, die sie ständig umgab und die, wider alle medizinischen Erwartungen, noch an Wirkung zugenommen hatte. Erstaunlich, dachte er, verwundert über ihre Widerstandskraft. Ich wünschte, ich wüßte um ihr Geheimnis, wüßte, warum manche Menschen an Widrigkeiten wachsen, an denen die meisten anderen zerbrechen.

Unvermittelt vergaß er den Arzt in sich. Ich kann's diesem Ronin nicht übelnehmen oder Malcolm, oder überhaupt einem, daß sie verrückt nach ihr sind, ich begehre sie auch. »Seltsam, das mit Ihrem Kreuz«, sagte er mit kehliger Stimme und ziemlich beschämt, »aber das Leben ist voller Seltsamkeiten, nicht wahr? Gute Nacht, meine Liebe, und schlafen Sie gut.«

Der erste Krampf riß sie aus einem unruhigen Schlaf, der angefüllt war mit Kerkermeistern und schlitzäugigen, rasenden Dämonen, die Frauen aufgebläht von Schwangerschaft, die Männer gehörnt und fest entschlossen, sie Tess Struan zu entreißen, die Malcolm bewachte wie ein bössartiger Geist. Ein zweiter Krampf folgte kurz darauf und schleuderte sie in die Realität und die Erkenntnis dessen

zurück, was mit ihr geschah.

Die Erleichterung darüber, daß es begonnen hatte, löschte die Stunden der Besorgnis aus, denn die Zeit, bis sie endlich einschlafen konnte, war ihr wie eine Ewigkeit vorgekommen, jetzt war es kurz nach vier Uhr morgens. Als sie das letztmal auf ihre Uhr gesehen hatte, war es fast halb drei gewesen. Ein neuer Krampf, schlimmer als der erste, zwang sie, ihre Aufmerksamkeit auf die vorgeschriebene Folge zu richten.

Mit zitternden Fingern entkorkte sie die zweite Flasche. Abermals hätte sie das stinkende Zeug fast wieder erbrochen, doch sie bekämpfte das Würgen mit einem Löffel Honig, während ihr Magen vor Ekel revoltierte.

Keuchend legte sie sich zurück. Von ihrem Magen schien Feuer auszustrahlen. Gleich darauf war sie schweißüberströmt. Dann hörte das Schwitzen wieder auf, und sie blieb schlaff, klatschnaß und kaum atmend liegen.

Und wartete. Wie schon zuvor – nichts. Nur eine gallenbittere, süßlichkranke Angst, die sie nach Stunden der Nervosität in einen unruhigen Schlaf gleiten ließ. Ihre Angst wuchs. »Madonna, bitte mach, daß es hilft, bitte mach, daß es hilft«, flüsterte sie unter Tränen.

Wieder Warten. Immer noch nichts. Die Minuten vergingen.

Dann, anders als zuvor, ein erschreckend anderer Krampf, unter dem sie sich krümmte. Und noch einer. Gerade noch erträglich. Weitere Krämpfe, immer noch erträglich. Die zweite Hälfte des Kräuteraufgusses fiel ihr ein; sie setzte sich auf und begann schluckweise zu trinken. Es schmeckte schlecht, aber längst nicht so schlimm wie das Zeug in den Flaschen. »Gott sei Dank brauche ich davon nichts mehr zu nehmen«, murmelte sie und trank noch einen Schluck. Und noch einen. Nach jedem Schluck einen Bissen Schokolade...

Noch mehr Krämpfe, stärker jetzt. In einem sich steigenden

Rhythmus. Keine Sorge, alles läuft gut, dachte sie, alles genau, wie André es gesagt hat. Wieder ein paar Schlucke und Krämpfe, dann war der letzte Tropfen getrunken. Der Honigtopf war nahezu leer, die letzte Schokolade gegessen, obwohl selbst diese süße Masse den gallebitteren Nachgeschmack nicht mehr zu kaschieren vermochte. Ein Luftzug von der Boudoirtür ließ die Flamme der Lampe auf ihrem Nachttisch flackern und die Schatten an den Wänden tanzen. Stoisch legte sie sich zurück und sah ihnen zu, während sie mit ihren Händen auf dem Bauch den messerscharfen Schmerz zu dämpfen versuchte, verursacht vom Zusammenziehen und Lösen der Muskeln, die unter ihren Fingern immer härter und knotiger wurden.

»Betrachte die Schatten, denk an was Gutes«, redete sie sich selbst gut zu. »Was siehst du?«

Schiffe und Segel und die Dächer von Paris, und Brombeersträucher, und sieh doch, da ist die Guillotine, nein, nicht die Guillotine, sondern eine Laube aus Kletterrosen, ach ja, das ist unser Landhäuschen bei Versailles, wo wir im Frühling und Sommer aufgewachsen sind, mein Bruder und ich, die liebe Maman schon so lange tot, Vater wer weiß wohin verschwunden, Tante und Onkel, die uns lieben, aber kein Ersatz sind für die lieben...

»Heilige Mutter Gottes!« keuchte sie, als der erste wirklich heftige Krampf ihren Leib durchschnitt; dann, beim nächsten, schrie sie auf, stopfte sich angstvoll die Bettdecke in den Mund, um die eigenen Schreie zu dämpfen, die aus ihr herausbrachen und die ganze Gesandtschaft aufgeschreckt hätten.

Dann kam der Schüttelfrost. Eisnadeln in ihrem Bauch. Und wieder Krämpfe, zehnmal schlimmer als die schlimmsten Monatskrämpfe. Ihr Körper wehrte sich gegen die Pein, ihre Glieder zuckten im Takt mit den Wellen der Qual, die von ihren Lenden ausging und bis in ihren Kopf ausstrahlte. »Ich sterbe... ich sterbe«, stöhnte sie durch die Zähne, die in ihre Decke bissen und die

Schreie dämpften, die darauf folgten, dann noch mehr Krämpfe und Schüttelfröste, und noch mehr, und noch mehr, dann hörten sie auf. Urplötzlich.

Anfangs dachte sie wirklich, sie sei gestorben, dann konzentrierten sich ihre Sinne, und sie sah, daß das Zimmer aufgehört hatte, um sie zu kreisen, daß die Flamme der Lampe klein geworden war, aber noch brannte, und hörte das leise Ticken der Uhr. Die Zeiger standen auf fünf Uhr zweiundvierzig.

Mühsam, völlig zerschlagen, richtete sie sich in ihrem Bett auf. Ein Blick in ihren Handspiegel entsetzte sie. Aschgraue Züge, sträh-nige, schweißnasse Haare, von der Medizin verfärbte Lippen. Sie spülte sich den Mund mit dem grünen Tee und spie ihn in den Nachtopf, den sie unters Bett zurückschob. Eisern entschlossen kämpfte sie sich aus ihrem verdreckten Nachthemd, benutzte ein feuchtes Handtuch, um sich so gut wie möglich Gesicht und Hals zu säubern, bürstete sich die Haare und legte sich, zwar erschöpft, aber nach all der Qual um so erleichterter zurück. Erst dann entdeckte sie den roten Fleck auf ihrem Nachthemd, das sie achtlos auf den fadenscheinigen Teppich geworfen hatte.

Eine eilige Untersuchung ergab, daß sie blutete. Sie schob sich ein sauberes Handtuch zwischen die Beine und legte sich abermals erleichtert zurück. Vor Müdigkeit vermeinte sie in der Matratze zu versinken. Wärme verbreitete sich durch ihre erschöpften Glieder. Der Blutfluß wurde stärker.



*Sonntag, 11. November*

**I**llustrious Chen hat gesagt, daß ich dir alles erzählen soll, was für den Tai-Pan möglicherweise wichtig ist, Ältere Schwester«, begann Ah Soh verlegen. »Am vorletzten Abend hat beim Goldenen Schamhaar die Periode eingesetzt, und sie...«

»Verstehe, deswegen ist sie zu Bett gegangen und wollte meinen Sohn nicht sehen«, fiel Ah Tok ihr ins Wort. Sie saßen in ihrem Zimmer am Ende des Korridors, wo sie vor fremden Ohren sicher waren. »Er war den ganzen Tag wie ein zahnendes Kind, und heute vormittag sogar noch schlimmer. Es wird Zeit, daß wir nach Hause zurückkehren.«

»Ja. Aber hör zu: Sie sagt, daß es ihre Periode ist, aber ich kenne ihre Zeiten wie meine eigenen. Es ist nicht möglich. Normalerweise ist die Blutung, wie bei jeder jungen, zivilisierten Jungfrau, sehr pünktlich, obwohl...«, Ah Soh spielte nervös mit ihrem Kittel, »obwohl ihre letzte, wie mir gerade einfällt, nur sehr gering war, fast so, als sei sie ausgeblieben.«

Die ältere Frau rülpste und benutzte einen Zahnstocher. »Daß sie ausbleibt oder gering ist, oder unregelmäßig, ist bei all der Sorge um die Verletzungen meines Sohnes und den widerlichen, mörderischen Barbaren, von denen wir hier umgeben sind, etwas Normales und nicht ungewöhnlich.«

»Nicht normal aber war, daß ich gestern morgen, als ich ihr Tee und heißes Wasser zum Waschen bringen wollte, mehrmals laut anklopfen mußte, um sie zu wecken, aber sie wollte mich nicht ins Zimmer lassen, sondern schrie durch die geschlossene Tür mit ihrer vulgären Stimme unhöflich: ›Verschwinde!‹ Und dann...«, Ah Soh

senkte dramatisch die Stimme, »wenige Minuten später kam Große Spitznase, dieser fremde Teufel der anderen Art, die von unseren fremden Teufeln Franzmänner genannt werden, und hat ganz leise angeklopft, so.« Sie klopfte dreimal, und dann ein viertes Mal. »Den hat sie sofort eingelassen.«

Ah Tok machte große Augen. »Sofort? Ihn? Den Franzmann? Sie hat ihn eingelassen, dich aber nicht? Du hast ihn gesehen?«

»Ja, aber er mich nicht.«

»Ayeeyah! Das war klug. Erzähl weiter, Jüngere Schwester!« sagte Ah Tok, die inzwischen jedes Wort verschlang. »Weiter!«

»Er blieb ein paar Minuten, und als er herauskam, trug er etwas, das in ein braunes Stück Seide gewickelt war. Wie ein Dieb in finsterner Nacht. Aber er hat mich nicht gesehen.« Wieder machte Ah Soh eine Pause; sie liebte es – wie alle Chinesen –, die Überbringerin von Klatsch und Geheimnissen zu sein. »Und auch nicht gemerkt, daß ich ihm gefolgt bin.«

»Bei allen Göttern, groß und klein – das hast du getan?« Ah Tok füllte zwei Gläser mit dem Madeira, der so gut schmeckte. »Langes Leben, Ältere Schwester, möge dein Jadetor dir niemals Schwierigkeiten bereiten. Weiter, weiter!«

»Er ging zum Strand, stieg in ein Ruderboot und ruderte aufs Meer hinaus. Nach einer Weile sah ich, daß er das Päckchen über Bord ins Wasser warf.«

»Nein!«

»Ja. Dann kam er zurückgerudert. Aber er hat mich nicht gesehen.«

»Was könnte das gewesen sein?«

Ah Soh beugte sich zu ihr hinüber. »Als Misse mich dann einließ, hab ich mich gründlich umgesehen. Ihr Bett und das Nachthemd waren naß von Schweiß, und sie sah aus, als hätte sie das Happy-Valley-Fieber. Ihre Handtücher waren naß, viel nasser als sonst. Sie befahl mir, alles aufzuräumen, ihr heißes Wasser zu brin-

gen und niemanden einzulassen – nicht einmal den Tai-Pan. Sobald ich alles Notwendige erledigt hatte, kroch sie wieder ins Bett zurück und schlief.«

»Das ist nicht merkwürdig. Merkwürdig ist Spitznase!« Ah Tok nickte weise. »Dies ist wie Eselsmist, außen glänzend, aber immer noch Mist. Eindeutig hat er etwas für sie beseitigt.«

Ah Soh zögerte. »Dein Ehrenwerter Sohn – könnte es sein, daß er bei ihr gelegen hat?«

Ah Tok kicherte. »Ich bin sicher, daß er's versucht hat, aber Goldenes Schamhaar will seinen Einäugigen Mönch nicht ihr Tor aufbrechen lassen, obwohl sie es ihm bei jeder Gelegenheit vor die Nase hält. Ich habe gehört, wie er im Schlaf ihren Namen stöhnte, der Ärmste. Abscheulich! Wenn sie eine zivilisierte Person wäre, könnten wir den Preis aushandeln, und damit fertig.«

Ah Soh sah zu, wie Ah Tok mit ihren Stäbchen nachdenklich ein Stückchen Fischkopf aufnahm, den Knochen abnagte und in ihre Schale spie. Dann schnitt sie eine Grimasse. »Und wie geht's der Kaiserin heute?«

»Gereizt, wie immer. Der Fluß geht weiter, stärker als normal. Der Medizinmann-Riese kam heute vormittag, um nach ihr zu sehen, aber sie wollte ihn nicht empfangen, ich mußte ihn wegschicken. Irgend etwas ist da...«

»Ist mein Sohn schon bei ihr gewesen?«

»Sie wird ihn heute nachmittag empfangen.«

»Gut. Heute ist seine Zunge wie eine Natter zu seiner alten Mutter, wenn's um sie geht. Spitznase und Schamhaar – geheime Verschwörer? Das stinkt, das stinkt tatsächlich. Halte Augen und Ohren offen, Jüngere Schwester.«

»Da ist noch was.« Ah Soh griff in die Tasche und legte einen Korken auf den Tisch. Der untere Teil war violett bis schwarz verfärbt. »Das hab ich unter dem Bett gefunden, als ich den Nachtopf hervorholte.«

Vor Verwunderung wurde das runzlige Gesicht noch faltiger.  
»Und?«

»Riech mal dran, Ältere Schwester.«

Ah Tok gehorchte. Es roch stechend und vage bekannt. »Was ist das?«

»Ich bin mir nicht sicher... aber für mich riecht es wie Dunkel des Mondes. Ich glaube, die Flasche, die damit verschlossen war, hat einen Extrakt von Dunkel des Mondes enthalten... zusammen mit anderen Kräutern.«

Die Ältere hielt den Atem an. »Den Austreiber? Um eine Fehlgeburt herbeizuführen? Unmöglich! Warum sollte sie das tun wollen?«

»Sehr schlechtes Gesicht für deinen Sohn, vor der Ehe Vater zu werden, eh? Du weißt, wie sich die fremden Teufel anstellen, mit der Ehe und Skandalen und Jungfräulichkeit, keine Kopulation vor der Hochzeit – der Mann wird immer für schuldig gehalten, wie töricht! Schlechtes Gesicht für deinen Sohn. Und dann muß er sich vor Tai-tai Tess verantworten und vor ihrem widerlichen und rachsüchtigen fremden Teufelsgott.«

Beide Frauen erschauerten. Ah Tok schnupperte noch einmal am Korken. »Du meinst, Spitznase hat die Flasche ins Meer geworfen?«

»Mir fehlt auch eine Teekanne, die könnte für die beigefügten Kräuter verwendet worden sein, sie wollte heißes Wasser und auch Honig.«

»Um den widerlichen Geschmack zu überdecken. Ayeeyah!«  
Dann sagte Ah Tok ernst: »Mein Sohn ist... sehr unausgeglichen, was diese Frau betrifft.«

»Was sollen wir tun?«

»Du hattest recht, es mir zu berichten. Wir werden sofort an Illustrious Chen schreiben und ihm mit der nächsten Post den Korken schicken. Er wird wissen, ob du recht hast und was wir dann tun sollen.«

Schwer auf seine Stöcke gestützt hinkte Malcolm Struan über die High Street zum Struan-Building. Der Himmel war bedeckt, ein leichter Wind wehte von See her, der Nachmittag war frisch, und seine erdrückenden Sorgen waren verflogen. Das verdankte er der Tatsache, daß er Angélique besucht und sich überzeugt hatte, daß es ihr gut ging und daß sie, wenn auch noch bleich und erschöpft, schöner war denn je. Da er sie nicht ermüden wollte, war er nur wenige Minuten geblieben.

Einige berittene Händler zügelten höflich die Pferde, um ihn vorbeizulassen, und grüßten mit erhobener Gerte. »Tag, Tai-Pan«, sagte Lunkchurch mit ebenso finsterem Gesicht wie die anderen. »Werden Sie bei Sonnenuntergang im Club sein?«

»Was ist denn los?« erkundigte sich Struan.

Mit dem Daumen deutete Lunkchurch auf das gedrungene schwarze Zweimast-Dampfschiff, das in der Bucht neben Marlowes Fregatte ankerte. Am Mast wehte die Flagge von Brock and Sons. »Sie und ihre neuesten Nachrichten. Norbert hat eine Versammlung einberufen, nur die Händler, ohne Sir William.«

»Ich hatte eigentlich dasselbe vor. Sonnenuntergang, gut. Ich werde dasein«, antwortete Malcolm verkniffen. Die *Ocean Witch* – alle großen Brock-Schiffe trugen den Zunamen ›Witch‹, wie die Struans ›Cloud‹ benutzten – war gestern abend überraschend mit Nachrichten, Post und den neuesten Hongkong-Zeitungen eingelaufen. »Verdammt idiotisch!«

Die Leitartikel aller Zeitungen handelten von Admiral Ketterer und dem äußerst erfolgreichen Angriff auf die chinesischen Piratenester in der Mirs Bay und davon, daß er zum Kohlebunkern und zu Gesprächen auf dem Rückweg nach Hongkong war.

Der *Guardian* faßte das Problem folgendermaßen zusammen:

*In einer Depesche an den Gouverneur schrieb Admiral Ketterer, daß sie einige Verluste durch chinesische Küstenbatterien erlitten hätten, die mit*

*modernen Kanonen bestückt seien – in Birmingham produzierte Kanonen aus Hongkong, legal oder illegal von Wu Sung Choi erworben, dem Anführer der Weißer-Lotus-Flotten, der bedauerlicherweise nicht gefangen genommen oder getötet wurde.*

*Wegen dieses unbedeutenden Zwischenfalls empfahl der Admiral erstaunlicherweise, daß jeglicher Verkauf von Waffen – und Opium – unverzüglich für gesetzwidrig erklärt und unter Androhung härtester Strafen in ganz Asien verboten werden sollte.*

*Gegen diese ungerechtfertigte Einmischung in den legitimen Handel, diese unzumutbare Beschuldigung aller Chinahändler – berühmt für ihre ehrliche Gesinnung, ihre unerschrockenen, dem Empire dienenden Fähigkeiten, ihre Treue zu Ihrer Majestät, Gott segne sie und dafür, daß bei ihnen das Mutterland vor dem Profit rangiert – muß schärfstem protestiert werden.*

*Die Herausgeber würden den Admiral gern fragen: Wer zahlt die Steuern, von denen die größte Navy der Welt gebaut wurde (in der er zweifellos ein bewundernswürdiges Mitglied ist, wenn auch eindeutig nicht ausreichend über die lebenswichtigen Interessen der Krone informiert) und ohne die unser Empire nicht existieren könnte: Einzig und allein die hart arbeitenden Kaufleute mit ihrem Handel...*

»Ketterer ist ein verdammter Idiot«, sagte Struan. »Darin hat Norbert recht. Vielleicht geht Sir William jetzt ein Licht auf, und er bitet umgehend um einen Ersatz. Mit den Jappos hier müssen wir selbst fertig werden, und Ketterer wird ohne etwas Schriftliches nichts unternehmen.«

»Wir brauchen einen Kerl mit Schmackes«, sagte Lunkchurch. »Ketterer ist 'n feuchter Furz.«

Einer der anderen Männer sagte: »He, Charlie, er hat die Piraten verprügelt, als er den Befehl dazu bekam; hier wird er dasselbe tun. Was sind schon 'n paar Monate mehr, eh? Tai-Pan«, fragte er dann besorgt, »könnten wir erfahren, wie's Miss Angel geht?«

»Es geht ihr gut; jetzt geht es ihr wieder gut.«

»Na, Gott sei Dank!«

Die Nachricht, daß sie das Bett hütete, hatte sich gestern wie ein Lauffeuer in der Niederlassung verbreitet, und als bekannt wurde, daß sie sich weigerte, Babcott, Hoag und sogar den Tai-Pan zu empfangen, war die allgemeine Besorgnis noch gestiegen: »Mann, das ist die Franzmann-Küche, sie ist vergiftet worden... Nein, sie hat sich die Franzmann-Seuche geholt... Franzmänner haben keine Seuchen, Mann Gottes, nur Läuse... Wir haben alle Läuse... Ich hab gehört, es ist die Cholera...«

Allgemeine Erleichterung in Yokohama, als Seratard mittags ein offizielles Bulletin herausgab, daß sie bei bester Gesundheit sei und nur an einer vorübergehenden Indisposition leide – sehr schnell flüsternd als ihre Periode identifiziert.

»Meiner Verlobten geht es gut«, versicherte Malcolm abermals voll Stolz.

»Was für eine Erleichterung«, sagte Lunkchurch. »Haben Sie gehört, daß die *Witch* heute abend mit der Ebbe ausläuft?«

Mit plötzlich wieder erwachter Unruhe blickte Malcolm aufs Meer hinaus. Als er gestern abend von der Ankunft des Schiffes hörte, war ihm beinah übel geworden, so sehr fürchtete er, daß Tyler oder Morgan Brock an Bord sein könnten. Er holte tief Luft und konzentrierte sich auf die *Ocean Witch*. »Sie sollte doch erst in zwei Tagen auslaufen.«

»Es wird jedenfalls gemunkelt.«

»Aber warum? Warum diese überstürzte Abfahrt?«

»Keine Ahnung, aber so lautet das Gerücht.«

»Das werden wir bald feststellen. Tag!« Malcolm fegte seine Befürchtungen beiseite und ging weiter, die Straße entlang. Vor ihm lag das Struan-Building, dahinter der Turm von Holy Trinity. Er hatte heute morgen am Frühgottesdienst teilgenommen, um für Angélique und um Kraft zu beten, und sich anschließend besser

gefühlt. Aber Gott verfluche alle Brocks und laß mich Norbert schnell und sauber töten, und...

»Tai-Pan!«

Unvermittelt aus seinen Gedanken gerissen, blickte er auf. Phillip Tyrer kam aus der britischen Gesandtschaft herübergelaufen. »Tut mir leid, aber wir wollten alle gern wissen, wie's Miss Angélique geht.«

»Gut, es geht ihr gut«, antwortete Malcolm, jetzt sah er, an Tyrer vorbeiblickend, daß Sir William aus einem der Parterrefenster sah. Er winkte mit einem Stock, hob ungeschickt den Daumen und sah, wie der Gesandte zurückwinkte. Kurz bevor Sir William wieder ins Zimmer zurücktrat, entdeckte er flüchtig einen anderen Mann neben ihm. »Ist das Ihr zahmer Samurai, Nakama?«

»Wer? Ach ja, das war er. Geht es ihr wirklich gut?«

»Alles ist absolut in Ordnung mit ihr, danke.«

»Gott sei Dank, wir hatten uns alle große Sorgen gemacht.« Strahlend sah Phillip Tyrer auf ihn herab, ein Bild der Gesundheit, rotwangig, stark, größer als Struan, aber nur, weil der jetzt ständig vornübergebeugt ging und stand. »Sie selbst sehen auch viel besser aus.«

»Ich wünschte, es wäre so, Phillip.« Unvermittelt veranlaßte der Neid Malcolm zu der scharfen Äußerung: »Wie ich höre, hat Nakama Ihnen alle möglichen Informationen gegeben, Ihnen und Sir William.«

Tyrers Lächeln erstarb. »Ja. Ich glaube, das hat er wohl.«

»Es war verabredet, daß Sie Jamie und mich auf dem laufenden halten. In jeder Hinsicht. Eh?«

»Nun ja, das war es. Aber Sir William... Er versucht alles über Japans Politik herauszufinden und...«

»Die Politik eines Landes und seine Wirtschaft sind wie ein Paar Handschuhe, Phillip. Vielleicht schauen Sie morgen mal vorbei, vor dem Tiffin. Ich würde gern wissen, was es Neues gibt.« Er zwang



sich zu einem Lächeln. »Bitte grüßen Sie Sir William. Bis morgen.«

Zornig auf sich selbst, weil er so bissig gewesen war, und unendlich deprimiert darüber, daß er so mühsam gehen mußte, hinkte er die Straße entlang, stieg die Treppe zum Struan-Building hinauf und machte sich auf den Weg zu seiner Suite. Sein Rücken und sein Leib schmerzten beunruhigend. Nicht mehr als sonst, dachte er gereizt, und das ist kein Grund, Phillip so anzufahren. Er wollte doch nur freundlich sein. Macht nichts, ein Schluck von Ah Toks Elixier, und mir geht's wieder gut. Ich werde Phillip zum Dinner einladen und...

»Tai-Pan!«

»Oh, hallo, Jamie.« Auf halber Treppe blieb Malcolm stehen. »Haben Sie schon gehört? Die *Ocean Witch* läuft vorzeitig aus. Vielleicht schon heute mit der Ebbe.«

»Das wollte ich Ihnen gerade mitteilen. Ich wollte mir das Gerücht von Norbert bestätigen lassen, aber der ist im Augenblick beschäftigt. Wie geht's Angélique?«

»Gut«, antwortete Malcolm zerstreut. »Wir sollten lieber unsere Post fertig machen, für den Fall, daß die *Witch* vorzeitig ausläuft.«

»Ich werde alles bereitmachen. Ihre Post hole ich, sobald ich höre, ob es stimmt.« Stirnrunzelnd bemerkte Jamie, wie geistesabwesend Malcolm war.

»Schicken Sie auch jemand zu Angélique, sie wird ebenfalls Briefe haben.« Ihren Brief an seine Mutter, geschrieben und wieder umgeschrieben, bis sie beide zufrieden waren. Ein guter Brief, dachte er.

»Ist wirklich alles in Ordnung mit ihr, Tai-Pan?«

»Ihr geht's großartig.« Malcolm lächelte; die Schmerzen, die *Witch*, beides vorübergehend vergessen. Wundervoll hatte sie in ihrem Bett ausgesehen, frisch, wenn auch blaß, strahlend und aufmerksam und so glücklich darüber, daß er sie besuchte. »Bis morgen abend wird sie sich wieder ganz erholt haben, hat sie gesagt, Jamie. Was ist, wollen wir hier ein großes Dinner veranstalten, eh?

Wir und, sagen wir, Dimitri, Babcott, Marlowe, wenn er Zeit hat. Und Pallidar. Das sind beides gute Männer, wenn sie auch um sie herumscharwenzeln wie die Welpen.«

»Was ist mit Phillip und Sir William?«

»Phillip ja, Sir William nicht... Nein, lassen wir sie lieber beide weg. Wie wär's mit Graf Sergejew, der ist immer guter Laune.«

»Wenn Sie den einladen, sollten Sie wirklich alle Gesandten einladen, aber dann können Sie Sir William nicht gut ausschließen.«

»Sie haben recht. Machen wir's einfach, laden wir die ein anderes Mal ein.«

»Ich werde alles veranlassen«, versprach Jamie, froh, daß sie wieder freundschaftlich miteinander umgingen. Gemeinsam begaben sie sich zu seiner Suite. Alle Brandschäden waren behoben worden, nur leichter Rauchgeruch lag noch in der Luft. »Was ist mit Ketterer?«

»Muß unsere Interessen berücksichtigen, oder er ist draußen.« Malcolm setzte sich an den Schreibtisch und begann die Post zu stapeln, die er abschicken wollte. »Mutter wird bereits mit dem Gouverneur gesprochen und ihn entsprechend instruiert haben.«

»Ja.«

Malcolm blickte forschend auf; er hatte einen fremden Ton in der Stimme gehört. Nach einer Weile sagte er: »Seltsam, wie zuversichtlich wir sind, daß sie das tun wird, aber alles andere als zuversichtlich, daß ich sie überreden kann, meiner Heirat zuzustimmen.«

»Ich weiß nicht recht, wie ich das beantworten soll, Tai-Pan«, gab McFay bedrückt zurück. »Falls es eine Frage war.«

Malcolm nickte nachdenklich. »Haben Sie wieder einen Brief von ihr bekommen?«

»Ja. Leider gar keine guten Nachrichten von der *Ocean Witch*.«

»Ach ja? Setzen Sie sich, Jamie. Was hat sie geschrieben?«

»Tut mir leid, aber... nun ja, Mrs. Struan hat ihren Befehl wiederholt, daß ich Dr. Hoag dabei helfen soll, Sie umgehend nach

Hongkong zu bringen, und bestätigt, daß ich zum Ende des Monats gefeuert bin und...«

»Das können Sie vergessen. Sie haben ihr doch geschrieben, wie ich Ihnen sagte: daß Sie unter dem Befehl des Tai-Pan stehen, unter meinem Befehl, und nicht unter ihrem?«

»Ja.«

»Gut. Ich auch. Damit ist die Sache erledigt. Ihr Brief und der meine müssen sich mit ihrem gekreuzt haben. Was gibt's sonst noch für schlechte Nachrichten?«

»Sobald Sie fertig sind, habe ich die gesamte Korrespondenz und alle Ausschnitte für Sie. Die Geschäfte gehen überall schlecht. Wir haben die *Racing Cloud* verloren – sie ist in San Francisco schon zu lange überfällig.«

»Verdammt, zum Teufel!« Die *Racing Cloud* gehörte zu ihrer Clipper-Flotte von zweiundzwanzig Schiffen. Clipper, die Dreimast-Königinnen des Meeres, waren auf langen Seestrecken weit schneller als die schwerfälligen Dampfer, die Kohle mitschleppen und laden mußten. Ihre Ladung bestand aus Tee, Seide und Gewürzen, allesamt heiß begehrte Waren, jetzt aber wegen des Amerikanischen Bürgerkriegs astronomisch teuer – vor allem, wenn sie in den Süden umdirigiert wurden. »Die Versicherung deckt das nicht ab, oder?«

»Ich fürchte, nein. Das tut keine, nicht mal Lloyds. Sie könnten sogar behaupten, es sei eine kriegerische Handlung gewesen. Es ist ein Kriegsgebiet.«

»Ayeeyah! Das wird uns 'ne schöne Stange Geld kosten. Verdammt schade um die Crew. Der Kapitän war Caradoc, nicht wahr?«

»Ja. Sie müssen in einen Hurrikan geraten sein – vor Hawaii wurden mehrere gemeldet, obwohl sie in diesem Jahr recht spät kommen. Der Zweite Maat war mein Vetter Duncan McGregor.«

»Das tut mir leid.« Noch deprimierter sah Struan zu seiner Kommode hinüber, wo ihn das Elixier erwartete. Möchte wissen, ob die

selben Stürme wohl auch die *Savannah Lady* verschlungen haben, mit dem jungen Pedrito Vargas und unserem Auftrag für fünftausend Gewehre, dachte er zerstreut. Dabei fiel ihm etwas ein. »Diese Kanonen in der Mirs Bay – wurden die von uns geliefert?«

»Nicht, daß ich wüßte«, antwortete Jamie, die übliche Antwort auf eine derartige Frage. Beide wußten von den Verkäufen schwerer Waffen an chinesische Händler, die stets die Mandschu-Regierung vertraten. Was mit der Lieferung in Kanton oder Shanghai geschah, war eine andere Frage.

Ich wette fünfzig Mex gegen einen Dollar, daß sie von uns stammen, dachte Malcolm. Er war mit einem der großen Struan-Geheimnisse vertraut: daß zwischen dem Noble House und der meerbefahrenden Weißer-Lotus-Flotte Wu Choïs ein labiles Freund-Feind-Verhältnis bestand, begonnen von seinem Großvater und fortgesetzt von seinem Vater. Was ist mit mir? Was mache ich mit denen, fragte er sich und hatte Yokohama auf einmal gründlich satt, weil er endlich all die Geheimnisse seines Großvaters erfahren und seine Mutter herausfordern wollte. »In ungefähr einer Woche«, murmelte er.

»Tai-Pan?«

»Ach, nichts. Was noch, Jamie?«

Jamie begann mit einer ganzen Litanei über die sinkenden Preise der Waren, die sie verkauften, die steigenden Preise der Waren, die sie kaufen mußten, über Forderungen nach höheren Gefahrenzulagen für ihre Seeleute, von denen viele an Bord umherziehender, plündernder Kriegsschiffe verschleppt worden waren. »Und so weiter, und so fort, Tai-Pan. Rußland und Frankreich gieren nach einem Krieg, deswegen ist Europa ein Pulverfaß. In Indien bringen sich Moslems und Hindus gegenseitig um und verbrennen ihre Ernten. Die ganze Welt ist verrückt geworden.« Er zögerte. »Noch dringender: Die Victoria Bank hat wieder wegen der Wechsel geschrieben, die sie hier gegen uns in der Hand haben. Die Wechsel

sind fällig...«

»Das ist mir bekannt, und die können zum Teufel gehen. Die Bank wird von Brocks kontrolliert; sie haben uns den Bach runtergeschickt, als sie Brocks Übernahme des Hawaii-Zuckers finanzierten, und sind darauf aus, uns in den Bankrott zu treiben. Sollen sie doch zum Teufel gehen!« Malcolms Stimme war belegt. In seinem Leib wühlte der Schmerz. »Ich glaube, ich werde jetzt mal diesen Papierkram erledigen, falls die *Witch* tatsächlich mit der Ebbe ausläuft. Warum sie nur so schnell wieder losfährt?«

Jamie zuckte die Achseln. »Keine Ahnung, aber ich stimme zu: Jede Nachricht, die mit den Brocks zu tun hat, ist eine schlechte Nachricht.«

Die Clubversammlung hatte sich sehr schnell in die gewohnte brüllende, fluchende, zornige Masse von Männern verwandelt; immer hitziger ging es zu, während Unmengen getrunken wurden und alle von einem einzigen Thema erfüllt waren: »Gott verfluche alle Regierungen, alle verdammtten Steuereinnahmer, alle fettärschigen Admiräle und Generäle, die nicht wissen, wo ihr beschissener Platz ist, und nicht tun, was man von ihnen erwartet, nämlich auf die Geschäftswelt hören, und nicht tun, was wir ihnen, verdammt noch mal, sagen, und da liegt der Hund begraben!«

»Gut gesprochen, Lunkchurch. Ich schlage vor...«

Was der Mann vorschlagen wollte, ging jedoch im allgemeinen Aufruhr unter, als mehrere Männer schrien: »Wee Willie vor den Kadi...«

Aufgebracht drängte sich Norbert Greyforth von der Ecke der Bar, wo er die Versammlung eröffnet hatte, zu Malcolm Struan durch, der mit Jamie neben der Tür saß. Dimitri rief laut: »Kein Beschluß, Norbert?«

»Was haben Sie erwartet, Dimitri? Das ist Sache der Tai-Pane, wie

immer. Kommen Sie mit. Jamie, würden Sie und...« Norbert wollte Malcolm wieder einmal reizen und ihn Jung-Struan nennen, erinnerte sich aber rechtzeitig an Sir Williams eindeutige und verärgerte Warnung, ihn nicht in der Öffentlichkeit zu provozieren. Außerdem brannte ihm Tyler Brocks Schreiben in der Tasche. Also sagte er höflich zu Malcolm: »Würden Sie beide bitte mitkommen – ein kleiner privater Plausch, eh? Dimitri, Sie auch?«

Malcolm hatte erwartet, daß Norbert mit einem kurzen Nicken vorbeigehen würde. »Gewiß. Wo? Draußen?«

»In meinem Büro, wenn's Ihnen nichts ausmacht.«

Die drei Herren folgten ihm. Alle auf der Hut. »Wird die *Ocean Witch* mit der Ebbe auslaufen?« erkundigte sich Malcolm.

»Ja.«

»Warum so schnell, Norbert?« fragte Dimitri.

»Befehl von Tyler.« Norbert, der den düsteren Schatten bemerkte, der über Struans Gesicht huschte, lächelte in sich hinein.

Sein provisorisches Büro befand sich, solange die Reparaturen an der vom Feuer verwüsteten oberen Etage noch nicht fertig waren, im Erdgeschoß. Die Haupttreppe war brandgeschwärzt, das Dach fehlte stellenweise, war aber mit Segeltuch abgedeckt worden. »Ganz schöner Brocken, dieser Brand, aber so etwas passiert eben manchmal. Zum Glück wurden weder die Safes beschädigt noch die Bücher oder das Lagerhaus.« Er deutete auf große Ledersessel. »Machen Sie sich's bequem.«

Auf dem Sideboard standen Gläser und Flaschen mit Whisky, Brandy und eisgekühltem Champagner. Sein chinesischer Hausboy Nummer Eins stand wartend daneben. Ihre Vorsicht verstärkte sich. »Was möchten Sie?«

»Champagner«, sagte Malcolm, und die anderen verlangten das gleiche. Er fühlte sich jetzt gut, das Elixier dämpfte nicht nur die Schmerzen, sondern bewirkte, daß er sich unüberwindlich fühlte. Als alle Gläser gefüllt waren, zeigte Norbert mit dem Daumen auf

den Diener, der sich verneigte und hinausging. »Gesundheit!« Freundlich erwiderten sie den Trinkspruch. Er hockte auf der Schreibtischkante – hochgewachsen und selbstsicher.

»Hier sind wir vor fremden Ohren sicher«, erklärte er. »Erstens, wir repräsentieren die drei größten Compagnien, wir sollten Wee Willie eine gemeinsame Beschwerde zukommenlassen – nicht, daß das viel helfen wird. Und dem Admiral – wir sind uns doch alle einig darin, daß er ein Störfaktor ist. Kein Grund, Dimitri, warum Sie nicht auch gegen ihn sein sollten, Cooper-Tillman hat hier ebensoviel zu verlieren wie wir. Gleichzeitig sollten wir, Struan's und wir, im Parlament eine Kampagne beginnen, um die Japanfrage ein für allemal zu klären: Entweder wir machen die Japsen fertig und verweisen sie auf ihren Platz, oder wir ziehen ab.«

»Wir werden Japan nicht verlassen«, sagte Malcolm fest.

»Wir auch nicht«, gab Norbert zurück, »das ist nur unser Köder für diese elenden Schweine im Parlament.« Er nahm einen Aktenordner von seinem peinlich sauberen Schreibtisch und suchte ein einzelnes Blatt Papier heraus. »Dies ist eine geheime Depesche aus London per *Ocean Witch* von einem unserer Spione dort, mit Datum vom 16. September.«

»Das ist verdammt schnell«, sagte Jamie für sie alle.

»Wir bleiben am Ball, Jamie. Tyler sagt, ich soll Ihnen dreien einen Teil davon vorlesen. Hören Sie zu: *Gestern haben der Premierminister und der Finanzminister gemeinsam beschlossen, im nächsten Haushalt die Steuern auf Tee um vier Pence pro Pfund zu erhöhen, auf ein Pint Bier um einen Penny, auf Brandy und importierte Weine um einen Shilling, die Tabaksteuer zu verdoppeln...*«, alle hielten hörbar die Luft an, »...*die Einfuhrsteuer auf Baumwolle zu verdoppeln...*«

»Verdammt!« fuhr Dimitri auf. »Das ist verrückt! Baumwolle und Tabak sind die einzigen Produkte, die wir im Süden haben! Wenn sie das tun – was wird aus unserem Krieg, und was wird aus euren gottverdammten Lancashire-Spinnereien?«

»Wir haben keine Baumwollspinnereien, aber Struan's. Es geht weiter: *Um gewisse mächtige Fraktionen auf beiden Seiten des Unterhauses zum Schweigen zu bringen, wollen sie befehlen, all unsere Opiumplantagen in Bengalen niederzubrennen und Tee pfl...*«

»Großer Gott!« Struan war zutiefst entsetzt, Jamie rot angelaufen, Dimitri im Schock. »Womit sollen wir dann in China handeln? Opium gegen Silber gegen...«

»Das Parlament gibt einen Furz für unser Himmlisches Dreieck«, stellte Norbert grimmig fest. »Und für Asien, für China, für unseren Handel. Die wollen nur im Amt bleiben. Und die Felder mit Tee bepflanzen.« Er legte das Blatt Papier in den Aktenordner zurück und hockte sich wieder auf den Schreibtisch; er wußte genau, wie dringend die anderen wissen wollten, ob das Dokument echt war und was es sonst noch enthielt. »Der Alte hat gesagt, ich soll Ihnen mitteilen, daß wir ganz dicht am Büro des Premierministers einen Informanten haben und daß seine Mitteilungen bisher immer zutreffend waren, und das ist Gottes heilige Wahrheit. Er sagt, wir müssen dieses verdammte Zweigespann loswerden, und zwar schnell. Dimitri, Sie müssen denen von Ihrer Seite aus Druck machen. Tyler sagt, er wird alles tun, was notwendig ist, und bittet Sie, das ebenfalls zu tun. Einverstanden?«

»Einverstanden«, sagte Dimitri. »Mein Gott, ich kann's nicht glauben.«

»Ich schon.« Struan hob das Glas; er fragte sich, wo Tyler Brocks Falle war. »Mögen sie in der Hölle schmoren.«

Feierlich tranken sie mit ihm zusammen. Norbert füllte die Gläser auf. Seine Miene hatte sich verhärtet, als er jetzt Struan ansah. »Zweitens, wir wissen alle von unserem Duell. Ich brauche keine Sekundanten, und wir hatten uns auf Mittwoch bei Tagesanbruch geeinigt. Tut mir leid, aber ich segle heute abend mit der *Ocean Witch*, tut mir leid, Tylers Befehl – also ist es nichts mit Mittwoch. Ich schlage vor...«



»Warum aufschieben? Es ist doch jetzt noch hell genug.« Die Worte waren heraus, bevor Malcolm sie zurückhalten konnte, doch er war froh, daß er so prompt und energisch reagiert hatte, obwohl sein Gehirn auf einmal nicht mehr richtig zu funktionieren schien. Das Schweigen vertiefte sich. Jamie war blaß geworden.

»Jetzt nicht.« Norberts Augen glitzerten. Er verbarg seine Belustigung und wandte sich an Jamie und Dimitri, die offiziellen Sekundanten. »Ich schlage vor, daß wir das Ganze aufschieben, bis ich in etwa drei Wochen zurück bin, eh? Dann kann's gleich am darauffolgenden Tag stattfinden.«

»Das ist eine bessere Idee, Tai-Pan«, sagte Jamie. »Ja?«

Nach einem Moment ließ der Druck in Struans Gehirn nach. »Gut«, sagte er, zufrieden, daß er abermals den Fehdehandschuh geworfen hatte. Daß Jamie und Dimitri ihre Erleichterung zu kaschieren suchten, bemerkte er nicht. Sie leerten die Gläser und verabschiedeten sich.

Als er allein war, nahm Norbert Tyler Brocks Brief heraus und las ihn mit schwitzenden Händen noch einmal durch. Der erste Teil befaßte sich mit den Informationen ihres Spions. Das Schreiben endete: *Bewegen Sie Ihren Arsch auf die Ocean Witch und fahren Sie mit der ersten Ebbe los, nur Sie und keine Passagiere. Bringen Sie mir die internen Bücher, den Jappo-Goldminenvertrag und alle Barren, über die Sie verfügen. Wir treffen uns in Shanghai – das ist der erste Anlaufhafen der Witch, obwohl im Manifest steht, direkt nach Hongkong – Morgan, ich und Sie, so schnell wie möglich und heimlich, damit niemand davon erfährt. Wenn Sie nach Yokohama zurückkehren, wird Ihr Bett vielleicht schon im Schlafzimmer dieses gottverdammten Malcolm Struan stehen, ay, und seiner Hure hängt die Zunge nach Ihnen raus, falls Sie das mögen – die wird ebenfalls bald zum Verkauf stehen. Wie wir hörten, ist ihr Dad genauso aus Bangkok geflohen wie aus Hongkong, noch mehr Schwindeleien und Betrügereien, Franzmann-Beamte dieses Mal. Die werden ihn erwischen, vor Gericht stellen und aufhängen – die Franzmänner sind nicht wie unsere weich-*

*ärschigen Peeler. Die Missus schickt Ihnen beste Grüße.*

## 30

*Kyōto,  
Sonntag, 18. November*

**E**inige Zeit nach Einbruch der Dunkelheit zogen Yoshi und seine Leibwachen, mit unauffälliger Kleidung als gemeine Soldaten getarnt, müde durch die verlassen Straßen der schlafenden, uralten Hauptstadt, wo seit Jahrhunderten die Kaiser und der kaiserliche Hofstaat lebten.

Das Stadtzentrum war nach chinesischem Brauch mit schnurgeraden Straßen und rechtwinklig kreuzenden Nebenstraßen angelegt, deren Mittelpunkt der weitläufige Verbotene Palast sowie das ihn umgebende Gelände bildete. Nur die Dächer waren hinter den hohen Mauern zu sehen, die von sechs Toren durchbrochen waren. Yoshi, der Ogamas Patrouillen und den Samurai-Wachen an den Toren aus dem Weg gehen wollte, schlug einen großen Bogen um sie und begab sich, als er – unangemeldet – den Shōgunats-Kasernekomplex erreichte, sofort in sein persönliches Quartier, wo er sich dankbar in eine dampfende Badewanne sinken ließ.

»Wie viele Kämpfer habe ich in Kyōto, Akeda?« erkundigte er sich, während die Schmerzen der tagelangen Gewaltmärsche allmählich wichen.

Mit grimmiger Miene ließ sich der alte General neben ihm in das ein Meter tiefe Wasser hinab. Das Badehaus lag innerhalb der inneren Redoute; alle Dienerinnen waren fortgeschickt worden, und vor

der Tür standen Wachtposten. Sobald Yoshi eingetroffen war, hatte Akeda alle Wachen verdoppelt. »Achthundertundzwei, von denen achtzig krank oder verwundet sind, alle auf Sie eingeschworen, alle zuverlässig, alle beritten. Plus die achtzehn, die Sie selbst mitgebracht haben«, antwortete er mit seiner rauhen Stimme. Er war ein harter Hatamoto-Gefolgsmann, dessen Familie der Toranaga-Familie seit Generationen diente und nun ihre Kyōto-Garnison befehligte. »Nicht genug, um Sie zu schützen.«

»Ich bin hier sicher.« Den Gesetzen des Vermächtnisses entsprechend, war dies der einzige verteidigungsfähige Komplex in Kyōto und konnte, falls nötig, fünftausend Mann beherbergen, während alle anderen Daimyos sich mit fünfhundert Mann begnügen mußten und niemals mehr als zehn Daimyos auf einmal in Kyōto sein durften, deren Kommen und Gehen streng überwacht wurde. Die Zeit und der schwache Ältestenrat hatte die Zahl der Shōgunats-Soldaten unter eintausend schrumpfen lassen. »Zweifeln Sie daran?«

»Innerhalb unserer Mauern, nein. Tut mir leid, ich meinte, draußen.«

»Verbündete? Auf wie viele Daimyos kann ich mich verlassen?«

Gereizt zuckte Akeda die Achseln. »Es war falsch von Ihnen, sich einer solchen Gefahr auszusetzen und mit so wenigen Leibwachen zu reisen, und noch gefährlicher war es, nach Kyōto zu kommen. Wenn ich benachrichtigt worden wäre, hätte ich Ihnen entgegenkommen können. Wenn Ihr Vater noch am Leben wäre, hätte er Ihnen ein so gefährliches...«

»Aber mein Vater ist nicht mehr am Leben, Akeda.« Yoshi preßte die Lippen zusammen. »Verbündete?«

»Wenn Sie jetzt in Kyōto ihre persönliche Standarte aufrichteten, Sire, würden die meisten Daimyos und die meisten Samurai zu Ihrer Fahne eilen, hier und im ganzen Land – mehr als genug, um durchzusetzen, was Sie durchsetzen wollen.«

»Das könnte als Hochverrat ausgelegt werden.«

»Tut mir leid, aber die Wahrheit ist nun einmal hochverräterisch, Herr – und äußerst schwierig zu erlangen.« Das verwitterte Gesicht verzog sich zu einem Lächeln. »Die Wahrheit: Wenn Sie jetzt das Shōgunats-Banner aufrichteten, würde fast keiner kommen; die Daimyos hier würden sich nicht gegen Ogama von Choshu verbünden – nicht, solange er die Tore in seiner Gewalt hat.«

»Wie viele Samurai hat Ogama hier?«

»Wie es heißt, über zweitausend – handverlesene Männer, alle wohlplaziert in befestigten Wachhäusern rings um den Palast, an unseren Toren fast nur symbolische Wachen.« Als Akeda sah, daß Yoshi die Augen zusammenkniff, lächelte er böse. »Oh, jeder weiß, daß das gegen die Gesetze verstößt, aber niemand stellt sich ihm entgegen. Seit er diesen alten Fuchs Sanjiro vertrieben hat, hat er sie in Gruppen von zehn bis zwanzig Mann eingeschmuggelt. Wußten Sie, daß sie mit dem Schiff nach Kagoshima geflohen sind?« Er ließ sich tiefer ins Wasser gleiten. »Es heißt, daß Ogama innerhalb von zehn *ri* weitere zwei- bis dreitausend Choshu-Samurai bereithält.«

»Eh?«

»Sein Zugriff auf Kyōto festigt sich mit jedem Tag ein wenig mehr; seine Patrouillen beherrschen die Straßen, bis auf eine gelegentliche Shishi-Bande, die mit jedem Streit suchen, von dem sie glauben, daß er nicht viel von *sonno-jo*i hält, vor allem mit uns und jedem, der mit dem Shōgunat verbunden ist. Das sind Dummköpfe, denn wir sind ebenso gegen die Gai-Jin mit ihren schmutzigen Verträgen und wollen sie nicht länger im Land dulden.«

»Halten sich starke Shishi-Kontingente hier versteckt?«

»Ja. Es heißt, daß sie sich bereitmachen, Unruhe zu stiften. Vor einer Woche haben ein paar von ihnen eine Ogama-Patrouille provoziert und sie laut und deutlich als Ogama-Verräter bezeichnet. Er war wütend und versucht sie seitdem überall aufzuspüren. Es gibt...«

Ein Klopfen ließ ihn innehalten. Der Hauptmann der Wache öff-

nete die Tür. »Entschuldigen Sie, Herr Yoshi, ein Abgesandter von Herrn Ogama ist am Tor und bittet um eine Audienz bei Ihnen.« Beide Männer stöhnten auf.

»Woher weiß er, daß ich hier bin?« fragte Yoshi zornig. »Wir waren die letzten fünfzig *ni* gut getarnt. Es muß hier irgendwo einen Spion geben.«

»Hier drinnen nicht«, erklärte Akeda heiser. »Auf meinen Kopf, Sire. Draußen ja – und Sie zu tarnen ist nicht leicht.«

»Hauptmann«, befahl Yoshi, »sagen Sie ihm, daß ich im Bett liege und nicht gestört werden darf. Bitten Sie ihn, morgen früh wiederzukommen, dann werde ich ihn mit den erforderlichen Ehren empfangen.«

Der Hauptmann verneigte sich und wollte gehen. »Befehlen Sie höchste Alarmbereitschaft für die gesamte Garnison«, rief ihm Akeda nach.

Als sie allein waren, sagte Yoshi: »Glauben Sie, Ogama würde es wagen, mich hier anzugreifen? Das wäre eine Kriegserklärung.«

»Was er wagt, interessiert mich nicht, Sire. Mich interessiert ausschließlich Ihre Sicherheit. Von jetzt an bin ich für Sie verantwortlich.«

Die Hitze des Wassers war jetzt bis in Yoshis Gelenke gedrunken; einen Augenblick lehnte er sich zurück, um diese Wärme zu genießen. Er war froh, daß Akeda das Kommando hatte, und fühlte sich in seiner Gegenwart sicher, obwohl er sich nicht von seiner Meinung beeinflussen ließ. Er hatte nicht erwartet, so früh entdeckt zu werden. Macht nichts, dachte er, mein Plan ist immer noch gut. »Wer ist Ogamas Laufbursche, sein Mittelsmann bei Hof?«

»Prinz Fujitaka, ein kaiserlicher Vetter ersten Grades – der Bruder seiner Frau ist der Kaiserliche Kammerherr.«

Zischend sog Yoshi die Luft ein, und der General nickte verdrossen. »Schwierig, diese Verbindung zu brechen, es sei denn mit dem Schwert.«

»Unvorstellbar«, erklärte Yoshi kurz und dachte, es sei denn, es wäre doch möglich. Auf jeden Fall wäre es sehr dumm, so etwas laut auszusprechen. »Was gibt's Neues von Shōgun Nobusada und Prinzessin Yazu?«

»Sie werden in einer Woche erwartet und...«

Yoshi blickte stirnrunzelnd auf. »Erst?«

Der Ton des Alten wurde rauh. »Prinzessin Yazu hat befohlen, auf die Tokaidō zurückzukehren und den kürzeren Weg zu nehmen; sie hat es wohl eilig, ihren Bruder wiederzusehen, damit ihr Ehemann wider jede Tradition vor ihm Kotau machen kann – und das Shōgunat möglichst bald aufgibt, um es Ogama zu überlassen.«

»Sogar hier, alter Freund, sollten Sie Ihre Zunge hüten.«

»Ich bin zu alt, um mir darüber Gedanken zu machen, nachdem nun Ihr Hals in Ogamas Schlinge steckt.«

Yoshi ließ die Dienerinnen kommen, die Handtücher mitbrachten und ihnen in frische Yokata halfen. Dann nahm er seine Schwerter. »Wecken Sie mich bei Morgengrauen, Akeda. Ich habe sehr viel zu tun.«

Über zwanzig *ri* entfernt, in den südlichen Vororten, wo der Kama-gawa-Fluß sich südwärts auf Osaka und das Meer zuschlängelte, wo Straßen, Gassen und Wege, ganz anders als in der geradlinigen Strenge der Innenstadt, kreuz und quer liefen, wo schwer der Gestank nach Kot und verrottender Vegetation in der Luft lag, erwachte Katsumata, der Satsuma-Shishi-Anführer und Vertraute von Herrn Sanjiro, kurz vor Tagesanbruch plötzlich aus dem Schlaf, glitt unter der leichten Bettdecke hervor, stand mit gezogenem Schwert im dunklen Zimmer und lauschte aufmerksam.

Kein Laut, der Gefahr anzeigte. Unten waren die gedämpften Geräusche der Dienerinnen und Diener zu hören, die das Essen für den Tag vorbereiteten. Sein Zimmer lag im ersten Stock, unterm

Dach der Herberge ›Zu den flüsternden Tannen‹. In der Ferne bellte ein Hund.

Irgend etwas stimmt nicht, dachte er. Leise schob er die Shoji auf. An diesem Korridor lagen noch mehrere Zimmer, von denen drei mit jeweils zwei weiteren Shishi belegt waren. Das letzte gehörte den Frauen der Herberge.

Auf einer Seite blickte ein kleines Fenster auf den Vorhof hinaus. Unten regte sich nichts. Wieder schweifte sein Blick über die Umgebung, das Tor und die Straße unten. Nichts. Noch einmal. Nichts. Dann ein Schimmern, mehr erahnt als gesehen. Sofort schob er die Türen auf und zischte das Codewort. Die sechs Männer sprangen auf und eilten ihm mit dem Schwert in der Hand nach, die wacklige Treppe hinab, durch den Küchentrakt und zur Hintertür hinaus. Dann in sorgfältig geplantem Rückzug über den Zaun und in den Nachbargarten, den nächsten, wieder über einen Zaun und in die Gasse, die Gasse entlang und blitzschnell in einen Durchgang zwischen den niedrigen Hütten. Am Ende dieser Sackgasse wandte er sich nach links und öffnete behutsam eine Tür. Der Speer des aufmerksamen Wachtpostens bedrohte seine Kehle: »Katsumata-san! Was ist geschehen?«

»Irgend jemand hat uns verraten«, keuchte Katsumata; dann deutete er auf einen jungen Choshu, der ebenso mager und stahlhart war wie er, aber nur halb so alt, neunzehn. »Du schlägst einen Bogen, siehst dich um, dann kommst du zurück. Sieh zu, daß dich niemand bemerkt oder erwischt.«

Der junge Mann verschwand. Die anderen folgten Katsumata durch den unsauberen Flur in die Hütte selbst. Da dieses Haus auf beiden Seiten unsichtbar mit anderen verbunden war, gab es drinnen viele Zimmer und weitere Shishi. Zwanzig, alle bewaffnet, die meisten Hauptleute. Eine von ihnen war Sumomo, Shorins Schwester und Hiragas Verlobte. Schweigend versammelten sie sich und erwarteten ihre Befehle.

Während sie aus der Herberge flüchteten, gaben die Dienstboten nicht zu erkennen, ob sie die Shishi oder ihre überstürzte Flucht bemerkten, sondern setzten ihre Arbeit fort, als sei nichts geschehen. Alle jedoch erstarrten plötzlich, als wenige Sekunden später eine Ogama-Patrouille die Haustür aufbrach, durch alle Schlafzimmer stürmte und die Gäste, die Mädchen und die Mama-san aus dem Schlaf riß, während andere die Treppe hinaufsprangen, um die oberen Räume zu durchsuchen. Überraschte Angst- oder Protestschreie, lautes Kreischen von den Frauen, die sich jetzt in jenen vier Zimmern oben befanden, die vor wenigen Momenten noch die Shishi beherbergt hatten – auch das alles ein Teil von Katsumatas sorgfältig ausgearbeitetem Plan.

Nun folgte ein lärmendes Durcheinander von Schreien und empörten Protesten der Mama-san, und so kräftig der wütende Ogama-Offizier auch fluchte und wissen wollte, wohin die Ronin-Gesetzlosen verschwunden waren, während er ein paar Diener ins Gesicht schlug – es nützte ihm nichts. Alle zitterten und beteuerten lautstark ihre Unschuld: »Ronin? In meinem ehrbaren, anständigen Haus? Niemals!« rief die Mama-san aufgebracht.

Als die Patrouille dann abgezogen und sie alle in Sicherheit waren, fluchte die Mama-san, fluchten ihre Mädchen, fluchten die Dienstboten, und alle zusammen verfluchten den Spion, der sie verraten hatte.

»Katsumata-san, wer war es?« fragte Takeda, ein untersetzter, fast halsloser Choshu von zwanzig Jahren – ein Verwandter von Hiraga –, dessen Herz von der waghalsigen Flucht noch immer hämmerte.

Katsumata zuckte die Achseln. »Karma, wenn wir ihn finden, Karma, wenn nicht. Das beweist nur, was ich euch immer wieder einhämmere: Seid jederzeit auf Verrat, plötzliche Flucht, plötzliche Kämpfe gefaßt, vertraut weder Mann noch Frau, mit Ausnahme von Vollblut-Shishi und *sonno-joi*.«



»Was ist mit Herrn Yoshi? Wann nehmen wir uns den vor?«

»Sobald er sich außerhalb der Mauer befindet.« Die Nachricht von Yoshis Ankunft war in der Nacht eingetroffen, zu spät, um ihn noch abzufangen.

»Aber, Sensei, wir haben Anhänger hinter der Mauer«, sagte Takeda. »Also wäre das doch der richtige Ort für einen Überfall auf ihn, weil er sich dort sicher fühlt und seine Aufmerksamkeit nachläßt.«

»Yoshis Aufmerksamkeit läßt niemals nach. Vergeßt das nicht. Und was unsere Leute betrifft, die bei ihm und innerhalb seiner Mauern sind, so haben sie Befehl, sich still zu verhalten und in Deckung zu bleiben; ihre Informationen sind viel zu wertvoll, um sie aufs Spiel zu setzen. Denn für den unwahrscheinlichen Fall, daß Shōgun Nobusada unserem Hinterhalt entkommt, werden wir sie dort um so dringender brauchen.«

Überall grimmiges Lächeln und Hände, die Waffen fester packten. Der Hinterhalt war für die Abenddämmerung geplant, in fünf Tagen, in Otsu, der letzten Zwischenstation vor Kyōto. Nur wenige Herbergen sowohl an der Nordroute als auch an der Tokaidō-Küstenstraße galten als passende Rastplätze für so erlauchte Personen mit ihren zahlreichen Leibwachen, Dienerinnen und Dienern, daher waren jene, in denen sie übernachten wollten, leicht zu erfahren. Und mit Spionen zu besetzen.

Zehn Shishi waren für diesen Selbstmordeinsatz ausgewählt worden und hielten sich in Otsu bereit. Jeder einzelne von den einhundertundsieben Shishi, die inzwischen in verschiedenen sicheren Häusern von Kyōto eingetroffen waren, hatte gebeten, in die Angriffstruppe aufgenommen zu werden. Auf Katsumatas Vorschlag hatten sie Lose gezogen. Drei Choshu, drei Satsuma und vier Tosa hatten die Ehre gewonnen und sich bereits auf verschiedene Zimmer in der Umgebung ihres Zielortes verteilt, der Herberge ›Zu den Zahlreichen Blumen‹.

»Eeee«, flüsterte Sumomo, das junge Mädchen, aufgeregt, »nur noch fünf Tage, dann wird *sonno-joi* Wirklichkeit. Von diesem Schlag werden sich die Bakufu niemals erholen.«

»Niemals!« Lächelnd sah Katsumata sie an; er mochte sie, die beste von all seinen Schülerinnen – wie Hiraga, bis auf Ori, der der beste unter den Männern war –, bewunderte ihren Mut, ihre Kraft und ihre Geschicklichkeit. Auch sie hatte sich freiwillig gemeldet, aber er hatte es verboten, weil sie für ihn eine viel zu wertvolle Waffe war, um sie auf ein so riskantes Unternehmen zu verschwenden. Er war froh, daß er ihr befohlen hatte, hierzubleiben, statt auf Hiragas Befehl ins Haus seines Vaters zurückzukehren. Sie hatte die neuesten Informationen aus Edo mitgebracht: die Bestätigung der Gerüchte über die ausgehandelte Entspannung zwischen Bakufu und Gai-Jin, den mißlungenen Überfall auf den Obersten Minister Anjo, die Ermordung Utanis und das Feuer, das seinen Palast zerstört hatte. Und, überaus wichtig, die Bestätigung des zunehmenden Zwistes zwischen Anjo und Toranaga Yoshi. »Woher diese Informationen stammen, weiß ich nicht«, hatte sie ihm zugeflüstert, »aber die Mama-san sagte, sie kämen aus einer Quelle, von der Sie wüßten.«

Überdies berichtete sie von Shorins Tod. Wußte aber nichts weiter von Ori und Hiraga, höchstens, daß Oris Wunde heilte und beide sich mit Akimoto in der Yokohama-Niederlassung versteckten und Hiraga irgendwie, auf wunderbare Weise, zum Vertrauten eines Gai-Jin-Beamten geworden war.

»Du hast recht, Sumomo«, sagte Katsumata. »Und unser nächster Hammerschlag wird das Toranaga-Shōgunat endgültig zerschmettern.«

Unmittelbar nach der erfolgreichen Eliminierung Shōgun Nobusadas – während Prinzessin Yazu unter allen Umständen unangetastet bleiben mußte –, wollten die Shishi einen Massenangriff auf Ogamas Hauptquartier einleiten, um ihn zu ermorden, während Katsumata und die anderen die Tore eroberten, das *sonno-joi*-Banner

hißten und allen verkündeten, daß die Macht wieder in die Hände des Kaisers zurückgekehrt sei, woraufhin alle wahren Daimyos und Samurai herbeiströmen würden, um ihm Gehorsam zu schwören.

»*Sonno-joi*«, sagte sie, genauso begeistert wie alle anderen.

Bis auf Takeda, einen der Choshu-Shishi. Voll Unbehagen rutschte er auf seinem Platz herum. »Ich weiß nicht, ob wir Ogama umbringen sollten. Er ist ein guter Daimyo, ein guter Führer – er hat verhindert, daß Sanjiro die Macht ergriff, hat verhindert, daß Tosa die Macht ergriff, er ist der einzige Daimyo, der die Befehle des Kaisers, die Gai-Jin aus dem Land zu treiben, durchzusetzen versucht. Hat er nicht die Shimonoseki-Meerenge blockiert? Nur unsere Kanonen stehen gegen die Gai-Jin-Schiffe – nur Choshu-Truppen stehen in vorderster Front, eh?«

»Das stimmt, Takeda«, sagte ein hochangesehener Satsuma-Shishi. »Aber was hat Sensei Katsumata uns erklärt? Daß Ogama sich nun, da er allein die Macht ausübt, verändert hat. Wenn er den Kaiser ehrt, wäre es ihm nun, da er die Tore besitzt, ein leichtes, *sonno-joi* auszurufen und alle Macht dem Kaiser zurückzugeben. Genau das ist es nämlich, was wir tun werden, wenn wir die Tore erobert haben.«

»Ja, aber...«

»Ein leichtes, Takeda. Aber was hat er getan? Seine Macht dazu benutzt, den Hof nach seiner Laune zu manipulieren. Er will unbedingt Shōgun werden, nicht mehr und nicht weniger.«

Zustimmendes Gemurmel; dann sagte Sumomo: »Bitte entschuldige, Takeda, aber Ogama ist eine starke Bedrohung. Ihr alle wißt, daß ich, genau wie Sensei Katsumata, Satsuma bin; wir sind uns einig, daß Sanjiro ebenfalls Gutes bewirkt hat, nur nicht für *sonno-joi*. Also muß er auf die Macht verzichten, freiwillig oder unter Zwang, und wird abtreten... Dasselbe gilt für Ogama. Gewiß, er hat Gutes bewirkt, aber nun tut er nur Schlechtes. In Wahrheit wird kein Daimyo, der im Besitz der Tore und so nahe daran ist, Shōgun zu

werden, jemals freiwillig abtreten.«

»Und wenn wir Ogama bitten würden?« meinte Takeda.

»Bitte entschuldige«, antwortete sie, »aber eine Bittschrift hätte keinerlei Wirkung. Wenn wir im Besitz der Tore sind, müssen wir, um einen Bürgerkrieg und jede Möglichkeit zu verhindern, daß irgendein Daimyo je wieder in Versuchung gerät – wenn wir im Besitz der Tore sind, müssen wir weitergehen und vom Kaiser verlangen, daß er Shōgunat, Bakufu und alle Daimyos abschafft!«

Unter überraschten Ausrufen über eine so radikale Idee platzte Takeda heraus: »Das ist Wahnsinn! Ohne Daimyos – wer soll regieren? Das wird ein Chaos! Wer bezahlt uns? Daimyos! Die Daimyos besitzen sämtliche Reis-Koku und...«

»Laß sie ausreden, Takeda«, mahnte Katsumata. »Dann kannst du sprechen.«

»Tut mir leid, Takeda, aber das ist Hiraga-sans Idee, nicht meine. Hiraga hat gesagt, die Daimyos würden in Zukunft nur Galionsfiguren sein, die guten; die Macht würde von Räten aus Samurai aller Ränge mit gleichem Stimmrecht ausgeübt werden, die über alles entscheiden, von Soldzahlungen bis zu der Frage, welcher Daimyo verdienstvoll ist und wer sein Nachfolger werden soll.«

»Das wird nie funktionieren. Eine schlechte Idee«, protestierte Takeda.

Viele waren anderer Ansicht, während die Mehrheit der Idee zustimmte, aber Takeda ließ sich nicht überzeugen. Dann fragte Sumomo: »Ist es wirklich eine schlechte Idee, Sensei?«

»Es ist eine gute Idee, wenn alle Daimyos zustimmen«, erklärte Katsumata, voller Genugtuung darüber, daß seine Lehren so gute Früchte trugen, daß sie gemeinsam über ihre Zukunft abstimmen konnten. Genauso wie die anderen hockte er auf den Fersen; er sagte wenig, dachte daran, wie knapp sie der Verhaftung entkommen waren, und kochte innerlich vor Zorn über den neuen Anschlag auf sein Leben.

Zu knapp diesmal, dachte er, Galle im Mund. Das Netz zieht sich zusammen. Wer ist der Verräter? Er muß in diesem Zimmer sein. Keine andere Shishi-Einheit wußte, daß ich die Nacht in den ›Flüsternden Tannen‹ zubringen würde. Der Verräter muß unter uns sein. Wer ist er – oder vielleicht sie? Wer? »Weiter, Sumomo.«

»Ich wollte nur noch sagen... Takeda-san, du bist Choshu, genau wie Hiraga-san, andere sind Tosa, der Sensei, ich und andere Satsuma, wieder andere kommen aus anderen Lehen; aber vor allem und zuerst sind wir Shishi mit Pflichten, die wichtiger sind als die Familie, als der Stamm. Und das wird in der neuen Ordnung zum Gesetz werden – dem ersten Gesetz für ganz Nippon.«

»Na ja, wenn das Gesetz wird...« Einer kratzte sich den Kopf. »Sensei, wenn der Sohn des Himmels wieder die Macht hat, was werden wir dann tun? Wir alle?«

Katsumata sah Takeda an. »Was meinst du?«

»Das spielt keine Rolle; ich werde nicht mehr am Leben sein«, antwortete Takeda schlicht. »*Sonno-joï* ist genug; die Tatsache, daß ich's versucht habe.«

»Einige von uns müssen überleben«, wandte Katsumata ein, »um Teil der neuen Führung zu sein. Aber jetzt erst einmal wichtiger: Toranaga Yoshi. Wie eliminieren wir ihn?«

»Wenn er aus seinem Schlupfwinkel kommt, müssen wir zu allem bereit sein«, sagte einer.

»Selbstverständlich«, stimmte Takeda ärgerlich zu, »aber er wird von Wachen umgeben sein, und ich bezweifle, daß wir nah genug an ihn herankommen. Der Sensei hat gesagt, daß unsere Leute drinnen nicht aktiviert werden dürfen. Es muß also draußen passieren, und das wird ziemlich schwierig sein.«

»Ein halbes Dutzend von uns mit Pfeil und Bogen auf den umliegenden Dächern?«

»Schade, daß wir keine Kanonen haben«, meinte ein anderer.

Im zunehmenden Tageslicht saßen sie beieinander, jeder in die ei-

genen Gedanken vertieft. Yoshi war zwar eines ihrer Ziele, aber zuerst kamen die fünf Tage und dann der Überfall auf Ogama – die einzige Möglichkeit, in den Besitz der Tore zu gelangen.

»Für eine Frau ist es womöglich leichter, in die Toranaga-Festung einzudringen, *neb?*« sagte Sumomo. »Und wenn sie erst drinnen ist...« Sie lächelte.

Inzwischen war der Himmel bewölkt, der Nachmittag trübe. Dennoch wimmelte es auf den breiten Straßen vor den Mauern der Shōgunats-Kasernen von Stadtbewohnern, die auf dem Markt gegenüber dem Haupteingang kauften und verkauften, von Buddhistenmönchen mit ihren unvermeidlichen Bettelschalen, von stolz einerschreitenden Samurai. Überall fielen Ogama-Patrouillen ins Auge, jede mit den eingestickten Insignien ihres Lehens auf der Kleidung. Katsumata, Sumomo und ein halbes Dutzend Shishi schlenderten getarnt und mit großen, konischen Hüten in der Menge umher. Hausfrauen, Dienstboten, Straßenfeger und Müllsammler, Lastenträger und fliegende Händler, Geldverleiher, Briefschreiber und Wahrsager, Sänften und Pferde für Samurai und Hochgeborene, aber kein einziges Räderfahrzeug.

Alle, die an den jetzt geöffneten, doch scharf bewachten Shōgunats-Toren vorbeikamen, verneigten sich höflich und eilten weiter. Die Nachricht, daß der Vormund des Erben hier eingetroffen war, hatte sich blitzschnell durch die Innenstadt verbreitet, und diese Tatsache, zusammen mit der nie dagewesenen, unmittelbar bevorstehenden Ankunft des ehrfurchtgebietenden Shōgun persönlich, des obersten Richters im ganzen Land, dessen Persönlichkeit von nahezu ebenso großen Mysterien umgeben war wie der Sohn des Himmels, und der, so hieß es, sogar mit einer Schwester der Göttlichkeit verheiratet war, war beinahe zuviel, um es zu verkraften.

Sofort begannen die Samurai beunruhigt Waffen und Rüstung zu

überprüfen; die Daimyos und ihre zuverlässigsten Berater schätzten zitternd die eigene Position ein und überlegten, was zu tun sei und wie man es vermeiden könne, etwas Entscheidendes zu tun, sollte das Unvermeidliche eintreffen: daß Herr Yoshi mit Herrn Ogama zusammenstieß.

Das Leben auf der Straße hielt inne, als ein schwerbewaffneter Zug die Shōgunats-Kaserne durch eines der Tore verließ, dem Yoshis Banner vorausflatterten, während Soldaten eine geschlossene Sänfte umringten und weitere Soldaten die Nachhut bildeten. Sofort berührten alle, die sich in Sichtweite befanden, mit der Stirn den Boden, während die Samurai strammstanden, um sich anschließend so lange tief zu verneigen, bis der Zug vorüber war. Erst als Yoshi und seine Mannen verschwunden waren, kehrte eine gewisse Normalität zurück. Nur nicht für Katsumata und die anderen, die dem Zug heimlich folgten.

Eine halbe Meile entfernt verließ ein ähnlich schwerbewaffneter Zug die Choshu-Kasernen, dem Ogamas Banner vorausflatterten und der mit noch größerer Ehrfurcht begrüßt wurde. In der Sänfte saß Ogama. Seit Tagen war er auf die bevorstehende Ankunft seines Rivalen hingewiesen worden, während er ebenso aufmerksam die Reise von Shōgun Nobusada verfolgte. Seine Berater hatten ihm empfohlen, Yoshi außerhalb von Kyōto aufzulauern und ihn zu vernichten, aber er hatte sich geweigert. »Es ist besser, wenn er mein Unterpand wird. Und wenn er hier ist – wo kann er sich verstecken, wohin fliehen?«

Die Einzelheiten der eiligen Konferenz, die er erbeten hatte, waren von ihren Beratern ausgemacht worden. Sie sollte auf dem Innenhof einer leeren, neutralen Kaserne stattfinden, die in der Mitte zwischen ihren beiden Hauptquartieren lag. Jeder sollte einhundert Leibwachen mitbringen. Nur zwanzig sollten beritten sein. Ogama und Yoshi sollten in geschützten, gepanzerten Sänften sitzen. Jeder sollte einen Berater mitbringen. Sie sollten beide gleichzeitig eintref-

fen.

Fast augenblicklich eilten Spione mit der Nachricht zum Palast, zu Shishi Gruppen und zu Daimyos, daß die zwei gefährlichsten Männer Nippons sich erstaunlicherweise gleichzeitig mit bewaffneter Begleitung auf den Straßen der Stadt befanden. Ein Spion eilte zu Katsumata, um ihm flüsternd den Ort der Zusammenkunft mitzuteilen, und als Ogamas und Yoshis Samurai durch die neutralen Tore marschierten, hatte Katsumata bereits dreißig Mann in der Nähe postiert – für den Fall, daß sich eine Möglichkeit für einen Kamikaze-Angriff ergab.

Der Innenhof maß hundert Meter im Quadrat und war von einem hohen Holzzaun umgeben, der leicht zu durchbrechen war. Die einstöckigen Kasernen und die weiträumigen Ställe bestanden ebenfalls aus altersdunklem Holz. Die jeweiligen Leibwachen nahmen ihre Positionen ein, während andere vier Klappstühle herbeitrugen und sie genau in die Mitte des Platzes stellten.

Gleichzeitig stiegen die beiden Männer aus ihren Sänften, schritten zu den Stühlen und setzten sich. Neben ihnen nahmen General Akeda und Basuhiro, Ogamas oberster Berater, Platz. Basuhiro war in den Vierzigern, ein kleinäugiger, gelehrt wirkender Samurai, dessen Familie seit Generationen in Erbfolge die Leitung der Choshu-Bürokratie innehatte. Sie verneigten sich formell. Dann trafen sich die Blicke der Kontrahenten.

Yoshi war sechsundzwanzig – zwei Jahre jünger als Ogama – und hochgewachsen, während Ogama klein und gedrungen war; sein glattrasiertes Gesicht bildete einen Kontrast zu Ogamas starkem, blauschwarzem Bart. Obwohl Ogamas Blutlinie nicht weniger alt und ebenso berühmt war wie von Yoshi, war dessen Blutlinie königlicher, und beide waren von Skrupellosigkeit, Ehrgeiz und Heimlichtuerei besessen.

Gemächlich absolvierten sie die obligatorischen Komplimente und Höflichkeitsfragen, hielten sich zurück und warteten, ohne die



Hand vom Schwert zu nehmen. »Ihre Ankunft ist eine angenehme Überraschung, Herr Yoshi.«

»Ich mußte persönlich kommen, um mich zu vergewissern, daß die wilden Gerüchte, die mir zu Ohren kamen, nicht zutreffen.«

»Gerüchte?«

»Unter anderem, daß Choshu-Truppen die Vertreter des Shōgunats in ihren Positionen in der Nähe der Tore behindern.«

»Eine notwendige Maßnahme, um die Göttlichkeit zu schützen.«

»Nicht notwendig und gegen das Gesetz.«

Ogama lachte. »Die Göttlichkeit zieht meinen Schutz dem verräterischen Rat der Ältesten vor, der die Gai-Jin-Verträge gegen seinen Wunsch unterzeichnet hat und gegen seinen Wunsch weiterhin mit ihnen verhandelt, statt sie, wie er gefordert hat, des Landes zu verweisen.« Er winkte Basuhiro. »Bitte, zeigen Sie es Herrn Yoshi.«

Das vom Kaiser unterzeichnete Papier versuchte den Herrn von Choshu, den Befehl über die Tore zu übernehmen, bis die betrübliche Angelegenheit der Gai-Jin geregelt ist.

»Es liegt nicht in der Befugnis der Göttlichkeit, über weltliche Angelegenheiten zu bestimmen. So lautet das Gesetz. Ich muß Sie bitten, sich zurückzuziehen.«

»Gesetz? Sie beziehen sich auf die Toranaga-Gesetze, die Shōgunats-Gesetze, die alle gewaltsam vom Ersten Ihrer Linie eingeführt wurden und die uralten, vom Himmel gewährten Rechte des Kaisers, das Land zu regieren, leugnen.«

Yoshis Lippen wurden zu einem dünnen, harten Strich. »Der Himmel hat dem Kaiser das Recht verliehen, zwischen uns Sterblichen und den Göttern zu vermitteln – in allen geistlichen Fragen. Die weltlichen fielen schon immer in den Bereich der Sterblichen, der Shōgune. Der Kaiser gewährte Shōgun Toranaga und seinen Nachkommen das Recht, sich aller weltlichen Fragen anzunehmen.«

»Ich wiederhole, daß der Kaiser gezwungen wurde, ein...«

»Und ich wiederhole, daß es das Gesetz dieses Landes war, das dem Land zweieinhalb Jahrhunderte Frieden beschert hat.«

»Jetzt hat es keine Gültigkeit mehr.« Ogama schwenkte das Dokument. »Das, was ein früherer Kaiser gezwungenermaßen zugestehen mußte, hat dieser Kaiser hiermit freiwillig widerrufen.«

Yoshis Ton wurde leiser, tödlicher. »Ein vorübergehender Fehler. Der Sohn des Himmels erhielt, wie er schon bald feststellen wird, eindeutig falsche Ratschläge von eigensüchtigen Unzufriedenen.«

»Sie beschuldigen mich?« Alle vier Männer packten die Schwertgriffe fester.

»Ich weise daraufhin, Herr Ogama, daß Sie Ihr Dokument aufgrund falscher Informationen erhalten haben und daß es nicht dem Gesetz entspricht. Die Hoheit ist und war immer von ehrgeizigen Männern – und Frauen – umgeben. Deswegen hat Er Shōgun Toranaga und dem nachfolgenden Shōgunat das immerwährende Recht verliehen, ihn zu leiten in allen Fragen...«

Lautes Gelächter unterbrach ihn und machte alle, die sich innerhalb der Mauer befanden, noch unruhiger. »Zu leiten? Haben Sie leiten gesagt? Die Göttlichkeit soll sich von Anjo Nori, Toyama, Adachi und nun diesem sabbernden Schwachkopf Zukumura leiten lassen? Von inkompetenten Idioten, die Sie nach Belieben überstimmen und gegen den Rat aller Daimyos dumme Vereinbarungen mit widerlichen Gai-Jin treffen können, die das Land der Götter und uns alle hilflos der Vernichtung preisgeben?« Seine Miene verzerrte sich vor Zorn. »Oder soll er sich etwa von dem Knaben Nobusada leiten lassen, damit er die Kastanien aus dem Feuer holt?«

»Sie und ich, wir brauchen nicht zu warten, Ogama-donno«, erwiderte Yoshi sanft, denn er wußte, daß die Ruhe seine Hauptstärke war. »Besprechen wir das doch lieber allein – unter vier Augen.«

Ogama starrte ihn sprachlos an. Eine leichte Brise erhob sich und ließ die Banner rascheln. »Wann?«

»Jetzt.«

Sekundenlang aus dem Gleichgewicht gebracht, zögerte Ogama. Er sah zu Basuhiro hinüber. »Nun?«

Der kleine Mann zeigte ein vordergründiges Lächeln. »Ich würde sagen, daß wichtige Probleme offen diskutiert werden sollten, Sire, obwohl mein armseliger Rat natürlich kaum Wert besitzt. Geheime Vereinbarungen können zuweilen falsch ausgelegt werden – von jeder Seite. So lautete der Grundsatz Ihres Vaters.«

Ogamas Blick wanderte zu Yoshi zurück. »Dieser Shōgun-Besuch beim Kaiser, um vor ihm Kotau zu machen, um ›seinen Rat zu erbitten‹, der erste in der gesamten Toranaga-Periode, der stellt doch das ganze Kernstück Ihrer Toranaga-Konstruktion in Frage, eh? Und schlimmer noch, er überschattet jede Abmachung zwischen dem Sohn des Himmels und... zukünftigen Führern, denn natürlich werden Sterbliche regieren, eh?«

»Unter vier Augen, Ogama-donno.«

Ogama zögerte; die dunklen Augen lagen tief in dem verwitterten Gesicht. Wider Willen, obwohl er wußte, daß dieser Mann möglicherweise der einzige im Land war, der genug Opposition um sich versammeln konnte, um ihn daran zu hindern, das erstrebte Ziel zu erreichen, genoß er die Auseinandersetzung, genoß es, ihm von Angesicht zu Angesicht gegenüberzusitzen. Mit einem Wink entließ er Basuhiro, der sofort, wenn auch mißbilligend, gehorchte. Akeda entfernte sich ebenfalls, inzwischen noch mehr auf der Hut vor der erwarteten Hinterlist, vor der er so eindringlich gewarnt hatte.

»So ka?«

Yoshi beugte sich ein wenig vor, sprach leise und bewegte dabei, für den Fall, daß Basuhiro, der sich außer Hörweite befand, von den Lippen lesen konnte, kaum die Lippen. »Der Rat hat vier zu eins gegen mich für den Shōgun-Besuch gestimmt. Natürlich ist dieser Besuch ein großer Fehler, das kann und wird Anjo jedoch nicht einsehen. Der gegenwärtige Rat wird so stimmen, wie er es wünscht, in jedem Punkt. Nobusada ist eine Marionette, bis er in

zwei Jahren achtzehn wird; dann kann er offiziell zahlreiche Veränderungen und Probleme einführen. Beantwortet das Ihre Fragen?»

Ogama krauste die Stirn; er war verwundert, daß sein Gegner so offen war. »Sie sagten, »unter vier Augen«, Yoshi-donno. Was wollten Sie mir unter vier Augen sagen, damit ich es später natürlich meinen Beratern mitteilen werde, wie Sie den Ihren?»

»Manche Geheimnisse bleiben am besten von den Führern gewahrt, statt... statt an gewisse Gefolgsleute weitergegeben zu werden«, antwortete Yoshi betont.

»Eh? Was soll das heißen?»

»Sie haben Spione – Gefolgsleute – innerhalb meiner Tore, *neh?* Woher hätten Sie sonst gewußt, daß ich hier eingetroffen bin? Sie werden doch nicht etwa glauben, ich hätte keine Männer hier, zuverlässige Männer, eh?»

Ogamas Miene wurde grimmiger. »Was für Geheimnisse?»

»Geheimnisse, die wir bewahren sollten. Zum Beispiel, daß Anjo schwer krank ist und innerhalb eines Jahres sterben wird – oder wenigstens zurücktreten muß.« Yoshi hatte das flüchtige Aufflackern von Interesse bemerkt, das Ogama nicht ganz unterdrücken konnte. »Wenn Sie Beweise wollen – ich könnte Ihnen sagen, wie Ihre Spione die Information bestätigen können.«

»Gut, danke.« Ogama merkte es sich, um es irgendwann einmal zu gebrauchen – direkt und ohne lange auf Ratschläge zu warten. »Ich hätte gern die Möglichkeit, eine so willkommene Nachricht zu überprüfen. Also?»

Yoshi senkte seine Stimme noch mehr. »Innerhalb dieses Jahres noch würde es – falls wir verbündet wären – ein leichtes sein, dafür zu sorgen, daß Sie zum Ältesten ernannt werden. Dann würden wir gemeinsam die drei anderen empfehlen.«

»Ich bezweifle, daß wir uns jemals einigen können, Yoshi-donno«, wandte Ogama mit schiefem Lächeln ein, »weder über einen Rat noch darin, wer von uns der *taikō* sein soll, der Führer.«

»Oh, aber ich werde für Sie stimmen.«

»Warum sollten Sie so dumm sein?« fragte Ogama verständnislos. »Sie müssen doch wissen, daß ich Ihr Shōgunat umgehend vernichten würde.«

»Wie es jetzt existiert, ja. Ich finde jedenfalls, daß wir das tun sollten. Wenn ich die Macht dazu hätte, würde ich es jetzt gleich tun – mit der Zustimmung eines Rates aller Daimyos, die äußeren Lehns Herren eingeschlossen.« Er sah, daß Ogamas Verwunderung zunahm, und wußte, daß er Boden gewann. »Aber das kann ich nicht; ich muß warten, bis Anjo zurücktritt oder stirbt.«

»Warum nicht lieber früher als später, eh? Wenn er das Geschwür an Ihren Eiern ist, stechen Sie's auf! Sie wohnen beide in der Burg Edo, eh?«

»Das würde einen Bürgerkrieg auslösen, den ich nicht will, den kein Daimyo will. Ich stimme zu, daß das Shōgunat und die Baku-fu radikal umorganisiert werden müssen – da sind sich Ihre Ansichten und meine ganz ähnlich. Ohne Ihre Unterstützung könnte ich keine Reform einführen.« Yoshi zuckte die Achseln. »Es ist zwar schwer zu glauben, aber es ist ein Angebot.«

»Wenn Anjo aus dem Weg ist, könnten Sie alles tun, was Sie wollen«, wandte der andere Mann ein. »Sie könnten's mit Sanjiro versuchen und mit diesem Narren aus Tosa, vielleicht mit beiden zusammen, eh? Wenn ihr drei euch gegen mich verbündet, bin ich vielleicht ein toter Mann, und mein Lehen ist zu Ende. Dann könnten Sie die beiden teilen und würden allein herrschen.« Seine Lippen verzogen sich zu einem Lächeln, das kein Lächeln war. »Oder eher wohl, die beiden bleiben zusammen und teilen Sie.«

»Weitaus wahrscheinlicher. Warum also nehmen wir uns nicht die Macht? Zunächst vernichten wir gemeinsam Tosa.«

Wieder das kurze, harte Auflachen. »Nicht so einfach, jedenfalls nicht, wenn Sanjiro Tosa mit seinen Satsuma-Legionen unverzüglich zu Hilfe eilt – er kann nicht zulassen, daß wir Tosa vernichten,

denn dann ist er isoliert, und wir würden uns gegen ihn wenden. Er würde niemals zulassen, daß ich Tosa vernichte, was ich zu gegebener Zeit tun könnte, und schon gar nicht eine Allianz zwischen uns beiden. Es ist unmöglich, sie auseinanderzubringen, obwohl die beiden einander hassen. Letztlich würden wir sie schlagen, aber keiner von uns kann problemlos einen längeren Krieg führen – und ganz gewiß nicht, solange die Gai-Jin im Land und kurz davor sind, uns auszubeuten.«

»Lassen wir die Gai-Jin einen Moment. Nur so viel noch: Ich bin gegen die Verträge, ich will alle Gai-Jin aus dem Land haben, ich brenne darauf, mit allem, was mir zur Verfügung steht, den Wunsch des Kaisers zu erfüllen, die Ältesten zu ersetzen und den größten Teil der Bakufu zu entlassen.«

Wieder starrte ihn Ogama an; er wollte seinen Ohren nicht trauen. »Wenn so geheime Gedanken, tödliche Gedanken, so offen ausgesprochen werden, bleiben sie nicht lange geheim. Wenn sie wahr sind.«

»Sie sind wahr. Und sie werden nur unter vier Augen ausgesprochen. Ich spiele mit hohem Einsatz, ja; aber es gibt ein Ziel: Nippon. Ich schlage eine geheime Allianz vor: Gemeinsam könnten wir die gesamte Macht an uns reißen. Sie sind ein guter Führer, Sie besitzen die Shimonoseki-Meerenge, Ihre Kanonen können die Gai-Jin-Schiffe aufhalten, bis wir eine ebenso große Flotte kaufen oder bauen und unsere Armeen modernisieren können – alles, was wir dazu brauchen, sind Gai-Jin-Schiffe, -Kanonen und -Gewehre. Und Sie sind stark genug und klug genug, um die Probleme zu begreifen, vor denen wir stehen.«

»Probleme?«

»Fünf Hauptprobleme: ein schwaches, dummes und überholtes Shōgunat, gestützt auf eine noch dümmere Bakufu; zweitens, das Land ist geteilt; drittens die Gai-Jin und die Notwendigkeit für uns, alles zu modernisieren, bevor sie uns mit ihren Schiffen, Kanonen

und Gewehren versklaven, wie sie China versklavt haben; viertens, wie vernichten wir die Shishi, deren Einfluß trotz ihrer geringen Anzahl wächst. Und dann fünftens: die Prinzessin Yazu.«

»Vier Punkten stimme ich zu. Aber warum ist sie ein Problem?«

»Nobusada ist ein Kind, mürrisch und schlichten Gemüts, ja, und ich glaube, daß das ewig so bleiben wird. Sie dagegen ist stark, hochgebildet und listig.«

»Aber eine Frau«, warf Ogama gereizt ein, »ohne Armee, ohne Geld, und sobald sie Mutter wird, wird sie ihre ganze Energie nur noch auf ihre Söhne konzentrieren. Sie sehen Feuer in einer Schüssel Wasser.«

»Aber nehmen wir an, ihr Gatte ist impotent.«

»Was?«

»Das haben mir seine Ärzte zugeflüstert. Und nehmen wir außerdem an, daß er völlig unter ihrem Einfluß steht – glauben Sie mir, dieses Mädchen besitzt den Verstand und die Grausamkeit einer Wolf-Kami! Dieser Besuch war ihre Idee, war von Anfang an ihr Plan; um ihn und durch ihn das Shōgunat den Hofschranzen in die Hände zu spielen, die keine weltlichen Erfahrungen haben, die die Göttlichkeit falsch beraten und uns alle ruinieren werden.«

»Das würde sie niemals schaffen«, gab Ogama mürrisch zurück. »Da könnte sie noch so gerissen sein, einen solchen Wahnsinn würde kein Daimyo akzeptieren.«

»Schritt eins: der Besuch. Schritt zwei: der Shōgun nimmt ständigen Wohnsitz im Palast. Von da an werden alle Entscheidungen, unterstützt von den Wünschen des Kaisers, ihres Bruders, über ihre Vertrauten nach unten weitergegeben, deren einer Ihr Prinz Fujitaka ist.«

»Das glaube ich nicht!«

»Er wird es bestimmt nicht zugeben. Ich kann Ihnen binnen kurzem Beweise dafür liefern, daß er in Wirklichkeit nicht für, sondern gegen Sie arbeitet.« Yoshis Stimme war leise und von Aufrichtigkeit

erfüllt. »Sobald Nobusada sich permanent innerhalb der Mauern niedergelassen hat, wird sie regieren. Deswegen ist sie ein Problem.«

Ogama lehnte sich seufzend zurück und erwog abermals, was ihm sein Gegner anvertraut hatte und wie weit er ihm trauen konnte. Ein großer Teil der Informationen traf zu. Eine geheime Allianz hatte natürlich Möglichkeiten – falls der daraus erzielte Gewinn groß genug war.

»Die Lösung dieses Problems wäre das Zerbrechen der Ehe«, sagte er unsicher. »Der Kaiser wurde gebeten, ihr zuzustimmen, eh? Vielleicht würde der Kaiser sie nur allzugern annullieren. Dann kann man sie augenblicklich neutralisieren und die Unterstützung jener vielen zurückgewinnen, die die Toranaga-Verbindung für eine krasse Impertinenz halten – nicht meine eigene Meinung«, ergänzte er hastig, als er ein kurzes Aufflammen bemerkte, denn noch wollte er keinen offenen Streit; es gab noch so vieles zu hören und zu entscheiden.

Nach einer Weile nickte Yoshi. »Eine gute Idee, Ogama-donno. Daran hatte ich nicht gedacht.« Das stimmte. Je mehr er darüber nachdachte, desto verlockender wirkten die Folgerungen. »Das müßte Priorität haben. Ausgezeichnet.«

Am anderen Ende des Platzes wieherte ein Pferd und begann nervös zu scharren. Beide Männer sahen zu, wie der Soldat es beruhigte. Ogama fragte sich im innersten Herzen, ob er, wenn er Yoshi eliminiert hatte – und dann, ohne Aufhebens, Nobusada, die übrigen Toranagas und all ihre Verbündeten – und Shōgun wurde, ob er dann die Kaiserliche Prinzessin erben würde. Mir würde keine Frau Probleme bereiten: sie würde so schnell nacheinander Söhne gebären, daß selbst die Götter lächeln müßten.

»Also, was schlagen Sie vor?« fragte er, während ihm der Kopf von all den wundervollen Möglichkeiten schwirrte, die ihm eine vorübergehende Allianz eröffnen würde.

»Wir beschließen, uns vom heutigen Tage an zu verbünden, unse-



re Kräfte und unseren Einfluß zu vereinen und Pläne auszuarbeiten: erstens, um die Shishi zu vernichten, zweitens, um Anjo und Sanjiro von Satsuma zu neutralisieren, drittens, um einen Überraschungsangriff auf Tosa einzuleiten, der Priorität hat. Sobald Anjo tot ist oder zurücktritt, werde ich Sie an seiner Stelle als Ältesten vorschlagen und garantiere ihnen die Ernennung. Gleichzeitig wird Zukumura zurücktreten und ein im voraus von uns beiden bestimmter Ersatzmann seinen Platz einnehmen. Drei zu zwei. Toyama behalte ich, Adachi wird durch einen Mann ersetzt, den Sie bestimmen. Ich stimme für Sie als Vorsitzenden des Rates.«

»Im Rang des *taikō*.«

»Oberster Minister des Rates, das reicht.«

»Vielleicht nicht. Im Gegenzug wofür?«

»Von heute an werden Tosa und Satsuma als Feinde betrachtet. Sobald der richtige Moment gekommen ist, werden Sie alle notwendigen Streitkräfte für einen gemeinsamen Überraschungsangriff auf Tosa zur Verfügung stellen. Sein Lehen teilen wir uns.«

»Da er ein Außenherr ist, sollte sein Land an einen Außenherrn gehen.«

»Vielleicht, vielleicht auch nicht«, gab Yoshi obenhin zurück. »Sie sind einverstanden, sich selbst niemals mit Tosa und Satsuma gegen mich oder das Shōgunat zu verbünden. Falls – ich sollte wohl sagen, wenn – Satsuma und Tosa Sie einzeln oder gemeinsam angreifen, verpflichte ich mich, Sie sofort mit massiven Truppen zu unterstützen.«

»Und weiter?« fragte Ogama unbewegt.

»Sie sind einverstanden, sich nicht gegen mich zu stellen, wie ich einverstanden bin, mich nicht gegen Sie zu stellen.«

»Und weiter?«

»Von heute an arbeiten wir beide insgeheim, jeder auf seine Art, an der Aufhebung der Ehe.«

»Und weiter?«

»Zuletzt die Tore. Sie sind einverstanden, daß legale, legitime Shōgunatstruppen morgen bei Tagesanbruch wieder die Kontrolle übernehmen.«

Ogamas Miene verhärtete sich. »Ich habe Ihnen bereits bewiesen, daß ich der legale und legitime Vertreter der Göttlichkeit bin.«

»Ich habe Sie bereits daraufhingewiesen, daß das Dokument zwar korrekt signiert ist, die Unterschrift aber leider durch falsche Darstellung erlangt wurde.«

»Tut mir leid, nein.«

»Die Tore müssen wieder unter die Kontrolle des Shōgunats gebracht werden.«

»Dann haben wir nichts mehr zu besprechen.«

Yoshi seufzte. Seine Augen wurden zu Schlitzern. »Dann wird es leider einen neuen Wunsch des Kaisers geben – daß Sie mit all Ihren Männern die Tore und Kyōto verlassen.«

Ogama starrte ebenso kalt zurück. »Das möchte ich bezweifeln.«

»Ich, Toranaga Yoshi, garantiere es Ihnen. In sechs bis sieben Tagen werden Shōgun Nobusada und seine Frau hier im Palast sein. Als Vormund habe ich unmittelbaren Zugang zu ihm – und ihr. Beide werden einsehen, daß ich recht habe – mit den Toren und mit vielem anderen.«

»Wie vielem anderen?«

»Die Tore sollten kein Problem für Sie sein, Ogama-donno. Ich würde Ihnen versprechen, es Ihnen nicht unter die Nase zu reiben, sondern ›dankbar Ihre freundliche Aufforderung akzeptieren, die Kontrolle zu übernehmen‹. Was ist daran so problematisch? Die Tore sind weitgehend ein Symbol. Ich verspreche Ihnen offiziell, weiterhin den Frieden und die Ordnung im Land zu sichern, bis Anjo hinübergegangen ist.«

Ogama zögerte; er saß in der Zwickmühle. Yoshi konnte es leicht arrangieren, ihm einen derartigen ›Wunsch‹ zukommen zu lassen, den er dann akzeptieren müßte. »Ich werde Ihnen die Antwort in

einem Monat geben.«

»Tut mir leid, heute in sechs Tagen zur Mittagsstunde ist die äußerste Grenze.«

»Warum?«

»Weil Nobusada in fünf Tagen Otsu erreicht. Zur Abenddämmerung des sechsten Tages wird Nobusada durch die Tore einreiten. Bevor das geschieht, will ich im Besitz, im vorübergehenden Besitz der Tore sein.« Er sagte es sehr sanft und sehr höflich.

Ihre Blicke trafen sich. Unverbindlich, doch ebenso höflich sagte Ogama: »Ich werde über alles nachdenken, Yoshi-donno.« Damit verneigte er sich, Yoshi verneigte sich, beide Herren schritten zu ihren Sänften, und alle Anwesenden auf dem Platz seufzten vor Erleichterung, daß die Zerreißprobe vorüber war und das erwartete Blutbad nicht stattgefunden hatte.

## 31

*Freitag, 23. November*

Den ganzen Tag hatte es in der Zwischenstation Otsu vor Aufregung gesummt wie in einem Bienenkorb, vor Vorfreude gepaart mit Angst bei den letzten Vorbereitungen für den nächtlichen Aufenthalt der unendlich erhabenen Besucher, Shōgun Nobusada und Prinzessin Yazu, die heute eintreffen sollten. Wochenlang hatten die Bewohner die Straßen gefegt, alle Häuser und Hütten geputzt, Dächer, Mauern, Brunnen, Gärten gepflegt, überall waren neue Ziegel, Shojis, Tatamis, Veranden zu sehen, während sich die Herberge ›Zu den Zahlreichen Blumen‹, die beste und größte von

ganz Otsu, noch immer fast im Panikzustand befand. Begonnen hatte es, als bekannt wurde, daß die Geheiligten Reisenden es ablehnten, in der nahen Shōgunats-Burg Sakamoto abzusteigen, die diese Gegend schon seit der Zeit vor Sekugahara schmückte, und sich statt dessen für die Herberge entschieden hatten: »Alles muß perfekt sein!« hatte der Wirt ehrfürchtig und gleichzeitig vor Angst versteinert gejammert. »Alles, was nicht absolut perfekt ist, wird mit Enthaupten oder zumindest mit Auspeitschen bestraft, Mann, Frau oder Kind! Für alle Zeiten werden die Erzählungen von der Ehre, die uns in dieser einen Nacht gewährt wird, weitergegeben werden, von unserem Erfolg oder unserem Versagen. Der Hohe Herr Shōgun persönlich? In all seinem Glanz? Seine Frau, eine Schwester der Göttlichkeit? *Oh ko...*«

Am Spätnachmittag eilte Shōgun Nobusada verschleiert, von seinen Leibwachen und Beratern umgeben und völlig von der Umgebung abgeschirmt, von seiner Sänfte durch das Tor in den abgelegenen Bereich der Herberge, der für ihn, die Prinzessin und ihr Gefolge von persönlichen Leibwachen, Dienern, Hofdamen und Zofen reserviert war. Dort gab es vierzig traditionell konstruierte Hütten mit jeweils vier Zimmern, arrangiert um das zentral gelegene Allerheiligste, die Schlafräume und das Badehaus des Shōgun. Viele der überdachten Veranden griffen ineinander und bildeten ein Labyrinth angenehmer Pfade und Brücken über zierliche Teiche und Bäche, die von winzigen Bergen herabkamen, und das alles innerhalb einer hohen, dichten Hecke aus sorgfältig gestutzten Schierlingstannen.

Das Zimmer war warm und peinlich sauber; es gab neue Tatamis und blank polierte Holzkohlenbecken. Müde und schlecht gelaunt warf Nobusada Schleierhut und Überkleidung beiseite. Wie immer war die Sänfte unbequem, die Reise holprig gewesen. »Ich hasse dieses Haus jetzt schon«, sagte er zu seinen beiden Kammerherrn, deren Stirn gemeinsam mit jenen der zahlreichen Dienerinnen den

Boden berührte. »Es ist so klein, es stinkt, und mir tut der ganze Körper weh! Ist das Bad fertig?«

»O ja, Sire, alles...«

»Endlich Otsu, Sire«, sagte Prinzessin Yazu fröhlich, die mit ihren Hofdamen hereingefegt kam. »Morgen sind wir schon zu Hause, und alles wird ganz wunderbar werden.« Auch sie legte ihren riesigen Schleierhut und die Reisekleidung ab. Die Dienerinnen beeilten sich, alles aufzusammeln. »Morgen sind wir zu Hause! Zu Hause, Sire! Da lohnt es sich doch, ein paar Zwischenstationen auszulassen, *neh?*«

»O ja, Yazu-chan, wenn du meinst«, gab er, sofort von ihrer Begeisterung angesteckt, lächelnd zurück.

»Du wirst all meine Freunde kennenlernen, meine Vettern, Tanten, Onkel, meine ältere Schwester, meine kleine Schwester, meinen geliebten Stiefbruder Sachi, neun wird er in diesem Jahr...« Vor Glück wirbelte sie im Zimmer umher. »Und Hunderte von entfernteren Verwandten, und in ein paar Tagen wirst du den Kaiser kennenlernen, und er wird dich ebenfalls wie einen Bruder empfangen und all unsere Probleme lösen, und dann werden wir in Ruhe leben können. Es ist kalt hier. Warum ist nicht alles vorbereitet? Wo ist das Bad?«

Der Kammerherr – ein beliebter, grauhaariger Mann von fünfzig Jahren, mit wenigen Zähnen und schweren Hängebacken – war einen Tag zuvor schon mit einer Vorausabteilung von speziellen Dienerinnen und Köchen hier eingetroffen, um die Räume und vor allem das Essen und das Obst vorzubereiten, mit reichlich poliertem Reis, den der empfindliche Magen des Shōgun brauchte und die Prinzessin verlangte. Überall standen die prächtigen Blumengebinde eines Ikebana-Meisters. Innerlich fluchend, verneigte er sich abermals. »Zusätzliche Holzkohlenbecken stehen bereit, Kaiserliche Hoheit. Das Bad ist fertig, Ihre leichte Mahlzeit ebenfalls – genauso, wie Sie und Shōgun Nobusada es verlangt haben –, sowie das

Abendessen. Es wird ein äußerst üppiges...«

»Emiko – unser Bad!«

Sofort wurde sie von der Oberhofdame inmitten eines Schwarms weiterer Damen und Dienerinnen hinaus- und den Korridor entlanggeführt. Nobusada funkelte den Kammerherrn wütend an und stampfte mit dem winzigen Fuß auf. »Und ich soll warten? Zeigen Sie mir das Bad, und lassen Sie die Masseuse kommen, ich will, daß mir sofort der Rücken massiert wird. Und sorgen Sie dafür, daß es keinen Lärm gibt – ich verbitte mir jeglichen Lärm!«

»Jawohl, Sire, der Hauptmann erläßt den Tagesbefehl einmal am Tag, und die Masseuse werde ich ins Badehaus schicken, Sire. Sako wird...«

»Sako? Die ist nicht so gut wie Meiko – wo ist Meiko?«

»Tut mir leid, Sire, sie ist krank.«

»Sagen Sie ihr, daß sie sofort gesund werden soll. Spätestens bis Sonnenuntergang. Kein Wunder, daß sie krank ist. Ich fühle mich auch nicht wohl! Diese widerliche Reise! *Baka!* Wie viele Tage unterwegs? Es müßten mindestens dreiundfünfzig sein, dabei sind es nicht mal dreißig, wozu diese Hast...«

Im Garten wartete der Hauptmann der Eskorte auf den Kammerherrn. Er war in den Dreißigern, bärtig, gründlich durchtrainiert und ein berühmter Meister des Schwerts. Sein Adjutant eilte herbei.

»Alles gesichert, Herr.«

»Gut. Von hier an müßte alles Routine sein«, sagte der Hauptmann mit müder, rauher Stimme. Beide trugen eine leichte Reiseausrüstung mit Helmen und zwei Schwertern über der Shōgunats-Tunika und Kniehosen. »Einen Tag noch, dann wird unser Problem schlimmer. Ich kann immer noch nicht glauben, daß der Rat und der Vormund ein so gefährliches Unternehmen genehmigt haben.«

Dasselbe hatte der Adjutant bisher täglich gehört. »Jawohl, Hauptmann. Aber wenigstens werden wir in unserer eigenen Kaserne sein, zusammen mit Hunderten von weiteren Männern.«

»Nicht genug, niemals genug, wir hätten niemals reisen sollen. Aber wir haben's getan, und Karma ist Karma. Kontrollieren Sie die übrigen Männer, und vergewissern Sie sich, daß die Nachtwachenliste für die Soldaten korrekt ist. Und dann sagen Sie dem Stallmeister, er soll sich um meine Stute kümmern, sich ihren linken Fuß ansehen, möglicherweise hat sie einen Splitter im Huf...« Zu jener Zeit war das Beschlagen der Pferde in Japan noch unbekannt. »Sie hätte fast gescheut, als wir durch die Sperre kamen. Dann kommen Sie zurück und erstatten Bericht.« Der Mann eilte davon.

Der Hauptmann war zufriedener als sonst. Auf seinem Rundgang durch die Herberge und das Gelände innerhalb des hohen, riesigen Bambuszauns und vor allem durch seinen Sektor, den von Hecken begrenzten Bereich mit einem einzigen Tor, hatte er sich vergewissert, daß die Hüttengruppe des Shōgun leicht zu verteidigen war, daß kein anderer Reisender die Nacht in dieser Herberge verbringen durfte, daß die Wachen die Parole kannten und wußten, was ihre oberste Pflicht war: niemanden unaufgefordert näher als fünf Meter an den Shōgun und seine Frau heranzulassen, schon gar nicht mit irgend welchen Waffen – niemanden, bis auf den Vormund, den Ältestenrat und ihn selbst sowie die ihn begleitenden Wachsoldaten. Diese Vorschrift war allen bekannt, die Strafe für bewaffnete Annäherung der Tod, sowohl für den Bewaffneten wie für die unachtsamen Wachen, es sei denn, der Shōgun begnadigte sie persönlich.

»Ah, Kammerherr! Irgendeine Änderung der Pläne?«

»Nein, Hauptmann.« Der alte Mann seufzte und trocknete sich die Stirn. »Die Erhabenen baden, wie gewöhnlich; dann werden sie ruhen, wie gewöhnlich, bei Sonnenuntergang ihr richtiges Bad mit Massage nehmen, wie gewöhnlich, um anschließend zu Abend zu essen, wie gewöhnlich, Go zu spielen, wie gewöhnlich, und dann ins Bett. Alles in Ordnung?«

»Hier, ja.« Innerhalb der Einzäunung, auf einem Gelände von

etwa zweihundert Quadratmetern, stand dem Hauptmann, wann immer er wollte, eine Truppe von hundertundfünfzig Samurai zur Verfügung. Eine Einheit von zehn Mann bewachte den einzigen Zugang, eine hübsche Brücke über einen Bach, die zu hohen, dekorativen Balken und ebenso reich geschmückten Toren führte. Rings an der umgebenden Hecke war alle zehn Schritt ein Samurai postiert. Diese würden von frischen Einheiten der sechshundert Samurai in der Kaserne gleich außerhalb des Haupttors oder in anderen nahen Herbergen abgelöst werden. Der Garten und der Außenzaun wurden von sehr diskreten Patrouillen bewacht, denn Lärm und eine allzu offensichtliche Präsenz von Samurai erzürnte die Prinzessin und somit ihren Ehemann.

Über ihnen zogen sich dicke Wolken zusammen; die blasse, dunstige Sonne berührte noch nicht den Horizont, ein kräftiger Wind spielte mit den Wolken. Es war kalt und drohte kälter zu werden. Diener entzündeten Laternen, deren Lichter sich schon in den Teichen spiegelten und auf den Steinen glänzten, die kurz zuvor zu diesem Zweck befeuchtet worden waren.

»Diese Herberge ist wunderschön«, lobte der Hauptmann. »Eindeutig die beste, obwohl auch die meisten anderen gut waren.« Es war das erste Mal, daß er eine solche Reise mitmachte. Sein ganzes Leben hatte er in oder nahe der Burg Edo verbracht, bei oder in der Nähe von Nobusada oder dem vorherigen Shōgun. »Wunderschön, ja. Aber mir wäre es lieber, der Herr Shōgun und seine Frau wären in der Burg Sakamoto abgestiegen. Sie hätten darauf bestehen sollen.«

»Ich hab's versucht, Hauptmann, aber... aber sie war fest entschlossen.«

»Ich bin froh, wenn wir in unserer eigenen Kaserne sind und sie innerhalb der Palastmauern, und sogar noch froher, wenn wir alle sicher wieder in der Burg Edo sind.«

»Ja«, stimmte ihm der Kammerherr zu, der seinen Herrn und sei-



ne Herrin mit ihren ständigen Nörgeleien, ihrem Jammern und Kritisieren insgeheim gründlich satt hatte. Immerhin, dachte er, während sein Rücken schmerzte und auch er sich nach einem Bad, einer Massage und der Zuwendung seines jugendlichen Freundes sehnte, wenn ich so hochstehend wäre wie sie, von Geburt an so verhätschelt und erst sechzehn, würde ich wohl genauso sein. »Darf ich Sie um die Parole bitten, Hauptmann?«

»Bis Mitternacht ›Blauer Regenbogen‹.«

Zweihundert Meter entfernt am östlichen Ortsrand des Dorfes stand nicht weit von der Tokaidō und der Otsu-Sperre ein altes, verfallenes Bauernhaus am Ende einer Gasse. Drinnen starrte der Anführer der Shishi-Angriffstruppe, ein junger Choshu namens Saigo, wütend den Bauern, seine Frau, die vier Kinder, Vater und Mutter, Bruder und eine Magd an, die verängstigt in einer Ecke knieten. Dies war der einzige Raum der Hütte und diente ihnen zum Wohnen, Essen, Arbeiten, Schlafen. Ein paar kümmerliche Hühner gackerten nervös in einem Holzkäfig. »Vergeßt nicht, was ich euch gesagt habe. Ihr wißt nichts und habt nichts gesehen.«

»Jawohl, Herr, bestimmt, Herr«, wimmerte der alte Mann.

»Halt den Mund! Dreht euch zur Ecke, den Rücken zu mir, und macht die Augen zu – alle! Bindet euch Tücher um die Augen!«

Sie gehorchten. Sofort.

Saigo war neunzehn, hochgewachsen und kräftig gebaut, mit einem derben, hübschen Gesicht; er trug, ganz ähnlich wie die Samurai in der Herberge, eine kurze, dunkle Tunika, eine Kniehose, zwei Schwerter, Strohsandalen und keine Rüstung. Als er sicher war, daß die Bauern blind gehorchten, setzte er sich neben die Tür, spähte durch Risse im Fensterpapier hinaus und begann zu warten.

Deutlich erkannte er die Straßensperre und die Wachhäuser. Da die Sonne noch nicht unterging, war die Sperre für Nachzügler

noch offen. Er und seine Männer hatten viele Tage gebraucht, um dieses Haus zu finden, das sich vorzüglich für ihre Zwecke eignete. Die Hintertür führte in ein Labyrinth von Gassen und Pfaden, perfekt für einen schnellen Rückzug. An diesem Nachmittag, sobald der Shōgun mit seiner Begleitung die Sperre passiert hatte, war er überraschend hier eingedrungen.

Schritte. Er lockerte das Schwert; dann entspannte er sich. Ein zweiter junger Mann kam lautlos herein, unmittelbar gefolgt von einem dritten aus einer anderen Richtung. Bald befanden sich sieben weitere im Raum. Vor der Tür stand ein Mann Wache, ein anderer an der Ecke der Gasse, die in die Tokaidō mündete, während ein elfter, der sich im Dorf versteckte, als Kurier dienen sollte, der die frohe Erfolgsbotschaft sogleich zu Katsumata nach Kyōto bringen und dadurch den Überfall auf Ogama und die Tore auslösen sollte. Alle waren sie zähe junge Männer, gekleidet wie er, ohne Rüstung und Identifizierungsmöglichkeit, ehemalige Goshi – der niedrigste Samurai-Rang –, jetzt Ronin, alle mehr oder weniger im selben Alter, zwanzig bis zweiundzwanzig. Nur Saigo, neunzehn, und Tora, siebzehn, sein Satsuma-Stellvertreter, waren jünger. Der Luftzug, der durch die Risse im Fenster kam, ließ sie erschauern – das und die eigene Nervenspannung.

Durch Zeichen forderte er sie auf, ihre Schwerter, Shuriken und anderen tödlichen Waffen zu überprüfen – während des gesamten Unternehmens waren Worte überflüssig. Alles, was vorausgeplant werden konnte, war schon vor Tagen beschlossen worden. Ein kurzer Blick zum Fenster hinaus. Die Sonne berührte den Horizont, der Himmel war klar. Es wurde Zeit.

Feierlich verneigte er sich vor ihnen und sie sich vor ihm.

Dann wandte er seine Aufmerksamkeit wieder den Bauern zu. »Draußen werden drei Mann Wache halten«, erklärte er barsch. »Ein einziges Geräusch von euch, bis ich zurück bin, und sie werden euer Haus niederbrennen.«

Wieder wimmerte der alte Mann.

Saigo winkte den anderen, und sie folgten ihm. Ebenso der Wachtposten draußen und der andere an der Ecke. Nun gab es kein Zurück mehr. Die Buddhisten hatten vor einem Schrein ein letztes Gebet gesprochen, die Shinto einen letzten Räucherstab entzündet, um ihren Geist mit dem dünnen Rauchfaden zu vereinen, der die Zerbrechlichkeit des Lebens symbolisierte. Alle hatten ihre Todesgedichte geschrieben und sie sich auf die Vorderseite ihrer Tuniken genäht. Stolz hatten sie ihre richtigen Lehen angegeben, nur die Namen waren immer noch falsch.

Draußen teilten sie sich zu Paaren, die jeweils eine andere Route einschlugen. Sobald sie in ihrer Position waren, kauerten sie sich in Sichtweite voneinander in die wuchernde Vegetation an der Einzäunung hinter der Herberge. Saigo befand sich an der Südostecke. Der Zaun war drei Meter hoch und sehr stabil aus Riesenbambusstangen mit scharfen Spitzen konstruiert worden. Inzwischen verloren die Schatten im nachlassenden Licht ihre Form. Warten. Herzklopfen, feuchte Handflächen, das kleinste Geräusch eine feindliche Patrouille. Ein merkwürdiger, starker Geschmack im Mund. Stechende Schmerzen in den Lenden. Irgendwo in der Nähe begann eine Grille mit ihrem durchdringenden Paarungsruf, der Saigo an sein Todesgedicht erinnerte:

*Eine Grille mit ihrem freudigen Lied  
Stirbt dennoch rasch.  
Besser von Freude erfüllt als traurig.*

Er spürte, wie sich ein Schleier vor seinen Augen bildete, als würde sich der Himmel mit Dunst bedecken. Es war schön, so glücklich zu sein und dennoch so traurig.

Drinnen, hinter dem Zaun, hörte er die Stimmen von Dienstboten, Dienerinnen, gelegentlich einem Samurai, das Klappern des

Metallgeschirrs im nahen Küchentrakt. In der Ferne ertönte ein Samisen, von Gesang begleitet. Warten. Schweiß trat auf Saigos Gesicht. Dann hörte er, kaum wahrnehmbar, das sich nähernde Rascheln eines Kimonos, und ein Mädchen flüsterte: »Blauer Regenbogen... Blauer Regenbogen.« Dann Stille. Wieder die Geräusche aus der Herberge.

Sofort winkte er Tora neben sich. Lautlos eilte der junge Mann zu den anderen Einheiten, nannte ihnen die Parole und kam zurück. Auf Saigos Signal nahm jedes Paar die Leitern, die sie angefertigt, getarnt und sorgfältig im hohen Unterholz versteckt hatten, und lehnte sie an den Zaun. Wieder beobachtete er den Himmel. Als auch der letzte Schein der Sonne verschwunden war, gab er ein weiteres Signal, und alle kletterten gleichzeitig über den Zaun, sprangen auf den Boden hinab, der weich und geharkt war, und kauerten sich, jeden Moment zum Frontalangriff bereit, regungslos in die liebevoll gepflegten Büsche.

Erstaunlicherweise gab es noch keinen Alarm. Vorsichtig sahen sie sich um. Vor ihnen, sechzig Meter entfernt, lag der Bereich des Shōgun, über dessen hoher, dichter Tannenhecke gerade noch die etwas höheren Strohdächer der zentralen Schlaf- und Baderäume zu sehen waren. Der Haupteingang, weit von ihnen entfernt, stand noch offen. Alles war so, wie sie es erwartet hatten. Bis auf die Wachen, die weit zahlreicher waren als geplant. Bittere Galle stieg ihnen in den Mund.

Zu ihrer Rechten lag der Hauptküchentrakt mit den großen, dampfenden Kesseln und vielen Hilfskräften – auch hier wieder Wachen. Links und auf dem ganzen Gelände verteilt lagen in anderen Gärten mit Bächen und Brücken die Gästehütten, jede mit einem gepflegten Zugangsweg, der sich durch die Büsche schlängelte. Wieder Enttäuschung, denn sie hatten erwartet, daß sie belegt seien und ihnen als Deckung und notwendige Ablenkung dienen könnten.

Karma, dachte Saigo. Dennoch: sowohl unsere Positionen als auch die des Feindes sind genau wie vorausgesehen, der Plan ist gut, und wir kennen die Parole. Während der vorangegangenen Wochen hatte er sich, als normaler Samurai-Reisender verkleidet, die richtige Kurtisane ausgesucht und sich in ihre Gefühle geschlichen, bis sie ihm auf einem heimlichen Rundgang das ganze Gelände zeigte – sogar die Hütten, in denen sich die Erhabenen Reisenden ausruhen sollten.

»Warum nicht?« hatte er geflüstert. »Wer soll denn schon davon erfahren? Es dauert doch noch Tage, bis sie eintreffen – oh, du bist so wunderschön! Komm, wir wollen uns dort vereinigen, wo ein Shōgun und eine Schwester des Sohnes des Himmels sich vereinigen werden! Das wird etwas, wovon wir noch unseren Enkeln erzählen können, eh? Ich glaube, ich werde dich niemals verlassen...«

Ebenso einfach war es gewesen, eine Badehausdienerin zu finden, die eine Anhängerin der Shishi war, und sie zu überzeugen, daß es völlig ungefährlich sei, zu lauschen und ein paar Worte in die Nacht hineinzuflüstern.

Er spürte, wie Tora seinen Arm berührte. Aufgeregt deutete der junge Mann nach vorn. Durch das ferne Tor war eine Patrouille gekommen und begann einen Rundgang über das Gelände. Kleine Lichtteiche unter den Laternen. Die Patrouille würde unweigerlich auch hier vorbeikommen, und zwar sehr nah. Mit seinem Signal, dem Ruf eines Nachtvogels, gab er den Befehl.

Sofort duckten sie sich tiefer in die Büsche und hielten, kaum atmend, den Kopf gesenkt. Die Patrouille näherte sich und ging vorüber, ohne sie zu sehen – genau wie Katsumata es vorausgesagt hatte, als er diesen Angriffsplan erläuterte: »Anfangs wird es nicht schwerfallen, in der Nacht unsichtbar zu bleiben. Vergeßt nicht, daß die Überraschung für euch arbeitet. Niemand ist darauf gefaßt, daß ihr dort eindringt. Denn wer würde es wagen, den Shōgun zu überfallen, der doch von so vielen Männern geschützt wird? In ei-

ner Herberge? Unmöglich! Denkt daran, mit Lautlosigkeit, Überraschung und grausamer Geschwindigkeit werden einer oder zwei von euch bis ins Zentrum vordringen können – einer genügt.«

Saigo beobachtete, wie die Feinde davonmarschierten. Eine wundervolle Wärme durchstrahlte ihn, und seine Zuversicht kehrte zurück. Noch eine kurze Wartezeit, bis die feindliche Patrouille um die Ecke gebogen war, dann winkte er dem Angriffstrupp, sich auf die vorgesehenen Positionen zu begeben. Im Schutz der Büsche glitten vier Mann an seine rechte, zwei an seine linke Seite. Als alle an Ort und Stelle waren, holte er tief Luft, um seinen Herzschlag zu verlangsamen; dann gab sein Signal, wieder der Ruf eines Nachtvogels, den Einsatzbefehl. Sofort schlich sich das Paar ganz rechts aus dem Gebüsch auf den Weg, die beiden ordneten die Schnüre an ihren Kniehosen und begannen, die Arme umeinandergelegt wie ein Liebespaar, davonzuschlendern. Innerhalb weniger Augenblicke wurden sie von den Wachen an der nächstgelegenen Hecke gesichtet. »Halt, ihr beiden!«

Die jungen Männer gehorchten. Einer rief: »Blauer Regenbogen, Blauer Regenbogen, Herr Feldwebel!« Und beide lachten, gaben vor, verlegen zu sein, und schlenderten Hand in Hand davon.

»Halt! Wer seid ihr?«

»Oh, tut uns leid, nur Freunde auf einem Nachtspaziergang«, antwortete der junge Mann mit seiner sanftesten, weichsten Stimme. »Blauer Regenbogen. Haben Sie unsere Parole vergessen?«

Einer der Samurai lachte. »Wenn der Hauptmann euch beim ›Spazierengehen‹ in den Büschen hier erwischt, kriegt ihr mehr als einen Blauen Regenbogen, und eure Backen werden alle vier erfahren, was eine Tracht Prügel ist.«

Wieder taten beide jungen Männer, als lachten sie. Weitere Aufforderungen zum Stehenbleiben ignorierend, gingen sie gemächlich davon. Schließlich rief der Feldwebel laut: »He, ihr beiden! Kommt sofort zurück!« Einen Augenblick drehten sie sich um und riefen

gekränkt, was sie hier machten, könne doch niemandem schaden. Inzwischen hatten Saigo und die anderen, durch die Ablenkung gedeckt, kriechend ihre endgültigen Positionen erreicht. Gespannt vor freudiger Erregung darüber, daß sie noch nicht entdeckt worden waren, ruhten sie sich, obwohl sie wußten, daß die Ablenkung so gut wie beendet war, einen Moment aus. Der Ruf des Nachtvogels, den Saigo diesmal ausstieß, war so laut, daß er die beiden jungen Männer erreichte.

Ohne innezuhalten taten sie, als lachten sie laut auf und liefen fröhlich Hand in Hand davon, als sei das Ganze ein Spiel. Scheinbar achtlos gerieten sie dabei in einen der Lichtteiche, so daß sie zum erstenmal deutlich zu erkennen waren. Mit einem Wutschrei machten sich der Feldwebel und die vier Mann an die Verfolgung. Die Wachen am fernen Haupttor spähten angestrengt in die Dunkelheit, um zu sehen, was da vorging, und die Wachen an der Hecke, die etwas sehen konnten, winkten eilig andere herbei.

Gleich darauf waren die beiden Shishi umzingelt. Rücken an Rücken, mit gezogenen Schwertern blieben sie unter einem Hagel von Fragen schweigend stehen. Weder an ihrer Haltung noch an der Art, wie sie die Zähne bleckten, war jetzt noch etwas Weibisches.

Wutentbrannt trat der Feldwebel einen Schritt vor. Der junge Mann ihm gegenüber war bereit. Die Rechte fuhr in seinen Ärmel, kam mit einem Shuriken wieder hervor, und ehe sich der Feldwebel ducken oder ausweichen konnte, grub sich der fünfzackige Stern aus Stahl in seine Kehle. Gurgelnd, an seinem eigenen Blut erstickend, fiel er vornüber. Beide Shishi sprangen in die Angriffsstellung, doch keiner vermochte aus dem Kreis auszubrechen, und obwohl sie tapfer kämpften und drei Samurai verwundeten, waren sie den beiden anderen nicht gewachsen, die vergeblich versuchten, sie zu entwaffnen und lebend gefangenzunehmen.

Einer der jungen Männer erhielt einen Schwertstreich in den unteren Teil des Rückens und schrie auf – schwer verwundet, doch

nicht so schwer, daß er sofort tot war. Der andere fuhr herum, um ihm zu helfen, wurde im selben Moment tödlich verwundet und brach sterbend zusammen. »*Sonno-joi*«, keuchte er noch. Entsetzt hörte es der andere, machte einen letzten, schwächlichen Versuch, sich gegen einen Angreifer zu wehren, kehrte sodann sein Schwert gegen sich selbst und stürzte sich hinein.

»Holt den Hauptmann«, keuchte ein Samurai, dem das Blut aus einer Schwertwunde am Arm strömte. Einer der anderen lief davon, während die übrigen sich um die Toten versammelten und der Feldweibel noch immer gurgelte, aber dem Tod sehr schnell entgegend. »Für den können wir nichts mehr tun. Ich hab noch nie einen so schnellen Shuriken gesehen.« Jemand drehte die beiden Toten um. »Seht doch, Todesgedichte! Tatsächlich Shishi – eeee, beide Satsumas! Die müssen wahnsinnig geworden sein.«

»*Sonno-joi!*« murmelte ein anderer. »Das ist kein Wahnsinn.«

»Es ist Wahnsinn, so etwas laut zu sagen«, warnte ihn ein hartgesichtiger Ashigari. »Wenn ein Offizier das hört.«

»He, diese mutterlosen Hunde kannten die Parole; hier muß ein Verräter sein!« Mißtrauisch sahen sie einander an.

Auf der rechten Seite stand wie erstarrt das Küchenpersonal, das keine Ahnung hatte, was sich da abspielte. Viele Samurai, neugierig von der Hecke herübergekommen, starrten die Toten an und schufen so die Lücke, die Katsumata und Saigo eingeplant hatten.

Wieder gab Saigo ein Signal. Seine beiden stärksten Kämpfer brachen aus dem Gebüsch ganz rechts hervor und liefen zur südöstlichen Ecke. Und wurden sofort entdeckt. Fluchend eilten die beiden nächststehenden Samurai hinüber, um ihnen den Weg abzuschneiden, während andere ihnen zu Hilfe kamen. Wieder begann ein heftiger Kampf Mann gegen Mann, wobei die Dunkelheit den Angreifern nützlich war. Ein Verteidiger schrie auf und fiel, seinen halb abgetrennten Arm haltend, zu Boden. Weitere Samurai eilten von der Hecke unmittelbar vor Saigo hinzu, und kurz bevor die Samu-



rai die beiden Kämpfer überwältigten, brachen die beiden Shishi mit einem koordinierten Manöver die Schlacht ab und taten, als flüchteten sie Hals über Kopf auf den Zaun beim Küchentrakt zu, der am weitesten von Saigo und den drei letzten Paaren entfernt war. Während der Flucht lösten sie Stricke mit kleinen Widerhaken an einem Ende von ihrer Taille. Am Zaun angelangt, warfen sie sie geschickt hinüber und begannen hinaufzuklettern, während die Verfolger ihre Anstrengungen verdoppelten.

Inzwischen galt die gesamte Aufmerksamkeit diesen beiden. Die Wachen in der Nähe des Eingangs und der anderen Seite des Shōgun-Komplexes, die immer noch nicht genau wußten, was da vorging, sondern nur, daß sich zwei Ronin auf dem Gelände befanden und über den Zaun zu entkommen versuchten, liefen los, um ihnen den Weg abzuschneiden. Andere liefen am Zaun entlang, um sie von jener Seite zu attackieren.

Einer der Shishi erreichte die Oberkante des Zauns, doch ehe er hinüberklettern konnte, grub sich ein Messer in seinen Körper, und er fiel rücklings in die Büsche. Der andere ließ das Seil fallen, lief zu seinem Freund und sah gerade noch, wie er sich das eigene Messer in die Kehle stieß, um der Gefangenschaft zu entgehen, bevor er unter einem Hagel von Schlägen selbst zusammenbrach. Er drehte und wand sich und kämpfte mit aller Kraft, wurde aber sogleich entwaffnet und von vier Samurai zu Boden gedrückt.

»Also, wer bist du?« fragte atemlos ein Samurai. »Wer bist du, und was für ein Spiel treibst du?«

»*Sonno-joi*... gehorcht dem Kaiser«, keuchte der Mann und versuchte vergeblich, sich ihrem Griff zu entwinden. Immer mehr Samurai versammelten sich um ihn, so daß er sicher war, seine Rolle bei dem Überfall gut zu spielen und sein Ablenkungsmanöver noch eine Weile durchhalten zu können. Vor der Gefangennahme hatte er keine Angst, denn im Kragen seines Kimonos, in Reichweite seiner Zähne, steckte eine Phiole mit tödlichem Gift. »Ich bin Hiroshi

Ishii aus Tosa und verlange den Shōgun zu sehen.«

Von dort, wo sie sich versteckt hielten, konnten Saigo und die fünf Männer, die bei ihm waren, alles hören, was ihr Freund sagte, ihre Aufmerksamkeit galt jedoch der Hecke vor ihnen und dem fernen Haupteingang. Die wenigen dort zurückgebliebenen Wachen kamen jetzt ebenfalls zu dem Gefangenen, und nun endlich war der Weg frei. »Los!«

Die sechs Männer, mit Saigo und Tora an der Spitze, sprangen auf und liefen los. Erst als sie schon fast die halbe Distanz zurückgelegt hatten, ertönte ein Warnruf, und die Samurai, die die Toten der ersten Gruppe umringten, begannen zurückzulaufen, um ihnen zuvorzukommen. Sofort verdoppelte Ishii seine Anstrengungen, sich zu befreien; er tobte und schrie, um jene abzulenken, die ihn festhielten, dann jedoch wurde er durch einen Faustschlag in die Bewußtlosigkeit geschickt.

»Ihr beiden bleibt hier«, keuchte der Samurai, der sich die aufgeplatzten Handknöchel leckte. »Bringt diesen Hundesohn aber nicht um; wir brauchen ihn lebend.« Damit erhob er sich schwerfällig und hinkte, eine tiefe Schwertwunde am Oberschenkel, mühsam zu den anderen hinüber.

Einige Verteidiger kamen den sechs Shishi näher, die noch immer direkt auf die Hecke zuhielten, die sich im Bogen in beiden Richtungen erstreckte. »Jetzt!« befahl Saigo. Sofort fuhr das Paar zu seiner Rechten herum und nahm, Shuriken in der Hand, Verteidigungsposition ein. Vorsichtig bremsten die verfolgenden Samurai ihr Tempo, stoben nach links und rechts auseinander, finteten und griffen an; die Shuriken fanden zwar ihr Ziel, verwundeten aber nicht schwer genug, und so begann ein weiterer Nahkampf, sechs Samurai gegen zwei Shishi.

Vom Haupttor kamen Verstärkungen gelaufen, andere eilten vom ersten Ablenkungsmanöver herüber, und alle, Verteidiger und Angreifer, trafen am endgültigen Zielpunkt zusammen: am Tor zu den

Quartieren des Shōgun. Als die Männer vom Haupttor der Herberge zu ihrem Entsetzen sahen, daß die Hecken und der Eingang – bei geschlossenen Türen – völlig unbewacht waren, machten sie kehrt, um sich zwischen die Shishi und den Eingang zu stellen, überließen anderen den Angriff und jagten hektisch los, um vor allem das Tor zu schützen. Die beiden Shishi hinter Saigo und Tora attackierten, retirierten und deckten ihnen noch immer den Rücken. Beide Männer waren verwundet, aber zwei Samurai wanden sich vor Schmerz am Boden. Vier gegen zwei, während andere nicht mehr weit entfernt waren.

»Jetzt!« befahl Saigo. Die beiden zu seiner Linken brachen aus und nahmen Richtung auf den Eingang, den sie zweifellos vor den Verteidigern erreichen würden. Diese Erkenntnis veranlaßte andere Samurai, die sich auf Saigo stürzen wollten, ebenfalls die Richtung zu ändern und zum Eingang zu laufen. Sofort fuhren Saigo und Tora herum und beteiligten sich an dem Kampf hinter ihnen. Ihr wütender Angriff beseitigte zwei der verbliebenen vier Samurai und half, die restlichen Feinde auszuschalten – nur Saigo und Tora, die allerdings schwer keuchten, waren noch unversehrt.

Unverzüglich befahl Saigo: »Los!« Beide Männer riefen laut: »*Sonno-joi!*« und setzten sich unter Schmerzen in Trab, um den Angriff auf den Eingang zu stützen und dadurch weitere Samurai abzuziehen, damit Saigo und Tora ihren Sturm auf die Hecke fortsetzen konnten.

Das erste Shishi-Paar, das zum Eingang stürmte, erreichte den schmalen Pfad und hielt sofort auf das Tor zu. Einer von ihnen wollte es aufstoßen. Im selben Moment zischte ein Pfeil ins Holz, dann wurden die beiden Männer getroffen und sogleich mit den Pfeilen der Bogenschützen gespickt, die zu den Verstärkungen gehörten. Hilflos, ohne ihren Auftrag ausführen zu können, schrien sie auf und starben im Stehen. Das zweite Paar erreichte den Zugangsweg. Der eine stürzte sich auf die angreifenden Samurai, der

andere auf das Tor, stolperte über seine toten Kameraden und starb, von vier Pfeilen durchbohrt. Sein Partner attackierte die Samurai und wurde prompt getötet. Seit dem Beginn waren nur Minuten vergangen.

Nun war der Weg zum Eingang frei. In wenigen Momenten würden die leichtfüßigsten Verteidiger das Tor erreichen, dann gab es für Saigo und Tora, die ihre Laufstrecke fast ganz hinter sich gebracht hatten und im Begriff waren, in Richtung Tor abzubiegen, keine Möglichkeit mehr, ihr Ziel zu erreichen. Aus diesem Grund mäßigten die Verteidiger ihr Tempo, zielten die Bogenschützen, des Sieges sicher, gemächlicher. Zu aller Erstaunen jedoch bogen Saigo und Tora unmittelbar vor der Hecke nicht seitwärts ab, sondern liefen weiter vorwärts und warfen sich, Seite an Seite, mitten in die Hecke hinein.

Der Schwung – das, und die akkurate Berechnung ihres Sprungs – bewirkte, daß sie hindurchbrachen. In den vorangegangenen Tagen hatte Saigo herausgefunden, daß die Äste zwar fest ineinander verflochten waren, die Baumstämme jedoch einen halben Meter Abstand voneinander hatten, so daß der klug berechnete Ansturm sie, wie er vermutete, glatt hindurchtragen würde.

Und so war es, obwohl die Äste ihnen blutende Wunden an Gesicht und Armen zufügten. Die beiden Männer landeten genau dort, wo Saigo es geplant hatte: auf dem Weg neben der Veranda, die zum Badehaus führte. Sekundenlang war niemand zu sehen; dann starrten mehrere von panischem Schrecken erfaßte Dienerinnen und Diener sie offenen Mundes von der Haustür her an und stürzten davon. Saigo führte den lautlosen Vorstoß an – den Weg entlang, die Treppe hinauf und um die Verandaecke. Von irgendwoher tauchten zwei unbewaffnete, unvorbereitete und übereifrige Beamte auf; einer von ihnen war der Kammerherr. Saigo metzelte beide nieder, tötete den Kammerherrn auf der Stelle, verwundete den anderen schwer und stürmte weiter. Tora versetzte dem ande-

ren den Todesstoß, sprang über die beiden Leichen und lief hinter ihm her.

Um die Ecke der Veranda und direkt durch die leichte Shoji-Wand ins Badehaus. Halbnackte Dienerinnen starrten sie in eisigem Entsetzen an: blutige Schwerter, zerschnittene, blutbesudelte Gesichter, zerfetzte, blutbefleckte Kimonos. Die Luft war warm, süßlich-duftend, feucht.

Saigo brüllte vor Wut wie ein Stier. Das dampfende, seichte Bad, gespeist von einer natürlichen Thermalquelle, war leer. Genau wie die vier Dampfbadkästen und die Massagetische – bis auf einen. In Sekundenbruchteilen sah er jede Einzelheit des winzigen, nackten Mädchens, das dort lag: den Schrecken in ihren Augen, den halb offenen Mund mit den geschwärzten Zähnen, die pechschwarze Haarmähne in ein schneeweißes Handtuch gedreht, kleine Brüste, Glieder und Füße, dunkelbraune Brustwarzen, alles an ihr geschwungen, einladend, goldene, jetzt von der Hitze des Bades sanft gerötete Haut, eingölt und duftend – und die blinde, halbnackte Masseuse, die reglos, mit schräggelegtem Kopf, aufmerksam neben ihr stand.

So leicht, das Mädchen und alle anderen zu töten, aber sein Auftrag lautete, ihr auf gar keinen Fall etwas anzutun. Trotzdem schien sein Kopf vor Wut darüber, daß sie hereingelegt worden waren – denn nicht nur ihre Zeitplanung, sondern auch ihre Informationen waren perfekt gewesen, und der Shōgun wich nie von seinen Gewohnheiten ab –, zu explodieren. Aber die Wut verwandelte sich in Begehren, ließ ihn erzittern, und nun verlangte sein ganzer Körper nach ihr, auf der Stelle, brutal, irgendwie, die Ehefrau vor dem Ehemann, Tod für beide, sie aber zuvor weit gespreizt.

Seine Lippen zogen sich von den Zähnen zurück, und er stürzte quer durch den Raum. Die Dienerinnen stoben auseinander, eine wurde ohnmächtig, die Prinzessin keuchte auf und lag reglos, vor Angst erstarrt da. Doch seine Fixierung auf den Shōgun lenkte ihn

an ihr vorbei und in die Shoji-Tür, die er ebenfalls durchbrach, um wieder einmal, mit Tosa auf den Fersen, zielsicher über Veranden, Gärten rechts, Zimmer links, auf die Schlafräume und somit sein Opfer zuzulaufen – kein denkender Mensch mehr, sondern ein rasendes, blutrünstiges Tier. Die Shoji-Türen standen offen, Gesichter tauchten auf: Zofen, junge Männer, Hofdamen und Diener, angelockt von dem Tumult, ganz oder halb angekleidet für den Abend, fürs Bett oder fürs Bad.

Keine Wachen in diesen Räumen. Noch nicht.

Ein paar Zimmer noch zu durchmessen, Türen, Gesichter; gleich würde er um die letzte Ecke, die letzte Veranda biegen. Saigos erwartungsvolle Erregung stieg, denn dies war ein wunderschön gedeckter Durchgang, links und rechts Gärten, ohne weitere Räume mit mißtrauischen Wachtposten, und am Ende die Schlafräume des Shōgun, wo er selbst sich mit seiner Kurtisane heimlich aufs Kopfkissen gelegt hatte.

Alle Sinne für die zu erwartenden Gefahren geschärft, Tora, ebenso schnell, einige Schritte hinter ihm. Geräusche von Männern, die sich dem Feind näherten, hämmernde Füße. Ein weiterer Raum durchmessen. Nur noch eine Tür, die letzte Gefahr. Gesichter vor der Tür, ein Arzt und ein hustender Knabe, die ihn in abgrundtiefer Schrecken anstarrten; dann um die Ecke, um ihren letzten, endgültigen Angriff zu beginnen.

Unvermittelt machten die beiden Männer halt. Ihr Herz setzte aus. Aus der Tür zum Allerheiligsten, unmittelbar vor ihnen, traten mit gezogenem Schwert ein Offizier und drei Samurai, die dort stehenblieben und sie erwarteten. Ein kurzes Zögern, dann griff Saigo, gefolgt von Tora, blindlings an: Nur diese vier Männer standen noch zwischen ihnen und dem Shōgun, den sie beschützten. »*Son-no-jo!*!«

Der Hauptmann stellte sich dem ersten Angriff, parierte den Schlag und blockierte das Schwert des anderen; dann drehte er sich

heraus und hieb auf Saigo ein, während zwei andere Samurai Tora angriffen und der letzte, wie befohlen, als Reserve zurückblieb. Saigo wehrte den Hieb ab und schlug zurück, verfehlte aber sein Ziel. Ein weiterer wütender Schlagabtausch, bei dem Saigo, dem Ziel so nahe, souverän und selbstbewußt kämpfte, den Angriff vorwärtstrug, das Gefühl hatte, übermenschlich zu sein, mit einer Klinge, die von selbst das Fleisch des Feindes suchte, wie sie in wenigen Sekunden den Shōgun-Knaben töten würde...

Dann zuckte ein blendend-greller Blitz hinter seinen Augen auf, dröhnte in seinem Schädel, und plötzlich sah er wieder den Arzt und den Knaben vor sich und erinnerte sich daran, daß ihm jemand gesagt hatte, der Shōgun-Knabe habe Keuchhusten – ein Porträt von ihm gab es natürlich nicht, und natürlich hatte ihn keiner der Shishi jemals gesehen: »Wenn ihr ihn nicht im Badehaus erwischt«, hatte Katsumata gesagt, »erkennt ihr ihn an seinen geschwärzten Zähnen, dem Husten, seiner Nähe zur Prinzessin, der Qualität seiner Gewänder – und vergeßt nicht, daß er wie die Prinzessin keine Wachen um sich haben mag.«

Mit einer ungeheuren, neu gewonnenen Kraft hackte Saigo wie ein wildes Tier auf den Hauptmann ein, der auf dem blankpolierten Fußboden ausrutschte und sekundenlang hilflos war. Aber Saigo führte nicht den Todesstreich, sondern wirbelte herum, um zu dem Knaben zurückzueilen – und der letzte Samurai nutzte die Lücke, auf die zu warten ihm befohlen worden war. Sein Schwert bohrte sich tief in Saigos Seite, aber Saigo spürte es nicht, sondern hieb kraftlos auf das Shōgun-Gespens vor ihm ein, wieder und wieder, bis er, noch immer zustoßend, zu Boden sank.

Der Hauptmann sprang auf die Füße, warf sich zu Tora herum, spießte ihn auf, zog die Klinge wie ein geschickter Schlachter heraus und enthauptete ihn mit einem einzigen Streich.

»Dasselbe für den da«, keuchte er und zeigte auf Saigo, während er mühsam um Atem rang; dann eilte er auf die Veranda zurück.

An der Ecke sah er, daß vom Eingang, angeführt von seinem Stellvertreter, Männer herbeigelaufen kamen. Er beschimpfte sie alle, stieß seinen Stellvertreter beiseite und rief ihm im Vorbeilaufen zu: »Alle Mann dieser Wachsicht auf den Platz vor der Herberge, ohne Waffen und auf den Knien. Sie auch!«

Sein Herz hämmerte noch immer; er war rasend vor Wut und hatte seine Panik noch nicht überwunden. Kurz vor Sonnenuntergang hatte Nobusada ihn gereizt zu sich befohlen: »Ziehen Sie alle Wachen innerhalb der Hecke ab. Es ist lächerlich, sie hier zu postieren, die Zimmer sind so klein und scheußlich! Sind Sie so unfähig, daß Sie diese abscheuliche kleine Herberge nicht sichern können? Müssen wir mit Leibwachen baden, mit Leibwachen schlafen, müssen wir essen, während sie uns beobachten? Entfernen Sie sich, für heute abend verbiete ich mir jegliche Wachtposten!«

»Aber Sire, ich muß darauf bestehen...«

»Auf gar nichts werden Sie bestehen. Heute abend keine Wachen innerhalb der Hecke. Und damit ist diese Unterredung beendet!« Der Hauptmann war machtlos, aber er brauchte sich keine Sorgen zu machen, denn selbstverständlich war alles perfekt gesichert.

Als die ersten gedämpften Geräusche des Überfalls zu ihm durchdrangen, machte er mit vier Mann gerade einen letzten, zufriedenstellenden Rundgang innerhalb der Hecke, die natürlich auch einen großartigen Lärmschutz bildete. Als er das Eingangstor erreichte und hinausspähte, sah er zu seinem Entsetzen, daß vier Mann die Hecke zu stürmen versuchten, während zwei auf das Tor zuliefen. Sein erster Gedanke galt dem Shōgun, also eilte er zum Badehaus, aber der Kammerherr rief laut: »Was geht hier vor?«

»Angreifer sind eingedrungen. Holen Sie den Shōgun aus dem Bad!«

»Er ist nicht dort, er ist bei seinem Arzt...«

Weiterlaufen, wieder von Panik beflügelt, am Badehaus vorbei zu den inneren Räumen, die leer waren, während eine verängstigte



Dienerin sagte, der Herr Shōgun befinde sich in einem der an die Veranda angrenzenden Räume; dann wieder hinaus, und da waren die beiden Angreifer, keine Möglichkeit, den Shōgun jetzt noch zu schützen, doch der Gedanke, daß die beiden, wenn sie hier angriffen, seinen Lehnsherren möglicherweise verpaßt hatten...

Er würde jedoch erst wirklich am Leben sein, wenn er sich persönlich davon überzeugt hatte, daß er noch lebte. Das dauerte nicht lange. Nobusada hustete und tobte, noch immer verängstigt, und die anderen, die ihn umringten, vergrößerten den Tumult nur noch. Rasch erfuhr er, daß die Prinzessin unversehrt, aber hysterisch war. Seine Panik legte sich. Er übersah Nobusadas Wut und befahl mit eisalter Stimme, bei der alle Soldaten erzitterten: »Bringt mir sofort einen Kurier und vier Mann, um einen Report vorzuschicken. Und alle Wachen, bis auf die gegenwärtige Schicht, haben sich unverzüglich hier zu melden, jeder einzelne Mann auf dem Gelände. Fünfzig Mann zum Schutz der Schlafräume, zwei Mann an jeder Ecke jeder Veranda. Und zehn Mann ständig in Sichtweite des Herrn Shōgun, bis er sich mit ihr innerhalb der Palastmauern befindet.«

Am Vormittag des folgenden Tages eilte Yoshi innerhalb der Palastmauern im leichten Regen durch den äußeren Ring der Gärten. Er wurde von General Akeda begleitet. »Was Sie vorhaben, ist außerordentlich gefährlich, Sire«, sagte dieser voll Angst, weil sich in jedem Dickicht, in jedem Busch ein Feind verbergen konnte.

Beide Männer trugen eine leichte Rüstung und Schwerter – eher ungewöhnlich hier, wo mit Ausnahme des herrschenden Shōgun und einer vierköpfigen Leibwache, dem Vorsitzenden des Ältestenrats und dem Vormund des Erben weder Samurai noch Waffen geduldet wurden.

Es ging auf Mittag. Die beiden Männer hatten sich verspätet und

nahmen keine Notiz von der Schönheit, die sie umgab, von den Teichen und Brücken, den blühenden Büschen und Bäumen, die seit Jahrhunderten gehegt und gepflegt worden waren. Jeder Gärtner, der sie sah, machte Kotau, bis sie aus seiner Sichtweite verschwanden. Über ihrer Rüstung trugen sie regenabweisende Stroh-umhänge. Den ganzen Morgen über hatte es leichte Schauer gegeben. Yoshi beschleunigte seinen Schritt.

Es war nicht das erstmal, daß sie zu einem geheimen Treffen innerhalb der Palastmauern eilten – gesichert, aber nie wirklich sicher. Es war so schwer, irgendwo eine wirklich sichere geheime Zusammenkunft abzuhalten, beinahe unmöglich, weil es überall Spione, Informanten oder Feinde gab und man ständig auf einen Hinterhalt, Gift, versteckte Bogenschützen oder Musketiere gefaßt sein mußte. Dasselbe galt für alle Daimyos. Sein Sicherheitsfaktor war, wie er wußte, sehr gering. Im Grunde so gering, daß sein Vater und sein Großvater ihn gelehrt hatten, die Tatsache zu akzeptieren, daß ein Tod aus Altersschwäche keinen Raum in ihrem Karma hatte.

»Wir sind hier so sicher, wie es nur möglich ist«, sagte er. »Hier einen Waffenstillstand zu brechen wäre unvorstellbar.«

»Ja, aber nicht für Ogama. Er ist ein Lügner und Betrüger, und er sollte den Aasgeiern zum Fraß vorgeworfen werden.«

Yoshi lächelte; ihm war wohler. Seitdem die erschreckende Nachricht von dem Shishi-Überfall mitten in der Nacht eingetroffen war, hatte er sich nervöser denn je gefühlt – schlimmer als damals, als er nach dem Tod seines Onkels bei der Wahl zum Shōgun übergegangen und an seiner Stelle Nobusada eingesetzt worden war, mehr als damals, als *taikō* Ii ihn, seinen Vater und ihre Familien hatte verhaften und in kellerähnlichen Räumen dahinvegetieren lassen. Er hatte Vorbereitungen getroffen, der Reisegesellschaft zweihundert Mann bis zur Straßensperre von Kyōto entgegenzusenden, und bei Morgengrauen Akeda heimlich zu Ogama geschickt, damit er ihm berichte, was geschehen war und warum eine starke, zum Krieg gerüs-

tete Truppe seine Quartiere verließ.

»Berichten Sie Ogama alles, was wir erfahren haben, und beantworten Sie all seine Fragen. Machen Sie keinen Fehler, Akeda.«

»Von mir wird es keinen Fehler geben, Sire.«

»Gut. Dann bringen Sie ihm das Schreiben und verlangen Sie sofort eine Antwort.« Was in dem Brief stand, hatte Yoshi Akeda nicht erklärt, und der General hatte nicht danach gefragt. Als Akeda zurückkehrte, hatte Yoshi von ihm verlangt: »Berichten Sie mir haargenau, wie er sich verhalten hat.«

»Ogama hat das Schreiben zweimal gelesen, ausgespuckt, zweimal geflucht, es seinem Berater Basuhiro zugeworfen, der es mit einem unbewegten Ausdruck auf dem pockennarbigem Gesicht gelesen und dann gesagt hat: ›Ich denke, Sire, darüber sollten wir unter vier Augen sprechen.‹ Ich habe erklärt, daß ich warten werde; nach einiger Zeit kam Basuhiro wieder heraus und sagte: ›Mein Herr ist einverstanden, wird aber, genau wie ich, bewaffnet kommen.‹ Was hat das alles zu bedeuten, Sire?«

Als Yoshi es ihm erklärte, wurde der Alte puterrot. »Sie haben ihn gebeten, sich allein mit Ihnen zu treffen? Mit mir als Leibwache? Das ist Wahnsinn! Nur weil er sagt, daß er nur mit Basuhiro...«

»Das reicht!« Yoshi wußte, daß sein Risiko groß war, mußte aber wieder hoch spielen, brauchte eine Antwort auf seinen Vorschlag bezüglich der Tore. Doch als er gerade gehen wollte und einer der zahlreichen Shōgunats-Spione von gewissen Gesprächen berichtete, die zwischen Katsumata und anderen Shishi in der Herberge ›Zu den Flüsternden Tannen‹ stattgefunden hatten, war er von freudiger Erregung gepackt worden und hatte um die Zusammenkunft gebeten. »Da ist er!«

Ogama stand, Basuhiro neben sich, im Schatten des weit ausladenden Baumes, unter dem sie sich verabredet hatten. Beide waren deutlich mißtrauisch und erwarteten Verrat, aber nicht so unverkennbar nervös wie Akeda. Yoshi hatte vorgeschlagen, daß Ogama

durch das Südtor kommen sollte, während er selbst das Osttor benutzen, seine Sänfte wie seine Leibwachen zurücklassen und seine Sicherheit garantieren würde. Nach dem Treffen sollten sie alle vier zusammen durch das Osttor hinausgehen.

Wie schon einmal, schritten die beiden Gegner aufeinander zu, um sich unter vier Augen zu unterhalten. Akeda und Basuhiro beobachteten sie nervös.

»Also!« sagte Ogama nach der offiziellen Begrüßung. »Eine Handvoll Shishi können durch Hunderte von Wachen wie ein Messer durch Dung bis in Nobusadas Badehaus mitsamt seiner splitterackten Frau und seinem Bett vorstoßen, bevor sie erwischt werden. Zehn Mann, sagen Sie?«

»Drei davon waren Choshu-Ronin: Die beiden, die durch die Hecke kamen, waren Choshu. Einer davon war der Anführer.« Yoshi hatte seinen Schrecken über den Überfall noch nicht überwunden und fragte sich, ob er es wagen würde, bei dieser seltenen Gelegenheit Ogama allein herauszufordern und sein Schwert zu ziehen: Basuhiro würde, mit oder ohne Akeda, keine körperliche Gefahr darstellen.

So oder so, Ogama muß sterben, aber noch nicht jetzt, dachte er. Nicht, solange zweitausend Choshu die Tore besetzt halten und ich nichts dagegen machen kann. »Sie alle starben, ohne Schaden anzurichten, nur ein paar Wachen mußten dran glauben. Und die Überlebenden dürften auch nicht mehr lange auf dieser Welt verweilen. Wie ich hörte, haben Sie all Ihren Choshu-Ronin eine Amnestie angeboten.« Sein Ton wurde scharf, denn er fragte sich wiederum, ob sich Ogama heimlich an der Planung beteiligt hatte, die so perfekt und nahezu erfolgreich gewesen war. »Shishi oder nicht.«

»Ja.« Nur Ogamas Mund lächelte. »Und das sollten die anderen Daimyos ebenfalls tun. Es ist eine schnelle und einfache Möglichkeit, alle Ronin, ob Shishi oder nicht, unter Kontrolle zu bringen. Sie sind eine Pest, und dem muß unbedingt ein Riegel vorgeschoben werden.«

ben werden.«

»Ganz Ihrer Meinung. Aber die Amnestie wird sie nicht aufhalten. Darf ich fragen, wie viele von Ihren Ronin auf Ihr Angebot eingegangen sind?«

Ogama lachte rauh. »Eindeutig nicht diejenigen, die an dem Überfall beteiligt waren! Bisher ein oder zwei, Yoshi-donno. Wie viele gibt es insgesamt? Hundert? Keine zweihundert, von denen zwanzig oder dreißig Choshu sein könnten? Choshu oder nicht, das spielt, keine Rolle.« Seine Miene verhärtete sich. »Ich habe den Überfall nicht geplant, wenn es das ist, was Sie vermuten.« Wieder dieses grimmige Lächeln. »Unvorstellbar, sich so etwas Verräterisches auszudenken, eh? Ganz schön leicht, die Shishi zu brandmarken, wenn Sie und ich das wollten. Aber ihr Schlachtruf ist nicht so leicht zu unterdrücken, falls er denn unterdrückt werden sollte. Alle Macht zurück zum Kaiser, alle Gai-Jin außer Landes. *Sonno-jo*i ist ein hervorragender Schlachtruf, nicht wahr?«

»Darauf könnte ich vieles antworten, Ogama-donno, aber Verbündete sollten einander nicht herausfordern. Und wir sind doch Verbündete, nicht wahr?«

Ogama nickte. »Im Prinzip, ja.«

»Gut«, sagte Yoshi und versuchte seine Verwunderung darüber zu kaschieren, daß Ogama sich auf seine Bedingungen eingelassen hatte. »Innerhalb eines Jahres werden Sie Vorsitzender des Ältestenrates sein. Von der Mittagsstunde an besitze ich die Kontrolle über die Tore.« Er wandte sich zum Gehen.

»Alles, wie Sie es verlangt haben. Bis auf die Tore.«

Die Ader auf Yoshis Stirn trat dick heraus. »Ich sagte aber, daß ich die Tore brauche.«

»Tut mir leid.« Noch umklammerte Ogamas Hand den Schwertgriff nicht fester; nur seine Füße hatte er in eine günstigere Kampfpозиtion gebracht. »Heimliche Verbündete, ja; Krieg mit Tosa, ja, mit Satsuma, ja. Die Tore – nein. Tut mir leid.«

Sekundenlang erwiderte Yoshi Toranaga nichts. Sah ihn nur an. Furchtlos erwiderte Ogama seinen Blick, wartete, war kampfbereit. Dann seufzte Yoshi und wischte sich die Regentropfen von dem breitrandigen Hut. »Ich möchte, daß wir Verbündete sind. Verbündete sollten einander helfen. Möglicherweise habe ich einen Kompromißvorschlag, aber zunächst möchte ich Ihnen eine überraschende Information geben: Katsumata ist hier in Kyōto.«

Ogama schoß das Blut ins Gesicht. »Unmöglich! Meine Spione hätten mir davon berichtet.«

»Er ist hier, und zwar schon seit einigen Wochen.«

»Von Sanjiros Männern ist kein einziger in Kyōto, vor allem aber nicht dieser Mann! Sonst hätten mich meine Spione...«

»Oh, tut mir leid«, gab Yoshi gelassen zurück. »Er ist hier, nicht als Sanjiros Pfadfinder und Spion, jedenfalls nicht nach außen. Katsumata ist ein Shishi, ist der Anführer der Shishi hier. Sein Deckname ist ›der Rabe‹.«

Ogama starrte ihn an. »Katsumata ist der Shishi-Anführer?«

»Ja. Und mehr. Überlegen Sie einen Moment: Ist er nicht Sanjiros zuverlässigster, langjähriger Ratgeber und Taktiker? Hat er Sie nicht in Sanjiros Namen mit seinem falschen Pakt überlistet und bei Fushimi besiegt, um Sanjiro die Flucht zu ermöglichen? Bedeutet das nicht, daß Sanjiro von Satsuma insgeheim der wahre Anführer der Shishi ist und daß all ihre Morde zu seinem großen Plan gehören, uns alle zu stürzen, vor allem Sie, um selbst Shōgun zu werden?«

»Das war natürlich immer Sanjiros Ziel«, gab Ogama zu. Er war benommen, doch viele bisher unerklärliche Vorkommnisse paßten nun auf einmal ins Schema. »Wenn er auch über die Shishi befiehlt...« Er unterbrach sich, unvermittelt wütend darüber, daß Takeda ihm nichts davon gesagt hatte. Warum? Ist denn Takeda nicht mein Spion, mein wahrer, heimlicher Vasall? »Wo ist Katsumata jetzt?«

»Eine Ihrer Patrouillen hätte ihn vor ein paar Tagen bei der Her-

berge ›Zu den flüsternden Tannen‹ fast in einen Hinterhalt gelockt.«

Zornesröte stieg in Ogamas Zügen auf. »Er war dort?« stieß er hervor. »Wir hatten gehört, daß Shishi dort schliefen, aber ich wußte nicht...« Wieder einmal erstickte er fast an seiner Wut darüber, daß Takeda ihm nicht mitgeteilt hatte, daß der verhaßte Feind sich in seiner Reichweite befand. Warum? Macht nichts, mit Takeda werde ich mühelos fertig. Zunächst Katsumata. Ich habe nicht vergessen, daß Katsumata meinen Überraschungsangriff auf Sanjiro verhindert hat. Ohne Katsumata wäre Sanjiro tot, ich wäre Oberherr von Satsuma und hätte es nicht nötig, mich mit Toranaga Yoshi abzugeben, denn er würde vor mir auf den Knien liegen. »Wo ist er jetzt? Wissen Sie, wo er jetzt ist?«

»Ich kenne das sichere Haus, in dem er sich gestern nacht aufgehalten hat und möglicherweise heute nacht auch.« Dann setzte Yoshi leise hinzu: »Es sind über einhundert Shishi in Kyōto. Sie planen bereits einen Massenangriff auf Sie.«

Ogama lief es kalt über den Rücken; er wußte, daß es vor einem Mörder, der den Tod nicht fürchtete, keinen wirksamen Schutz gab. »Wann?«

»Er war für morgen bei Einbruch der Abenddämmerung angesetzt – wenn der Überfall auf den Shōgun erfolgreich gewesen wäre. Und sobald Sie tot wären, wollten sie die Tore erobern.«

Ogama mußte sich sehr beherrschen, um ihm nicht zu verraten, daß morgen bei Einbruch der Abenddämmerung ein heimliches Treffen mit Takeda verabredet war, ein perfekter Zeitpunkt für einen Überraschungsangriff. »Und nun, da er ein Mißerfolg war?«

»Meine Informationen lauten, daß die Führer heute abend zusammenkommen, um darüber zu beraten. Nun stehen Sie, nach Nobusada und mir, ganz oben auf der Liste der Opfer.«

»Warum?« stammelte Ogama. »Ich unterstütze den Kaiser, unterstütze den Kampf gegen die Gai-Jin.«

Yoshi, der das sehr gut wußte, verbiß sich ein Lächeln. »Tun wir uns heute abend zusammen. Ich weiß, wo sie sich treffen, wo Katsumata und die meisten Anführer sein werden – über jenen Teil der Stadt ist eine Ausgangssperre von Tagesanbruch bis zum Abend verhängt.«

Ogama stieß den Atem aus. »Und der Preis?«

»Zunächst weitere Informationen, die uns beide betreffen.« Und zu Ogamas wachsender Beunruhigung berichtete ihm Yoshi Einzelheiten über die Zusammenkunft der Ältesten mit Sir William und den anderen Gesandten, über seinen Spion Misamoto, über Sir Williams Drohung eines bewaffneten Vorstoßes hierher, sobald seine Flotte zurückkehrte, und wie trickreich Drohung und Bezahlung für den Augenblick abgewendet worden waren.

»Wenn ich es befehle, wird ihre Flotte niemals durch meine Shimonoseki-Meerenge gelangen.«

»Sie könnten den langen Weg um die Südinsel herum nehmen.«

»Langer Weg, kurzer Weg, kein Unterschied. Wenn sie in oder bei Osaka landen, werde ich oder werden wir sie vernichten.«

»Beim ersten Mal, ja. Unter großen Verlusten, aber immerhin werden die Gai-Jin zurückgeschlagen werden. Vor zwei Tagen jedoch erhielt ich einen geheimen Bericht aus der Abteilung der Bakufu hier, die sich mit China-Informationen befaßt.« Er zog die Schriftrolle heraus. »Hier, lesen Sie selbst.«

»Was steht da?« fragte Ogama barsch.

»Daß die Yokohama-Flotte, auf Strafexpedition für die Versenkung eines einzigen britischen Schiffes, zwanzig Leagues der chinesischen Küste nördlich von Shanghai verheert, alle Dörfer niedergebrannt und alle Schiffe versenkt hat.«

Ogama spie aus. »Piraten. Piratennester!«

»Piraten ja, aber dieses Gesindel ist nicht feige. Vor gar nicht so langer Zeit hat eine Armee dieser selben Gai-Jin China zum zweitenmal gedemütigt und den Sommerpalast des Kaisers und die



Stadt Peking niedergebrannt. Ihre Flotten und Armeen sind schrecklich.«

»Wir sind in Nippon, nicht in China.« Ogama zuckte die Achseln, nicht bereit, sich aushorchen zu lassen oder seine Pläne für die Verteidigung von Choshu zu verraten. Aber er überlegte: Meine Küsten sind zerklüftet und felsig, schwierig zu erobern und überaus gut zu verteidigen; sobald alle Geschützstellungen und Bunker für die Kämpfer fertig sind, werden sie völlig uneinnehmbar sein. »Und wir sind keine Chinesen.«

»Ich dachte mir, daß wir Frieden zwischen allen Daimyos brauchen, um Zeit zu gewinnen, die Gai-Jin zu manipulieren, uns ihre Kanonen-, Gewehr- und Schiffsgeheimnisse anzueignen und zu erfahren, wie es kommt, daß dieses eine, stinkende kleine Inselvolk, kleiner als unser Land, offenbar zum reichsten von der Welt geworden ist und den größten Teil davon beherrscht.«

»Lügen. Lügen, die verbreitet werden, um die Feiglinge hier in Angst zu versetzen.«

Yoshi schüttelte den Kopf. »Das glaube ich nicht. Zunächst müssen wir lernen, dann können wir sie vernichten. Jetzt können wir das nicht.«

»Können wir doch. Dies ist das Land der Götter. In Choshu habe ich eine Kanonenfabrik, bald werden andere hinzukommen. Satsuma besitzt drei kleine Dampfschiffe, der Beginn einer Flotte, bald werden es mehr werden.« Seine Miene verzerrte sich. »Wir können Yokohama und diese Flotte vernichten, und bis andere nachkommen, werden wir bereit sein.«

Yoshi, der sein Erstaunen über die Leidenschaft und Kraft des Hasses seines Gegners verbarg, war insgeheim hocherfreut darüber, eine weitere Waffe entdeckt zu haben, die er irgendwann einsetzen konnte. »Ich stimme zu. Das meine ich ja. Sehen Sie, Ogama-donno«, sagte er, als sei er zutiefst erleichtert, »wir sind derselben Meinung, obwohl wir aus verschiedenen Richtungen dahingelangen.

Wir vernichten sie, aber zu gegebener Zeit, wir müssen den Zeitpunkt wählen, uns ihr Wissen aneignen und uns von ihnen die Mittel geben lassen, um ihre Kanonen und ihre Köpfe zu vernageln.« Sein Ton wurde fester. »In einem Jahr kontrollieren Sie und ich den Rat und die Bakufu. In drei bis vier Jahren können wir zahlreiche Kanonen, Gewehre und Schiffe kaufen.«

»Und wie bezahlen wir dafür? Die Gai-Jin sind raffgierig.«

»Eine Möglichkeit wäre Kohle für ihre Schiffe. Eine andere Gold.« Yoshi erklärte ihm sein Schürfsystem.

»Schlau.« Ogamas Lippen verzogen sich zu einem seltsamen Lächeln. »In Choshu haben wir Kohle, Eisen und Holz für Schiffe.«

»Und schon eine Rüstungsfabrik.«

Ogama lachte, ein gutes Lachen; Yoshi lachte ebenfalls und wußte, daß ihm ein Durchbruch gelungen war. »Stimmt, und meine Batterien werden mit jedem Monat mehr.« Unter dem unablässigen Regen rückte er seinen Umhang zurecht und setzte nachdrücklich hinzu: »Genau wie mein fester Entschluß zunimmt, auf feindliche Schiffe zu schießen, wenn ich das will. Sind das alle Ihre Informationen, Yoshi-donno?«

»Im Augenblick ja. Darf ich Ihnen raten, den Griff auf die Meerenge zu lockern? Sie gehört ja ohnehin Ihnen. Doch, das ist vorläufig alles, aber als mein Verbündeter werden Sie sämtliche vertraulichen Informationen erhalten.«

»Als Ihr Verbündeter erwarte ich sämtliche vertraulichen Informationen.« Ogama nickte vor sich hin. Er drehte sich zu Basuhiro um, ließ sich dann aber doch nicht von ihm beraten. Yoshi hat recht, dachte er, Führer sollten Geheimnisse haben. »Genug geredet. Katsumata: Ich habe nach dem Preis gefragt. Heute Abend ein gemeinsamer Überfall.«

»Was würde ein ganz spezieller Verbündeter bieten?«

Ogama streckte sich, um die knirschende Spannung in Hals und Schultern zu lockern. Er hatte diese Frage erwartet, denn trotz sei-

ner prahlerischen Drohungen war er kein Dummkopf. Zeit genug, ein Angebot zu variieren, dachte er, obwohl keiner von uns beiden sich herablassen würde, sein Gesicht zu verlieren, indem wir wie die verachteten Reishändler feilschen. »Sie dürfen die Tore einen Monat lang besetzen, nur zwanzig Mann an jedem der sechs Tore, zweihundert meiner Männer in der Nähe stationiert.« Ogama lächelte. »Nicht so nahe, daß Sie in Verlegenheit gebracht würden. Jede Person, die hinein oder hinaus will, wird von Ihrem Toroffizier, wie es sich gehört, einen Passierschein erhalten, der sich unauffällig mit meinem... Verbindungs-offizier beraten wird, bevor die Passierscheine ausgestellt werden.«

»Beraten?«

»Beraten wie zwischen heimlichen Verbündeten, damit man gemeinsam zu einem Ergebnis kommt.« Das freundliche Lächeln war verschwunden. »Wenn mehr als zwanzig von Ihren Männern auftauchen, übernehmen meine Männer wieder die Tore, und alle Vereinbarungen sind null und nichtig. Einverstanden?«

Yoshis Blick war eisig geworden. Unnötig, Drohungen auszustoßen, dachte er, denn ein Trick von einem der Beteiligten würde ohnehin alle Vereinbarungen beenden. »Ich würde vierzig Mann an jedem Tor vorziehen – die Einzelheiten des Wachwechsels können wir problemlos arrangieren –, und ich besetze die Tore so lange, wie Shōgun Nobusada und Prinzessin Yazu im Palast sind.«

Ogama hatte die Veränderung bemerkt. »Shōgun Nobusada, ja. Aber nicht die Prinzessin, die... die unter Umständen für immer bleiben wird, eh? Vierzig? Nun gut, vierzig an jedem Tor. Natürlich wird der Sohn des Himmels seinen Wunsch, daß ich die Tore verteidige, nicht widerrufen.«

»Der Sohn des Himmels ist der Sohn des Himmels, aber ich bezweifle, daß ein Widerruf kommt, während Shōgunats-Truppen ihre historischen Rechte ausüben.«

Sofort wurde Ogamas Miene ausdruckslos. »Vergessen wir doch

dieses höfliche Hin und Her, und reden wir offen: Gegen Katsumata und alles übrige werde ich einen gesichtswahrenden Plan für die Tore akzeptieren. Ihre Männer übernehmen die Ehrenwache, Ihre Banner werden gehißt, und ich stimme fast allem zu, was Sie gesagt haben, aber ich werde meine Opposition gegen ›historische Rechte‹, Shōgunat und Bakufu niemals aufgeben...«, er hielt inne und machte, weil er, was ihm da geboten wurde, wirklich wollte, eine weitere Konzession, »... gegen das *gegenwärtige* Shōgunat und die *gegenwärtigen* Bakufu, Yoshi-donno. Bitte, entschuldigen Sie meine Offenheit, ich halte es für gut, Ihr Verbündeter zu sein, ich hätte nicht gedacht, daß es möglich wäre und daß ich irgendeinem Vorschlag zustimmen könnte.«

Mühsam seine Genugtuung unterdrückend, nickte Yoshi. »Ich freue mich, daß wir uns einigen konnten, und erkläre Ihnen ebenfalls offen, daß wir großen Veränderungen und kleinen zustimmen können. Zum Beispiel«, ergänzte er leichthin, »daß es sich, wenn ein solcher ›Wunsch‹ des Kaisers eintreffen sollte, um eine Fälschung handeln würde.«

Jetzt war Ogamas Lächeln aufrichtig, denn er hatte das Gefühl, einen perfekten Kompromiß geschlossen zu haben. »Gut. Und nun Katsumata.«

Der Überfall auf das Shishi-Versteck begann wenige Stunden vor Tagesanbruch. Die Überraschung war perfekt. Im Haus befanden sich Katsumata, alle Unterführer und andere Männer. Und Sumomo.

Die ersten Anzeichen von Gefahr registrierten die beiden Wachtposten, als eine der Hütten ein Stück weiter die vom Regen aufgeweichte Gasse entlang unter den erstickten Schreien der Bewohner und ihrer unmittelbaren Nachbarn in Flammen aufging. Augenblicklich begannen diese Männer und Frauen – allesamt heimlich

durch die Bakufu eingeschleust – in vorgetäuschter Panik auf die Gasse hinauszulaufen und halfen damit, das lautlose Vorrücken der Angriffstruppen zu kaschieren. Als die Wachtposten nachsehen gingen, kamen Pfeile aus der Nacht und warfen sie nieder. Einer von ihnen brüllte noch einen Warnruf, bevor er starb.

Sofort kam die Haupttruppe aus dem Dunkel gestürmt und umzingelte das gesamte Slumviertel. Die meisten Soldaten waren – auf sein Verlangen – Ogamas Männer; Yoshi hatte diesem Wunsch zugestimmt und erklärt, er werde eine symbolische Truppe von vierzig handverlesenen Männern unter Akeda mitschicken. Sekunden später hatten viele Männer der Angriffsgruppe Fackeln entzündet. Diese beleuchteten vorn und hinten einen Teil der Zielhütte, so daß ein Hagel von Pfeilen in jede Öffnung und jede schwache Stelle eindrang. Dann eilten unerwartet vier Yoshi-Scharfschützen auf ihre Position, zwei hinter den Hütten und zwei vorn, und feuerten mehrere Salven durch die Papierwände.

Sekundenlang herrschte entsetzte Stille – Samurai, Shishi und alle nahen Slumbewohner waren gleichermaßen erschrocken –, denn der Lärm schnellen Gewehrfeuers war ihnen unbekannt. Dann brach das Schweigen, als alle außer der Angriffsgruppe Deckung suchten, während von drinnen die Schreie und Rufe der Verwundeten kamen. Eine an die erste Brandstelle angrenzende Hütte fing Feuer, und dieser Brand verbreitete sich als Lauffeuer von einem Haus zum anderen, bis beide Seiten am anderen Ende der Gasse zu einem Inferno wurden, in dem zahlreiche Familien eingeschlossen waren.

Der Ogama-Hauptmann, der die Angriffsgruppe führte, schenkte dieser Gefahrenquelle keine Beachtung, sondern gab der ersten Angriffswelle den Befehl zum Vordringen, obwohl Yoshi ihm geraten hatte, die Hütten in Brand zu stecken und es seinen Gewehrschützen zu überlassen, die Shishi, die aus der Vordertür und den Seitenfenstern flohen, einzeln aufs Korn zu nehmen. Ein allgemeiner

Kampf entwickelte sich hier und in der Hintergasse, als ein weiterer wütender Ausfall zurückgeschlagen wurde, weil die um sich schlagenden Männer von dem engen Raum, dem Schlamm und dem Halbdunkel behindert wurden. Zwei Mann durchbrachen den Kordon, um sofort von anderen, die im Hinterhalt lauerten, niedergeschlagen zu werden. Einer weiteren Salve in die Hütte folgte ein weiterer Ausbruchversuch einer verzweifelten Gruppe Shishi, ein hoffnungsloses Unterfangen, denn dahinter wurden sie von einem weiteren Kreis erwartet und dahinter von einem dritten. Der Rauch der Brände begann die Angreifer und die Angegriffenen zu behindern.

Ein Befehl von Akeda. Seine Männer mit den Fackeln liefen auf die Hütte zu, die sie aufs Dach und durch die Shoji schleuderten, und machten stehenden Fußes kehrt, um ihren Kameraden mit den Gewehren freies Schußfeld zu geben. Weitere Schüsse, weitere Tote, als eine Schar von Shishi herausgelaufen kam, um sich in das brüllende, schreiende Gewimmel zu stürzen. Der Gestank von Rauch, Abfall, Feuer, brennendem Fleisch und Tod begann die Nacht zu füllen. Der Regen wurde zu leichtem Nieseln.

Gut geschützt von ihren Leibwachen beobachteten Ogama und Yoshi die Szene auf ihrem Befehlsstand in sicherer Entfernung von der Flammenglut und den Kämpfen. Beide trugen Rüstung und Schwerter, und Yoshi hatte sein Gewehr umgehängt. Neben ihnen standen ein paar Bakufu-Beamte. Alle waren überrascht, als sie inmitten des tobenden Durcheinanders einen Shishi sahen, der den Kordon durchbrach, die Gasse entlangrannte und Kurs auf eine Nebengasse nahm, die den angreifenden Choshu-Samurai verborgen geblieben war.

»Ist das Katsumata?« rief Ogama, doch seine Worte gingen unter, weil Yoshi ohne Zögern zielte und schoß, nachlud und abermals schoß. Schreiend fiel der Mann zu Boden. Ogama und alle Umstehenden erschrecken über das Tempo, mit dem dies geschah, denn

keiner hatte erwartet, daß Yoshi persönlich eingreifen würde. Gemächlich zielte Yoshi abermals auf den Mann, der sich hilflos im Schlamm wand. Die Kugel schleuderte den Körper nach hinten. Ein letzter, qualvoller Schrei, dann blieb er reglos liegen.

»Das ist nicht Katsumata«, stellte Yoshi enttäuscht fest.

Ogama fluchte; er konnte im Dunkeln nicht sehr gut sehen. Er riß den Blick von dem Leichnam los und betrachtete, einen Schauer unterdrückend, das Gewehr, das locker in Yoshis Händen lag. »Sie können gut damit umgehen.«

»Leicht zu lernen, Ogama-donno. Viel zu leicht.« Fast sicher, daß dies das erste Gewehr war, das Ogama zu Gesicht bekam, schob Yoshi mit betonter Nonchalance eine neue Patrone ins Verschlußstück. Er hatte dieses Gewehr und seine Schützen bewußt mitgebracht, um ihn zu beeindrucken, ihn aus dem Gleichgewicht zu bringen und dafür zu sorgen, daß er sich einen Mordversuch an ihm dreimal überlegte. »So zu töten ist abscheulich, feige und unehrenhaft.«

»Ja. Ja, das ist es. Dürfte ich das Gewehr bitte sehen?«

»Selbstverständlich.« Yoshi legte den Sicherheitsbügel um. »Es ist amerikanisch, der neueste Hinterlader. Von denen werde ich demnächst fünftausend erhalten.« Er lächelte dünn, als er daran dachte, daß er sich der Bestellung bemächtigt hatte, die eigentlich Ogama gehörte. »Mein Vorfahr hat klug daran getan, alle Gewehre zu verbieten – jeder kann damit umgehen und töten, aus der Nähe wie aus der Ferne, Daimyo, Kaufmann, Räuber, Ronin, Bauer, Frau, Kind. Mein Vorfahr war wirklich sehr klug. Schade, daß wir nicht dasselbe tun können, aber das haben die Gai-Jin unmöglich gemacht.«

Das Gewehr war ungewohnt für Ogama, schwerer als ein Schwert, gut geölt und tödlich, aber das erhöhte seltsamerweise die Erregung des Überfalls, des Tötens, der Schreie, der Kämpfe und des Bewußtseins, daß seine Spione berichtet hatten, Katsumata befinde sich

tatsächlich in der Hütte, so daß der Kopf seines verhaßten Feindes nun bald zur Schau gestellt werden würde.

Gut, so zu töten, ohne Gefahr für das eigene Leben, sagte er sich, während seine Finger den Lauf streichelten, aber Yoshi hat mal wieder recht. In den falschen Händen... und alle anderen Hände würden falsch sein. Fünftausend? Eeee, das würde mir den Kampf sehr erschweren. Ich habe nur zweihundertfünfzig bestellt – woher hat er das Geld, seine Ländereien sind ebenso mit Schulden belastet wie die meinen... Ah ja, ich vergaß, er verhökert Schürfrechte. Gerissen. Ich werde das wohl ebenfalls tun. Wie sieht sein geheimer Plan aus? Hat er auch einen ›Roten Himmel‹? Wenn Yoshi fünftausend bekommt, muß ich zehn haben. Heute Abend hat er vierzig Mann mitgebracht. Wieso vierzig? Um mich daran zu erinnern, daß ich ihm vierzig für jedes Tor zugestanden habe? Vierzig Gewehrschützen könnten leicht meine zweihundert dezimieren, es sei denn, wir wären ebenso gut bewaffnet.

»Sie haben noch mehr hier?« erkundigte er sich.

Yoshi beschloß, ehrlich zu sein. »Im Augenblick nicht.«

Nachdenklich gab ihm Ogama das Gewehr zurück und konzentrierte seine Aufmerksamkeit auf die Elendshütten.

Der Lärm der Schlacht ließ allmählich nach, jener der Brände nahm jedoch zu, und immer mehr Bewohner versuchten sie mit Eimerketten zu bekämpfen. Auch die Dächer der Zielhütte und der beiden Hütten rechts und links davon brannten jetzt. Wieder kam es zu einem Kampf Mann gegen Mann, als weitere Shishi die brennende Hütte verließen, die zum Teil bereits verwundet waren. »Katsumata ist nicht dabei«, sagte Yoshi.

»Vielleicht hat er versucht, auf der Rückseite durchzubrechen.«

Dort, außerhalb ihrer Sichtweite, lagen schon fünf Shishi zusammen mit acht Ogama-Samurai tot im Schlamm, während sechs Samurai verwundet waren. Ein weiterer Kampf zwischen drei Shishi und zehn Ogama-Samurai ging seinem unvermeidlichen Ende zu.



Dreißig Choshu-Samurai erwarteten, in Reihen hintereinandergestaffelt, den nächsten Ausbruch. Rauch drang aus den Rissen in den Shoji. In der Luft lag der Gestank von brennendem Fleisch. Drinnen schien sich nichts mehr zu regen. Ein Offizier deutete auf einen Samurai. »Berichte dem Hauptmann, was hier geschehen ist, und frage ihn, ob wir warten oder eindringen sollen.« Der Mann eilte davon.

Vorn endete der Kampf wie alle anderen. Die drei Shishi starben tapfer. Noch zwölf andere lagen hier tot, siebzehn Choshu und einer von Yoshis Männern waren über die Wastatt verteilt. Vierzehn waren verwundet, drei Shishi hilflos, aber noch am Leben. Der Hauptmann lauschte dem Bericht. »Sag dem Offizier, er soll warten, aber jeden, den wir aufstöbern, sofort töten.« Einer Reserve-truppe rief er zu: »Leert diese Hütten, solange noch Zeit ist. Tötet jeden, der sich nicht ergeben will, nicht aber die Verwundeten.«

Sofort stießen die Männer zur Hüttentür vor. Drinnen ertönten einzelne Rufe und Gegenrufe, dann herrschte Stille. Einer der Männer kam wieder heraus; aus einer tiefen Schwertwunde in seiner Seite strömte Blut. »Ein halbes Dutzend Verwundete, viele Tote.«

»Bringt sie heraus, bevor das Dach einbricht.«

Die Toten und Verwundeten wurden vor Yoshi und Ogama auf den Boden gelegt; die Beamten standen daneben. Neunundzwanzig Tote. Elf hilflos verwundet. Katsumata war nicht unter ihnen.

»Wo ist er?« schrie Ogama den obersten Beamten wutentbrannt an. Yoshi war nicht weniger zornig, denn niemand wußte genau, wie viele Feinde drinnen gewesen waren, als der Kampf begann.

Der Mann fiel auf die Knie. »Ich schwöre, Sire, daß er anfangs dort gewesen ist, und herausgekommen ist er bestimmt nicht.«

Ogama stapfte zu dem nächstliegenden verwundeten Shishi hinüber. »Wo ist er?«

Trotz seiner Schmerzen funkelte ihn der Mann wütend an. »Wer?«

»Katsumata!«

»Wer? Ich kenne keinen... keinen Katsumata. *Sonno-joi*, Verräter! Töte mich, damit es vorbei ist!«

»Bald«, zischte Ogama durch die Zähne.

Jeder Verwundete wurde befragt. Ogama hatte jedem ins Gesicht gesehen – kein Katsumata. Kein Takeda. »Tötet sie alle.«

»Lassen Sie sie ehrenhaft sterben, wie Samurai«, verlangte Yoshi.

»Selbstverständlich.« Beide wandten sich um, als das Dach der Hütte zusammenbrach, die Wände in einem Funkenregen einstürzten und die angrenzenden Hütten mitrissen. Das Nieseln wurde wieder zu Regen. »Hauptmann! Löschen Sie die Brände. Wenn dieser Haufen Dung kein unfähiger Dummkopf ist, muß es irgendwo einen Keller geben, ein Versteck.« Damit marschierte Ogama wütend davon, weil er sich irgendwie hintergangen fühlte.

Nervös erhob sich der Beamte von den Knien und schob sich näher an Yoshi heran. »Entschuldigen Sie, Sire«, flüsterte er, »aber die Frau ist auch nicht dabei. Es muß irgendwo ein...«

»Welche Frau?«

»Sie war jung. Eine Satsuma. Sie war schon seit einigen Wochen bei ihnen. Wir glauben, daß sie Katsumatas Begleiterin war. Und leider muß ich sagen, daß auch Takeda nicht mehr da ist.«

»Wer?«

»Ein Choshu-Shishi, den wir beobachtet haben. Möglicherweise war er Ogamas Spion – er wurde gesehen, wie er sich an dem Tag, bevor unser Überfall auf Katsumata fehlschlug, in Ogamas Hauptquartier schlich.«

»Sie sind sicher, daß Katsumata und die anderen beiden hier waren?«

»Ganz sicher, Sire. Alle drei, Sire.«

»Dann muß es einen Keller oder einen geheimen Fluchtweg geben.«

Sie fanden ihn im Morgengrauen. Eine Falltür über einem engen

Tunnel, gerade groß genug, um durchzukriechen, der weit entfernt im unkrautüberwucherten Garten eines leeren Schuppens endete. Wütend trat Ogama gegen den getarnten Deckel. »Baka!«

»Wir werden einen Preis auf Katsumatas Kopf aussetzen«, schlug Yoshi vor. Er war verärgert. Offensichtlich hatte dieser Fehlschlag der so mühsam manipulierten und begonnenen Beziehung geschadet. Aber er war zu klug, um Takeda oder die Frau zu erwähnen – die hatte keine Bedeutung. »Katsumata muß noch in Kyōto sein. Die Bakufu werden Befehl erhalten, ihn zu suchen, zu fangen oder uns seinen Kopf zu bringen.«

»Meine Anhänger werden denselben Befehl erhalten.« Auch Ogama hatte an Takeda gedacht und sich gefragt, ob seine Flucht Gutes oder Schlechtes bedeutete. Er sah den Hauptmann an, der herüberkam. »Ja?«

»Wünschen Sie die Köpfe jetzt, Sire?«

»Ja. Yoshi-donno?«

»Ja.«

Die verwundeten Shishi hatten ehrenhaft und ohne weiteren Schmerz sterben dürfen. Sie waren rituell enthauptet, ihre Köpfe waren gewaschen und in einer Reihe ausgelegt worden. Vierzig. Schon wieder diese Zahl, dachte Ogama voll Unbehagen. Ist das ein Omen? Aber er verbarg seine Gefühle und erkannte keinen einzigen.

»Ich habe sie gesehen«, erklärte er offiziell, während das Morgenrauen von einem leichten Regen verschleiert wurde.

»Ich habe sie gesehen«, erklärte Yoshi ebenso feierlich.

»Spießt die Köpfe auf Stangen, zwanzig vor meinem Tor, zwanzig vor dem Herrn Yoshis.«

»Und die Tafel, Sire?« erkundigte sich der Hauptmann.

»Was würden Sie vorschlagen, Yoshi-donno?«

Nach einer kurzen Pause sagte Yoshi, der wußte, daß er wieder einmal auf die Probe gestellt wurde: »Die beiden Tafeln sollten lau-

ten: *Diese Gesetzlosen wurden für Verbrechen gegen den Kaiser bestraft. Hütet euch vor Missetaten.* Ist das zufriedenstellend?»

»Ja. Und die Unterschrift?« Beide wußten, daß dies eine äußerst wichtige Frage war. Wenn Ogama allein unterzeichnete, ließ das daraufschließen, daß er der legale Besitzer der Tore war; wenn Yoshi unterzeichnete, ließ das daraufschließen, daß ihm Ogama unterstellt war – legal zutreffend, aber unmöglich. Ein Bakufu-Siegel ließ denselben Schluß zu. Ein Hofsiegel würde ungerechtfertigtes Eingreifen in weltliche Angelegenheiten signalisieren.

»Vielleicht verleihen wir diesen Dummköpfen zu viel Bedeutung«, sagte Yoshi, Verachtung vortäuschend. Seine Augen wurden zu Schlitzen, als er über Ogamas Schulter hinweg sah, daß Basuhiro und einige Wachen im Laufschrift um die entfernte Ecke der regenassen Hauptgasse gebogen kamen. Er richtete den Blick wieder auf Ogama. »Warum nicht einfach die Köpfe hier aufspießen? Warum ihnen die Ehre einer Tafel erweisen? Jene, die wir es wissen lassen wollen, werden es früh genug erfahren – und sich gedemütigt fühlen. *Neb?*«

Ogama war von dieser diplomatischen Lösung erfreut. »Ausgezeichnet. Ich bin einverstanden. Treffen wir uns doch bei Einbruch der Dunkelheit und...« Er unterbrach sich, als er entdeckte, daß Basuhiro schwitzend und atemlos auf sie zugelaufen kam. Er ging ihm entgegen.

»Kurier aus Shimonoseki, Sire«, keuchte Basuhiro.

Ogamas Gesicht wurde zur Maske. Er nahm die Schriftrulle entgegen und trat damit in die Nähe einer Fackel. Alle Blicke waren auf ihn gerichtet, als er sie öffnete, während Basuhiro höflich einen Schirm über ihn hielt.

Die Nachricht kam von dem Hauptmann, der die Meerenge befehligte, und war acht Tage alt, per Expreßkurier mit höchster Prioritätsstufe überbracht.

*Sire, gestern lief die heimkehrende feindliche Flotte, ein Flaggschiff und sieben weitere Kriegsschiffe, allesamt Dampfer, von denen einige Kohlekähne zogen, in die Meerenge ein. Ihren Anweisungen zufolge, daß wir feindliche Kriegsschiffe nicht ohne Ihren schriftlichen Befehl beschießen sollten, ließen wir sie passieren. Wir hätten sie alle versenken können. Das haben uns unsere holländischen Berater bestätigt.*

*Als die Armada vorüber war, kehrte eine Dampffregatte unter französischer Flagge unverschämterweise zurück und feuerte eine Breitseite nach der anderen auf die vier Geschützstellungen am Ostende der Meerenge, durch die die Stellungen mitsamt ihren Kanonen zerstört wurden. Dann dampfte sie wieder davon. Abermals enthielt ich mich, Ihren Befehlen entsprechend, einer Vergeltung. Für den Fall eines zukünftigen Angriffs erbitte ich Erlaubnis, den Angreifer zu versenken.*

Tod allen Gai-Jin, hätte Ogama gern gebrüllt. Er war blind vor Wut, daß er eine ganze Flotte ebenso zum Greifen nahe vor sich gehabt hatte wie jetzt Katsumata und daß sie dennoch seiner Rache entkommen war – wie Katsumata. Schaumflocken bildeten sich in seinen Mundwinkeln. »Bereiten Sie neue Instruktionen vor: Alle feindlichen Kriegsschiffe beschießen und versenken.«

Basuhiro, der immer noch um Atem rang, entgegnete: »Dürfte ich vorschlagen, Sire, daß Sie hinzufügen, ›falls es zu irgendeinem Zeitpunkt mehr sind als vier‹? Sie haben es immer auf eine Überraschung angelegt.«

Ogama wischte sich den Mund und nickte; sein Herz hämmerte bei dem Gedanken an so viele Schiffe, die er hätte zerstören können. Der Regen nahm zu; er trommelte jetzt auf seinen Schirm. Hinter Basuhiro sah er Yoshi und die anderen Offiziere warten und überlegte, von den zu erwartenden Folgen der Flottendurchfahrt, der Unverschämtheit und der eigenen Ohnmacht überwältigt, ob er Yoshi als Feind oder als Verbündeten behandeln sollte. »Yoshi-dono!« Er winkte ihm und zog sich mit Basuhiro weiter von den an-

deren zurück. »Lesen Sie, bitte.«

Yoshi überflog das Schreiben. Und wurde trotz seiner Selbstbeherrschung blaß. »Nimmt die Flotte über das Binnenmeer Richtung auf Osaka? Oder wird sie nach Süden mit Richtung auf Yokohama abbiegen?«

»Nach Süden oder nicht, das nächste Kriegsschiff in meinen Gewässern wird in Grund und Boden geschossen! Basuhiro, schicken Sie sofort Männer nach Osaka und...«

»Augenblick, Ogama-donno«, unterbrach ihn Yoshi hastig, weil er Zeit zum Nachdenken brauchte. »Basuhiro, was meinen Sie?«

Der kleine Mann antwortete prompt: »Im Moment, Sire, nehme ich an, daß es Osaka ist und daß wir uns gemeinsam sofort bereitmachen sollten, es zu verteidigen. Ich habe bereits Spione mit dem dringenden Befehl ausgesandt, den Kurs der Flotte auszumachen.«

»Gut.« Zitternd wischte sich Ogama den Regen aus dem Gesicht. »Die ganze Flotte in meiner Meerenge... Ich hätte unbedingt dort sein müssen!«

»Viel wichtiger ist, daß Sie den Kaiser vor seinen Feinden beschützen, Sire«, sagte Basuhiro. »Und Ihr Befehlshaber hatte recht, nicht auf ein einzelnes Schiff zu feuern. Mit Sicherheit war das ein Lockvogel, der Ihre Kampfstärke ausloten sollte. Er hatte recht, Ihre Verteidigungskraft nicht offenzulegen. Nun ist ein saftiger Köder in der Falle, für den Fall, daß Sie sie zuschnappen lassen wollen. Denn da nur ein einziges feindliches Kriegsschiff umgekehrt ist, ein paar leicht zu entdeckende Stellungen beschossen und sich eiligst wieder zurückgezogen hat, nehme ich an, daß der Flottenkommandeur nur Angst hatte und nicht darauf vorbereitet war, anzugreifen oder Truppen an Land zu bringen, um den Krieg auszulösen, den wir beenden werden.«

»O ja, das werden wir. Eine List? Ich stimme zu. Yoshi-donno«, sagte Ogama entschlossen, »wir sollten kurzen Prozeß machen und den Krieg beginnen. Mit einem Überraschungsangriff auf Yokoha-

ma, ob sie nun in Osaka landen oder nicht.«

Yoshi, dem von einer plötzlichen Angst, die er zu verbergen trachtete, fast übel wurde, antwortete nicht sofort. Acht Kriegsschiffe? Das sind vier mehr, als nach China gefahren sind; also haben die Gai-Jin ihre Flotte verstärkt. Warum? Um Vergeltung für die Satsuma-Morde und für Ogamas Angriffe auf ihre Schiffe zu üben. Und sie werden es genauso machen wie in China. Das Gai-Jin-Schiff wurde in der Meerenge von Taiwan versenkt, sie aber haben Hunderte von Leagues entfernt die Küste verwüstet.

Was ist ihr leichtestes Ziel in Nippon? Edo.

Hat Ogama das erkannt, und dient sein geheimer Plan nur dazu, die Gai-Jin zu provozieren? Wenn ich Anführer der Gai-Jin wäre, würde ich Edo zerstören. Sie wissen es zwar nicht, aber Edo ist untrennbar mit unserem Shōgunat verbunden. Wenn Edo fällt, fällt das Toranaga-Shōgunat, und dann ist das Land der Götter jeder Vergewaltigung hilflos ausgeliefert.

Darum muß das um jeden Preis verhindert werden!

Denk nach! Wie kann man die Gai-Jin und Ogama erwischen, dessen Lösung für dieses Problem lautet, daß wir den Kopf hinhalten sollen – nicht er. »Ich stimme Ihrem klugen Berater zu: Wir sollten uns bereitmachen, Osaka zu verteidigen«, begann er, während sich sein Magen umdrehte. Dann kam seine Angst um die Sicherheit von Edo hoch. »Ob Osaka jetzt oder später, eine Kriegsflotte ist zurückgekehrt. Wenn wir nicht sehr vorsichtig sind, wird ein Krieg unvermeidlich sein.«

»Ich hab's satt, vorsichtig zu sein!« Ogama beugte sich zu ihm hinüber. »Ich sage, ob sie in Osaka landen oder nicht – wir stechen das Geschwür an unseren Eiern auf und vernichten Yokohama. Jetzt! Wenn Sie es nicht tun – tut mir leid, aber dann tu ich's!«

# DRITTES BUCH

---



*Yokohama,  
Samstag, 1. Dezember*

Vor zwei Tagen haben wir die Flotte überholt, Mr. Malcolm, Jamie«, berichtete der Clipperkapitän betont freundlich, denn er mußte seinen Schock über die Veränderung verbergen, die mit Malcolm vorgegangen war, den er von Geburt an kannte und mit dem er noch vor knapp drei Monaten in Hongkong gelacht und gebechert hatte: die eingefallenen, fahlen Züge, den merkwürdig gehetzten Blick, die Stöcke, die er zum Gehen und sogar zum Stehen brauchte. »Wir fuhren mit vollen Segeln bei einem Wind, der mit Stärke sechs von achtern kam, und hatten ein Höllentempo drauf, während sie gemächlich dahinschipperten, und das war gut, denn sie wollten doch sicher keinen von ihren Kohlekähnen verlieren, die sie im Schlepp hatten.«

Er hieß Sheeling und war soeben von seinem Schiff gekommen, der *Dancing Cloud*, die überraschend eingelaufen war. Er war zweiundvierzig, ein hochgewachsener, bärtiger, wettergegerbter Mann, der seit achtundzwanzig Jahren zum Noble House gehörte. »Wir haben sie nur kurz begrüßt und sind schnell weitergefahren.«

»Tee, Captain?« erkundigte sich McFay, der automatisch einschenkte, weil er aus langer Erfahrung wußte, daß das Sheelings Lieblingsgetränk war. Auf See trank er ihn Tag und Nacht mit reichlich Zucker und kondensierter Milch. Sie saßen in Malcolms Suite am großen Tisch, und Jamie wie der Tai-Pan selbst hörten

kaum zu, denn sie vermochten den Blick nicht von der Posttasche mit dem Wappen des Noble House loszureißen, die Sheeling unter dem linken Arm trug.

Statt einer Hand hatte der Kapitän links einen Haken. Damals, als er ein kleiner Leichtmatrose auf einer Lorcha gewesen war, die Opium geladen hatte, waren sie auf dem Jangtsekiang von Piraten der Weißen-Lotus-Flotte überfallen worden, und dabei hatte er die Hand verloren. Später war er für seine Tapferkeit belobigt worden. Dirk Struan, den er vergötterte, hatte ihn mit knapper Not retten können und ihn dem Oberbefehlshaber der Flotte, Orlow the Hunchback, mit dem Befehl anvertraut, ihn alles zu lehren, was er wußte.

»Danke«, sagte Sheeling lächelnd und trank einen großen Schluck. »Ausgezeichnet, Jamie! Ein anständiger Whisky wäre mir zwar wesentlich lieber, aber der wird wohl warten müssen bis Honolulu. Ich will möglichst schnell wieder auslaufen und wollte nur...«

»Honolulu?« fragten Struan und Jamie wie aus einem Munde. Das war kein üblicher Anlaufhafen für ihre Clipper, die sonst geradewegs über den Pazifik nach San Francisco und wieder nach Hause segelten.

»Was haben Sie geladen?« erkundigte sich Malcolm und hätte fast hinzugefügt, »Onkel Sheeley«, den Namen, den er in seiner Kinderzeit benutzt hatte.

»Das Übliche, Tee und Gewürze für Frisco, aber ich habe Anweisung, zuvor noch Post für unsere Agenten in Hawaii abzuliefern.«

»Anweisung von Mutter?«

Sheeling nickte und sah ihn aus seinen grauen Augen voll Zuneigung an. Er hatte den Unterton bemerkt und kannte einen Teil der Probleme, die zwischen Mutter und Sohn bestanden – Malcolms Verlobung und ihr Widerstand dagegen waren das Tagesgespräch von Hongkong –, hatte aber strengsten Befehl, kein Wort davon zu

erwähnen.

»Was machen die Geschäfte in Hawaii?« erkundigte sich Malcolm, den plötzlich eine neue Angst durchfuhr. »Hat sie was gesagt?«

»Nein. Mrs. Struan hat mir lediglich befohlen, die Fahrt dort zu unterbrechen.«

Ein Windstoß rüttelte an den Fensterläden des Büros. Sie warfen einen Blick zum Fenster hinaus. In der Bucht lag der Clipper mit den nach hinten geneigten Masten vor Anker und wiegte sich elegant in der Dünung, jederzeit bereit, sofort wieder die Segel zu setzen, hinauszufahren und sich mit den ungebändigten Winden, guten wie widrigen, zu messen. Die drei Männer waren vom Stolz so geschwellt wie die Segel vom Wind, und Sheeling wurde es bei dem Bewußtsein, Herrscher einer so schönen Königin der Meere zu sein, warm ums Herz. Er richtete seine Aufmerksamkeit auf Malcolm und kratzte sich zerstreut mit dem Haken am Hals. »Und hier sollte ich aus demselben Grund Station machen; Post!« Damit überreichte er ihm die Tasche. »Könnten Sie mir bitte den Empfang bestätigen?«

»Selbstverständlich.« Malcolm nickte Jamie zu, der eine Quittung auszustellen begann. »Wie lauten die neuesten Nachrichten aus Hongkong?«

»Ich würde sagen, der größte Teil ist in der Tasche, aber ich habe die letzten Zeitungen mitgebracht, aus Hongkong und aus London – ich hab das Paket unten in Ihrem Kontor gelassen.« Sheeling, der es eilig hatte weiterzukommen, kippte seinen Tee. Dies würde der vierte Hawaii-Besuch in vielen Jahren sein, daher wußte er, wie schön die Mädchen dort waren, wie fröhlich und liebenswürdig, und – im Gegensatz zu Hongkong, Shanghai oder anderen Städten, in denen er gewesen war – überhaupt nicht geldgierig. Diesmal werde ich mir heimlich ein Stück Land kaufen. Unter anderem Namen. Und nächstes Jahr, wenn ich in den Ruhestand gehe, heißt es dann

ab nach Hawaii für mich, ohne daß eine Menschenseele davon erfährt. Der Gedanke behagte ihm, endgültig auf und davon zu segeln und seine Frau, eine vollendete Nörglerin, ebenso zurückzulassen wie seine habgierigen Kinder in London.

»Ich meinte lokale Nachrichten aus Hongkong«, berichtigte Struan.

»Ach so. Nun ja, Ihre Familie ist wohlauf, Mrs. Struan, Ihre Geschwister, obwohl der kleine Duncan wieder ziemlich stark erkältet war, als ich auslief. Und was Hongkong betrifft – die Pferderennen sind immer noch gut, ebenso wie das Essen, Mrs. Fotheringills Haus blüht und gedeiht trotz der Rezession, das Noble House liegt weiter auf Kurs, aber das wissen Sie besser als ich, obwohl die üblichen Gerüchte umlaufen, daß nicht alles zum besten steht, aber die werden vermutlich von den Brocks verbreitet und sind daher kaum etwas Neues.« Er stand auf. »Besten Dank, ich muß jetzt los, damit ich die Tide nicht verpasse.«

»Wollen Sie nicht wenigstens zum Lunch bleiben?«

»Nein, danke, ich sollte besser gleich...«

»Was für Gerüchte?« fragte Malcolm barsch.

»Nichts, was des Wiederholens wert wäre, Mr. Malcolm.«

»Warum nennen Sie mich nicht ›Tai-Pan‹ wie alle anderen?« sagte Malcolm gereizt, weil ihn die Angst vor dem verzehrte, was in der Posttasche sein mochte. »Das bin ich doch, nicht wahr?«

Sheelings Ausdruck veränderte sich nicht. Er mochte Malcolm und bewunderte ihn und bedauerte ihn wegen der Bürde, die er nun trug. »Ja, das sind Sie, es ist Zeit, daß ich mit ›Mr. Malcolm‹ aufhöre. Aber, ich bitte um Verzeihung, Ihr Vater sagte genau dasselbe zu mir, nachdem er Tai-Pan wurde, ein paar Tage, nachdem der Taifun den Tai-Pan Mr. Dirk getötet hatte. Wie Sie wissen, war er für mich ein ganz besonderer Mensch. Ich fragte Captain Orlov, ob ich mit Mr. Culum reden könne, und er sagte, das sei in Ordnung. Also sagte ich zu Ihrem Vater, daß ich Mr. Dirk immer

Tai-Pan genannt hatte und ob ich ihn, als besondere Gunst, mit Sir oder Mr. Struan anreden könne. Er hat es mir erlaubt. Das war eine besondere Gunst. Könnte d...«

»Ich weiß, daß Captain Orlov meinen Vater ›Tai-Pan‹ nannte, und mein Großvater war genauso etwas Besonders für ihn, vielleicht sogar noch mehr.«

»Das stimmt«, sagte der Kapitän und richtete sich gerade auf. »Als Captain Orlov verschwand, übertrug Ihr Vater mir die Verantwortung für die Flotte. Ich habe Ihrem Vater mit ganzem Herzen gedient, wie ich Ihnen dienen werde und Ihrem Sohn, falls ich so lange lebe. Bitte, als besondere Gunst – könnte ich es genauso halten wie bei Ihrem Vater?«

Sheeling war mehr als wertvoll für Noble House. Alle drei Männer wußten das. Und sie kannten auch seine Sturheit. Malcolm nickte, war aber trotzdem gekränkt. »Gute Fahrt, Captain.«

»Danke, Sir. Und... und viel Glück, Mr. Struan, in allem. Und Ihnen auch, Jamie.« Als er zur Tür ging, erbrach Malcolm das erste Siegel der Posttasche, doch ehe der Kapitän den Türknapf berührte, öffnete sich die Tür, und Angélique stand da. Haube, marineblaues Kleid, Handschuhe und Sonnenschirm. Alle drei Männer hielten den Atem an, so strahlend sah sie aus.

»O Verzeihung, *chéri*. Ich wußte nicht, daß du beschäftigt bist...«

»Das ist schon in Ordnung, komm nur herein.« Malcolm war aufgestanden. »Darf ich dir Captain Sheeling von der *Dancing Cloud* vorstellen?«

»Ach, M'sieur, was für ein herrliches Schiff, welches Glück Sie haben.«

»Ja, ja, das habe ich, Miss. Danke«, sagte Sheeling und erwiderte ihr Lächeln. Bei Gott, dachte er, da er sie nie zuvor gesehen hatte, wer könnte Malcolm das verübeln? »Morgen, Miss.« Er salutierte und ging, obwohl er jetzt gern noch ein Weilchen geblieben wäre.

»Tut mir so leid, daß ich störe, Malcolm, aber du sagtest, ich

solle dich zum Lunch abholen, wir essen mit Sir William, und du hast doch nicht vergessen, daß André mir heute nachmittag eine Klavierstunde gibt und ich verabredet habe, daß um fünf unsere Daguerreotypie aufgenommen wird? Hallo, Jamie!«

»Ein Bild von uns?«

»Ja. Erinnerst du dich an den lustigen Italiener, der für eine Saison mit dem Postschiff aus Hongkong gekommen ist? Der macht sie, und er garantiert, daß wir sehr hübsch aussehen werden!«

Der größte Teil von Malcolms Besorgnis war gewichen; er war von ihr betört, obwohl er sie erst vor einer Stunde gesehen hatte beim Kaffee in seiner Suite um elf Uhr, eine Gewohnheit, die sie eingeführt hatte und die er sehr genoß. In den letzten zwei oder drei Wochen war es ihm vorgekommen, als sei ihre liebende Zuwendung noch stärker erblüht, obwohl sie einen großen Teil ihrer Zeit mit Reiten, Bogenschießen, Klavierstunden, der Planung von Abendgesellschaften und dem Schreiben von Tagebuch und Briefen zubrachte – eine in ihren Kreisen übliche Lebensweise. Aber jeden Augenblick, den sie bei ihm verbrachte, war sie so aufmerksam und zärtlich, wie eine Frau nur sein konnte. Seine Liebe und sein Bedürfnis nach ihr wuchsen täglich und überwältigten ihn schier.

»Lunch ist um eins, *chérie*, es ist erst kurz nach zwölf«, sagte er, und da er nicht wollte, daß sie ging, fügte er hinzu: »Gibst du uns noch ein paar Minuten?«

»Natürlich.« In ihrer Anmut schien sie förmlich zu ihm zu tanzen; sie küßte ihn und eilte in ihre benachbarte Suite. Ihr Parfüm hing noch in der Luft wie ein kostbares Andenken.

Seine Finger zitterten, als er das letzte Siegel brach. Die Tasche enthielt drei Briefe: zwei waren von seiner Mutter, einer für ihn, einer für Jamie. Der dritte Brief stammte von Gordon Chen, ihrem Comprador und seinem Onkel. »Hier«, sagte er und reichte Jamie dessen Brief. Sein Herz klopfte wild, und er wünschte sich, Sheeling wäre nicht gekommen. Die beiden an ihn gerichteten Briefe brann-

ten in seinen Fingern.

»Ich lasse Sie damit allein«, sagte Jamie.

»Nein. Bei schlechten Nachrichten braucht man Gesellschaft.« Malcolm blickte auf. »Öffnen Sie Ihren.« Jamie gehorchte und las rasch. Sein Gesicht wurde rot.

»Ist er privat, Jamie?«

»Er lautet: ›Lieber Jamie‹ – das ist das erste Mal seit langer Zeit, daß sie mir so schreibt wie früher – ›Sie können dies meinem Sohn zeigen, wenn Sie möchten. Ich schicke Albert MacStruan aus unserem Kontor in Shanghai, sobald ich das arrangieren kann. Sie haben ihn zu Ihrem Stellvertreter zu machen und ihm alles Nötige über unsere gesamte japanische Operation mitzuteilen, damit er, falls nicht zwei Dinge passieren, reibungslos Ihren Posten übernehmen kann, wenn Sie Struan's verlassen. Das erste ist, daß mein Sohn bis Weihnachten in Hongkong ist. Das zweite ist, daß Sie ihn begleiten.« Jamie starrte Malcolm hilflos an. »Das ist alles. Bloß noch eine Unterschrift.«

»Das ist *nicht* alles«, sagte Malcolm. Sein Gesicht war heiß geworden. »Wenn Albert eintrifft, kann er gleich wieder zurückfahren, verdammt.«

»Es schadet nichts, wenn er ein paar Tage bleibt und sich umschaut. Er ist ein netter Kerl.«

»Mutter ist... ich hätte nie gedacht, daß sie so grausam sein könnte. Wenn ich nicht gehorche und Kotau mache, werden Sie gefeuert, nicht?« Malcolms Blick wanderte unruhig zu seiner Kommode. In den letzten paar Wochen hatte er sich sehr bemüht, seinen Konsum auf einmal täglich zu beschränken. An manchen Tagen war ihm das nicht gelungen. »Laudanum in mäßigen Dosen, Malcolm«, hatte Dr. Babcott gesagt, »wirkt gegen alle Schmerzen.« Er hatte darauf bestanden, daß Malcolm ihm die Flasche zeigte, nicht, um sie ihm wegzunehmen, sondern nur, um ihren Inhalt zu prüfen. »Das hier ist ziemlich stark. Denken Sie daran, es ist kein

Heilmittel, und einige Leute werden süchtig davon.«

»Ich nicht. Ich brauche es gegen die Schmerzen. Sorgen Sie dafür, daß die Schmerzen aufhören, und ich setze die Medizin ab.«

»Tut mir leid, mein Freund, ich wünschte, ich könnte das. Ihre inneren Organe sind schwer beschädigt – nicht zu schwer, Gott sei Dank, aber sie brauchen nun Zeit, um zu heilen.«

Zuviel Zeit, dachte Malcolm. Ist es schlimmer, als Babcott zugeben will? Er schaute auf die beiden Briefe, und es widerstrebte ihm, sie zu öffnen. Gemein von ihr, Jamie als Druckmittel zu benutzen. »Gemeinheit.«

»Sie hat gewisse Rechte«, sagte Jamie.

»Sie ist nicht der Tai-Pan. Ich bin es. Vaters Testament war klar.« Malcolms Stimme klang flach. »Vermutlich hatte der alte Onkel Sheeley recht, und man muß sich diesen Titel verdienen, nicht?«

»Sie sind Tai-Pan.« Jamie sagte dies, obwohl er wußte, daß es nicht stimmte. »Seltsam, daß er Orlov erwähnt hat, ich habe seit Jahren nicht an ihn gedacht. Ich frage mich, was aus ihm geworden ist.«

»Ja«, sagte Malcolm abwesend. »Der arme Kerl war gebrandmarkt, nachdem er Wu Fang Chois Sohn Nummer Eins aus dem Wasser geblasen hatte. Orlov war dumm, in Macao allein an Land zu gehen. Die Piraten vom Weißen Lotus müssen ihn geschnappt haben. Macao ist ein tödlicher Ort, man gelangt von da aus leicht nach China hinein, und der Weiße Lotus hat überall Spione...« Seine Stimme verklang. Er schaute gedankenverloren auf die Briefe nieder.

Jamie wartete, dann sagte er: »Rufen Sie mich, wenn ich helfen kann. Ich werde den Rest der Post durchsehen«, und ging.

Malcolm hörte nicht, wie sich die Tür schloß. Da stand ein Postskriptum unter dem Brief seiner Mutter: »Ich liebe dich.« Also enthielt er keine geheime Botschaft.



*Mein liebster, aber verlorener Sohn, ich hatte geplant, mit der Dancing Cloud zu kommen, mich aber in letzter Minute anders entschieden, da es Duncan schlecht ging und er wieder Krupp hat. Vielleicht ist es besser, Dir zu schreiben, was ich zu sagen habe, damit es keine Mißverständnisse geben kann.*

*Ich habe Deine unüberlegten Briefe erhalten über das, was Du tun willst und was nicht, über Deine ›Verlobung‹, Jamie McFay, Miss Richaud etc. – und über die fünftausend Gewehre. Ich habe sofort geschrieben und die verstiegene Bestellung storniert.*

*Die Zeit für anstehende Entscheidungen ist gekommen. Da Du nicht hier bist und nicht tun wirst, was ich verlange, werde ich sie treffen. Wie Du insgeheim weißt, habe ich das Recht dazu.*

*Als Dein Vater starb, der arme Mann, war keine Zeit, auf Deine Rückkehr zu warten, und so machte er mich fast mit seinem letzten Atemzug de facto zum Tai-Pan, allen Anweisungen in Dirks Testament und Vermächtnis entsprechend – von denen einige schrecklich sind –, die sämtlich unbesehen akzeptiert und von Tai-Pan zu Tai-Pan geheimgehalten werden müssen. Damals erwarteten wir, daß ich sofort bei Deiner Rückkehr das Ruder an Dich weitergeben würde. Eines von Dirks Gesetzen bestimmt: Es ist die Pflicht des Tai-Pan, den bedingungslosen Glauben an die Integrität seines Nachfolgers zu beschwören. Im Augenblick kann ich dies in bezug auf Dich nicht tun. All das und das folgende Dir wieder vertraulich zur Kenntnis – es würde den Struans schaden, wenn es bekannt würde, also vernichte den Brief, nachdem Du ihn gelesen hast.*

*Mit der heutigen Post nach Schottland habe ich die Stellung des Tai-Pan Deinem Vetter Lochlin Struan angeboten, dem Sohn von Onkel Robb, und zwar unter vier Bedingungen: erstens, daß er sofort nach Hongkong kommt und hier drei Monate zur Ausbildung verbringt – wie Du weißt, ist er sehr versiert in den Geschäften unserer Compagnie, besser als Du, was Großbritannien betrifft, obwohl Du bei weitem geeigneter und geschulter bist; zweitens, daß er zustimmt, all dies geheimzuhal-*

*ten; drittens, daß ich am Ende der Probezeit vor Gott die endgültige Wahl zwischen Euch beiden treffen werde und daß meine Entscheidung natürlich bindend sein wird; viertens, daß er, falls Du zur Besinnung kommst, akzeptiert, daß ich Dich wählen muß, daß er aber der nächste sein wird, falls Du keine Söhne haben solltest, und Duncan sein Nachfolger.*

*Zur Besinnung zu kommen, mein Sohn, bedeutet, sofort nach Hongkong zurückzukehren, spätestens bis Weihnachten, allein bis auf Jamie McFay (und Dr. Hoag, solltest Du seine Gesellschaft wünschen), um Deine zukünftigen Pläne zu besprechen, dringende Pflichten zu übernehmen und Dich auf die Position vorzubereiten, für die Du Dein ganzes Leben lang ausgebildet worden bist. Solltest Du Dich als zufriedenstellend erweisen, werde ich Dich an Deinem einundzwanzigsten Geburtstag, am 21. Mai, zum Tai-Pan machen.*

*Ich habe dies Gordon Chen gezeigt und ihn gebeten, sich dazu zu äußern, wo es notwendig ist - unser Comprador MUSS nach Dirks Gesetz an der Übergabe der Macht beteiligt sein. Deine Dir ergebene Mutter. P.S. Ich liebe Dich. P.P.S. Danke für Deine Neuigkeiten aus dem Parlament, das sich dümmert aufführt als gewöhnlich (daß Du sie von unserem Erzfeind Greyforth hast, ist seltsam. Hüte Dich vor ihm, er führt nichts Gutes im Schilde, aber das weißt Du ja besser als ich). Ja, wir hatten die Gerüchte gehört; der Gouverneur leugnet noch immer jede Kenntnis. Ich hatte bei den ersten Gerüchten an unsere Parlamentarier geschrieben und ihnen gesagt, sie sollten den Unsinn abstellen, falls er stimmt, und eine Vorwarnung nach Bengalen geschickt. Als Reaktion auf Deinen Brief habe ich erneut geschrieben. Es ist wirklich an der Zeit, daß Du nach Hause kommst und Dich Deiner Pflicht und unseren wachsenden Problemen widmest.*

»Pflicht!« schrie Malcolm und knüllte den Brief zusammen. Tau-  
melnd kam er auf die Füße und stolperte zu seiner Kommode. Die  
kleine Flasche enthielt seine Abenddosis. Er leerte sie und tappte zu

seinem Sessel zurück.

»Das kann sie nicht! Kann sie nicht! Diese... diese Hexe, das kann sie nicht machen! ›Allein zurückkommen‹ bedeutet ohne Angel, ›meine zukünftigen Pläne zu besprechen...‹ das werde ich nicht tun, und sie wird sich nicht einmischen ...« Halb dachte er weitere Verwünschungen, halb sprach er sie aus, bis das Opiat seinen Blutkreislauf erreicht hatte und seinen tödlichen Trost zu spenden begann.

Nach einer Weile bemerkte er den anderen Brief von Comprador Gordon Chen – dem Stiefbruder seines Vaters, einem der vielen unehelichen Kinder, die Dirk Struan gezeugt hatte. »Drei, von denen wir wissen«, sagte er laut.

*Mein lieber, lieber Neffe, ich habe Dir schon geschrieben, wie traurig ich über Dein schlechtes Joss war, die Wunden und den Unfall. Um so mehr bedaure ich zu hören, daß zwischen Dir und Deiner Mutter eine Entfremdung besteht, die gefährlich werden und unser Noble House zerstören könnte – deshalb habe ich die Pflicht, etwas dazu zu sagen und Rat zu geben. Sie zeigte mir ihren Brief an Dich. Ich habe ihr meinen nicht gezeigt und werde das auch nicht tun. In meinem Brief werde ich mich nur zur Stellung des Tai-Pan äußern und Dir außerdem meinen sehr privaten Rat in bezug auf das Mädchen geben: Sei Chinese.*

*Die Tatsachen: Obwohl Du formell der Erbe meines Stiefbruders bist, sagt Deine Mutter zutreffend, daß Du nicht die obligatorische Zeremonie, die Bestätigungen, die Eide und Unterschriften durchlaufen hast, die im Testament und Vermächtnis meines Ehrenwerten Vaters niedergelegt und notwendig sind, ehe Du Tai-Pan sein kannst; damit sie gültig sind, müssen sie vom jeweiligen Comprador, der aus meinem Zweig des Hauses Chen stammen muß, persönlich bezeugt und ihre angemessene Durchführung schriftlich bestätigt werden. Erst dann ist der Gewählte der Tai-Pan.*

*Ehe Dein Vater starb, hat er tatsächlich Deine Mutter als Tai-Pan ein-*

*gesetzt. Das geschah in allen Einzelheiten korrekt. Ich war Zeuge. Sie ist legal Tai-Pan und hat Macht über das Noble House. Zwar erwarteten Dein Vater und Deine Mutter, daß die Position schnell auf Dich übergehen würde, aber es trifft auch zu, daß eine der Pflichten des Tai-Pan darin besteht, vor Gott die Integrität seines Nachfolgers zu bezeugen, und es stimmt auch, daß das Noble House nur von den Entscheidungen des Tai-Pan regiert wird, insbesondere bezüglich der Wahl und des Zeitpunkts irgendeiner Nachfolge.*

*Mein einziger Rat ist: Sei weise, schluck Deinen Stolz hinunter, komm sofort zurück, mach Kotau um Kotau, akzeptiere eine ›Probezeit‹, werde wieder ein pflichtbewußter Sohn, ehre Deine Ahnen zum Wohl des Hauses. Gehorche dem Tai-Pan. Sei Chinese.*

Malcolm Struan starrte auf den Brief. Seine Zukunft war zerstört, alles war verändert. Also ist sie Tai-Pan! Mutter ist es! Wenn Onkel Gordon es sagt, dann ist es wahr! Sie hat mich um mein Geburtsrecht betrogen, das hat sie getan, das hat meine Mutter getan.

Aber ist es nicht eigentlich das, was sie all die Jahre gewollt hat? Hat sie nicht immer geschmeichelt, gebettelt, gejammert und intrigiert, was auch immer nötig war, um Vater, mich und uns alle zu beherrschen? Ihre blödsinnige Kirche jeden Tag und sonntags viermal, und uns schleifte sie mit, obwohl einmal am Sonntag mehr als genug ist. Und das Trinken! »Trunkenheit ist abscheulich«, und dann den ganzen Tag die Bibel zitieren bis zum Wahnsinn, kein Spaß in unserem Leben, die Fastenzeit mußte peinlich genau eingehalten werden, das Fasten, das ewige Herumreiten auf der Tüchtigkeit von Dirk Struan, Gott verfluche ihn, und immer sagte sie, wie schrecklich es ist, daß er so jung gestorben ist – dabei hat sie nie erwähnt, daß er bei dem Taifun in den Armen seiner chinesischen Geliebten umkam – immer hat sie mir Vorträge gehalten über das Übel des Fleisches, Vaters Schwäche, den Tod meiner Schwester, meines Bruders und der Zwillinge...

Plötzlich richtete er sich in seinem Lehnssessel hoch auf. Wahnsinn? Das ist es, dachte er. Könnte ich sie in ein Irrenhaus stecken? Vielleicht ist sie wahnsinnig. Würde Onkel Gordon mir helfen zu... Ayeeeah! Ich bin derjenige, der verrückt ist. Ich bin derjenige, der...

»Malcolm! Es ist Lunchzeit.«

Er blickte auf und hörte sich mit Angélique sprechen, ihr sagen, wie hübsch sie sei und ob es ihr etwas ausmachen würde, ohne ihn zu gehen, da er ein paar wichtige Dinge zu entscheiden und Briefe zu schreiben habe – nein, nichts, das mit ihr zu tun habe, wirklich nicht, nur ein paar Geschäftsprobleme –, und die ganze Zeit mahlten in seinem Kopf die Worte ›allein zurückkommen‹ und ›Kotau machen‹ und ›sie ist Tai-Pan‹. »Bitte, Angélique.«

»Natürlich, wenn du das möchtest, aber bist du sicher, daß mit dir alles in Ordnung ist, *mon cher*? Du hast doch nicht etwa Fieber?«

Er erlaubte ihr, seine Stirn zu befühlen, faßte nach ihrer Hand, zog sie auf seinen Schoß und küßte sie, und sie erwiderte seinen Kuß, lachte fröhlich, zog ihr Mieder glatt und sagte, sie werde nach ihrer Klavierstunde zurückkommen; er solle sich keine Sorgen machen, und für das Bild solle er Abendkleidung anlegen. »Oh, du wirst so beeindruckt sein von meinem neuen Ballkleid.«

Dann war er wieder mit seinen Gedanken allein, und immer dieselben Worte drehten sich in seinem Kopf: ›allein zurückkommen‹, ›sie ist Tai-Pan‹. Wie konnte sie es wagen, den Auftrag für die Gewehre zu stornieren – was versteht sie von diesem Markt?

Auf legale Weise Tai-Pan. Also beherrscht sie wirklich die Compagnie und mich. Ganz bestimmt, bis ich einundzwanzig bin, und für alle Zeit danach. Bis sie nicht mehr... bis...

Aha. Ist das der Schlüssel? Ist es das, was Onkel Gordon meinte, als er schrieb: Sei Chinese? Wie ist man Chinese? Indem man einfach geduldig ist? Wie würde ein Chinese mit meinem ganzen Dilemma umgehen?

Unmittelbar bevor er in seinen ganz besonderen Schlaf fiel, lä-

chelte er.

Da es Samstag und ein angenehmer Nachmittag war, hatte man auf dem Steilufer ein Fußballspiel arrangiert. Der größte Teil der Niederlassung sah zu, und zwar mit den üblichen Streitereien, wenn es ein Foul gab oder die eine oder andere Seite ein Tor schoß. Die erste Spielhälfte war noch nicht zu Ende, und es stand bei vier Toren für die Navy und fünf für die Army.

Angélique, die mit Sir William und dem General an der Mittellinie saß, war umgeben vom Rest seiner Lunchgäste – Seratard, André und Phillip Tyrer –, die beschlossen hatten, ebenfalls zuzuschauen. Sie wurden umringt von britischen und französischen Offizieren, die um ihre Aufmerksamkeit buhlten, darunter Settry Pallidar und Marlowe. Jamie war in der Nähe. Als sie zu Malcolm zurückgeeilte war, um ihm mitzuteilen, daß sie ihre Klavierstunde abgesagt hatte – die ein weiterer Vorwand war, nicht bei ihm sitzen zu müssen –, und um ihn zu fragen, ob er mit zum Spiel kommen wolle, hatte er noch geschlafen. Also hatte sie Jamie gebeten, sie zu begleiten.

»Ja, am besten läßt man ihn schlafen – ich hinterlasse ihm eine Nachricht«, hatte Jamie gesagt, dem jede Ablenkung von dem drohenden Desaster willkommen war. »Schade, daß er das Spiel nicht sehen wird. Malcolm war selbst ein guter Spieler, er war oft Torwart für die Hongkong Traders gegen Shanghai, und er ist auch gut im Cricket und natürlich im Tennis. Traurig, daß er, nun ja, daß er nicht mehr der alte ist.«

Sie konnte sehen, daß er ebenso bedrückt war wie Malcolm. Aber das spielt keine Rolle, dachte sie; Männer sind im allgemeinen ernst. Sie war froh, zum Schutz vor den anderen Gesellschaft zu haben. Seit dem großen Tag, an dem das, was in ihr wuchs, zu sein aufgehört hatte, und seit ihre Gesundheit und Vitalität wieder her-

gestellt waren, hatte sie es unklug gefunden, mit irgendeinem von ihnen allein zu sein. Bis auf André. Zu ihrem Entzücken hatte er sich verändert, drohte nicht mehr, spielte nicht mehr auf die Hilfe an, die er ihr gewährt hatte und die sie gern vergessen wollte, und sah sie nicht mehr mit harten Augen an. Aber sie wußte, daß noch immer in ihm die Grausamkeit lauerte. Es ist wichtig, mir sein Wohlwollen zu erhalten, dachte sie, ich bin so verletzbar. Hör zu, aber hüte dich. Einiges von dem, was er sagt, ist gut: »Vergessen Sie, was vorher passiert ist, es ist nie geschehen.«

André hat recht. Nichts ist geschehen. Nichts, außer daß er tot ist. Ich liebe Malcolm wirklich, ich werde ihm Söhne gebären und die vollkommene Ehefrau und Gastgeberin sein, und unser Salon in Paris wird...

Lautes Geschrei lenkte sie ab. Der Mittelstürmer der Navy war im Strafraum zu Fall gebracht worden. Ein halbes Dutzend Seeleute schwärmte auf das Spielfeld, um sich ins Gewühl zu stürzen, dann zwanzig oder dreißig Soldaten, und bald war die schönste Schlägerei im Gange. Händler und andere jubelten und lachten und genossen das Spektakel, während der Schiedsrichter, Lunkchurch, verzweifelt versuchte, sich aus dem Kampf herauszuhalten und wieder Ordnung auf dem Spielfeld zu schaffen.

»Oh, schauen Sie... dieser arme Kerl wird zu Tode getreten!«

»Kein Grund zur Sorge, Angélique, das ist nur eine Balgerei«, sagte der General zuversichtlich. Der Mann gehörte der Navy an, also kümmerte es ihn nicht sonderlich. Sir William an ihrer anderen Seite war ebenso erregt wie alle anderen; es gab nichts, das die Stimmung so hob wie eine zünftige Prügelei. Dennoch beugte er sich zum General hinüber, da im Angéliques Gegenwart bewußt war. »Ich glaube, wir sollten das Spiel fortsetzen, was?«

»Ganz recht.« Der General winkte Pallidar. »Brechen Sie das ab – reden Sie ihnen gut zu.«

Pallidar ging auf das Spielfeld, zog seinen Revolver und feuerte ei-

ne Salve in die Luft. Alle erstarrten. »Hört zu, Leute!« rief er. Alle Blicke waren ihm zugewandt. »Alles runter vom Spielfeld, bis auf die Spieler. Befehl des Generals. Noch ein Aufruhr, und das Spiel wird abgebrochen und die Beteiligten bestraft. Rührt euch!« Das Feld begann sich zu leeren; viele humpelten, und die Verletzten wurden von Helfern vom Platz geschleppt. »So, Schiedsrichter, ist es nun ein Elfmeter oder nicht?«

»Tja, Captain, ja und nein, sehen Sie...«

»War es einer oder nicht?«

Die Stille war bedrückend. Lunkchurch wußte, was immer er sagte, würde falsch sein. Er entschied sich, daß die Wahrheit das beste sei. »Elfmeter gegen die Army!«

Unter Jubel und Protestgeschrei, Drohungen und Gegendrohungen ging Pallidar zurück, groß und sehr zufrieden mit sich. »O Set-try, wie mutig!« sagte Angélique bewundernd, und Marlowe und die anderen platzten fast vor Eifersucht.

»Gute Arbeit, alter Knabe«, sagte Marlowe widerstrebend und jubelte dann, als der Stürmer der Navy ein Tor schoß. Der Jubel ging in Buhrufen und Flüchen unter. Fünf zu fünf.

»Fabelhaftes Spiel, Thomas, was?« sagte Sir William.

»Das war eindeutig kein Foul, der Schiedsrichter ist ein...«

»Mumpitz! Fünf Guineas, daß die Navy gewinnt.«

Der Hals des Generals hatte sich dunkelrot verfärbt, und das gefiel Sir William und half ihm, seine schlechte Laune zu überwinden. Nichts als Streitereien in der Niederlassung und in Drunk Town, ärgerliche Briefe und Beschwerden von den Bakufu und der Zollbehörde, und die Dummheit des Generals bei dem Aufstand hatte er nicht vergessen.

Zusätzlich zu diesen Plagen waren mit den letzten Posteingängen noch mehr schlechte Nachrichten aus dem Foreign Office gekommen; der Mangel an finanzieller Unterstützung im Parlament würde zu größeren Einsparungen beim diplomatischen Personal führen,



»obwohl die Truhen des Empire überfließen, wird es dieses Jahr keine Gehaltserhöhungen geben; der amerikanische Krieg verspricht aufgrund der neu erfundenen Granaten, Bronzepatronen, Hinterladergewehre, Maschinengewehre und Hinterladerkanonen der wildesten der Geschichte zu werden; nach der Niederlage der Unionstruppen bei Shiloh und der zweiten Schlacht von Bull Run wird gegenwärtig damit gerechnet, daß die Konföderierten den Krieg gewinnen; die meisten Auguren in der City haben Präsident Lincoln als schwach und ineffizient abgeschrieben, aber, lieber Willie, die Politik Ihrer Majestät bleibt dieselbe: beide Seiten unterstützen, den Kopf einziehen und sich bloß heraushalten ...«

Auch die Nachrichten vom europäischen Festland waren schlecht. Truppen russischer Kosaken hatten in Warschau wieder Tausende von Polen massakriert, die gegen die russische Herrschaft demonstrierten. Bismarck war zum Ministerpräsidenten Preußens ernannt worden und bereitete sich angeblich auf einen Krieg gegen das expansionistische Frankreich vor; Österreich-Ungarn und Rußland schienen erneut am Rand eines Krieges zu stehen; unweigerlich würde es zu weiteren Kämpfen auf dem Balkan kommen...

Und so weiter, ad nauseam, dachte Sir William verdrossen. Nichts verändert sich! Und ich will verdammt sein, wenn die Bakufu das tun werden, was sie versprochen haben, was wiederum bedeutet, daß ich hier Flagge zeigen muß. Ich werde den Japsen beibringen müssen, daß ein Versprechen ein Versprechen ist, wenn es dem britischen Rat gegeben wird, bei Gott, und Sergejew, Seratard und anderen werde ich dasselbe in Erinnerung rufen müssen.

Edo zu bombardieren, wäre die einfachste und leichteste Lösung. Aber da ist Ketterer – vielleicht hat sein Streifzug ihn verändert. Ach! Was für eine Hoffnung...

»Einen Rubel für Ihre Gedanken, Sir William«, sagte Graf Sergejew lächelnd und bot ihm einen silbernen Taschenflacon mit seinem goldenen Familienwappen an. »Wodka ist gut für die Gedan-

ken.«

»Danke.« Sir William nahm einen Schluck und spürte, wie das Feuer durch seine Gurgel rann. Das erinnerte ihn an die wunderbaren Zeiten bei der Botschaft in St. Petersburg, als er in einem Zentrum der Macht war und nicht auf einem Außenposten wie Yokohama, mit Zechgelagen, Bällen, Balletten und Datschas, Nachtleben und Luxus, Intrigen und prachtvollen Dîners und der Wertinskaya, die seinen Gedanken nie fern war.

In seinen sieben Jahren dort war sie fünf Jahre lang seine Geliebte gewesen, jüngste Tochter eines bei Hofe in Gunst stehenden Goldschmieds, Künstlerin wie ihr Vater, der die Liaison wohlwollend betrachtete; Williams eigene russische Mutter war in das Mädchen vernarrt und hatte gewollt, daß er es heiratete. »Tut mir leid, liebe Mama, das ist ganz unmöglich, so gern ich es auch täte, der Service würde es niemals billigen. Es ist Sir Rogers Tochter Daphne. Tut mir leid...«

Er trank wieder. »Ich dachte an die Wertinskaya«, sagte er auf russisch.

»Ah! Die russischen Mädchen sind etwas ganz Besonderes«, erwiderte Sergejew mitfühlend in derselben Sprache. »Wenn man das Glück hat, ihre Liebe zu erringen, ist es für immer und ewig.« Die Affäre war in diplomatischen Kreisen belächelt und von der Tschecha, der Geheimpolizei des Zaren, gründlich dokumentiert worden und daher Teil von Sir Williams Dossier, das Sergejew natürlich gelesen hatte. Dumm von dem Mädchen, sich umzubringen, dachte er, nicht ganz sicher, ob William von ihrem Selbstmord kurz nach seiner Rückkehr nach London wußte. Das war nie Teil des Plans gewesen, und er hatte auch nicht die Pflicht, es ihm zu erzählen. Warum hatte sie es getan? Wegen dieses Rüfels? Gewiß unmöglich, aber aus welchem Grund auch immer, es war ein Jammer, ihre Nützlichkeit für uns beide hätte noch viele weitere Jahre angedauert. »Vielleicht versetzt Ihr Foreign Office Sie wieder dorthin – es

gibt andere Wertinskayas.«

»Ich fürchte, die Chance ist nicht sehr groß.«

»Lassen Sie uns hoffen. Eine weitere Hoffnung, *mon ami*, ist, daß Ihr Lord Palmerston einsieht, daß wir logischerweise die Kurilen haben sollten. Wie die Dardanellen – beide sollten unbedingt russisch sein.«

Sir William sah das Glitzern in seinen Schlitzaugen. »Ich fürchte, diese Chance ist auch nicht sehr groß.«

Der Halbzeitpfeiff ertönte, noch immer beim Stand von fünf zu fünf, und ging in Hurrarufen und Wutgebrüll unter. Sofort ging Marlowe zu Jamie hinüber.

»Glauben Sie, daß Mr. Struan und, eh, Miss Angélique vielleicht gern zum Tiffin und einer Tagestour zu mir an Bord der *Pearl* kommen würden?« fragte er und tat so, als sei das ein plötzlicher Einfall. »Sobald die Flotte zurück ist, muß ich ein paar Probefahrten machen und würde mich freuen, Sie an Bord zu haben.«

»Ich denke, das würde ihnen gefallen. Warum fragen Sie ihn nicht?«

»Wann wäre die Zeit dafür günstig?«

»Jeden Tag gegen elf Uhr – oder unmittelbar vor dem Dinner.«

»Danke, vielen Dank.« Marlowe strahlte. Dann bemerkte er Jamies Blässe. »Geht es Ihnen nicht gut?«

»Doch, danke.« Jamie zwang sich zu einem Lächeln, nickte kurz mit dem Kopf und entfernte sich.

Er hatte über seine Zukunft nachgedacht. Vor einigen Wochen hatte er an seine Verlobte Maureen Ross in Schottland geschrieben und ihr gesagt, sie solle nicht länger auf ihn warten – fast drei Jahre lang hatte er sie nicht gesehen, fünf Jahre waren sie inzwischen verlobt. Es tue ihm leid, er wisse, daß er sich abscheulich verhalten habe, sie so lange warten zu lassen, aber er sei absolut und endgültig davon überzeugt, daß der Osten definitiv kein Ort für eine Dame sei, und ebenso sicher, daß in Asien seine Heimat sei – Yo-

kohama, Hongkong, Shanghai, wo auch immer –, und er habe nicht die Absicht, diese neue Heimat zu verlassen. Ja, er wisse, daß er ihr gegenüber unfair gewesen sei, aber ihre Verlobung sei gelöst.

Tagelang hatte er sich nach diesem Brief elend gefühlt, aber er war sich sicher. Das Kapitel Maureen war zu Ende.

Und nun würde das Kapitel Struan, das so rosig ausgesehen hatte mit seiner sicheren Beförderung im nächsten Jahr, ebenfalls enden. Allmächtiger Gott! Malcolm wird auf keinen Fall zurückgehen, also habe ich nur noch ein paar Wochen, um zu beschließen, was ich tun soll – und ich darf nicht vergessen, daß Norbert noch vorher wiederkommen wird. Was dann? Werden sie sich wirklich duellieren? Wenn sie es tun, ist es Joss, aber man muß Malcolm trotzdem so gut wie möglich schützen.

Eine neue Stellung also! Wo? Ich würde gern hierbleiben, da gibt es Nemi, und es ist ein gutes Leben mit einer vielversprechenden Zukunft, die man hier noch mitgestalten kann. Hongkong und Shanghai sind im wesentlichen aufgebaut, das Netz der ›Old Boys‹ ist stark – großartig, wenn man ein Struan oder Brock oder Cooper und dergleichen ist, aber sonst äußerst schwer zu durchbrechen.

Die erste Wahl wäre hier. Bei wem? Mit Dimitri bei Cooper-Tillman? Könnten sie mich gebrauchen? Ja, aber nicht als Spitzenmann. Brock? O ja, ich habe das erwogen – was wäre das für ein Coup, welche Rache! Lunkchurch? Ja, aber wer will schon für diesen ungehobelten Kerl arbeiten? Und allein? Das wäre am besten, aber auch am gefährlichsten, und wer würde mich unterstützen? Ich würde Geld brauchen, ich habe einiges auf der Seite, aber nicht genug. Ich würde eine Menge brauchen, um anzufangen, für Kreditbriefe und Versicherungen und für die Zeit, die ich brauche, um Agenten in London, San Francisco, Hongkong, Shanghai und ganz Asien, Paris – und St. Petersburg anzuheuern. Vergiß nicht, daß die Russen große Teekäufer sind und mit großem Gewinn mit Zobel und anderen Fellen handeln, und da sind all deine Kontakte im

russischen Alaska und ihre Handelsposten an der südlichen Westküste. Eine gute Idee, aber riskant, so eine lange Zeit zwischen Einkauf und Verkauf und Profit, zu viele Gefahren für die Schiffe, zu viele Verluste auf See oder durch Piraten...

Etwas weiter weg starrte Phillip Tyrer ebenfalls in die Ferne. Er dachte an Fujiko und hätte beinahe laut gestöhnt. Gestern Abend hatte er mit Hilfe seines Freundes Nakama versucht, mit den Verhandlungen über ihren alleinigen Besitz zu beginnen. Mama-san Raiko hatte die Augen verdreht, den Kopf geschüttelt und gesagt, es täte ihr sehr leid, aber das Mädchen sei so wertvoll und werde von so vielen wichtigen Gai-Jin gewünscht, und sie hatte durchblicken lassen, daß sogar Sir William gelegentlich Kunde sei, auch wenn sie ihn nicht beim Namen genannt hatte, und das hatte Tyrer erschüttert und ihn sogar noch ängstlicher gemacht.

Raiko hatte gesagt, bevor sie überhaupt über finanzielle und andere Details diskutierte, werde sie Fujiko fragen, ob sie die Sache in Erwägung ziehen würde, und ihn noch mehr schockiert, indem sie meinte, es sei am besten für ihn, sie nicht wiederzusehen, bis nicht ein Vertrag zustande gekommen sei. Er hatte eine weitere Stunde gebraucht, um einen Kompromiß zu schließen, den Nakama vorgeschlagen hatte: Wenn er in der Zwischenzeit Fujiko sah, würde er niemals die Angelegenheit erwähnen oder direkt mit ihr besprechen, das fiel in Mama-sans Verantwortung.

Gut, daß es Nakama gab, sagte er sich, ich hätte beinahe alles verdorben. Wenn er nicht gewesen wäre...

Er ließ den Blick umherschweifen und sah Seratard und André Poncin in ein privates Gespräch vertieft; nicht weit von ihnen unterhielt sich Erlicher, der schweizerische Gesandte, ebenso vertraulich mit Johann; dieser lauschte aufmerksam auf jedes Wort.

Was ist so wichtig und dringend für diese Männer, fragte er sich, daß sie es bei einem Fußballspiel diskutieren? Er ermahnte sich, nicht Tagträumen nachzuhängen, sich wie ein Erwachsener zu be-

nehmen und an seine Pflicht der Krone und Sir William gegenüber zu denken – Fujiko konnte warten bis heute abend. Dann würde er vielleicht eine Antwort bekommen.

Verdammter Johann! Jetzt, da der gewiefte Schweizer seinen Posten als Dolmetscher verließ, trug er, Tyrer, eine zusätzliche Bürde. Am Morgen erst hatte Sir William geschimpft: »Um Gottes willen, Phillip, üben Sie mehr. Je schneller Sie fließend sprechen, desto besser für die Krone; je schneller Nakama fließend Englisch spricht, desto besser für die Krone. Verdienen Sie sich Ihr tägliches Brot, hören Sie auf zu bummeln, stützen Sie sich auf Nakama, und sorgen Sie dafür, daß er auch sein Brot verdient, oder er fliegt!«

Hiraga war in der Gesandtschaft und las laut einen Brief, den Tyrer für Sir William geschrieben und bei dessen Übersetzung er geholfen hatte; er sollte morgen den Bakufu überbracht werden. Obwohl er nicht viele von den Wörtern verstand, verbesserte sich sein Lesen rasch. »Sie haben ein Talent für das Englische, Nakama, alter Junge«, hatte Tyrer mehrmals gesagt. Das hatte ihn gefreut, obwohl normalerweise Lob oder Kritik von einem Gai-Jin bedeutungslos waren. Im Laufe der Wochen hatte er die meisten wachen Stunden damit zugebracht, sich Worte und Sätze einzuprägen und so oft zu wiederholen, daß die Sprache seiner Träume ganz durcheinandergelassen war.

»Warum strengst du deinen Kopf so an, Vetter?« hatte Akimoto ihn gefragt.

»Ich muß so schnell wie möglich Englisch lernen. Ich habe wenig Zeit, dieser Gai-Jin-Führer ist grob und übelläunig, und ich habe keine Ahnung, wie lange ich bleiben kann. Aber, Akimoto, wenn ich lesen kann, wer weiß, welche Informationen ich bekommen werde! Du kannst dir nicht vorstellen, wie dumm sie sich in bezug auf ihre Geheimnisse anstellen. Hunderte von Büchern und Pam-

phleten und Dokumenten liegen überall herum, ich habe Zugang zu allem, jeder kann alles lesen, und diese Person Taira beantwortet meine dümmsten Fragen.«

Dies hatte er letzte Nacht in ihrem sicheren Haus im Dorf gesagt. Er kehrte nun nicht mehr jeden Abend dorthin zurück, denn oft war er zu müde und schlief auf einer freien Pritsche in dem Nebengebäude, das Tyrer sich mit Babcott teilte. Zwangsläufig hatte George Babcott von ihm erfahren. »Großartig! Nakama kann mir auch bei meinem Japanisch und meinem Wörterbuch helfen! Fabelhaft, ich werde Unterrichtsstunden organisieren!«

Babcotts Ansatz war ziemlich radikal. Lernen hatte Spaß zu machen, und bald hatte es sich fast zu einem Spiel entwickelt, einem komischen Spiel, bei dem es darum ging, wer schneller lernen konnte – ein ganz neuer Stil für Hiraga und Tyrer, für die Lernen eine ernsthafte Sache war und hauptsächlich aus sturem Auswendiglernen und Wiederholen bestand.

»Wie schnell die Lektionen vorangehen, Akimoto. Es wird jeden Tag leichter – wir werden dasselbe in unseren Schulen machen, wenn *sonno-jo* blüht.«

Akimoto lachte. »Nette freundliche Lehrer? Keine Schläge und keine Prügel? Niemals. Und, was wichtiger ist, was ist mit der Freigatte?«

Er hatte Akimoto erzählt, daß Tyrer versprochen hatte, einen befreundeten Kapitän um die Erlaubnis zu bitten, sie beide an Bord zu bringen. Hiraga wollte Tyrer erklären, Akimoto sei der Sohn einer reichen Schiffbauerfamilie aus Choshu, der ihn für ein paar Tage besuche und in Zukunft ein wertvoller Freund sein werde.

Durch das offene Fenster hörte Hiraga das Geschrei des Fußballspiels. Er seufzte und nahm dann ergeben Babcotts handgeschriebenes englisch-japanisches Wörterbuch auf. Babcott hatte es auf Listen von Wörtern und Sätzen aufgebaut, die er selbst sowie Händler und katholische und protestantische Priester zusammenge-

stellt hatten; bisher waren alle Wörterbücher nach holländisch-japanischen Äquivalenten angefertigt worden. Im Augenblick war das Buch noch dünn, aber es wuchs täglich, und es faszinierte ihn.

Der Überlieferung nach hatte vor etwa zweihundert Jahren ein Jesuitenpriester namens Tsukku-san ein Exemplar eines portugiesisch-japanischen Wörterbuchs geschrieben. Davor hatte es keinerlei Wörterbücher gegeben. Später erschienen einige holländisch-japanische, die eifrig gehütet wurden. »Unnötig, das Wörterbuch einzuschließen, Nakama«, hatte Babcott gestern zu seinem Erstaunen gesagt, »das ist nicht die britische Art. Verbreite das Wort, laß jedermann lernen, je gebildeter alle sind, desto besser für das Land.« Er hatte gelächelt. »Natürlich ist nicht jeder meiner Meinung. Wie auch immer, nächste Woche, mit der Hilfe unserer Druckpressen, werde ich...«

»Verzeihung – Druckpressen?«

Babcott hatte erklärt: »Bald werden wir anfangen zu drucken, und wenn Sie versprechen, eine Geschichte von Choshu zu schreiben, verspreche ich, Ihnen ein Exemplar meines Wörterbuchs für Sie allein zu geben.«

Vor ungefähr einer Woche hatte Hiraga dem erstaunten Akimoto ein Exemplar des *Yokohama Guardian* gezeigt. »Das sind die Nachrichten des Tages, aus aller Welt, und sie machen jeden Tag eine neue Ausgabe in so vielen Exemplaren, wie sie wollen – Tausenden, wenn nötig...«

»Unmöglich!« hatte Akimoto gesagt. »Unsere besten Klischeedrucker können nur...«

»Ich habe gesehen, wie es geht! Maschinen machen es, Akimoto. Sie haben mir ihre Maschinen gezeigt! Sie setzen alle Wörter in Linien, sie lesen von links nach rechts, umgekehrt wie bei uns von rechts nach links, und von oben nach unten. Unglaublich. Ich habe gesehen, wie der Maschinenmann aus einzelnen Symbolen, sogenannten Lettern, Wörter gemacht hat – sie sagen, alle Wörter jeder



Sprache könnten mit nur sechsundzwanzig dieser Buchstaben geschrieben werden...«

»Unmöglich.«

»Hör zu! Jede Letter oder jedes Symbol hat immer den gleichen Klang, so daß eine andere Person einzelne Lettern oder daraus gemachte Wörter lesen kann. Um diese ›Zeitung‹ zu machen, benutzt der Drucker Kombinationen aus kleinen Eisenstückchen, an deren Ende das Symbol eingeschnitten ist – Entschuldigung, kein Eisen, sondern eine Art Eisen. Dieser Mann legte die Lettern in eine Schachtel, die irgendwie mit Tusche getränkt wird, und das Papier lief darüber, und dann gab es eine neu gedruckte Seite, die etwas enthielt, was ich einen Augenblick vorher geschrieben hatte. Taira hat es genau vorgelesen! Ein Wunder.«

»Eeee, aber wie können wir das mit unserer Sprache machen? Jedes Wort ist ein besonderes Zeichen, das man auf fünf oder sogar sieben verschiedene Arten sprechen kann, und unsere Schrift ist anders, und...«

»Der Doktor Riese hört zu, wenn ich ein japanisches Wort sage, und er schreibt es in ihren Lettern auf, und dann sagt Taira das Wort, indem er es einfach liest!«

»Eeee«, hatte er erschöpft gesagt, »so viele neue Dinge, es ist so schwer für mich, sie selbst zu verstehen, von erklären ganz zu schweigen. Ori war so ein Narr, daß er nicht lernen wollte.«

»Gut für uns, daß er tot ist, begraben und von den Gai-Jin vergessen. Tagelang dachte ich, wir wären verloren.«

Hiraga fand das englische Wort, das er suchte: Entschädigung. Die japanische Übersetzung lautete: »Geld, das für ein Verbrechen bezahlt wird, über das man sich einig ist.« Das verwirrte ihn. Die Bakufu hatten kein Verbrechen begangen. Zwei Satsumas, Ori und Shorin, hatten bloß einen Gai-Jin getötet, beide waren jetzt tot – zwei für den Tod von einem Gai-Jin, das war gewiß fair. »Warum sollten sie ›Entschä-di-gung‹ verlangen«, sagte er laut, so gut er das

Wort aussprechen konnte.

Er stand vom Schreibtisch auf, um seine Muskeln zu lockern – es war schwer, den ganzen Tag lang wie ein Gai-Jin zu sitzen –, und trat ans Fenster. Er trug westliche Kleidung, aber weiche *tabe*, da englische Stiefel ihm sehr unbequem waren. Der Tag war immer noch schön, die Schiffe lagen vor Anker, Fischerboote und andere Boote fuhren hin und her. Die Fregatte lockte. Seine Erregung wuchs. Bald würden sie in ihre Eingeweide sehen, würden die großen Dampfmaschinen sehen, von denen Taira ihm erzählt hatte. Sein Blick fiel auf ein Photo, aus einer Zeitschrift ausgeschnitten und an die Wand geheftet, von einem riesigen eisernen Schiff, das in der britischen Hauptstadt London gebaut worden war, dem größten, das es je gegeben hatte, zwanzigmal größer als die Fregatte in der Buch. Zu riesig, um es zu begreifen – selbst ›Pho-to-graphie‹ konnte er nicht begreifen, das war etwas Geisterhaftes, fast eine Form böser Magie. Er erschauerte. Dann bemerkte er, daß die Tür zum Korridor angelehnt war und gegenüber die Tür von Sir William ebenfalls. Soweit er wußte, war niemand in der Gesandtschaft; alle waren beim Fußballspiel und wurden erst später am Nachmittag erwartet.

Geräuschlos öffnete er Sir Williams Tür. Auf dem kunstvoll gearbeiteten Schreibtisch lagen viele Papiere. In unordentlichen Regalen standen Bücher, ein Porträt ihrer Königin und andere Gemälde hingen an der Wand. Auf einem Buffet gab es etwas Neues. Eine Photographie in einem Silberrahmen. Er sah nur Häßlichkeit, eine seltsam gekleidete Gai-Jin-Frau mit drei Kindern, und erkannte, daß es sich um Sir Williams Familie handeln mußte; Tyrer hatte erwähnt, daß sie bald erwartet wurde.

Was für ein Glück ich habe, Japaner und zivilisiert zu sein, mit gutaussehenden Eltern und Geschwistern und Sumomo als zukünftiger Frau, wenn es mein Karma ist zu heiraten. Der Gedanke an sie, die sicher zu Hause war, wärmte ihm das Herz, doch noch wäh-

rend er vor dem Schreibtisch stand, schlug das gute Gefühl um. Er erinnerte sich an all die bedrückenden, unbehaglichen Anlässe, bei denen er vor dem Gai-Jin-Führer gestanden hatte, der hier saß, und Fragen über die Choshu, Satsuma, Bakufu, Toranagas beantwortet hatte, Fragen, die jeden Aspekt von seinem und Nippons Leben erforschten, was jetzt fast täglich vorkam, und die Fischaugen entrisen ihm die Wahrheit, so gern er auch gelogen und Verwirrung gestiftet hätte.

Er achtete sorgfältig darauf, nichts zu berühren, für den Fall, daß eine Falle für ihn ausgelegt worden war, was er gewiß getan hätte, wenn er einen Gai-Jin an einem so wichtigen Ort allein gelassen hätte. Sein Ohr vernahm eine ärgerliche Stimme draußen, und er eilte zurück, um aus Tyrers Fenster zu schauen. Zu seinem Erstauen stand Akimoto am Tor und verbeugte sich vor dem Wachmann, der ihn mit seinem bajonettbewehrten Gewehr anvisierte und anschrie. Sein Vetter trug Gai-Jin-Arbeitskleidung und war nervös.

Hastig ging er nach draußen, setzte ein Lächeln auf und hob den Hut. »Guten Tag, Herr Wachmann, dies mein Freund.«

Der Wachtposten kannte Hiraga vom Sehen, wußte, daß er eine Art Dolmetscher war und einen permanenten Gesandtschaftsausweis hatte. Er antwortete bissig mit unverständlichen Worten, winkte Akimoto weg und befahl Hiraga, ihm zu sagen, »daß er sich verpissen soll, sonst schieß ich ihm seinen verdammten Kopp weg.«

Hiragas Lächeln blieb unverändert. »Ich bringe fort, tut mir leid.« Er nahm Akimoto beim Arm und eilte mit ihm zu einem Weg, der ins Dorf führte. »Bist du verrückt? Hierherzukommen ist...«

»Du hast recht.« Akimoto hatte seinen Schrecken über das Bajonett dicht an seiner Kehle noch nicht überwunden. »Tut mir leid, aber der Shoya bat mich, dich dringend zu holen.«

Der Shoya winkte Hiraga, er solle sich auf die andere Seite des niedrigen Tisches setzen. Seine Privaträume hinter dem absichtlich schäbigen und unordentlichen Laden waren makellos, die Tatamis und das Papier der Shoji-Fenster von bester Qualität. Die Tigerkatze saß bequem auf seinem Schoß, und ihre Augen fixierten den Eindringling böse. Grünweiße Teeschalen aus Porzellan standen um eine kleine, eiserne Teekanne. »Bitte etwas Tee, Otami-sama; tut mir leid, Ihnen Unbequemlichkeiten zu verursachen«, sagte er beim Eingießen. Dann streichelte er die Katze, deren Ohren nervös zuckten. »Bitte entschuldigen Sie, daß ich Sie gestört habe.«

Der Tee war sehr aromatisch, und Hiraga lobte ihn höflich. In Gegenwart des Shoya fühlte er sich unbehaglich in seinen europäischen Kleidern, in denen das Sitzen so schwierig war, und nervös ohne seine Schwerter. Nach den üblichen Höflichkeiten nickte der Shoya, halb zu sich selbst, und sah seinen Gast an. Hinter der Maske der Liebenswürdigkeit waren seine Augen unbeugsam. »Aus Kyōto sind Neuigkeiten gekommen. Ich dachte, Sie sollten sie sofort erfahren.«

Hiragas Unruhe nahm zu. »Ja?«

»Anscheinend haben zehn Shishi aus Choshu, Satsuma und Tosa in Otsu den Shōgun Nobusada angegriffen. Der Mordanschlag ist fehlgeschlagen, und alle wurden getötet.«

Hiraga tat so, als interessiere ihn das nicht, aber innerlich war ihm elend. Welche zehn, und warum war der Angriff fehlgeschlagen? »Wann war das?«

Der Shoya hatte nichts gesehen, was ihm verriet, ob Hiraga von dem Angriff wußte oder nicht. »Vor acht Tagen.«

»Wie konnten Sie davon in so kurzer Zeit erfahren?«

Zu seinem Erstaunen griff der Shoya in seinen Ärmel und holte einen kleinen Zylinder hervor. Darin befand sich eine Rolle sehr dünnen Papiers. »Dies traf heute ein. Unser Gyokoyama-zaibatsu hat Brieftauben für wichtige Nachrichten.«

Tatsächlich war die Meldung gestern eingetroffen, aber er hatte Zeit gebraucht, um zu entscheiden, wie er mit Hiraga verfahren sollte. »Es ist sehr wichtig, schnelle und genaue Informationen zu haben, neh?«

»Wurden Namen erwähnt?«

»Nein, keine Namen, tut mir leid.«

»Sind das all Ihre Informationen?«

Seine Augen glitzerten, als er hinzufügte: »In derselben Nacht in Kyōto haben Herr Yoshi und Herr Ogama mit ihren Streitkräften das Hauptquartier der Shishi überfallen und das Quartier völlig vernichtet. Vierzig Köpfe wurden vor der Ruine aufgespießt.« Der alte Mann enthielt sich des Lächelns. »Otami-sama, sind vierzig wohl ein hoher Prozentsatz von unseren tapferen Shishi?«

Hiraga zuckte mit den Schultern und sagte, er wisse es nicht. Dabei hoffte er, daß der Shoya nicht erkannte, daß er log. Sein Kopf schmerzte, als er sich fragte, wer tot war, wer überlebt hatte, wer sie verraten hatte und wie es möglich war, daß Feinde wie Yoshi und Ogama als Verbündete handelten. »Warum erzählen Sie mir das alles?«

Einen Augenblick lang schaute der Shoya auf die Katze nieder, sein Blick wurde weicher, und seine Finger begannen die Mitte ihres Kopfes zu kraulen. Die Katze schloß vor Vergnügen die Augen, und ihre Krallen streckten sich ohne Bedrohung aus den Pfoten und zogen sich wieder zurück.

»Anscheinend wurden nicht alle, die an dem Überfall auf den Shōgun beteiligt waren, gefaßt«, sagte er leise. »Zwei entkamen. Der Führer, manchmal ›Der Rabe‹ genannt – sein wirklicher Name lautet Katsumata –, der als Ratgeber von Sanjiro aus Satsuma Vertrauen genoß, und ein Shishi aus Choshu namens Takeda.«

Hiraga war zutiefst erschüttert, daß so vieles bekannt war, und seine Muskeln spannten sich, bereit, anzugreifen und notfalls mit bloßen Händen zu töten. Er öffnete den Mund, sagte aber nichts.

»Kennen Sie diesen Takeda, Otami-sama?«

Wut durchzuckte Hiraga angesichts dieser Unverschämtheit, er spürte, wie sein Gesicht errötete, aber er beherrschte sich. »Warum erzählen Sie mir das, Shoya?«

»Mein Gyokoyama-Oberherr befahl es, Otami-sama.«

»Warum?«

Der Shoya goß, um seine eigenen Nerven zu beruhigen – obwohl er eine kleine, geladene Pistole in seiner Ärmeltasche hatte –, für beide erneut Tee ein. Er wußte, dies war ein gefährliches Spiel, und der Shishi war kein Mann, den man zum Narren halten konnte. Aber Befehl war Befehl, und bei den Gyokoyama-zaibatsu gab es die stehende Order, alles Ungewöhnliche in jeder ihrer hundert Zweigstellen sofort zu melden. Das galt besonders für den Zweig von Yokohama, der jetzt wichtiger war als Nagasaki, weil er die Hauptbasis der Gai-Jin war und daher der Hauptbeobachtungsposten ihrer Aktivitäten – und er war für den Posten des Seniors eigens erwählt worden. So hatte er per Brieftaube die Nachricht von der Ankunft dieses Mannes übermittelt, von Oris Tod, von allen folgenden Ereignissen und den Aktionen, die er selbst unternommen hatte – und die sämtlich gebilligt worden waren.

»Die Gyokoyama...«, begann er, seinen Instruktionen folgend und mit großer Vorsicht, denn er konnte sehen, daß Hiraga über die Enthüllungen wütend und erregt war. Seine Oberherren in Osaka hatten geschrieben: *Bringen Sie diesen Shishi, dessen wirklicher Name Hiraga Rezan lautet, möglichst schnell aus dem Gleichgewicht. Die Risiken werden groß sein. Seien Sie bewaffnet, und sprechen Sie mit ihm, wenn er nicht...*

»...meine Oberherren dachten, sie könnten Ihnen vielleicht nützlich sein, wie auch Sie für sie von großem Wert sein könnten.«

»Mir nützlich?« stieß Hiraga zähneknirschend hervor, bereit zu explodieren; seine Rechte suchte nervös nach dem Schwertgriff, der nicht da war. »Ich habe keinen Koku. Welchen Nutzen habe ich

für Parasiten, denn Geldverleiher sind Parasiten, sogar der große Gyokoyama! *Neb?*«

»Es ist richtig, daß Samurai das glauben und immer geglaubt haben. Aber wir fragen uns, ob Ihr Sensei Taira dem zustimmen würde.«

»Wie?« Wieder war Hiraga aus dem Gleichgewicht, und er stotterte: »Was ist mit Taira? Was ist mit ihm?«

»Dienerin! Saké!« rief der Shoya plötzlich, dann sagte er, zu Hiraga gewandt: »Ich bitte Sie um Geduld, aber meine Vorgesetzten... ich bin ein alter Mann«, fügte er demütig und mit offener Selbsterniedrigung hinzu, denn er wußte, seine Macht im *zaibatsu* war groß, sein Yang funktionierte noch perfekt, und wenn es nötig war, konnte er diesen Mann erschießen oder verkrüppeln und den Bakufu-Kräften übergeben. »Ich bin alt, und wir leben in gefährlichen Zeiten.«

»Ja, das tun Sie«, sagte Hiraga mit zusammengebißenem Zähnen. Der Saké kam schnell, und Hiraga trank ihn mit einem kräftigen Schluck und war froh darüber, obwohl er es sich nicht anmerken ließ. Er ließ sich neu einschenken und trank wieder aus. »Also? Was ist mit Taira?«

Der Shoya atmete tief ein und stürzte sich in das, was, wie er wußte, die größte Chance seines Lebens sein konnte, mit umfassenden Folgen für sein *zaibatsu* und seine zukünftigen Generationen: »Seit Sie hier sind, Otami-sama, haben Sie sich gefragt und erforscht, warum die englischen Gai-Jin einen großen Teil der Welt außerhalb unserer Küsten regieren, wo sie doch nur eine kleine Inselnation sind, wie ich höre, kleiner als unsere...« Er hielt inne, amüsiert über Hiragas plötzlich ausdruckslose Miene. »Ach, tut mir leid, aber Sie müssen wissen, daß Sie belauscht wurden, als Sie mit Ihrem Freund sprachen, der nun tot ist, und Ihrem Vetter, tut mir leid. Ich kann Ihnen versichern, daß Ihre Vertraulichkeiten nicht in Gefahr sind; Ihre Ziele und Gyokoyamas Ziele und die Shishi-Ziele

sind dieselben. Es könnte wichtig für Sie sein... Wir glauben, daß wir ein wichtiges Geheimnis kennen, nach dem Sie suchen.«

»Ach, ja?«

»Ja, wir glauben, das wichtige Geheimnis besteht in ihrem Bankwesen und Finanz...«

Er verstummte, als Hiraga in höhnisches Gelächter ausbrach. Erschreckt grub die Katze ihre Krallen in den Kimono des Shoya. Vorsichtig zog dieser sie heraus und fing an, sie zu beruhigen; er beherrschte seinen Zorn und wünschte sich, er könne diesem unverfrorenen jungen Mann Vernunft einprägen. Doch das würde ihn am Ende das Leben kosten – er würde mit Akimoto und anderen Shishi fertig werden müssen.

Beharrlich wartete er; der Auftrag, den seine Oberherren ihm erteilt hatten, war gefährlich: *Prüfen Sie diesen jungen Mann, finden Sie heraus, was seine wahren Ziele, seine wahren Gedanken, seine wahren Wünsche und Loyalitäten sind, benutzen Sie ihn, er könnte ein perfektes Werkzeug sein...*

»Sie sind verrückt. Es sind nur ihre Maschinen und Kanonen, ihr Reichtum und ihre Schiffe.«

»Ganz recht. Wenn wir die hätten, Hiraga-sama, könnten wir...« In dem Augenblick, in dem er absichtlich den richtigen Namen benutzte, sah er, wie jedes Lachen verschwand und der Blick drohend wurde. »Meine Oberen sagten mir, ich solle den Namen nur einmal benutzen, und dies auch nur, damit Sie wissen, daß man uns vertrauen kann.«

»Woher kennen sie ihn?«

»Sie erwähnten den Codenamen Ihres geehrten Vaters, Toyo Hiraga. Natürlich ist dieser nur in unseren geheimsten Aufzeichnungen niedergeschrieben.«

Hiraga war voller Zorn. Es war ihm nie in den Sinn gekommen, daß Geldverleiher vertrauliche Bücher führten, und da jedermann von Zeit zu Zeit ihre Dienste benötigte, hatten die Shroffs wohl



Zugang zu allen möglichen vertraulichen Kenntnissen, die sie als Druckmittel benutzen konnten, um alle möglichen anderen Informationen zu gewinnen, die sie nicht haben sollten. Wie können sie sie von unseren Shishi erfahren haben, außer mit unredlichen Mitteln! Und dieser Hund wagt, sie mir gegenüber zu benutzen! Kaufleute und Geldverleiher werden zu Recht verachtet und beargwöhnt und sollten ausgemerzt werden. Wenn *sonno-joi* eine Tatsache ist, sollte unsere erste Forderung an den Kaiser ihre Vernichtung sein.

»Aha!«

Der Shoya war vorbereitet. Einem Shishi konnte man nie trauen, und so war seine Hand der Ärmeltasche nicht fern. Er sprach mit sanfter Stimme, doch die Drohung oder das Versprechen in seinem Ton war nicht zu überhören: »Meine Vorgesetzten sagten mir, ich solle Ihnen mitteilen, daß Ihre Geheimnisse und die Ihres Vaters zwar verzeichnet, aber vertraulich sind, vollkommen vertraulich... zwischen uns.«

Hiraga seufzte, lehnte sich zurück und bedachte alles, was der Shoya ihm gesagt hatte sowie die Gefahr durch den Mann selbst und durch die Gyokoyama, und wog dabei seine Möglichkeiten ab.

Die Wahl war einfach: töten oder nicht töten, zuhören oder nicht zuhören. Als er noch sehr jung war, hatte seine Mutter gesagt: »Hüte dich, mein Sohn, und merke es dir gut: Töten ist leicht, aber unmöglich rückgängig zu machen.«

Für einen Augenblick verweilten seine Gedanken bei ihr, die immer weise gewesen war, ihn immer mit ausgestreckten Armen willkommen heißen hatte – trotz der Schmerzen in ihren Gelenken, die zu ihrem Leben gehörten, solange er sich erinnern konnte, und sie jedes Jahr ein wenig schlimmer plagten.

»Sehr wohl, Shoya. Ich werde zuhören. Einmal.«

Nun seufzte der Shoya; ein wichtiger Graben war überbrückt. Er füllte die Schalen. »Auf *sonno-joi* und die Shishi!«

Sie tranken. Von Zeit zu Zeit füllte er die Schalen nach. »Otami-

sama, bitte haben Sie Geduld mit mir, aber wir glauben, daß wir alles haben können, was die Gai-Jin haben. Wie Sie wissen, ist Reis in Nippon eine Währung, Reishändler sind Bankiers, sie leihen Bauern Geld auf zukünftige Ernten, um Saatgut und dergleichen zu kaufen. Ohne das Geld würde es in den meisten Jahren keine Ernte und damit auch keine Eintreibung von Steuern geben. Sie leihen den Samurai und Daimyos für ihren Lebensunterhalt gegen zukünftige Bezahlung, zukünftige Koku, zukünftige Steuern; ohne dieses Geld gibt es gewöhnlich keinen Lebensunterhalt, bis Ernten zu besteuern sind. Geld ermöglicht jede Lebensweise. Geld – in Form von Gold, Silber, Reis, Seide oder sogar Dung – ist das Rad des Lebens, Profit schmiert dieses Rad, und...«

»Kommen Sie zur Sache. Das Geheimnis.«

»Oh, ich bitte um Verzeihung. Der Punkt ist, daß die Gai-Jin-Geldverleiher, Bankiers – in ihrer Welt ist das ein ehrenwerter Beruf –, einen Weg gefunden haben, all ihre Industrien, Maschinen, Schiffe, Kanonen, Bauwerke und Armeen auf profitable Weise ohne die Verwendung wirklichen Goldes zu finanzieren. Auf der ganzen Welt kann es keine solche Menge wirklichen Goldes geben. Irgendwie können sie große Anleihen machen, wobei sie das Versprechen von Gold oder angebliches Gold benutzen, und das allein macht sie stark, und anscheinend tun sie das, ohne daß ihre Währung dabei Schaden nimmt wie bei den Daimyos.«

»Angebliches Gold? Wovon sprechen Sie? Drücken Sie sich klarer aus!«

Der Shoya wischte sich einen Schweißtropfen von der Lippe. Er war jetzt erregt, weil der Saké seine Zunge lockerte, aber mehr noch, weil er zu glauben begann, daß dieser junge Mann das Rätsel vielleicht lösen könnte. »Verzeihen Sie, falls ich mich kompliziert ausdrücke, aber wir wissen, was sie machen, doch wir wissen noch nicht, wie sie es machen. Ihr Taira, diese Ihre Gai-Jin-Informationsquelle, die Sie so klug anzapfen, weiß es vielleicht; vielleicht könnte

er Ihnen erklären, wie sie es machen, die Tricks, die Geheimnisse, und dann können Sie es uns sagen, und wir können Nippon so stark machen wie fünf Englands. Wenn Sie *sonno-joi* erreichen, können wir und andere Geldverleiher uns zusammentun, um alle Schiffe und Waffen zu finanzieren, die Nippon jemals brauchen wird...« Sorgfältig arbeitete er sein Thema aus, antwortete beredt auf Fragen, lenkte Hiraga, half ihm, schmeichelte ihm, versorgte ihn bedacht-sam mit Saké und Wissen, beeindruckt von seiner Intelligenz, und fuhr damit fort, bis die Sonne untergegangen war.

»Geld, was? Ich muß zu... zugeben, Shoya«, sagte Hiraga stockend, schwerzüngig vom Alkohol, während sein Kopf barst von so vielen neuen und verwirrenden Gedanken, die seinen tiefsten Überzeugungen zuwiderliefen, »zugegeben, daß Geld mich nie inter... es-siert hat. Nie habe ich Geld wirklich ... wirklich verstanden, nur den Mangel daran.« Ein Rülps erstickte ihn fast. »Ich, ich glaube, ich sehe ein, ja, Taira wird es mir sagen.« Er versuchte aufzustehen, aber es gelang ihm nicht.

»Darf ich Ihnen zuerst ein Bad anbieten und dann nach der Masseuse schicken?« Der Shoya überredete ihn mühelos, rief eine Dienerin zu Hilfe und überließ Hiraga starken, aber sanften Händen – bald schnarchte er in tiefer Bewußtlosigkeit.

»Gut gemacht, Ichi-chan«, flüsterte seine Frau, als es ungefährlich war, und strahlte ihn an. »Du warst perfekt, *neh?*«

Er strahlte zurück und sagte ebenso leise: »Er ist gefährlich und wird es immer sein, aber wir haben einen Anfang gemacht, das ist das Entscheidende.«

Sie nickte, zufrieden, daß er ihren Rat befolgt hatte, an diesem Nachmittag nach Hiraga zu schicken, bewaffnet zu sein und nicht davor zurückzuscheuen, Drohungen zu benutzen. Sie beide kannten die Risiken, aber, so ermahnte sie sich, dies ist eine von den Göttern gesandte Gelegenheit, und die Gewinne entsprechen den Gefahren. Eeee, gluckste sie leise vor sich hin, wenn wir Erfolg ha-

ben, wird man uns den Status von Samurai gewähren, unsere Nachkömmlinge werden Samurai sein, und mein Ichi wird ein Gyokoyama-Oberherr werden. »Es war so klug von dir, daß du nur von zwei und nicht von drei Entkommenen gesprochen und nicht verraten hast, was wir sonst noch wissen.«

»Es ist wichtig, etwas in Reserve zu behalten. Um ihn weiter zu kontrollieren.«

Mütterlich tätschelte sie ihren Mann, sagte ihm noch einmal, wie klug er gewesen sei, und erinnerte ihn nicht daran, daß auch dies ihr Vorschlag gewesen war. Einen Moment lang hing sie ihren Gedanken nach, noch immer verwirrt über die beiden Shishi, die sich nach Edo aufgemacht und so Gefangenschaft oder unermeßlichen Verrat riskiert hatten. Noch verwirrender war, warum das Mädchen Sumomo, Hiragas zukünftige Samurai-Frau, sich dem Haushalt von Koiko angeschlossen hatte, Edos berühmtester Kurtisane, die jetzt Herrn Yoshi erfreute. Wirklich sehr verwirrend.

In ihrem Kopf bildete sich eine Idee. »Ichi-chan«, sagte sie behutsam, »du hast vorhin etwas gesagt, und deshalb möchte ich dich fragen: Wenn diese Gai-Jin so klug und so zaubermächtige Bankiers sind, wäre es dann nicht weise, wenn du vorsichtig mit einem von ihnen ein Unternehmen beginnen würdest, in aller Stille.« Sie sah, wie seine Augen innehielten und ein seraphisches Lächeln auf seinen Zügen dämmerte. »Toshi ist neunzehn, der Klügste von unseren Söhnen, und könnte die Galionsfigur sein, *neh?*«

Montag 3. Dezember

**A**ls sie die Landspitze umrundeten, trat Norbert Greyforth an Deck des Postdampfers, der via Shanghai aus Hongkong kam. Vor ihm lag die Küste von Yokohama. Er war frisch rasiert und trug gegen die Kühle des frühen Morgens Zylinder und Gehrock. Dann sah er den Kapitän und andere auf der Brücke vor dem Schornstein, aus dem eine beißende Qualmwolke stieg und nach achtern trieb. Seeleute machten sich für den Hafen fertig, die Segel an den drei Masten waren zusammengerollt. Auf dem Vordeck hinter verschlossenen Gittern befanden sich Zwischendeckpassagiere, das Treibgut Asiens, Ausgewiesene und Gesindel. Solche Gitter waren auf Passagierschiffen üblich, um räuberische Angriffe aus diesem Bereich zu verhindern.

Der Wind war frisch, und es roch angenehm, nicht wie unten, wo der Gestank nach Öl und Kohlenrauch sowie der hämmernde, Kopfschmerz erzeugende Lärm schier unerträglich war. Die *Asian Queen* stand schon seit Stunden unter Dampf und trotzte dem Gegenwind. Sosehr er Dampfschiffe auch verachtete, Norbert war froh über diese zusätzliche Möglichkeit der Fortbewegung, denn sonst hätten sie viele weitere Tage Verspätung gehabt. Er biß das Ende einer Zigarre ab, spuckte es über Bord und zündete die Zigarre hinter vorgehaltener Hand sorgfältig an.

Die Niederlassung sah aus wie immer. Samurai-Wachhäuser und Zollhaus außerhalb des Zauns und jenseits kleiner Brücken, Rauch aus verschiedenen Kaminen, Menschen, die über die Promenade gingen, Reiter, die auf der Rennbahn ihre Pferde trainierten, Drunk Town verlottert wie eh und je – die Schäden nach Feuer und Erd-

beben waren fast nicht beseitigt –, ein schroffer Gegensatz zu den disziplinierten Zeltreihen auf dem Steilufer, wo Soldaten exerzierten. Dann blieb sein Blick auf den Yoshiwara-Dächern hängen, aber er verspürte im Gegensatz zu sonst nur eine halbherzige Bewegung, denn er war noch satt von seinen Zechtouren in Shanghai, der reichsten, vulgärsten, wildesten Stadt in Asien mit den besten Rennen, Spielhöllen, Huren und Bars.

Macht nichts, dachte er, ich werde Sako den Ballen Seide geben, das wird sie glücklich machen, und wer weiß?

Sein Blick schweifte weiter über die Fahnenmasten der verschiedenen Gesandtschaften, verhärtete sich, als er das Struan-Building sah, und heftete sich dann auf sein eigenes. Er freute sich, als er sah, daß in den drei Wochen seiner Abwesenheit die äußeren Reparaturen am obersten Stockwerk fertiggestellt worden waren. Kein Anzeichen von Feuerschaden mehr. Er war zu weit entfernt, um die Leute zu erkennen, die in den Gebäuden an der High Street ein und aus gingen; dann erhaschte er einen Blick auf eine blaue Haube, ein Kleid mit Reifrock und einen Sonnenschirm, die die Straße zur französischen Gesandtschaft überquerten. So eine gibt es nur einmal, dachte er. Angel Tits! Ihm war, als könne er das Parfüm riechen, das sie umgab. Er fragte sich, ob sie von dem Duell wußte.

Morgan Brock hatte brüllend gelacht, als er es ihm erzählte. »Sie haben meine Zustimmung, um ihm den Kopf oder die Eier abzuschlagen. Nehmen Sie Kampfisen statt Pistolen, und verdienen Sie sich Ihren Bonus.«

Schon eilten Tender dem Postdampfer entgegen. Mißmutig stellte er fest, daß die Dampfbarkasse von Struan's als erste in der Reihe wartete, Jamie McFay im Bug. Brock's Ruderbarkasse lag an zweiter Stelle. Macht nichts, dauert nicht mehr lange, bis die Barkasse mir gehört und auch dein Gebäude und du und alle verdammten Struans bankrott oder tot sind, obwohl ich dir vielleicht einen Job geben werde, Jamie, vielleicht, nur so zum Spaß. Dann sah er, daß

McFay ein Fernglas an die Augen hielt, und wußte, daß er ihn sehen würde. Er winkte mechanisch, spuckte über die Reling und ging nach unten in seine Kabine.

»Guten Morgen, Mr. Greyforth, Sir«, sagte Edward Gornt mit Südstaaten-Charme. Er stand an der Tür der gegenüberliegenden Kabine, ein großer, hagerer, gutausschender junger Mann aus Virginia, siebenundzwanzig, mit tiefliegenden braunen Augen und braunem Haar. »Ich habe vom Achterdeck aus hinausgeschaut. Kein Vergleich zu Shanghai, nicht?«

»In mehr Hinsichten, als Sie sich vorstellen können. Haben Sie gepackt?«

»Ja, Sir, alles bereit.« Abgesehen von dem leichten Rollen bei seinem »Sir« war sein Akzent schwach und klang viel eher englisch als südstaatlich.

»Gut. Sir Morgan bat mich, Ihnen das zu geben, wenn wir anlegen.« Er nahm einen Umschlag aus seiner Aktentasche und reichte ihn ihm. Je mehr er über diese ganze Reise nachdachte, desto verblüffter war er. Tyler Brock war nicht nach Shanghai gekommen. Statt dessen war Greyforth von einer kurzen Nachricht begrüßt worden, in der stand, er solle den Befehlen seines Sohns Morgan gehorchen. Sir Morgan Brock war ein dickbäuchiger, kahl werdender Mann, nicht so grob wie sein Vater, aber ebenso übellaunig, und wie dieser trug er einen Bart. Im Gegensatz zu seinem Vater jedoch war er in London in der Threadneedle Street ausgebildet worden, dem wichtigsten Börsen- und internationalen Handelszentrum der Welt. Kaum war Greyforth eingetroffen, hatte Morgan ihm seinen Plan dargelegt, Struan's das Genick zu brechen.

Es war ein narrensicherer Plan.

Ein Jahr lang hatten er, sein Vater und ihre Kollegen im Vorstand der Victoria Bank in Hongkong Struans Schuldscheine aufgekauft. Jetzt, da sie den ganzen Vorstand im Rücken hatten, brauchten sie nur den 31. Januar abzuwarten, um ihre Forderungen geltend zu

machen. Struan hatte keine Chance, diesen Termin einhalten zu können. Nach diesem Datum würde Struan's mit allem Drum und Dran samt Clipper der Bank gehören. Und da Morgan die Zuckermärkte Hawaiis aufkaufte und die Struans geschickt ausschloß, die auf ihre jährlichen Gewinne aus diesen Märkten zählten, um ihre Schulden zu bedienen, versetzte er ihnen einen weiteren Schlag. Ein noch größerer Coup war, daß Morgan mit äußerster Schläue diese Ernten im voraus bei Unions- und konföderierten Importeuren gegen Güter der Union und gegen Südstaatenbaumwolle für den britischen Markt eingetauscht hatte, der von Gesetzes wegen nur von britischen Schiffen bedient werden konnte – ihren Schiffen.

»Ein genialer Plan, Sir Morgan, meinen Glückwunsch«, hatte Norbert tief beeindruckt gesagt, denn der Plan würde Brock zur reichsten Handelsgesellschaft in Asien machen, zum Noble House, und sein Gehalt von fünftausend Guineas im Jahr garantieren.

»Wir werden Struan's von der Bank für zehn Penny pro Pfund kaufen, das ist abgemacht, ihre Flotte und alles«, hatte Sir Morgan gesagt, und sein dicker Bauch hatte vor Lachen gezittert. »Sie können sich bald zur Ruhe setzen, und wir werden Ihnen für Ihre Dienste sehr dankbar sein. Wenn in Yokohama alles gut läuft, denken wir an weitere fünftausend im Jahr als Bonus. Kümmern Sie sich um den jungen Edward, und zeigen Sie ihm alles.«

»Zu welchem Zweck?« hatte er gefragt, überwältigt von der großen Geldsumme.

»Zu jedem Zweck, der mir beliebt«, hatte Sir Morgan kurz und schroff gesagt. »Aber da Sie schon fragen, vielleicht möchte ich, daß er Japan übernimmt, Ihre Stelle übernimmt, wenn Sie gehen, falls er ihrer würdig ist. Rothwell gibt ihm einen Monat Urlaub« – das war Gornts gegenwärtiger Arbeitgeber, eine der ältesten Gesellschaften Shanghais und Partner von Cooper-Tillman, dem größten amerikanischen China-Händler, mit dem sowohl Brock's als auch Struan's ausgedehnte Geschäftsbeziehungen unterhielten –, »das ist



Zeit genug für den Burschen, sich zu entscheiden; vielleicht übernimmt er von Ihnen, wenn Sie in Pension gehen.«

»Glauben Sie, daß er erfahren genug ist, Sir Morgan?«

»Sorgen Sie dafür, daß er es ist, wenn Sie gehen – das ist Ihr Job; unterweisen Sie ihn, härten Sie ihn ab. Aber brechen Sie ihn nicht, ich will nicht, daß er abgeschreckt wird, denken Sie daran!«

»Wieviel soll ich ihm sagen?«

Nach einigem Nachdenken antwortete Sir Morgan: »Alles über unser Geschäft in Japan, den Plan mit dem Kanonen- und Opiumschmuggel, wenn diese Bastarde im Parlament ihren Willen bekommen. Erzählen Sie ihm von Ihren Ideen zur Öffnung des Opiumhandels und zum Bruch jedes Embargos, wenn es eines geben sollte, aber nichts darüber, Struan zu provozieren, oder unseren Plan, ihn kaputtzumachen. Der Junge weiß von den Struans, bei Rothwell liebt man sie auch nicht, er weiß, was für ein Abschaum sie eigentlich sind und welche Teufeleien der alte Dirk auf dem Kerbholz hat mit der Ermordung meines Stiefbruders und dergleichen. Er ist ein guter Kerl, also sagen Sie ihm, was Sie wollen, aber nichts über den Zucker!«

»Wie Sie wünschen, Sir Morgan. Was ist mit all dem Hartgeld und Papier, das ich mitgebracht habe? Ich brauche Ersatz, um die Kanonen, die Seide und die diesjährigen Handels Güter zu bezahlen.«

»Ich schicke ihn aus Hongkong, wenn ich zurückfahre. Es war recht schlau, Norbert, Struan bei der Sache mit den Schürfrechten aus dem Weg zu schaffen – wenn das was einbringt, sind Sie daran beteiligt. Was Edward betrifft, schicken Sie ihn nach dem einen Monat mit einem vertraulichen Bericht an den Alten Herrn nach Hongkong. Ich mag den Burschen, er wird in Shanghai und von Rothwell sehr geschätzt – und ist der Sohn eines alten Freundes.«

Norbert hatte sich gefragt, wer dieser alte Freund sein und was Sir Morgan ihm schulden mochte, um sich solche Mühe zu geben,

denn er war gewöhnlich zu niemandem freundlich. Aber er war zu klug, um zu fragen, und behielt seine Meinung für sich, froh, daß das Problem, sich Brocks Gunst zu erhalten, ihn nicht mehr lange beschäftigen würde.

Edward Gornt erwies sich als recht angenehm und zurückhaltend; er wirkte eher englisch als amerikanisch, war intelligent und, was in Asien selten vorkam, Nichttrinker. Greyforths spontane Einschätzung war gewesen, daß Gornt sich überhaupt nicht für den harten, abenteuerlichen, mit Trinkgelagen verbundenen China-Handel eignete – ein Leichtgewicht in allem, außer beim Kartenspiel. Gornt war ein hervorragender Bridgespieler und hatte Glück beim Pokern, eine wichtige Tugend in Asien, aber selbst das war eher eine Trockenübung, denn er spielte niemals um hohe Einsätze.

Er war überzeugt, daß Edward Gornt den Brocks nicht lange passen würde, und nichts auf der Rückreise hatte ihn veranlaßt, seine Meinung zu ändern. Von Zeit zu Zeit hatte er etwas Seltsames in seinem Blick entdeckt. Der Kerl ist einfach überfordert und hat keinen Boden mehr unter den Füßen, dachte er, während er beobachtete, wie er Morgans Brief las. Macht nichts, wenn irgend jemand ihn zum Erwachsenen machen kann, dann bin ich das.

Gornt faltete den Brief zusammen und steckte ihn und das Geldbündel ein, das er enthalten hatte. »Sir Morgan ist so großzügig, nicht?« sagte er mit einem Lächeln. »Ich hätte nie gedacht, daß er... ich kann gar nicht abwarten, bis ich anfangen und lerne, ich arbeite gerne, und ich werde mein Bestes tun, um es Ihnen recht zu machen, aber ich bin immer noch nicht sicher, ob ich Rothwell verlassen sollte, und... nun ja, mir ist nie in den Sinn gekommen, daß er je denken würde, ich könnte vielleicht gut genug sein, um Brocks Geschäfte in Japan zu leiten, wenn oder falls Sie sich zur Ruhe setzen. Niemals.«

»Sir Morgan ist ein schwieriger Herr, schwer zufriedenzustellen wie unser Tai-Pan, aber geradlinig, wenn Sie tun, was man Ihnen

sagt. Ein Monat wird reichen. Können Sie mit einer Schußwaffe umgehen?»

»Aber ja.«

Die plötzliche Direktheit überraschte ihn. »Welche Schußwaffen?»

»Faustfeuerwaffen, Gewehre, Schrotflinten.« Wieder das Lächeln.

»Ich habe nie jemanden getötet, Indianer oder so, aber ich war zweiter beim Richmonder Tontaubenschießen vor vier Jahren.« Ein Schatten verdüsterte seine Miene. »Das war das Jahr, in dem ich nach London zu Brock's ging.«

»Wollten Sie nicht von zu Hause fort? Gefiel Ihnen London nicht?»

»Ja und nein. Meine Mutter war gestorben, und mein Vater hielt es für das Beste, daß ich in die Welt hinausging, und London war ja sozusagen der Mittelpunkt der Welt. London war großartig und Sir Morgan sehr freundlich. Der freundlichste Mann, den ich kenne.«

Norbert wartete, aber Gornt rückte nichts weiter heraus und war in seine eigenen Gedanken versunken. Sir Morgan hatte ihm nur gesagt, Gornt habe zwei befriedigende Jahre bei Brock's in London zugebracht, und zwar mit Tyler Brocks letztem und jüngstem Sohn Tom. Nach den zwei Jahren hatte er ihm den Juniorposten bei Rothwell besorgt. »Kennen Sie Dimitri Syborodin, der hier Cooper-Tillman leitet?»

»Nein, Sir. Nur dem Namen nach. Meine Eltern kannten Judith Tillman, die Witwe eines der ursprünglichen Besitzer.« Gornts Augen hatten sich verengt, und Norbert bemerkte die Fremdartigkeit darin. »Sie mochte Dirk Struan auch nicht, verachtete ihn sogar, gab ihm die Schuld am Tod ihres Mannes. Die Sünden der Väter wirken weiter, nicht wahr?»

Norbert lachte. »Das tun sie allerdings.«

»Sie erwähnten Dimitri Syborodin, Sir?»

»Sie werden ihn mögen, er ist auch ein Südstaatler.« Die Lande-

glocke läutete. Norberts Augen glitzerten erwartungsvoll. »Gehen wir an Land, der Betrieb wird bald genug anfangen.«

»Mann will sehen Tai-Pan, heja?« sagte Ah Tok.

»Ayeeyah, sprich zivilisiert, Mutter, und kein Kauderwelsch«, sagte Malcolm auf kantonesisch zu ihr. Er stand am Fenster seines Kontors, Fernglas in der Hand, und hatte beobachtet, wie die Passagiere den Postdampfer verließen. Er hatte Norbert Greyforth gesehen, und jetzt fühlte er sich sehr wohl. »Welcher Mann?«

»Der fremde Teufelsbonze, nach dem du geschickt hast, der stinkende Bonze«, murmelte sie. »Deine alte Mutter arbeitet zu schwer, und ihr Sohn will nicht hören! Wir sollten nach Hause gehen.«

»Ayeeyah, ich habe dir gesagt, du sollst nicht von nach Hause gehen reden«, sagte er scharf zu ihr. »Tu das noch einmal, und ich verfrachte dich auf die nächste dreckige kleine Lorcha, wo du dir die Seele aus dem Leib kotzen wirst, wenn du eine hast, und das mindeste ist, daß der Seegott dich verschlucken wird! Schick den fremden Teufel herein.« Ein Lächeln huschte über sein Gesicht, und etwas von seinem Wohlgefühl kehrte zurück.

Grummelnd entfernte sie sich. Seit Tagen hatte sie immer wieder von einer Rückkehr nach Hongkong geredet, obwohl er ihr das untersagt hatte. Um so mehr, als er sicher war, daß sie Befehl von Gordon Chen hatte, ihn so lange zu schikanieren, bis er gehorchte.

»Bei Gott, das werde ich erst tun, wenn ich hier fertig bin.« Er hinkte zu seinem Schreibtisch zurück, froh, daß seine Rechnung mit Norbert bald beglichen und sein ganzer fabelhafter Plan ins Werk gesetzt sein würde. »Ah, guten Morgen, Reverend Tweet, nett von Ihnen, daß Sie so schnell gekommen sind. Sherry?«

»Danke, Mr., äh, Tai-Pan, Gottes Segen.«

Der Sherry verschwand mit einem einzigen Schluck, obwohl Struan absichtlich ein großes Glas gewählt hatte. »Bewundernswert, äh,

Tai-Pan. Ach ja, danke, ich nehme noch einen kleinen, Gottes Segen.« Der schmutzige Sack von Mann setzte sich mit unbehaglichem Lächeln auf dem hochlehnigen Stuhl zurecht. Tabak befleckte seinen Bart. »Was kann ich für Sie tun?«

»Es geht um mich und Miss Angélique. Ich möchte, daß Sie uns trauen. Nächste Woche.«

»Wie?« Reverend Michaelmas Tweet ließ fast sein Glas fallen. »Unmöglich«, stammelte er, wobei seine falschen Zähne klapperten.

»Nein, das ist es nicht. Es gibt eine Menge Präzedenzfälle dafür, daß man das Verlesen des Aufgebots in der Kirche an drei aufeinanderfolgenden Sonntagen auf einen einzigen Sonntag verkürzen kann.«

»Aber das kann ich nicht, Sie sind minderjährig und Miss Richard auch, und schlimmer noch, sie ist katholisch, und es gibt keine Möglichkeit...«

»O doch, Sie können.« Zuversichtlich wiederholte er das, was Heatherly Skye, der einzige Rechtsanwalt in Yokohama, ihm gesagt hatte. »Die Tatsache, daß ich minderjährig bin, gilt nur im Vereinigten Königreich, nicht in den Kolonien oder im Ausland, und nur dann, wenn der Vater noch lebt. Daß sie katholisch ist, spielt keine Rolle, wenn es für mich keine Rolle spielt. Soviel dazu. Dienstag der elfte ist ein glückverheißender Tag für eine Heirat; bis dahin werden wir über alles Stillschweigen bewahren, und dann wird sie stattfinden.«

Zu Malcolms Belustigung öffnete sich Michaelmas Tweets Mund, doch er brachte keinen Ton heraus. Zitterig rappelte der Geistliche sich auf, goß sich selbst noch einen Sherry ein, trank ihn aus und fiel dann auf seinen Stuhl zurück. »Ich kann nicht.«

»Aber ich habe mich juristisch beraten lassen, und man hat mir gesagt, Sie könnten durchaus. Außerdem habe ich die Absicht, Sie und Ihre Kirche mit einem zusätzlichen Einkommen zu bedenken – fünfhundert Guineas im Jahr.« Er wußte, daß er den Mann am

Haken hatte, denn das Angebot war das Drei- oder Vierfache seines gegenwärtigen Gehalts und doppelt so viel, wie ihm der Rechtsanwalt geraten hatte. »Wir werden Sonntag in der Kirche sein, um die Verlesung des Aufgebots zu hören, Dienstag ist der große Tag, und am selben Tag bekommen Sie hundert Guineas im voraus für Ihre Mühe. Danke, Reverend.« Er stand auf, aber Tweet rührte sich nicht, und Malcolm sah, daß seine Augen sich mit Tränen füllten.

»Ich kann einfach nicht tun, was Sie verlangen«, brach es aus Tweet hervor, »es ist, es ist nicht möglich. Sehen Sie, Ihre... selbst wenn diese Auskunft richtig ist, was ich, äh, bezweifle... Ihre Mutter hat mir geschrieben, sie hat mir offiziell geschrieben und im letzten Absatz mitgeteilt, daß... daß Ihr Vater sie zu Ihrem gesetzlichen Vormund bestimmt hat und daß Sie nicht heiraten dürfen.« Die Tränen flossen ihm über die Wangen, seine Triefaugen waren blutunterlaufen. »Lieber Gott im Himmel, das ist so viel Geld, mehr, als ich mir je erträumt hätte, aber ich kann nicht, ich kann mich nicht gegen das Gesetz oder gegen Ihre Mutter wenden, lieber Gott, nein!«

»Tausend Guineas.«

»O Gott, tun Sie das nicht, tun Sie das nicht«, platzte der müde alte Mann heraus, »so sehr ich mir das Geld auch wünsche... sehen Sie nicht, daß die Ehe nicht legal wäre, daß sie gegen das Kirchengesetz wäre? Gott weiß, daß ich ein ebenso großer Sünder bin wie meine Mitmenschen, aber ich kann nicht, und wenn sie mir geschrieben hat, hat sie gewiß auch an Sir William geschrieben, der jede derartige Ehe sanktionieren muß. Gott verzeihe mir, ich kann nicht...« Er stolperte aus dem Zimmer.

Malcolm starrte ihm nach, sprachlos, mit leerem Kopf.

Der Plan, mit Skye ausgeheckt, war perfekt gewesen. Sie würden in aller Stille heiraten, nur mit Jamie und vielleicht Dimitri, dann würde er sofort nach Hongkong aufbrechen, um vor Weihnachten dort zu sein, wie seine Mutter verlangt hatte und ehe die Nachricht

sie erreichen konnte. Angélique würde mit dem nächsten Schiff nachkommen.

»Was Gott zusammengegeben hat, das soll der Mensch nicht trennen«, hatte Skye intoniert, als er ihn um Rat gefragt hatte.

»Perfekt! Das ist perfekt, Skye!«

»Danke, Tai-Pan. Die Gebühr beträgt fünfzig Guineas. Könnte ich, äh, könnte ich eine Anzahlung bekommen, in bar, wenn es Ihnen recht ist?«

Fünfzig Guineas waren ein horrender Preis. Trotzdem hatte Malcolm Struan ihm zehn Sovereigns und eine Noble-House-Anweisung über den Rest gegeben und war leichten Herzens nach Hause gegangen.

»Du bist heute so guter Laune, Malcolm. Erfreuliche Nachrichten?«

»Ja, Angel, mein Liebling, aber ich erzähle dir erst morgen davon. Inzwischen – wann sehen wir unser Bild? Dein Kleid war wirklich hinreißend.«

»Es dauert so lange, um es zu entwickeln, was immer da entwickelt werden muß. Vielleicht morgen. Du hast so gut ausgesehen.«

»Wunderbar. Ich denke, wir sollten ein Fest geben...«

Doch nun war das Fest für den heutigen Abend arrangiert, und es würde nicht wunderbar sein. Er war vollkommen niedergeschlagen. Gab es vielleicht eine Möglichkeit, Tweet zu zwingen? Sollte er ihn sich morgen noch einmal vornehmen, wenn er den Schock überwunden hatte? Mehr Geld? Sir William? Eine plötzliche Idee. Er läutete. »Ja, Tai-Pan?«

»Vargas, laufen Sie zur katholischen Kirche hinüber und suchen Sie Pater Leo. Fragen Sie ihn, ob er für einen Augenblick herkommen könnte.«

»Gewiß, Tai-Pan. Wann soll er kommen?«

»Jetzt, so bald wie möglich.«

»Jetzt, Tai-Pan? Aber es ist Lunchzeit...«

»Jetzt, bei Gott!« schrie Malcolm, so groß war seine Frustration, andere um die einfachsten Dinge bitten zu müssen, die er vor der Tokaidō selbst hätte machen können – Gott verdamme dieses Schwein, Gott verdamme die Tokaidō.

Mit weißem Gesicht eilte Vargas davon. Während er wartete, dachte Malcolm über Wege nach, wie er Tweet zur Trauung zwingen könnte. Er brütete vor sich hin, und als die Minuten vergingen, wurde er immer wütender und auch immer entschlossener.

»Pater Leo, Tai-Pan.« Vargas trat beiseite und schloß die Tür hinter ihm.

Der Priester versuchte seine Nervosität zu verbergen. Mehrmals hatte er sich auf den Weg hierher gemacht, um über die Bekehrung des Senhor zum Katholizismus zu diskutieren, doch jedesmal hatte er innegehalten, sich versprochen, er werde morgen gehen, es aber nie getan. Er fürchtete, einen Fehler zu machen, über die Worte zu stolpern. In seiner Verzweiflung hatte er André Poncin aufgesucht, damit er eine Verabredung arrangierte, und war schockiert gewesen, wie Poncin und danach der französische Gesandte persönlich – der selten mit ihm sprach – reagierten; man hatte ihm gesagt, eine solche Diskussion sei verfrüht, ihm zu bedenken gegeben, Gottes Werk erfordere Geduld und Behutsamkeit, und ihm vorerst jede Annäherung untersagt.

»Guten Morgen«, sagte Malcolm schwach.

»Gott segne Sie«, murmelte Pater Leo nun zögernd. Ehe er sein kleines Haus neben der Kirche verließ, hatte er hastig ein Gebet gesprochen, die Einladung möge sich auf das beziehen, worum er so innig gefleht hatte. »Ja, mein Sohn?«

»Bitte, ich möchte, daß Sie Miss Angélique und mich trauen.« Malcolm war erstaunt, daß seine Stimme so ruhig klang, und plötzlich war er entsetzt, weil er tatsächlich nach dem Priester geschickt hatte, obwohl ihm die Folgen deutlich vor Augen standen – Mutter wird einen Wutanfall bekommen, unsere Freunde und unsere ganze



Umgebung werden denken, ich sei vollkommen verrückt geworden...

»Dem Herrn sei Dank«, stieß Pater Leo in ekstatischem Portugiesisch hervor, die Augen geschlossen, die Arme zum Himmel erhoben. »Wie wunderbar sind Gottes Wege, Herr, ich danke Dir, ich danke Dir, daß Du meine Gebete erhört hast, möge ich Deiner Gunst würdig sein!«

»Was?« Malcolm starrte ihn an.

»Ah, Senhor, mein Sohn, bitte vergeben Sie mir«, sagte er, nun auf englisch. »Ich habe nur Gott gedankt, daß Er in Seiner Gnade Ihnen das Licht gezeigt hat.«

»Oh. Sherry?« war alles, was Malcolm darauf einfiel.

»Ah, danke, mein Sohn, aber würden Sie zuerst mit mir beten?« Sofort kam der Priester näher und fiel auf die Knie, schloß die Augen und faltete die Hände zum Gebet. Peinlich berührt von der Aufrichtigkeit des Mannes – obwohl er dessen Gebete als bedeutungslos abtat – und ohnehin unfähig zu knien, blieb Malcolm sitzen, schloß die Augen und sprach ein kleines Gebet zu Gott, sicher, daß Gott den momentanen Fehltritt verstehen würde; er versuchte sich einzureden, es sei ganz in Ordnung, diesen Mann das Notwendige tun zu lassen.

Daß die Zeremonie in seiner Welt wahrscheinlich ungültig sein würde, spielte keine Rolle. Für Angélique würde sie gültig sein. Sie konnte mit reinem Gewissen mit ihm das Ehebett teilen. Wenn der anfängliche Sturm in Hongkong sich erst einmal gelegt hatte und seine Mutter gewonnen war, würde eine angemessene Zeremonie jenes kleine Unrecht korrigieren, sobald er im nächsten Mai volljährig war.

Er öffnete die Augen einen Spalt. Pater Leo war in lateinisches Gemurmel versunken. Das Gebet und der Segen schleppten sich dahin. Als es zu Ende war, stand Pater Leo auf, und seine kleinen Kaffeebohnenaugen funkelten in den dunklen Augenhöhlen. »Bitte,

gestatten Sie mir, den Sherry zu servieren, um Ihnen Schmerzen zu ersparen, Senhor, schließlich bin ich jetzt auch Ihr Diener«, sagte er jovial. »Wie geht es Ihren Wunden? Wie fühlen Sie sich?«

»Ganz gut. Nun...« Malcolm konnte sich nicht überwinden, ihn »Pater« zu nennen. »Nun, was die Eheschließung betrifft, so...«

»Sie wird geschlossen werden, mein Sohn, sie wird auf großartige Weise geschlossen werden, das verspreche ich.« Wie wundervoll sind Gottes Werke, dachte Pater Leo. Ich habe mein Versprechen gegenüber dem französischen Gesandten nicht gebrochen, Gott hat diesen armen Jungen zu mir geführt. »Machen Sie sich keine Sorgen, Senhor, es ist der Wille Gottes, daß Sie mich gebeten haben, und es wird zum Ruhme Gottes geschehen.« Pater Leo gab ihm ein volles Glas und schenkte sich selbst ein, wobei er etwas verschüttete. »Auf Ihr zukünftiges Glück und Gottes Gnade.« Er trank und setzte sich dann mit so viel Freundlichkeit hin, daß Malcolm noch mehr aus der Fassung geriet.

»Nun, Ihre Trauung wird die schönste und größte sein, die je abgehalten wurde«, sagte der Priester von seiner Begeisterung getragen, und Malcolm sank der Mut, denn er wollte, daß diese vorläufige Trauung in aller Stille erfolgte. »Wir müssen einen Chor und eine Orgel haben und neue Gewänder und Silberbecher für die Kommunion, aber vor diesen Einzelheiten, mein Sohn, sind viele wundervolle Pläne zu besprechen. Ihre Kinder beispielsweise, sie werden nun gerettet sein, sie werden katholisch sein, dem Fegefeuer und den Qualen der ewigen Hölle entrissen!«

Malcolm räusperte sich. »Ja. Also, die Trauung sollte nächste Woche stattfinden. Dienstag ist der beste Tag.«

Pater Leo blinzelte. »Aber da ist Ihre Konversion, mein Sohn. Das braucht Zeit, und...«

»Nun, ich möchte nicht konvertieren, noch nicht, obwohl ich damit einverstanden bin, daß... daß die Kinder katholisch sein werden.« Sie werden alle angemessen erzogen, und sie werden intelli-

gent sein, überlegte er und fühlte sich immer elender. Sie werden selbst wählen können, wenn sie erwachsen sind... An was denke ich da? Schon lange vorher werden wir in einer richtigen Kirche richtig heiraten. »Bitte, nächste Woche, Dienstag ist der beste Tag.«

Die Augen des Priesters lächelten nicht mehr. »Sie werden nicht zum wahren Glauben übertreten? Was ist mit Ihrer unsterblichen Seele?«

»Nein, nein, danke, nicht im Augenblick. Ich... ich werde das gewiß in Erwägung ziehen. Die... die Seelen der Kinder... sind wichtig...« Malcolm versuchte, zusammenhängender zu reden. »Nun, und die Trauung, die hätte ich gern privat, eine schlichte Zeremonie, Dienstag wä...«

»Aber Ihre unsterbliche Seele, mein Sohn! Gott hat Ihnen das Licht gezeigt, und Ihre Seele ist noch wichtiger als diese Heirat.«

»Tja, ich werde gewiß darüber nachdenken, ja, das will ich. Und jetzt zur Trauung. Dienstag wäre ausgezeichnet.«

Der Priester stellte sein Glas ab. In seinem Kopf mischten sich Freude und Hoffnung mit Ängsten und Gefahrensignalen. »Aber nein, mein Sohn, das wird nicht möglich sein, aus vielen Gründen nicht. Das Mädchen ist minderjährig, nicht? Die Einwilligung ihres Vaters muß eingeholt werden, Dokumente müssen anerkannt werden. Und bei Ihnen ist es dasselbe, nicht?«

»Minderjährigkeit?« Malcolm zwang sich zu einem zögernden Lachen. »Das gilt in meinem Falle nicht, weil mein Vater tot ist. Das ist... das ist englisches Gesetz. Ich habe das überprüft... mit Mr. Skye.« Sobald der Name ausgesprochen war, verfluchte er sich, ihn erwähnt zu haben, denn ihm fiel plötzlich ein, wie Angélique erwähnt hatte, daß Pater Leo den Mann haßte und sein offenes Agnostikertum für eine Ungeheuerlichkeit hielt.

»Dieser Mensch?« Pater Leos Stimme wurde härter. »Gewiß muß seine Meinung von Ihrem Sir William bestätigt werden, ihm ist sicherlich nicht zu trauen, und was den Vater der Senhorita betrifft,

er kann doch aus Bangkok kommen, nicht wahr?»

»Er ist... ich glaube, er ist nach Frankreich zurückgekehrt. Er wird nicht notwendig sein, ich bin sicher, daß M'sieur Seratard ihn vertreten kann. Dienstag wäre ausgezeichnet.«

»Aber warum die Eile, mein Sohn, Sie sind beide jung, das Leben liegt noch vor Ihnen, und Sie müssen an Ihre Seele denken.« Pater Leo versuchte zu lächeln. »Es ist Gottes Wille, daß Sie nach mir geschickt haben. In ein oder zwei Monaten...«

»Nein, nicht in ein oder zwei Monaten«, sagte Malcolm, der fast die Beherrschung verlor, mit erstickter Stimme. »Dienstag oder Mittwoch, bitte.«

»Überlegen Sie es sich doch noch einmal, mein Sohn, Ihre unsterbliche Seele sollte Ihr...«

»Vergessen Sie meine Seele...« Malcolm hielt inne, um seine Fassung zurückzugewinnen. »Ich dachte daran, die Kirche zu bedenken, obwohl sie... obwohl sie derzeit nicht meine Kirche ist, sie ansehnlich zu bedenken...«

Pater Leo hatte das ›derzeit‹ gehört, und er hatte gehört, wie das ›ansehnlich‹ ausgesprochen worden war. Ihm war stets bewußt, daß Gottes Werk auf Erden praktisch denkende Diener und pragmatische Lösungen erforderte. Und Mittel. Und Einfluß. Und diese beiden wesentlichen Dinge kamen nur von den Hochgeborenen und Reichen. Er brauchte sich nicht daran zu erinnern, daß der Tai-Pan vom Noble House beides war. Außerdem war heute bereits ein ungeheurer Fortschritt im Dienste Gottes erreicht: Er war um einen Gefallen gebeten worden, und die Kinder würden gerettet sein, selbst wenn dieser arme Sünder im Höllenfeuer brannte. Ein Schauder durchlief ihn. Er war entsetzt über diesen jungen Mann und all jene, die unnötig in alle Ewigkeit so Furchtbares erleiden würden, wo doch die Rettung so mühelos zu erlangen war.

Er schob dieses Problem beiseite. Der Wille Gottes ist der Wille Gottes. »Die Hochzeit wird stattfinden, mein Sohn, keine Angst,

ich verspreche es... aber nicht nächste oder übernächste Woche, es gibt zu viele Hindernisse.«

Malcolm hatte das Gefühl, sein Herz werde zerspringen. »Allmächtiger Gott, wenn es nicht nächste Woche oder spätestens übernächste Woche sein kann, dann nutzt es nichts. Es muß jetzt sein – oder gar nicht.«

»Aber warum? Und warum in aller Stille, mein Sohn?«

»Es muß jetzt sein oder gar nicht«, wiederholte Malcolm mit verzerrtem Gesicht. »Ich... ich werde Ihnen ein guter Freund sein... ich brauche Ihre Hilfe... um Gottes willen, es ist doch eine einfache Sache, uns zu trauen!«

»Ja, ja, das ist es, für Gott, aber nicht für uns, mein Sohn.« Der Priester seufzte und stand auf. »Ich werde Gott bitten, mir den Weg zu weisen. Ich bezweifle, ob... aber vielleicht. Vielleicht. Ich müßte sehr sicher sein.«

Die Worte hingen in der Luft.

»Ich hasse es, Kot auf Ihren Rosenstrauß zu gießen, Tai-Pan«, sagte Heatherly Skye und ließ seine Finger über die Schreibtischplatte wandern. Sie saßen in seinem schäbigen kleinen Büro. »Aber da Sie mich um meinen professionellen Rat bitten, würde ich sagen, daß Ihrem Pater Leo nicht zu trauen ist, kein bißchen, solange Sie nicht konvertieren. Das rechtzeitig zu tun ist nicht möglich, und ich würde Ihnen auch nicht dazu raten, meine Güte, nein. Er wird Sie wie eine Marionette tanzen lassen, Ihre entscheidenden Termine werden verstreichen, und dann sind Sie wirklich angeschmiert.«

»Um Himmels willen, Skye, was soll ich denn machen?«

Skye zögerte, schneuzte seine ausladende Nase und säuberte sein Pincenez; auf diese Weise gewann er gern Zeit, um sich zu fassen, einen Fehler zu verbergen oder, wie in diesem Fall, zu verhindern, daß er allzusehr strahlte.

Dies war das erste Mal, daß er von einer wichtigen Persönlichkeit konsultiert wurde, seit er sein eigenes Schild aufgehängt hatte; *H. Skye Esq., ehemals Moodle, Putfield und Leech, Rechtsanwälte und Advokaten, Advokateninnung, London* - zuerst vor zehn Jahren in Kalkutta, dann in Hongkong und seit neuestem hier. Endlich hatte er den potentiell perfekten Mandanten: reich, angstbesessen, mit einem einfachen Problem, das immer komplizierter werden konnte. Und hohen Gebühren für eine Lösung, von denen es zahlreiche gab, einige gut, einige gewaltsam.

»Kann mir keine schlimmere Bredouille vorstellen«, sagte er feierlich, seiner Rolle gemäß; er mochte den Jungen, nicht bloß als Klienten, und bot ihm dann eine Lösung an: »So etwas wie ein Gordischer Knoten, was?«

Malcolm fühlte sich elend. Skye hatte recht, Pater Leo war nicht zu trauen. Selbst wenn ich konvertieren würde... ich kann nicht, das wäre zuviel...

Abrupt schaute er auf. »Knoten? Gordischer Knoten? Der wurde gelöst! Odysseus schlug ihn entzwei. Nein, es war Herkules!«

»Verzeihung, Alexander der Große, 333 vor Christus.«

»Wer immer es war, es spielt keine Rolle, mein Problem ist... Skye, helfen Sie mir, meinen Knoten durchzuhauen, und meine ewige Dankbarkeit und fünfhundert Guineas sind Ihnen sicher...«

Der Signalschuß des Hafenmeisters hallte über die Niederlassung, und sofort schauten sie aus dem stockfleckigen Fenster - Skyes Büro befand sich in Lunkchurchs Gebäude und Warenlager, war mit Büchern vollgestopft und ging auf das Meer hinaus. Zu ihrer Freude umrundete die Flotte in Kiellinie die Landspitze, das Flaggschiff voran. Salutschüsse donnerten von den Ufern und den anderen Schiffen, am überschwenglichsten von der H.M.S. *Pearl*, beantwortet von Salven der Flotte.

Beide Männer stießen Freudenrufe aus, und Skye sagte: »Jetzt können wir mit den Jappos fertig werden und gemütlich in unseren

Betten schlafen.« Dann kam er indirekt auf das anstehende Thema zurück: »Nicht schwer, die Sache mit den Jappos zu lösen, Willie muß schlicht und entschieden sein; die alte Eisenfaust im eisernen oder samtenen Handschuh gilt in den meisten, wenn nicht in allen Fällen. Wie bei Ihnen.«

Malcolm Struan sah ihn an: »Aber wie? Wie? Wenn Sie mein Problem lösen, dann... dann können Sie Ihren Preis selbst bestimmen.« Müde griff er nach seinen Krücken. »Innerhalb vernünftiger Grenzen.«

»Einen Augenblick, Tai-Pan«, sagte Skye und putzte übereifrig seine Augengläser. Mein Preis wird nicht nur Geld sein, dachte er, der Einfluß des Noble House kann mir helfen, in Hongkong Richter zu werden. Mein einziges Dilemma ist, ob ich die Lösung jetzt enthüllen oder warten und riskieren soll, daß ich die Initiative verliere. Nie im Leben! Ein Vogel im Bett ist besser als zwei im Yoshiwara-Viertel.

Er setzte seinen Kneifer wieder auf die Nasenspitze, und die beiden Gläser schienen in den fetten Wangen zu versinken. »Mir ist da etwas eingefallen, Tai-Pan. Es könnte Ihr Problem noch rechtzeitig lösen. Warum tun Sie nicht dasselbe, was Ihre Mutter getan hat?«

Malcolm war einen Augenblick verdutzt; dann verstand er. »Ach, Sie meinen durchbrennen? Um Gottes willen, daran habe ich auch schon gedacht«, sagte er gereizt, »aber wohin durchbrennen, und wer wird die Trauung vornehmen? Wir sind eine Million Meilen von Macao entfernt.«

»Was hat Macao damit zu tun?« fragte Skye.

»Jedermann weiß, daß Mutter und Vater durchgebrannt sind und in der Englischen Kirche in Macao geheiratet haben, wo die Zereemonie wegen Großvaters Einfluß schnell und in aller Stille stattfand.«

Skye schüttelte den Kopf. »So ist es nachher erzählt worden, aber das stimmt nicht. Ihr Captain Orlov hat sie an Bord Ihres Clippers

*China Cloud* auf dem Weg von Macao nach Hongkong getraut – Ihr Großvater hatte Ihren Vater für diese kurze Reise zum Master gemacht, und wie Sie wissen, besagt das Gesetz des Tai-Pan, daß der Master auf See über das Schiff bestimmt.«

Struan schaute ihn mit offenem Mund an. »Das glaube ich nicht.«

»Die wichtigste Eigenschaft eines guten Anwalts, und ich bin ein guter Anwalt, Mr. Struan, ist, daß er gut zuhören kann. Die zweitwichtigste besteht darin, daß er eine Nase für Fakten und Geheimnisse hat, und die dritte, daß er diskret ist. Es ist von großer Bedeutung, so viel wie möglich über seine wichtigsten potentiellen Mandanten zu wissen – um ihnen in widrigen Situationen um so besser helfen zu können.« Er nahm eine Prise Schnupftabak und nieste. »Das Noble House ist das erste Haus in Asien, der Stoff, aus dem Legenden sind; daher wollte ich, als ich vor einem Dutzend Jahren nach Hongkong kam, die Tatsachen von den Legenden trennen, die über die Struans, die Brocks, die Amerikaner Cooper und seinen Partner Wilf Tillman, sogar den Russen Sergejew umlaufen. Ich glau...« Er hielt inne. Die Augen des jungen Mannes starrten glasig in die Ferne; er hörte nicht zu, sondern dachte gewiß an die mögliche Lösung. »Mr. Struan!«

»Oh, Verzeihung. Was sagten Sie?«

»Ich bin entzückt, Ihnen eine Lösung präsentieren zu können. Natürlich gibt es Schwierigkeiten, aber Sie haben Schiffe, diese Schiffe haben Kapitäne, und in gewissen Situationen können die Kapitäne britischer Schiffe eine Trauung vornehmen. Sie sind Tai-Pan, also können Sie das anordnen. Quod erat demonstrandum.«

»Skye, Sie sind phantastisch«, platzte Malcolm heraus, »phantastisch! Sind Sie sicher, ganz sicher, was meine Mutter und meinen Vater betrifft?«

»Ja. Einer meiner Informanten war Morley Skinner, Besitzer der *Oriental Times*, ein Zeitgenosse von Dirk Struan, ein alter Mann, der



den Klatsch über die alten Zeiten liebte; eine andere war Mrs. Fotheringill, bevor sie starb – haben Sie bemerkt, wie wenige Menschen daran interessiert sind, alten Leuten zuzuhören, die tatsächlich alle möglichen Ereignisse miterlebt haben? Skinner ist vor ungefähr acht Jahren gestorben. Haben Sie ihn gekannt?»

»Nein.« Etwas von Malcolms Hoffnung verflog. »Wenn die Geschichte wahr ist, dann würde jeder in Hongkong sie kennen.«

»Dirk Struan hat beschlossen, sie zu verheimlichen, und entschieden, daß eine ›stille kirchliche Trauung‹ einen besseren Eindruck macht. Er war mächtig genug, um das durchzusetzen, und brachte sogar die Brocks dazu, ihm zuzustimmen. Sie ist wahr.«

»Aber wenn er...« Malcolm hielt inne – sein Gesicht war ein köstlicher Anblick. »Aber wahr oder unwahr, das spielt keine Rolle, nicht wahr?«

»Doch, das tut es sehr wohl. Die Wahrheit ist überaus wichtig, weil sie Ihnen eine vollkommene Verteidigung gegenüber Ihrer Mutter an die Hand gibt. Schließlich tun Sie nur, was sie auch getan hat, Sie folgen ihrem Beispiel.«

»Mein Gott, Skye, Sie haben schon wieder recht.« Dann, noch erregter: »Haben Sie Beweise?«

Natürlich, du dummer Junge, dachte Skye, aber du bekommst nicht alles auf einmal. »Ja, in Hongkong. Ich werde Unkosten haben, um sofort hinzureisen – gegen einen Honorarvorschuß. Sagen wir fünftausend, Beweise eingeschlossen ... und immer unter der Voraussetzung, daß meine Lösung Ihren gordischen Knoten zerschlägt. Bis Sie nach der Hochzeit dorthin kommen, werde ich alle Beweise haben, die Sie brauchen.«

»Gott im Himmel, und ich dachte, ich sei verloren!« Malcolm lehnte sich im Sessel zurück. Jetzt konnte ihn nichts mehr aufhalten. Und diese Tatsache befreite ihn von vielen Teufeln, Teufeln der Nacht, des Tages und der Zukunft. »Welche weiteren ›Tatsachen‹ sind Ihnen über mich und die Vergangenheit bekannt?«

»Viele, Mr. Struan«, sagte Skye mit einem Lächeln. »Aber die sind noch nicht an der Reihe, so kostbar sie auch sein mögen.«

Malcolm ging zurück ins Struan-Building, glücklicher als er je gewesen zu sein glaubte; seine Krücken und die Schmerzen störten ihn weniger als gewöhnlich.

Und warum nicht, sang er beinahe. Nächste Woche mit dem schönsten aller Mädchen verheiratet, Mutter perfekt ausmanövriert – ich kann es gar nicht erwarten, ihr Gesicht zu sehen –, heute abend gebe ich eine Einladung, die nun eine echte Feier sein wird, und Norbert ist genau zur richtigen Zeit zurück, um zur Begegnung mit seinem Schöpfer weitergeschickt zu werden. »Ayeeyah!«

Leutselig begrüßte er Passanten, die freundlich zurückgrüßten. Als Tai-Pan des Noble House respektierte man ihn, aber noch mehr beneidete man ihn als angebeteten zukünftigen Gatten des Lieblings der Niederlassung.

Die Sonne brach durch die Wolken, was zu seiner Stimmung paßte, und ließ das Meer glitzern, während die Flotte sich in der Bucht ordnete. Sir Williams Kutter ruderte zum Flaggschiff hinaus, der Postdampfer war von anderen Kuttern umgeben. Ihr eigenes Handelsschiff, *Lady Tess*, das zwischen Yokohama, Shanghai, Hongkong und dann allen wichtigen Häfen bis London und wieder zurück pendelte, sollte morgen früh auslaufen.

Ihr Kapitän würde genügen, dachte er, Lavidarc Smith, dick und aufbrausend, seit vielen Jahren bei den Struans wie die meisten unserer Kapitäne, aber ich habe ihn nie sonderlich gemocht. Ich hätte lieber, daß der alte Onkel Sheeley uns traut und segnet. Ein Jammer, daß ich, als er da war, noch nicht wußte, was ich jetzt weiß. Macht nichts. Joss! Jedenfalls kann ich Lavidarc nicht hier festhalten, und auch morgen wäre es unmöglich, zuerst muß ich mich um Norbert kümmern.

Wie wär's mit Vincent Strongbow von der *Prancing Cloud*? Sie kommt Sonntag an und legt Dienstag wieder nach Hongkong ab. Dann habe ich genug Zeit, um Norbert umzubringen und an Bord zu schleichen, ehe Sir William mir einen Strich durch die Rechnung macht. Ich darf mich hier nicht aufhalten, viel sicherer, in Hongkong zu sein, wo wir wirkliche Macht haben. Angel kann in zwei oder drei Wochen nachkommen.

Also, alles entschieden. Und Skye hat schon wieder recht: Ich muß sehr vorsichtig sein und darf keinem etwas sagen, bis unmittelbar vorher, nicht einmal Angel. Ich kann ihm vertrauen, er hat Geheimhaltung geschworen, und sein Honorar wird über das Jahr verteilt, was dafür sorgt, daß er mir ergeben bleibt. Ayeeeah, fünftausend! Macht nichts, er hat mir die Lösung gegeben, das hat er wirklich getan! Gott sei Dank!

Noch eine Entscheidung: Ich werde die Medizin verringern, sogar versuchen, ganz ohne sie auszukommen. Ich habe Angel gegenüber eine Verpflichtung, gesund zu werden und ohne Hilfsmittel stark zu sein. Und fit zu sein, um das Noble House zu übernehmen. Mit Angel an meiner Seite kann ich das...

Vorbeitrabende Pferde weckten ihn aus seiner Träumerei. Er winkte den Reitern zu und sah, daß er in der Nähe der Kirche war. Sonne fiel auf den Kirchturm, und er hatte den Geruch von Meer und Pferden und Erde und Leben in der Nase. In plötzlicher Dankbarkeit wollte er hingehen, um ein Dankgebet zu sprechen, aber da bemerkte er das Dampfboot, das die Pier ansteuerte, mit Jamie im Heck, und das erinnerte ihn an die Post. Er wechselte die Richtung und war an der Spitze der Mole, ehe das Boot anlegte.

»Jamie!« rief er über den Lärm der Maschine hinweg und winkte, als es die Balken ansteuerte. Er sah, wie Jamie gegen den Wind die Augen zukniff und dann zurückwinkte. Ein Blick auf sein Gesicht reichte. »Ich komme an Bord.«

Ungeschickt hinkte er an Deck; es war schwierig, mit zwei Krü-

cken über eine schräge Fläche zu gehen, aber er schaffte es nach achtern und gestattete Jamie, seinen Arm zu nehmen und ihm die drei Schritte in die Kabine hinunterzuhelfen. Die Kabine war geräumig, mit Truhenbänken um einen Schiffstisch. Auf dem Tisch lag in sauberen Bündeln die Post, sortiert in Briefe, Zeitungen, Zeitschriften und Bücher. Sofort sah er einen Brief seiner Mutter auf dem Stapel liegen; ihre Schrift war unverkennbar. Ein weiterer Brief von ihr an Jamie lag, bereits geöffnet, auf dem Tisch.

»Ich... ich bin froh, Sie zu sehen, Tai-Pan.«

»Was gibt's denn nun schon wieder?«

»Hier, lesen Sie den Brief selbst, den ich bekommen habe.«

*Zu Ihrer Information: Mein Sohn darf nicht heiraten, ehe er volljährig ist, unter keinen Umständen. Ich habe bereits Reverend Michaelmas Tweet und Sir William informiert (mit gleicher Post) und eine vorsichtige Ankündigung in die heutige Oriental Times gesetzt (liegt bei). Auch alle Kapitäne unserer Schiffe sind davon informiert worden und haben Order, diese Information weiterzugeben; Admiral Ketterer ist (mit gleicher Post) ebenfalls benachrichtigt worden für den Fall, daß ihn eine Eheschließung auf See verlockt. Was mein Sohn nach seinem einundzwanzigsten Geburtstag tut, ist natürlich seine Angelegenheit. Bis dahin aber werde ich vor Gott seine und unsere Interessen schützen, so gut ich kann.*

Alles Blut wich aus Malcolms Gesicht. Er riß seinen eigenen Brief auf. Er war fast gleichlautend, nur persönlich adressiert und mit *Mein liebster Sohn* überschrieben. Er endete so:

*Dies ist wirklich zu Deinem eigenen Besten, mein Sohn. Ich bedaure sagen zu müssen, daß das Mädchen schlechter Herkunft ist - wir haben gehört, daß Behörden in Französisch-Indochina ihren Vater wegen Betruges verfolgen, und Du weißt bereits, daß ein Onkel in Paris im Schuldge-*

*fängnis sitzt. Wenn Du sie unbedingt haben mußt, dann mache sie zu Deiner Geliebten, so sehr ich das auch mißbillige, aber ich bin sicher, daß Du Dich sonst nur in noch größere Schwierigkeiten bringst. Natürlich werde ich sie niemals empfangen.*

*Ich bin sicher, daß ich die Freude haben werde, Dich vor Weihnachten zu sehen, wenn diese leidige Angelegenheit hinter uns liegen wird. Ich würde über die schlimmen Brocks schreiben, aber das muß hier geregelt werden und nicht in Yokohama. Deine Dich liebende Mutter.*

Das »P.S. Ich liebe Dich« stand da, es gab also keine geheime Botschaft.

Langsam riß er den Brief in Fetzen. Daß er dazu imstande war, freute ihn, nahm ihm aber nicht die Wut darüber, daß sie ihn schachmatt gesetzt hatte. »Diese Frau«, murmelte er, ohne zu merken, daß er es laut aussprach, »diese Frau ist eine Hexe... sie steht mit dem Teufel im Bund... eine Hexe... wie konnte sie wissen...«

Ernst und besorgt sah McFay ihm zu und wartete.

Als er wieder klar denken konnte, sagte Malcolm: »Was steht in der Zeitung?« Der Artikel war kurz:

*Mrs. Tess Struan, regierendes Oberhaupt von Struan's, kündigt heute an, daß das Noble House am 21. Mai nächsten Jahres anlässlich des einundzwanzigsten Geburtstages ihres ältesten Sohnes Malcolm und seiner formellen Ernennung zum Tai-Pan eine größere Feier veranstalten wird.*

»Tja, Jamie«, sagte er mit einem bitteren Lächeln. »Viel mehr kann sie nicht tun, um meine Stellung zu untergraben, nicht wahr?«

»Nein«, sagte Jamie und fühlte im Herzen mit ihm.

Malcolm sah im Geiste die Schiffe, den Horizont und jenseits davon Hongkong und den Peak und alle seine dortigen Freunde und auch Feinde. Nun stand sie zuoberst auf der Liste. »Irgendwie ist es komisch. Noch vor ein paar Augenblicken ritt ich auf dem

Kamm einer Welle...« Niedergeschlagen erzählte er Jamie von seiner großartigen Idee, von Tweets Ablehnung und alles über Skyes fabelhaften Plan. »Das ist jetzt nichts mehr wert.«

Jamie war ebenso schockiert wie Malcolm. »Vielleicht... vielleicht könnte man Tweet überreden. Vielleicht ein Beitrag für die Kir...«

»Das hat er abgelehnt. Und Pater Leo auch.«

»Himmel, den haben Sie auch gefragt?«

Malcolm berichtete von der Zusammenkunft und schockierte Jamie damit noch mehr.

»Allmächtiger Gott, Tai-Pan, wenn Ihnen so viel daran liegt, daß Sie so etwas auf sich nehmen... finden wir vielleicht... einen anderen Kapitän.«

»Die Chancen sind nicht groß, Jamie. Jedenfalls hat Skye betont, man müsse Stillschweigen bewahren, bis es vorbei ist, vor allem, weil Sir William es verbieten könnte, da Angélique und ich minderjährig sind. Und wenn sie ihn formell benachrichtigt hat, wird er es Seratard sagen müssen. Sie hat gewonnen... Gott möge sie verfluchen!«

Wieder richtete er den Blick auf den Horizont. Wenn früher eine Katastrophe passierte, zum Beispiel damals, als sein Bruder und die Zwillinge ertranken, hatte er immer gedacht, seine Mutter gebe ihm die Schuld und irgendwie wäre es nicht passiert, wenn er dagewesen wäre. Dann hatte er das Gefühl gehabt, weinen zu müssen, wie jetzt, aber er hatte die Tränen unterdrückt, und das machte den Schmerz noch größer und das elende Gefühl noch schrecklicher. Er hatte das getan, weil »ein Tai-Pan niemals weint«. Das hatte sie ihm immer eingebleut. Das waren die ersten Worte von ihr, an die er sich erinnerte: »Der Tai-Pan weint nie, er steht darüber, er kämpft weiter, wie Dirk. Er weint nie, er trägt die Bürde.« Wieder und wieder hatte sie das gesagt, obwohl sein Vater sehr leicht weinte.

Mir war nie klar, wie sehr sie ihn verachtete.

Sie weint nie, ich kann mich an kein einziges Mal erinnern.

Ich werde nicht weinen. Ich werde die Bürde tragen. Ich habe geschworen, daß ich des Tai-Pan würdig sein werde, und so wird es sein. Nie wieder wird sie für mich ›Mutter‹ sein. Nie wieder. Tess. Ja, Tess, ich werde es tragen.

Sein Blick richtete sich auf Jamie. Er fühlte sich sehr alt und sehr einsam. »Also, gehen wir an Land.«

Jamie machte den Mund auf, brachte aber keinen Ton heraus. Sein Gesichtsausdruck war seltsam. Dann zeigte er auf den gegenüberliegenden Sitz. Weitere Postpakete lagen dort.

»Was ist das?«

»Das... das ist Wee Willies Post. Bertram, dem neuen Laufburschen der Gesandtschaft, war so übel, daß ich gesagt habe... ich würde ihnen ihre Post holen.« Jamies Finger zitterten genauso wie seine Stimme. Er nahm das große Bündel Briefe in die Hand. Die gekreuzte Verschnürung trug in der Mitte das Siegel der Regierung, doch man konnte trotzdem die Ecken der Sendungen durchblättern, und es war leicht, ihre beiden Briefe zu finden. An Sir William und Admiral Ketterer. »Wenn wir... ein bißchen Zeit und Glück haben, dann könnten Sie... könnte ich... sie vielleicht herausnehmen.«

Die Haare in Malcolms Nacken schienen sich zu sträuben. Die Königliche Post zu berauben war ein Vergehen, für das man gehängt werden konnte.

## 34

Die beiden Männer starrten auf das Briefbündel. Die Kajüte war bedrückend eng. Malcolm sagte nichts und beobachtete Jamie, der schwieg. Sie waren beide bleich. Dann traf Jamie die Entschei-

dung für ihn, seine zitternden Finger zerrten an der Schnur, doch das brachte Malcolm zu einem eigenen Entschluß. Er streckte die Hand aus, packte das Bündel und hielt ihn auf. »Nein, Jamie, das dürfen Sie nicht.«

»Es ist... es ist die einzige Möglichkeit, Tai-Pan.«

»Nein, ist es nicht.« Malcolm zog die Schnur wieder gerade, erleichtert, daß das Siegel nicht gebrochen war, glättete die Briefe und legte sie auf den anderen Stapel zurück. Ihre Berührung war ihm verhaßt. »Es ist einfach nicht richtig«, sagte er, und seine Stimme war so schwach wie seine Knie. Er verachtete seine Schwäche – war es Schwäche? »Ich würde mir nie verzeihen, wenn Sie... wenn Sie erwischt würden, und, tja, ich habe einfach nicht den Mut, ganz davon abgesehen, daß es nicht richtig ist.«

Jamies Gesicht war schweißnaß. »Richtig oder nicht, es braucht keiner zu erfahren. Wenn wir es nicht tun, haben Sie keine Chance. Vielleicht können wir einen Kapitän finden, vielleicht sogar einen von Brock's, sie haben nächste Woche ein Schiff.«

Malcolm schüttelte benommen den Kopf. Eine Welle drückte das Boot gegen die Balken und ließ die Taufender quietschen. Mühsam zwang er sich, sich zu konzentrieren. Sein ganzes Leben lang, wann immer er in verzwickten Lagen war, fragte er sich stets, was Dirk Struan getan hätte – aber er fand nie eine wirkliche Antwort.

Schließlich sagte er sehr müde: »Was hätte er getan, Jamie? Dirk Struan?«

In seiner Erinnerung war Jamie sofort wieder bei diesem unbekümmerten Riesen von Mann und der Zeit, als er ihn gesehen hatte oder für wenige Minuten in seiner Gesellschaft gewesen war – er selbst war damals noch sehr jung und gerade erst angekommen. »Er hätte...«, nach einem Augenblick begann er zu lächeln, »er hätte... Dirk hätte... ja, das ist es. Ich denke, er hätte uns und den Bootsmann an Land befohlen und wäre selbst mit dem Boot hinausgefahren, um es zu erproben, weil es sich anfühlt, als sei etwas nicht



in Ordnung«. Weit weg und in tiefem Wasser hätte er dann in aller Seelenruhe die Luken geöffnet, und während das Boot vollief hätte er dafür gesorgt, daß die ganze Post gut beschwert wäre und nicht frei herumschwimmen könnte. Dann wäre er zum Bug gegangen, hätte sich eine Zigarre angezündet und gewartet, bis das Boot sinkt, und wäre danach an Land geschwommen. Hätte er die Post angerührt? ›Gott bewahre, Junge.« Jamie lächelte immer breiter. »Warum nicht?«

Vor der Tokaidō war Malcolm ein kräftiger Schwimmer gewesen. Jetzt, das wußte er, würde er untergehen wie ein Stein. »Ich würde es nie bis an Land schaffen.«

»Aber ich könnte das leicht, Tai-Pan.«

»Ja, aber das ist nicht Ihr Problem, Jamie, und selbst wenn Sie es täten, würde es mir nur eine Woche oder so einbringen, und das nutzt nichts. Joss. Wir dürfen die Königliche Post nicht anrühren. Einigen wir uns darauf, daß dies hier nie geschehen ist, ja?« Er streckte die Hand aus. »Sie sind ein wahrer Freund, der beste, den ich je hatte. Es tut mir leid, daß ich mich Ihnen gegenüber schlecht benommen habe.«

Jamie nahm die Hand und schüttelte sie herzlich. »Das haben Sie nicht getan, ich habe verdient, was Sie gesagt haben. Es ist kein Schaden entstanden. Tai-Pan... bitte, es wäre leicht.«

»Danke, aber: nein.« Malcolm wußte, daß er nicht Dirk Struan war und niemals zu dem imstande sein würde, was der Tai-Pan gekonnt hätte, in diesem Fall die Briefe entweder unverfroren wegzunehmen oder zu versenken. Vor der Tokaidō hätte ich es vielleicht gewagt, aber jetzt... jetzt ist es fünfzigmal schlimmer. Die Tokaidō, immer wieder die Tokaidō dachte er. Das Wort war in sein Gehirn eingebrannt, und er war so frustriert, daß er hätte schreien können. »Ich muß allein damit fertig werden.«

Er hinkte an Land und ging in seine Suite. Die kleine Flasche war voll, aber er trank nicht daraus, sondern legte sie entschlossen in

die Schublade zurück. Unter Schmerzen zog er seinen Sessel näher ans Fenster und sank erleichtert hinein. Ich werde gewinnen, versprach er sich. Bitte Gott, hilf mir. Ich weiß nicht wie, aber ich werde Angélique gewinnen, ich werde den Schmerz, das Opium, die Tokaidō, Tess besiegen, ich werde gewinnen...

Sein Schlaf war tief und erholsam. Als er erwachte, war Angélique da. Sie saß in seiner Nähe und lächelte ihm zu.

»Guten Tag, *chéri*. Hast du aber gut geschlafen! Es ist beinahe Zeit, sich für die Einladung umzuziehen.« Ihre Augen funkelten. Sie kam zu ihm, küßte ihn und kniete neben ihm nieder. »Wie geht es dir?«

»Dich zu sehen macht mich so glücklich.« Seine Stimme war liebevoll, verbarg aber seine Sorgen nicht.

Das gab den Ausschlag. Es war wichtig, ihn etwas aufzuheitern, damit er die Gesellschaft des heutigen Abends genoß, die, wie er versprochen hatte, eine Feier sein sollte. »Ich habe eine Überraschung für dich«, sagte sie spitzbübisch.

»Was?«

Sie kam auf die Füße und begann wie tanzend herumzuwirbeln. Ihr Nachmittagskleid raschelte. Plötzlich kicherte sie und rief: »Schau!« Sie hob Röcke und Unterröcke und ließ ihre langen, vollkommenen Beine sehen, betont durch Seidenstrümpfe, kecke Strumpfbänder unter den Knien, einen Strumpfgürtel und gekräuselte Rüschenhöschen. Er hatte die traditionellen, alles verhüllenden langen Unterhosen erwartet. Ihr Anblick nahm ihm den Atem.

»Allmächtiger...«, stammelte er.

»Nur zu deinem Vergnügen, mein Liebling«, sagte sie, über ihre Kühnheit errötend. Sie lachte über seine Farbe, hob kokett einen Augenblick die Röcke über den Kopf, ließ sie ebenso plötzlich wieder fallen, fächelte sich und sagte atemlos: »Das ist die neueste Mode. Keine langen Pantalons mehr! Die sind tot. Der Kolumnist von *Le Figaro* sagt, heutzutage würden sogar einige der berühmtes-

ten Damen von Paris nicht einmal mehr Pantalons tragen, zur geheimen Freude ihrer Liebhaber.«

»Wage das bloß nicht«, sagte er und lachte, mitgerissen von ihrem Übermut. Er faßte ihre Hand und zog sie auf seinen Schoß. »Der Gedanke würde mich verrückt machen.«

Sie vergrub den Kopf an seiner Schulter, froh, daß ihre List gewirkt hatte. »Ich glaube, ich werde dir beim Dinner oder wenn wir tanzen manchmal ins Ohr flüstern, daß ich sie vergessen habe – nur, um meinen Märchenprinzen zu necken, bloß so zum Spaß. Du hast doch nichts dagegen, *chéri*, oder – gegen die neue Mode ohne lange Pantalons?«

»Natürlich nicht«, sagte er als Mann von Welt, der er eigentlich gar nicht war. »Wenn es Mode ist, dann ist es Mode.«

»Du sagtest, die Einladung heute abend sollte eine Feier sein?«

Seine Fröhlichkeit schwand. »Ja, das sollte sie. Aber... hab Geduld mit mir, Angel. In ein paar Tagen werde ich dir den wahren Grund sagen können – ich muß es nur ein wenig aufschieben. Bis dahin sollst du wissen, daß ich dich liebe, liebe, liebe, liebe...«

Am Abend wurde das Wetter wechselhaft, doch das beeinträchtigte die Stimmung von Malcolms Gesellschaft nicht. Das Hauptspeisezimmer des Struan-Gebäudes war zu diesem Zweck gebaut worden, und alle privaten Räume der Niederlassung, vom Club abgesehen, wirkten daneben winzig. Funkelndes Silber, Kristallgläser, feinstes chinesisches Porzellan, etwa dreißig Gäste in Abendkleidung oder Galauniformen. Hoag hatte abgesagt, da er fieberte.

Das Dinner war wie immer überaus üppig gewesen und nun endlich vorbei. Jetzt wurde unter Beifallsrufen der lange Tisch an die Wand geschoben – was selten vorkam, bei Angéliques Anwesenheit aber fast ein Muß war, da alle Gäste mit ihr tanzen wollten. Außer Jamie – aber nur heute abend. Jamie hatte sich zuvor mit Malcolm

abgesprochen und war in dem Aufruhr, als der Tisch verrückt wurde, leise gegangen: »Tut mir leid, aber ich habe keine große Lust zu tanzen, ich mache mich davon, Tai-Pan.«

»Wir haben beide geschworen zu vergessen, was heute auf dem Boot passiert ist.«

»Darum geht es nicht, ich möchte nur wieder zur Besinnung kommen.«

Heute abend war Angélique die einzige anwesende Dame; die beiden anderen waren wie Hoag bedauerlicherweise krank. Sie drehte sich im erhellenden Takt von Walzern und Polkas, von André Poncin auf dem großen Flügel gespielt, den man im Frühling zur allgemeinen Freude importiert hatte. Ein Tanz pro Gast war die Regel, und nach vier Tänzen durfte sie sich ausruhen. Zwischendurch konnte sie pausieren, wann immer sie wollte. Ihr Gesicht glühte. Sie trug eine neue Krinoline aus roter und grüner Seide, die ihre Westentaille und den schwellenden Busen betonte; nach dem Diktat der Pariser Mode, das die nicht anwesende Geistlichkeit beklagte, waren die Brustspitzen kaum bedeckt. Alle Männer im Raum verschlangen sie mit den Augen.

»Genug, *mes amis*«, sagte sie nach einer Stunde trotz des Murrens und Bittens derer, die noch nicht mit ihr getanzt hatten. Damit kehrte sie zu Malcolm zurück und fächelte sich heiter Luft zu.

Er saß in einem großen, geschnitzten Eichensessel am Kopfende der Tafel, besänftigt von Wein und Brandy. Er genoß es wie eh und je, sie tanzen zu sehen, wenn er auch wie immer zutiefst frustriert war, weil er, obwohl es sein Recht gewesen wäre, weder den ersten noch den letzten Tanz verlangen konnte. Früher war er ein vollendeter Tänzer gewesen.

Sie setzte sich auf die Armlehne seines Sessels. Er legte den Arm um ihre Taille, ihr Arm ruhte auf seinen Schultern.

»Du tanzt fabelhaft, Angel.«

»Keiner von denen ist so gut wie du«, flüsterte sie. »Das hat mich

an dir als erstes angezogen, mein Märchenpr...«

Erwartungsvolle Rufe ließen sie innehalten. Zu ihrer Verlegenheit und ihrem Kummer begannen Andrés Finger mit den ersten, verführerischen Akkorden des Cancan. Ärgerlich schüttelte Angélique den Kopf und rührte sich nicht.

Zu ihrer Überraschung und unter allgemeinem Jubel traten Pallidar und Marlowe in die Mitte der Tanzfläche; sie hatten Handtücher wie Röcke über ihre Uniformen gewickelt. Als die Musik an Tempo zunahm, begannen die beiden mit einer komischen Parodie auf den Tanz, der die zivilisierte Welt außerhalb von Paris empörte. Sie bewegten sich immer schneller, hoben ihre imitierten Röcke höher und höher, warfen unter allgemeinem Jubel die Beine in die Luft, während die anderen Gäste im Takt auf die Tische trommelten, versuchten sich im Spagat und brachen schließlich unter lauten Beifalls- und ›Da capo‹-Rufen sowie ohrenbetäubendem Applaus zusammen.

Malcolm lachte mit den anderen und ließ Angélique los. Sie ging hinüber, half den beiden Männern auf, gratulierte ihnen und lobte ihre Darbietung.

Pallidar war außer Atem und tat so, als müsse er ächzen. »Ich glaube, jetzt habe ich mir endgültig den Rücken verrenkt.«

»Champagner für die Army, Rum für die Navy«, rief sie, hakte die beiden unter, führte sie zu Malcolm, damit auch er sie loben konnte, und lächelte ihn an. »Nichts für mich, der Cancan, nicht wahr, Liebling?«

»Das wäre zuviel.«

»Mein Wort darauf, ja«, sagte Marlowe.

»Ja«, sagte Malcolm und teilte, angenehm erregt, ihr heimliches Lächeln.

Als André wieder zu spielen begann, wählte er einen Walzer. Er reichte gerade aus, um Angéliques Knöchel zu zeigen, während sie umherwirbelte, nicht aber, um den kühnen Verzicht auf die langen

Unterhosen zu enthüllen. André hatte ihr den Artikel in *Le Figaro* gezeigt, sie ermutigt und ihr Geheimnis geteilt. Den ganzen Abend lang hatte er sie und ihre Verehrer beobachtet – Babcott, der alle anderen überragte, und dann Pallidar und Marlowe, die versuchten, ihn aus dem inneren Kreis zu locken. Er hatte seine Geheimnisse und sein augenblickliches Doppelleben genossen. Angélique tanzte mit Sir William. Er lachte vor sich hin und ließ seine Gedanken schweifen, während seine Finger spielten. Was würden sie alle tun, wenn sie wüßten, was ich weiß? Über die Ohringe, die Abtreibung und wie ich die Beweise beseitigt habe? Sie würden sich von ihr abwenden, als sei sie aussätzig, alle, auch der liebeskranke Struan – er mehr als alle anderen.

Wenn die Dinge anders lägen und ich mit ihr in Paris wäre, die Macht und das Geld des Noble House und einen anbetenden, aber invaliden Gatten im Rücken, welche Geheimnisse könnte ich dann erfahren! Man müßte sie von Expertinnen in den weiblicheren und nicht so edlen Künsten schulen lassen, ihre Krallen müßten geschärft werden, aber dann wäre sie eine klassische Kurtisane. Jeder Salon und jedes Bett würden sie willkommen heißen, und wenn sie erst Geschmack an dem Großen Spiel gefunden hätte, würde sich dieses ach so schlaue Küken genüßlich daran laben.

Und in mein Bett kommen? Früher oder später bestimmt, wenn ich Lust hätte, aber ich will sie nicht mehr und werde sie nicht nehmen, es sei denn aus Rache. Als Spielzeug ist sie viel amüsanter, und in dieser Welt gibt es so wenig Amusement...

»Wunderbare Idee, André!« Phillip Tyrer strahlte ihn von oben an. »Settry hat gesagt, du hättest mit ihnen die ganze Sache ausgeheckt.«

»Was?«

»Den Cancan!«

»Ach, ja«, sagte André. Seine Finger spielten den Walzer weiter und beendeten ihn dann. »Zeit für eine Pause, trinken wir etwas«,

sagte er und entschied, daß jetzt, fast in aller Öffentlichkeit, der richtige Moment war, Tyrer den Rücken zu stärken. »Wie ich höre, ist der Vertrag einer gewissen Dame ein Gesandtengehalt wert«, sagte er auf französisch und sah, wie Tyrer vor Verlegenheit errötete und sich umschaute. »Mein Gott, als ob ich so indiskret sein würde, Phillip. Keine Sorge, mein Freund, ich denke an deine Interessen.« Er lächelte und erinnerte sich an ihr kurzes Gespräch in der Burg von Edo. »Herzensangelegenheiten haben nichts mit Staatsgeschäften zu tun, obwohl ich glaube, daß Frankreich die Früchte der Erde mit Großbritannien teilen sollte, nicht?«

»Ich... ich bin deiner Meinung, André. Ja, ich... ich fürchte, die Verhandlungen laufen nicht so gut, ja, sie sind zum Stillstand gekommen.«

»Besser, französisch zu sprechen, oder?«

»Ja, ja, du hast recht.« Tyrer benutzte sein Taschentuch wie ein Dandy, um sich den Schweiß abzuwischen, der ihm plötzlich ausgebrochen war. »Hätte nie gedacht, daß es so schwierig sein würde.«

André winkte ihn näher heran. »Hör zu, ich kann dir sagen, wie du das in Ordnung bringst: Besuche sie heute nacht nicht, selbst wenn du für die Nacht eine Verabredung hast.« Er hätte beinahe laut gelacht, als Tyrer mit offenem Mund dastand. »Wie oft habe ich dir schon gesagt, daß es hier nur wenige Geheimnisse gibt! Vielleicht kann ich helfen... falls du Hilfe brauchst.«

»O ja, die brauche ich, ja, bitte.«

»Dann...«

Beide schauten zu einem Roulettetisch, der am anderen Ende des Raumes aufgestellt worden war und wo Lachen und Beifall ertönten, als Angélique auf Null gewann – es ging heute nicht um Geld, sondern um wertlose chinesische Bronzemünzen, Spielgeld genannt. Vargas betätigte sich als Croupier.

Tyrer seufzte: »Glück im Spiel und Glück in der Liebe.«

»Sie arbeitet daran«, sagte André knapp, verärgert über Angélique,

»und das solltest du auch tun. Hör zu, halt das Rendezvous mit Fujiko heute nacht nicht ein. Oh, ich weiß, Raiko hat es auf deine Bitten hin extra arrangiert – Raiko hat es mir übrigens nicht gesagt, es war eine ihrer Dienerinnen. Geh nicht hin, und sag nicht Bescheid, daß du nicht kommst. Geh einfach in eine andere Herberge, sagen wir, in die Herberge ›Zur Lilie‹, und nimm dort irgendein Mädchen, am hübschesten ist eines, das Yuko heißt.«

»Aber André, ich will nicht...«

»Wenn du sie nicht ins Bett nehmen willst, dann laß dir von ihr andere Gefälligkeiten erweisen, oder du betrinkst dich oder stellst dich betrunken. Glaub mir, du wirst dein Geld nicht verschwenden. Wenn Nakama morgen Fujiko oder den Vertrag oder Raiko erwähnt, dann sei kurz angebunden, und morgen abend wiederholst du die Vorstellung.«

»Aber...«

»Sei jedesmal, wenn Nakama irgend etwas erwähnt, kurz angebunden, sag nur, daß die Herberge ›Zur Lilie‹ sehr viel verheißungsvoller war, und weise ihn scharf an, es nicht mehr zu erwähnen, vor allem Raiko gegenüber. Ist das so weit in Ordnung?«

»Ja, aber meinst du nicht...«

»Nein, es sei denn, du willst dich verrückt machen lassen und Fujiko nicht zu einem relativ vernünftigen Preis bekommen – du wirst ohnehin angeschmiert, Phillip, mach dir nichts draus, aber es ist nicht fair, daß man dich an den Bettelstab bringt, das ist eine Sache des Gesichts. Rede nicht mit Nakama über diesen Plan und halt dich mindestens eine Woche an das Schema.«

»Mein Gott, André, eine Woche?«

»Drei wären besser, alter Freund.« André amüsierte sich über Tyrrers armselige Contenance. »Ich erspare dir nicht nur ungeheuer viel Geld, sondern auch ein Meer von Schwierigkeiten. Es ist wichtig, daß du dich so verhältst, als läge dir nicht das mindeste daran, als seist du böse über die Verzögerungen und das Nichtein-



halten von Verabredungen und Raikos übertriebene Preisforderungen – vor allem bei einem wichtigen Beamten wie dir! Das solltest du Nakama gegenüber ein- oder zweimal anklingen lassen. Aber nicht öfter, er ist ein scharfsinniger Bursche, nicht?»

»Ja, ja, das ist er, und er weiß sehr viel.«

Ja, dachte André, und bald wird es an der Zeit sein, all das mit mir zu teilen, sowohl das, was er dir gesagt hat, als auch das, was ich selbst herausgefunden habe. Interessant, daß er englisch spricht – Gott sei Dank haben meine Spione Ohren und Augen offen. Das erklärt eine Menge, obwohl ich nicht weiß, warum er nicht englisch oder japanisch mit mir sprechen will, wann immer ich ihn allein erwische. Vermutlich, weil Willie ihm befohlen hat, es nicht zu tun.

»Dann«, fuhr er leise fort, »wird Raiko mich ein dutzendmal bitten, einzugreifen und ein Rendezvous zu arrangieren. Nach einer Woche werde ich widerwillig zustimmen. Laß das nicht Nakama machen, und weihe ihn auch nicht in das Spiel ein, und wenn du Raiko oder Fujiko siehst, gib dich hart. Du mußt sehr überzeugend sein, Phillip.«

»Aber...«

»Sag Raiko, sie habe sich richtig verhalten, als sie zuerst die Interessen ihres Kunden berücksichtigte, *deine* Interessen – vor allem, da du ein wichtiger Beamter bist, betone das –, und dir Zeit gab, die Sache sorgfältig zu überdenken. Du bist auch der Meinung, daß es besser ist, vorsichtig zu sein, und daß es keine gute Idee ist, jetzt den Vertrag ›der Frau‹ zu kaufen. Benutz diesen Ausdruck, nenne Fujiko nicht beim Namen – vergiß nicht, daß ihr in deren Augen in diesem Stadium nur über ein Stück Ware redet, nicht über die Dame, die du anbietest. Danke Raiko und sag, mit ihrer Hilfe hättest du sorgfältig nachgedacht und glaubtest, es wäre ein Fehler, einen Kontrakt zu kaufen. Du würdest die Dienste ›der Frau‹ nur von Zeit zu Zeit in Anspruch nehmen, und wenn ›die Frau‹ beschäftigt sei, *shigata ga nai* – es spielt keine Rolle –, das Leben ist zu kurz und

so weiter.«

Tyrer hatte aufmerksam zugehört und wußte, daß André recht hatte. Er stöhnte bei dem Gedanken, Fujiko eine Woche nicht zu sehen, und stellte sich schon vor, wie sie unter jedem ungehobelten Gai-Jin in Yokohama litt. »Ich... ich stimme mit dir überein, aber ich glaube, ich kann das nicht, das Schauspiellern, meine ich.«

»Das mußt du aber! Warum auch nicht? Die anderen spielen die ganze Zeit, die ganze Zeit! Hast du nicht bemerkt, daß sie Lügen als Wahrheit leben und Wahrheit als Lügen? Frauen haben keine andere Wahl, vor allem nicht in der Schwimmenden Welt. Und die Männer? Die sind noch schlimmer. Denk an die Bakufu, den Ältestenrat, was ist damit, und was ist mit Nakama, besonders Nakama? Die sind alte Meister in dem Spiel, das ist alles. Warum solltest du sanftmütig sein, dich von Raiko demütigen lassen und ihr gleichzeitig Gold in den Rachen werfen, das du dir nicht leisten kannst – niemals leisten kannst –, nur, weil du versuchst, einen ewigen Stachel zu besänftigen, den Gott uns eingepflanzt hat.«

André erschauerte. Er kannte die Falle nur zu gut. Schließlich saß er selbst darin. Raiko hatte ihn weit über seine finanzielle Grenze hinausgetrieben. Das stimmt nicht, sagte er sich gereizt. Es ist in Ordnung, die Wahrheit zu verdrehen und andere Leute zu belügen, aber belüge dich nicht selbst, sonst bist du verloren. Die Wahrheit ist, daß ich mit Freuden bis an die Grenze und darüber hinaus gegangen bin. Vor siebzehn Tagen.

In dem Augenblick, als Raiko mich mit dem Mädchen bekannt machte... In dem Augenblick, als ich sie sah mit ihrem schwarzen Haar, der Alabasterhaut und den verlockenden Augen, da wußte ich, daß ich Raiko meine Seele geben und in die Ewige Grube fahren würde, um sie zu besitzen. Ich, André Edouard Poncin, Diener Frankreichs, Meisterspion, Mörder, Experte in der Verdorbenheit der menschlichen Natur, ich, der große Zyniker, habe mich binnen eines Augenblicks verliebt. Wahnsinn! Aber es stimmt.

Sobald das Mädchen den Raum verlassen hatte, habe ich hilflos und mit ungelenker Zunge gesagt: »Raiko, bitte. Was immer verlangen, ich zahle.«

»Tut mir sehr leid, Furansu-san, diese Sache wird mehr Geld kosten, als ich erwähnen möchte, selbst wenn sie einwilligt, bei Ihnen zu sein – sie hat noch nicht eingewilligt.«

»Wieviel Geld auch immer, ich zahle. Bitte fragen, ob sie zustimmt.«

»Natürlich. Bitte kommen Sie morgen wieder, bei Einbruch der Dämmerung.«

»Nein. Bitte. Jetzt fragen – ich warte.«

Er hatte fast zwei Stunden warten müssen. Während er wartete, betete er und hoffte und starb tausend Tode. Als Raiko zurückkam und er ihr ernstes Gesicht sah, starb er noch einmal, erwachte aber wieder zum Leben, als sie sagte: »Ihr Name ist Hinodeh, das bedeutet Sonnenaufgang. Sie ist zweiundzwanzig, und sie sagt ja, aber es gibt Bedingungen.«

»Was immer Hinodeh will.«

»Am besten hören Sie sie erst an.« Raiko war ernster, als er sie je gesehen hatte. »Hinodeh sagt, sie wird Ihre Gefährtin sein, nicht Ihre Kurtisane, für ein Jahr und einen Tag. Wenn sie am letzten Tag beschließt, bei Ihnen zu bleiben, wird sie Ihnen ihr *inochi* geben, ihren Geist, und noch ein Jahr bei Ihnen bleiben, und noch ein Jahr, Jahr um Jahr, bis sie gehen will oder Sie ihrer müde sind. Wenn sie gehen möchte, müssen Sie schwören, sie freizugeben.«

»Einverstanden. Wann anfangen?«

»Warten Sie, Furansu-san, da ist noch viel mehr. Es wird keinen Spiegel in eurem Haus geben, und Sie werden keinen mitbringen. Wenn sie sich auskleidet, wird es im Zimmer immer dunkel sein – bis auf einmal, das erste Mal. Nur einmal, Furansu-san, dürfen Sie sie sehen. Danach werden Sie in dem Moment, in dem irgendwelche... entstellenden Male auftreten oder wann immer sie Sie darum

bittet, sich vor ihr verbeugen und sie segnen und ihr Zeuge sein und ihr den Giftbecher oder das Messer reichen und zusehen und warten, bis sie tot ist, um ihr Opfer zu ehren.«

Ihn schwindelte. »Tot?«

»Sie sagte, sie würde das Messer vorziehen, kenne aber die Wahl eines Gai-Jin nicht.«

Als sein Gehirn wieder funktionierte, sagte er: »Ich... ich... Richter, ob das Mal entstellend?«

Raiko zuckte die Achseln. »Sie oder sie selbst, das spielt keine Rolle. Wenn sie beschließt, Sie darum zu bitten, dann müssen Sie Ihr Versprechen halten. Es wird alles in den Vertrag geschrieben sein. Sie stimmen zu?«

Nachdem er das geschluckt und seinen Frieden damit gemacht hatte, sagte er: »Dann ihre Krankheit noch früh, noch keine Zeichen?«

Raikos Augen ließen ihn nicht los. Ihre Stimme war sanft, von schrecklicher Endgültigkeit, und im Raum war es ganz still. »Hinodeh hat keine Krankheit, Furansu-san, keine. Sie ist makellos.«

Sein Kopf schien zu explodieren bei diesem »Sie ist makellos«, das in ihm widerhallte, während eine innere Stimme ihm sagte: »Aber du bist unrein!«

»Warum? Warum sie zustimmen? Warum? Kennt mein Übel, ja?«

Eine Zofe, die draußen wartete, schob die Shoji-Tür auf, erschrocken über seine Stimme. Dann, von Raiko verscheucht, schloß sie sie gehorsam wieder. Anmutig trank Raiko von ihrem Saké. »Natürlich kennt sie es, Furansu-san.«

Er wischte sich den Speichel aus den Mundwinkeln. »Dann warum sie... sie zustimmen?«

Wieder das Seltsame. »Hinodeh will es mir nicht sagen. Es ist Teil meiner Vereinbarung mit ihr, daß ich sie nicht dazu dränge, und es muß Teil Ihrer Vereinbarung mit ihr sein. Wir sollen sie nicht drängen, sie sagt, sie werde es sagen, wenn sie es an der Zeit fände.« Rai-

ko hatte schwer ausgeatmet. »Bedaure sehr, aber Sie müssen dem als Teil des Vertrages zustimmen. Das ist die letzte Bedingung.«

»Einverstanden. Bitte machen Vertrag...«

Nach quälend langer Zeit – in Wirklichkeit nur ein paar Tage – war der Vertrag unterschrieben und besiegelt, und er ging zu Hino-deh, er unrein und sie rein, und morgen würde er wieder...

André wäre fast aus der Haut gefahren, als eine Hand nach seiner Schulter griff, er sich in dem Raum im Struan-Building wiederfand und Phillip sagen hörte: »André, ist mit dir alles in Ordnung?«

»Was? O ja, ja...« Andrés Herz pochte; kalter Schweiß ließ ihn erschauern, das und die Erinnerung an ›Makellosigkeit‹ und ›Erstes Mal‹ und das Entsetzen davor – und die Angst vor morgen. »Entschuldigung, ich...« Plötzlich bedrückte ihn der Raum, und er mußte an die frische Luft. Er stand auf, stützte sich ab und murmelte: »Bitte... sage Henri, er soll spielen, ich... mir ist nicht wohl... Verzeihung, ich muß gehen.«

Verständnislos starrte Tyrer ihm nach. Babcott kam vom Roulettetisch herüber. »Was ist mit ihm? Der arme Kerl sieht aus, als hätte er einen Geist gesehen.«

»Ich weiß nicht, George. In einem Augenblick war mit ihm alles in Ordnung, im nächsten war er weiß wie ein Laken und schwitzte.«

»Ist es etwas, worüber Sie gesprochen haben?«

»Das glaube ich nicht, er hat mir nur geraten, was ich bezüglich Fujiko und Raiko tun soll, es ging überhaupt nicht um ihn.«

Babcott runzelte die Stirn. »Das sieht ihm gar nicht ähnlich, er ist gewöhnlich so fröhlich.« Armer Kerl, muß seine Krankheit sein – ich wünschte bei Gott, ich könnte ihm ein Heilmittel verschaffen, wünschte bei Gott, es gäbe eines.

»Da wir gerade von fröhlich reden«, sagte Tyrer gerade, »ich wußte gar nicht, daß Sie so ein guter Tänzer sind.«

»Ich auch nicht«, sagte der Riese mit lautem Lachen, »ich war in-

spirierte, sie inspiriert jeden. Normalerweise tanze ich wie ein Nashorn.« Sie schauten hinüber zu ihr. »Außerordentliche Konstitution, dieses Mädchen, und ein wunderbares, ansteckendes Lachen.«

»Ja, Malcolm ist ein Glückspilz. Entschuldigen Sie, ich sollte wohl Henri bitten, für André einzuspringen...« Er schlenderte davon.

Babcock beobachtete Angélique. Seltsam, daß ein Arzt eine Patientin untersuchen kann, ohne erregt zu werden, selbst bei jemandem wie ihr. Ich war es nicht, als sie mich in Kanagawa und hier konsultierte, obwohl es nie zu einer intimen Untersuchung kam, es nie erforderlich war, bis auf die ungewöhnliche Schwere ihrer Periode vor ein paar Wochen, als eindeutig eine gründliche Untersuchung nötig war. Ich hatte sie nie so blaß und ihre Lippen so blutleer gesehen. Wenn ich darüber nachdenke, dann hat sie sich seltsam verhalten, ließ mich nicht in ihre Nähe, gestattete mir nur kurz, ihr Zimmer zu betreten, wo ich doch am Abend zuvor – als ich ihr das Kruzifix zurückbrachte – ihr Herz, ihre Brust, ihren Rücken und ihren Magen abgehört hatte und sie sich wie eine normale Patientin benahm. Ich weiß noch, daß ihr Puls ziemlich schnell ging, ohne ersichtlichen Grund. Merkwürdiges Verhalten.

Ist mir etwas entgangen, fragte er sich, während er sie am Roulettetisch beobachtete, sprühend vor Leben, wie sie mit kindlicher Freude in die Hände klatschte, wenn sie auf Rot oder Schwarz gewann. Sergejew und andere unterwiesen sie in den feineren Künsten des Spiels. Seltsam, daß sie ihr Kreuz nicht trägt, wie es die meisten katholischen Frauen tun würden, vor allem, weil es ein Geschenk ihrer angebeteten Mutter war.

»Großartiger Abend, Malcolm«, sagte Sir William, trat zu ihm und unterdrückte ein Gähnen. »Zeit für mich zu gehen.«

»Noch einen Brandy?« Malcolm saß neben dem Kamin, dessen

Feuer jetzt heruntergebrannt war.

»Nein, danke, ich habe genug. Wunderbare Frau, Malcolm, und sehr nett.«

»Ja«, stimmte er stolz zu, mild gestimmt durch Wein und Brandy, die den Schmerz töteten und seine panische Angst vor der Zukunft minderten. Nicht so stark wie die Medizin, dachte er. Macht nichts, es ist ein Anfang.

»Also, gute Nacht.« Sir William reckte sich. »Ach, übrigens, könnten Sie morgen irgendwann vorbeikommen, wann immer es Ihnen paßt?«

Malcolm blickte ruckartig auf; der Gedanke an den Brief seiner Mutter verursachte ihm wieder ein eisiges Gefühl im Magen. »So gegen elf?«

»Perfekt, jederzeit. Wenn Sie es sich anders überlegen sollten, ist das auch in Ordnung.«

»Nein, um elf. Worum geht es, Sir William?«

»Das kann warten, alles kann warten.«

»Worum geht es, Sir William?« Er sah Mitgefühl in den Augen, die ihn betrachteten, vielleicht Mitleid. Sein Unbehagen wuchs. »Es geht um den Brief meiner Mutter, nicht wahr – sie sagte, sie würde Ihnen mit der heutigen Post schreiben.«

»Ja, aber nur zum Teil. Mir geht es vielmehr um Norbert, der ja nun zurück ist. Ich hoffe, Sie beide haben sich dieses Duell aus dem Kopf geschlagen.«

»Natürlich.«

Sir William brummte, nicht ganz überzeugt, ging aber nicht näher darauf ein. Er konnte nicht mehr tun, als beide Parteien zu warnen und dann, wenn sie es doch tun wollten, dem Gesetz Geltung zu verschaffen. »Sie sind beide gewarnt.«

»Danke. Und weiter?«

»Ich bin offiziell vom Plan der Regierung informiert worden, jeden Opiumhandel durch britische Staatsbürger für ungesetzlich zu

erklären, den Handel auf allen britischen Schiffen zu verbieten, unsere bengalischen Opiumplantagen zu zerstören und mit Tee zu bepflanzen. Da Sie die Delegation angeführt haben, die nach diesen Gerüchten fragte und sich darüber beschwerte, wollte ich, daß Sie es als erster erfahren.«

»Das wird unseren Handel mit Asien und China ruinieren und die britische Wirtschaft völlig durcheinanderbringen.«

»Es wird sicherlich ein ziemliches Problem bedeuten, hätte aber trotzdem schon vor Jahren gemacht werden sollen. Natürlich verstehe ich das unauflösliche Dreieck von Silber, Opium und Tee, und ich weiß, daß es wegen der verlorenen Einkünfte dem Schatzamt ein Chaos bescheren wird.« Sir William schneuzte sich die Nase, des Problems bereits überdrüssig, das das Foreign Office seit Jahren plagte. »Ich glaube, ich bekomme eine Erkältung. Schlage vor, daß wir für nächste Woche eine Zusammenkunft vereinbaren, damit wir sehen, wie wir die Verwirrung möglichst gering halten.«

»Ich werde dafür sorgen.«

»Unseren eigenen Tee anzubauen ist eine gute Idee, Malcolm«, sagte Sir William. »Eine großartige Idee! Es interessiert Sie vielleicht, daß die ersten Probeanpflanzungen in Bengalen, die geerntet wurden, aus Saatgut stammten, das Sir William Longstaff – Hongkongs Gouverneur zur Zeit Ihres Großvaters – aus China herausgeschmuggelt und nach Kew Gardens gebracht hat, als er nach Hause zurückkehrte.«

»Ja, ich weiß, wir haben den Tee sogar gekostet, er ist bitter und schwarz und hat nichts von der Zartheit des chinesischen oder gar japanischen Tees«, sagte Malcolm ungeduldig. Der Tee konnte gewiß bis morgen warten. »Und weiter?«

»Schließlich ist da noch der Brief Ihrer Mutter.« In förmlicherem Ton fügte Sir William hinzu: »Es ist nicht die Politik der Regierung Ihrer Majestät oder ihrer Beamten, sich in das Privatleben ihrer Bürger einzumischen. Ihre Mutter weist jedoch darauf hin, daß Sie



minderjährig sind, sie ist der überlebende Elternteil und damit Ihr gesetzlicher Vormund. Ich bin verpflichtet, keine Eheschließung ohne Zustimmung des Vormunds zu billigen, in diesem Falle beider Parteien. Tut mir leid, aber so will es das Gesetz.«

»Gesetze sind dazu da, daß man sie beugt.«

»Einige Gesetze, Malcolm«, sagte Sir William freundlich. »Hören Sie, ich weiß nicht, was das Problem zwischen Ihnen und Ihrer Mutter ist, und ich will es auch nicht wissen – sie machte mich auf die Sache in der *Times* aufmerksam, die man auf verschiedene Arten lesen kann – nicht alle sind gut. Wenn Sie wieder in Hongkong sind, können Sie sie sicher auf Ihre Seite bringen, und auf alle Fälle sind Sie im Mai volljährig, und bis dahin ist es ja nicht mehr lange.«

»Falsch, Sir William«, sagte er und erinnerte sich an denselben Rat von Gordon Chen – Rat von Männern, die nicht wissen, was Liebe ist, dachte er ohne Bosheit, nur mitleidig. »Das dauert noch eine Million Jahre.«

»Nun, wie auch immer. Ich bin sicher, daß für Sie beide alles in Ordnung kommen wird. Henri ist der gleichen Meinung.«

»Haben Sie die Angelegenheit mit ihm besprochen?«

»Vertraulich, natürlich. Der französische Konsul in Hongkong weiß, äh, von Angélique und ihrer Zuneigung zu Ihnen, weiß von Ihrer gegenseitigen Zuneigung. Sie ist eine wunderbare Person und wird eine wunderbare Ehefrau sein, was auch immer das Problem mit ihrem Vater ist.«

Malcolm errötete. »Von ihm wissen Sie auch?«

Die Falten in Sir Williams Gesicht vertieften sich. »Die französischen Beamten in Siam sind höchst besorgt«, sagte er zartfühlend. »Natürlich haben sie Henri informiert, der mir rechtmäßig Mitteilung machte, um uns um unsere Unterstützung zu bitten. Tut mir leid, aber das ist eine Angelegenheit von offiziellem Interesse. Sie müssen wissen, daß alles, was mit Noble House zu tun hat, von In-

teresse ist«, fügte er traurig hinzu, denn er mochte Malcolm. »Der Preis des Ruhms, nicht?«

»Falls... falls Sie irgend etwas hören, würde ich es gern vertraulich und als erster erfahren.«

»Ja, ich kann Sie auf dem laufenden halten. Vertraulich.«

Malcolm griff nach der Brandyflasche. »Möchten Sie bestimmt nichts?«

»Nein, danke.«

»Gibt es eine Antwort auf mein Problem?«

»Ich habe sie Ihnen gegeben.« Sir William sprach förmlich und unterdrückte eine plötzliche Gereiztheit. Als ob ein paar Monate wirklich eine Rolle spielten, das Mädchen ist nicht tot wie Wertinskaya oder auch nur annähernd so wundervoll! »Bald haben Sie Geburtstag, und Hongkong ist nur acht oder neun Tage entfernt. Natürlich sind Sie morgen um elf oder zu jeder anderen Zeit willkommen, aber das ist alles, worüber ich sprechen wollte. Gute Nacht, Malcolm, und nochmals danke für die Einladung.«

Es war nach Mitternacht. Malcolm und Angélique standen auf dem Flur vor ihren benachbarten Suiten und küßten sich leidenschaftlich. Sie versuchte, sich zurückzuhalten, aber seine Glut wärmte sie heute mehr als gestern, und in dieser Nacht war das Verlangen fast unerträglich. »*Je t'aime*«, murmelte sie und meinte es ernst.

»*Je t'aime aussi*, Angel.«

Sie küßte ihn wieder, suchend, und taumelte dann vom Rand des Abgrunds zurück. Sie hielt ihn fest, bis sie wieder zu Atem gekommen war. »*Je t'aime*, und es war ein herrlicher Abend.«

»Du warst wie Champagner.«

Sie küßte sein Ohr, umarmte ihn. Vor der Tokaidō hätte sie sich dazu auf die Zehenspitzen stellen müssen. Sie merkte das nicht, doch er merkte es. »Es tut mir so leid, daß jeder allein schlafen

muß.«

»Mir auch. Aber nicht mehr lange«, sagte er. Abrupt wallte sein Schmerz wieder auf, aber er ertrug ihn noch einen Augenblick länger. »Also«, sagte er und schaute ihr tief in die Augen, »schlaf gut, mein Liebling.«

Ihre Lippen berührten sich und murmelten viele Male gute Nacht, dann war sie fort. Der Riegel an ihrer Tür wurde zugeschoben. Er nahm seine Krücken und schleppte sich in die eigenen Räume, glücklich und traurig, sorgenvoll und sorglos zugleich. Der Abend war ein Erfolg gewesen, Angélique zufrieden, seine Gäste hatten sich amüsiert, er hatte seine Enttäuschung über die Zerstörung seines Plans für sich behalten, hatte bei der Post sein Gesicht gewahrt und Jamie nicht gestattet, für ihn zu entscheiden.

Dieser Entschluß war richtig, dachte er, obwohl Dirk es besser gemacht hätte. Macht nichts, ich kann niemals wie er sein, aber er ist tot, und ich lebe, und Skye hat versprochen, eine Lösung für die neue Wendung meines Joss zu entwickeln. »Es muß eine Antwort geben, Tai-Pan«, hatte der Anwalt gesagt, »es muß eine Antwort geben. Ich werde mir etwas einfallen lassen, bevor ich nach Hongkong abreise, Sie werden diesen Beweis brauchen, was immer passiert.«

Seine Augen wanderten zur Verbindungstür, die in beiderseitigem Einvernehmen nachts ständig verriegelt war. Ich werde nicht an Angélique oder den Riegel oder daran denken, daß sie allein ist. Und auch nicht an meinen Mißerfolg bezüglich unserer Trauung. Das habe ich schon früh versprochen, und ich werde mich daran halten. Morgen ist auch noch ein Tag.

Die übliche halbe Karaffe Wein stand auf dem Nachttisch, zusammen mit einigen Früchten – Lychees und Mangos aus Nagasaki –, englischem Käse, kaltem Tee, einem Glas und der kleinen Flasche. Das Bett war aufgeschlagen, sein Nachthemd lag bereit. Die Tür öffnete sich. »Guten Abend, Tai-Pan.«

Es war Chen, sein Boy Nummer Eins mit dem breiten, strahlenden Lächeln, das er immer gemocht hatte – Chen hatte sich um ihn gekümmert, solange er denken konnte, schon als Ah Tok seine Amah gewesen war; beide waren absolut loyal, höchst besitzergreifend und lagen ewig miteinander in Streit. Chen war untersetzt und sehr stark, sein Zopf war üppig, und sein rundes Gesicht zeigte ein ständiges Lächeln, an dem die Augen nicht immer beteiligt waren. »Ihr Fest war des Kaisers Kung würdig.«

»Ayeeyah«, sagte Malcolm, plötzlich mißgelaunt, da er wußte, was der alte Mann meinte. »Möge die große Kuh auf deine unmittelbaren Nachfahren urinieren. Mach weiter deine Arbeit, und behalte deine Meinungen für dich, und tu nicht so, als seist du unter dem Zeichen des Affen geboren.« Das war das Sternzeichen für kluge Menschen.

Chens scheinbarer Scherz hatte, wie in der chinesischen Sprache fast immer, viele Bedeutungen: Kaiser Kung, der China vor fast vier Jahrtausenden regiert hatte, war für drei Dinge berühmt: seine epikureischen Vorlieben, seine üppigen Bankette und sein ›Buch‹.

Damals gab es noch keine richtigen Bücher, sondern nur Schriftrollen, und Kaiser Kung hatte eine Rolle mit einer ausführlichen Abhandlung gefüllt und so das allererste ›Kopfkissenbuch‹ geschaffen, Quelle aller anderen, die ihrer Definition nach von der Vereinigung von Mann und Frau mit all ihren Möglichkeiten und Gefahren, von der Steigerung des Höhepunktes, von den Namen der verschiedenen Stellungen und ihren Details handelten, Vorrichtungen, Medizinen und Techniken beschrieben – tiefe und flache Stöße – und auch erläuterten, wie man den vollkommenen physischen Partner wählte; unter anderen Weisheiten stand da auch:

*... natürlich sollte ein Mann, dessen Einäugiger Mönch das Pech hat, klein zu sein, nicht mit einem Jadetor wie dem einer Stute kämpfen. Für alle Zeit sei dies bekanntgemacht: Die Götter haben bestimmt, daß jene*

*Teile, wenn sie auch gleich erscheinen, nie gleich sind, sondern sich sehr unterscheiden. Äußerste Sorgfalt muß angewandt werden, um die Falle der Götter zu meiden, die dem Menschen zwar die Mittel und ein Bedürfnis gegeben haben, den Himmel zu kosten, während er noch auf der Erde ist – der Augenblick der Wolken und des Regens ist ein solcher –, die aber gleichzeitig zu ihrer eigenen Unterhaltung vielfältige Hindernisse in den Weg des nach dem Yin strebenden Yang gelegt haben, einige leicht zu umgehen, die meisten nicht zu umgehen, alle kompliziert. Da der Mensch so viel wie möglich vom Himmel kosten soll, während er noch auf der Erde ist – wer weiß, ob Götter wirklich Götter sind –, muß das Tao, der Weg zur Prächtigen Spalte, noch intensiver erforscht, untersucht, verfolgt und studiert werden als die Umwandlung von Blei in Gold...*

Chen machte sich im Raum zu schaffen, bekümmert, wenn auch erfreut über das Wissen seines Herrn. Er tat nur seine Pflicht, lenkte die Aufmerksamkeit auf die Stärke des Yin, seine Zurschaustellung, vor allem heute nacht, das Tanzen und das Küssen, das das Yang des Herrn kitzelte und worüber sich der Kaiser sehr deutlich geäußert hatte: *Ein nervöses und unerwidertes Yang in jeglichem Haushalt, und sei es das des Herrn, versetzt das ganze Haus in Unruhe, deshalb sollten alle Häuser jede Anstrengung unternehmen, um das Unerleichterte zu erleichtern.*

Und unser Haus ist in Aufruhr, dachte er angewidert. Ah Tok ist schwieriger denn je, Ah Soh murt über die zusätzliche Arbeit, die Köche beklagen sich über seinen Appetitverlust, die Hausboys stöhnen, nichts gefalle ihm, und all das, weil diese barbarische Hure einfach nicht ihre Pflicht tun will. Unter dem Personal herrschte allgemein die Ansicht, sie müsse eine dieser Räuberischen Schluchten haben, vor denen Kaiser Kung warnte:

*Es gibt einige, die die Götter mit Dämonen gesäumt haben und deren magnetische Kraft so stark ist, daß sie die Männer verrückt machen und*

*veranlassen, eine unsterbliche Wahrheit zu vergessen, daß nämlich ein Yin wie das andere ist, wenn das Bedürfnis groß ist, und, schlimmer noch, wenn es sich endlich öffnet, um das Yang zu empfangen, wird dieser Himmel zur Hölle, denn es gibt nie genug davon.*

»Ayeeyah, Tai-Pan«, sagte Chen und half Malcolm beim Auskleiden. »Diese Person hat nur gesagt, daß Ihr Bankett allen gefallen hat.«

»Dein Herr und Meister weiß genau, was du gesagt hast.« Malcolm kämpfte sich aus seinem Hemd. Sein Onkel Gordon Chen, den er sehr schätzte, hatte ihn über das Werk des Kaisers Kung belehrt und ihm gesagt, daß diese Informationen vor seiner Mutter geheimgehalten werden mußten.

»Du, alter Mann, bist ein unverschämter Kerl«, sagte Malcolm auf englisch, seiner Hauptverteidigung gegenüber Chen und Ah Tok. Auf kantonesisch konnte er ihnen anscheinend nie Paroli bieten, aber wenn er mit ihnen englisch sprach, wurden sie wütend. »Und ich weiß, daß du versucht hast, abfällig über die Mistress zu reden, und das solltest du besser lassen, bei Gott.«

Das runde Gesicht verzog sich. »Tai-Pan«, sagte Chen in seinem besten Kantonesisch, während er ihm ins Bett half, »diese Person hat vor allem anderen nur die Interessen ihres Masters im Sinn.«

»Ayeeyah!« schimpfte Malcolm. »Worte einer gespaltenen Zunge sind so kostbar wie verschimmelte Fischgräten für einen Verhungernden.« Er bemerkte einen Umschlag, der auf der Kommode lehnte. »Was ist das?«

Chen eilte, ihn zu holen, glücklich, daß nicht mehr von ihm die Rede war. »Ein fremder Teufel kam heute, um Sie zu sehen. Unser Shroff Vargas hat ihn gesehen. Der fremde Teufel hat gesagt, der Brief sei dringend, und so bat der Shroff diese Person, ihn hierherzulegen, im Falle, daß unser Erlauchter Master ihn zu haben wünscht.«

Die Schrift war ihm nicht vertraut. »Welcher fremde Teufel?«  
»Ich weiß nicht, Tai-Pan. Sonst noch was?«

Malcolm schüttelte den Kopf, gähnte, legte den Brief auf den Nachttisch und entließ Chen. Die Medizinflasche verlockte ihn. »Nein«, sagte er fest, wollte die Ölflamme herunterdrehen, überlegte es sich dann aber anders und öffnete den Brief mit aufwallender Erwartung, da er dachte, er sei von Skye, vielleicht sogar von Pater Leo.

*Sehr geehrter Mr. Struan,  
vielleicht darf ich mich vorstellen: Edward Gornt von Rothwell's, Shanghai, ehemals Virginia, gegenwärtig auf Wunsch von Sir Morgan Brock hier in Yokohama zur Ausbildung bei Mr. Norbert Greyforth. Mr. Greyforth hat mich gebeten, ihm in der privaten, aber dringenden Angelegenheit des Duells zu sekundieren, zu dem Sie ihn gefordert haben. Könnte ich Ihnen vielleicht morgen meine Aufwartung machen? Wäre es Ihnen am Vormittag recht, sagen wir gegen Mittag oder so? Mit vorzüglicher Hochachtung*

*Edward Gornt*

Die Unterschrift war ebenso ordentlich wie die gestochen klare Schrift.

*Dienstag, 4. Dezember*

Guten Morgen, Mr. Gornt. Darf ich Ihnen Mr. McFay vorstellen, Geschäftsführer von Struan's in Japan? Bitte, machen Sie es sich bequem – Sie auch, Jamie. Kaffee, Tee, Sherry, Champagner?«

»Nein, danke, nichts, Mr. Struan.«

»Mr. McFay ist einer meiner Sekundanten. Ich glaube, daß die Sekundanten die Details arrangieren, nicht wahr?«

»Ja, Sir. Ich habe Mr. Syborodin getroffen, aber Mr. Greyforths Wünschen entsprechend nichts mit ihm besprochen.«

Die beiden jungen Männer betrachteten einander prüfend. Vom ersten Augenblick an hatten beide die gleiche seltsame Empfindung verspürt: ein intensives Hingezogensein zum anderen. Beide dachten: Wie eigenartig, daß man manche Leute ohne erkennbaren Grund auf der Stelle mag, andere verabscheut, einige verachtet, viele einfach abtut. Dennoch waren beide sicher, daß ihre anfängliche Affinität zueinander, so stark sie auch sein mochte, keinen Unterschied machen würde. Bald – heute, morgen, vielleicht sogar in den nächsten paar Minuten – würde etwas sie schnell wieder zur Normalität zurückbringen, zu der bequemen traditionellen Feindschaft, die ihre Firmen aneinander band, die auch in Zukunft überleben würde und die spontane Anziehung als seltsame Verirrung erscheinen ließ.

Malcolm sagte: »Was kann ich... was können wir für Sie tun?«

Gornts Lächeln war echt und seine Zähne so weiß wie die von Malcolm. Er war ungefähr so groß wie er, aber leichter gebaut. Seine Kleidung war weniger elegant, sein Haar dunkel und seine Au-



gen braun. »Mr. Greyforth möchte Daten, Waffen etc. bestätigen.«

Jamie sagte: »Sie wissen, daß all das gegen das Gesetz verstößt, Mr. Gornt, und daß Sir William das Duell offiziell verboten hat?«

»Ja, Mr. McFay.«

Jamie rutschte unbehaglich auf seinem Sitz herum. Er verabscheute seine Verwicklung in diese Sache mehr denn je, und die eigenartige Stimmung im Raum verwirrte ihn noch mehr. Sie hätte eisig und feindselig sein müssen, glich aber eher einem merkwürdig angenehmen Moment des Wartens. »Nachdem das geklärt ist – woran hatte Norbert gedacht?«

»Heute ist Dienstag. Wäre Ihnen heute in einer Woche recht?«

»Ich würde Mittwoch, den zwölften, vorziehen«, sagte Malcolm. Er hatte am frühen Morgen einen Plan gemacht, nachdem er die Nacht nicht hatte schlafen können. Er hatte gegen den Drachen gekämpft, der in der Flasche war, und gewonnen, wenn auch der Kampf seinen Preis gekostet hatte.

Die *Prancing Cloud* würde Sonntag einlaufen und sollte Mittwoch abend wieder ablegen. Er würde insgeheim mit dem Kapitän vereinbaren, in dem Augenblick loszusegeln, in dem er nach dem Duell an Bord gelangen konnte. Entweder hätte er Angélique dann bereits an Bord geschmuggelt, oder er würde es so organisieren, daß Jamie sie mit dem nächsten Schiff nach Hause begleitete; das mußte im letzten Moment entschieden werden, spätestens am Dienstag. Vielleicht wäre es am besten, Jamie und Angélique zusammen mitzubringen und so einen Teil des Zorns seiner Mutter auf Jamie zu beiseitigen, indem er einem ihrer Wünsche gehorchte, und sie hoffentlich dazu zu bringen, die Entlassung zurückzuziehen – er war es Jamie schuldig, daß er in jeder Weise versuchte, ihn da herauszuholen. Wenn Angélique an Bord war, konnte er vielleicht einen Weg finden, Captain Strongbow zu überreden, die Anordnungen seiner Mutter zu vergessen.

Das ist ein weiter Schuß, dachte er, ein sehr weiter Schuß, aber

wer nichts wagt, der gewinnt auch nichts, und es ist das Beste, was ich tun kann. Joss. »Mir wäre Mittwoch lieber.«

»Ich nehme an, daß dagegen nichts einzuwenden ist, Sir. Was den Ort angeht, so schlagen wir vor, beim ersten Tageslicht auf dem Niemandsland zwischen dem Dorf und Drunk Town, nicht auf der Rennbahn, denn das wäre zu öffentlich mit den Reitern am frühen Morgen und so weiter.«

Malcolm lachte, ohne zu wissen warum. »Eine gute Wahl«, sagte er, bevor Jamie antworten konnte. Viel besser für mich, abgelegener, näher am Meer, viel einfacher, vom Kai von Drunk Town aus auf den Clipper zu schleichen als von unserem. »Offensichtlich wissen Sie eine Menge über Yokohama; dabei sind Sie doch erst einen Tag hier.«

»Das war Mr. Greyforths Vorschlag, aber ich habe beides heute am frühen Morgen überprüft. Das Niemandsland ist besser, sicherer.«

»Das wäre also abgemacht. Es wird schwer für mich sein, meine zehn Schritte zu gehen. Ich schlage vor, daß wir unsere Positionen einnehmen und auf jemandes Kommando, Ihres, wenn Sie wollen, zielen und feuern.«

»Ich werde Mr. Greyforth danach fragen.«

»Was noch?«

Gornt zögerte und sah dann Jamie an. »Die Einzelheiten können wir später vereinbaren, wie unsere Duellanten kommen sollen, auf welchen Wegen, welchem Arzt wir vertrauen können, der anwesend sein sollte und so weiter. Und schließlich d...«

»Sie scheinen über Duelle sehr gut informiert zu sein, Mr. Gornt«, sagte Jamie knapp. »Waren Sie an einem beteiligt?«

»An mehreren, Mr. McFay. Einmal als Duellant und zweimal als Sekundant, als ich an der Richmond University war.« Wieder das Lächeln, herzlich, aufrichtig. »Wir nehmen Fragen der Ehre im Süden sehr ernst, Sir.«

Die seltsame Unwirklichkeit des Hin und Her und seine Überzeugung, daß der Tai-Pan von Greyforth provoziert worden war, siegen schließlich über Jamies Selbstbeherrschung. »Dann sollten Sie wissen, daß Norbert im Unrecht war«, sagte er wütend. »Norbert hat alles mögliche getan, um den Tai-Pan zu provozieren, und zwar mehrmals, und es besteht kein Zweifel daran, wenn Norbert sich entschuldigen sollte, könnten wir alle mit diesem Unsinn aufhören.«

»Jamie!« sagte Malcolm scharf und hätte ihn, wäre die Sache gestern nicht passiert, aus dem Raum gewiesen. Doch die gestrige Schuld war groß und ewig, und so sagte er zu dem wahren Freund, der Jamie war: »Das ist nicht Ihr Problem, und ich weiß, wie Sie fühlen.« Er wandte sich wieder an Gornt. »Er hat recht, wissen Sie, Norbert ist persönlich sehr schwierig.« Gornt antwortete nicht. Malcolm zuckte die Achseln und lächelte. »Joss. Es ist auch nicht Ihr Problem, Mr. Gornt. Sie waren also einmal Duellant und zweimal Sekundant. Natürlich haben Sie gewonnen. Der andere Mann?«

»Ich habe ihn nicht getötet, Sir, ich habe nicht versucht, ihn zu töten. Ich habe ihn nur verwundet.«

Beide Männer beobachteten einander und schätzten sich gegenseitig ab.

Nervös sagte Jamie: »Dann ist ja alles geregelt.«

»Ja, bis auf die Waffen. Mr. Greyforth hat Säbel gewählt.« Malcolm atmete scharf ein, und Jamie erbleichte.

»Es waren Duellpistolen vereinbart«, sagte Jamie tonlos. »Fest vereinbart.«

»Tut mir sehr leid, Sir, die waren nicht vereinbart. Mr. Greyforth als herausgeforderte Partei hat das Recht, die Waffen zu wählen.«

»Aber es war verein...«

»Jamie, lassen Sie mich das machen«, sagte Malcolm, erstaunt über seine eigene Gelassenheit. »Es bestand immer die Auffassung, daß wir Gentlemen sind und Pistolen benutzen würden.«

»Tut mir leid, aber ich habe andere Instruktionen, Sir. Was die Gentlemen betrifft, so hält sich mein Duellant für einen solchen und entscheidet sich dafür, seine Ehre mit einem Säbel zu verteidigen, was durchaus üblich ist.«

»Das ist natürlich nicht möglich.«

»Mr. Greyforth sagte auch – ich muß Ihnen mitteilen, daß ich das nicht billigte und es ihm auch gesagt habe –, er sagte auch, wenn Sie wünschen, würde er Dolchen oder Säbeln zustimmen.« Jamie wollte aufstehen, aber Malcolm hinderte ihn daran. Das Schweigen wuchs.

»In meinem gegenwärtigen Zustand ist das unmöglich«, sagte Malcolm. Dann nahm er sich zusammen und fügte hinzu: »Wenn dies ein Manöver von Norbert ist, um sein Gesicht zu wahren, mich zu demütigen und das Duell abzusagen, dann spucke ich bei seinem Anblick aus und werde das weiterhin tun.«

Jamie errötete über diesen Mut, den er gleichzeitig bewunderte und haßte. Dann wurde ihm plötzlich klar, daß dies eine perfekte Möglichkeit für beide Männer sein könnte, ihr Gesicht zu wahren. »Tai-Pan, glauben Sie nicht...«

»Nein. Mr. Gornt, natürlich kann ich im Augenblick nicht mal einen Säbel handhaben. Seien Sie so freundlich und bitten Sie Norbert, Pistolen zu akzeptieren.«

»Nun, Sir, gewiß werde ich fragen, gewiß besteht die erste Pflicht des Sekundanten darin, einen Versöhnungsversuch zu unternehmen, und mir scheint, in Asien ist genug Raum für Sie beide. Ich werde fragen.«

Jamie sagte: »Mr. Gornt, ich werde hier sein, ich werde alles tun, was ich kann, um diesen Wahnsinn zu verhindern, Sie brauchen es mir bloß zu sagen.«

Gornt nickte und wollte aufstehen, hielt aber inne, als Malcolm sagte: »Könnte ich Sie unter vier Augen sprechen, Mr. Gornt? Wenn Sie nichts dagegen haben, Jamie?«

»Überhaupt nicht.« Jamie schüttelte Gornt die Hand und sagte dann zu Malcolm: »Um zwölf Uhr findet im Club eine Zusammenkunft aller Händler statt, über Sir Williams Bombe zu diskutieren.«

»Ich werde dort sein, Jamie, obwohl es nicht viele Diskussionen geben wird, nur eine Menge Geschrei und schlechte Laune.«

»Das glaube ich auch. Bis später, Tai-Pan.« Damit ging Jamie.

Wieder betrachteten sich die beiden Männer, die in dem Büro zurückblieben, lange. »Ist Ihnen klar, wie dumm unser Parlament ist?«

»O ja, Sir. Alle Regierungen sind dumm.«

»Würden Sie ein Glas Champagner mit mir trinken?«

»Eine Feier?«

»Ja. Ich weiß nicht warum, aber ich freue mich, Sie kennenzulernen.«

»Aha, dann haben Sie also dasselbe empfunden? Nicht richtig, nicht wahr?«

Malcolm schüttelte den Kopf und läutete. Chen erschien, und als der Champagner geöffnet und eingeschenkt war, ging er wieder. Seine kleinen Augen wanderten rasch von einem schweigenden Mann zum anderen. »Zum Wohl!«

»Zum Wohl«, erwiderte Gornt und genoß das kühle Getränk.

»Ich hatte den Eindruck, Sie wollten vertraulich mit mir sprechen.«

Gornt lachte. »Ja, in der Tat. Gefährlich, wenn der Feind einem die Gedanken vom Gesicht ablesen kann, nicht?«

»Sehr, aber wir brauchen keine Feinde zu sein. Rothwell ist ein guter Kunde; die Blutfehde zwischen den Struans und den Brocks braucht Sie nicht zu berühren, was immer Tyler oder Morgan auch sagen.«

Gornt richtete den Blick auf das geschliffene Kristall in seiner Hand und fragte sich, ob jetzt der richtige Zeitpunkt war, oder ob er noch warten sollte. Schließlich beschloß er, die Gefahr zu miß-

achten. »Sie haben den Ruf, Geheimnisse zu mögen und vertrauenswürdig zu sein.«

»Sind Sie es?«

»In Fragen der Ehre, ja. Ihr Ruf... lieben Sie Geschichten, Legenden?«

Malcolm konzentrierte sich; das Unwirkliche der Begegnung und dieser Mann verwirrten ihn. »Einige mehr als andere.«

»Ich bin unter einem Vorwand hier.« Gornts plötzliches Lächeln erhellte den Raum. »Lieber Gott, ich glaube es nicht, daß ich hier wirklich beim zukünftigen Tai-Pan von Noble House bin. Ich habe dieses Treffen so lange erwartet und geplant, und jetzt ist es da; bevor ich herkam, hatte ich nicht die Absicht, jetzt irgend etwas zu sagen außer dem, was Mr. Greyforth mir aufgetragen hat. Aber nun?« Er hob sein Glas. »Auf die Rache.«

Malcolm dachte darüber nach, wie unter einem Bann. Dann trank er und schenkte nach. »In Asien ist das ein guter Trinkspruch.«

»Überall. Erstens: Ich brauche Ihr Ehrenwort, das Ehrenwort des Tai-Pan vom Noble House, daß das, was ich Ihnen sage, unter uns beiden bleibt, bis ich Sie davon entbinde.«

Malcolm zögerte. »Solange es eine Geschichte ist.« Dann leistete er den Eid.

»Danke. Eine Geschichte also. Sind wir hier sicher? Kann uns irgend jemand belauschen?«

»In Asien ist das gewöhnlich so. Wir wissen, daß Türen ebenso Ohren haben wie Wände, aber dagegen kann ich etwas tun. Chen!« rief er. Sofort öffnete sich die Tür. Auf kantonesisch sagte er: »Bleib von der Tür fort und halte alle anderen fern, sogar Ah Tok!«

»Ta, Tai-Pan.« Die Tür wurde geschlossen.

»Jetzt sind Sie sicher, Mr. Gornt. Ich kenne Chen mein Leben lang und glaube, daß er kein Englisch spricht. Sprechen Sie die Sprache Shanghais?«

»Ein wenig, und auch ein wenig Ning-poh-Dialekt.«

»Also, was wollten Sie sagen?«

»Dies ist das erste Mal, daß ich diese Geschichte erzähle«, sagte Gornt, und Malcolm glaubte ihm. »Vor langer Zeit«, begann er jetzt ernst, »ging eine Familie aus Montgomery, Alabama – ihrer Heimat seit Generationen –, nach England: Vater, Mutter und zwei Kinder, ein Junge und ein Mädchen. Sie war fünfzehn, ihr Name war Alexandra, und ihr Vater war der jüngste von fünf Brüdern. Wilf Tillman war der älteste.«

»Der Mitbegründer von Cooper-Tillman?« sagte Struan heiser.

»Eben der. Alexandras Vater war ein kleiner Tee- und Baumwollmakler, der mit Bruder Wilf in Cooper-Tillman investierte, und er ging nach London, um bei Rothwell's mit einem Drei-Jahres-Vertrag als Baumwollberater zu arbeiten – Cooper-Tillman war ihr wichtigster Lieferant. Sie blieben nicht ganz ein Jahr. Leider waren beide Eltern sehr krank geworden, kein Wunder, bei dem Nebel und diesem Wetter, ich wäre selbst fast gestorben, als ich dort war – ich verbrachte zwei Jahre in London zur Ausbildung bei Brock's und eines bei Rothwell's. Wie auch immer, die Tillmans beschlossen, nach Hause zu reisen. Auf halbem Weg über den Atlantik entdeckte Alexandra, daß sie schwanger war.«

»Ayeeyah«, murmelte Malcolm.

»Ja. Der Schock, zusätzlich zur Krankheit ihres angebeteten Vaters, brachte ihn um. Er war siebenunddreißig. Sie bestatteten ihn auf See. Auf dem Totenschein des Kapitäns stand nur ›Anfall geistiger Umnachtung‹, aber sowohl sie als auch ihre Mutter wußten, der wirkliche Grund war die schlechte Nachricht. Alexandra war gerade sechzehn, ein Bild von einem Mädchen. Ein unverheiratetes Mädchen, das ein uneheliches Kind bekommt ... tja, Mr. Struan, ich brauche Ihnen wohl nicht zu sagen, was das für ein verheerendes Stigma ist, und das im Bibelland Alabama. Die Tillmans gehörten zur besseren Gesellschaft. Vorhin sprachen wir über Ehre, es

stimmt, was ich sagte, daß wir Ehre und Entehrung sehr ernst nehmen. Das war '35, vor siebenundzwanzig Jahren. Alexandra bekam einen Sohn, mich. Darf ich?» Gornt deutete auf den Champagner.

»Bitte.« Malcolm wußte nicht, was er noch sagen sollte. Gornts Stimme klang singend, angenehm, unbeteiligt wie die eines Geschichtenerzählers. Einstweilen, dachte er grimmig.

Gornt schenkte Struan und dann sich selbst ein. »Meine Mutter und ihre Mutter wurden von der Gesellschaft geächtet, und die Tillman-Familie, sogar ihr Bruder, wandte sich gegen sie. Als ich drei Jahre alt war, traf meine Mutter einen Virginier, einen verpflanzten Engländer – Robert Gornt, Gentleman, Tabak- und Baumwollexporteur und begeisterter Kartenspieler aus Richmond –, der sich in Mutter verliebte, und sie verliebte sich in ihn. Sie verließen Montgomery und heirateten in Richmond. Die Geschichte, die sie sich zurechtlegten, lautete, sie sei Witwe, mit sechzehn mit einem Kavallerieoffizier der Yankees verheiratet worden, der in den Kriegen gegen die Sioux-Indianer gefallen sei. Damals war sie neunzehn.

Für ein paar Jahre war alles mehr oder weniger in Ordnung. Bis '42 – das Jahr, nachdem Dirk Struan praktisch allein Hongkong gründete, das Jahr vor Ihrer Geburt. 1842 war ein schlechtes Jahr für Hongkong mit dem Fieber in Happy Valley, der Malaria, dem Opiumkrieg mit China und den großen Taifun, der die Stadt vernichtete, und ganz besonders schlecht für das Noble House, weil derselbe Taifun den großen Dirk Struan tötete.« Ein Schluck Champagner. »Er war verantwortlich für Wilf Tillmans Tod und den Ruin der Familie Tillman.«

»Davon weiß ich nichts. Sind Sie sicher?«

Gornt zeigte sein Lächeln, hinter dem keine Feindseligkeit stand. »Ja. Wilf Tillman war am Happy-Valley-Fieber erkrankt. Dirk Struan hatte Chinarinde, die ihn hätte heilen können, aber er wollte sie ihm nicht geben oder verkaufen; er wollte seinen Tod, genau wie Jeff Cooper.« Seine Stimme wurde etwas schärfer. »Der Bostoner



Yankee wollte seinen Tod.«

»Warum? Warum sollte der Tai-Pan Tillmans Tod gewollt haben?«

»Er haßte ihn – er hatte andere Ansichten als Wilf. Unter anderem besaß Wilf Sklaven, was übrigens in Alabama weder damals noch heute ungesetzlich ist. Außerdem wollte er Cooper helfen, die Firma zu übernehmen. Nach Wilfs Tod kaufte Jeff Cooper Wilfs Anteile für einen Pappenstiel und brachte meine Familie um ihr restliches Geld. Dirk war dafür verantwortlich.«

Malcolm sagte: »Wir haben zwar ein Gemeinschaftsunternehmen mit Cooper-Tillman für Chinarinde, Mr. Gornt, und sind alte Geschäftsfreunde. Was den Rest betrifft, so weiß ich nichts davon und glaube es auch nicht. Wenn ich nach Hongkong komme, werde ich die Geschichte sofort überprüfen.«

Gornt zuckte die Achseln. »Jahre später hat Cooper zugegeben, daß er niemals mit Wilf Tillman einverstanden gewesen war. Seine genauen Worte waren: »Hören Sie zu, junger Mann, Wilf hat alles verdient, was er bekommen hat, er war ein Sklavenhalter und Nichtsnutz und hat in seinem ganzen Leben keinen Tag gearbeitet, Ihr Südstaaten-Gentleman. Dirk hatte recht, das bißchen Chinarinde, das er besaß, anderen zu geben, von denen er fand, daß sie sie verdienten. Durch meine Arbeit wurde die Gesellschaft geschaffen, die in all diesen Jahren für Ihre Mutter, Ihren Stiefvater und Sie bezahlt hat...««

Gornts Gesicht verzog sich. Dann war er wieder ruhig, äußerlich. »Er sagte noch ein paar andere Dinge, Sir, die, äh... jetzt unwichtig sind. Wichtig ist nur, daß er uns der Einkünfte aus dem uns zustehenden Geld beraubt hat. Da fingen die Streitigkeiten zwischen Mutter und Stiefvater an, und es ging abwärts mit uns. Erst viele Jahre später habe ich herausgefunden, daß er sie ihres Geldes wegen geheiratet hatte; seine Baumwoll- und Tabakgeschäfte waren Heuchelei, er war einfach ein Glücksspieler, ein Kartenspieler, und darüber hinaus kein erfolgreicher. Sie hatte ihn immer gedeckt. Kurz

bevor Mama starb, erzählte sie mir all das. Aber er war nicht schlecht oder böse zu mir, er ging einfach über mich hinweg. Mein ganzes Leben lang ist man über mich hinweggegangen. Jetzt ist die Zeit der Rache gekommen.«

»Ich sehe nicht ein, wieso Sie mir die Schuld geben sollten.«

»Das tue ich auch nicht.«

Malcolm starrte ihn an. »Ich dachte, ›Dolche oder Säbel‹ sei der Anfang.«

»Das war nicht meine Idee, wie ich Ihnen schon sagte. Ich habe Mr. Greyforth gesagt, daß das nicht klappen würde. Man wird ihn auslachen, wenn er darauf besteht.«

Nach einer Pause sagte Malcolm: »Hört sich an, als würden Sie ihn nicht mögen.«

»Ich empfinde weder Zuneigung noch Abneigung für ihn. Ich bin hier, um von ihm zu lernen und dann zu übernehmen, wenn er nächstes Jahr in den Ruhestand geht – falls ich mich entschieße, bei Brock's einzutreten.«

»Vielleicht müssen Sie früher übernehmen, als Sie denken.« Malcolms Stimme klang jetzt härter. »Nächsten Donnerstag – hoffentlich.«

»Sind Sie zu diesem Duell entschlossen?«

»Ja.«

»Darf ich nach dem wirklichen Grund fragen?«

Malcolm dachte daran, ›Warum‹ zu fragen, aber dann sagte er: »Er hat sein möglichstes getan, um mich zu provozieren, gewiß auf Brocks Anweisung hin. Für die Struans ist es besser, wenn er beseitigt wird.«

»Werden Sie versuchen, mich zu beseitigen, wenn ich mich gegen die Struans wende?«

»Ich würde mich Ihnen widersetzen, mit Ihnen konkurrieren, Sie aufhalten, wenn ich kann – bekämpfen würde ich Sie nicht.« Malcolm zeigte ein aufrichtiges Lächeln. »Das ist eine verrückte Unter-

haltung, Mr. Gornt. Es ist Wahnsinn, daß wir so aufrichtig und offen sind, aber wir sind es, so ist es nun mal. Sie sprachen von Rache. Sind Sie entschlossen, sich an uns für das zu rächen, was mein Großvater angeblich Wilf Tillman angetan hat?»

»Ja«, sagte Gornt mit einem Lächeln. »Zu gegebener Zeit.«

»Was ist mit Jeff Cooper?«

Das Lächeln verschwand. »An ihm auch. Zu gegebener Zeit.« Einen Moment lang wurde seine Stimme heiser vor Haß. »Aber das ist nicht die größte Rache, die ich anstrebe. Ich möchte Morgan Brock zerstören, und dazu brauche ich Ihre Hilfe...« Er brach in Lachen aus. »Mein Gott, Mr. Struan, Verzeihung, aber wenn Sie sich nur selbst sehen könnten.«

»Morgan?« stammelte Malcolm.

»Ja.« Gornt strahlte. »Allein kann ich es nicht, ich brauche Ihre Hilfe. Welche Ironie, nicht wahr?«

Malcolm erhob sich mühsam, schüttelte sich wie ein Hund, reckte sich und setzte sich dann wieder hin. Sein Herz raste. Er schenkte sich ein weiteres Glas ein, verschüttete etwas Champagner auf seinem Schreibtisch, trank das Glas leer. Die ganze Zeit beobachtete Gornt ihn und wartete, erfreut über die Wirkung, die seine Worte hatten. Malcolm brauchte ein wenig Zeit, ehe er antworten konnte.

»Morgan? Um Gottes willen, warum?«

»Weil er meine Mutter verführte, als sie fünfzehn war, ihr Leben ruinierte und sie im Stich ließ. In der Bibel steht, die Tötung des Vaters, der Vaternord, sei eine verwerfliche Tat – meine Mama ließ mich schwören, daß ich sie nicht begehen würde, als sie mir auf dem Sterbebett die Wahrheit über meine Herkunft sagte. Ich werde ihn also nicht umbringen, sondern nur ruinieren.« Die Worte wurden tonlos und ohne Gefühl gesprochen.

Malcolm atmete tief ein und schüttelte noch einmal den Kopf. Nichts von all dem ergab für ihn einen Sinn, wenn er auch alles glaubte – sogar Dirk Struans Verhalten. Aufmerksam hörte er zu,

als Gornt fortfuhr und erzählte, Morgan sei damals zwanzig gewesen, in der Lehre bei Rothwell's und habe in deren Geschäftsgebäude gewohnt, so daß es für ihn leicht gewesen sei, ins Schlafzimmer des Mädchens zu schleichen. »Was wußte ein solches Mädchen von fünfzehn schon, die klassische Südstaatenschöne, behütet wie eine seltene Pflanze? Als Rothwell dahinterkam, feuerte er ihn natürlich, aber Morgans Vater lachte und kaufte heimlich und leise einen kontrollierenden Anteil an der Firma...«

Malcolm war schockiert. »Brock kontrolliert Rothwell?«

»Eine Zeitlang tat er das, gerade lange genug, um Rothwell und alle Direktoren zu feuern und neue einzustellen. Als Jeff Cooper das herausfand, hatte er genügend Macht, den alten Brock zu einem Abkommen zu zwingen, bei dem jeder über die Hälfte verfügte. Als Gegenleistung sollte Jeff die Gesellschaft leiten und es geheimhalten, vor allem vor den Struans. Die Abmachung gilt noch immer.«

»Weiß Dimitri das?«

»Nein. Und Mr. Greyforth auch nicht. Ich bin über die Einzelheiten gestolpert, als ich in London war.«

Malcolms Hirn arbeitete. Struan's hatte im Laufe der Jahre viel mit Rothwell's zu tun gehabt, aber niemand hatte je gesagt, sie seien schlecht behandelt oder betrogen worden. Dann trat etwas, das Gornt gesagt hatte, in den Vordergrund seiner Gedanken. »Weiß Morgan, daß Sie über ihn Bescheid wissen?«

»Ich habe ihm nach London geschrieben, als Mama starb. Er sagte, das sei ihm ganz neu, und leugnete es, meinte aber, wenn ich je nach London käme, solle ich ihn besuchen. Das habe ich getan. Wieder leugnete er. Das habe nichts mit ihm zu tun, sagte er, man habe ihm die Schuld für den dummen Streich eines anderen Lehrlings gegeben, er sei es nicht gewesen. Ich war damals mittellos, also fand er für mich eine Art Stellung und half mir dann, bei Rothwell's unterzukommen.« Gornt seufzte. »Mama hat mir erzählt, als

Rothwell Morgan zur Rede stellte, habe er gesagt, er würde ›die Schlampe heiraten, wenn sie eine Mitgift von zehntausend Pfund im Jahr hätte‹. Er erschauerte, obwohl sich weder sein Gesichtsausdruck noch sein nüchterner Tonfall änderten. »Ich könnte Morgan vielleicht alles verzeihen, aber niemals die ›Schlampe‹. Ich habe das schriftlich von Rothwell, er ist jetzt tot, aber der Brief existiert noch. Danke, daß Sie mir zugehört haben.« Abrupt stand er auf und wollte zur Tür gehen.

»Warten Sie«, sagte Malcolm und fuhr auf, »dabei können Sie es doch nicht bewenden lassen!«

»Das habe ich auch nicht vor, Mr. Struan, aber diese Art von Gespräch, Beichte wäre vielleicht ein besseres Wort, ist gut für die Seele, doch anstrengend. Ich kann auch nicht zuviel Zeit hier verbringen, sonst wird Mr. Greyforth argwöhnisch. Ich werde das mit den Pistolen arrangieren – abzufeuern aus vielleicht zwanzig Schritt Abstand – und dann wiederkommen.«

»Um Himmels willen, warten Sie doch eine Minute! Welche Hilfe brauchen Sie? Was wollen Sie von mir?«

»Eigentlich nicht viel – Sie könnten Norbert Greyforth töten, aber das ist nicht wesentlich. Wichtiger ist, was ich für Sie tun kann«, sagte Gornt lachend, wurde dann aber wieder ernst. »Vor Ende Januar werden die Brocks Struan's vernichten, aber das wissen Sie ja bereits oder sollten es wissen. Ich kann sie aufhalten, aber das hat natürlich seinen Preis. Gott ist mein Zeuge, ich kann Ihnen Informationen geben, die imstande sind, Brock's für immer zu zerstören.«

Malcolm spürte, wie sein Herz stockte. Wenn er die Struans von diesem Haken lösen konnte, würde seine Mutter ihm gewähren, was immer er wollte. Er kannte sie zu gut. Sie wird mir alles geben, was ich will, alles, und wenn ich verlange, daß sie Katholikin wird, dann wird sie sogar das tun!

Was immer es kosten mochte, er wußte, daß er den Preis mit

Freuden bezahlen würde. »Der Preis – abgesehen von der Rache?«  
»Wenn ich wiederkomme.«

Malcolm wartete den ganzen Tag, aber der Fremde kam nicht zurück. Das beunruhigte ihn nicht. An diesem Abend aß er allein. Angélique hatte gesagt, sie sei von den vielen Feiern und langen Abenden müde, und es werde ihr guttun, früh schlafen zu gehen. »Also, Malcolm, mein Liebling, werde ich nur in meinem Zimmer eine Kleinigkeit essen und mein Haar frisieren und dann ins Reich der Träume wandern. Für heute abend – ich liebe dich, doch ich verlasse dich... du mußt leider allein bleiben.« Er hatte nichts dagegen. Er war so voller Hoffnung, daß er fürchtete, wenn sie bliebe, werde er sich ihr anvertrauen müssen – und als Jamie am frühen Abend vorbeikam, mußte er sich beherrschen, um nicht mit der phantastischen Neuigkeit herauszuplatzen.

»Hat Skye eine Antwort gefunden?« fragte Jamie.

»Nein, mein Gott, nein, noch nicht. Warum?«

»Sie wirken so, so... als sei Ihnen die Last der Welt von den Schultern genommen. Sie haben seit Wochen nicht mehr so gut ausgesehen. Haben Sie erfreuliche Nachrichten erhalten?«

Malcolm grinste. »Vielleicht habe ich einen kritischen Punkt überwunden, und es geht mir wirklich besser.«

»Hoffentlich. Ihr Unfall zu allem anderen... Ich weiß einfach nicht, wie Sie das schaffen. Nach all dem, was in den letzten Wochen passiert ist, bin ich wahrhaftig müde, und dieser Gornt bringt das Faß zum Überlaufen. Irgend etwas an ihm erschreckt mich.«

»Wieso?«

»Ich weiß nicht, nur so ein Gefühl. Vielleicht ist er nicht so harmlos, wie er scheint.« Jamie zögerte. »Haben Sie eine Minute Zeit?«

»Natürlich, setzen Sie sich. Brandy? Bedienen Sie sich.«

»Danke.« Jamie goß sich am Sideboard etwas ein und zog dann den zweiten hochlehnigen Armsessel ans Feuer, um sich ihm gegen-

überzusetzen.

»Ein paar Dinge nur: Auf die eine oder andere Weise möchte ich für ein paar Tage nach Hongkong zurückgehen – vor Weihnachten.«

»Um Mutter zu sehen?«

Jamie nickte und schlürfte seinen Brandy. »Ich würde gern mit der *Prancing Cloud* fahren. Sie legt am... warum lächeln Sie?«

»Sie sind mir einen Sprung voraus. Ich wollte ebenfalls an Bord gehen.«

»Sie haben es sich anders überlegt und werden tun, was sie sagt?«

»Nicht ganz.« Malcolm schilderte ihm seinen Plan mit der *Prancing Cloud* und sah, wie Jamies Euphorie schwand. »Keine Sorge, ich bin ein viel besserer Schütze als Norbert, und falls er einwilligt, aus zwanzig Schritt Entfernung zu schießen, dann ist er ein toter Mann – falls ich beschließe, ihn umzubringen. Vergessen Sie Norbert. Angélique: Wenn wir sie nicht an Bord schmuggeln können – ich sage ›wir, weil Sie immer Teil des Plans waren –, dann bringen Sie sie mit dem nächsten Schiff, also werden Sie so oder so vor Weihnachten in Hongkong sein.«

Jamie zögerte. »Mrs. Struan wird trotzdem sehr verärgert sein, wenn sie feststellt, daß Angélique bei uns ist.«

»Das lassen Sie mal meine Sorge sein.«

»Wie Sie wollen. Das bringt mich auf den Kern: Wenn ich Struan's verlassen habe, dachte ich daran, eine eigene Firma zu gründen; darüber wollte ich mit Ihnen sprechen. Fragen, ob Sie Einwände dagegen haben.«

»Im Gegenteil, ich würde alles tun, um Ihnen auf jede nur erdenkliche Weise zu helfen. Aber das wird noch Jahre dauern.«

»Ich denke, sie hat entschieden, daß ich gehen muß.«

»Dagegen werde ich mich heftig zur Wehr setzen«, sagte Malcolm. »Ihnen steht eine Beförderung und eine Gehaltserhöhung zu, und die Gesellschaft will Sie sicher nicht verlieren.«

»Ja. Aber falls es notwendig wird... haben Sie Nachsicht mit mir, Tai-Pan, falls es notwendig ist, würden Sie dann etwas dagegen haben?«

»Dagegen, daß Sie sich selbständig machen? Nein. Aber ich hasse den Gedanken, und Struan's wäre der Verlierer. Aber es wird nicht passieren, und falls, falls Sie wirklich gehen möchten, würde ich einen Weg finden, Sie zum Bleiben zu bewegen – Sie zum Bleiben zu überreden.«

»Danke, vielen Dank.« Jamie trank einen großen Schluck und fühlte sich etwas besser. Nicht wegen der Wärme des Brandy, sondern wegen der Art, wie Malcolm gesprochen hatte. Die letzten paar Wochen waren für Jamie übel gewesen, und erst gestern war er aufgrund von Mrs. Struans Brief mit einer unsterblichen Wahrheit konfrontiert worden: Wie loyal du auch zu einer Compagnie bist, wie viele Dienste du der Compagnie auch erweist, die Compagnie kann und wird dich gewissenlos ausspucken, wenn es ihr paßt. Und was ist ›die Compagnie‹? Einfach eine Gruppe von Männern und Frauen. Menschen. Struan zum Beispiel.

Menschen sind ›die Compagnie‹, und die Verantwortlichen können und werden sich immer hinter dieser Fassade verstecken, daß ›die Compagnie überleben muß‹, oder ›zum Wohl der Compagnie‹ und dergleichen handeln, und sie werden Menschen immer aus persönlichen Gründen entweder ruinieren oder befördern.

Und vergiß nicht, daß die meisten Compagnien heutzutage Familienfirmen sind. Am Ende ist es ›die Familie‹, die gewinnt. Blut ist dicker als Tüchtigkeit. Sie bekämpfen sich vielleicht, aber am Ende einigen sie sich gewöhnlich angesichts des Feindes, der nicht zur Familie gehört; darum soll Alfred MacStruan Japan übernehmen. Dagegen kann und werde ich nichts tun. Vielleicht sind die Familiengeschäfte humaner, können besser sein als anonyme Institutionen, aber auch bei ihnen ist man, vielleicht noch mehr, dem Netzwerk der ›Old Boys‹ unterworfen. Man verliert so oder so...



Letzte Nacht hatte er sich, was sonst nicht seine Art war, in seinem kleinen Haus in der Yoshiwara schwer betrunken. Nemi hatte ihm keine Erleichterung gebracht. Jedesmal, wenn er an die Wahrheit ›der Compagnie‹ dachte – zusammen mit Tess Struans Unfairneß, Malcolms Dickköpfigkeit und seiner eigenen Dummheit, denn er wußte, er hätte die Kordel aufgerissen, die Briefe herausgezogen und über Bord geworfen, wenn Malcolm ihn nicht gehindert hätte –, drehte sich ihm der Kopf, und nur noch ein Becher Rum brachte die Bewegung zum Stillstand, bis er selbst Schwindel erzeugte. Nemi konnte nicht helfen: »Jami, was los? Jami, Jami!«

»Machiavelli hat das am besten ausgedrückt«, hatte er gesagt, mit schwerer Zunge und unzusammenhängend. »Vertraue den verdammten Fürsten nicht, sie können sich auf Erfahrung berufen. Verdammte Fürsten, Tai-Pane, Mütter verdammter Tai-Pane, Söhne von Dirk Struan und deren Söhne...« Und dann hatte er geweint.

Ayeeyah, dachte er unbehaglich, das ist das erste Mal seit Jahren, zuletzt war es, als ich vor zwanzig Jahren gerade in Hongkong angekommen war und hörte, daß Ma gestorben war, während ich auf See war. Sie muß gewußt haben, daß sie sterben würde, als ich abreiste. »Fort gehst du, mein Junge, verdiene ein Vermögen und schreibe jede Woche...« Wenn sie nicht gewesen wäre, wären wir alle gestorben – nur ihre Kraft hielt uns am Leben, bis Struan kam und unser Joss wechselte.

Hab mir das Herz aus dem Leib geweint. Wie gestern nacht, wenn auch die Tränen anders waren. Ich habe um meine verlorene Unschuld geweint. Unglaublich, wie naiv ich war, an ›die Compagnie‹ zu glauben. Hätte Dirk mich im Stich gelassen? Niemals. Der Tai-Pan hätte das nicht getan, hätte es unmöglich getan, aber er ist bloß eine Legende. Ich muß den Mut finden, mich auf eigene Füße zu stellen – ich bin neununddreißig, was für Asien alt ist, obwohl ich mich nicht alt fühle, nur wie ein Schiff ohne Ruder. Und Malcolm ist auch so... wirklich?

Er sah ihn an und bemerkte wieder die Veränderung. Malcolm ist anders, mehr wie früher, dachte er. Irgendwie erwachsener... Ich weiß nicht, aber wie auch immer, sein Joss steht fest. »Ich bin froh, daß wir die Post nicht angerührt haben... Ich kann gar nicht sagen, wie leid es mir tut, daß sie Ihnen den Weg versperrt hat.«

»Mir auch.« Malcolm hatte Jamie erzählt, was Sir William über den Brief und über das Opium und ihre bengalischen Felder erzählt hatte, die Neuigkeiten, die heute morgen die ganze Niederlassung in hektische Unruhe versetzt hatten. Das Mittagstreffen im Club war stürmischer als üblich verlaufen, und man war sich darüber einig gewesen, daß Sir William aufgehängt oder zumindest angeklagt werden sollte, wenn er versuchte, die Dummheit des Parlaments mit Gewalt durchzusetzen. Er sah, wie tief unglücklich Jamie war, und war wieder versucht, die wunderbare Entwicklung namens Gornt zu offenbaren. Aber er erinnerte sich an seinen Eid. »Ich bin jetzt sehr zuversichtlich, Jamie. Machen Sie sich keine Sorgen. Gehen Sie in die Yoshiwara?«

»Nicht sofort, aber ich muß Nemi sehen.« Jamie lächelte zerknirscht. »Ich hab mich letzte Nacht betrunken und werde ihr ein Geschenk bringen. Es ist nicht notwendig, aber sie ist ein gutes Mädchen und immer lustig. Zuerst treffe ich Nakama: Phillip bat mich, ihn für eine halbe Stunde aufzusuchen. Anscheinend hat er Phillip nach Geschäft und Bankwesen, Kapital und dergleichen gefragt – Phillip bat mich, ihm die wichtigsten Sachen zu erklären.«

»Das ist merkwürdig.«

»Ja. Der Bursche ist allerdings ziemlich neugierig. Schade, daß er uns gegenüber nicht so mitteilksam ist.«

»Tauschen Sie Ihre Kenntnisse gegen etwas ein, das wir wissen möchten. Ich glaube, ich werde morgen mit Phillip plaudern. Biten Sie ihn, zu mir zu kommen, ja?« Malcolms Stimme verhärtete sich. »Wir sollten alle Informationen teilen, war das nicht unsere Übereinkunft?«

»Ja, das war sie.« Jamie trank den Brandy aus. »Danke. Und danke für das Gespräch.« Er stand auf und sagte aufrichtig: »Ich hoffe von ganzem Herzen, daß alles für Sie gut wird, Malcolm.«

»Danke, Jamie. Gute Nacht.«

Als Jamie gegangen war, streckte Malcolm zufrieden die Beine zum Feuer aus, begierig auf den nächsten Tag und auf weitere Informationen von Gornt. Was mag der Preis sein, dachte er bei sich. Er konnte im Haus und draußen auf der High Street Stimmen hören. Gelegentliches Lachen und ein paar trunkene Lieder. John Marlowe war am Nachmittag vorbeigekommen mit einer Botschaft des Admirals, ob er morgen zum Flaggschiff kommen könne oder, falls ihm das nicht paßte, zu Sir William.

»Ich könnte ihn bei Sir William treffen. Um welche Zeit?«

»Mittag?«

»Gut. Worum geht es?«

»Weiß ich nicht«, sagte Marlowe. »Aber ich wette, er holt Sie nicht zum Spaß.« Seit Admiral Ketterer von seinem Einsatz in der Mers Bay und in Hongkong zurückgekommen war, hatte er über kritische Berichte in den Zeitungen geschäumt und war noch immer wütend, daß von Briten hergestellte Kanonen auf seine Schiffe gefeuert hatten. »Ich glaube nicht, daß er ein paar der Bemerkungen heute bei dem Treffen freundlich aufgenommen hat.«

»Der Ärmste«, hatte Malcolm gesagt und gelacht, noch immer bebrauscht von Gornts Information.

Marlowe hatte ebenfalls gelacht. »Sagen Sie das um Gottes willen nicht auf seinem Achterdeck, das ganze Schiff würde in die Luft fliegen! Übrigens, meine Probefahrten sind genehmigt, Montag oder Dienstag, wenn das Wetter es zuläßt. Was wäre Ihnen am liebsten?«

»Wie lange wären wir draußen?«

»Auslaufen bei Tagesanbruch, Rückkehr spätestens bei Sonnenuntergang.«

»Dienstag.«

Eine Kohle rollte aus dem Feuer im Kamin, richtete aber keinen Schaden an. Er schob sie wieder in die Glut und lockerte diese. Die orangegelben Flammen mit den blaugrünen Rändern züngelten hoch und erstarben wieder; beschworene Bilder. Positive Bilder. Von ihm und ihr. Er schaute auf die Tür ins Nebenzimmer. Von drüben kein Laut.

Gornt ist der Schlüssel zu Tess.

Welche Ironie, daß er mich braucht, wie ich ihn, und daß wir Feinde sind. Ich habe das Gefühl, wir werden es immer sein. Was ist sein Preis? Es wird etwas sein, das ich ihm geben kann. Dazu ist er klug genug. Warum bist du so sicher? Rache ist ein sehr starkes Motiv, das weiß ich.

In der Herberge ›Zur Lilie‹ wurde Phillip Tyrer von einer muskulösen Japanerin mit kräftigen Armen massiert. Ihre stählernen Finger fanden die Druckpunkte, und unter seinem lustvollen Stöhnen spielte sie darauf wie auf einer Klaviatur. Dieses Haus war nicht so fein und teuer wie das ›Zu den Drei Karpfen‹, aber die Massage war die beste, die er je bekommen hatte, und lenkte seine Gedanken ab von Fujiko und Nakama und André Poncin und Sir William, der den ganzen Morgen wütend gewesen war, was sich mittags noch steigerte, als die wilde Gehässigkeit aus dem Club fast die Dächer Yokohamas weggeblasen hätte.

»Als ob es mein Fehler wäre, wenn das Parlament verrückt spielt!« hatte Sir William am Mittagstisch geschrien; der Admiral war ebenfalls wütend gewesen. »Oder ist es das etwa, Phillip?«

»Natürlich nicht, Sir William«, hatte er gesagt, gegen seinen Wunsch ebenfalls zum Mittagessen gebeten, bei dem der General der dritte Gast war.

»Das Parlament war immer launenhaft und dumm! Warum zum

Teufel lassen sie nicht das Foreign Office die Kolonien regieren, dann sind wir alle Kopfschmerzen los. Was den Sauhaufen betrifft, der sich hier Händler nennt, so möchte man nur ausspucken!«

Der Admiral hatte geknurrte: »Fünfzig Hiebe mit der neunschwänzigen Katze würden sie auf Vordermann bringen, bei Gott! Alle miteinander, besonders die Journalisten. Halunken, allesamt!«

Der General, noch immer verletzt von dem Rüffel, den Sir William ihm bei dem Aufruhr erteilt hatte, hatte selbstgefällig gesagt: »Was kann man anderes tun, mein lieber Sir William, als es wie ein Mann hinzunehmen? Und Sie, Admiral, alter Junge, Sie haben es wirklich herausgefordert, indem Sie öffentlich politische Aussagen gemacht haben. Meiner Meinung nach lautet die erste Regel für einen Flaggenrang oder Generalsstern, den Kopf nicht zu hoch zu heben, mit öffentlichen Reden vorsichtig zu sein und schweigend zu leiden.«

Admiral Ketterers Hals war rot geworden. Es gelang Sir William, die nächste Breitseite zu unterbrechen, indem er sagte: »Phillip, ich bin sicher, daß Sie außerordentlich viel Arbeit haben; lassen Sie um Gottes willen die Korrespondenz kopieren, und die Beschwerde an die Bakufu muß heute hinaus!«

Dankbar war er geflohen. Nakama hatte ihn freundlich begrüßt. »Ah, Taira-sama, ich hoffe Sie besser fühlen. Mama-san Raiko mich fragen wie Gesundheit, weil Sie nicht gehalten Verabredung mit Fujiko, die in Tränen... die in Tränen war, und...«

»Meine Gesundheit ist gut, gestern nacht hatte ich eine sehr angenehme Zeit in der Herberge ›Zur Lilie‹, hatte er gesagt, erstaunt, daß Andrés Vorhersagen so präzise gewesen waren. »Fujiko? Ich habe noch einmal über ihren Vertrag nachgedacht, ja, bei Gott, ich habe nachgedacht!« Er war entzückt gewesen, Nakama blinzeln zu sehen, und noch erfreuter, daß er seinen Schreck über Sir Williams Wut während des Morgens und beim Mittagessen benutzen konnte, um Andrés Plan auszuführen.

»Aber Taira-san, ich...«

»Und heute sprechen wir kein Englisch mehr, und keine weiteren Fragen über das Geschäft. Sie können mit McFay-sama vom Noble House reden, und damit ist das erledigt...«

Er stöhnte laut, als die Masseuse fest zupackte. Ihre Finger hielten sofort inne. »*Iyé, dozo...* Nein, bitte nicht aufhören«, sagte er auf japanisch, und die Frau lachte und antwortete: »Keine Sorge, Herr, wenn ich mit diesem Ihrem bleichen, entkräfteten, fischartigen Körper fertig bin, dann werden Sie für drei der besten Lilien im Haus bereit sein.«

Er dankte ihr lustlos; er hatte sie nicht verstanden, aber das war ihm egal. Nach drei Japanischstunden mit Nakama, in denen er weitere Bemerkungen über Raiko und ihr Haus aufgefangen und pariert hatte – alles wie André vorhergesagt hatte –, drehte sich ihm der Kopf.

Nach einer Weile begann die Frau mit kundigen Händen und Duftöl mit den beruhigenden Berührungen. Als sie fertig war, hüllte sie ihn in ein gewärmtes Handtuch und ging. Er schlummerte ein, wachte aber auf, als die Shoji-Tür aufglitt und ein Mädchen hereinkam und neben ihm niederkniete. Sie lächelte, und er lächelte zurück und sagte, wieder Andrés Anweisungen folgend, er sei müde, und sie möge bitte nur dasitzen, bis er aufwache. Das Mädchen nickte und lächelte und war ganz zufrieden. Sie würde ihren Lohn auf jeden Fall erhalten.

André ist ein Genie, dachte er und schlief glücklich wieder ein.

Heute war das zweite Mal, daß André Hinodeh besuchen ging. Es war genau zehn Tage, zweiundzwanzig Stunden und sieben Minuten her, daß er sie in all ihrer Pracht erblickt hatte; die Nacht hatte sich ihm für immer eingeprägt.

»Guten Abend, Furansu-san«, hatte sie scheu und in melodischem

Japanisch gesagt. Die goldenen und braunen Töne ihres Winterkimonos hatten sich anmutig bewegt, als sie sich verbeugte und auf das Kissen ihr gegenüber wies. Hinter ihr war die Shoji-Tür zu ihrem Schlafzimmer gerade weit genug offen gewesen, um die Ränder der Futons und Decken zu sehen, die ihr erstes Bett sein würden. »Der Saké ist, wie Sie gesagt haben, daß Sie ihn mögen. Kühl. Trinken Sie Saké immer kühl?«

»Ja, ja. Ich finde Geschmack besser.« Er hatte gemerkt, daß er stotterte, sein Japanisch klang ungenau, und er hatte feuchte Handflächen.

Sie hatte gelächelt. »Merkwürdig, im Winter kalte Getränke zu sich zu nehmen. Ist Ihr Herz im Winter und im Sommer kalt?«

»Eeee, Hinodeh«, hatte er gesagt, und der Puls hatte in seinen Ohren und seiner Kehle gepocht. »Ich denke, mein Herz jetzt so lange wie Stein, ich denke an Sie und weiß nicht, ob kalt oder was. Sie sind wunderschön.«

»Nur zu Ihrem Vergnügen.«

»Raiko-san hat von mir gesprochen, ja?«

Ihre Augen hatten schräg und ruhig aus dem weißen Gesicht geschaut. Die Brauen waren gezupft und durch aufgemalte Halbmonde ersetzt, die Stirn hoch, der Haaransatz lief in der Mitte spitz zu, und das rabenschwarze Haar war hoch aufgetürmt und mit Schildpattkämmen festgesteckt, die er liebend gern gelöst hätte. »Was Raiko-san mir gesagt hat, habe ich vergessen. Was Sie mir vor der Unterschrift gesagt haben, ist akzeptiert und vergessen. Heute abend beginnen wir. Wir treffen uns zum erstenmal. Sie müssen mir von sich erzählen, alles, was ich wissen soll.« Ihre Augen hellten sich auf und verzogen sich amüsiert. »Es wird Zeit genug sein, ja?«

»Ja, bitte, für immer, hoffe ich.«

Nachdem alle Vertragsbedingungen vereinbart und niedergeschrieben und gelesen und wieder gelesen und in einfache Ausdrücke übertragen worden waren, die er verstehen konnte, war er bereit, in

ihrer und Raikos Anwesenheit zu unterzeichnen. Er hatte all seinen Mut zusammengenommen: »Hinodeh, bitte entschuldigen Sie, aber muß Wahrheit sagen. Das Übel.«

»Bitte, das ist nicht nötig, Raiko-san hat mir erzählt.«

»Ja, aber, bitte, entschuldigen Sie...« Die Worte kamen zögernd, obwohl er sie ein dutzendmal geprobt hatte. »Ich muß sagen: Krankheit kommt von meiner Geliebten, von Hana. Keine Heilung möglich, tut mir so leid. Keine, Sie werden auch bekommen, wenn Sie meine Gefährtin werden, tut mir leid.« Der unsichtbare Himmel schien für ihn zu zerreißen, während er wartete.

»Ja, ich verstehe und akzeptiere das und habe in meinen Vertrag schreiben lassen, daß ich Sie, was uns betrifft, von jeder Schuld freispreche, von jeder Schuld, verstehen Sie?«

»Ja, Schuld, ja, verstehe. Danke und...«

Er hatte hinauslaufen und sich heftig übergeben müssen; er fühlte sich elender als je zuvor, elender sogar als nach der Entdeckung, daß er sich angesteckt hatte, oder nach Hanas Tod. Als er zurückkam, entschuldigte er sich nicht, und das wurde auch nicht erwartet. Die Frauen verstanden.

»Bevor ich unterschreibe, Furansu-san«, hatte sie gesagt, »ist es wichtig für mich, Sie zu fragen, ob Sie versprechen, mir das Messer oder Gift zu geben, wie im Vertrag vereinbart?«

»Ja.«

»Danke. Beide wichtigen Dinge brauchen nicht mehr erwähnt oder besprochen zu werden. Bitte, sind Sie einverstanden?«

»Ja«, hatte er gesagt und sie gesegnet.

»Dann ist dies erledigt. Da, ich habe unterschrieben, bitte unterschreiben Sie auch, Furansu-san, und Raiko-san ist unsere Zeugin. Raiko-san sagt, unser Haus werde in drei Tagen bereit sein. Heute in vier Tagen werde ich die Ehre haben, Sie zu empfangen.«

Als er am vierten Tag vor ihr in ihrem privaten Heiligtum gesessen hatte, war er von ihrer Schönheit hingerissen gewesen. Die Öl-



lampen waren hell, aber nicht zu hell. »Dieses Haus gefällt Ihnen, Hinodeh?« hatte er gefragt und sich bemüht, interessiert zu klingen, obwohl er nur von dem Gedanken besessen war, sie entblößt zu sehen.

»Es ist wichtiger, daß es Ihnen gefällt, Furansu-san.«

Er wußte, sie tat nur, was man ihr beigebracht hatte, und ihre Reaktionen und Handlungen würden automatisch sein, um es ihm angenehm zu machen, was immer sie innerlich empfand. Bei den meisten japanischen Männern wußte er gewöhnlich, was sie dachten, bei japanischen Frauen fast nie – aber das ist auch bei den meisten französischen Frauen so, dachte er. Frauen sind so viel verschwiegener als wir, so viel praktischer.

Hinodeh sieht so friedlich aus, wie sie reglos dasitzt, dachte er. Ist sie voller Glut oder traurig und ängstlich – oder so voller Furcht und Verachtung, daß sie nichts empfindet?

Madonna, vergib mir, aber mir liegt nichts daran, nicht jetzt, später vielleicht schon, aber nicht jetzt.

Warum hat sie zugestimmt? Warum?

Doch das durfte er nicht fragen, niemals. Schwer, diese Klausel zu befolgen, und doch ist sie eine zusätzliche Würze oder der eine Punkt, der mich, der uns zerstören wird. Es ist mir gleich, nur schnell!

»Möchten Sie gern essen?« fragte sie.

»Im Augenblick nicht, nicht hungrig.« André konnte seine Augen nicht von ihr wenden und sein Verlangen nicht verbergen.

Ihr kleines Lächeln veränderte sich nicht. Ein Seufzer. Dann lösten ihre langen Finger mit gleichmäßig gelassenen Bewegungen ihren Obi, sie stand auf und ließ den oberen Kimono fallen. Die ganze Zeit beobachtete sie ihn, ruhig wie eine Statue. Dann kam der Unterkimono, dann das erste Untergewand, dann das zweite und danach das Lendentuch. Ohne Hast drehte sie sich um und zeigte sich ihm, dann drehte sie sich wieder und trat vor ihn. Vollkom-

men in jeder Hinsicht.

Er wagte kaum zu atmen und sah zu, wie sie niederkniete, ihre Tasse aufnahm, trank und nochmals trank; das Pochen in Kopf, Hals und Lenden trieb ihn an den Rand seiner Beherrschung.

Tagelang hatte er sich vorgenommen, galant zu sein, so rücksichtsvoll und kundig, daß er der beste Liebhaber wäre, den sie je gehabt hatte. Er wollte ihre erste Vereinigung zu einer denkwürdigen und wundervollen Erfahrung machen. Sie war denkwürdig gewesen, aber nicht wundervoll. Sein Wille war zusammengebrochen. Er hatte nach ihr gegriffen und sie eilig zu den Futons gezogen, und dort hatte er sich barbarisch benommen.

Seit jener Nacht hatte er sie und Raiko nicht gesehen. Er war ihnen und der Yoshiwara aus dem Weg gegangen. Am nächsten Tag hatte er Hinodeh eine Botschaft geschickt, die lautete, er werde sie benachrichtigen, wann er sie das nächste Mal zu besuchen beabsichtige. In der Zwischenzeit hatte er eine weitere Goldzahlung an Raiko geleistet und sein Gehalt für zwei Jahre verpfändet, um den festgelegten Preis zu bezahlen – und noch viel mehr.

Gestern hatte er gesagt, er werde sie am heutigen Abend besuchen.

Auf der Schwelle ihrer Veranda zögerte er. Geschlossene Shojis sperrten die Nacht aus. Innen schimmerte ein goldenes Licht. Sein Herz pochte wie das letzte Mal, seine Kehle war wie zugeschnürt. Innere Stimmen überschütteten ihn mit häßlichen Ausdrücken, die an ihn selbst gerichtet waren, schrien ihm zu, zu gehen, sich umzubringen – alles, um ihren Augen und dem abstoßenden Spiegelbild seiner selbst zu entgehen, das darin gestanden hatte. Laß sie in Frieden!

Er zwang sich, die Schuhe auszuziehen, und schob die Tür auf. Sie kniete genauso da wie zuvor, in derselben Kleidung, mit demselben Lächeln, derselben Schönheit, dieselbe zarte Hand winkte ihm, sich zu ihr zu setzen, dieselbe sanfte Stimme sagte: »Der Saké

ist so, wie man mir gesagt hat, daß Sie ihn mögen. Kühl. Trinken Sie Saké immer kühl?»

Er starrte sie an. Die Augen, die mit so viel Haß gefüllt gewesen waren, als er sich taumelnd von ihr entfernte, lächelten ihn nun mit derselben süßen Scheu an wie im ersten Augenblick. »Was?»

Als habe sie es noch nie gesagt, wiederholte sie im selben Ton: »Der Saké ist so, wie man mir gesagt hat, daß Sie ihn mögen. Kühl. Trinken Sie Saké immer kühl?«

»Ich... ich... ja, ja«, sagte er und hörte kaum die eigene Stimme über dem Brausen in seinen Ohren.

Sie lächelte. »Seltsam, im Winter kalte Getränke zu trinken. Ist Ihr Herz im Winter und im Sommer kühl?«

Wie ein Papagei murmelte er die korrekte Antwort. Es fiel ihm nicht schwer, sich an jedes Wort und jedes Ereignis zu erinnern, die sich ihm unauslöschlich eingeprägt hatten, und obwohl seine Stimme brüchig klang, schien sie es nicht zu hören. Sie fuhr fort wie zuvor, ihre schrägen Augen waren ruhig.

Nichts veränderte sich. »Möchten Sie essen?« fragte sie.

»Im Augenblick bin... bin nicht hungrig.«

Ihr Lächeln veränderte sich nicht. Auch nicht der Seufzer. Sie stand auf. Doch nun drehte sie die Öllampen herunter und ging in das Schlafzimmer, das er besudelt hatte, und löschte dort die Lichter ganz aus.

Als seine Augen sich an die Dunkelheit gewöhnt hatten, sah er, daß durch die Shoji-Verkleidungen ein winziger Lichtschimmer von der Lampe auf der Veranda fiel, gerade genug, um vage ihren Umriß zu sehen. Sie entkleidete sich. Gleich darauf das Geräusch der Bettdecke, die zurückgezogen wurde.

Er taumelte auf die Füße, ging in das Zimmer und kniete neben dem Bett nieder; längst hatte er gemerkt, daß sie versuchte auszulöschen, was niemals ausgelöscht werden konnte.

»Aus meinem Gedächtnis niemals«, murmelte er gequält und trä-

nenüberströmt. »Ich weiß nichts von dir, Hinodeh, aber es wird niemals ausgelöscht. Es tut mir so leid, so leid. Madonna, ich wünschte, oh, wie ich wünschte...«

»*Nan desu ka, Furansu-sama?*«

Er brauchte ein Weilchen, um sich auf den Gebrauch japanischer Worte einzustellen, und sagte zusammenbrechend: »Hinodeh, ich sage... nur danke, Hinodeh. Bitte verzeih mir, es tut mir so leid...«

»Aber es gibt nichts zu verzeihen. Heute nacht beginnen wir. Dies ist unser Anfang.«

## 36

*Mittwoch, 5. Dezember*

**I**m Vorübergehen erblickte Hiraga sein Spiegelbild im Fenster eines Fleischerladens und erkannte sich im ersten Moment nicht. Ungläubig starrte er auf sein verdunkeltes Bild – und seine neue Verkleidung. Zylinder, hoher Kragen und Krawatte, breitschultriger, taillierter Gehrock aus feinem Wollstoff, Weste aus blauer Seide, am Knopf eine Stahlkette, die zu einer Taschenuhr führte, enge Hosen und Lederstiefel. Lauter Geschenke der Regierung Ihrer Majestät, bis auf die Uhr, die er von Tyrer bekommen hatte – für erwiesene Dienste. Er nahm den Hut ab und betrachtete sich von verschiedenen Seiten. Jetzt bedeckten Haare sein Haupt, zwar nirgends auch nur annähernd so lang wie die von Phillip Tyrer, aber sicher lang genug, um als europäisch angesehen zu werden. Sauber rasiert. Die Qualität und der niedrige Preis britischer Rasiermesser hatten ihn stark beeindruckt, ein weiteres verblüffendes Beispiel für die Leis-

tungsfähigkeit von Manufakturen.

Er lächelte sich zu, erfreut über seine Maskerade, zog die Uhr heraus, bewunderte sie und las die Zeit ab, elf Uhr sechzehn. Als ob sechzehn Minuten eine Rolle spielten, dachte er verächtlich, wenn auch zufrieden, daß er so schnell gelernt hatte, die Gai-Jin-Zeit einzuhalten. Ich habe viel gelernt. Noch nicht genug, aber ein Anfang.

»Möchten Sie schöne gefrorene Hammelkeule aus Australien kaufen, aus dem Eisraum des Postdampfes, Herr, oder wie wär's mit ein bißchen schönem fettem Schinken, in Hongkong geräuchert?« Der Fleischer war dickbäuchig, kahl, hatte Arme wie Kanonenrohre und eine blutfleckige Schürze.

»Oh!« Dann bemerkte Hiraga das Fleisch und Wild und die Inneren, die auf der anderen Seite der Fenster hingen, mit ihren Schwärmen von Fliegen. »Nein, nein, danke. Ich nur schauen. Guten Tag, Sir«, sagte er und verbarg seinen Abscheu. Schwungvoll wie Tyrer setzte er sich den Hut schräg wieder auf den Kopf und ging weiter die High Street hinab in Richtung Drunk Town und Dorf. Höflich zog er den Hut vor anderen Fußgängern oder Reitern, die seinen Gruß erwiderten. Das gefiel ihm noch besser, denn es bedeutete, daß er nach ihren Maßstäben akzeptiert wurde, die sich so sehr von japanischen Bräuchen unterschieden – von zivilisierten Maßstäben.

Narren. Bloß weil ich ihre Kleidung benutze und anfangs, mich wie sie zu gebärden, denken sie, ich hätte mich verändert. Aber sie sind noch immer der Feind, sogar Taira. Dumm von Taira, seine Meinung über Fujiko zu ändern, was ist mit ihm los? Das paßt überhaupt nicht in meinen Plan.

Hiraga sah Struan mit Jamie McFay aus seinem Gebäude hinken, zwischen ihnen Oris Frau, mit der sie sich angeregt unterhielten. Das erinnerte ihn an sein Zusammentreffen mit dem Zweiten Mann vom Noble House. Sein Kopf schwirrte noch immer von westlichen Tatsachen und Zahlen, und er fühlte sich noch immer mitge-

nommen von seinen Versuchen, McFays lästigen Fragen über Shroffs und Reishändler wie die Gyokoyama auszuweichen. »Jami-san, vielleicht möglich, Sie treffen einen dieser Männer, wenn geheim«, hatte er ihm in dem verzweifelten Bedürfnis zu entkommen gesagt. »Ich dolmetschen, wenn geheimhalten.«

Der Shoya wartete auf ihn. Hiraga spürte die Gier des Mannes, das zu erfahren, was er erfahren hatte, und spielte mit ihm. Er nahm das Angebot einer Massage an. Dann, entspannt und in einer sauberen Yokata, bei einem köstlichen Essen aus Reis, getrocknetem Tintenfisch, in hauchdünne Scheiben geschnittenem Seebarsch mit Soja, *daikung* – Meerrettich – und Saké, sagte er, er habe Gespräche mit wichtigen Gai-Jin geführt, und sie hätten seine Fragen beantwortet. Er schlürfte seinen Saké und gab nichts freiwillig preis. Wichtige Informationen erforderten Ermutung. Gegenseitigkeit. »Was gibt es für Neuigkeiten aus Kyōto?«

»Das ist alles sehr seltsam«, sagte der Shoya, froh darüber, daß ihm die Eröffnung überlassen war. »Meine Meister haben mich informiert, daß der Shōgun und Prinzessin Yazu sicher eingetroffen sind und sich im Palast befinden. Drei weitere Hinterhalte von Shishi... nein, Verzeihung, noch keine Einzelheiten über die Zahl der Getöteten. Herr Ogama und Herr Yoshi kamen kaum aus ihren Mauern heraus... Aber Shōgunats-Samurai bewachen nun die Tore, wie in der Vergangenheit.«

Hiragas Augen weiteten sich. »Tatsächlich?«

»Ja, Otami-sama.« Der Shoya war entzückt, daß der Köder angenommen worden war. »Seltsamerweise sind in geringer Entfernung von allen Toren geheime Posten von Ogama-Samurai, und von Zeit zu Zeit halten die feindlichen Hauptleute geheime Besprechungen ab.«

Hiraga grunzte. »Eigenartig.«

Der Shoya nickte, und als guter Fischer, der er war, zog er fest an. »Und, o ja, nicht, daß es für Sie vielleicht von Bedeutung sein

könnte, aber meine Oberherren glauben, daß die beiden früher erwähnten Shishi Katsumata und der Shishi Takeda aus Choshu, in Kyōto entfliehen konnten und auf der Tokaidō reisen.«

»Nach Edo?«

»Das haben meine Herren mir gesagt. Natürlich ist diese Nachricht ohne Wert.« Der Shoya schlürfte etwas Saké und verbarg seine Freude über Hiragas verzweifelten Versuch, sein verzehrendes Interesse zu verbergen.

»Alles, was mit den Shishi zu tun hat, könnte von Bedeutung sein.«

»Ah, in dem Fall... obwohl es nicht weise ist, Gerüchte weiterzugeben«, sagte der Shoya, Verlegenheit vorschützend, und dachte, die Zeit sei reif, den Fisch an Land zu ziehen, »sie berichten, es gäbe in den Herbergen von Kyōto eine Geschichte darüber, daß eine dritte Person dem ersten Hinterhalt entkommen ist. Eine Frau, eine Samurai-Frau, geschickt in der Kunst der Shuriken... Was ist, Otami-sama?«

»Nichts, nichts.« Hiraga rang um Fassung. Tausend Fragen schossen ihm durch den Kopf. Nur eine einzige weibliche Samurai in Katsumatas Schule hatte je diese Fertigkeit erworben. »Wie sagten Sie, Shoya? Eine Frau von Samurai-Abstammung entkam?«

»Es ist nur ein Gerücht, Otami-sama. Nichts weiter als Narrheit. Saké?«

»Danke. Gab es sonst noch etwas über diese Frau?«

»Nein. Ein so albernes Gerücht ist kaum wert, daß man darüber berichtet.«

»Vielleicht könnten Sie herausfinden, ob... ob an solchem Unsinn etwas Wahres ist. Das würde ich gern wissen. Bitte.«

»In dem Fall... vielleicht kann ich per Brieftaube nachfragen«, sagte der Shoya, dem das große Zugeständnis des ›Bitte‹ nicht entgangen war, mit liebenswürdiger und einer Spur demütiger Stimme. »Die Gyokoyama fühlt sich geehrt, wenn sie Ihnen und Ihrer Fami-

lie irgendeinen Dienst erweisen kann.«

»Danke.« Hiraga trank seinen Saké aus. Sumomo war mit Katsumata in Kyōto gewesen... Wo ist sie jetzt, warum ist sie nicht weitergereist nach Shimonoseki, wie ich es angeordnet hatte, was hat sie getan, wo ist sie jetzt, wenn sie entkommen ist?

Er mußte sich Mühe geben, sich konzentrieren, und nahm ein Bündel Notizen heraus und begann zu erklären, wobei er teilweise wie ein Papagei wiederholte, was ›Taira‹ und ›Makfey‹ ihm stundenlang gesagt hatten. Der Shoya hörte aufmerksam zu, dankbar, daß seine Frau sie heimlich belauschte und alles niederschrieb.

Als Hiraga fertig war mit seiner Leier über Anleihen, Finanz- und Bankgeschäfte – das meiste dessen, was man ihm gesagt hatte, verstand er nicht –, meinte der Shoya, beeindruckt von Hiragas Gedächtnis für das, was ihm so vollkommen fremd war: »Bemerkenswert Otami-sama.«

»Noch eine wichtige Angelegenheit.« Hiraga holte tief Luft. »Makfay hat gesagt, daß die Gai-Jin eine Art Markt haben, Shoya, einen Aktienmarkt, wo die einzigen Güter, die gehandelt, also gekauft oder verkauft werden, kleine bedruckte Papiere namens Aktien oder Anteile sind, die irgendwie Geld darstellen, große Summen Geldes, und jede Aktie ist ein Teil einer Compagnie.«

Er trank etwas Tee. Als er das Unverständnis des Shoya sah, atmete er wieder tief ein. »Sagen wir, Daimyo Ogama würde ganz Choshu, alles Land und alle Produkte des Landes, einer Compagnie geben, der Choshu-Compagnie, und bestimmen, daß die Compagnie aufgeteilt würde in zehntausend gleiche Teile, zehntausend Anteile, verstehen Sie?«

»Ich... ich glaube ja, fahren Sie bitte fort.«

»Dann beträgt das Aktienkapital einer Choshu-Compagnie zehntausend Anteile. Als nächstes bietet der Daimyo im Namen der Compagnie alle oder jede beliebige Zahl von Anteilen jedem an, der Geld hat. Für sein Geld bekommt der Mann oder die Frau die-



ses Stück Papier, auf dem steht, wie viele Anteile an der Choshu-Compagnie er oder sie gekauft hat. Diese Person besitzt dann diesen Teil der Compagnie und daher den gleichen Anteil an ihrem Reichtum. Das Geld, das sie und andere in die Compagnie einzahlen, wird dann deren Kapital. Ich glaube, dieser Makfey-Gai-Jin hat gesagt, daß das Geld umlaufen und den Reichtum der Compagnie vergrößern soll, um Gehälter zu bezahlen oder Land zu beanspruchen, oder Waffen oder Saatgut zu kaufen, oder Fischerboote zu verbessern, um alles zu bezahlen, was notwendig ist, um Choshu zu vergrößern und gedeihen zu lassen und den Wert der Choshu-Compagnie zu erhöhen.

Makfey hat das erklärt... Er sagte, Shoya, daß auf jedem Markt die Preise wechseln, in Zeiten von Hungersnot oft täglich, nicht? Genauso ist es auf diesem täglichen Aktienmarkt mit Hunderten von verschiedenen Compagnien, Käufern und Verkäufern. Wenn die Ernte in Choshu groß ist, dann ist der Wert jedes Anteils an der Choshu-Compagnie hoch, wenn Hungersnot ist, dann ist er niedrig. Der Wert jedes Anteils verändert sich also. Verstehen Sie?»

»Ich glaube schon«, sagte der Shoya langsam, der in Wirklichkeit sehr gut verstand und dem viele weitere Fragen durch den Kopf schwirrten.

»Gut.« Hiraga war müde, aber fasziniert von diesen neuen Ideen, obwohl sie ihn manchmal verwirrten. Nie, niemals hatte er auf einem Markt oder in einem Gasthaus gehandelt, nur immer bezahlt, was verlangt wurde. Nie in seinem Leben hatte er über den Preis von irgend etwas oder die Höhe einer Rechnung diskutiert – bis er Ronin geworden war. Rechnungen wurden, wenn man Samurai war, immer an denjenigen geschickt, der ein Gehalt erhielt, und wenn man nicht verheiratet war, war das normalerweise die Mutter. Einkaufen und der Umgang mit Geld waren die Angelegenheit der Frauen, niemals der Männer.

Man aß, was sie – Mutter, Tante, Großmutter, Schwester oder

Ehefrau – von diesem Gehalt kaufte, und auf dieselbe Weise kleidete oder bewaffnete man sich. Ohne Gehalt verhungerte man mit- samt seiner Familie, oder man wurde Ronin, oder man gab freiwillig seine Stellung als Samurai auf und wurde Bauer, Arbeiter oder, was wesentlich schlimmer war, Kaufmann. »Shoya«, sagte er stirn- runzelnd. »Die Preise auf einem Nahrungs- oder Fischmarkt wech- seln. Aber wer entscheidet über die Preise?«

Die Zunft der Fischer oder Bauern, hätte der Shoya sagen kön- nen, oder eher die Kaufleute, denen die Produkte wirklich gehören, weil sie ihnen Geld geliehen haben, um Netze oder Saatgut zu kau- fen. Aber er war viel zu vorsichtig; er brauchte den größten Teil sei- ner Energie, um angesichts so vieler unbezahlbarer Informationen, so unvollständig sie auch sein mochten, äußerlich ruhig zu bleiben. »Wenn es viele Fische gibt, sind sie billiger, als wenn es nur wenige gibt. Das hängt vom Fang ab.«

Hiraga nickte. Offensichtlich wich der Shoya aus, verbarg die Wahrheit oder verdrehte sie. Doch das ist nur normal bei Kaufleu- ten und Shroffs, dachte er und beschloß plötzlich, das letzte Stück der Compagnie-Geschichte für später aufzubewahren, das ihn aus einem ihm selbst unerklärlichen Grund mehr faszinierte als das üb- rige: Wenn man derjenige war, der die Compagnie bildete, so ent- schied man selbst, wie viele Anteile man sich selbst vorbehielt, ohne Bezahlung, und wenn die Zahl einundfünfzig oder mehr von jeweils hundert betrug, dann behielt man die Macht über die Com- pagnie.

Sein Kopf platzte beinahe, als er das plötzlich begriff: Ohne Un- kosten wurde man der Shōgun der Compagnie, und je größer die Compagnie, desto größer der Shōgun... ohne Unkosten!

Wenn *sonno-joi* Tatsache ist, dachte er, schwach vor Erregung, dann werden wir – der Rat der Samurai – dem Kaiser empfehlen, daß nur unser Rat eine Compagnie bilden darf, und dann kontrol- lieren wir endlich all die Parasiten, die Kaufleute und Geldverleiher!

»Otami-sama«, sagte der Shoya gerade, der keine Veränderung an Hiraga bemerkt hatte, weil sein eigener Kopf von den großartigen Informationen schwirrte, die er gesammelt hatte, »meine Oberherren werden sehr dankbar sein, und ich bin es auch. Wenn es uns gelungen ist, all Ihre brillanten Gedanken und Ideen zu sortieren, könnte ich dann vielleicht eine Gelegenheit bekommen, ein paar unbedeutende Fragen zu stellen?«

»Gewiß«, sagte Hiraga, jubelnd über die rosige Zukunft. Je mehr Fragen, desto besser. »Vielleicht dann, wenn Sie mehr über Ogama und Yoshi oder die Shishi, oder diese Frau hören?«

»Ich werde mein Bestes tun«, sagte der Shoya, der wußte, daß dies ein Handel war. Dann fiel ihm ein fehlendes, wesentliches Stück des Puzzles ein. »Bitte, darf ich fragen, was ist diese Compagnie? Was ist sie, wie sieht sie aus?«

»Ich weiß nicht«, sagte Hiraga, gleichermaßen verwirrt.

»Gut, daß Sie pünktlich sind, Mr. Struan«, sagte Admiral Ketterer bärbeißig, »das ist ja bei, äh, Kaufleuten nicht die Regel.« Er hatte »Händler« sagen wollen, entschied aber, daß noch reichlich Zeit war, seine Breitseite abzufeuern. »Nehmen Sie Platz. Sherry?«

»Gerne, Admiral, danke.«

Die Ordonnanz schenkte ein Glas ein, füllte den Portwein des Admirals auf und ging. Sie hoben ihre Gläser. Der Schreibtisch war frei von Papieren bis auf ein offizielles Dokument, einen geöffneten Umschlag und einen Brief in der Schrift seiner Mutter. »Was kann ich für Sie tun?« fragte Malcolm.

»Sie wissen, daß einige meiner Matrosen von chinesischen Piraten getötet wurden, die während unseres Engagements in der Mirs Bay von der Küste aus britische Kanonen abfeuerten. Britische Kanonen, Sir.«

»Ich habe die Zeitungsberichte gelesen, aber ich weiß nicht mit

Sicherheit, ob es sich um britische Fabrikate handelte.«

»Ich schon. Habe mich persönlich vergewissert.« Säuerlich nahm der Admiral das Dokument zur Hand. »Die ersten Untersuchungen des Gouverneurs kommen zu der Annahme, daß die Schuldigen vermutlich entweder Struan's oder Brock's waren.«

Malcolm erwiderte den Blick des älteren, rotgesichtigen Mannes ohne Angst. »Er kann annehmen, was er will, Admiral Ketterer, aber jede förmliche Anschuldigung muß auf Beweise gestützt sein, sonst wären wir sehr böse, und Brock's sicher auch. Ich weiß von keinem solchen Handel, und wie dem auch sein mag, Verkäufe von Kriegsgerät sind vom Parlament nicht verboten. Kommt Norbert Greyforth auch?« Jamie hatte ihn gewarnt und gesagt, auch Greyforth sei vom Admiral um halb elf bestellt gewesen, aber erst um elf Uhr erschienen, und das Treffen habe kaum drei Minuten gedauert.

Ketterers Hals rötete sich, als er sich an Greyforths aufrührerische Antwort erinnerte. »Nein. Nein, dieser unverschämte Kerl weigerte sich, die Angelegenheit zu diskutieren. Tun Sie das auch?«

»Ich weiß nicht, was Sie zu diskutieren wünschen, Admiral.«

»Das Thema der Einfuhr und des Verkaufs von Kanonen und Kriegsgerät an die hiesigen Eingeborenen. Und von Kriegsschiffen. Und Opium.«

Vorsichtig sagte Malcolm: »Die Struans sind Chinahändler, und wir handeln dem britischen Gesetz gemäß. Keiner dieser Artikel ist von Gesetzes wegen verboten.«

»Opium wird es bald sein«, versetzte der Admiral unwirsch.

»Wenn es das ist, dann hört dieser Handel auf.«

»Er verstößt schon jetzt gegen chinesisches Gesetz und gegen die hiesigen Gesetze!«

»Struan's handelt hier nicht, ich wiederhole, nicht mit Opium, obwohl das nicht, ich wiederhole, nicht gegen britische Gesetze verstößt.«

»Aber Sie geben zu, daß der Handel verderblich und unmoralisch ist.«

»Ja, aber gegenwärtig von der Regierung Ihrer Majestät gebilligt und leider die einzige Ware, die wir gegen Chinas Tee eintauschen können, der dem Parlament hohe Steuern einbringt.«

»Ich bin mir des Chinaproblems durchaus bewußt. Ich hätte gern, daß Sie und Ihre Firma das Gesetz vorwegnehmen und freiwillig zustimmen, niemals Opium nach Japan zu importieren.«

»Wir handeln hier nicht damit.«

»Gut. Wenn ich irgendwelche Schiffe finde, die Opium transportieren, habe ich die Absicht, die Fracht und das Schiff zu beschlagnehmen.«

»Ich würde sagen, daß Sie das auf Ihre eigene Gefahr hin tun, Admiral. Hat Sir William zugestimmt oder Ihre Absicht gebilligt?«

»Noch nicht. Ich möchte, daß Sie und die anderen Handels... die anderen Händler das freiwillig tun. Dasselbe gilt für Hinterladergewehre, Patronen, Kanonen und Kriegsschiffe.«

»Hat Greyforth einem so erstaunlichen Vorschlag zugestimmt?«

Der Hals wurde purpurrot. »Nein.«

Malcolm dachte einen Augenblick nach. »Wir haben in ein paar Tagen eine Zusammenkunft mit Sir William vereinbart«, sagte er dann. »Ich würde mich geehrt fühlen, wenn Sie als mein persönlicher Gast daran teilnehmen würden. Alle Händler würden Sie ausreden lassen.«

»Meine Ansichten sind bereits wohlbekannt. Ausgerechnet Sie als Händler sollten doch wissen, auf welcher Seite Ihr Brot gebuttert ist und daß Sie ohne die Flotte, die Sie und Ihre Handelsrouten beschützt, hilflos sind. Wenn Sie Eingeborene mit Kanonen beliefern, so bedrohen Sie die Royal Navy, helfen Sie mit, Ihre eigenen Schiffe zu versenken, und ermorden obendrein sich und Ihre eigenen Landsleute.«

»Wenn Sie das Beispiel Indiens nehmen oder irgendein and...«

»Das sage ich ja, Mr. Struan!« schleuderte der Admiral ihm entgegen. »Ohne Eingeborene, die unser Kriegsgerät besitzen, wäre die Meuterei nie passiert, Revolten überall würden schneller beherrscht, Wilde in aller Welt könnten leichter und angemessener erzogen werden, der nützliche Handel würde friedlich vollzogen, und die Weltordnung würde mit dem Wohlwollen der Pax Britannica blühen. Und elende, Unzucht treibende Piraten hätten nicht die Mittel, auf mein Flaggschiff zu feuern, bei Gott! Und ohne Herrschaft der Royal Navy auf den Meeren gibt es keine Pax Britannica, kein britisches Empire, keinen Handel, und wir fallen ins finstere Mittelalter zurück!«

»Unter uns, Sie haben ganz recht, Admiral«, sagte Malcolm unterwürfig und mit gespielter Überzeugung und befolgte Onkel Chens Rat: »Wenn ein Mandarin wütend auf dich ist, aus welchem Grund auch immer, so stimme rasch zu, daß er ›unter uns‹ ganz recht hat; du kannst ihn später immer noch ermorden, wenn er schläft.«

Im Laufe der Jahre hatte er oft miterlebt, wie sein Vater und seine Mutter sich wegen dieses Themas zankten: Der Vater war für freien Handel, die Mutter für Moral; der Vater tobte über das unlösbare Opiumdreieck, die Mutter war heftig gegen Opium – und Waffenverkäufe. Beide beanspruchten die Wahrheit für sich, beide waren unnachgiebig, und der Streit endete immer damit, daß sein Vater sich bis zur Bewußtlosigkeit betrank und seine Mutter dieses starre, aufreizende Lächeln zeigte, das durch nichts zu beseitigen war, und die abschließende Gehässigkeit seines Vaters lautete stets: »Mein alter Herr – und dein Märchenprinz –, der große, grünäugige Teufel Dirk persönlich hat mit dem Handel begonnen, und uns ist es dabei gutgegangen, also helfe uns Gott!«

Oft hatte er darüber nachgedacht – aber nie zu fragen gewagt –, ob sie wirklich den Vater geliebt hatte und sich mit dem Sohn nur zufriedengegeben hatte, weil der Vater nicht wollte. Er wußte, daß er nie danach fragen würde, und wenn doch, würde sie nur ihr star-

res Lächeln aufsetzen und sagen: »Sei nicht albern, Malcolm.«

»Unter uns, Sie haben recht, Admiral«, wiederholte er.

Ketterer verschluckte sich an seinem Portwein und goß sich nach. »Tja, das ist wenigstens etwas, bei Gott!« Er blickte auf. »Dann werden Sie also dafür sorgen, daß Struan's sich hier nicht auf Waffenverkäufe einläßt?«

»Ich werde gewiß alles, was Sie sagten, mit meinen Händlerkollegen beratschlagen und diskutieren.«

Ketterer zog sein Taschentuch heraus und schnaubte sich die Nase, nahm eine Prise Schnupftabak, nieste und schneuzte sich erneut. Als sein Kopf wieder klar war, richteten sich seine Augen auf den jungen Mann, gereizt, daß dieser nicht klein beigab. »Dann lassen Sie es mich anders ausdrücken. Unter uns sind Sie also auch der Meinung, daß es dumm ist, den Jappos zu helfen, britische Kanonen oder britische Kriegsschiffe zu kaufen?«

»Es wäre ein Fehler, wenn sie eine vergleichbare Marine hätten...«

»Verheerend, Sir! Total verheerend und dumm!«

»Da stimme ich Ihnen zu.«

»Gut. Ich möchte gern, daß Sie alle anderen Händler von Ihrer Meinung überzeugen: keine Waffen hier, insbesondere keine Kanonen, und natürlich kein Opium. Unter uns natürlich.«

»Ich werde mich freuen, diese Meinungen vorzutragen, Admiral.«

Ketterer schnaubte. Malcolm wollte aufstehen, da er sich nicht in die Enge treiben lassen mochte. »Einen Augenblick, Mr. Struan, noch etwas anderes, ehe Sie gehen. Eine private Angelegenheit.« Der Admiral wies auf den Umschlag und den Brief auf seinem Schreibtisch. »Das hier. Von Mrs. Struan. Wissen Sie, worum es sich handelt?«

»Ja, ja, ich weiß es.«

Ketterer schob den Brief in die Mitte seines Schreibtischs. »Ihr Noble House ist angeblich das wichtigste in Asien, obwohl man mir sagt, daß Brock's jetzt dabei ist, Sie zu überholen. Wie auch

immer, Sie könnten mit gutem Beispiel vorangehen. Ich möchte gern, daß Sie und Ihre Firma mir in dieser gerechten Sache beistehen. Gerecht, Mr. Struan.«

Malcolm schwieg verärgert; er hatte ausführlich geantwortet und war nicht zu einem weiteren Vortrag bereit.

Spitz sagte Ketterer: »Vertraulich, zwischen Ihnen und mir. Normalerweise nehme ich solche Briefe von Zivilpersonen nicht zur Kenntnis. Es versteht sich von selbst: »Regeln und Vorschriften der Royal Navy gehören der Royal Navy.« Ein Schluck Brandy und ein unterdrückter, mürrischer Rülps. »Der junge Marlowe hat Sie und... und Ihre Verlobte eingeladen, zu den Probefahrten an Bord der *Pearl* zu kommen. Dienstag. Für den ganzen Tag.« Seine Augen schauten bohrender. »Nicht wahr?«

»Jawohl, Sir«, murmelte Struan aufgewühlt, da er sich verhört zu haben glaubte.

»Natürlich ist dazu meine Erlaubnis erforderlich.« Der Admiral ließ dies in der Luft stehen und sagte dann: »Übrigens, Mr. Struan, dieses beabsichtigte Duell ist unklug, ja, in der Tat.« Malcolm blinzelte über diesen plötzlichen Themawechsel und versuchte sich zu konzentrieren, während der Admiral fortfuhr: »Wenn dieser Greyforth es auch verdient, so bald wie möglich ins Gras zu beißen, Duelle verstoßen gegen das Gesetz und sind unklug, und Fehler können passieren, schlimme Fehler. Klar?«

»Ja, Sir, danke für den Rat, aber Sie wollten sagen...«

»Ich danke *Ihnen*, Mr. Struan«, sagte der Admiral und stand auf. »Ich danke Ihnen, daß Sie zu mir gekommen sind. Guten Tag.«

Aufgewühlt rappelte Malcolm sich auf, nicht sicher, ob er richtig verstanden hatte. »Sie meinen, ich kann...«

»Ich meine nur das, was ich gesagt habe, Sir. Wie Sie mir vertraulich gesagt haben, daß Sie meine Worte beratschlagen werden, so sage ich Ihnen vertraulich, daß ich das beratschlagen werde, was Sie sagen und tun – vor Montag, Mitternacht. Guten Tag.«



Draußen auf der Promenade roch die Luft gut und sauber und unkompliziert, und Malcolm atmete tief ein, bis ihre Frische das Pochen in seinem Kopf und seiner Brust zu beseitigen begann. Erschöpft und froh ließ er sich auf die nächste Bank fallen und starrte die Flotte an, ohne sie zu sehen.

Habe ich Ketterer richtig verstanden, fragte sich Malcolm immer wieder, erneut geblendet von der Hoffnung, Ketterer könne vielleicht, vielleicht bereit sein, Mutters Brief zu vergessen, Marlowe gestatten, uns an Bord einzuladen, und ihm nicht verbieten, uns zu trauen.

»Unter uns«, darauf ist Ketterer herumgeritten«, murmelte er vor sich hin, »und ›vertraulich‹ und ›als Gegenleistung‹.« Bedeutet das, daß er Stillschweigen bewahren wird, wenn ich meinen Teil tue? Was in Gottes Namen könnte ich vor Montag nacht tun und sagen, um diesen Schurken zu überzeugen, denn das ist er, ein erpresserisches Schwein ohne Moral!

Unsinn! Es ist ein Geschäft – er hat mir ein Geschäft angeboten, ein quid pro quo –, ein Geschäft, das für mich großartig ist und für ihn nicht schlecht. Ich muß vorsichtig sein, die anderen Händler werden sich nicht auf irgendein freiwilliges Embargo einlassen. Ich muß korrekt sein, weil dieser Schuft klug ist und sich nicht mit bloßen Versprechungen zufriedengeben wird.

Wem kann ich bei dieser neuen Wende im Gewirr meines Lebens vertrauen? Skye? Jamie? Marlowe? Ihm natürlich nicht. Angel? Nein, nicht ihr. Wenn Onkel Chen hier wäre, wäre er derjenige, aber da er nicht hier ist, wer? Niemand. Am besten sagst du es keinem!

Du mußt dies allein tragen – ist es nicht das, was Mutter zufolge Dirk immer über die Stellung des Tai-Pan gesagt hat? »Es bedeutet, allein zu sein und allein Verantwortung zu tragen, das ist die Freude und das Schmerzliche daran.« Was kann ich in bezug auf Kanonen und Gewehre und...

»Tag, Mr. Struan.«

»Oh! Hallo, Mr. Gornt.«

»Sie sahen so traurig aus, daß ich Sie einfach stören mußte.«

»Nein, nicht traurig«, sagte Malcolm müde, »ich denke nur nach.«

»O Verzeihung, in diesem Fall werde ich Sie in Ruhe lassen, Sir.«

»Nein, bitte, setzen Sie sich. Sie sprachen von einem Preis?«

Edward Gornt nickte. »Ich entschuldige mich, daß ich Sie nicht eher aufgesucht habe, Sir, aber Mr. Greyforth wollte... wollte nicht verstehen. Nun stimmt er den Pistolen und einem Schuß aus zwanzig Schritt Entfernung zu.«

»Gut. Und?«

»Und ich habe versucht, ihm das Duell auszureden, aber er sagte: ›Nur, wenn Malcolm Struan sich öffentlich entschuldigt.‹ Etwas in dem Sinne.«

»Gut. Aber die andere Angelegenheit. Hier gibt es keine Wände oder Türen.« Malcolm wies auf die fast menschenleere Promenade. »Der Preis?«

»Ich halte das für einen perfekten Ort, aber wir können nicht zu viel Zeit hier verbringen und müssen vorsichtig sein. Mr. Greyforth könnte uns mit dem Fernglas beobachten.«

»Tut er das?«

»Ich weiß es nicht mit Sicherheit, aber ich würde darauf wetten.«

»Dann anderswo? Später?«

»Nein, hier ist es gut, aber er ist sehr raffiniert, und ich möchte nicht, daß er argwöhnisch wird. Der Preis: Wenn meine Informationen Ihnen helfen, Morgans Plan zu blockieren...«

»Sie kennen die Details?«

Gornt lachte leise. »O ja, und noch vieles mehr, von dem Morgan oder der alte Brock oder Greyforth nicht wissen, daß ich es weiß.« Er sprach nun noch leiser, seine Lippen bewegten sich kaum. »All dies muß unser beider Geheimnis bleiben, aber der

Preis ist, daß Sie Morgan Brock zerbrechen, ihn in den Bankrott treiben oder ins Gefängnis bringen, wenn Sie können – falls es notwendig ist, Tyler das Genick zu brechen, ist es mir auch recht, aber Sie garantieren mir, daß ich aus den Trümmern Brocks fünfzigprozentigen Anteil an Rothwell's bekomme, frei und unbelastet; daß Sie mir bei der Victoria Bank helfen, das zu bekommen, was notwendig ist, um Jeff Coopers Hälfte aufzukaufen; daß Sie mir zehn Jahre lang nicht anders zusetzen denn als normaler Konkurrent und mir in allen geschäftlichen Dingen den Status einer bevorzugten Nation geben – all das in einem brieflichen Kontrakt, von Ihnen geschrieben und unterzeichnet. Nach zehn Jahren können Sie die Samthandschuhe ausziehen.«

»Akzeptiert«, sagte Malcolm sofort, da er härtere Bedingungen erwartet hatte. »Aber die Bastarde von der Victoria sind nicht unsere Freunde. Brock hat diese Bank ins Leben gerufen und uns immer ausgeschlossen, also ist von da nicht viel Hilfe für uns zu erwarten.«

»Das wird sich bald ändern, Sir. Bald wird der ganze Aufsichtsrat furzen, wenn Sie ihm sagen, er solle furzen. Aber hören Sie, all dies muß natürlich sehr geheim bleiben. Was haben Sie nach dem Duell vor?«

Malcolm zögerte nicht. Er fand es seltsam, daß er diesem Mann so unvermittelt vertrauen konnte, und erzählte ihm davon, daß er an Bord der *Prancing Cloud* gehen wollte. »Vorausgesetzt, daß ich der Sieger und nicht schwer verletzt bin. Wenn ich einmal in Hongkong bin, kann ich die Wogen glätten«, sagte er zuversichtlich.

»Was ist mit Ihrem Schießen? Sie müssen ja Krücken benutzen.«

»Mit einer kann ich mich ganz gut im Gleichgewicht halten für die Zeit, die notwendig ist.« Malcolm lächelte dünn. »Ich übe.«

»Nun, dann schlage ich eine Täuschung vor, um ein gesetzliches Echo zu vermeiden; in Virginia hat sie gut funktioniert und sollte

das hier auch tun, im Falle, daß einer von Ihnen beiden getötet wird: Jeder von Ihnen schreibt dem anderen einen Brief, datiert und überbracht in der Nacht vor dem Duell, in dem steht, daß Sie sich beiderseitig darauf geeinigt haben, daß Sie das Duell absagen und daß Sie morgen bei der Verabredung im Niemandsland als Gentlemen die gleichzeitige gegenseitige Entschuldigung annehmen werden.« Gornt lächelte. »Wir, die Sekundanten, werden bezeugen, daß eine der Pistolen tragischerweise losging, als Sie einander Ihre Waffen zeigten.«

»Eine gute Idee. Hat Norbert zugestimmt?«

»Ja. Ich werde Ihnen seinen Brief am Dienstag bringen. Schicken Sie ihm seinen durch Mr. McFay, aber halten Sie geheim, daß es eine List ist.«

Das Wort ›Dienstag‹ hallte unablässig in Malcolms Kopf wider, aber er zwang sich, nicht daran zu denken. Gornt sagte gerade ganz sachlich: »Nach dem Duell – am besten wäre es, wenn Sie ihn töten und nicht verwunden würden – komme ich mit Ihnen zum Clipper hinaus. Im Austausch gegen den geschriebenen Vertrag werde ich Ihnen die Details darlegen, wie Sie Brock's finanzielles Sicherheitsnetz vollkommen ruinieren können, mit einem Päckchen beglaubigter Kopien von Briefen und Dokumenten, die für jeden Gerichtshof ausreichen, und anderen, die Ihnen der Victoria gegenüber einen Knüppel in die Hand geben.«

Malcolm spürte das Glühen in seinem tiefen Inneren. »Warum nicht jetzt, warum bis Mittwoch warten?«

»Mr. Greyforth könnte Sie töten«, sagte Gornt ruhig, »dann wäre das Wissen vergeudet, und ich hätte mich grundlos in Gefahr gebracht.«

Nach einer Pause sagte Malcolm: »Sagen wir, er tötet mich oder verwundet mich schwer, wie kommen Sie dann zu der Rache, die Sie anstreben?«

»Ich werde an Mrs. Struan herantreten, Sir, sofort. Ich setze da-

rauf, daß das nicht notwendig sein wird. Ich setze auf Sie, nicht auf Mrs. Struan.«

»Ich hörte, Sie seien kein Spieler, Mr. Gornt.«

»Mit Karten um Geld, nein, Sir, niemals – bei meinem Stiefvater habe ich gesehen, wie müßig das ist. Mit dem Leben? Bis an die Grenze.« Gornt spürte, daß er beobachtet wurde, und sagte leise: »Jemand sieht uns zu.« Er schaute sich um. Es war Angélique, die aus dem Struan-Building auf der anderen Straßenseite trat. Sie winkte. Malcolm winkte zurück und stand auf. Die beiden Männer sahen zu, wie sie näher kam.

»Hallo, Angel«, sagte Malcolm herzlich; die Worte des Admirals tanzten in seinem Kopf. »Darf ich dir Mr. Edward Gornt von Rothwell's in Shanghai vorstellen? Meine Verlobte, M'selle Richaud.«

»Ma'am!« Gornt nahm ihre Hand und küßte sie galant. »Erfreut, Sie kennenzulernen.«

»Mr. Gornt«, murmelte sie und las in seinen Augen. Eine abrupte, eigenartige Stille breitete sich zwischen den drei Personen aus, und dann begannen sie aus keinem ersichtlichen Grund plötzlich zu lachen.

»Was ist?« fragte sie, und ihr Herz klopfte schneller.

»*Joie de vivre*«, sagt Gornt.

Sie schaute zu ihm auf. Ihr gefiel, was sie sah, und sie nahm Malcolms Arm, während sie die Begegnung schon in ihrem nächsten Brief schilderte:

*»Ich gestehe, liebste Colette, daß ich sie auf der Promenade ausgespäht und so meine beste Haube aufgesetzt und sie überrascht und den Arm meines Malcolm genommen habe (ZUR VERTEIDIGUNG), denn dieser Neuankömmling ist groß und gutaussehend und hat das ungezogenste Funkeln in den Augen, das ich sofort sah, obwohl Malcolm das unmöglich gemerkt haben kann, sonst wäre er eifersüchtiger gewesen als gewöhnlich, der arme Liebling! Ich wollte diesen großen Fremden beiläufig*

*kennenlernen. Er hat einen ganz leichten Südstaaten-Akzent, breite Schultern, schmale Taille, vermutlich Fechter, und ist ein großartiger Tänzer – ich hoffe, er wird ein Freund sein, die brauche ich hier so sehr...«*

»Ah, *chéri*«, sagte sie und fächelte sich gegen die sofortige und angenehme innere Erhitzung, eine unbewußte, katzenhafte Reaktion auf Gornts Männlichkeit. »Entschuldige, ich wollte keine wichtige Konferenz unterbrechen...«

»Das hast du auch nicht, Angel«, sagte Malcolm.

»Ich wollte gerade gehen«, sagte Gornt. Unnötig, seine Bewunderung zu verbergen. »Ich habe mich gefreut, Ihre Bekanntschaft zu machen, Ma'am.« Er verbeugte sich. »Guten Tag, Sir, ich melde mich wieder.«

Sie sahen zu, wie er sich entfernte. »Wer ist dieser Mr. Gornt?«

Er sagte es ihr, verriet aber nichts über den wahren Mr. Gornt. Der Gedanke an Dienstag machte ihn benommen.

»Noch Schweinefleisch in schwarzer Bohnensauce, Jüngere Schwester?« fragte Ah Tok, geräuschvoll ein Stück Fleisch kauend.

»Danke.« Ah Soh griff mit ihren Stäbchen über den Tisch, um ihre Schale nachzufüllen, und schob sich dann das Erwählte, eine fritierte Garnele, die sie erspäht hatte, in den Mund. »Bitte fahre fort, Ältere Schwester.«

Die beiden Frauen waren in Ah Toks Zimmer. Ihr Mittagsmahl war aufgetragen, eine frische Kanne Jasmintee stand in Reichweite. »Ayeeyah, es ist sehr schwierig. Illustrious Chen hat keine klaren Anweisungen gegeben.«

»Das sieht ihm gar nicht ähnlich.« Ah Soh nahm noch etwas von den saftigen Rindfleischstücken in Austernsauce. »Das sieht ihm nicht ähnlich, überhaupt nicht.«

»Ich stimme zu, aber seine neue Konkubine, die Hure aus Soo Cho, nimmt gewiß den größten Teil seiner Konzentration in Anspruch.«

»Ayeeyah! Ist es wahr, daß sie vierzehn ist und keine Schamhaare hat?«

Ah Tok nahm ein weiteres Stück Fischkopf und sog genußvoll daran. »Bloß die Knoblauchleute von Chosen haben keine Schamhaare.« Sie spie die Gräten auf den Boden und wählte ein anderes Stück.

»Interessant. Ob es an dem Knoblauch liegt, den sie essen? Darf ich seinen Brief lesen, Ältere Schwester?«

Er lautete:

*Sei gegrüßt, Ah Tok, Zweimal Entfernte Sechste Cousine. Du hast sehr gut daran getan, mich sofort zu Rate zu ziehen. Der Korken der Flasche wies klare Spuren von Dunkel des Mondes auf, was der Austreiber von Dog Land in der Östlichen See sein muß. Eine Abtreibung! Die Hure war weise und unweise, sie anzuwenden, der Master weise und unweise, sie anzuraten. Bis wir wissen, ob er die Entscheidung getroffen hat oder sie es ohne sein Wissen tat, darfst du nichts tun. Cousine, belausche ihn im Schlaf – er hat seit Kinderzeiten immer im Schlaf gesprochen –, vielleicht wird er Dir mehr verraten. Weise Ah Soh an, dasselbe zu tun, und seid beide wie Fledermäuse. Gehorcht unbedingt.*

»Ayeeyah, was meint er damit, wie Fledermäuse zu sein?« fragte Ah Soh gereizt. »Fledermäuse sind leise, aber sie quieken. Fledermäuse können im Dunklen fliegen, sind aber bei Licht blind, nachts unsichtbar, tagsüber hilflos. Ihr Kot ist wertvoll, aber er stinkt zum Himmel. Was meint er, heja?«

»Augen und Ohren und Nüstern offen, wie eine Fledermaus, und achtgeben, wohin man seinen Unrat fallen läßt!« Ah Tok lachte gackernd. »Zehntausend Tage für Noble House Chen, ohne ihn wä-

ren wir nicht sicher gewesen, daß das Jadetor an der Tür meines Sohnes hing!«

»Woher wissen wir, daß er es war?« sagte Ah Soh mit einem kräftigen Rülpsen. »Woher wissen wir, daß es der Master war und kein anderer?« Sie senkte die Stimme und schaute sich um, als rechne sie mit fremden Ohren, und Ah Toks Eßstäbchen hielten mitten in der Luft inne. »Einer wie Lange Spitznase, dieselbe Art von fremdem Teufel, zu der auch sie gehört, heja? Die beiden stehen sich so nahe wie Läuse zwischen den Beinen eines Bettlers. Und hat er nicht die Flasche versenkt, alle Beweise ins Meer geworfen, erinnerst du dich?«

Die alte Ah Tok lachte nicht mehr. »*Fang-pi!*« sagte sie, den seltenen Kraftausdruck benutzend. »Das muß es sein, wovor der Erlauchte Chen uns gewarnt hat! Fledermäuse torkeln im Flug und setzen sich nicht auf den ersten Ast, und selbst dann hängen sie mit dem Kopf nach unten. Er sagt uns, wir sollten herausfinden, welches Yang dieses Yin besessen hat! Ayeeyah, ja, ich stimme zu, es ist möglich, es ist möglich, daß Lange Spitznase meinem Sohn einen grünen Hut aufgesetzt hat!«

»Der Master gehörnt!« Ah Soh richtete die Augen zum Himmel. »Es stimmt, daß Lange Spitznase genug Zeit in ihrem Zimmer verbracht hat, um zu...« Sie keuchte. »Ayeeyah! Erwinnere dich, vor Wochen, als sie mich wegschickte und später schrie, weil sie meinte, jemand kletterte von außen zu ihrem Zimmer, und dabei war es doch nur der Wind, der an den Läden rüttelte! Ich erwinnere mich jetzt, ich war schneller als eine Fledermaus an ihrer Seite, aber Lange Spitznase war bereits da, und alle beide... jetzt, da ich daran denke, fällt es mir ein, alle beide waren bleicher als ein fünf Tage alter Leichnam! War das der Zeitpunkt, als sein Yang...«

»Wann war das, Jüngere Schwester? Der Tag? Wann?«

»Es war der Tag... der Tag, nachdem der Master diese eingeborene Hure aus dem Bordell jenseits des Kanals hatte.«



Beide Frauen begannen in Windeseile zu rechnen. Heute war der fünfte Tag des zwölften Monats. »Das wäre, das wäre der zehnte Monat, achtzehnter oder neunzehnter Tag, Ältere Schwester.«

»Nicht genug, vielleicht nicht ganz genug Zeit, es sei denn, dieses Dunkel des Mondes wird früher geschluckt.«

Abwesend saugte Ah Tok wieder an dem Fischkopf und spuckte dann energisch die Gräten aus. »Sie müssen früher beieinander gelegen haben. Die Hure hatte viele Gelegenheiten, heja? Sie war immer in diesem Barbarenhaus, selbst bevor ihr beide dort wart.«

»Du hast recht, du hast wie üblich recht, Ältere Schwester! Wir müssen sofort Illustrious Chen unterrichten.«

»Aber warum sollte sie ihr Jadetor einem so häßlichen fremden Teufel geben, wenn mein Sohn danach lechzt?«

Ah Soh zuckte die Achseln. »Barbaren! Wer weiß, was sie denken? Du solltest es dem Master sagen!«

Schwach vor Erregung sah Ah Tok nach ihrer Bar. Madeira, Whisky, Brandy. »Wir brauchen Kraft!« Sie wählte den Whisky und goß zwei große Gläser ein. »An die Arbeit! Wir müssen planen, intrigieren und überlegen, wie wir die Hure und ihren Buhlen dazu bringen, die Wahrheit zu offenbaren!«

»Gut, sehr gut! Zusammen werden wir es schaffen!«

»Aber kein Hinweis an meinen Sohn, es wäre nicht weise, wenn wir schmutzige Kunde überbrächten. Bis wir sicher sind.«

Sie stießen mit den Gläsern an. »Bei allen großen und kleinen Göttern, keiner wird meinem Sohn Hörner aufsetzen, ihn den grünen Hut tragen lassen und trotzdem ein langes und glückliches Leben leben!«

»Guten Abend, Pater Leo«, sagte Angélique höflich, kniete nieder und küßte seine Hand. Es fiel ihr schwer, ihren Abscheu vor seinem starken Geruch zu unterdrücken. Sie waren allein in der klei-

nen Kirche, das Schiff dämmrig erleuchtet; nur ein paar Kerzen brannten, und die untergehende Sonne fiel durch das kleine, kunstlos ausgeführte bunte Glasfenster. Es gab wenig Katholiken in der Niederlassung, die Einnahmen waren spärlich, wenn auch Altar und Kruzifix prächtig aussahen. Draußen wartete Vargas im Sonnenuntergang, um sie zurückzubegleiten.

»Sie wollten mich sehen?« fragte sie unschuldig, da sie wußte, daß sie am Sonntag schon wieder die Messe versäumt hatte. Ihre rosa Haube war sorgfältig gewählt, ebenso der lange Kaschmirschal über ihrem höchst mädchenhaften Nachmittagskleid aus dunkler Seide. »Wie wohl Sie aussehen, Pater.«

»Ich freue mich, Sie zu sehen, Senhorita, mein Kind«, sagte er mit seinem starken portugiesischen Akzent. »Sie waren wieder nicht in der Messe.«

»Es sind die Dämpfe, Pater. Ich erhole mich noch von der Störung... Dr. Babcott hat mir Ruhe angeraten«, antwortete sie, in Gedanken schon dabei, was sie heute abend zum Geburtstagsbankett für den russischen Gesandten anziehen sollte. »Ich bin sicher, nächste Woche wird es mir bessergehen.«

Das freut mich, du junge und gar nicht so schwache Lügnerin, dachte er, angewidert von der Perfidie der Menschheit. Es ist gottlos, nachts zu tanzen und die Füße in die Luft zu werfen und seine unbedeckten unteren Gliedmaßen zu zeigen. »Es macht nichts. Ich werde Ihnen jetzt die Beichte abnehmen.«

Angélique hätte gähnen können, so berechenbar war er. Ergeben folgte sie ihm in den Beichtstuhl, kniete nieder und vollzog die Bewegungen, froh über die Trennwand zwischen ihnen. Sie sagte mechanisch ihre Litanei auf, getröstet durch den Pakt, den sie mit der Mutter Gottes geschlossen hatte.

Wie immer wiederholte sie inbrünstig ihren Code: »...und, Pater, ich vergaß, die Madonna in meinen Gebeten um Vergebung zu bitten.«

Sie erhielt die Absolution schnell und die bescheidene Auflage, ein paar Ave Maria zu beten, und das war ihr nur recht. Sie wollte aufstehen...

»Nun eine private Angelegenheit, mein Kind. Vor zwei Tagen hat Mr. Struan nach mir geschickt und mich gebeten Sie beide zu trauen.«

Sie schnappte nach Luft; dann lächelte sie triumphierend. »O Pater, wie herrlich!«

»Ja, mein Kind, ja, das ist es. ›Bitte trauen Sie uns so bald wie möglich‹, hat der junge Senhor Struan gesagt, aber das ist in der Tat sehr schwierig.« Tag und Nacht hatte er mit dem Problem gerungen. Ein Brief war noch am gleichen Tag an den Bischof von Macao abgegangen, das geistliche Oberhaupt der Katholiken in Asien, in dem er ihn dringend um Rat bar. »Sehr schwierig für uns.«

»Warum, Pater?«

»Weil er kein Katholik ist...«

»Aber er war damit einverstanden, daß unsere Kinder in der Wahren Kirche aufwachsen, er hat es versprochen.«

»Ja, ja, mein Kind, das hat er, das hat er, er hat mir dasselbe gesagt, aber er ist nicht im heiratsfähigen Alter, und Sie sind es auch nicht, aber ich wollte Ihnen insgeheim sagen, daß ich dennoch Seine Eminenz um die Erlaubnis gebeten habe, die Zeremonie zum größeren Ruhme Gottes zu vollziehen – mit oder ohne Zustimmung Ihres Vaters.« Einzelheiten über den Betrug und die Flucht ihres Vaters hatten sich mit Windeseile in der Niederlassung herumgesprochen, waren aber aus Respekt vor ihr und auch vor Struan geheimgehalten worden. »Wenn Seine Eminenz zustimmt, bin ich sicher, daß auch Senhor Seratard, in loco parentis, seine Zustimmung geben wird.«

Die Enge in ihrer Kehle wich nicht. »Wie lange wird es dauern, bis Seine Eminenz antwortet und die Zustimmung erteilt?«

»Bis Weihnachten. Eher, wenn er in Macao und nicht auf Reisen ist, und wenn es der Wille Gottes ist.« Wie üblich saß er von der Trennwand abgewandt, das Ohr jedoch nahe daran, um geflüsterte Vertraulichkeiten zu vernehmen, aber jetzt schaute er durchs Gitterwerk und konnte sie vage sehen.

»Die Angelegenheit, über die ich vertraulich sprechen möchte, ist die Konversion des Senhors.«

Wieder schnappte sie nach Luft. »Er sagte, er würde konvertieren?«

»Nein, nein, er wurde noch nicht erleuchtet, und darüber möchte ich mit Ihnen sprechen.« Pater Leo beugte sich näher zur Trennwand, genoß ihre Nähe, wurde erstickt von einem Verlangen, das er als unheilig und von Satan gesandt kannte – demselben, das er bei Tag und Nacht auf Knien bekämpfte – und das er unter denselben Qualen bekämpft hatte, solange er zur Kirche gehörte.

Gott, gib mir Kraft, Gott, vergib mir, dachte er fast unter Tränen und wünschte sich, die Hand auszustrecken und ihre Brüste und alles übrige an ihr zu berühren, das durch die Trennwand und ihren Schal und ihre Kleider und den Zorn Gottes verborgen war. »Sie müssen helfen, Sie müssen ihm helfen, den Wahren Glauben anzunehmen.«

Angélique hielt sich so fern wie möglich von der Trennwand. Mit Mühe öffnete sie die Vorhänge, um die Platzangst zu verringern, die sie in diesem schachtelähnlichen Beichtstuhl überkam. Früher war die Beichte nie so gewesen, dachte sie schaudernd. Erst, seit... seit dem, was nie geschehen ist. »Ich will helfen, Pater, so gut ich kann«, sagte sie mit zunehmender Nervosität und schickte sich erneut zum Gehen an.

»Warten Sie!«

Die Heftigkeit in seiner Stimme schockierte sie. »Pater?«

»Bitte... warten Sie, bitte warten Sie, mein Kind«, sagte die Stimme jetzt freundlich, aber die Freundlichkeit war erzwungen, und

das erschreckte sie, denn nun war die Stimme nicht mehr die eines Priesters und Unantastbaren an einem geheiligten Ort, sondern die eines Fremden. »Wir müssen über diese Heirat reden, und seine Konversion, mein Kind, und uns vor bösen Einflüssen hüten, ja, das müssen wir, die Konversion ist ein Muß, ein Muß als Vorbereitung auf... auf die Ewigkeit.«

»Muß, Pater?« murmelte sie. »Wollten Sie sagen, ein ›Muß‹ als Vorbereitung auf die Trauung?«

»Auf... auf die Ewigkeit«, sagte die Stimme.

Sie starrte auf den Schatten hinter der Trennwand, sicher, daß er log, entsetzt, daß sie das auch nur denken konnte. »Ich will nach Kräften helfen«, sagte sie, stand auf und rang durch die Vorhänge nach Luft.

Doch er stand ihr im Weg. Sie bemerkte Schweiß auf seiner Stirn und daß er sie an Größe und Umfang überragte. »Es ist seiner... seiner eigenen Rettung wegen. Seiner, mein Kind. Es wäre besser, wenn es vorher geschähe.«

»Pater, wollen Sie damit sagen, daß seine Konversion ein Muß ist, bevor Sie uns trauen?« fragte sie angstvoll.

»Die Bedingungen obliegen nicht mir, Seine Eminenz entscheidet, und wir richten uns danach, wir sind treue Diener!«

»Die Kirche meines Verlobten verlangt nicht, daß ich Protestantin werde, und so kann ich ihn natürlich auch nicht zwingen.«

»Man muß erreichen, daß er die Wahrheit sieht! Dies ist eine von Gott gesandte Gabe, diese Heirat. Protestantisch? Undenkbar, Sie wären für immer verloren, verdammt, exkommuniziert, Ihre ewige Seele zu dauerhafter Qual im Feuer verdammt, verdammt zu brennen, in Ewigkeit zu brennen!«

Sie hielt den Blick gesenkt und konnte kaum zusammenhängend denken. »Für Sie, ja, für ihn... Millionen glauben etwas anderes.«

»Sie sind alle verrückt, verloren, verdammt, und sie werden ewig brennen!« Die Stimme verhärtete sich noch mehr. »Das werden sie!

Wir müssen die Heiden bekehren. Dieser Malcolm Struan muß kon...«

»Ich werde es versuchen, auf Wiedersehen, Pater, danke... ich werde es versuchen«, murmelte sie, trat zur Seite und eilte fort. An der Tür drehte sie sich einen Moment um, beugte das Knie und trat hinaus ins Licht. Er stand im Kirchenschiff, den Rücken zum Altar, und seine Stimme hallte die ganze Zeit in den Dachsparren wider: »Seien Sie ein Werkzeug Gottes, bekehren Sie den Heiden; wenn Sie Gott lieben, so retten Sie diesen Mann, retten Sie ihn vor dem Fegefeuer, wenn Sie Gott lieben, dann retten Sie ihn, helfen Sie mir, ihn vor dem Höllenfeuer zu retten, retten Sie ihn zum Ruhme Gottes, Sie müssen... ehe Sie heiraten, retten Sie ihn, lassen Sie uns ihn retten, retten Sie ihn...«

An diesem Abend kam aus dem Wachhaus am Nordtor eine Samurai-Patrouille: zehn Krieger, bewaffnet mit Schwertern und leichten Kampfpanzern, ein Offizier an ihrer Spitze. Er führte sie über die Brücke und passierte die Barriere zur Niederlassung. Ein Mann trug ein schmales Banner mit Schriftzeichen darauf. Die vorangehenden Samurai hielten Fackeln hoch, die seltsame Schatten warfen.

Die High Street und die Uferstraße waren an diesem Abend noch voller Menschen. Händler, Soldaten, Matrosen, Ladenbesitzer, die spazierengingen oder in Gruppen zusammenstanden, schwatzten und lachten, hier und da Betrunkene und ein oder zwei vorsichtige männliche Prostituierte. Unten am Strand hatten ein paar Matrosen ein Feuer angezündet und tanzten angeheitert einen Hornpipe. Ein Transvestit war unter ihnen, und aus der Ferne hörte man die lärmenden Geräusche von Drunk Town.

Die beunruhigenden Gestalten wurden bemerkt. Menschen blieben stehen. Gespräche wurden mitten im Satz unterbrochen. Alle Augen richteten sich nach Norden. Diejenigen, die der Patrouille

am nächsten waren, drückten sich aus dem Weg. Nicht wenige tasteten nach einem Revolver und fluchten, daß er nicht in Tasche oder Halfter war. Andere zogen sich zurück, und ein dienstfreier Soldat in einer Gasse nahm die Beine in die Hand, um die Nachtwache der Navy zu rufen.

»Was ist los, Sir?« fragte Gornt.

»Nichts, zumindest vorerst«, sagte Norbert mit grimmigem Gesicht.

Sie befanden sich in einer Gruppe auf der Promenade, waren aber noch ein gutes Stück von den Samurai entfernt, die der sie beobachtenden, schweigenden Menge nicht die geringste Beachtung schenkten, sondern in nachlässiger Haltung und ohne Gleichschritt dahinzogen, wie es bei ihnen der Brauch war. Lunkchurch gesellte sich zu ihnen. »Sind Sie bewaffnet, Norbert?«

»Nein. Sie?«

»Nein.«

»Aber ich bin es, Sir.« Gornt zog eine winzige Pistole. »Aber die wird nicht viel gegen sie ausrichten, falls sie feindselig sind.«

»Nun, junger Mann«, sagte Lunkchurch heiser, »besser als gar nichts.« Er streckte Gornt die Hand hin, ehe er davoneilte. »Barnaby Lunkchurch, erfreut, Ihre Bekanntschaft zu machen, Mr. Gornt, willkommen in Yokopoko.«

Jedermann versuchte, sich leise davonzumachen. Betrunkene waren plötzlich wieder nüchtern. Alle waren sehr auf der Hut, da sie die blitzartige Geschwindigkeit eines Samurai-Angriffs nur zu gut kannten. Norbert hatte schon eine Rückzugslinie gewählt für den Fall, daß sich das als notwendig erweisen sollte. Dann sah er die Nachtwache der Navy im Laufschrift aus einer Seitenstraße kommen, mit schußbereiten Gewehren und einem Sergeant an der Spitze, und entspannte sich. »Jetzt besteht kein Grund mehr zur Sorge. Tragen Sie die immer, Edward?«

»O ja, Sir, immer. Ich dachte, ich hätte es Ihnen gesagt.«

»Nein, haben Sie nicht«, sagte er kurz. »Kann ich sie sehen?«  
»Gewiß. Sie ist natürlich geladen.«

Die Pistole war winzig, aber tödlich. Doppelläufig. Zwei Bronze- patronen. Silberbeschlagener Griff. Mit hartem Blick gab er sie zu- rück. »Raffiniert. Amerikanisch?«

»Französisch. Mein Vater hat sie mir gegeben, als ich nach Eng- land ging. Er sagte, er habe sie von einem Spieler gewonnen, das einzige Geschenk, das er mir in meinem Leben gemacht hat.« Gornt lachte leise. Sie beobachteten beide die nahenden Samurai. »Ich schlafe sogar damit, Sir, aber ich habe sie nur einmal abge- feuert. Auf eine Dame, die sich mitten in der Nacht mit meiner Brieftasche davonstahl.«

»Haben Sie sie getroffen?«

»Nein, Sir, das habe ich auch nicht versucht, ich habe nur ihr Haar ein bißchen durcheinandergebracht, um sie zu erschrecken. Eine Dame sollte nicht stehlen, nicht wahr, Sir?«

Norbert grunzte und konzentrierte sich wieder auf die Samurai. Er sah Gornt jetzt in einem neuen, gefährlichen Licht.

Die Samurai-Patrouille ging in der Mitte der Straße. Schildwachen vor den britischen, französischen und russischen Gesandtschaften – den einzigen, die ständig bewacht wurden – spannten, bereits ge- warnt, leise ihre Gewehre. »Büchsen spannen! Nicht feuern, Leute, bis ich es sage«, knurrte der Sergeant. »Grimes, gehen Sie Nibs war- nen, er ist bei den Russkis, drittes Haus die Straße hinunter, aber unauffällig.«

Der Soldat eilte davon. Die Straßenlaternen an der Promenade flackerten. Alle warteten ängstlich. Der Samurai-Offizier kam mit undurchdringlicher Miene näher. »Gemein aussehender Bastard, was, Sergeant?« flüsterte eine der Schildwachen mit feuchten Hän- den am Gewehr.

»Sie sind alle gemein aussehende Bastarde. Still jetzt.«

Der Offizier erreichte die britische Gesandtschaft und bellte einen



Befehl. Seine Leute blieben stehen und reihten sich vor dem Tor auf, während er vortrat und in gutturalem Japanisch den Sergeant ansprach. Schweigen. Weitere ungeduldige, gebieterische Worte, eindeutig Befehle.

»Was willst du, Cookie?« fragte der einen halben Meter größere Sergeant knapp.

Wieder die häßlichen Sätze, diesmal ärgerlicher.

»Weiß jemand, was er sagt?« rief der Sergeant. Keine Antwort. Dann löste sich Johann, der Dolmetscher, vorsichtig vom Rand der Menge, verbeugte sich vor dem Samurai-Offizier, der die Verbeugung flüchtig erwiderte, und sprach ihn auf holländisch an. Der Offizier antwortete auf holländisch.

Johann sagte: »Er hat einen Brief für Sir William, muß ihn persönlich überbringen.«

»Davon weiß ich nichts, Mister, nicht mit dem verdammten Schwert an seiner Seite.«

Der Offizier wollte zum Tor der Gesandtschaft gehen, und sofort schnappten an den Gewehren die Sicherheitsverschlüsse. Er blieb stehen. Eine wilde Tirade an den Sergeant und die Schildwachen folgte. Alle Samurai zogen die Schwerter ein Stück aus den Scheiden und nahmen Verteidigungshaltung an. Weiter unten in der Straße formierte sich die Navy-Patrouille. Alle warteten gespannt auf den ersten Fehler.

In diesem Augenblick kamen Pallidar und zwei weitere Dragoneroffiziere aus der nahen russischen Gesandtschaft geeilt, in Galauniformen und mit Degen. »Ich übernehme, Sergeant«, sagte Pallidar. »Was ist das Problem?«

Johann sagte es ihm. Pallidar, inzwischen in japanischen Bräuchen gut geübt, ging zu dem Offizier hinüber, verbeugte sich und vergewisserte sich, daß der Offizier sich ebenfalls verbeugte. »Sagen Sie ihm, ich nehme den Brief entgegen. Ich bin Adjutant von Sir William«, übertrieb er.

»Er sagt, es täte ihm leid, sein Befehl sei, den Brief persönlich zu überbringen.«

»Sagen Sie ihm, daß ich autorisiert bin...«

Sir Williams laute Stimme unterbrach ihn. »Captain Pallidar – einen Augenblick! Johann, von wem ist dieser Brief?« Er stand auf der Schwelle des russischen Gebäudes, Sergejew und andere drängten sich hinter ihm in der Tür.

Der Offizier zeigte auf das Banner und sagte barsch weitere Worte, und Johann rief: »Er sagt, er sei vom *taikō*, aber ich vermute, er meint die *roju*, die Ältesten. Er hat Befehl, ihn sofort persönlich zu übergeben.«

»In Ordnung, ich nehme ihn an, sagen Sie ihm, er soll herkommen.«

Johann übersetzte. Gebieterisch winkte der Offizier Sir William, zu ihm zu kommen, aber Sir William rief laut, noch schärfer und noch unhöflicher: »Sagen Sie ihm, daß ich beim Dinner bin. Wenn er jetzt nicht sofort kommt, kann er ihn morgen überbringen.«

Johann war zu geübt, um genau zu übersetzen, und gab die Botschaft nur so weiter, daß der Sinn deutlich wurde. Der Samurai-Offizier sog wütend die Luft ein, stampfte dann hinüber zum russischen Tor, ging an den zwei riesigen, bärtigen Schildwachen vorbei und baute sich vor Sir William auf. Eindeutig wartete er darauf, daß dieser sich verbeugte.

»*Kerei!*« bellte Sir William. Grüßen Sie! Das war eines der wenigen Worte, die zu kennen er sich gestattete. »*Kerei!*«

Der Offizier errötete, verneigte sich aber automatisch.

Er verneigte sich wie vor einem Gleichgestellten und schäumte noch mehr, als er sah, daß Sir William nur nickte wie einem Untergebenen gegenüber, aber dann dachte er, dieser miese kleine Mann ist der Gai-Jin-Führer, bekannt für eine Wut, die ebenso übel ist wie sein Geruch. Wenn wir angreifen, werde ich ihn persönlich töten.

Er nahm die Rolle heraus, trat vor und überreichte sie, trat zu-

rück, machte eine perfekte Verneigung, wartete, bis diese erwidert worden war, wie grob auch immer, völlig zufrieden, daß er den Feind übervorteilt hatte. Um seine Wut loszuwerden, verfluchte er seine Männer und stapfte davon, als existierten sie nicht. Sie folgten ihm, außer sich vor Wut über die Grobheit der Gai-Jin.

»Wo zum Teufel ist Tyrer?« fragte Sir William.

Pallidar sagte: »Ich werde jemanden schicken, der ihn sucht.«

»Nein, bitten Sie Johann zu mir, wenn Sie so freundlich sein wollen.«

»Nicht nötig, Sir William«, sagte Erlicher, der Schweizer Gesandte. »Wenn es Holländisch ist, kann ich es für Sie lesen.«

»Danke, aber am besten macht es Johann, weil er auch etwas Japanisch kann«, sagte Sir William, der nicht im voraus irgend etwas mit einem Ausländer teilen wollte, vor allem nicht mit einem, der offen eine kleine, aber wachsende und hochspezialisierte Industrie für Kriegsgeräte repräsentierte, die aufgrund der außergewöhnlichen und einzigartigen Qualität ihrer Uhrmacher einen guten Ruf genoß, einem der wenigen Gebiete, auf denen britische Hersteller nicht konkurrieren konnten.

Im Speisesaal, dem größten Raum des Gebäudes, stand ein Tisch für zwanzig Personen, beladen mit feinem Silber. Alle Gesandten waren eingeladen bis auf von Heimrich, der noch immer krank war; Struan und Angélique saßen mit einigen französischen und britischen Offizieren am oberen Ende des Tisches. Hinter jedem Stuhl standen zwei livrierte Diener, weitere servierten. »Kann ich das Vorzimmer benutzen, Graf Sergejew?« fragte Sir William auf russisch.

»Natürlich.« Graf Sergejew öffnete die Tür, wartete einen Augenblick, bis Johann herbeigeeilt war, dann schloß er sie.

»Guten Abend, Sir William«, sagte Johann, erfreut, daß man ihn gerufen hatte. So würde er als erster erfahren, worum sich all das drehte, und könnte fortfahren, dem Gesandten seines Landes auf einträgliche Weise nützlich zu sein. Er erbrach das Siegel der Rolle

und setzte sich ebenfalls hin. »Holländisch und Japanisch. Sehr kurz.« Rasch überflog er das Schreiben, runzelte die Stirn, las es noch einmal und lachte dann nervös. »Es ist an Sie adressiert, den britischen Gesandten, und lautet: ›Ich kommuniziere mit Ihnen per Kurier. Nach dem Befehl von Shōgun Nobusada, aus Kyōto empfangen, sind sofort alle Häfen zu schließen, und alle Ausländer werden ausgewiesen und vertrieben, und...‹«

»Vertrieben? Vertrieben, haben Sie gesagt?« Das Brüllen war durch die Tür zu hören, und ein Unbehagen legte sich auf die Dinnergäste.

Johann zuckte zusammen. »Ja, Sir, tut mir leid, das steht hier: ›und vertrieben, und wir brauchen und wünschen keinerlei Handel zwischen Ausländern und unserem Volk. Ich sende Ihnen dies, bevor ich ein sofortiges Treffen befehle, um abschließende Einzelheiten Ihres dringenden Rückzuges aus Yokohama zu besprechen. Hochachtungsvoll.‹«

»Hochachtungsvoll? Gottverfluchte, verdammte Unverschämtheit, bei Gott...«

Die Tirade ging weiter. Als Sir William innehielt, um Luft zu holen, sagte Johann: »Es ist unterzeichnet mit ›Anjo Nori – *taikō*‹. Soweit ich das verstehe, Sir William, ist das fast so etwas wie Diktator.«

*Kyōto,  
Donnerstag, 6. Dezember*

**T**oranaga Yoshi war wütend. »Wann wurde die *taikō*-Ernennung bestätigt?«

»Vorgestern, Herr, durch Brieftaube an Herrn Anjo in Edo«, sagte Wakura, der Oberste der Palastbeamten, ungerührt vom offenen Zorn seines Gastes und heimlich erfreut – er hatte dieser Begegnung, die er in seinen Gemächern innerhalb des Palastes vereinbart hatte, entgegengefiebert. »Die formelle Schriftrolle, unterzeichnet vom Shōgun auf Wunsch des Sohnes des Himmels, wurde, glaube ich, am selben Tag eilig an Herrn Anjo Nori gesandt.« Das machte Yoshi noch wütender. Sein Vorfahr, Shōgun Toranaga, hatte bestimmt, daß nur das Shōgunat Brieftauben besitzen dürfe. Im Laufe von zweieinhalb Jahrhunderten war diese Kommunikationsmethode aber außer Gebrauch gekommen, und nun benutzte man sie nur noch, um so lebenswichtige Geschehnisse wie den Tod eines Shōgun oder Kaisers zu verkünden. Die Bakufu entschieden sich dafür, nicht zu bemerken, daß jahrelang gewisse *zaibatsu*-Geldverleiher in Osaka heimlich Tauben einsetzten – so konnte man sie mit Strafmaßnahmen oder Sondersteuern überziehen, falls den Bakufu daran lag, dem Gesetz Geltung zu verschaffen. »Und das törichte Ultimatum an die Gai-Jin? Wann soll das überbracht werden?« fragte Yoshi.

»Sofort, Herr. Die kaiserliche Aufforderung befand sich bei derselben Brieftaubenbotschaft, Herr, bestätigt von Shōgun Nobusada und mit der Aufschrift: Sofort zu befördern.«

»Der Befehl ist *baka*, und die Eile ist noch mehr *baka!*«

Yoshi zog sich das wattierte Übergewand enger um die Schultern. Der leichte Regen, der draußen fiel, machte die Kälte feucht. »Senden Sie eine andere Taube, die den Befehl widerruft.«

»Wenn es von mir abhinge, würde ich das sofort tun, da Sie es vorschlagen, Herr. Sobald Sie abreisen, Herr, werde ich mich um Erlaubnis bemühen, aber ich könnte mir denken, daß Ihre Wünsche zu spät kommen. Der Gai-Jin-Führer wird den Befehl bereits erhalten haben, vielleicht hat er ihn gestern schon bekommen.«

Wakura spielte den Reumütigen, aber die Ernennung Anjos zum *taikō* war der Höhepunkt der jahrelangen Intrigen, deren Drahtzieher er war. Vor ein paar Tagen hatte er die Prinzessin Yazu während ihres Morgenspaziergangs in den Palastgärten abgefangen und mit einem einzigen Schritt das Shōgunat, die Bakufu und Yoshi neutralisiert, seine gefährlichsten Feinde. »Kaiserliche Prinzessin, ich höre, daß einige Höflinge, die der Göttlichkeit nahestehen, Ihre Interessen im Sinn haben und flüstern, der Herr, Ihr Gatte, solle Herrn Anjo so bald wie möglich zum *taikō* machen.«

»Herrn Anjo?« hatte sie ungläubig gesagt.

»Weise Personen, Prinzessin, meinen, daß dies still und schnell geschehen sollte. In Edo wimmelt es von Intrigen, und so würden Störungen durch... ehrgeizige Feinde vermieden«, hatte er zartfühlend gesagt, »durch Feinde, die ständig versuchen, das Ansehen Ihres verehrten Gatten zu untergraben.«

»Aber Anjo – nicht daß ich irgendwelchen Einfluß hätte, so etwas zu arrangieren – ist ein Dummkopf und Narr. Als *taikō* wird er noch arroganter werden.«

»Gewiß, aber ihn über die anderen Ältesten zu erheben könnte ein geringer Preis dafür sein, daß Ihr Herr Shōgun während der Zeit seiner Minderjährigkeit sicherer ist, und seinen... seinen einzigen Rivalen, Herrn Yoshi, knebeln.«

»Könnte ein *taikō* ihm seine Stellung als Vormund nehmen?«

»Vermutlich, Prinzessin. Ein weiterer Punkt zu Anjos Gunsten, so

flüstern die Weisen, ist, daß er das vollkommene Instrument gegen die Gai-Jin wäre: einfältig, aber kaiserlichen Forderungen gehorsam. Die Göttlichkeit würde eine solche Loyalität bemerken und derartige Dienste zweifellos belohnen. Wenn es still und schnell geschähe, hörte ich die Weisen sagen, wäre es am besten.«

So leicht, den Samen einzupflanzen, der aufgegangen war wie eine der überdüngten Orchideen in meinem Treibhaus, dachte Wakura. Wie weise war ich, ihre Heirat zu manipulieren. Ihre Worte in den Ohren dieses dummen Jungen, ein paar abhängige Adelige gewonnen, mein eigener Rat rasch gesucht und gegeben, und es war vollbracht.

Und jetzt zu dir, Toranaga Yoshi, dachte er glücklich. Yoshi der Schöne, der Gerissene, der Starke, der hochgeborene Usurpator, der in den Kulissen der Macht wartet, bereit, den Bürgerkrieg zu beginnen, den ich und alle bis auf ein paar radikale Adelige fürchten, den Krieg, der den Wiederaufstieg der kaiserlichen Macht vernichten und den kaiserlichen Hof wieder unter den Fuß irgendeines Kriegsherrn bringen wird, der die Tore nimmt und so unsere Gehälter beschneiden und uns wieder zu Bettlern machen kann.

Er unterdrückte einen Schauer. Vor gar nicht so vielen Generationen hatte der damalige Kaiser auf den Straßen von Kyōto seine Unterschrift verkaufen müssen, um Geld für Nahrung aufzubringen. Vor gar nicht so vielen Generationen waren Hofehen für ehrgeizige, aufstrebende Daimyos arrangiert worden, die kaum der Samurai-Klasse angehörten und deren einzige Qualifikation für einen höheren Rang Kriegserfolg und Geld war. Vor gar nicht so vielen Jahren...

Nein, dachte er, nichts von dem wird geschehen. Wenn *sonno-joi* erst Tatsache ist, werden unsere loyalen Shishi-Freundesgruppen sich auflösen und auf ihre Lehen zurückkehren, alle Daimyos werden sich Ihm beugen, wir am Hofe werden regieren, und unser goldenes Zeitalter wird wiederkehren.

Er hustete und drapierte die riesigen Ärmel seines kunstvollen Hofgewandes gefälliger. Er beobachtete Yoshi mit zusammengekniffenen Augen. »Sicher ist der Befehl, die Gai-Jin zu vertreiben, gut, Herr. Des Kaisers lange bekannte Abneigung gegen die Gai-Jin und die Staatsverträge werden sich auflösen, und unser Land wird sie für alle Zeit los sein. Das sollte auch Ihnen gefallen, Herr Yoshi.«

»Wenn der Befehl etwas bedeuten würde, ja. Wenn er befolgt würde, ja. Wenn wir die Mittel hätten, ihn mit Gewalt durchzusetzen, ja. Aber nichts von dem wird geschehen. Warum wurde ich nicht zu Rate gezogen?«

»Sie, Herr?« Wakura zog die gemalten Augenbrauen hoch.

»Ich bin durch kaiserliche Verfügung Vormund des Erben! Der Junge ist minderjährig und nicht verantwortlich für seine Unterschrift.«

»Oh, es tut mir so leid, Herr... wenn es nach mir gegangen wäre, hätte man natürlich zuerst um Ihre Zustimmung nachgesucht. Bitte, geben Sie mir nicht die Schuld, Herr, ich kann nichts entscheiden, nur Vorschläge machen, ich bin nur ein Diener des Hofes, des Kaisers.«

»Man hätte mich zu Rate ziehen sollen!«

»Ich bin Ihrer Meinung. Es tut mir so leid, dies sind seltsame Zeiten.«

Yoshis Miene war angespannt. Nun war der Schaden angerichtet. Alles Narren! Er mußte handeln...

Zuerst Anjo – auf die eine oder andere Weise... Meine Frau hatte recht.

Ach, Hisako, ich vermisse deinen Rat. Beim Gedanken an seine Familie schweiften seine Blicke nach draußen, und seine Wut schien sich sofort aufzulösen. Jenseits des Shoji-Fensters sah er seine Wachen im Schutz des exquisiten Daches warten, hinter ihnen die Gärten, den erquickenden Regen, der die sorgfältig zusammengestellten Töne von Rot und Gold und Braun zum Glitzern brachte –



all das war ein so angenehmes Bild für Augen und Seele, so verschieden von Edo, dachte er betört. Hisako würde es hier gefallen, was für ein großer Unterschied zu unserem spartanischen Leben! Sie schätzt die Schönheit ebenso wie ich, es würde ihr hier gefallen.

Es war so leicht, sich völlig verschlingen zu lassen von Wetter und Gärten, freundlichem Himmel und zartem Regen, Dichtung, exotischen Speisen, üppigen Kleidern, exquisiten Karpfen und Singvögeln, den alabasterhätigen Schönheiten des Hofes und von Kyōtos Schwimmender Welt Shimibara, der gesuchtesten in ganz Nippon, ohne eine Sorge auf der Welt, bis auf das Streben nach der nächsten Lust oder der nächsten Ruhe.

Seit er nach Kyōto gekommen war, hatte er außer seinem vorübergehenden Frieden mit Ogama wenig erreicht, hatte sich aber ganz der Lust hingeeben – was für ihn so selten war. Vergnügen mit Koiko, tägliche Schwertübungen, Kriegskünste, großartige Masagen – wofür Kyōto berühmt war –, prunkvolle Bankette, Go- und Schachpartien, das Verfassen von Gedichten.

Wie weise von meinem Vorfahren, den Kaiser und diese aufgeputzten Speichellecker auf Kyōto zu beschränken und die eigene Hauptstadt in Edo zu errichten, fern von den Verführungen und verdrehten Manipulationen – und wie weise, einem Shōgun den Zutritt zu dieser honigsüßen Falle zu verbieten.

Ich sollte abreisen. Aber wie kann ich das ohne Nobusada?

Der Hof hatte ihn nach Möglichkeit ignoriert, und das hatte auch Nobusada getan. Zweimal hatte der junge Mann wegen einer Erkältung ein Treffen im letzten Moment abgesagt. Der Arzt hatte die Erkältung offiziell bestätigt, doch seine Augen verrieten, daß es ein Vorwand war. »Aber die Gesundheit des Herrn Shōgun beunruhigt mich wirklich, Herr Yoshi. Seine Konstitution ist nicht stark, und seine Männlichkeit läßt viel zu wünschen übrig.«

»Liegt die Schuld bei der Prinzessin?«

»Nein, nein, Herr. Sie ist kräftig und ihr Yin reichhaltig und saftig

genug, um das wählerischste Yang zufriedenzustellen.«

Vorsichtig hatte Yoshi den Arzt befragt. Nobusada war nie ein Schwertkämpfer oder Jäger, oder ein Liebhaber der frischen Luft gewesen wie sein Vater und seine Brüder. Er bevorzugte die leichteren Sportarten wie Falknerei und Bogenschießen und häufiger noch Dichterwettbewerbe und Kalligraphie. Doch dagegen war nichts einzuwenden. »Sein Vater ist noch immer so zäh wie ein alter Sattel, und seine Familie ist für ihre Langlebigkeit bekannt. Sie haben keinen Grund, alarmiert zu sein, Doktor. Geben Sie ihm einen Stärkungstrank, und lassen Sie ihn mehr Fisch, weniger polierten Reis und weniger von den exotischen Dingen essen, die die Prinzessin genießt.«

Bei seiner einzigen Unterredung mit seinem Mündel vor ein paar Tagen war Yazu zugegen gewesen. Das Gespräch war schlecht verlaufen. Nobusada hatte sich geweigert, die Rückkehr nach Edo in Betracht zu ziehen, hatte sich sogar geweigert, einen möglichen Termin zu besprechen, und seinen Rat in allen anderen Angelegenheiten zurückgewiesen. Er hatte ihn sogar verspottet: »Die aus Choshu kontrollieren die Straßen, Ogamas Männer merzen die abscheulichen Shishi aus, Cousin. Ich bin nicht sicher im Kreis unserer Krieger, sondern nur hier unter dem Schutz des Kaisers!«

»Das ist ein Märchen. Sie sind nur in der Burg von Edo sicher.«

»Es tut mir sehr leid, Herr Yoshi«, hatte die Prinzessin liebenswürdig und geschmeidig gesagt, »aber es ist so feucht in Edo, das Wetter ist nicht mit Kyōto zu vergleichen, und der Husten meines Gatten erfordert Schutz.«

»Das ist richtig, Yazu-chan, und es gefällt mir hier, Vetter. Zum erstenmal in meinem Leben bin ich frei und nicht auf diese schreckliche Burg beschränkt! Hier bin ich frei, herumzugehen und zu singen und zu spielen und mich sicher zu fühlen. Ich könnte für immer bleiben! Warum nicht? Edo ist ein stinkender, schleimiger Ort, von hier aus zu regieren wäre großartig.«

Yoshi hatte versucht, mit ihnen zu argumentieren, aber ohne Erfolg. Dann war Nobusada herausgeplatzt: »Was ich am meisten brauche, bis ich volljährig bin, und das dauert jetzt nicht mehr lange, Vetter, was ich brauche, ist ein starker Führer, ein *taikō*. Anjo Nori wäre perfekt.«

»Er wäre sehr schlecht für Sie und das Shōgunat«, hatte er gesagt und geduldig weiter erklärt und argumentiert, aber es hatte nichts bewirkt. »Sehr unklug, zu...«

»Ich stimme nicht zu, Vetter, denn Anjo Nori hört auf mich, was Sie niemals tun. Ich sagte, ich wolle mich vor der Göttlichkeit, meinem Schwager, verneigen, und er stimmte zu. Er hört auf mich, den Shōgun! Und vergessen Sie nicht, daß jeder besser ist als Sie. Sie werden niemals *taikō*.«

Er hatte die beiden verlassen, trotz Nobusadas verächtlichem Gelächter in seinem Rücken fest überzeugt, Anjo werde niemals *taikō* werden.

Doch nun ist er es, dachte er düster. Er war sich bewußt, daß Wakura, der kaiserliche Großkanzler, ihn beobachtete.

»Ich werde Kyōto in den nächsten Tagen verlassen«, sagte er, zu einem plötzlichen Entschluß gelangt.

»Aber Sie sind doch gerade erst gekommen, Herr«, sagte Wakura, der sich im stillen beglückwünschte. »War unser Willkommen nicht herzlich genug?«

»Nein, nein. So, und welche weiteren beklagenswerten Informationen haben Sie für mich?«

»Keine, Herr. Es tut mir sehr leid, daß etwas, das ich Ihnen mitteilte, Ihnen mißfallen hat.« Wakura läutete eine Glocke. Sofort erschien ein geschminkter Page mit Tee und einem Teller Datteln.

»Die Datteln sind die süßesten, die ich je gekostet habe. Aus Satsuma.«

Sie waren groß, honigsüß und sonnengetrocknet. Yoshis Augen verengten sich. Er nahm eine. Kein Zufall, daß sie aus Satsuma

stammten. »Sie sind ausgezeichnet.«

»Ja, das sind sie. Ein Jammer, daß der Daimyo Sanjiro nicht so süß ist wie die Nahrungsmittel und Früchte, die seine Bauernsoldaten anbauen. Seltsam, daß Samurai in Satsuma beides sein können, ohne ihre Kaste zu verlieren.«

Yoshi wählte noch eine Dattel. »Seltsam? Nur ein alter Brauch. Ein schlechter Brauch. Besser, wenn Männer entweder Samurai oder Bauern sind, eines oder das andere, je nach dem Vermächtnis.«

»Ach ja, das Vermächtnis. Doch schließlich hat Shōgun Toranaga dieser Familie gestattet, nach Sekigahara ihr Leben und ihre Köpfe zu behalten, obwohl sie gegen ihn gekämpft haben. Vielleicht mochte er ihre Datteln auch. Interessant, *neh?*«

»Vielleicht war er zufrieden damit, daß sie vor ihm die Köpfe in den Schmutz beugten, ihm demütig Macht über Satsuma gaben, demütig dauernde Verbündung schworen und ihm noch demütiger dankten, als er ihnen Satsuma als Lehen gab.«

»Er war ein weiser Herrscher, ein sehr weiser. Aber jetzt sind die Satsuma unter Sanjiro nicht mehr so demütig.«

»Das gilt auch für andere«, sagte Yoshi knapp.

»Wie ich schon sagte, wir leben in seltsamen Zeiten.«

Wakura nahm sich Zeit, eine weitere Dattel auszuwählen. »Es geht das Gerücht, er bereite seine Legionen und sein Lehen auf Krieg vor.«

»Satsuma befindet sich immer im Kriegszustand. Auch ein alter Brauch. Sie müssen mir den Namen Ihres Dattellieferanten nennen«, sagte Yoshi. »In Edo könnten wir einen brauchen.«

»Mit Vergnügen«, sagte Wakura. »Einige weise Berater nehmen an, diesmal werde Sanjiro wirklich Krieg auf das Festland tragen.«

»Krieg gegen wen, Herr Großkanzler?«

»Ich nehme an, gegen die, die er als Feinde betrachtet.«

»Und wer sind diese?« fragte Yoshi geduldig.

»Es heißt, das Shōgunat, es tut mir leid.«

»Er würde es bedauern, wenn er versuchte, gegen das Gesetz des Landes einen Krieg anzuzetteln, Herr Großkanzler. Vielleicht sollten die weisen Berater, die Sie erwähnten, ihm recht schnell raten, nicht so dumm zu sein. Auch Berater können sehr töricht sein, *neh?*«

»Ich bin Ihrer Meinung.« Wakura lächelte mit den Lippen.

»Ich bin der Meinung, daß Sanjiro kriegerisch ist, aber nicht dumm. Für Ogama von Choshu gilt dasselbe. Und für Yodo von Tosa ebenfalls. Alle Außenherren sind kriegerisch und streben nach Macht, das war immer so... wie einige fehlgeleitete, übermäßig ehrgeizige Hofbeamte.«

»Selbst wenn das stimmte, was könnten ein paar Höflinge gegen das große Shōgunat tun, Herr, wenn der ganze Hof keine Armeen, keine Ländereien und kein Koku besitzt und alle mit ihren Gehältern von der Unterstützung des Shōgunats abhängig sind?«

Yoshi lächelte dünn. »Sie verbreiten Unzufriedenheit unter ehrgeizigen Daimyos... O ja, da fällt mir ein«, sagte er, weil er fand, daß Wakura zu weit gegangen war und die Peitsche brauchte, »in dieser prachtvollen Enklave wissen Sie das vielleicht noch nicht, aber in diesem und im nächsten Jahr wird es in ganz Nippon eine Hungersnot geben. Es geht das Gerücht, die Hofgehälter würden gekürzt, um die Hälfte, glaube ich.« Er freute sich zu sehen, daß Wakura beinahe schielte. »Sehr bedauerlich.«

»Ja, sehr bedauerlich, es wäre sehr bedauerlich. Die Zeiten sind schon jetzt hart genug.« Wakura unterdrückte seinen Impuls, zu schreien und zu drohen, und versuchte Yoshis Macht abzuschätzen, eine solche Kürzung in die Wege zu leiten und zu erzwingen. Er ist mit diesem Wunsch nicht allein, die Daimyos beklagen sich immer, und natürlich würde der Ältestenrat zustimmen. Aber *taikō* Anjo würde sie überstimmen, wozu ist er sonst da, als auf unser Geheiß zu handeln? Ogama? Dieser arrogante Hund würde der Kürzung zustimmen, und das würden auch Sanjiro und all die anderen tun! Anjo mußte sie unbedingt überstimmen!

Wakura setzte sein schönsten Lächeln auf. »Der kaiserliche Berater fragt, ob Sie ihm Ihre Ansichten in einer Denkschrift über Satsuma, Choshu und Tosa mitteilen würden, vor allem über die Gefahr, die Satsuma darstellt, und darüber, wie der Hof in Zukunft dem Shōgunat helfen könnte – und Mißverständnisse vermeiden.«

»Es wird mir ein Vergnügen sein«, sagte Yoshi, dessen Miene sich aufhellte. Das wäre eine wunderbare Gelegenheit.

»Und schließlich habe ich noch die Ehre, Ihnen mitzuteilen, daß die Göttlichkeit Sie neben Shōgun Nobusada, einigen Daimyos sowie den Herrschern von Tosa, Choshu und Satsuma als Seinen persönlichen Gast zum Fest der Wintersonnenwende eingeladen hat. Die Einladungen nach Tosa und Satsuma sind schon unterwegs, Ihre und Herrn Ogamas werden morgen mit dem entsprechenden Zeremoniell überreicht werden, aber ich wollte mir die Freude machen, es Ihnen persönlich zu sagen.«

Yoshi war erstaunt, denn das war eine überaus große Ehre für jeden außerhalb des Inneren Kreises. Die Sonnenwende war in diesem Monat – dem zwölften Monat – am zweiundzwanzigsten Tag. In sechzehn Tagen. Die Festlichkeiten würden mindestens eine Woche dauern, vielleicht länger. Danach würde er abreisen – reichlich Zeit, sich dann um Anjo zu kümmern.

Warte! Du hast vergessen, was das Vermächtnis sagt: Hüte dich davor, in der Unterkunft des Himmels zu lagern. Sie ist nicht für uns. Wir sind Menschen, sie sind Götter. Götter sind wie Menschen, eifersüchtig wie Menschen, und Nähe ruft ihre Verachtung hervor. Der Tod unserer Linie würde den Göttern sehr gut gefallen. Er kann nur in ihrer Behausung erfolgen.

Yoshi war plötzlich von Furcht erfüllt. Er konnte die Einladung nicht ablehnen. »Danke«, sagte er und verneigte sich.

Zur Mittagszeit sah der Shishi von seinem Posten gegenüber den

Toranaga-Kasernen müßig zu, wie die vierzig Samurai und Bannerträger aus dem Tor kamen und die Straße in Richtung auf das Osttor des Palastes hinuntergingen. Der übliche mittägliche Wachwechsel. Alle trugen Speere, Schwerter und Regenumhänge sowie breite, konische Regenhüte aus Stroh.

Der Shishi gähnte und zog sich den eigenen Umhang enger um die Schultern; ein leichter Regen setzte ein. Er schob seinen Stuhl unter die Plane eines Straßenstandes, in dem Nudeln, Suppe und Tee feilgeboten wurden und der einem Sympathisanten gehörte. Bald würde seine eigene Ablösung eintreffen.

Ehe er sich aus Kyōto davongeschlichen hatte, hatte ihr Führer Katsumata die ständige Überwachung der Hauptquartiere von Toranaga und Ogama angeordnet. »In dem Augenblick, in dem eine Möglichkeit besteht, einen von ihren Männern anzugreifen – das muß innerhalb ihrer Mauern geschehen und eine vernünftige Erfolgchance bieten –, tragt sofort einen Ein-Mann-Angriff vor. Ein Mann, nicht mehr, denn wir dürfen keine Shishi mehr verlieren. Ein willkürlicher Angriff ist unsere einzige Rachemöglichkeit.«

Am Tor blieben mehrere Träger, die Körbe mit frischem Fisch und frischem Gemüse trugen, an der Sperre stehen. Aufmerksame Wachen durchsuchten sie sorgfältig und winkten sie dann durch.

Der junge Mann gähnte wieder. Keine Chance, sich durch den Kordon zu schleichen. Er fragte sich kurz, ob es dem Mädchen gelungen war, hineinzugelangen und sich zu postieren, wie es mit Katsumata abgesprochen war. Eeee, ein Wunder, daß diese drei durch den Tunnel gekommen waren, ein Wunder. Aber wo sind sie jetzt? Seit ihrer wunderbaren Flucht hatte man nichts von ihnen gehört. Was spielt das für eine Rolle? Sie müssen sicher sein, wie wir, wir haben einflußreiche Gönner. Und werden uns später neu sammeln. Wir werden uns rächen. *Sonno-jo*i wird kommen!

Er sah die Wachen um die Ecke biegen und verschwinden, jetzt war er müde, aber der Gedanke an seine wartende Geliebte vertrieb

den größten Teil seiner Müdigkeit.

Die Shōgunats-Patrouille erreichte das Osttor. Ein niedriger Kasernenbau für die Wachen schmiegte sich zu beiden Seiten des Tores an die Mauern, in dem, falls nötig, fünfhundert Männer und Pferde untergebracht werden konnten. Das Tor war sechs Meter hoch und bestand aus schwerem, eisenverstärktem Holz mit einer viel kleineren Tür an einer Seite, die offen stand.

Für einen Augenblick mischten sich die neuen Wachen lärmend mit den alten. Alle waren gut eingemummt. Offiziere inspizierten Männer und Waffen, die alte Wache begann Aufstellung zu nehmen, und ein Offizier und ein Ashigari, ein Fußsoldat, trotteten über die Straße. Der Regenschauer hörte auf, schwach brach die Sonne durch die Wolken. Die beiden Männer bogen in eine andere Straße ein und gingen in eine andere Kaserne, die ähnlich aussah wie viele in ganz Kyōto. Hier waren zweihundert von Ogamas Samurai untergebracht – in einiger Entfernung vom Tor, aber nahe genug.

»Vierzig Mann, hier sind ihre Namen«, sagte der Shōgunats-Offizier zu einem Ogama-Offizier und verneigte sich. »Nichts Neues zu vermelden.«

»Gut. Kommen Sie bitte beide mit.« Der Ogama-Offizier studierte die Namenliste, während er sie in einen leeren Raum führte, an dessen anderem Ende sich eine geschlossene Tür befand. Der Offizier klopfte an und öffnete sie dann. Dieser innere Raum war kahl bis auf einen niedrigen Tisch und Tatami-Matten. Ogama stand am Fenster, bewaffnet, aber allein. Beide Offiziere traten zur Seite und verneigten sich.

Der Ashigari nahm den großen Hut ab und gab sich als Yoshi zu erkennen. Schweigend gab er sein Langschwert seinem Offizier, behielt das kurze und betrat den Raum. Hinter ihm schloß sich die



Tür. Beide Offiziere atmeten erleichtert aus.

Im Zimmer verneigte Yoshi sich nervös. »Danke, daß Sie dem Treffen zugestimmt haben.«

Ogama verbeugte sich und forderte Yoshi auf, ihm gegenüber Platz zu nehmen. »Was ist so dringend, und warum diese Heimlichkeit?«

»Schlechte Nachrichten. Sie sagten, Partner sollten besondere Informationen miteinander teilen. Es tut mir sehr leid, Anjo Nori ist zum *taikō* ernannt worden!«

Die Nachricht schockierte Ogama sichtlich, und er hörte Yoshi aufmerksam zu. Als dieser die kaiserliche Einladung erwähnte, verschwand etwas von seiner Wut. »Eine solche Ehre! Eeee, und sie kommt nicht zu früh.«

»Das dachte ich auch. Bis ich den Palast verlassen hatte. Da erkannte ich die Tiefe der Falle.«

»Welcher Falle?«

»Die Herren von Satsuma, Tosa, Sie und ich – alle zur gleichen Zeit am gleichen Ort. In zeremoniellen Gewändern. Innerhalb der Palastmauern. Ohne Waffen und Wachen.«

»Was könnte Wakura tun? Irgendeiner von ihnen? Sie haben keine Samurai – keine Armeen, kein Geld, keine Waffen. Nichts!«

»Aber denken Sie doch: Wenn wir vier zusammen vor dem Sohn des Himmels stehen, wäre das der perfekte Zeitpunkt, damit jemand – Wakura, Prinz Fujitaka, Shōgun Nobusada oder die Prinzessin – vorschlägt, daß nun ›als Geschenk an die Göttlichkeit die vier größten Daimyos im Lande ihre Loyalität ausdrücken, indem sie Ihm ihre Macht darbieten‹.«

Ogamas Stirn verfinsterte sich. »Nicht einer von uns würde zustimmen, nicht einer! Wir würden Ausflüchte machen, ausweichen, sogar lügen...«

»Belügen? Den Sohn des Himmels? Niemals. Hören Sie zu: Nehmen wir an, der kaiserliche Berater würde vor der Zeremonie unter

vier Augen etwas zu Ihnen sagen wie: »Herr Ogama, der Sohn des Himmels wünscht Sie zu adoptieren, Sie zu Prinz Ogama zu machen, zum Befehlshaber der kaiserlichen Garde, zum Oberherrn der Tore, zum Mitglied des neuen kaiserlichen Zehnerrates, der anstelle des usurpatorischen Toranaga-Shōgunats regieren wird. Und dafür...«

»He? Was für ein Zehnerrat?«

»Warten Sie. Und dafür erkennen Sie Ihn nur als den an, der Er ist: der Sohn des Himmels, Kaiser von Nippon, Besitzer der Geheiligten Regalia-Apfel, Siegel und Zepter –, abstammend von den Göttern und über alle Menschen gesetzt. Dafür widmen Sie Ihre Lehen und Ihre Samurai Seinem Dienst und Seinen Wünschen, die durch den kaiserlichen Zehnerrat ausgeübt werden!«

Ogama starrte ihn mit Schweißperlen auf der Oberlippe an. »Ich würde... würde Choshu niemals aufgeben.«

»Vielleicht, vielleicht nicht. Vielleicht sagt der kaiserliche Berater auch, zusätzlich werde der Kaiser Sie in Ihrem Lehen als Herr von Choshu, Bezwinger der Gai-Jin und Wächter der Magellanstraße bestätigen, unterstellt nur Ihm und dem kaiserlichen Zehnerrat.«

»Wer ist noch in dem Rat?« fragte Ogama heiser.

Yoshi wischte sich den Schweiß von der Stirn. Die möglichen Konsequenzen der Einladung waren im erst aufgegangen, als er seine eigenen Kasernen erreicht hatte. General Akeda hatte alles ausgelöst mit einer zufälligen Bemerkung darüber, wie verschlungen man doch in Kyōto dachte, daß das an der Luft zu liegen schien, die sie atmeten, und daß das, was als Lob galt, im nächsten Augenblick zur Schlinge werden konnte.

Ihm war körperlich übel geworden, weil er wußte, er war ebenso leicht zu bezaubern wie jeder andere – das war ihm heute passiert; noch vor ein paar Augenblicken hatte er sich in einem falschen Gefühl von Sicherheit gewiegt.

»Da, Ogama-sama, sehen Sie, Sie sind schon verlockt. Wer ist in

dem Rat? Als ob es eine Rolle spielen würde, was man Ihnen sagt. Sie wären einer gegen die von ihnen Ernannten, genau wie Sanjiro. Der kaiserliche Großkanzler Wakura und seinesgleichen würden die Übermacht haben und regieren.«

»Wir würden nicht zustimmen. Ich würde n...«

»Ich bedaure sehr, Sie würden zustimmen – sie könnten Ihnen große Ehren anbieten, um Sie in Versuchung zu führen. Die größte Versuchung wäre, daß sie so tun würden, als wollten sie das Toranaga-Shōgunat durch das Zehnerrats-Shōgunat ersetzen! Natürlich würde man mir keinen Platz im kaiserlichen Rat anbieten und auch keinem anderen Toranaga, bis auf Nobusada, und der gehört ihnen schon wegen dieser Prinzessin, vor der ich immer gewarnt habe.« Wütend spie Yoshi aus. »Anjo ist der erste Schritt.«

Je mehr die beiden Männer über die Auswirkungen nachdachten, desto besser konnten sie die Widerhaken der zahllosen vor ihnen liegenden Fallen erkennen. Ogama sagte heiser: »Die Festlichkeiten würden Wochen oder noch länger dauern – wir wären gezwungen, an zahllosen Banketten teilzunehmen. Man könnte langsam wirkende Gifte einschmuggeln.«

Yoshi erschauerte. Sein ganzes Leben lang hatte er tiefe Angst davor gehabt, vergiftet zu werden, denn ein Lieblingsonkel von ihm war unter großen Schmerzen gestorben. Zwar hatte der Arzt von »natürlichen Ursachen« gesprochen, aber der Onkel war ein Stachel im Fleisch eines feindlichen Bakufu gewesen, und sein Tod kam diesem sehr gelegen. Vielleicht vergiftet, vielleicht auch nicht. Und dann der Tod des vorigen Shōgun in dem Jahr, in dem Perry wiederkam, an einem Tag noch gesund, am nächsten tot, wieder so bequem für den allmächtigen *taikō* Ii, der ihn haßte und an seiner Stelle eine Marionette – Nobusada – wollte.

Gerüchte, niemals Beweise, aber Gift war eine alte Kunst in Nippon und China, und Yoshi hatte dafür gesorgt, daß seine Köche vertrauenswürdig waren. Doch das beseitigte die Panik nicht, die

ihn hin und wieder ergriff.

Abrupt ballte Ogama eine Hand zur Faust. »Anjo *taikō*! Ich kann es nicht glauben.«

»Ich auch nicht.« Als Yoshi den Boten geschickt hatte, um dieses Geheimtreffen zu vereinbaren, hatte er an die Ironie des Schicksals gedacht, daß er und Ogama jetzt wirklich zusammenarbeiten mußten, wenn sie überleben wollten. Allein konnten sie nicht länger überleben. Zumindest nicht für den Augenblick.

»Wie verhindern wir das? Ich sehe, daß sie mich in Versuchung führen könnten.« Angewidert spuckte Ogama auf die Tatami-Matte.

»Sie können jeden in Versuchung führen, Ogama-donno.«

»Sie sind wie Wolfs-Kamis, das kann ich verstehen. Wir sitzen in der Falle. Wenn die Göttlichkeit uns einlädt, werden Seine schmutzigen Günstlinge uns zerstören. Lassen Sie uns die zusammenrufen, von denen Sie sprachen... Ich werde nach Basuhiro schicken, er hat einen Verstand wie eine Schlange!«

»Wir sitzen nur dann in der Falle, wenn wir die Einladung morgen annehmen. Ich schlage vor, daß wir beide heute nacht heimlich Kyōto verlassen. Wenn wir nicht hier sind... eh?«

Ogamas plötzliches Lächeln war selig, aber es verging auch ebenso schnell wieder. Yoshi verstand den Grund und sagte: »Ein solcher Schritt erfordert großes Vertrauen zwischen uns.«

»Ja, ja, das würde er. Was schlagen Sie vor, um uns vor irgendwelchen Fehlern zu schützen?«

»Ich kann nicht alle Alternativen abdecken, aber einstweilen dies: Wir beide verlassen heute nacht heimlich Kyōto und einigen uns darauf, mindestens zwanzig Tage wegzubleiben. Ich werde sofort nach Edo gehen und mit Anjo verhandeln oder ihn neutralisieren und dortbleiben, bis das erledigt ist. General Akeda wird wie üblich verantwortlich sein, und er wird sagen, daß ich plötzlich in meine Erbburg zurückkehren mußte, ein Krankheitsfall in der Familie, daß ich aber bald zurückerwartet werde. Sie gehen nach Fujimi und ver-

bringen die Nacht dort. Morgen bei Sonnenuntergang, wenn die Einladung Sie nicht erreicht hat – denn keiner, nicht einmal Basuhiro, weiß, wo Sie sind, ja?«

»Zu gefährlich, es ihm nicht zu sagen. Aber fahren Sie fort.«

»Das überlasse ich Ihnen, aber morgen bei Sonnenuntergang schicken Sie eine Botschaft an Prinz Fujitaka und laden ihn zu einem privaten Treffen am nächsten Morgen ein, sagen wir bei den Monoyama-Ruinen« – einem beliebten Ausflugsziel der Bewohner von Kyōto –, »und wenn Sie ihn sehen, äußern Sie Erstaunen über die ›Einladung‹ und bedauern, nicht dagewesen zu sein, um sie anzunehmen. Inzwischen möge er dafür sorgen, daß bis zu Ihrer Rückkehr keine weiteren Einladungen eingehen. ›Wann wird das sein?‹ Sie wissen es noch nicht. Die Gai-Jin haben gedroht, in aller Kürze in Osaka zu landen. Sie müssen hinreisen und Pläne machen. Bis dahin machen Sie ihm klar, daß besser keine plötzlichen kaiserlichen Einladungen mehr erfolgen sollten, bis Sie beschließen, sie anzunehmen.«

Ogama grunzte. Er starrte gedankenverloren auf die Tatamis. Dann sagte er: »Was ist mit Sanjiro und Yodo von Tosa? Sie werden eintreffen, zwar nur mit zeremoniellen Truppen, aber immerhin mit Truppen.«

»Sagen Sie Fujitaka, er solle dafür sorgen, daß ihre Einladungen verschoben werden – er sollte dem Göttlichen nahelegen, daß diese Sonnenwende mit bösen Omen behaftet ist.«

»Ein guter Vorschlag! Aber wenn sie nicht verschoben werden?«

»Fujitaka wird dafür sorgen, daß sie verschoben werden.«

»Wenn es so leicht ist, warum bleiben wir dann nicht hier, trotz der Einladungen, und ich sage Fujitaka einfach, er soll etwas über schlechte Vorzeichen zur Sprache bringen?«

»Ich glaube, in Kyōto liegt Hinterhältigkeit in der Luft, die wir atmen – wir würden in die Falle gelockt.« Mehr konnte er nicht tun, denn er wollte nicht, daß Ogama allein hier war, und außer-

dem war noch die Sache mit den Toren zu klären.

»Ich könnte zwanzig Tage in Fujimi oder Osaka bleiben«, sagte Ogama langsam. »Ich könnte nicht nach Choshu zurückkehren, das würde mein Kyōto-... das würde mich anfällig für Angriffe machen.«

»Von wem? Nicht von mir – wir sind Verbündete. Yodo oder Sanjiro werden nicht hier sein. Sie können nach Choshu reisen, wenn Sie wollen. Man könnte Basuhiro damit betrauen, hier Ihre Stellung zu halten.«

»So weit kann man keinem Vasallen vertrauen«, sagte Ogama säuerlich. »Was ist mit den Shishi?«

»Basuhiro und mein Akeda werden fortfahren, sie zu zerschmettern – unsere Bakufu-Spione werden sie weiterhin ausspähen.«

Ogama wurde zunehmend mürrischer: »Je mehr ich darüber nachdenke, desto weniger gefällt mir Ihr Plan. Zu viele Gefahren, Yoshi-donno. Fujitaka wird mir sicher sagen, daß Ihre Einladung ebenfalls nicht zugestellt wurde.«

»Ich bin dafür, daß Sie sagen, meine Entschuldigung bezüglich einer Erkrankung müsse ein Vorwand sein, und ich wäre gewiß eilig nach Edo unterwegs, um zu sehen, wie ich verhindern kann, daß die Gai-Jin ihre Drohung wahrmachen und tatsächlich nach Kyōto kommen – und um dafür zu sorgen, daß sie Yokohama verlassen.« Seine Miene verdüsterte sich. »Das werden sie nicht tun.«

Grob sagte Ogama: »Dann werden wir sie dazu zwingen.«

»Zur richtigen Zeit, Ogama-donno. Alles, was ich vorhersagte, ist geschehen. Glauben Sie mir, die Gai-Jin werden sich nicht gewaltsam vertreiben lassen. Noch nicht.«

»Wann denn?«

»Bald. Dieses Problem müssen wir für den Augenblick aufschieben. Zuerst ist es wichtig, daß wir uns selbst schützen. Zwei Dinge: Wir reisen zusammen ab und kommen zusammen zurück. Wir bleiben insgeheim Verbündete, bis wir, von Mann zu Mann und allein,

anders entscheiden.« Ogama lachte, sagte aber nichts. »Und schließlich, während ich fort bin, bleibt unsere Vereinbarung bezüglich der Tore gültig.«

»Ihre Gedanken springen herum wie eine Katze mit Dornen in den Pfoten.« Ogama räusperte sich. »Vielleicht stimme ich zu, vielleicht nicht. Das ist zu wichtig, um es auf der Stelle zu entscheiden. Ich muß mit Basuhiro reden.«

»Nein. Reden Sie mit mir. Ich kann besseren Rat geben, weil ich mehr weiß und weil – das ist wichtig – Ihre Interessen in dieser Sache auch meine sind. Und ich bin kein Vasall, der nach belanglosen Gunstbeweisen streben muß.«

»Nur nach großen. Wie zum Beispiel den Toren.«

Yoshi lachte. »Die sind klein verglichen mit denen, die Sie mir und ich Ihnen gewähren werde, wenn Sie *taikō* sind.«

»Dann gewähren Sie mir schon jetzt einen, solange ich es noch nicht bin: Sanjiros Kopf.«

Yoshi sah ihn an und verbarg seine Überraschung. Er hatte nicht vergessen, was sein Spion, der Wirt an der Straße nach der Erbburg Drachenzahn, ihm über Ogama und ›Roter Himmel‹ berichtet hatte. Inejin hatte davon gesprochen, wie Ogama und Sanjiro als sein Helfer mit der historischen Taktik, die von den Daimyos bevorzugt wurde, gegen das Shōgunat siegen würden.

»Würden Sie sich auch mit seinen Eiern zufriedengeben?« fragte er und legte den Plan dar, an dem er seit Monaten getüftelt hatte.

Ogama begann zu lachen.

Die Kolonne der abgelösten Wachen trottete in Viererreihe heimwärts, Yoshi noch immer als Fußsoldat verkleidet unter ihnen. Obwohl sie vorher warnend aufgefordert worden waren, ihn als solchen zu behandeln, fiel es ihnen doch schwer, ihm keine heimlichen Seitenblicke zuzuwerfen oder sich zu entschuldigen, wenn sie

ihm zu nahe kamen. Einer der Soldaten war ein Shishi-Informant namens Wataki, hatte aber keine Gelegenheit gehabt, diese einzigartige Chance für einen Hinterhalt vorher zu verraten.

Yoshi war müde, aber zufrieden. Schließlich hatte Ogama allem zugestimmt, so daß er nun Kyōto verlassen konnte, weil sich die Tore in den Händen des Shōgunats befanden und das Shōgunat selbst ebenfalls sicher war.

Für eine Weile – lange genug, dachte er. Mein Einsatz ist hoch und mein Plan voller Löcher, die Ogama Sorgen machen werden, wenn er sie bemerkt. Es spielt keine Rolle, gewiß hat er ohnehin vor, mich zu betrügen. Macht nichts, das war das Beste, was ich tun konnte, und sollte funktionieren. Unmöglich, daß ich die Einladung annehme.

Das Wetter hatte sich jetzt gebessert, aber Yoshi bemerkte das kaum, so beschäftigt war er mit den Einzelheiten seiner Abreise sowie der Frage, wem er davon erzählen sollte, was er bezüglich Koikos und General Akedas unternehmen sollte, wen er mitnehmen sollte und ob er rechtzeitig ankommen würde, um den Schaden in Edo möglichst gering zu halten.

Zuerst ein Bad und eine Massage, danach die Entscheidungen...

Sein Blick konzentrierte sich, und er wurde sich plötzlich der Straßen bewußt, der Fußgänger und Pferde und *kagas* und Sänften, der Häuser und Hütten und Stände und Kinder und Fischverkäufer und Hausierer und Wahrsager und Schreiber. Es war eine völlig neue Erfahrung für ihn, einer von vielen zu sein, und er begann, diese völlig andere Perspektive zu genießen. Bald nahm er mit offenem Mund wie ein Junge vom Lande die Bilder, Geräusche und Gerüche der Stadt wahr, die er nie zuvor bemerkt hatte, wollte stehenbleiben, wollte sich unter die Menge mischen, um zu erfahren, was die Menschen dachten und taten und wo sie schliefen. »Soldat«, flüsterte er dem jungen Mann neben ihm zu. »Wohin gehst du, wenn du keinen Dienst hast?«



»Ich, Herr?« stammelte der Mann und ließ beinahe den Speer fallen, entsetzt, vom Höchsten angesprochen zu werden. Am liebsten wäre er sofort auf die Knie gefallen. »Ich, ich... gehe und trinke, Herr...«

»Sag nicht ›Herr‹ zu mir«, zischte Yoshi, verblüfft über die plötzliche Verwirrung, die seine Frage bei allen ausgelöst hatte, die in der Nähe waren; einige kamen aus dem Tritt und hätten beinahe die Reihen durcheinandergebracht. »Benehmt euch normal – schaut mich nicht an! Ihr alle!«

Der Soldat entschuldigte sich, und die Männer in der Nähe versuchten zu tun, was er befohlen hatte, doch es war ihnen fast unmöglich, nachdem ihr Herr Yoshi nun den Bann der Unsichtbarkeit gebrochen hatte. Der Feldwebel sah sich um und kam ängstlich zurück: »Alles in Ordnung, Herr? Sind al...«

»Ja, ja, Feldwebel. Kehren Sie an Ihren Posten zurück!«

Automatisch verneigte der Feldwebel sich und gehorchte, und die Soldaten fielen wieder in Tritt und gingen weiter – ihre Kasernen waren nur noch hundert Meter entfernt. Zu Yoshis Erleichterung blieb diese geringfügige Verwirrung von der Menge am Straßenrand, die sich verbeugt hatte, als die Kolonne vorbeizog, unbemerkt.

Nur zwei Männer weiter unten in der Straße hatten sie gesehen: der Shishi auf seinem Posten und seine Ablösung, Rushan, ein junger Tosa-Ronin, der in diesem Augenblick an dem konspirativen Straßenstand angekommen war. »Bin ich betrunken, Rushan? Ein Feldwebel, der sich vor einem Fußsoldaten verneigt? Ein Feldwebel?«

»Ich hab's auch gesehen, Izuru«, flüsterte der andere. »Schau dir den Soldaten an. Da, jetzt kannst du ihn sehen, den großen ziemlich weit hinten, schau, wie er seinen Speer trägt. Er ist nicht daran gewöhnt.«

»Richtig, aber... Aber was soll das, he?«

»Schau, wie die anderen ihn beobachten, ohne hinzusehen!«

Mit wachsender Erregung sahen sie sich den Soldaten genau an, als die Kolonne näher kam. Obwohl die Waffen des Soldaten, seine Uniform und alles andere wie bei allen anderen waren, war ein großer Unterschied nicht zu verkennen: in der Haltung, im Schritt und in den körperlichen Eigenschaften des Mannes, so sehr er auch vorgab, einfach dahinzutrotten.

»Herr Yoshi«, sagten beide Männer gleichzeitig, und Rushan fügte sofort hinzu: »Er gehört mir.«

»Nein, mir«, sagte Izuru.

»Ich hab ihn zuerst gesehen!« flüsterte Rushan inbrünstig und so ungeduldig, daß er kaum sprechen konnte.

»Wir beide, zusammen haben wir eine bessere Chance.«

»Nein, und sprich leise! Immer nur ein Mann auf einmal, das war Katsumatas Befehl, und wir haben zugestimmt. Er gehört mir. Gib mir ein Zeichen, wann!« Mit klopfendem Herzen drängte sich Rushan durch die Fußgänger, die sich höflich verneigten, da sie ihn für einen der vielen Samurai niedrigen Ranges hielten, und ihn nicht weiter beachteten, sondern sich darauf vorbereiteten, sich vor der herannahenden Kolonne zu verneigen.

Rushan befand sich jetzt am Rande der Straße. Ein letzter Blick, um sein Opfer zu orten. Dann richtete er seine Augen ruhig auf seinen Freund Izuru. Sein Todesgedicht für seine Eltern war in den Händen seines Dorf-Shoya; er hatte es ihm vor zehn Jahren gegeben, als er und zehn andere Samurai-Schüler rebelliert hatten. Sie alle waren Goshi, Fußsoldaten, und hatten sich aufgelehnt, als man ihnen den Eintritt in die Schule zur höheren Erziehung verweigerte – ihre Eltern konnten sich die Bestechungsgelder für die lokalen Beamten nicht leisten. Sie hatten die Beamten getötet und sich selbst zu Ronin und Anhängern von *sonno-jo*i erklärt.

Von den zehn war nur noch er am Leben. Und ich werde auch bald sterben, dachte er stolz, denn er wußte, er war vorbereitet, und Izuru würde sein Zeuge sein.

Izurus Blick glitt von der Patrouille zum Tor, wo sich Wachleute auf das Ritual vorbereiteten, die anderen durch die Sperre wieder einzulassen. Ihm fiel sofort auf, daß es mehr Gedränge und Mühe gab als üblich. Die Männer waren aufmerksamer und nervöser.

Er fluchte im stillen. Sie wissen es! Natürlich wissen sie es und haben es gewußt, seit die Kolonne ausgerückt ist! Das erklärt auch, warum sie den ganzen Morgen so unruhig und reizbar waren. Sie alle wußten, daß Herr Yoshi dort draußen verkleidet herumlief. Aber warum? Und wo war er gewesen? Bei Ogama! Aber warum? Haben Sie einen weiteren Angriff auf uns geplant? Werden wir wieder verraten?

Seine Blicke huschten die ganze Zeit hin und her; er vergaß Rushan nicht und schätzte Entfernungen und Zeitpunkt ab. Schon verneigten sich viele Fußgänger und Ladenbesitzer in der Nähe. Nun würde der Offizier jeden Moment die Kolonne anhalten, der Offizier am Tor würde ihm entgegenkommen, beide würden sich verneigen, zusammen würden sie die ankommenden Männer inspizieren, und dann würden sie alle abmarschieren.

Der Offizier hielt die Hand hoch, und die Kolonne kam zum Stehen. »Jetzt«, sagte Izuru fast hörbar und machte eine Geste. Rushan sah das Signal und stürzte auf das Ende der Kolonne los, das Langschwert in beiden Händen.

Er brach zwischen den beiden ersten Männern durch und warf sie zu Boden, bevor sie oder andere Soldaten merkten, daß sie angegriffen wurden, und hieb nach Yoshi, der ihn für den Bruchteil einer Sekunde verdutzt ansah. Nur Yoshis geschärfter Instinkt ließ ihn dem tödlichen Schlag entgegenspringen und diesen auf einen verblüfften Soldaten neben ihm ablenken, der schreiend zu Boden ging.

Rushan schrie »*sonno-joi!*« in das plötzliche Gewühl um ihn herum und riß die Klinge herum, während Soldaten um Platz kämpften und einander aus dem Weg stießen, andere Wachen vom Tor her-

beieilten und die Umstehenden wie gelähmt starrten. Wataki, der Shishi-Informant, war ebenso überrascht wie alle anderen Soldaten und hatte schreckliche Angst, er könne von diesem Shishi verraten werden, den er erkannte und der aus dem Nirgendwo aufgetaucht war.

Wataki sah Rushan erneut zuschlagen und hielt den Atem an. Aber Yoshi hatte sein Gleichgewicht wiedergefunden. Er hatte zwar noch keine Zeit gehabt, das Schwert zu ziehen, doch er benutzte das Heft seines Speers, um den Schlag abzuwehren. Rushans Schwert durchschlug das Heft zwar, aber die Klinge drehte sich ein wenig und wurde langsamer, so daß Yoshi gerade genug Zeit hatte, einen Ausfall zu machen und mit der linken Hand seinen Schwertgriff zu packen.

Sofort fuhr Rushans rechte Hand an sein Kurzsword, riß es heraus und stach nach dem Bauch, ein klassischer Schachzug im Kampf Mann gegen Mann. Wieder war Yoshi vorbereitet. Er hatte den Speer fallen lassen und rammte seinen rechten Unterarm gegen Rushans Handgelenk, um die Klinge auf seinen Umhang abzulenken, damit sie sich darin verfang. Sofort ließ Rushan los, und seine Hand, jetzt eine mörderische Waffe mit Fingern wie steinharte Klauen und Nägeln wie Krallen, stach nach Yoshis Augen. Die Nägel verfehlten die Augen, trafen aber das Fleisch darunter.

Yoshi keuchte. Ein weniger trainierter Mann hätte den Griff um das Langsword des Angreifers gelockert und wäre gestorben. Blind klammerte er sich, jetzt mit zwei Händen, an den Mann, der sich ohnmächtig in sein Gesicht krallte und die Kontrolle verloren hatte. Dies gab einem Soldaten die Möglichkeit, Rushan um den Hals zu packen, und Wataki, der wußte, daß der Kampf verloren war, und Angst hatte, der Shishi werde lebend gefangen, stieß dankbar sein Kurzsword in Rushans Rücken. Die Kraft des Stoßes durchbohrte den ganzen Körper. Rushan schrie auf. Blut strömte aus seinem Mund, aber er kämpfte weiter, obwohl der Tod schon in ihm

aufstieg. Kaum eine Minute war seit dem ersten Angriff vergangen.

Yoshi spürte, wie das Leben den Mann verließ, aber er ließ erst los, als er vollkommen sicher war, daß der Mann wirklich tot war. Dann erst ließ er zu, daß andere Hände den Leichnam wegzogen und fallen ließen.

Er war blutbedeckt, aber er merkte schnell, daß es nicht sein eigenes Blut war. Daß er Glück gehabt hatte, minderte nicht seine Wut auf die Männer ringsum, die nicht aufgepaßt, keinen Schutzschirm gebildet und ihm das Kämpfen überlassen hatten. Er verfluchte sie und befahl der ganzen Truppe niederzuknien, und sie mußten ihre Schwerter zerbrechen, bis auf die beiden Soldaten, die ihm geholfen hatten. Dann schaute er sich keuchend um. Die belebte Straße war beinahe verlassen.

Als das Geschrei und Getümmel rings um den einsamen Angreifer als das begriffen wurde, was es war, und als binnen Sekunden Yoshis Hut abgerissen und er erkannt wurde, war ein Raunen durch die Menge der gewöhnlichen Leute gegangen. Sofort machten sich zwei oder drei mit abgewandtem Gesicht davon. Andere folgten. Das vorsichtige Tröpfeln wurde zu einer Flut, da niemand als Zeuge festgehalten oder gar beschuldigt werden wollte, ein Komplize zu sein.

Izuru war einer der ersten, die sich abwandten, als er erkannte, daß einem zweiten Angriff auch kein Erfolg beschieden sein würde. Rushan hat die Attacke verfehlt, dachte er, während er eine Seitenstraße entlangging, gut abgeschirmt von der davoneilenden Menge. Der Narr hätte einem von den beiden ersten Soldaten den Kopf abschlagen sollen, um die anderen abzulenken, und dann mit derselben flüssigen, brutalen Kraft das eigentliche Ziel attackieren sollen. Diesem Schlag wäre Yoshi nicht entkommen. Niemals. Katsumata wird wütend sein, er hat es oft genug vorgeführt und uns beigebracht. Eine einmalige Gelegenheit vergeudet! Und daß Yoshi sein Heft packen und den Bauchstoß parieren konnte...

Rushan hätte verdient, lebend gefangen und zu Schwertübungen benutzt zu werden! Aber vielleicht war es besser so. Wenn Rushan in seinem allerwichtigsten Zweikampf so ungeschickt gewesen war, dann wäre er vermutlich auch zusammengebrochen und hätte unsere sicheren Häuser verraten, diejenigen, die er kannte. Tosas kann man nicht vertrauen, ob sie nun Shishi sind oder nicht!

Aber warum ging Toranaga Yoshi ein solches Risiko ein?

Hinter ihm ertönten Schreie. Soldaten jagten die letzten Nachzügler der Menge, um einige von ihnen als Zeugen einzufangen. Keine Chance, daß sie ihn erwischten, kein Grund zur Eile.

Der Regen setzte wieder ein, und der Wind frischte auf. Er zog seinen Umhang fester um sich. Eine weitere Gasse voller Pfützen entlang, in eine andere, über eine Brücke, deren Holzplanken schlüpfrig waren. Bald war er sicher in einem Netz kleiner Straßen, die zum Hintereingang in der Mauer eines großen Gebäudes führten. Ein Wächter erkannte ihn, ließ ihn passieren und winkte ihn zu der geheimen Shishi-Zuflucht, die in den großen Gärten versteckt lag. Die Uniform des Mannes trug die Insignien von Wakura, dem kaiserlichen Großkanzler.

In der Straße des Toranaga-Hauptquartiers wurde der Standinhaber ins Wachhaus geschubst. Er protestierte laut, er wisse nichts, sei nichts und bitte nur darum, gehen zu dürfen – er hatte es nicht gewagt, mit den anderen zu verschwinden, da er in der Gegend bekannt war.

Mit Hilfe eines Spiegels aus poliertem Stahl legte Koiko letzte Hand an ihr Make-up. Ihre Finger zitterten leicht. Wieder gab sie sich bewußt Mühe, ihre Ängste um Yoshi und Yoshis wegen sowie um sich selbst und ihrer selbst wegen zu verdrängen. Die beiden anderen Frauen, Teko, ihre *maiko* – ihr Lehrling –, und Sumomo sahen aufmerksam zu. Der Raum war klein und funktionell wie der

Rest der Suite neben Yoshis Quartier, ausreichend für sie und eine Dienerin. Ihre anderen Dienstboten waren weiter weg untergebracht.

Als sie fertig war, starrte sie ihr Spiegelbild an. Sie konnte keine Sorgenfalten entdecken, und als sie ein Lächeln versuchte, verzog sich die Haut ihres Gesichts nur an den richtigen Stellen. Ihre Augen waren weiß, wo sie weiß sein sollten, dunkel, wo sie dunkel sein sollten, und verrieten nichts von ihrer tiefen Sorge. Das gefiel ihr. Dann erhaschte sie einen Blick von Sumomo, die nicht merkte, daß sie beobachtet wurde, und deren Gesicht für einen Augenblick offen war. Koikos Magen zog sich zusammen, weil sie so viele gegensätzliche Empfindungen darin sah.

Übung, Übung, Übung, dachte sie, was würden wir ohne sie anfangen. Dann wandte sie sich den beiden anderen Frauen zu. Teko, kaum älter als ein Kind, nahm ungebeten den Spiegel und berührte geschickt eine heraushängende Locke, die sie mit ihrer winzigen Hand an die richtige Stelle schob.

»Wunderbar, Dame Koiko«, sagte Sumomo verzaubert. Dies war das erste Mal, daß sie Koikos private Räume hatte betreten dürfen. Die Geheimnisse des Verschönerungsprozesses waren eine Offenbarung gewesen und hatten all ihre Erwartungen übertroffen.

»Ja, das ist es«, sagte Koiko, die annahm, Sumomo meine den Spiegel, dessen vollkommene Oberfläche ihn nahezu unbezahlbar machte. »Und es ist auch ein freundlicher Spiegel. Wenige sind freundlich, Sumomo. Sehr wichtig in diesem Leben, daß eine Frau einen freundlichen Spiegel hat, in den sie schauen kann.«

»Oh, ich meinte das ganze Bild, das Sie abgeben, nicht den Spiegel«, sagte Sumomo verlegen. »Von Ihrem Kimono bis zur Frisur, die Wahl Ihrer Farben und wie Sie Ihre Lippen und Augenbrauen schminken, alles. Danke, daß ich dabei zusehen durfte.«

Koiko lachte. »Ich hoffe, daß die Wirkung mit oder ohne Schminke nicht allzu unterschiedlich ist!«

»Ach, Sie sind die schönste Person, die ich je gesehen habe«, platzte Sumomo heraus. Im Vergleich zu Koiko fühlte sie sich wie eine Bäuerin, unkultiviert und tölpelhaft; zum erstenmal in ihrem Leben war ihr ein Mangel an Weiblichkeit bewußt. Was sieht mein geliebter Hiraga nur in mir, fragte sie sich bestürzt. Ich bin nichts, gar nichts, nicht einmal aus Choshu wie er. Ich bringe ihm kein Gesicht, keine Ländereien, kein Prestige und kein Geld. Ich bin sicher, daß seine Eltern mich in Wahrheit mißbilligen. »Sie sind die ... die Schönste, die ich je sehen werde!« sagte sie und dachte: Sind alle Damen der Schwimmenden Welt wie Sie? Selbst die *maiko* wird hinreißend sein, wenn sie erwachsen ist, wenn auch nicht so wie ihre Herrscherin! Kein Wunder, daß Männer Frauen wie mich nur heiraten, um ihre Häuser zu kontrollieren und ihre Kinder auszutragen, denn es ist so leicht für sie, anderswo Schönheit und vieles, vieles andere zu genießen.

An ihrer Aufrichtigkeit erkannte Koiko das ganze Unglück der anderen Frau. »Auch Sie sind schön, Sumomo«, sagte sie. »Tekochan, du kannst jetzt gehen, aber bereite für später alles vor... und Sorge dafür, daß wir nicht gestört werden, Sumomo und ich.«

»Ja, Herrin.« Teko war elf. Wie bei Koiko war ihr Kontrakt mit der Mama-san des Hauses ›Zu den Glyzinien‹ von ihren bäuerlichen Eltern abgeschlossen worden, als sie sieben war. Zu verdienen würde sie beginnen, wenn sie vierzehn oder fünfzehn war. Bis dahin und solange die Mama-san es wünschte, machte der Vertrag die Mama-san für ihren Unterhalt, ihre Kleidung und ihre Ausbildung für ein Leben in der Schwimmenden Welt verantwortlich, und, falls sie die Eignung dazu entwickelte, auch für die Ausbildung in den verschiedenen Künsten: als Musikerin, Tänzerin, Dichterin oder Gesprächspartnerin oder alles zugleich. Wenn die *maiko* sich als ungeeignet oder schwierig erwies, konnte die Mama-san den Kontrakt ganz nach Laune wieder verkaufen, aber wenn ihre Wahl weise gewesen war wie bei Koiko, dann würden sich die beträchtlichen



finanziellen Aufwendungen der Mama-san und ihr Einsatz in üppigen Gewinnen auszahlen.

»Jetzt lauf und übe deine Tonleitern«, sagte Koiko.

»Ja, Herrin.« Teko wußte, es war ein Segen für sie, daß sie von Koiko angelernt wurde, der zu gefallen sie sich große Mühe gab. Mit einer perfekten Verneigung und voller Anmut entfernte sie sich.

»So.« Koiko sah Sumomo an, fasziniert von ihrem direkten Blick, ihrer Art und ihrer Kraft. Seit sie vor fünf Tagen eingewilligt hatte, daß sie bleiben durfte, hatte es fast keine Gelegenheit gegeben, allein mit ihr zu sprechen. Nun war es an der Zeit, nun konnte sie es sich gestatten, an Katsumata zu denken.

Oh, mein Freund, was hast du mir nur angetan?

Er hatte ihr bei ihrem Besuch bei der Mama-san von Kyōto aufgelauret, die auf Anregung von Meikin, ihrer eigenen Mama-san in Edo, für Zofen, Friseurinnen und Masseusen gesorgt hatte, solange sie sich hier aufhielt, denn nur Teko und eine Dienerin waren mit ihr aus Edo gekommen.

»Ich möchte einen Lebenswunsch äußern«, hatte Katsumata gesagt.

»Nein, das darfst du nicht!« hatte sie erwidert, schockiert, ihn zu sehen, schockiert, daß er sie mit einem solchen heimlichen Treffen in Gefahr brachte, und schockiert, daß er eine Gunst von ihr verlangte, die gewiß unheilvolle Konsequenzen hatte. Wurde der Wunsch erfüllt, durfte dieselbe Person nie wieder ein Verlangen äußern, und die Schuld, die sich daraus ergab, war ungeheuer. »Als Herr Toranaga Yoshi mir die Ehre erwies, haben wir vereinbart, daß alle persönlichen Kontakte zwischen uns aufhören sollten, es sei denn in einem Notfall. Das haben wir vereinbart.«

»Ja, daher auch mein Lebenswunsch.«

Vor sieben Jahren, als sie fünfzehn war, war Katsumata in Edo ihr erster Kunde gewesen. Schnell war er sehr viel mehr geworden:

Freund, Guru und vollendeter Lehrer. Er hatte ihre Augen für die Welt geöffnet, für die Bedeutung der wirklichen Welt und auch der Schwimmenden Welt. Im Laufe der Jahre hatte er ihr die Teezeremonie, die Kunst des Debattierens, Kalligraphie, Dichtung und die innere Bedeutung von Literatur und Politik nahegebracht und sie mit seinen Ideen und Plänen für die Zukunft unterhalten: wie seine kleine Gruppe von Samurai-Gefolgsleuten das Land beherrschen und *sonno-joï* durchsetzen würde. Mit der Zeit hatte er ihr gezeigt, daß es für sie einen wichtigen Platz in dem Puzzle gab, das man *sonno-joï* nannte. »Als Kurtisane höchsten Ranges wirst du eine Vertraute der Mächtigen sein, und als Ehefrau eines von ihnen – und hab keine Angst, du wirst heiraten – wirst du Samurai-Söhne haben und unentbehrlich für die neue Zukunft sein, vergiß das nie!«

Meikin, ihre Mama-san, war eine Anhängerin von Katsumata; seine Tapferkeit und Kühnheit und seine Gruppe von Shishi regten ihre Phantasie an.

»Das Blatt hat sich gewendet«, hatte er gesagt und ihr von dem Hinterhalt der letzten Nacht und seinem Entkommen erzählt. »Wir sind verraten worden – ich weiß nicht von wem, aber wir müssen uns trennen – einstweilen.«

»Vierzig Shishi erstochen?« flüsterte sie entsetzt.

»Vierzig. Die meisten waren Führer. Nur drei von uns sind entkommen: ich, ein weiterer Shishi und ein Mädchen – ein Mündel von mir. Hör zu, Koiko-chan, wir haben nicht viel Zeit. Mein Lebenswunsch ist, daß du auf dieses Mädchen achtgibst, während du in Kyōto bist, sie in deinen Haushalt aufnimmst, sogar mit dir zurück nach Edo, wenn...«

»Oh, so gern ich das auch täte, ich bedaure sehr, es wäre überaus schwierig, General Akeda ist sehr eigen in bezug auf Menschen, die er nicht persönlich befragt hat«, sagte sie, so freundlich sie konnte, innerlich entsetzt, daß er ihr einen so gefährlichen Vorschlag zu machen wagte – eine entflohene Shishi zu beherbergen, so unschul-

dig sie auch sein mochte. »Es wäre sehr schwie...«

»Natürlich wäre es schwierig. Aber du wirst in der Lage sein, das einzurichten, ohne daß er sie sieht.«

»Dann ist da noch Herr Yoshi.« Sie ließ das in der Luft hängen und hoffte inbrünstig, er werde seine Bitte zurückziehen. Doch er hatte leise weitergesprochen, hatte sie mit seinen intensiven, zwingenden Blicken angesehen und gesagt, Sumomo würde bei ihr sicher sein, sie sei eine Samurai, die Verlobte eines sehr wichtigen Shishi und eine Frau, der man trauen könne. »Es tut mir so leid, aber ich bitte dich, dies für *sonno-joi* zu tun. Sie ist vertrauenswürdig. Wenn es irgendwelche Probleme gibt, dann schicke sie fort. Sie wird jede Aufgabe erfüllen... ich bedaure, Koiko-chan, ich muß gehen. Ein Lebenswunsch an eine alte Freundin.«

»Warte. Falls... ich werde General Akeda fragen müssen, doch selbst wenn ich ihm ausweichen kann, muß ich mit Sicherheit meinen Haushalt fragen. Was soll ich über sie sagen? Ich kenne diese Leute in Kyōto nicht und weiß auch nichts über sie.«

»Ihre Mama-san garantiert, daß sie vertrauenswürdig ist«, hatte er mit vollster Überzeugung gesagt. »Ich habe sie gefragt, und sie billigt dies, Koiko, sonst würde ich es nicht vorschlagen. Sag ihnen die Wahrheit, daß Sumomo nur ein eigensinniges Mädchen ist und ihr Vormund – ein sehr, sehr alter Kunde – möchte, daß sie im Zaun gehalten und in nützlichen weiblichen Künsten unterwiesen wird. Ich kann sie nicht mitnehmen, und ich möchte, daß sie geschützt ist. Ich habe ihrem Verlobten gegenüber eine Verpflichtung. Sie wird dir in allem gehorchen.«

Koiko zitterte angesichts der Gefahr, in die sie sich selbst und diejenigen gebracht hatte, für die sie verantwortlich war, Teko und ihre Dienerinnen: vier Zofen, eine Friseurin und eine Masseuse. Glücklicherweise hatten sie eingewilligt, diese Fremde in ihre Mitte aufzunehmen und mitzuhelfen, ihr Benehmen zu ändern.

Ach, Katsumata, du wußtest, daß ich dir nichts abschlagen kann,

dachte sie. Merkwürdig, wie schnell du über das Bedürfnis nach meinem Körper hinausgegangen bist; nach wenigen Monaten wolltest du statt dessen meinen Geist besitzen und erweitern. Ich bin noch immer wie mit Eisenketten an dich gebunden und stehe tief in deiner Schuld. Ohne dich und das Wissen, das du mir gabst, wäre ich nicht auf dem Gipfel, auf dem ich mich jetzt befinde – und in der Lage, den größten Mann im Land zu betören.

»Setzen Sie sich, Sumomo«, sagte sie. »Wir haben jetzt etwas Zeit, bevor ich gehen muß. Hier können wir nicht belauscht werden.«

»Danke.«

»Meine Dienerschaft macht sich Sorgen um Sie.«

»Bitte verzeihen Sie, wenn ich mich nicht richtig verhalten habe.«

»Die Mädchen fragen sich, ob Sie eine Zunge im Kopf haben. Sie alle sind sich einig darin, daß Ihre Vornehmheit zu wünschen übrig läßt, und alle können verstehen, daß Ihr Vormund wünscht, Sie sollten sich bessern.«

»Ja, ich muß mich bessern«, sagte Sumomo mit einem Lächeln in den Augen.

Koiko betrachtete die junge Frau genauer. Sie war nicht unattraktiv, ihr Körper geschmeidig und stark, das Gesicht ungeschminkt, doch die Blüte von Jugend und Gesundheit machte diesen Mangel wett. Ihr Haar ist in gutem Zustand, muß aber frisiert werden, dachte sie kritisch. Der Stil von Kyōto würde ihr stehen, überlegte sie abwägend, viel gutes Öl auf ihren Händen und Armen, eine leichte Schattierung auf den feinen Wangenknochen, ein Hauch von Farbe auf den Lippen. Das Mädchen ist vielversprechend. Wir müßten zusammen baden, dann wüßte ich mehr, obwohl ich bezweifle, daß sie sich an unser Leben anpassen könnte, selbst wenn sie wollte.

»Sie sind noch Jungfrau, ja?«

Sie sah das Mädchen erröten und lachte. »Oh, ich bedaure, natürlich sind Sie das, einen Augenblick lang vergaß ich, daß Sie nicht

zu unserer Welt gehören. Bitte verzeihen Sie mir, aber es ist selten, daß wir Außenstehende treffen, von einer Samurai-Dame ganz zu schweigen, und eine in unserem Haushalt zu haben, für wie kurze Zeit auch immer, das kennen wir fast nicht.«

»So... so nennen Sie uns? Außenstehende?«

»Ja. Unsere Schwimmende Welt trennt uns. Nehmen Sie die kleine Teko. Bald wird ihr anderes Leben vergessen sein, und sie wird nur meines kennen. Es ist meine Pflicht, sie auszubilden und sie sanft und freundlich bleiben zu lassen, damit sie sich der Lust des Mannes opfert – und nicht ihren Impulsen.« Koikos Augen begannen zu glänzen. »Das ist es doch, was Männer glücklich und zufrieden macht, Lust in all ihren Manifestationen, *neh?*«

»Ich bedaure, ich verstehe nicht.«

»Oh, Verzeihung, es bedeutet ›Erscheinungsformen‹ oder ›Eigenschaften‹, um alle Grade der Lust zu zeigen.«

»Oh, ich danke Ihnen«, sagte Sumomo ehrfürchtig. »Bitte verzeihen Sie, ich wußte nicht, daß Damen der... der Schwimmenden Welt so... natürlich nahm ich an, daß sie schön sind, aber nie, niemals so schön wie Sie, und ich hätte mir nicht träumen lassen, daß sie so gebildet und vollendet sein könnten.« In den wenigen Tagen, seit sie hier war, hatte sie Koiko singen und Samisen spielen hören und war von ihrem Repertoire inspiriert worden – auch sie konnte ein wenig Samisen spielen und wußte, wie schwierig das war. Sie hatte gehört, wie sie Teko in der Kunst der Dichtung unterwies und darin, wie man einen Satz liebteste, hatte sie über Seiden und deren Herstellung, über Kette und Schuß und über die Anfänge der Geschichte sprechen hören. Das Spektrum ihrer Kenntnisse war breit. Sie verbeugte sich ehrerbietig. »Sie erstaunen mich, Dame.«

Koiko lachte leise. »Lernen ist der wichtigste Teil unserer Arbeit. Es ist leicht, den Körper eines Mannes zu befriedigen – eine sehr kurzlebige Wonne –, aber schwer, ihn auf die Dauer zu erfreuen und sich seine Gunst zu erhalten. Das muß durch die Mittel des

Geistes geschehen. Um das zu erreichen, muß man mit größter Sorgfalt üben. Auch Sie müssen anfangen, das zu tun.«

»Wer würde Karottengrün anschauen, wenn es Kirschblüten zu bewundern gibt?«

»Wenn ein Mann hungrig ist, sucht er Karotten und keine Kirschblüten.« Koiko wartete amüsiert. Sie sah, daß Sumomo den Blick senkte, weil sie nicht mehr weiter wußte.

»Karotten sind Bauernnahrung, Dame«, sagte Sumomo verzagt. »Ich bedaure.«

»Die Vorliebe für Kirschen erwirbt man wie die für Blumen. Karotten können viele Aromen annehmen, wenn sie richtig behandelt werden.« Wieder wartete sie, aber Sumomo hielt noch immer den Blick gesenkt. »Ich will nicht in Rätseln sprechen, damit Sie nicht verwirrt werden, aber es ist nicht Sex, was die Männer in meiner Welt wirklich suchen, sondern Romantik – die verbotenste aller Früchte.«

Sumomo war verblüfft. »Wirklich?«

»O, ja, für uns. Sie ist giftig. Männer suchen auch in Ihrer Welt Romantik, die meisten Männer, und das ist nicht verboten, nicht wahr?«

»Nein.«

»Ihr zukünftiger Gatte ist nicht anders, auch er sucht Romantik, wo sie verfügbar ist. Am besten, Sie bieten ihm zu Hause soviel davon, wie Sie können und so lange Sie können.« Koiko lächelte. »Dann können Sie ihm Kirschen und feine Karotten anbieten. Die Aromen sind leicht zu erwerben.«

»Dann bringen Sie es mir bitte bei.«

»Erzählen Sie mir von diesem Mann, Ihrem zukünftigen Gatten.«

»Sein Name ist Oda, Oda Rokan«, sagte Sumomo sofort und benutzte den Decknamen, den Katsumata ihr genannt hatte. »Sein Vater ist ein Goshi...«, ein ländlicher Samurai, der nächste Rang über den Ashigari, »... und er kommt aus Kanagawa in Satsuma.«

»Und Ihr Vater?«

»Es ist, wie ich sagte, Dame. Er entstammt dem Geschlecht Fujahito«, sagte sie, ihren neuen Decknamen benutzend, »und dieses Geschlecht stammt aus einem nahen Dorf und gehört auch zu den Goshi.«

»Ihr Vormund sagt, daß dieser Oda Rokan wichtig ist.«

»Er ist zu freundlich, Dame, obwohl Oda-sama an dem Angriff auf Herrn Anjo an den Toren von Edo teilgenommen und auch den Ältesten Utani getötet hat.« Katsumata hatte ihr gesagt, es sei sicherer, die Wahrheit zu sagen, wo das möglich war; dann müsse sie sich weniger Lügen merken.

»Wo ist er jetzt?«

»Ich bedaure sehr, ich weiß es nicht.«

»Wie lange möchten Sie bei mir bleiben?«

»Was mich betrifft, Dame, solange ich kann. Mein Vormund sagte, Kyōto sei gefährlich für mich. Ich kann nicht nach Hause zurückkehren, ich habe das Mißfallen meines Vaters erregt, wie er Ihnen sagte, und Oda-sama das Mißfallen seiner Eltern, meinetwegen, was ich sehr bedaure.«

Koiko runzelte die Stirn. »Das macht Ihr Leben sehr schwer.«

»Ja. Karma ist Karma, und was sein wird, wird sein. Obwohl ich für niemanden von Wert und den Bakufu unbekannt bin, hat Sensei Katsumata für mich die Verantwortung übernommen. Er sagte, ich soll Ihnen in allen Dingen gehorchen.«

»Besser, Sie würden Ihren Eltern gehorchen, Sumomo.«

»Ja, ich weiß, aber mein Oda-sama verbietet es.«

Eine gute Antwort, dachte Koiko, die ihren Stolz erkannte. Traurig schaute sie nach dem halb geöffneten Fenster. Gewiß würde diese verbotene Romanze enden wie so viele andere. Im Selbstmord. Zusammen, wenn Sumomo Glück hatte. Oder allein, wenn dieser Oda seinen Eltern gehorchen und eine ihnen genehme Gattin nehmen würde.

Sie seufzte. Draußen im Garten ging die Dämmerung in Dunkelheit über. Leichter Wind. »Die Blätter flüstern miteinander. Was sagen sie?«

Sumomo verbarg ihre Überraschung und begann zu lauschen. Schließlich sagte sie: »Es tut mir leid, ich weiß es nicht.«

»Hören Sie zu, wenn ich fort bin. Es ist wichtig zu wissen, was die Blätter flüstern. Heute nacht werden Sie hierbleiben, Sumomo. Vielleicht werde ich zurückkommen, vielleicht auch nicht. Falls ja, werden wir weiter miteinander sprechen, und sie werden es mir erzählen. Falls nicht, fahren wir morgen fort, und Sie erzählen es mir dann. Wenn Teko wiederkommt, um die Futons herzurichten, sagen Sie ihr, ich möchte, daß ihr beide ein Haiku dichtet.« Sie dachte einen Augenblick nach und lächelte dann. »Ein Haiku über eine Schnecke.«

»Guten Abend«, sagte Yoshi tonlos. Er saß mit dem Rücken zur Wand, die Hand dicht am Schwert, und trug eine Yokata aus purpurner Seide. Nach außen hin wirkte er ruhig, aber sie durchschaute ihn und wußte, er fühlte sich einsam und nackt.

Ihr Lächeln hätte den schwärzesten Tag erhellt. Sofort sah sie, daß sein Blick weicher wurde. Gut, das war die erste Hürde. »Nun«, sagte sie mit gespielter Ernst, »habe ich ein Gedicht für dich:

*Es ist nicht leicht  
sicher zu wissen  
welches Ende einer ruhenden Schnecke  
welches ist!«*

Sein Lachen hallte im Raum wider.

Gut, zweite Hürde. »Ich bin so froh, daß du mir erlaubt hast, mit dir nach Kyōto zu kommen.«



Seine Augen nahmen einen anderen Glanz an, und ihre Seele erwärmte sich. Instinktiv änderte sie das, was sie sagen wollte, nämlich, er sei so schön in den flackernden Lichtern der Nacht. Statt dessen sprach sie aus, was tief in ihr war:

*Das waren traurige Zeiten  
als ich ohne dich zusah  
wie die Tage auf-  
und wieder untergingen.*

Sie kniete ihm gegenüber nieder, und er streckte den Arm aus und faßte ihre Hand. Worte waren nicht nötig, weder für ihn noch für sie. Nun hatte er Frieden, und auch sie empfand Frieden. So viel Energie hatte sie aufgebracht, um ihn aus sich selbst zu befreien. So viel war enthüllt worden. Unklug, so viel zu enthüllen.

Du bist sehr wichtig für mich, sagte er ohne Worte, wie Liebende sprechen.

Du erweist mir zuviel Ehre, antwortete sie mit einem winzigen Stirnrunzeln. Und dann sagten ihre Finger, zart seinen Handrücken streichelnd: Ich bete dich an.

Sie sahen einander in die Augen. Sie hob seine Hand und berührte sie mit den Lippen. Schweigen breitete sich aus, begann zu schmerzen, und da glitt sie mit einer einzigen raschen Bewegung an seine Seite und umarmte ihn fest. Ihr Lachen trillerte. »Zuviel Ernst ist schlecht für mich, Tora-chan!« Sie schmiegte sich in seine Umarmung. »Du machst mich so glücklich.«

»Ach, nicht mehr als du mich«, murmelte er, froh, daß die Spannung auf so angenehme Weise durchbrochen war. »Du bist anbetungswürdig, und dein Gedicht auch.«

»Das über die Schnecke war von Kyorai.«

Er lachte. »Es ist von Koiko, der Lilie. Ist, nicht war.« Sie schmiegte sich dichter an ihn und genoß seine Wärme und Kraft.

»Ich wäre fast gestorben, als ich von heute morgen hörte.«

»Leben«, sagte er einfach. »Ich hätte besser vorbereitet sein sollen, aber ich war fasziniert von der Straße. Es war eine seltene Erfahrung – das Gefühl der Unsichtbarkeit, zu gut, um sie nicht noch einmal zu erproben, so gefährlich es auch sein mag. Gibt die Gefahr zusätzliche Würze? Ich werde in Edo experimentieren.«

»Ich würde vorschlagen, daß du diese Droge sehr sparsam verwendest.«

»Das habe ich vor.« Seine Arme hielten sie. »Es könnte sich zu einer Droge entwickeln, ja, leicht.«

Der Raum lag neben seinem Schlafgemach. Wie der ganze Kasernenkomplex wirkte er sehr maskulin und war nur spärlich möbliert. Die Tatamis waren von erster Qualität, hätten aber erneuert werden müssen. Es wird mir nicht unangenehm sein, diesen Ort zu verlassen, dachte er. Sie hörten das Tappen herannahender Füße, und seine Hand fuhr an das Heft seines Schwertes. »Herr?« sagte eine gedämpfte Stimme.

»Was ist?« sagte Yoshi.

»Ich bedaure, Sie zu stören, Herr. Eben ist ein Brief gekommen, vom Drachenzahn.«

Unaufgefordert ging Koiko zur Tür, und Yoshi machte sich bereit. »Öffne die Tür, Wache«, rief er. Die Tür glitt auseinander. Die Wache zögerte, als sie Yoshi in Abwehrposition dastehen sah, das Schwert gelockert in der Scheide. »Gib Dame Koiko die Rolle.« Der Mann gehorchte und entfernte sich wieder. Als er das Ende des Korridors erreicht hatte, schloß Koiko die Tür. Sie reichte Yoshi die Rolle und kniete ihm gegenüber nieder. Er erbrach das Siegel.

Der Brief von seiner Frau erkundigte sich nach seiner Gesundheit und berichtete, seinen Söhnen und dem Rest seiner Familie gehe es gut, und sie freuten sich auf seine Rückkehr. Dann begannen die Informationen:

*Die Prospektoren sind eifrig mit Deinem Vasallen Misamoto gereist. Bislang haben sie kein Gold gefunden, berichten aber von großen – das Wort, das sie benutzten, war ›riesig‹ – Vorkommen erstklassiger Kohle, leicht abzubauen und nahe an der Oberfläche. Ich hörte sie sagen, dies sei ›schwarzes Gold‹ und könne gewinnträchtig bei den Gai-Jin gegen Geld eingetauscht werden. Sie suchen weiter. Wir hören, daß Anjo zum taikō gemacht worden ist und sich rühmt, Du würdest bald aufgefordert werden, Dich aus dem Ältestenrat zurückzuziehen. Und der Vertraute, den Du auf dem Weg nach Kyōto getroffen hast, erzählt folgendes: Das Codewort, das er Dir über einen Feind gab, ist korrekt, und ein ähnlicher Plan liege als Staatspolitik des Feindes bereit.*

Roter Himmel, dachte er. Ein Brandanschlag ist also Staatspolitik! Wird meine Übereinkunft mit Ogama halten? Er las weiter:

*Der Ronin Ori, der Gai-Jin-Spion wurde, ist im Lager der Gai-Jin gestorben. Der andere Ronin, Hiraga, soll angeblich auch da sein. Dein Spion sagt auch, er habe die ›Dienerin‹ abgefangen, die Du zurückschicktest, wie befohlen, und sie weit nach Norden in ein sehr armes Bordell geschickt. Ihr Ronin-Liebhaber wurde getötet.*

Yoshi lächelte. Das war Koikos Dienerin, die ihrem Ronin-Shishi etwas von Utanis geheimem Stelldichein zugeflüstert hatte. Auf halbem Weg nach Kyōto hatte er sie entlassen und sie wegen irgendeines erfundenen Affronts zurückgeschickt – natürlich hatte Koiko keine Einwände erhoben. Gut, dachte er. Das ist eine kleine Rache für Utani.

*Nun zu den Gyokoyama: Ich habe die Geldangelegenheiten zu Ende geführt. Darf ich die Kohlemöglichkeit als weiteres Pfand für irgendwelche Waffenbestellungen benutzen? Vielleicht sollten wir versuchen, direkt mit den Gai-Jin zu verhandeln, vielleicht unter Verwendung von Misamoto?*

*Bitte gib mir Deinen Rat, Herr, Deine Anwesenheit und Deine weisen Ratschläge werden sehr vermißt. Und schließlich, es tut mir leid, hat die Hungersnot begonnen.*

Yoshi las den Brief noch einmal. Er kannte Hisako so gut, daß er wußte, die Verwendung der Ausdrücke ›Waffen‹ und ›Pfand‹ bedeutete, daß die Verhandlungen hart und der Preis hoch gewesen waren. Macht nichts, nächstes Jahr wird es keine Hungersnot geben, und die Gyokoyama werden bezahlt werden.

Er schaute zu Koiko auf, die ins Leere starrte, verloren in Träumen, von denen er wußte, daß er sie niemals würde teilen können.

»Koiko? Woran hast du gedacht?«

»An das, was Blätter Blättern zuflüstern.«

Fasziniert sagte er: »Das hängt vom Baum ab.«

Sie lächelte liebenswürdig. »Ein Ahorn, ein blutroter Ahorn.«

»In welcher Jahreszeit?«

»Neunter Monat.«

»Wenn sie uns beobachten würden, würden sie flüstern: ›Bald fallen wir, um niemals zurückzukehren. Aber sie sind gesegnet, sie wachsen am Baum des Lebens, und ihr Blut ist unser Blut.‹«

Sie klatschte in die Hände und lächelte ihm zu. »Vollkommen. Und wenn es eine Fichte im Frühling wäre?«

»Nicht jetzt, Koiko-chan, später.«

Als sie seinen plötzlichen Ernst sah, wurde auch sie ernst. »Schlechte Nachrichten, Herr?«

»Ja und nein. Ich werde im Morgengrauen aufbrechen.«

»Zum Drachenzahn?«

Er zögerte, und sie überlegte, ob sie mit dieser Frage einen Fehler gemacht hatte, aber er dachte darüber nach, was er mit ihr tun sollte. Als er vorhin die Notwendigkeit eines weiteren Gewaltmarsches abwog, hatte er entschieden, sie zurückzulassen und so bald wie möglich nachkommen zu lassen. Doch jetzt, da er sie ansah, wollte

er sich nicht von ihr trennen. Eine Sänfte würde sie alle aufhalten. Sie konnte zwar reiten, aber nicht genug, und eine solche Reise würde anstrengend sein.

So oder so, der Plan, den er mit Akeda vereinbart hatte, würde derselbe bleiben: »Die erste Gruppe von vierzig Mann mit einem Doppelgänger, der meine leichte Rüstung trägt, bricht unmittelbar vor der Morgendämmerung auf und macht sich gemächlich auf den Weg zur Nordstraße. Auf halbem Weg nach Edo kehren sie um und kommen hierher zurück; mein Doppelgänger ist dann verschwunden. Die zweite Gruppe, meine, mit den vierzig Männern, die ich aus Edo mitgebracht habe, wird kurz nach der ersten aufbrechen und rasch zur Tokaidō eilen. Ich werde als gewöhnlicher Samurai-Reiter verkleidet sein und es bleiben, bis ich sicher in der Burg von Edo bin.«

»Das ist sehr gefährlich, Herr«, hatte General Akeda eindringlich gewarnt.

»Ja. Sie bleiben hier und beobachten Ogama. Es ist zu seinem Vorteil, wenn es mir gelingt, Anjo im Zaum zu halten.«

»Ja. Aber draußen sind Sie ein unwiderstehliches und leichtes Ziel. Sehen Sie, was heute passiert ist. Lassen Sie mich mit Ihnen gehen.«

»Unmöglich. Hören Sie, falls Ogama beschließt, seinen geheimen Plan auszuführen, wird er hier zuerst angreifen – darauf sollten Sie gefaßt sein. Sie müssen ihn zurückwerfen, um welchen Preis auch immer.«

»Das wird mir gelingen, Herr«, hatte der alte General versichert.

Und mir wird es gelingen, Edo zu erreichen, dachte Yoshi nun mit derselben Zuversicht.

Er sah, daß Koiko ihn beobachtete. Es ist leichter, gelassen zu sein, wenn sie in meiner Nähe ist. Das Lampenlicht schimmerte auf ihren Lippen und in ihren Augen, und er sah die Kurve ihrer Wangenknochen und ihres Halses, das schwarze Haar, die perfekten Fal-

ten ihres Kimonos und ihrer Unterkimonos, die sich leicht von ihrer weißen Haut abhoben.

Sie würde mit leichtem Gepäck reisen müssen. Keine Dienerinnen. Und mit dem auskommen, was es von einer Herberge zur anderen gab. Das würde ihr mißfallen, denn sie liebte Vollkommenheit. Vielleicht würde sie sich gegen eine so rücksichtslose und für sie unnötige Hast sträuben. Er erinnerte sich an das erste Mal, als er einen solchen Vorschlag gemacht hatte.

Es war noch nicht lange her, gleich nachdem er sich entschlossen hatte, sie exklusiv für sich zu nehmen, und der Mama-san gesagt hatte, sie solle mit ihr zum Drachenzahn reisen, um sofort Vereinbarungen mit seiner Frau zu treffen – Hisako hatte es richtigerweise klug gefunden, Koiko selbst in Augenschein zu nehmen, da die finanzielle Verpflichtung groß sein würde.

Die Mama-san hatte ihm gesagt, die Planung der Reise würde mindestens eine Woche dauern, und Koiko würde natürlich ihre eigene Friseurin und Masseuse und drei Zofen mitnehmen.

»Lächerlich«, hatte er ungeduldig gesagt. »So viele Bedienstete sind unnötig für eine so kurze Reise und eine vermeidbare Ausgabe. Ihr werdet beide sofort aufbrechen.«

Sie hatten auf der Stelle gehorcht. Ohne Dienerschaft. Sie hatten drei Tage gebraucht, um die erste Herberge außerhalb von Edo zu erreichen, und drei Tage bis zur zweiten. Wütend hatte er dieselbe Entfernung mühelos von der Morgen- bis zur Abenddämmerung zurückgelegt.

»Herr Yoshi«, hatte Mama-san Meikin gesagt, ihn überschwenglich begrüßt und Überraschung geheuchelt. »Wie erfreulich, Sie zu sehen.«

»Wozu diese ganzen Verzögerungen?«

»Verzögerungen, Sire? Uns wurde befohlen, sofort aufzubrechen. Wir tun genau das, was Sie befohlen haben.«

»Aber warum braucht ihr so lange?«

»Lange, Herr? Aber Sie haben uns nicht befohlen, einen Gewaltmarsch anzutreten.«

»Ihr werdet euch beeilen«, versetzte er barsch, da er bemerkte, wie oft sie »befohlen« sagte. »Sagen Sie Koiko, daß ich sie zu sehen wünsche.«

Die Mama-san hatte sich verneigt und war zu Koikos Unterkunft geeilt. Wütend war er zurückgeblieben. Als sie nach längerer Zeit zurückgekommen war, hatte sie glücklich gesagt: »Koiko-san wird sich geehrt fühlen, Sie zu sehen, Sire, und zwar sobald es ihr gelingt, eine annehmbare Zofe aufzutreiben, die ihr mit ihrem Haar hilft. Sie bedauert und sagt, es wäre unverschämt, sie ohne die Vorbereitungen zu empfangen, die einer verehrten Person wie Ihnen zustehen, und bittet in aller Bescheidenheit, Sie möchten warten. Sie wird sich beeilen, so sehr sie kann, wenn die Dienerinnen eintreffen...«

Säuerlich hatte er sie angesehen, denn er wußte, er konnte noch so hartnäckig sein, er würde warten müssen. Der einzige Ausweg wäre gewesen, in Koikos Zimmer zu stürmen und so jede Chance zu vertun, daß sie ihm je wieder zur Verfügung stünde.

Für wen hält sie sich eigentlich, hätte er am liebsten gebrüllt.

Er hatte es nicht getan. Er hatte vor sich hin gelächelt. Wenn man ein seltenes Schwert kauft, erwartet man, daß es aus feinstem Stahl besteht. Er hatte kühl genickt. »Schicken Sie nach ihren eigenen Dienerinnen – und ihrer Friseurin und Masseuse – in Edo, und zwar möglichst schnell. Es ist Ihr Fehler, daß sie nicht hier sind, Sie hätten mir sagen sollen, daß sie für die Dame Koiko wichtig sind. Sie hat vollkommen recht, mich nicht zu empfangen. Ich erwarte, daß das nie wieder vorkommt!«

Meikin hatte ihn mit Entschuldigungen überschüttet und ihn mit unterwürfigen Verbeugungen verabschiedet, und er hatte auf dem ganzen Rückweg nach Edo gelacht, weil er sie überlistet und ihnen beiden eine sehr energische Warnung gegeben hatte: Spielt nicht

noch einmal Spielchen mit mir.

Koiko hatte keinen Blick von seinem Gesicht gewandt und wartete. »Wenn du lächelst, Herr, macht mich das sehr glücklich.«

»Worüber lächle ich?«

»Über mich, Herr«, sagte sie schlicht, »ich glaube, weil ich dir helfe, über das Leben zu lachen, und obwohl die Lebensspanne des Menschen auf Erden nur eine kurze Jagd nach Obdach ist, ehe der Regen kommt, gestattest du mir, dir von Zeit zu Zeit eine Zuflucht vor dem Regen zu bieten.«

»Ja, das tust du«, sagte er zufrieden. Wenn ich sie hierlasse, werde ich sie wochenlang nicht sehen, und das Leben ist nur eine Kirschblüte, dem vagabundierenden Wind ausgesetzt, der keinen Herrn kennt – mein Leben, ihr Leben, alles Leben. »Ich möchte dich nicht hier zurücklassen.«

»Es wird guttun, wieder zu Hause zu sein.«

In seinem innersten Herzen dachte er an Meikin. Ich habe nicht vergessen, daß sie eine Shishi-Informantin ist, wie es deine Dienerin war. Dumm von der Mama-san, dich aufs Spiel zu setzen, zu riskieren, daß ich denke, auch du seist Mitglied dieses mörderischen Abschaums. »Kann eine deiner Dienerinnen reiten, Koiko?«

»Ich weiß nicht, Sire. Ich denke, wenigstens eine sollte es können.«

»Wenn du mit mir kommst, würdest du auch reiten müssen, mit nur einer Dienerin und leichtem Gepäck, denn eine Sänfte würde uns aufhalten. Ich kann leicht arrangieren, daß du in aller Ruhe mit deinem Haushalt reist, wenn dir das lieber ist.«

»Danke, aber da du es vorziehst, mich bei dir zu haben, ist es natürlich auch mir so lieber. Wenn ich eine Last werde, ist es leicht für dich zu entscheiden. Ich fühle mich geehrt, daß du mich gefragt hast.«

»Aber es gibt eine Dienerin, eine annehmbare Dienerin, die ebenfalls reiten kann? Wenn nicht, dann mußt du so bald wie möglich



folgen«, sagte er und gab ihr so erneut Gelegenheit, ohne Gesichtverlust ablehnen zu können.

»Es gibt eine, Herr«, sagte sie, einem plötzlichen Impuls folgend, »eine neue *maiko*, keine richtige Dienerin, sondern ein Lehrling und etwas mehr. Ihr Name ist Sumomo Fujahito, Tochter eines Goshi aus Satsuma, Mündel eines alten Freundes, eines Kunden, der vor vielen Jahren gut zu mir war.«

Er hörte zu, wie sie ihm von Sumomo erzählte. Er war zu vertraut mit den Bräuchen der Schwimmenden Welt, um nach dem anderen Kunden zu fragen. Fasziniert schickte er nach dem Mädchen. »So, Sumomo, Ihr Vater mißbilligt Ihre zukünftige Heirat?«

»Ja, Herr.«

»Es ist unverzeihlich, den Eltern nicht zu gehorchen.«

»Ja, Herr.«

»Sie werden ihnen gehorchen.«

»Ja, Herr.« Sie sah ihn furchtlos an. »Ich habe ihnen bereits in aller Demut gesagt, daß ich gehorchen werde, daß ich aber eher sterben werde, als einen anderen Mann zu heiraten.«

»Ihr Vater hätte Sie einer solchen Unverfrorenheit wegen in ein Kloster befehlen sollen.«

Nach einer Pause murmelte sie: »Ja, Herr.«

»Warum sind Sie hier in Kyōto und nicht zu Hause?«

»Ich... ich wurde von meinem Vormund hergeschickt, um ausgebildet zu werden.«

»Er hat seine Aufgabe sehr schlecht erfüllt, nicht wahr?«

»Ich bitte um Verzeihung, Herr.« Sie beugte ihren Kopf auf die Tatami, höflich und anmutig, aber er war sicher, daß sie keinerlei Reue empfand. Warum verschwende ich meine Zeit, dachte er. Vielleicht, weil ich an absoluten Gehorsam gewöhnt bin, von allen außer von Koiko, die gelenkt werden muß wie ein instabiles Boot bei starkem Wind; vielleicht, weil es unterhaltend sein könnte, diese junge Person zu zähmen, sie auf die Faust zu trainieren wie den

jungen Wanderfalken, der sie zu sein scheint, und ihren Schnabel und ihre Klauen für meine Zwecke zu benutzen und nicht für ihren Herrn und Schöpfer Oda.

»Was werden Sie tun, wenn dieser Oda, dieser Goshi aus Satsuma, sich endlich entschließt, seinen Eltern zu gehorchen, wie es seine Pflicht ist, und eine andere Frau zur Gemahlin nimmt?«

»Wenn er mich als Gefährtin akzeptiert, werde ich auch ohne Intimität zufrieden sein. Als gelegentliche Gefährtin werde ich zufrieden sein. In dem Augenblick, da er meiner müde wird oder mich entläßt, werde ich sterben.«

»Sie sind eine törichte junge Frau.«

»Ja, Herr. Ich bitte um Verzeihung, aber das ist mein Karma.« Sie senkte den Blick und blieb reglos sitzen.

Amüsiert schaute er kurz Koiko an, die auf seine Entscheidung wartete. »Sagen wir, Ihr Lehnsherr Sanjiro würde Ihnen befehlen, einen anderen Mann zu heiraten, und Ihnen verbieten, Seppuku zu begehen.«

»Ich bin eine Samurai, ich werde selbstverständlich gehorchen«, sagte sie stolz, »wie ich auch meinem Vormund und Oda-sama gehorchen werde. Aber auf meinem Weg zur Hochzeitsfeier könnte es zu einem bedauerlichen Unfall kommen.«

Er grunzte. »Haben Sie Schwestern?«

Sie war verblüfft. »Ja, Herr. Drei.«

»Sind sie ebenso dumm und schwierig wie Sie?«

»Sie... nein, Herr.«

»Können Sie reiten?«

»Ja, Herr.«

»Gut genug, um nach Edo zu reisen?«

»Ja, Herr.«

»Koiko, bist du sicher, daß sie dir gefallen kann, falls ich zustimme?«

»Ich glaube ja, Herr. Ich fürchte nur, daß ich dir vielleicht wegen

mangelnder Geschicklichkeit im Reiten mißfallen könnte.«

»Du kannst mir niemals mißfallen, Koiko-chan. Also, Sumomo, sind Sie sicher, daß Sie fähig sein werden, der Dame Koiko zu gefallen?«

»Ja, Herr, und ich werde sie mit meinem Leben beschützen.«

»Werden Sie auch Ihre Manieren verbessern, weniger arrogant und weniger wie Domu-Gozen werden?« Dies war eine berühmte weibliche Samurai, eine böse Mörderin, die vor Jahrhunderten mit ihrem ebenso gewalttätigen Kriegergatten in die Schlacht geritten war.

Er sah, wie ihre Augen sich weiteten, und sie wirkte noch jünger. »Oh, ich bin nicht wie sie, Herr, ganz und gar nicht – ich würde alles dafür geben, auch nur ein winziges bißchen so zu sein wie Dame Koiko. Alles.«

Er verbarg sein Lachen, als Sumomo den ersten Köder schluckte, den er ihr hingeworfen hatte. »Sie können gehen. Ich werde später entscheiden.«

Als sie wieder allein waren, kicherte er. »Eine Wette, Koiko? Einen neuen Kimono, daß Sumomo geübt sein wird, bis wir Edo erreichen, falls ich beschließe, euch beide mitzunehmen.«

»Worin geübt, Herr?«

»Daß sie zufrieden zustimmen wird, zu ihren Eltern zurückzukehren, ihnen zu gehorchen und zu heiraten, ohne Seppuku zu begehen.«

Koiko schüttelte lächelnd den Kopf. »Ich bedaure, aber wie immer die Wette lauten mag, ich fürchte, daß du verlieren würdest, Herr.«

Daß sie auch nur denken konnte, er irre sich in seinem Urteil, vertrieb etwas von seiner guten Laune. »Ein Kimono gegen eine Gunst«, sagte Yoshi schärfer als beabsichtigt.

»Ich nehme an«, sagte sie sofort mit einem Lachen, »aber nur unter der Bedingung, daß du für das Geschenk des Kimonos von

mir die Gunst akzeptierst, die du verlangt hättest.«

Seine Augen zogen sich vor Bewunderung zusammen, wie sie seinen Fehler in einen Scherz umgemünzt hatte. Es war ein Fehler, eine Wette einzugehen. Und ein Fehler, den Schlichen einer Frau zu vertrauen – ein sicherer Weg ins Unheil.

## 38

*Dorf Sakonoshita,  
Samstag, 8. Dezember*

Auf der Tokaidō, etwa vierzig Meilen östlich von Kyōto in den Bergen, lag die sechste Zwischenstation. Das Dorf hieß Sakonoshita, und als die Dämmerung herabzusinken begann, eilten die letzten Reisenden und Träger gegen den rauhen Wind gebeugt, um die Straßensperre zu passieren, ehe sie geschlossen wurde. Alle waren müde und sehnten sich nach Nahrung, Saké und Wärme, selbst das halbe Dutzend Wachen an der Sperre, die mit ihren Füßen in den Strohsandalen stampften, um sich zu wärmen, und willkürlich Ausweispapiere prüften. »Heute nacht wird es schneien«, brummte einer. »Ich hasse den Winter, hasse die Kälte, hasse diesen Posten.«

»Du haßt alles.«

»Nicht alles. Ich esse und hure gern. Im nächsten Leben möchte ich als Sohn eines geldverleihenden Reishändlers in Osaka zur Welt kommen. Dann kann ich nur vom Besten essen und trinken und huren und es warm haben, während mein Vater mir den Hirazamurai-Status oder wenigstens den als Goshi kauft – und brauche kein stinkender Ashigari mehr zu sein, den alle anpissen.«

»Träumer! Du wirst als landloser Bauer wiedergeboren werden oder als Lustknabe in einem zehnrangigen Bordell. Mach die Schranke zu.«

»Es ist noch nicht dunkel.«

»Laß irgendwelche Nachzügler doch erfrieren oder den üblichen Preis zahlen.«

»Wenn der Hauptmann dich hört, findest du dich auf der Nordinsel wieder, wo einem angeblich der Schwanz erfriert, wenn man zu pinkeln versucht.« Der Wächter blickte die Straße entlang, die nach Kyōto führte und die jetzt unter einem dunklen, unheilverheißenden Himmel leer dalag. Eine Windbö zerrte an ihren Umhängen aus Stroh. »Beeil dich, Dummkopf«, rief er ungeduldig dem letzten Mann zu, einem halbnackten Träger, der unter seiner schweren Last schwankte. Er senkte die erste Schranke, während der Wind beißend in sein Gesicht wehte, dann die zweite, befestigte sie und wandte sich ab, um Obdach und Suppe aufzusuchen.

»He, sieh mal!« Eine Phalanx von Reitern kam um die ferne Biegung herum in Sicht. »Mach die Schranken auf!«

»Laß sie warten. Sie kommen zu spät.« Der Wächter wischte sich mit dem Handrücken die ständig tropfende Nase und blinzelte gegen den Wind. Zusammen mit den anderen Wachen betrachtete er die Reiter. Er schätzte sie auf dreißig oder vierzig. Keine Banner, also unwichtig. Sie waren beschmutzt von der Reise, ihre Pferde voller Schaum. Sie ritten in einer Gruppe mit zwei Frauen in der Mitte. Die Frauen saßen im Herrensitz und trugen schwere Kleider und große Hüte mit Schleiern, die unter dem Kinn zusammengebunden waren. Er lachte vor sich hin. Sie werden heute nacht niemals Zimmer bekommen, denn das Dorf ist voll. Ich pisse auf sie.

Als sie ankamen, rief Hauptmann Abeh: »He, ihr da! Aufmachen!«

»Ich komme, ich komme«, brummte der Wächter und ließ sich

Zeit. Gleich darauf wünschte er sich, er hätte das nicht getan, denn blitzschnell war Abeh aus dem Sattel und versetzte ihm einen Schlag.

»Mach die Schranke auf!« sagte Abeh mit schneidender Stimme. Zwei Reiter neben ihm waren abgesessen. Der eine war Yoshi, der einen Schal um den Kopf trug, der andere Wataki, den Yoshi für seine Mithilfe bei der Rettung seines Lebens belohnt hatte. Ein Offizier stürmte aus dem Wachhaus und starrte seinen am Boden liegenden, bewußtlosen Mann an. »Was ist los? Ihr steht unter Arrest.«

»Öffne diese Schranke!«

»Ihr steht unter Arrest.«

Abeh schlenderte um die Schranke herum. »Öffne die Schranke. Schnell.« Wächter eilten herbei, um zu gehorchen, aber der Offizier brauste auf: »Ihr werdet alle Ausweispapiere zeigen...«

»Hör zu, du Affe.« Hauptmann Abeh wandte dem Offizier das Gesicht zu, und dieser erstarrte. »Wichtige Gäste erfordern wichtige Maßnahmen und keine Verzögerung an einem kalten Abend, und die Sonne ist noch nicht untergegangen.« Dabei stieß er ihn gegen die Schläfe. Dem Offizier drehte sich alles, ein zweiter heftiger Schlag ließ ihn zusammenbrechen. Abeh fuhr die benommenen Wachen an: »Sagt diesem Narren, er soll sich in der Morgendämmerung bei mir melden, oder ich werde ihn finden und ihn und euch übrige zu Schwertübungen benutzen!« Er winkte seine Gefährten durch die Schranke, saß dann wieder auf und galoppierte hinter ihnen her.

Binnen Minuten hatte er die besten Quartiere im besten Gasthaus besorgt. Diejenigen, die sie reserviert hatten, verbeugten sich, ehe sie flohen, dankbar für das Privileg, sie hergeben zu dürfen – reiche Kaufleute und andere Samurai, von denen keiner zu dem Kampf auf Leben und Tod bereit war, der andernfalls mit Sicherheit ausgebrochen wäre.

Als die Shoji-Türen geschlossen waren, nahm Yoshi seinen Hut und Schal ab. Der rundliche Wirt der Herberge ›Zu den angenehmen Träumen‹ kniete neben der Tür, den Kopf geneigt, und wartete auf Befehle. In seinem Kopf dröhnten Flüche, weil er nicht vorgewarnt worden war, daß so spät noch Reisende ankommen würden. Er verfluchte sie, weil sie seine Ruhe störten und zweifellos weiter stören würden – wer immer sie waren. Er erkannte keinen von ihnen und fand es ungewöhnlich, daß sie keine Banner führten, einfache Bakufu-Uniformen trugen und keine Namen benutzten. Ihm fiel auf, daß sogar dieser Samurai, der jetzt im Gasthaus von dem bössartigen Hauptmann mit so großem Respekt behandelt wurde und die teuersten Zimmer erhalten hatte, nicht mit Namen oder Rang angesprochen wurde. Und wer sind die beiden Frauen? Gattin und Dienerin eines Daimyo? Oder nur zwei hochklassige Huren? Die Nachricht von ihrer Ankunft hatte sich in Windeseile herumgesprochen. Sofort hatte er der Dienerin, die ihre Identität entdeckte, eine Belohnung versprochen.

»Ihr Name, Wirt?« fragte Yoshi.

»Ichi-jo, Herr.« Er hielt ›Herr‹ für die sicherste Anrede.

»Zuerst ein Bad, dann Massage, dann Essen.«

»Sofort, Herr. Darf ich um die Ehre bitten, Ihnen selbst den Weg zu zeigen?«

»Nur eine Badefrau. Sie kann draußen warten. Ich werde hier essen. Danke, Sie können gehen.«

Der Mann verbeugte sich salbungsvoll, stand auf und watschelte davon.

Hauptmann Abesh bestätigte die Sicherheitsvorkehrungen: Wachtposten würden dieses aus acht Räumen bestehende Haus umgeben. Koikos Räume lagen hinter der Veranda, die ständig bewacht werden würde. Zwischen ihren und Yoshis Quartieren würde ein Raum mit zwei weiteren Wachtposten liegen.

»Gut, Hauptmann. Jetzt legen Sie sich schlafen.«

»Danke, aber ich bin nicht müde, Herr.«

Yoshi hatte angeordnet, ihn als einfachen Goshi zu behandeln, es sei denn unter vier Augen, wo der einzige Titel, den sie benutzen würden, »Herr« lautete. »Sie müssen etwas schlafen. Ich brauche Sie wach und munter. Wir haben noch viele weitere Tage vor uns.« Yoshi sah ein Flackern in den Augen des jungen Mannes, die vor Ermüdung rot unterlaufen waren. »Ja?«

Verlegen sagte Abeh: »Bitte entschuldigen Sie, aber falls es dringend ist, daß sie Edo erreichen, wäre es sicherer, wenn Sie sich der Dame voran eskortieren ließen.«

»Gönnen Sie sich etwas Schlaf«, sagte Yoshi. »Müde Männer machen Fehler. Es war auch ein Fehler, den Offizier niederzuschlagen. Der Wachtposten genügte.« Schweigend entließ er ihn. Abeh verbeugte sich und ging; er verfluchte sich für seine Dummheit, freiwillig etwas so Offensichtliches vorzuschlagen. Dreimal hatten sie heute unnötigen Halt gemacht, gestern zweimal. Er überprüfte alle Wachen und streckte sich in seinem Zimmer aus. Sofort schlief er ein.

Nach dem Bad, der Massage und der Mahlzeit, die er langsam zu sich genommen hatte, obwohl er sehr hungrig war, schlenderte Yoshi den Gang entlang. Die Entscheidung, Koiko mitzunehmen, war leicht gewesen. Ihm war klargeworden, daß sie ein perfekter Lockvogel sein würde, außerdem hatte er Akeda geraten, allen mitzuteilen, er sende sie nur unter Begleitschutz nach Edo, während er selbst getrennt von ihr reise.

»Perfekt«, hatte Akeda gesagt.

Er betrat ihr äußeres Zimmer. Es war leer, die innere Shoji-Tür war geschlossen. »Koiko?« rief er und ließ sich auf einem der beiden Kissen nieder. Die Tür wurde aufgeschoben. Sumomo kniete dahinter und hielt sie, den Blick auf die Tatami gerichtet, für Koiko auf. Ihr Haar war nach Kyōto-Mode aufgesteckt, ihre Augenbrauen gezupft, ihre Lippen ein wenig geschminkt. Eine willkommene Ver-



besserung, dachte er.

In dem Augenblick, in dem Koiko ihn sah, kniete sie nieder, und beide Frauen verneigten sich gemeinsam. Ihm fiel auf, daß Sumomo sich vollkommen verbeugte, Koikos Anmut nachahmend, und auch das gefiel ihm. Der harte Ritt war Sumomo in keiner Weise anzumerken. Er erwiderte den Gruß. Das Bett aus Daunenfutons war bereits aufgeschlagen.

Nachdem Koiko lächelnd den Raum betreten und Sumomo die Shoji-Tür hinter ihr geschlossen hatte, sagte sie: »Tora-chan, wie geht es dir?« Ihre Stimme war liebenswürdig wie immer, ihre Frisur perfekt wie immer, doch sie trug denselben Kimono wie in der vorangegangenen Nacht, was noch nie vorgekommen war.

Verlegen bemerkte er einen Hauch von Unbehagen, als sie sich niederließ. »Ist der Ritt zuviel für dich?«

»O nein, die ersten paar Tage sind immer ein wenig schwierig, aber bald werde ich so zäh sein wie...«, ihre Augen schauten fröhlich, »so zäh wie Domu-Gozen.«

Er lächelte, aber er wußte, er hatte sich in seinem Urteil geirrt. Gestern hatten sie drei Stationen zurückgelegt, heute ebenfalls, aber an keinem der beiden Tage hatte er die gewünschte Entfernung hinter sich gebracht. Das Reiten erschöpfte sie. Ich habe einen Fehler gemacht, den ich nicht hätte begehen sollen. Sie wird sich niemals beklagen und sich selbst übertreffen, sich vielleicht sogar Schaden zufügen.

Muß ich mich beeilen? Ja. Wird sie in einer Sänfte mit einer Eskorte aus zehn Mann sicher sein? Ja. Wäre es klug, meine Leibwache um so viele Männer zu verringern? Nein. Ich könnte heute nacht um mehr Männer nach Edo schicken, aber das würde mich fünf oder sechs Tage kosten. Mein Instinkt rät mir zur Eile, die Gai-Jin sind unberechenbar, und das sind auch Anjo und Ogama – hat er doch gedroht: »Wenn Sie nicht mit ihnen fertig werden, dann werde *ich* es.«

»Laß uns zu Bett gehen, Koiko-chan. Morgen ist morgen.«

In der Nacht lag Sumomo auf warmen Futons und unter Decken im äußeren Zimmer, einen Arm unter dem Kopf, schläfrig, aber nicht müde, und beruhigt. Aus dem inneren Raum konnte sie Yoshis regelmäßigen und Koikos kaum wahrnehmbaren Atem hören. Draußen ertönten die Geräusche der Nacht, das Bellen eines Hundes, Wind in den Blättern, gelegentlich ein Wächter, der einem anderen etwas zumurmelte, das Klappern von Töpfen und Pfannen bei der frühen Küchenarbeit.

Ihr erster Schlaf war gut gewesen. Zwei Tage körperlicher Bewegung, kräftiger Massage und Freiheit hatten bewirkt, daß sie vor Vitalität bebt. Und auch die Komplimente Koikos über ihre Frisur am heutigen Abend, wie Teko es ihr beigebracht hatte – und die leichte Schminke auf ihren Lippen –, hatten ihr Freude gemacht.

Alles gelang besser, als sie es sich erträumt hatte. Ihr unmittelbares Ziel war erreicht. Sie war akzeptiert worden. Sie waren auf dem Weg nach Edo. Zu Hiraga. Sie gehörte zum innersten Kreis von Yoshis Umgebung und war ihrer selbst sicher. Katsumata hatte gesagt: »Sei nicht herrisch. Bringe dich unter keinen Umständen in Gefahr, solange keine Chance zur Flucht besteht. In seiner Nähe bist du von ungeheurem Wert, verdirb das nicht und zieh Koiko nicht hinein.«

»Sie wird nicht über mich Bescheid wissen?«

»Nur das, was ich ihr gesagt habe und was du weißt.«

»Dann ist sie bereits hineingezogen, nicht wahr? Tut mir leid, ich meine, weil Yoshi mich vielleicht ihretwegen akzeptieren wird.«

»Er wird diese Entscheidung treffen, nicht sie. Nein, Sumomo, sie ist nicht deine Komplizin. Wenn sie deine wirklichen Verbindungen entdecken würde, vor allem zu Hiraga, und dein potentiell Ziel, würde sie es verhindern – würde es verhindern müssen.«

»Potentielles Ziel? Bitte, was ist meine vorrangige Pflicht?»

»Bereit zu sein. Besser ein wartendes Schwert als ein Leichnam.«

Ich habe kein Schwert, dachte sie. Vielleicht könnte ich einem Wächter eines entreißen, wenn ich ihn überraschen könnte. Ich habe drei Shuriken mit vergifteten Spitzen in dem Bündel neben mir versteckt, und natürlich trage ich mein Obi-Messer immer am Körper. Im Falle einer Überraschung ist das mehr als genug. Eeee, das Leben ist sehr seltsam. Seltsam, daß es mir lieber ist, allein zu sein und meinen eigenen Auftrag zu haben – das ist unserer normalen Lebensweise so fremd, immer sind wir Teil einer Gruppe, denken als eines, stimmen als eines überein. Es hat mir gefallen, bei der Gruppe der Shishi zu sein, und doch...

Und doch, um ehrlich zu sein – »Sei immer ehrlich zu dir selbst, Sumomo-chan«, hatte ihr Vater wieder und wieder gesagt, »das ist dein Weg in die Zukunft als Führerin.« Um ehrlich zu sein, es fiel mir schwer, meinen Drang zu brechen, sie zu leiten und sie auf den richtigen Weg und zum richtigen Denken zu führen. Ist das mein Karma, zu führen? Oder besteht es darin, unerfüllt zu sterben, weil es für eine Frau wirklich dumm ist, Führerin sein zu wollen? Seltsam, sich das Unmögliche zu wünschen. Warum bin ich so und nicht wie andere Frauen? Ist es, weil Vater keine Söhne hatte und uns, seine Töchter, wie Söhne behandelte, uns aufforderte, stark zu sein und niemals Angst zu haben, und mir sogar Mutters Rat gestattete, Hiraga und seinem Stern zu folgen...

Sie setzte sich einen Augenblick auf und zerzauste ihr Haar in dem Versuch, einen klaren Kopf zu bekommen und ihren Geist an so vielen neuen und schrankenlosen Gedanken zu hindern. Dann legte sie sich wieder hin. Aber der Schlaf wollte nicht kommen, nur wechselnde Vorstellungen von Hiraga und Koiko und Yoshi und Katsumata und ihr selbst.

Seltsam war das mit Yoshi: »Wir müssen ihn und den Shōgun töten«, hatte Katsumata so viele Male gesagt, und Hiraga: »Nicht um

ihrer selbst willen, sondern um der Sache willen, die sie repräsentieren. Die Macht wird nie zum Kaiser zurückkehren, solange sie am Leben bleiben. Also müssen sie sterben, vor allem Yoshi – der Leim, der das Shōgunat zusammenhält. *Sonno-jo-i* ist unser Leuchtfener, und um das zu erlangen, muß jedes Opfer gebracht werden!«

Ein Jammer, Herrn Toranaga zu töten. Ein Jammer auch, daß er ein guter Mann ist, nicht böse wie Anjo, den ich allerdings nie gesehen habe. Vielleicht ist Anjo ebenfalls ein freundlicher Mann, und alles, was über ihn gesagt wird, sind nur Lügen eifersüchtiger Narren.

In dieser kurzen Zeit habe ich Yoshi als das erkannt, was er ist: dynamisch, freundlich, stark, weise und leidenschaftlich. Und Koiko? Wie wunderbar ist sie, aber auch so traurig, so traurig, so verloren zu sein.

Ich weiß noch, was sie sagte: »Der Fluch unserer Welt ist, daß man, so sehr man sich auch beherrscht und entschlossen ist, einen Kunden nur als Kunden zu behandeln, von Zeit zu Zeit jemanden trifft, der unseren Kopf in Pudding verwandelt, unsere Entschlossenheit in Schaum und unsere Lenden in einen Feuerball. Wenn das geschieht, ist es erschreckend, wunderbar schrecklich. Man ist verloren, Sumomo. Wenn die Götter günstig gestimmt sind, stirbt man zusammen. Oder Sie sterben, wenn er fortgeht, oder Sie gestatten sich zwar, am Leben zu bleiben, sind aber trotzdem tot.«

»Ich werde nicht zulassen, daß so etwas geschieht, wenn ich erwachsen bin«, hatte Teko ausgerufen, die sie belauscht hatte. »Ich nicht. Sind Sie zu Pudding geworden, Herrin?«

Koiko hatte gelacht. »Oft, Kind, und du hast eine deiner wichtigsten Lektionen vergessen: deine Ohren zu verschließen, wenn andere sprechen. Ab ins Bett mit dir.«

War Koikos Kopf wirklich zu Pudding geworden? Ja.

Als Frau weiß ich, daß Herr Yoshi für sie viel mehr ist als ein Kunde, so sehr sie das auch zu verbergen sucht. Wie wird das en-

den? Traurig, sehr traurig. Er wird sie nie zu seiner Gattin machen.

Und ich? Wird es mir genauso ergehen? Ja, ich glaube – was ich Herrn Yoshi gesagt habe, war die Wahrheit: Ich werde keinen anderen Gatten haben als Hiraga. »Es ist die Wahrheit...«, murmelte sie laut.

Ein Schauer durchlief ihren Körper, als ein neuer frevlerischer Gedanke sie durchlief. Dieses *sonno-joi* ist dumm! Es ist nur ein Schlagwort. Als ob das irgend etwas verändern würde. Ein paar Führer werden wechseln, das ist alles. Ob die Neuen besser sein werden? Nein, es sei denn, Hiraga ist einer von ihnen, es sei denn Katsumata ist einer von ihnen, aber bedauerlicherweise werden sie nicht so lange leben.

Warum also ihnen folgen?

Eine Träne rann über ihre Wange. Weil Hiraga meinen Kopf zu Pudding macht, meine Lenden...

In der Morgendämmerung glitt Yoshi aus dem Bett und tappte mit geschürzter Yokata durch den äußeren Raum. Sein Atem war in der kalten Luft sichtbar. Koiko regte sich, sah, daß es ihm gutging, und schlummerte wieder ein. Im äußeren Zimmer waren Sumomos Futons und Bettdecken bereits in den Seitenschrank gepackt, der niedrige Tisch zum Frühstück gedeckt und die beiden Kissen sauber angeordnet.

Draußen war die Kälte beißender. Yoshi trat in Strohsandalen hinaus und ging über die Veranda zur Außentoilette, nickte dem wartenden Diener zu, wählte einen unbesetzten Eimer in der Reihe der Eimer und begann, sich zu erleichtern. Der Strom war stark, und das gefiel ihm. Andere Männer standen neben ihm. Er beachtete sie nicht, und sie beachteten ihn nicht. Müßig lenkte er den Strahl auf den Schwarm der allgegenwärtigen Fliegen, rechnete aber

nicht damit, eine von ihnen zu ertränken.

Als er fertig war, ging er in den anderen Teil und hockte sich über ein freies Loch in der Bank; zu beiden Seiten hockten Männer und einige Frauen, darunter auch Sumomo. In seinem Geist war er allein; seine Ohren, Augen und seine Nase waren fest gegen ihre Gegenwart verschlossen wie die aller anderen gegen seine.

Diese unerläßliche Fähigkeit wurde von frühester Kindheit an mit äußerster Sorgfalt kultiviert. »Du mußt daran arbeiten wie an nichts anderem, Kleiner, du mußt, sonst wird dein Leben unerträglich sein.« Dies wurde ihm wie jedem anderen Kind eingehämmert. »Hier, wo wir dicht beieinander leben, Kinder, Eltern, Großeltern und Dienerschaft, wo alle Wände aus Papier bestehen, muß die Intimität in deinem Kopf kultiviert werden und kann nur dort bestehen, auch als entscheidende Höflichkeit anderen gegenüber. Nur so kannst du Ruhe bewahren, nur so kannst du zivilisiert sein, nur so kannst du bei Verstand bleiben.«

Abwesend wedelte er die Fliegen weg. Einmal, als er jung war, hatte er bei zweien oder dreien, die ihn plagten, die Beherrschung verloren und versucht, sie zu erschlagen. Das hatte ihm sofort ein paar Ohrfeigen eingebracht. Seine Wangen brannten vor Schmerz, aber mehr noch vor Scham, weil er seiner Mutter Kummer gemacht und sie gezwungen hatte, ihn zu strafen.

»Es tut mir so leid, mein Sohn«, hatte sie leise gesagt. »Fliegen sind wie Sonnenaufgang und Sonnenuntergang, nur daß sie eine Qual sein können – wenn du das zuläßt. Du mußt lernen, sie zu mißachten. Jeden Tag mußt du, solange das nötig ist, dastehen und sie über dein Gesicht und deine Hände krabbeln lassen, ohne dich zu rühren. Bis sie zu nichts werden. Fliegen müssen zu nichts werden – benutze deinen Willen, denn dazu hast du ihn bekommen. Sie müssen für dich nichts werden, dann werden sie weder deine noch, was schlimmer ist, die Harmonie anderer zerstören...«

Jetzt, während er dasaß, spürte er die Fliegen auf Rücken und Ge-

sicht. Sie störten ihn nicht.

Er war rasch fertig. Das Reispapier war von guter Qualität. Er fühlte sich sehr wohl und lebendig und hielt dem Diener die Hände hin, damit er sie mit Wasser übergießt. Als seine Hände sauber waren, spritzte er sich aus einem anderen Behälter Wasser ins Gesicht, erschauerte, nahm ein kleines Handtuch entgegen, trocknete sich ab und ging zurück auf die Veranda.

Ringsum regte sich die Herberge, die wenigen Pferde wurden gesattelt und aufgezäumt, Männer, Frauen, Kinder und Träger saßen bereits beim Essen oder brachen zur nächsten Station ihrer Reise nach oder von Kyōto auf. Im Gemeinschaftsbereich in der Nähe des Eingangstors überprüfte Abekō Männer und Ausrüstung. Als er Yoshi sah, kam er zu ihm.

Weil Leute in der Nähe waren, verbeugte er sich nicht, obwohl es ihm sehr schwerfiel. Seine Uniform war elegant, und er fühlte sich erfrischt. »Guten Morgen.« Es gelang ihm gerade noch, das »Herr« zu unterdrücken. »Wir sind zum Aufbruch bereit, wann immer Sie wollen.«

»Nach dem Frühstück. Besorgen Sie eine Sänfte für die Dame Koiko.«

»Sofort. Für Pferde oder Träger?«

»Pferde.« Yoshi schlenderte zurück zu seinem Zimmer und sagte Koiko, sie werde heute nicht reiten; er werde sehen, wie weit sie kämen, und dann heute abend eine Entscheidung treffen. Sumomo sollte reiten wie gewöhnlich.

Bis zum Abend hatten sie nur zwei Stationen zurückgelegt.

Yoshi wählte für die Nacht die Herberge »Zu den Kranichen«, weder die beste noch die schlechteste im Dorf Hamamatsu – eine Ansammlung von Häusern und für ihren Saké bekannten Gasthöfen zu beiden Seiten der Tokaidō.

Nachdem er wie üblich allein gegessen hatte, begab sich Yoshi zu Koiko – wenn sie gemeinsam aßen, nahm Koiko, wie es der Brauch war, fast nichts zu sich, da sie absichtlich vorher gegessen hatte, um sich auf seine Bedürfnisse konzentrieren zu können. Heute abend machte es ihm Freude, eine Partie Go zu spielen. Das war ein kompliziertes Strategiespiel, ähnlich dem Dame-Spiel.

Beide waren sie gute Spieler, aber Koiko beherrschte das Spiel so virtuos, daß sie fast immer nach Lust und Laune gewinnen oder verlieren konnte. Das machte das Spiel für sie doppelt schwierig. Er hatte ihr befohlen, niemals absichtlich zu verlieren, er selbst aber war ein schlechter Verlierer. Wenn sie am falschen Tag verlor, wurde er mürrisch. Wenn er an einem seiner schlechten Tage siegte, riß ihn das aus seiner schlechten Laune.

An diesem Abend gewann er. Knapp. »O Herr, du hast mich zerstört!« sagte sie. »Und ich dachte schon, ich hätte dich geschlagen!« Sie befanden sich in ihrem inneren Zimmer und saßen an einem niedrigen Tisch, ihre Beine waren in der kleinen Vertiefung unter dem Tisch, in der ein winziges Holzkohlenbecken stand, eine dicke wattierte Decke war über den Tisch und um sie herum gebreitet und gut festgestopft, um die Zugluft draußen und die Wärme drinnen zu halten. »Ist dir warm genug?«

»Ja, danke, Koiko. Was machen deine Schmerzen und Beschwerden?«

»Oh, ich habe keine. Die Masseurin heute abend war sehr gut.« Sie rief laut: »Sumomo, Saké und Tee bitte.«

Im äußeren Zimmer holte Sumomo die Flasche und die Teekanne aus einem anderen Kohlenbecken, öffnete die Shoji-Tür und brachte sie herein. Sie bediente beide gut, und Koiko nickte zufrieden.

Er sagte: »Haben Sie die Teezeremonie erlernt, Sumomo?«

»Ja, Herr«, sagte Sumomo, »aber... aber ich fürchte, daß meine Fähigkeiten bedauerlich unzulänglich sind.«



»Herr Yoshi ist ein Meister«, sagte Koiko und schlürfte genüsslich den Saké. Ihr Rumpf und ihr Rücken schmerzten von der holprigen Reise in der Sänfte, ihre Schenkel von den zweitägigen Ritten und ihr Kopf von der Anstrengung, zu verlieren, während es so aussah, als begehre sie den Sieg. All das und auch ihre Niedergeschlagenheit darüber, daß sie heute nur so langsam vorangekommen waren, verbarg sie. Ihn hatte das offensichtlich enttäuscht. Aber wir beide wissen, daß es so nicht weitergehen kann, dachte sie dann. Er muß Weiterreisen, und ich werde folgen. Es wird gut tun, eine Weile ohne ihn zu sein. Dieses Leben ist erschöpfend, so wundervoll Yoshi auch sein mag.

Sie tranken, dann sagte er: »Morgen früh werde ich mit dreißig Mann aufbrechen und dir zehn zurücklassen, die Abesh unterstellt sind. Du wirst mir in aller Ruhe nach Edo folgen.«

»Natürlich. Gestattest du mir, dir so schnell wie möglich zu folgen?«

Er lächelte. »Das würde mich erfreuen, aber nur, solange du ohne geistige oder körperliche Beschwerden eintriffst.«

»Selbst wenn dem so wäre, würde mich dein Lächeln auf der Stelle kurieren. Noch ein Spiel?«

»Ja, aber nicht *Go*!«

Sie lachte. »Dann muß ich einige Vorbereitungen treffen.« Sie stand auf, ging in das äußere Zimmer und schloß die Shoji hinter sich. Er hörte sie mit Sumomo sprechen, achtete aber nicht darauf, da er in Gedanken mit dem morgigen Tag, Edo und den Gai-Jin beschäftigt war.

Die Stimmen der Frauen verklangen. Er trank seinen Saké aus und ging dann ins innerste Zimmer, wo die Futons und die wattierten Decken auf makellosen Tatamis ausgebreitet waren. Winterlandschaften und winterliche Farben waren die beherrschenden Dekorationen. Er zog seine wattierte Yokata aus, erschauerte und schlüpfte unter die Eiderdaunendecken.

Als Koiko zurückkam, hörte er sie im äußeren Zimmer hantieren. Dann kam sie herein und begab sich geradewegs in die Badestube, wo Behälter für mögliche Bedürfnisse der Nacht, Krüge mit Trinkwasser und andere mit Waschwasser standen. »Ich habe Sumomo heute nacht zum Schlafen in einen anderen Raum geschickt«, rief sie ihm zu, »und Abeh gebeten, draußen eine Wache mit dem Befehl aufzustellen, dich vor Morgengrauen nicht zu stören.«

»Warum hast du das getan?«

Sie kam ins Zimmer zurück. »Das ist für eine Weile unsere letzte Nacht – ich habe ihm gegenüber erwähnt, daß ich morgen nicht mit dir reisen werde –, und ich wollte dich ganz für mich alleine haben.« Sie stieg aus ihrem Kimono und kuschelte sich neben ihn.

Obwohl er viele Male mit ihr geschlafen hatte, war es in dieser Nacht um viele Male besser, als es jemals gewesen war.

Im Palast von Kyōto klopfte einer der Spione des kaiserlichen Großkanzlers an seine Schlafzimmertür und überreichte ihm den Behälter mit der Brieftaubenbotschaft. »Dies wurde abgefangen, Herr.«

Der winzige Zylinder war an den Obersten Bakufu-Palastberater, Saito, adressiert und trug das persönliche Siegel der *taikō* Anjo Nori. Er zögerte und erbrach dann mit einem manikürten Fingernagel das Siegel.

Anjo hatte die Botschaft in der Morgendämmerung abgesandt:

*Der Gai-Jin-Führer hat unverschämterweise den kaiserlichen Befehl zurückgewiesen, Yokohama zu verlassen, und sie bereiten sich darauf vor, uns zu überfallen. Entwerft den Befehl zur Nationalen Mobilmachung und legt ihn dem Kaiser vor, den ich mit diesem Dokument offiziell auffordere, ihn unverzüglich zu unterzeichnen. Dann schickt eilig Kopien an alle Daimyos. Sorgt dafür, daß Shōgun Nobusada sofort nach Edo*

*zurückkehrt, um unsere Streitkräfte zu führen; Prinzessin Yazu kann und sollte am besten in Kyōto bleiben. Herr Yoshi wird offiziell aufgefordert, auf der Stelle zurückzukehren.*

Der kaiserliche Großkanzler dachte eine Weile nach und entschied dann, daß dem Kaiser geraten werde, niemals einen Mobilisierungsbefehl zu unterzeichnen. Mit großer Sorgfalt steckte er die Botschaft in den Behälter zurück und versiegelte diesen wieder mit seiner geheimen Kopie des Siegels.

»Bring das zurück und Sorge dafür, daß es übermittelt wird«, sagte er. Als er allein war, kicherte er. Krieg! Gut. Anjo war die perfekte Wahl als *taikō*. Sie werden alle in ihrem eigenen Urin ertrinken, zusammen mit den Gai-Jin, alle.

Außer der Prinzessin. Sie wird bleiben und Witwe werden – je eher, desto besser.

## 39

*Dorf Hamamatsu,  
Montag, 10. Dezember*

Sumomo erwachte lange vor Tagesanbruch. Sie hatte schlecht geträumt. Sie war nicht mehr mit Koiko und Herrn Yoshi auf der Tokaidō, sondern zurück in Kyōto, gejagt von Bakufu-Soldaten unter der Führung von Abeh und in die Falle eines brennenden Shishi-Hauses: überall Schreie, Blut und Schüsse. In Panik zwängte sie sich hinter Takeda und Katsumata in einen schmalen Tunnel, der zum Kriechen kaum groß genug war und immer enger wurde. Die

stauberfüllte Luft reichte kaum zum Atmen. Takedas Füße waren direkt vor ihr. Keuchend kroch er weiter, und gleich hinter ihr war etwas oder jemand. Dann wurde Takeda zu Yoshi, der nach ihr trat, sie aufhielt und dann verschwand – vor ihr lag nichts mehr als ein Sarg aus Erde.

Als ihr Herzschlag sich wieder beruhigte und sie im dämmrigen Licht der Ölflamme etwas sehen konnte, bemerkte sie, daß einer der Wächter sie von seinem Futon aus, der neben dem ihren lag, beobachtete. Am Abend zuvor hatte Koiko mit Abeh gesprochen, und er hatte ihr gesagt, Sumomo solle in diesem Gemeinschaftsraum schlafen, es gebe genug Platz für sie auf einer Seite – ein vollkommen zufriedenstellendes Arrangement. Der Raum wurde von vier Wächtern benutzt; zwei schliefen, zwei taten Dienst. Dort hatte sie ihr Bett aufgeschlagen. Sie hatte lange nicht einschlafen können, da sie aufgewühlt war, denn sie hatte gehört, wie Yoshi zu Koiko gesagt hatte, sie würden die Reise nicht mit ihm fortsetzen, und belauscht, wie Koiko zu Abeh gesagt hatte: »Herr Yoshi hat entschieden, daß meine Reisegesellschaft und ich ab morgen gemächlich folgen sollen.«

»Welche Vorkehrungen möchte er getroffen wissen, Dame?«

»Ich glaube, er sagte, daß Sie und zehn Männer zurückbleiben sollen, um mich nach Edo zu begleiten. Es tut mir leid, ein Problem zu sein.«

»Das ist kein Problem für mich, Dame, solange er sicher ist.«

Sicher und außer Reichweite, hatte Sumomo gedacht, bestürzt über die Änderung des Plans. Zwischen hier und Edo konnte so vieles schiefgehen.

Schließlich war sie eingeschlafen. Und hatte geträumt. Normalerweise träumte sie nicht. Sie pflegte abends als letztes und morgens als erstes immer ein Gebet zu sprechen, *Namu Amida Butsu* – nur der Name des Buddha Amida –, was ausreichte, wenn es einen Gott gab, zu dem man beten konnte. Gestern nacht hatte sie das verges-

sen. Jetzt sprach sie im stillen die Worte und schloß die Augen.

Binnen Sekunden war sie wieder in der Shishi-Hütte.

Das war die schlimmste Erfahrung ihres Lebens gewesen, dieser Angriff ohne Vorwarnung, Schüsse durch die Wände, und im selben Augenblick war der Kopf des Jungen neben ihr explodiert; er hatte nicht einmal Zeit gehabt zu schreien, aber andere hatten geschrien teils in Panik, teils in Todesqual, als Kugeln wahllos auf sie geprasselt waren. Katsumata war einen Augenblick wie gelähmt gewesen. Dann hatte er die Verteidigung eingeleitet und befohlen, einige sollten auf der Vorderseite, andere auf der Rückseite ausbrechen. Doch beide Ausfälle waren zurückgeschlagen worden, und sie hatte nicht gewußt, wo sie sich verstecken sollte, hatte nur gewußt, daß alles verloren war. Das Feuer hatte begonnen, mehr Schreie, mehr Blut, das war das Ende, *Namu Amida Butsu, Namu Amida Butsu...* Dann hatten Hände sie roh gepackt – Takeda hatte wutschäumend einen anderen Mann aus dem Weg gerissen, Katsumata hatte einen weiteren beiseite geworfen –, während ihr Shishi-Retter, dessen Gesicht sie niemals sah, ermordet wurde und ein Feuer ausbrach, das den Fluchtweg versperrte, bis es zu spät war.

Irgendwie war sie aus dieser haßerfüllten Dunkelheit in die frische Luft gelangt. Ihre hektische Flucht hatte kein Ende nehmen wollen, alle hatten nach Luft gerungen, bis Katsumata sie qualvoll zu dieser letzten Zuflucht geführt hatte, Iwakuras Hintertür.

Dort wurde sofort mit den Shishi ein Kriegsrat gehalten. »Ich schlage vor, daß wir uns einstweilen trennen«, hatte Katsumata gesagt. »Im Frühling treffen und sammeln wir uns wieder, im dritten oder vierten Monat. Im Frühling beginnen wir eine neue Angriffswelle.«

»Warum warten?« hatte jemand gefragt.

»Weil wir verraten worden sind, weil es in unserer Mitte oder unter unseren Führern einen Spion gibt. Wir sind verraten worden. Wir müssen uns retten und trennen.«

Und das hatten sie getan. »Sumomo, du wirst zu Koiko gehen...«

Doch vorher war ihre Verwirrung groß gewesen, Weinkrämpfe, Herzrasen; sie war in Panik geraten. »Das wird vergehen, Sumomo«, hatte Katsumata gesagt.

Wieder hatte er recht gehabt. Er hatte ihr ein Mittel gegeben, das sie schlafen ließ und beruhigte. Als sie bei Koiko eintraf, war sie fast wieder wie früher. »Wenn du merkst, daß die Angst wiederkehrt, nimm einen kleinen Schluck von der Medizin«, hatte er gesagt. »In ein oder zwei Wochen bist du wieder ganz bei Kräften. Denk immer daran, daß *sonno-jo* dich bei Kräften braucht...«

Sie erwachte aus ihrem Traum, und die Angst kam wieder hoch. Noch immer war es dunkel. Ihre Finger tasteten nach dem Bündel neben ihrem Kopf, das die kleine Flasche enthielt. Doch das Bündel war nicht da. Sie hatte es nicht mitgenommen, als sie das Zimmer wechselte. Es macht nichts, dachte sie, ich brauche es nicht, ich kann ohne es auskommen.

Sie wiederholte das mehrmals, warf sich in ihrem Bett herum, und ihre Decken waren feucht und klamm. Dann bemerkte sie, daß der Wächter sie noch immer beobachtete.

»Schlechte Träume, *neh?*« flüsterte er mit freundlicher Stimme.

Sie nickte schweigend.

»Ich könnte dir gute Träume geben.« Er schlug seine Decke einladend zur Seite. Sie schüttelte den Kopf. Er zuckte die Achseln, drehte sich um und vergaß sie, fand es dumm, daß sie diese Lust zurückwies. Sie war nicht gekränkt, sondern kehrte ihm leicht amüsiert ebenfalls den Rücken. Ihre Hand tastete nach dem Obi-Messer an ihrer Taille. Diese Berührung gab ihr den Frieden, den sie brauchte. Endlich *Namu Amida Butsu*.

Sie schloß die Augen und schlief traumlos.

Koiko lag auf angenehme Weise wach. Bald würde es dämmern.

Neben ihr schlief Yoshi friedlich. Es war schön, so dazuliegen, sich treiben zu lassen und zu wissen, daß sie nicht einen weiteren unbequemen Tag in der Sänfte aushalten mußte, wo sie wegen der unziemlichen Hast von einer Seite auf die andere geworfen wurde. Und auch, weil ihre Nacht ruhig gewesen war. Yoshi hatte fest geschlafen. Gelegentlich entfuhr ihm ein leiser Schnarchton, doch das störte sie nicht. »Trainiere deine Ohren, Koiko«, hatte die zahnlose pensionierte Kurtisane ihr eingeschärft, damals, als sie noch *maiko* war. »Du wirst dein Arbeitsleben mit alten Männern zubringen. Alle Männer schnarchen, aber alte Männer schnarchen besonders laut, doch sie zahlen auch besonders gut – die jungen nehmen deine Blumen und schnarchen trotzdem.«

Von allen Männern, mit denen sie geschlafen hatte, war Yoshi im Schlaf der ruhigste. Im Wachzustand war er am schwersten zu dominieren und zufriedenzustellen. Nicht körperlich; körperlich war er stark und geübt, und sosehr sie auch darin trainiert war, bei der Umarmung teilnahmslos zu bleiben, führte er sie doch an den meisten Abenden ebenfalls auf den Gipfelpunkt der Lust.

Katsumata aber war ein Zauberer. Er liebte ihre Phantasie und ihre Gedanken und stimulierte sie mehr, als sie es sich je hätte träumen lassen. Er war entzückt, wenn sie eine neue Fertigkeit meisterte – etwa ihre Ohren darin übte, unausgesprochene Worte zu hören: »Dort liegt das goldene Wissen, das, was sich in dem geheimsten Herzen im Inneren des geheimen Herzens befindet. Denk daran, wir alle hier, Männer und Frauen, haben drei Herzen: eines, das alle Welt sehen kann, eines für die Familie, eines allein für uns selbst. Gewisse Männer haben sechs Herzen. Yoshi ist einer von ihnen. Er ist dein Ziel, derjenige, über den du die Oberhand gewinnen mußt.«

Sie kicherte vor sich hin, als sie sich daran erinnerte, daß sie gesagt hatte, Herr Yoshi sei für sie völlig unerreichbar. Katsumata hatte sein typisches Lächeln aufgesetzt und ihr gesagt, sie solle Geduld

haben. »Du hast Zeit genug. Du bist achtzehn, es gibt nicht mehr viel, was ich dir beibringen kann. Du mußt anfangen, dich selbst weiterzubringen. Folge wie jede ernsthafte Schülerin dem für alle Schüler wichtigsten Gesetz: Belohne deinen Lehrer dadurch, daß du es dir zur Pflicht machst, ihn zu übertreffen! Sei geduldig, Koiko, zur rechten Zeit werden deine Mama-san und ich dafür sorgen, daß Herr Yoshi dich bemerkt.«

Und das hatten sie getan. Binnen eines Jahres. Die erste Einladung in die Burg vor sechs Monaten und fünf Tagen. Rasendes Herzklopfen und Angst, sie würde versagen, aber keine wirkliche Angst. Sie war vorbereitet und hatte ihre Pflicht gegenüber ihrem Lehrmeister erfüllt.

Aber leite ich Yoshi genügend? Ich weiß, daß er mich und meine Gesellschaft und meinen Geist genießt. Doch wohin soll ich ihn leiten? Katsumata hat das nie gesagt, sondern nur gemeint, es würde sich zeigen. »*Sonno-joi* faßt es zusammen. Binde Herrn Yoshi an dich. Hilf ihm, sich zu ändern. Nach und nach wirst du ihm helfen, noch mehr auf unsere Seite zu treten. Vergiß nie, er ist kein Feind, im Gegenteil, er ist wichtig für uns, er wird den neuen Bakufu aus loyalen Samurai vorstehen, als *taikō* – ein Shōgun oder ein Shōgunat wird nicht mehr erforderlich sein –, und unser neuer und ständiger Samurai-Rat wird ihm helfen...«

Ich frage mich, wie es in dem neuen Zeitalter sein wird, wenn wir es noch erleben, dachte sie. Und was ist nun mit Sumomo?

Es war vollkommen unnötig gewesen, sie in ein anderes Zimmer zu schicken – als ob es eine Rolle spielte, wenn sie nebenan war, sie würde ihre Schreie oder ihre heftigen Bewegungen ignorieren. Das war nicht der Grund. Als Yoshi Koiko leise sagte, sie werde die Reise nicht mit ihm fortsetzen, glaubte sie im äußeren Zimmer eine Bewegung zu hören, als sei Sumomo näher gerückt und versuche tatsächlich, ihr Gespräch zu belauschen – ein erstaunliches Eindringen in ihre Intimität, das von schlechten Manieren zeugte.



Nur eine gemeine Wichtigtuerin würde so etwas tun, hatte sie gedacht, oder eine Spionin. Ah! Spielt Katsumata eines seiner komplizierten Spielchen innerhalb des Spiels und benutzt mich, um eine Spionin einzuschleusen, die meinen Tora-chan und mich beobachtet? Ich werde mich morgen um sie kümmern. Inzwischen kann sie anderswo schlafen.

Nachdem sie dies arrangiert und Sumomo nur gesagt hatte, Herr Yoshi ziehe es vor, allein zu sein, kam sie zurück und durchsuchte rasch Sumomos Bündel. Warum, wußte sie nicht, denn sie war nicht sicher, ob das Mädchen wirklich versucht hatte, sie auszuspionieren.

Sie fand nichts Ungewöhnliches. Ein paar Kleidungsstücke, eine Flasche mit irgendeiner Medizin, sonst nichts. Der sauber gefaltete Tageskimono war gewöhnlich und verdiente nur einen beiläufigen Blick. Erleichtert hatte sie das Bündel wieder zusammengebunden. Und was die Flasche anging... das konnte doch wohl kein Gift sein?

Ehe sie sich wieder zu Yoshi begab, hatte sie beschlossen, das festzustellen. Sumomo würde etwas davon einnehmen müssen. Es war nie falsch, sich gegen eine potentielle Gefahr zu wappnen. Hatte nicht Yoshi gesagt: »Das hat Utani getötet. Er hat keine angemessenen Wachen aufgestellt.«

Es tut mir leid, aber was Utani tötete, war die Nachricht von dem Stelldichein, die meiner Dienerin aus der Samurai-Kaserne zugeflüstert wurde und die ich ihr weiterzugeben gestattete, an Meikin, die es Hiraga erzählte. Wie es Hiraga wohl geht? Als Kunde war er bei den beiden Malen, als ich sechzehn war, nicht besser und nicht schlechter als die gesichtslosen anderen, aber als Shishi ist er der beste. Merkwürdig...

Yoshi schnaufte im Schlaf auf, erwachte aber nicht. Ihre Hand berührte ihn leicht. Schlafe, mein Lieber, du gefällst mir mehr, als ich mir selbst einzugestehen wage, dachte sie und sann weiter über die Vergangenheit nach.

Seltsam, daß ich mich unter all den anderen nur an zwei Gesichter erinnere: Katsumata und Hiraga. Seltsam, daß ich darauf vorbereitet wurde, Herrn Toranaga Yoshis Dame zu sein – für eine Weile. Welch großes Glück ich habe. Ein Jahr, vielleicht zwei, nicht mehr als drei, und dann werde ich heiraten. Tora-chan wird ihn für mich auswählen. Wer immer er ist, er wird ein Samurai sein. Eeee, wie viele Söhne werde ich wohl haben? Die alte Wahrsagerin meinte, drei Söhne und zwei Töchter, der chinesische Mönch sprach von zwei Söhnen und zwei Töchtern.

Sie lächelte vor sich hin. Oh, wie weise werde ich den Haushalt meines Gatten führen, wie gut werde ich zu meinen Söhnen sein, wie streng zu meinen Töchtern, doch keine Angst, ich werde sie gut verheiraten...

Sie erwachte ein paar Sekunden vor Yoshi. Er war sofort auf den Beinen, vollständig bereit für den Tag. Sie hielt ihm die wattierte Yokata hin. Dann zog sie ihren Kimono eng um sich und öffnete ihm erst die eine, dann die andere Shoji-Tür, kniete nieder und half ihm in die Strohsandalen. Der Wachtposten wollte sich schon verneigen, besann sich aber noch rechtzeitig und schaute weg, als Yoshi sich zum Bereich der Außentoilette begab.

Sumomo kniete in der Nähe der Tür und wartete geduldig. Neben ihr harnte eine Dienerin mit einem Kohlebecken, heißem Tee und Frühstückstabletts.

»Guten Morgen, Herrin. Es ist kalt heute morgen. Darf ich Ihnen Tee machen?«

»Ja, bitte, Sumomo, ganz schnell. Machen Sie die Tür zu, es ist eiskalt.« Koiko eilte in ihre inneren Räume zurück und rief: »Wir brechen um die Mitte des Vormittags auf, Sumomo. Wir können unsere Reisekleider dann anlegen.«

»Ja, Herrin.« Sumomo stand noch an der äußeren Tür und ver-

suchte, ihren Schock zu verbergen. Sie hatte sofort gesehen, daß ihr Bündel bewegt worden war; der Knoten, mit dem sie das quadratische Seidentuch verschlossen hatte, war nicht genauso gebunden, wie sie das zu tun pflegte. Ihr Tageskimono lag noch zusammengefaltet daneben, aber auch er war bewegt worden.

Sie hielt den Atem an und wartete, bis die Dienerin gegangen war. Dann faltete sie den Kimono auseinander. Als ihre Finger die versteckten Shuriken in der geheimen Ärmeltasche fühlten, setzte ihr Herzschlag wieder ein.

Aber warte, dachte sie, und das Blut schoß ihr ins Gesicht, daß sie noch da sind, bedeutet nicht, daß sie nicht entdeckt worden sind. Keine Panik! Denk nach! Wer sollte hier mein Bündel durchsuchen und warum? Ein Dieb? Niemals. Abeh? Ein Wachmann? Koiko? Yoshi? Wenn es einer von ihnen wäre, dann wäre ich bereits tot oder zumindest gefesselt, und man würde mir Fragen stellen und...

»Sumomo, ist der Tee fertig?«

»Ja, Herrin, ich komme...«

Rasch zog sie den Kimono über ihre Schlaf-Yokata – sie hatte sich bereits in der Frühe gewaschen und sich die Zähne und das Haar gebürstet, das sie noch in einem konventionellen Zopf trug –, band ihren Obi und steckte das Messer in seine Scheide in den Gürtel. Dabei rasten ihre Gedanken: Vielleicht war der Sucher nicht sorgfältig gewesen. Er konnte die Shuriken leicht übersehen haben, wenn er sie nicht erwartete. Vielleicht war er nicht geübt. Koiko? Warum sollte sie jetzt meine Besitztümer durchsuchen? Natürlich war das von den anderen Dienerinnen besorgt worden, als sie in Koikos Haus gekommen war – die Shuriken hatte sie am Leib getragen.

Während sie hektisch nachdachte, stellte sie den Reisschleim warm, bereitete den Tee und trug eine Tasse in die Badestube, wo Koiko sich soeben mit heißem, mit Blütenextrakt parfümiertem

Wasser gewaschen hatte. Das Wasser wurde in der Morgendämmerung durch eine kleine Falltür geliefert, damit es nicht die Tatamis bespritzte und keiner der Gäste gestört wurde. Die Behälter für die Nacht wurden auf dieselbe Weise entfernt.

»Ich werde meinen braunen Kimono mit den Karpfen anziehen«, sagte Koiko und trank dankbar von dem Tee; sie hatte eine Gänsehaut von der Kälte, so sehr sie sich auch bemühte, so zu tun, als spüre sie sie nicht, »und den goldfarbenen Obi.«

Sumomo gehorchte eilends, noch immer mit unruhigem Herzen, holte die Kleidungsstücke und half Koiko beim Anziehen.

Als der Obi zu ihrer Zufriedenheit gebunden war, kniete Koiko auf einem der Futons nieder. Sumomo kniete hinter ihr, um ihr das glänzende, taillenlange Haar zu bürsten. »Das ist gut, Sumomo, Sie machen Fortschritte, aber bitte bürsten Sie mit längeren und weichen Strichen.«

Von draußen die Geräusche der erwachenden Herberge. Dienerinnen und Soldaten und andere riefen einander zu, man hörte Abehs Stimme und dann die von Yoshi. Die beiden Frauen lauschten, konnten aber nicht verstehen, was gesprochen wurde. Die Stimmen entfernten sich.

»Noch zwanzig Striche, dann möchte ich essen und noch eine Tasse Tee trinken. Sind Sie hungrig?«

»Nein, Herrin, danke, ich habe schon gegessen.«

»Haben Sie nicht gut geschlafen?« sagte Koiko, der eine gewisse Nervosität auffiel.

»Nein, Dame Koiko. Es tut mir leid, Ihnen gegenüber meine Probleme zu erwähnen, aber ich habe manchmal Schwierigkeiten einzuschlafen, und wenn ich schlafe, habe ich schlechte Träume«, sagte Sumomo geistesgegenwärtig. »Der Arzt hat mir Medizin zur Beruhigung gegeben. Ich habe gestern abend, als ich das Zimmer wechselte, vergessen, sie mitzunehmen.«

»Ach, ja?« Koiko verbarg ihre Erleichterung. »Vielleicht sollten Sie

jetzt etwas davon einnehmen.«

»Ach, das hat Zeit bis...«

»Bitte, ich bestehe darauf. Es ist wichtig, daß Sie ruhig sind.«

Gehorsam und dankbar suchte Sumomo die Flasche. Sie war nicht angerührt worden. Sie nahm einen Schluck und verkorkte sie wieder. Die innere Wärme machte sich fast sofort bemerkbar. »Danke, Herrin«, sagte sie und bürstete dann weiter.

Nach dem heißen Reisschleim, eingelegten Gemüsen, etwas kaltem Aal mit süß-saurer Sauce und Reiskuchen sagte Koiko: »Bitte setzen Sie sich, Sumomo, und gießen Sie sich Tee ein.«

»Danke. Herrin.«

»Herr Yoshi hat entschieden, daß ich ihn nicht mehr begleiten, sondern ihm in einer Sänfte in gemächlicherem Tempo folgen soll.«

»Einige der Wächter erwähnten das, während ich auf Sie wartete. Alles wird bereit sein, wann immer Sie aufbrechen möchten.«

»Gut.« Jetzt, da Koiko die Wahrheit über die Flasche erfahren hatte, fühlte sie sich wesentlich wohler, aber das änderte nichts an ihrer Entschlossenheit, vorsichtig zu sein – ihre Pflicht Katsumata gegenüber hatte sie bereits erfüllt. »Jetzt sind Sie sicher aus Kyōto heraus«, sagte sie leise, und Sumomos Magen verkrampfte sich. Ohne die Medizin wäre sie in Panik geraten. »Es ist Zeit, uns zu trennen, Sumomo. Heute. Haben Sie Geld?«

»Nein, Herrin.« Sumomo wollte sachlich klingen. »Aber wäre es mög...«

»Keine Sorge, ich kann Ihnen etwas geben«, sagte Koiko, die das Erröten mißverstand, mit einem Lächeln. Dann fuhr sie energisch fort: »Und Ihre Papiere, sind die in Ordnung?«

»Ja, aber darf ich viel...«

»Es ist für uns beide am besten. Ich habe alle Möglichkeiten bedacht. Es ist am besten, wenn ich allein Weiterreise. Sie können hierbleiben oder nach Hause nach Satsuma zurückkehren, ganz wie

Sie möchten.«

»Aber bitte, darf ich nicht bei Ihnen bleiben?«

»Es ist weise, wenn Sie jetzt Ihre eigenen Wege gehen – Sie begreifen natürlich, daß es eine große Gefälligkeit Ihrem Vormund gegenüber war, daß ich Sie aufnahm. Jetzt sind Sie in Sicherheit«, sagte sie freundlich.

»Aber... aber was wollen Sie tun, Sie haben keine Zofe. Ich möchte Ihnen dienen und...«

»Ja, und Sie waren sehr gut, aber ich kann leicht jemanden einstellen. Bitte, machen Sie sich darüber keine Sorgen. Nun, werden Sie nach Kyōto zurückkehren?« Als Sumomo nicht antwortete, sondern nur benommen vor sich hinstarrte, sagte sie freundlich: »Was, hat Ihr Vormund gesagt, sollen Sie tun, wenn Sie mich verlassen?«

»Er... er hat nichts davon gesagt.«

Koiko runzelte die Stirn. »Aber Sie haben doch gewiß einen Plan.«

»O ja, Herrin«, sagte Sumomo rasch. Ihr Mund ging mit ihr durch. »Er hat mir gesagt, ich soll bis Edo bei Ihnen bleiben. Dann, wenn es Ihnen gefiele, sollte ich gehen.«

»Wohin?«

»Zu... zu Oda-sama.«

»Er ist in Edo?« fragte sie überrascht.

»Ich glaube, ja. Darf ich Sie etwas...«

»Sie glauben? Sie sind nicht sicher, Sumomo?« Koikos Stirnrunzeln vertiefte sich. »Haben Sie eine andere Familie, zu der Sie gehen können, wenn er nicht da ist?«

»Nun, ja, es gibt eine Herberge, die werden wissen, wo er ist, oder dort wird eine Botschaft für mich liegen, aber ich schwöre, ich werde auf der Reise keine Last für Sie sein, überhaupt nicht, Sie lehren mich so vieles...«

Je länger Koiko dem hastigen Gerede des Mädchens zuhörte – wie dumm von ihr, dachte sie, da ich mich doch offensichtlich ent-

schieden habe –, desto weniger gefiel ihr, was sie hörte, und auch Sumomos Erregung, die Art, wie sie sprach und dabei den Blick senkte, machte sie mißtrauisch.

Sie verschloß die Ohren vor verschiedenen Argumenten und benutzte die Zeit, um ihre eigenen Gedanken zu sammeln. Sie wurden immer beunruhigender. »Wird Ihr Vormund auch in Edo sein?«

»Ich weiß es nicht, tut mir leid. Bitte, lassen Sie mich etwas...«

»Dieser Oda-sama ist aus Satsuma – gehört er zur dortigen Satsuma-Garnison?«

»Ich... ich glaube nicht.« Sumomo verfluchte sich. Ich hätte sagen sollen, daß ich es nicht weiß. »Die Sats...«

»Was macht er dann in Edo?«

»Ich weiß es nicht«, sagte Sumomo matt. Ihr Geist arbeitete nicht schnell genug, und ihre Bestürzung wuchs. »Ich habe ihn fast ein Jahr lang nicht gesehen, das heißt... man sagte mir, er würde in Edo sein.«

Koiko schaute sie durchdringend an. Ihr Ton wurde scharf. »Ihr Vormund sagte, dieser Oda-sama sei Shishi, also...« Ihre Stimme verklang, als sie beim lauten Aussprechen des Wortes die Ungeheuerlichkeit dessen begriff, was sie getan und riskiert hatte, als sie einwilligte, dieses Mädchen aufzunehmen. Die Erkenntnis überwältigte sie. »Die Shishi glauben, daß Herr Yoshi ihr größter Feind ist«, stöhnte sie, »und wenn er der Feind ist, dann...«

»Nein, Dame, das ist er nicht, nicht er, nur das Shōgunat, die Bakufu sind Feinde, er steht über all dem, er ist kein Feind«, sagte Sumomo heftig, und die Lüge fiel ihr leicht. Ehe sie sich beherrschen konnte, fügte sie noch hinzu: »Katsum... mein Vormund hat das uns allen eingeprägt.«

»Euch allen?« Koikos Gesicht wurde kalkweiß. »*Namu Amida Butsu!* Sie sind eine von seinen Gefolgsleuten?« Katsumata hatte ihr gesagt, einige wenige sorgfältig ausgewählte junge Frauen würden von ihm als Mitglieder seiner Kriegerbande ausgebildet. »Er... er hat

auch Sie ausgebildet?»

»Ich bin nur eine bescheidene Loyalistin«, sagte Sumomo, um Beherrschung ringend, weil sie arglos erscheinen wollte.

Koiko sah sich ungläubig um. Ihre Gedanken waren wie gelähmt, und die heile Welt, in der sie gelebt hatte, zerfiel in tausend Scherben. »Sie sind eine von ihnen, geben Sie es zu!«

Sumomo erwiderte ihren Blick. Sie wußte nicht, wie sie sich aus dem Graben befreien sollte, der sich plötzlich zwischen ihnen aufgetan hatte. »Dame, bitte, lassen Sie uns klar denken. Ich... ich bin keine Bedrohung für Sie, und Sie sind keine Bedrohung für mich. Lassen wir es dabei. Ich habe geschworen, Sie zu beschützen, und das werde ich auch tun, und Herrn Yoshi auch, wenn das nötig sein sollte. Lassen Sie mich mit Ihnen reisen. Ich schwöre Ihnen, ich werde in dem Augenblick gehen, in dem wir Edo erreichen. Bitte!« Ihre Augen wollten Koiko zur Einwilligung zwingen. »Sie werden die Freundlichkeit nie bereuen. Bitte. Mein Vormund hat einen Lebenswunsch geäußert. Bitte, ich werde Ihnen dienen...«

Koiko hörte die Worte kaum. Sie sah Sumomo an, wie eine Maus eine angreifende Kobra anstarren würde. Sie konnte nur daran denken, wie sie entkommen, wie sie all das zu einem Traum machen könnte. Ist es ein Traum? Sei vernünftig, dein Leben liegt in der Waagschale, mehr als dein Leben, du mußt deinen Verstand zusammennehmen.

»Geben Sie mir Ihr Messer.«

Sumomo zögerte nicht. Ihre Hand fuhr in ihren Obi, und sie reichte Koiko das Messer in der Scheide. Koiko zog es heraus, als stünde die Klinge in Flammen. Da sie nicht wußte, was sie sonst damit tun sollte, denn sie hatte noch nie ein Messer in der Hand gehabt – in der Schwimmenden Welt waren alle Waffen verboten –, schob sie es in den eigenen Obi. »Was wollen Sie von uns? Warum sind Sie hier?« fragte sie mit kaum hörbarer Stimme.

»Nur, um mit Ihnen zu reisen, Dame«, sagte Sumomo wie ein



Kind. Sie merkte nicht, daß ihr Gesicht nackt war. »Nur, um mit Ihnen zu reisen, es gibt keinen anderen Grund.«

»Gehörten Sie zu der Mörderbande, die Shōgun Nobusada angegriffen haben?«

»Natürlich nicht, ich bin nur eine einfache Loyalistin, eine Freun...«

»Aber Sie waren die Spionin, die verraten hat, daß mein Herr sich außerhalb der Kasernen mit Ogama treffen wollte – Sie waren das!«

»Nein, Dame, ich schwöre es. Ich habe Ihnen gesagt, daß er nicht der Feind ist. Das war ein verrückter Einzelgänger, keiner von uns. Ich sage noch immer...«

»Sie müssen gehen, Sie müssen«, sagte Koiko sehr leise. »Bitte, gehen Sie. Bitte, gehen Sie jetzt, bitte. Schnell.«

»Es gibt keinen Grund zu Sorge oder Angst. Keinen.«

»O doch, ich habe Angst, schreckliche Angst, jemand könnte Sie denunzieren. Dann würde Yoshi...« Die Worte schienen in der Luft zwischen ihnen zu hängen. Sie schauten sich an. Sumomo wollte ihr ihren Willen aufzwingen, und Koiko war hilflos und ermattete unter ihrer Stärke. Beide schienen gealtert zu sein. Es zerriß Koiko das Herz, daß sie so naiv hatte sein können und daß ihr Idol sie so böse mißbraucht hatte, und Sumomo war wütend, weil sie nicht sofort zugestimmt hatte, als diese zudringliche Hure ihr vorgeschlagen hatte zu gehen. Närrin, Närrin, dachten beide.

Die Shoji-Tür öffnete sich, Yoshi trat herein und wollte ins innere Zimmer gehen. Beide Frauen erwachten aus ihrer Trance und verneigten sich hastig. Er blieb unvermittelt stehen. Alle seine Sinne witterten Gefahr.

»Was ist los?« fragte er scharf. Ihm war ihre Angst aufgefallen, ehe sie die Köpfe neigten.

»Ni... nichts, Herr«, sagte Koiko und nahm sich zusammen, während Sumomo zum Kohlenbecken eilte, um frischen Tee zu holen. »Möchtest du vielleicht Tee, ein Frühstück?«

Seine Augen wanderten von einer zu anderen. »Was ist los?« fragte er langsam, und seine Worte waren wie eisige Nadeln.

Sumomo kniete demütig nieder: »Es... es tut uns so leid, daß wir nicht mit Ihnen gehen, Herr, das war es nur... daß die Dame Koiko so traurig ist. Darf ich Tee servieren, Herr?«

Das Schweigen wurde drückend. Er ballte die Fäuste. Sein Gesicht war streng, die nackten Beine standen fest auf dem Boden. »Koiko! Sag es mir auf der Stelle!«

Koikos Lippen begannen sich zu bewegen, aber die Worte wollten nicht kommen. Sumomos Herz blieb stehen, dann dröhnte es in ihren Ohren, als Koiko mühsam aufstand, in Tränen ausbrach und stammelte: »Siehst du, Tora-chan, sie... es stimmt, aber sie ist nicht ganz das, was...«

Sofort war Sumomo auf den Füßen. Ihre rechte Hand fuhr in ihren Ärmel, und sie förderte ein Shuriken zutage. Yoshi biß die Zähne zusammen, als er es sah. Ihr Arm fuhr nach hinten, um auszuholen – er war unbewaffnet, ein ungeschütztes Ziel, seine Schwerter befanden sich im inneren Zimmer. Sofort duckte er sich nach links und hoffte, die Finte würde sie verwirren; er schickte sich an, sich auf sie zu stürzen, und wandte keinen Blick von ihrer Hand. Unbeirrt zielte sie auf seine Brust und warf mit aller Kraft.

Die gezackte Stahlscheibe wirbelte durch den Raum. Hektisch bäumte Yoshi sich auf und fuhr herum. Einer der Zacken traf den Rand seines Kimonos und riß den Stoff auf, berührte aber kein Fleisch, verschwand dann durch die Shoji-Bespannung und prallte an einen Pfosten im inneren Raum, während er, von der Anstrengung aus dem Gleichgewicht gebracht, gegen eine Wand taumelte und zu Boden stürzte.

Für einen Augenblick schien alles wie ein langsamer Traum abzufließen...

Sumomo griff unendlich langsam in ihren Ärmel nach dem nächsten Shuriken; sie sah nur den großen Feind hilflos am Boden lie-

gen und seine dämliche Hure, die diesen unnötigen Schluß ausgelöst hatte, angstvoll starren – sie selbst aber empfand keine Angst, nur freudige Erregung, sicher, daß dies ihr Zenit war, der Augenblick, für den sie geboren und ihr ganzes Leben lang ausgebildet worden war, sicher, daß sie, unbesiegbare Meisterin der Shishi, jetzt siegen, sterben und als Legende für alle Zeit fortleben würde.

Koiko stand da wie gelähmt, ihre Augen blind. Sie war entsetzt, daß sie von ihrem gottähnlichen Guru getäuscht worden war, der sie betrogen und ihr nichts als Lügen erzählt hatte, und das Mädchen war auch ein Betrug, und ihretwegen war es zu dieser ungeheuerlichen Verschwörung gekommen. Ihr Herr würde sterben, und selbst wenn er nicht starb, war sie bloßgestellt und würde sterben, entweder von seiner Hand oder durch die Wachen. Alles in diesem Leben war vergeudet, sie würde nie ihren Samurai heiraten, niemals Söhne haben, niemals in diesem Leben. Es war besser, es rasch von eigener Hand zu beenden, ehe andere das auf üble Weise tun konnten, aber wie, wie nur... und dann fiel ihr Sumomos Messer ein...

Yoshi drehte sich auf dem Boden herum, um den nächsten Wurf zu sehen, zog die Füße unter sich für den Sprung, den er tun mußte, wenn er nicht sterben wollte. Alles dauerte so lange, sein Kopf drohte zu platzen, weil er eine Viper an seiner Brust genährt hatte, und dann sah er Sumomos Hand mit dem zweiten Shuriken – wie viele hat sie? –, und ihre Lippen entblößten die sehr weißen Zähne...

Der Augenblick der Erstarrung endete.

Sumomo zögerte, überglucklich, nun endlich zu töten, doch der Augenblick dauerte zu lange, sie sah Koiko aus ihrer Trance erwachen, und sie sah das Messer in ihrer Hand. Instinktiv verschob sie ihr Ziel, schwankte, fing sich wieder, zielte erneut auf Yoshi und wollte werfen, aber in diesem Augenblick sprang Koiko vor und stürzte ihr entgegen.

Das kreiselnde Shuriken drang in Koikos Brust ein, sie stieß einen

Schrei aus, und das gab Yoshi Zeit, vom Boden aus auf Sumomo loszugehen. Er packte einen ihrer Fußknöchel und riß sie zu Boden. Er griff nach ihrer Kehle, aber sie war wie ein Aal und entwand sich ihm, geübt in Kriegskünsten, und ihre Hand tastete nach dem letzten Shuriken. Ehe sie es erreichen konnte, packten seine eisernen Finger einen Teil ihre Kimonos, rissen den halben Ärmel ab. Wieder wand sie sich aus seinem Griff und stand binnen Sekunden auf den Füßen, doch nun war auch er aufgestanden.

Sofort stieß sie einen markerschütternden Kriegsschrei aus, ballte die Hand zur Faust und warf erneut. Er war erstarrt – doch ihre Hand war leer, der Wurf nur eine Finte, das letzte Shuriken steckte noch immer in ihrem zerrissenen Ärmel. Als sie danach griff, wurde hinter ihr die Shoji-Tür von einem Wächter heftig aufgeschoben. »Schnell«, schrie sie, auf Koiko zeigend, die sich stöhnend auf dem Boden wand, und lenkte ihn so ab. Als er vorwärts stürzte, riß sie sein Langschwert aus der Scheide, hob es, hackte auf ihn ein, verwundete ihn und wandte sich mit derselben Bewegung Yoshi zu. Der aber war einen Schritt zurückgetreten und über Koikos sich windenden Körper hinweggesprungen. Er brach durch den geschlossenen Shoji in den inneren Raum zu seinen Schwertern, Sumomo auf seinen Fersen.

Zischend fuhr sein Schwert aus der Scheide. Er wirbelte herum, parierte heftig den ersten Schlag und drehte sich in dem engen Raum. Furchtlos griff Sumomo ihn an und wurde erneut pariert, während Yoshi sie abschätzte und sie ihn. Ein weiterer Austausch von Schlägen. Sie war eine ebenso vollendete Schwertkämpferin wie er.

Jetzt griff er an und wurde pariert, sie hielten inne und umkreisten sich, dann brach sie rückwärts durch den Shoji, um mehr Raum zu gewinnen, er blieb ihr dicht auf den Fersen, und sie umkreisten sich und suchten einen freien Raum. Draußen ertönten Schreie. Wachen liefen zusammen. Der verwundete Samurai blockierte die

halbe Tür. Sumomo wußte, daß sie wenig Zeit hatte, und sprang vorwärts, fuhr dann herum, um die Tür im Rücken zu haben, und sie hackten aufeinander ein, Schlag und Parade, Schlag und Parade. Yoshi drehte sich und zwang auch sie, eine Kehrtwendung zu machen, verlor aber dadurch die Initiative.

Er sah Abeh, der mit erhobenem Schwert von hinten auf sie zu-eilte, und schrie: »Nein! Überlaß sie mir!«

Gehorsam trat Abeh nach hinten. Ein weiteres wildes Gefecht, bei dem Yoshi gerade noch rechtzeitig das Gleichgewicht wiederfand. Sie waren einander ebenbürtig. Yoshi hatte zwar wesentlich mehr Kraft, war aber nicht so durchtrainiert.

Jetzt verkeilten sich ihre Schwerter. Rasch riß sie sich los, da sie wußte, daß er sie aus so kurzem Abstand besiegen würde. Sie trat zurück, machte eine Finte, stieß dann blindlings und blitzschnell zu und traf mit der Klinge seine Schulter. Ein weniger geschickter Kämpfer wäre dadurch außer Gefecht gesetzt worden, aber er hatte den Schlag kommen sehen und nur eine geringfügige Verletzung erlitten. Trotzdem schrie er laut auf, senkte den Arm und tat so, als sei er schwer verwundet. Sorglos drang sie nun auf ihn ein, um ihm den Todesstoß zu versetzen. Aber er war nicht mehr genau da, wo sie ihn erwartet hatte. Sein Schwert fuhr wild von unten nach oben, überraschte sie, und der Schlag durchtrennte ihr linkes Handgelenk. Die Hand mit dem Schwert, dessen Griff die Finger noch immer umklammerten, flog davon.

Erstaunt starrte sie auf ihren Armstumpf, aus dem ein Strom von Blut sprudelte. Sie hatte keine Schmerzen. Mit der anderen Hand griff sie nach dem Stumpf, um den Blutstrom zu stillen. Wachen stürzten vor und wollten sie ergreifen, aber wieder verscheuchte Yoshi sie zornig. Keuchend rang er nach Luft und beobachtete sie aufmerksam. »Wer sind Sie?«

»Sumomo Fujahito... Shishi«, ächzte sie. Ihr Mut und ihre Stärke verebbten rasch. Mit letzter Kraft wimmerte sie: »*Sonno-joiiii*.« Dann

ließ sie ihr Handgelenk los, tastete nach dem letzten Shuriken, fand es, drückte eine der vergifteten Zacken in ihren Arm und stolperte vorwärts, um es ihm in den Leib zu rammen. Aber er war vorbereitet.

Der mächtige Schlag traf sie genau da, wo der Halsansatz in den Körper übergang, durchschnitt ihren Hals und kam unter dem Arm wieder heraus. Die Umstehenden sogen wie ein Mann die Luft ein, überzeugt, einem Geschehen beigewohnt zu haben, das jahrhundertlang von Mund zu Mund gehen würde und bewies, daß dieser Mann ein würdiger Abkömmling des großen Shōgun und Träger seines Namens war. Doch alle waren auch erschüttert beim Anblick von so viel Blut.

Abek fand als erster die Stimme wieder. »Was ist passiert, Herr?«

»Ich habe gesiegt«, sagte Yoshi grimmig und untersuchte seine Schulter. Blut befleckte seinen Kimono, seine Seite schmerzte, und sein Herz schlug noch immer heftig. »Holt einen Arzt... dann brechen wir auf.«

Eilig rannten Männer davon, um seinem Wunsch zu entsprechen. Abek riß seine Blicke von Sumomos Leichnam. Koiko stöhnte und wand sich mitleiderregend; ihre Nägel krallten sich in die Tatami und zerfetzten sie. Er ging auf sie zu und hielt inne, als Yoshi sagte: »Achtung, Narr! Sie gehörte mit zur Verschwörung!« Vorsichtig stieß Abek mit dem Fuß Sumomos Messer beiseite. »Dreht sie um!« Er gehorchte und drehte sie mit dem Fuß um.

Nur sehr wenig Blut war zu sehen. Das Shuriken hatte ihr den Kimono ins Fleisch genagelt, und darin versickerte die Blutung; mehr als die Hälfte des runden Stahls steckte in ihrer Brust. Abgesehen von der Qual, die in Wellen ihr Gesicht verzerrte, war sie so atemberaubend schön wie immer.

Yoshi war von Haß erfüllt.

Nie war er dem Tod so nahe gewesen. Der andere Angriff war nichts gewesen im Vergleich zu diesem. Wie es ihm gelungen war,

dem Anschlag und der hinterhältigen Attacke standzuhalten, verstand er nicht. Ein halbes Dutzend Male hatte er gedacht, daß er geschlagen war, und der Schrecken am Rande des Todes war anders, als er ihn sich vorgestellt hatte. Dieser Schrecken würde jeden entmannen, dachte er, und aus Zorn über ihren Verrat wollte er Koiko in Stücke hacken oder sie ihrer Todesqual überlassen.

Ihre Hände krallten sich ohnmächtig in ihre Brust, wo das Zentrum des ungeheuren Schmerzes war, und versuchten, das Ding herauszureißen, das ihn verursachte. Aber sie konnte es nicht. Ein Schauer ließ sie erzittern. Ihre Augen öffneten sich, und sie sah Yoshi dastehen. Ihre Hände ließen ihre Brust los und fuhren zu ihrem Gesicht, versuchten ihr Haar zu glätten, fielen zurück. »Hilf, Tora-chan«, schluchzte sie gurgelnd, »bitte, hilf mir... es tut weh...«

»Wer hat dich geschickt? Und sie? Wer?«

»Hilf mir, o bitte, es tut weh, es tut weh, ich wollte retten... retten...« Ihre Worte verklangen, und sie sah sich wieder mit dem Messer in der Hand, als er wehrlos war, wie sie heroisch ihre Pflicht tat, herbeistürzte, um ihn zu beschützen, um ihm das Messer zu geben, das sie selbst nicht benutzen konnte, um die Verräterin daran zu hindern, ihn mit dem fliegenden Stahl zu verwunden, wie sie selbst sich als Zielscheibe in seinen Weg geworfen hatte, um sein Leben zu retten, damit er sie belohnen und ihr verzeihen würde, sie hatte sich nichts zuschulden kommen lassen, hatte ihm nur gedient, ihn erfreut, ihn angebetet ...

»Was sollen wir mit ihr machen?« fragte Abek unbehaglich. Wie alle anderen war er sicher, daß das Shuriken vergiftet war und daß sie sterben würde. Einige Gifte waren grausamer als andere.

Sie auf den Misthaufen werfen, dachte Yoshi sofort, dessen Magen mit bittersüßer Galle gefüllt war, und sie ihrem Schmerz und den Hunden überlassen. Er machte jetzt ein gequältes Gesicht, da er sah, daß sie noch immer schön war, sogar begehrenswert. Nur ihr leises Stöhnen erinnerte ihn daran, daß eine Zeit zu Ende war.

Jetzt und für alle Zeit würde er allein sein. Sie hatte sein Vertrauen zerstört. Wenn diese Frau, die er so mit Zuneigung überschüttet hatte, ihn verraten konnte, dann konnte das jeder tun. Nie wieder konnte er einer Frau vertrauen oder so viel mit ihr teilen. Nie wieder. Sie hatte diesen Teil von ihm für immer zerstört. Sein Gesicht verschloß sich. »Werft...«

Und dann erinnerte er sich an ihre albernen Gedichte und ihre glücklichen Gedichte, an all das Lachen und die Lust, die sie ihm gegeben hatte. Und plötzlich erfüllte ihn ungeheure Traurigkeit über die Grausamkeit des Lebens. Er hatte das Schwert noch in der Hand. Ihr Hals war so schlank. Der Schlag war gnädig.

»*Sonno-joi*, eh?« murmelte er, blind über ihren Verlust.

Verfluchte Shishi, ihre Schuld, daß sie tot ist. Wer hat Sumomo geschickt? Katsumata! Er muß es sein, der gleiche Schwertstreich, die gleiche Arglist! Zweimal haben seine Mordbuben mich fast getötet, ein drittes Mal wird es nicht geben. Ich werde sie auslöschen. Bis ich tot bin, ist Katsumata der Feind, sind alle Shishi Feinde. Verfluchte Shishi – und verfluchte Gai-Jin!

Eigentlich ist es die Schuld der Gai-Jin. Sie sind eine Plage. Wenn sie nicht wären, wäre all das nicht passiert, es gäbe keine stinkenden Verträge, keine Shishi, kein *sonno-joi* und kein verdammtes Yokohama.



**A**m Nachmittag desselben Tages kam Jamie McFay wutschnaubend aus dem Büro des *Yokohama Guardian* gestürzt, die neueste Ausgabe der Zeitung unter den Arm geklemmt, und eilte die High Street entlang. Die Brise war salzig und kalt, auf dem Meer schäumten graue Brecher. Ich wünschte bei Gott, Malcolm hätte es mir erzählt, dachte er. Er ist verrückt. Das wird doch Ärger geben.

»Was ist los?« fragte Lunkchurch, der die zerknitterte Zeitung sah und den Jamies ungewöhnliche Hast neugierig machte. Er war auf dem Weg, sich vor seiner nachmittäglichen Siesta ebenfalls eine Zeitung zu kaufen, und hatte angehalten, um in die Gosse zu urinieren. »He, das Duell steht in der Zeitung, man berichtet darüber, was?«

»Welches Duell?« versetzte McFay barsch. Es gingen Gerüchte um, es könnte jetzt jeden Tag stattfinden, obwohl bisher noch niemand sein Wissen davon ausgeplaudert hatte, daß es übermorgen, am Mittwoch, so weit war. »Um Himmels willen, hören Sie auf, diesen Unsinn zu verbreiten!«

»Nichts für ungut, alter Junge.« Der dicke, rotgesichtige Mann knöpfte seine Hose zu und zog den Gürtel über seinen Bauch nach oben, obwohl der gleich wieder runterrutschte. »Na, was ist dann los?« Er tippte auf die Zeitung. »Was hat dieser Scheißnettlesmith denn geschrieben, das Sie so aus der Fassung bringt?«

»Nur Scheiße«, sagte McFay, der den wirklichen Grund nicht nennen wollte. »In seinem Leitartikel behauptet er, daß die Flotte so ziemlich auf der Höhe ist, die Armee ihre Bajonette schärft und zehntausend Sepoys aus Indien unterwegs sind, um uns zu helfen.«

»Lauter Unsinn!«

»Ja. Und dazu kommt noch, daß der verdammte Gouverneur wie üblich Hongkongs Wirtschaft ruiniert. Nettlesmith hat einen Leitartikel aus der *Times* nachgedruckt, in dem der Plan gepriesen wird, unsere bengalischen Opiumfelder abzufackeln und mit Tee zu bepflanzen, eine Sache, die in ganz Asien Herzanfälle auslösen wird! Diese dummen Bastarde werden uns und die britische Wirtschaft ruinieren. Ich muß gehen, ich sehe Sie später bei dem Treffen.«

»Scheißtreffen! Scheißzeitverschwendung!« sagte Lunkchurch. »Scheißregierung! Wir sollten auf die Scheißbarrikaden gehen wie die Scheißfranzosen. Und wir sollten Edo jetzt gleich knacken! Wee Willie hat nicht den Mumm dazu, und was den Scheißketterer betrifft...« Er fluchte noch weiter, als Jamie längst gegangen war.

Als Jamie anklopfte, blickte Malcolm Struan auf. Er sah die Zeitung sofort. »Gut. Ich wollte gerade fragen, ob sie schon da ist.«

»Ich habe ein Exemplar geholt. Ein Piepmatz hat mir geflüstert, daß ich das tun soll.«

»Aha.« Malcolm grinste. »Ist mein Brief drin?«

»Sie hätten es mir sagen können, damit ich mir etwas hätte ausdenken können, um die Wirkung abzuschwächen.«

»Beruhigen Sie sich, um Himmels willen«, sagte Malcolm gutmütig, nahm die Zeitung und schlug den Teil auf, in dem Leserbriefe abgedruckt waren. »Es schadet nichts, wenn man eine moralische Position bezieht. Opium ist unmoralisch, Waffenschmuggel auch, und ich habe Ihnen nichts gesagt, weil ich auch Sie überraschen wollte.«

»Das ist Ihnen allerdings gelungen! Das wird jeden Händler hier und in ganz Asien gegen uns aufbringen, und der Schuß wird nach hinten losgehen.«

»Warum denn? Ah!« Sein Brief war an prominenter Stelle abgedruckt und trug die Überschrift: NOBLE HOUSE NIMMT NOBLEN STANDPUNKT EIN. »Gute Schlagzeile. Gefällt mir.«

»Tut mir leid, mir nicht. Das muß nach hinten losgehen, weil jeder weiß, daß wir ohne diese Handelsgüter aufgeschmissen sind. Sie sind Tai-Pan, aber Sie können nicht...« Jamie hielt inne. Malcolm lächelte ihn ungerührt an. »Was ist mit den Choshu-Gewehren, um Himmels willen? Wir haben deren Geld akzeptiert, obwohl Sie eingewilligt haben, sie an den anderen Mann, Watanabe, weiterzugeben, für Herrn Irgendwen oder einen anderen – der Auftrag, den Sie auf fünftausend erhöht haben?«

»Alles zu seiner Zeit.« Malcolm hatte den Auftrag, den seine Mutter storniert hatte, prompt mit schnellstmöglicher Post erneut erteilt. Dumm von ihr, sie versteht nichts von Japan. Macht nichts, nur noch ein paar Tage, dann wird sie sich beugen. »Bis dahin, Jamie, schadet es nichts, wenn man öffentlich einen moralischen Standpunkt vertritt«, sagte er leichthin. »Wir müssen uns den Zeiten anpassen, finden Sie nicht?«

McFay blinzelte. »Sie meinen, es ist ein Trick? Um die Opposition zu verwirren? Greyforth?«

»Den Zeiten anpassen«, wiederholte Malcolm fröhlich. Sein Brief riet in aller Ausführlichkeit dazu, den Handel mit Opium und Waffen allmählich auslaufen zu lassen, genau wie der Admiral es wünschte, und stellte sich voll hinter die klare Position des Admirals und den von der Regierung vorgeschlagenen neuen Plan für Asien: *Es müssen sofort Wege gefunden werden, unseren Handel auf eine einwandfreie Basis zu stellen, zum größeren Ruhme Ihrer Majestät der Königin, Gott segne Sie, und unseres Britischen Empire. Noble House ist stolz, hier voranzugehen...* hatte er unter anderen blumigen Wendungen geschrieben, unterzeichnet mit Tai-Pan, Struan's, wie sein Vater und Großvater es bei Briefen an die Presse ebenfalls getan hatten. »Ich fand, daß das ganz gut ausgedrückt ist. Finden Sie das nicht?«

»Aber wenn es nur ein...« McFay wollte »Beschwichtigungsmittel« sagen, aber für wen und warum? »Aber wenn es nur ein Trick ist, wozu dann? Der Zeitpunkt könnte nicht schlechter sein. Man wird

Sie bei dem Treffen sicherlich herausfordern.«

»Und wenn schon.«

»Alle werden denken, daß Sie verrückt geworden sind.«

»Sollen sie doch. In ein paar Wochen werden sie es vergessen haben, und wir werden ohnehin in Hongkong sein.« Malcolm strahlte gutgelaunt. »Keine Sorge, ich weiß genau, was ich tue. Tun Sie mir einen Gefallen, hinterlassen Sie dem Admiral eine Nachricht, ich würde gern vorbeikommen und ihn vor dem Dinner sehen, und Marlowe, wenn er an Land kommt. Sie essen beide um acht mit uns zu Abend, ja?«

»Ja, beide haben zugestimmt.« McFay seufzte. »Sie wollen mich also über den Grund im Ungewissen lassen?«

»Machen Sie sich keine Sorge. Viel wichtiger ist, daß wir uns heute über die Seidenbestellungen für die nächste Saison einigen müssen. Sorgen Sie dafür, daß Vargas die Bücher auf dem neuesten Stand hat. Ich möchte so bald wie möglich mit dem Bankier über Geld und Mittel sprechen – vergessen Sie nicht, daß Angel und ich morgen den ganzen Tag mit Marlowe an Bord der *Pearl* sein werden!« Er hätte einen Jig getanzt, wenn er gekonnt hätte, aber sein Magen schmerzte mehr als gewöhnlich. Macht nichts, dachte er, morgen ist der große Tag, ich bin fast am Ziel, und dann zur Hölle mit allen.

Jamie verstand die Welt nicht mehr. Jedes Schiff aus Hongkong brachte ihnen beiden einen neuen, noch böseren Brief von Tess Struan, und doch war Malcolm in der letzten Woche so vollkommen gelassen gewesen, so, wie er vor der Tokaidō gewesen war, gutgelaunt, klug, aufmerksam und ganz den Geschäften hingegeben, obwohl er noch immer sehr litt und so schlecht gehen konnte wie eh und je. Und dann war da noch die große Gefahr des auf übermorgen festgesetzten Duells.

Dreimal hatte McFay Kontakt mit Norbert Greyforth aufgenommen, um zu einer Vereinbarung zu kommen, hatte sich sogar von

Gornt helfen lassen, aber der Mann war nicht umzustimmen: »Jamie, sagen Sie dem jungen Kerl, daß es an ihm liegt, bei Gott. Er hat diesen Mist angefangen. Wenn er sich entschuldigt, werde ich es akzeptieren – aber nur, wenn die Entschuldigung öffentlich ist, und zwar höchst öffentlich!«

McFay biß sich auf die Lippen. Als letzte Möglichkeit blieb ihm nur noch, Sir William Zeit und Ort zuzuflüstern, doch er haßte den Gedanken, seinen feierlichen Eid zu brechen. »Ich soll mich um sechs mit diesem Gornt treffen, um die letzten Einzelheiten festzulegen.«

»Gut. Schade, daß Sie ihn nicht mögen, er ist ein guter Kerl, Jamie. Wirklich. Ich habe ihn für heute abend eingeladen, zum Dinner«, sagte Malcolm, scherzhaft seinen starken schottischen Akzent nachahmend.

McFay lächelte, durch seine Freundlichkeit besänftigt. »Haben Sie...« Ein Klopfen unterbrach ihn.

»Herein.«

Dimitri stürmte wie ein böser Wind ins Zimmer und ließ die Tür hinter sich offen. »Sind Sie verrückt geworden, Male? Wie kann Struan's in puncto Opium und Waffen diese Arschlöcher unterstützen?«

»Es schadet nichts, wenn man einen moralischen Standpunkt vertritt, Dimitri.«

»Doch, bei Gott, wenn er verrückt ist, schadet er schon. Wenn Struan's diese Position vertritt, dann wird es für uns übrige ein mühsamer Kampf, und der verdammte Wee Willie wird das benutzen, um...« Er hielt inne, als Norbert Greyforth hereinkam, ohne anzuklopfen.

»Sind Sie vollkommen wahnsinnig geworden?« schnaubte Norbert, beugte sich über den Schreibtisch und wedelte mit der Zeitung vor Malcolms Gesicht herum. »Was ist mit unserer verdammten Vereinbarung, gemeinsam zu handeln, he?«

Malcolm starrte zu ihm auf, haßerfüllt. »Wenn Sie mich zu sprechen wünschen, melden Sie sich im Kontor an«, sagte er eisig, aber beherrscht. »Ich bin im Moment beschäftigt. Gehen Sie. Bitte!«

Norbert wurde rot, riß sich aber wegen Sir Williams Aufforderung, sich zu benehmen, zusammen. »Mittwoch früh, bei Gott! Verdammt, seien Sie bloß da!« Er machte auf dem Absatz kehrt und stapfte davon. Krachend warf er die Tür hinter sich ins Schloß.

»Ungehobelter Bastard«, sagte Malcolm milde.

Normalerweise hätte Dimitri gelacht, aber er war zu besorgt. »Wenn wir schon mal beim Thema sind, kann ich Ihnen gleich sagen, daß ich an dem ›Treffen‹ am Mittwoch nicht teilnehme.«

»Das ist kein Problem, Dimitri«, sagte Malcolm. Die Farbe kehrte in sein Gesicht zurück. »Ich habe noch immer Ihr Ehrenwort, daß nichts durchsickert.«

»Gewiß.« Doch dann platzte Dimitri heraus: »Tun Sie's nicht, Sie könnten ernstlich verletzt werden.«

»Ich bin bereits ernstlich verletzt, alter Freund. Bitte, machen Sie sich keine Sorgen. Wenn Norbert unsere Verabredung einhält, dann ist er...« Dann ist er ein toter Mann, wollte Malcolm sagen; er war versucht, Dimitri Gornts Plan zu verraten – er hatte ihn bereits McFay erklärt, der ihn widerstrebend als machbar gebilligt hatte –, entschied sich aber dagegen. Statt dessen sagte er: »Ich habe Norbert bereits eine private Vereinbarung angeboten, aber er hat sie abgelehnt. Ich will verdammt sein, wenn ich öffentlich vor ihm krieche. Hören Sie, da Sie schon einmal hier sind, was ist mit Colt Armaments? Ich höre, daß Cooper-Tillman Anteile haben, die sie verkaufen möchten. Ich würde gern kaufen.«

»Ach, wie haben Sie davon erfahren?« Dimitri schaute McFay an, der ebenso erstaunt war, sich dies aber nicht anmerken ließ. »Wo haben Sie davon gehört?«

»Das hat mir ein Vögelchen gezwitschert.« Edward Gornt hatte ihm den Tip gegeben, unter anderen Insider-Tips über Brock's und

Cooper-Tillman, um seine Ehrlichkeit in bezug auf die wichtige Information über Brock's zu beweisen. Er beobachtete Dimitri, und seine Erregung wuchs. Im Augenblick passierte so viel Gutes. »Was sagen Sie, alter Freund? Ist Jeff Cooper bereit zu verkaufen, und haben Sie die notwendige Vollmacht, um zu verhandeln?«

»Ja, ich habe seine Vollmacht, aber...«

»Aber nichts. Haben Sie die Vollmacht schriftlich?«

»Schriftlich, ja, und er verkauft vielleicht die Hälfte, aber zum richtigen Preis – 16,50 pro Anteil.«

»Unsinn, der Preis ist auch nicht annähernd richtig – 13,20 und keinen Cent mehr. Wir können eine Absichtserklärung aufsetzen, mit dem Datum von heute. Vierzigtausend Anteile.«

Dimitri startete ihn verblüfft an. Vierzigtausend war genau die richtige Zahl. 13,20 war niedrig. Er hatte die Anteile Morgan Brock angeboten, der 12,80 geboten hatte, einen Schleuderpreis, Zahlung in einem Jahr, was das Angebot unannehmbar machte, obwohl es fast unmöglich war, für einen so großen Anteilsblock einen Käufer zu finden. Woher zum Teufel hatte Malcolm die Information? »13,20 ist bei weitem nicht genug.«

»13,20 heute, 13,10 morgen. Mittwoch ziehe ich das Gebot zurück.« Gornt hatte ihm gesagt, Cooper müsse schnell verkaufen, um in neue amerikanische Panzerschiffe zu investieren – für beide Navys. »Ich habe jede Menge Zeit, aber der alte Jeff nicht.«

»Was meinen Sie damit?«

»Nur, daß ich Zeit habe und Jeff nicht. Und auch nicht die Unions- oder sogar die konföderierte... Navy«, fügte er scherzhaft hinzu, »wo doch der Krieg für beide Seiten so schlecht läuft.«

»Ihre Scheißspione!« sagte Dimitri. »Nichts zu machen, 15,20.«

»Träumer. 13,20, Zahlung in Gold mit einem Sichtwechsel auf unsere Bank, sobald er in Boston eintrifft.«

Dimitri machte den Mund auf, aber Jamie McFay warf hastig ein: »Tai-Pan, es wäre vielleicht eine gute Idee, wenn man...«

»...Hongkongs Zustimmung einholte«, beendete Malcolm den Satz für ihn. »Kommen Sie, Jamie, darüber haben wir schon gesprochen, und dieser Unsinn ist ein für allemal aus der Welt geschafft.« Seine Stimme war kühl und ließ keinen Widerspruch zu. »Richtig?«

»Ja, Verzeihung, Sie haben recht.«

Ruhig sagte Malcolm: »Also, Dimitri, ja oder nein?«

Dimitri starrte ihn mit plötzlichem Respekt an. Die sofortige Bezahlung hatte die Sache für ihn bereits perfekt gemacht. »Abgemacht.« Er streckte seine Hand aus, und Malcolm schüttelte sie.

McFay sagte: »Ich setze das Papier heute nachmittag auf und lasse es um siebzehn Uhr von Ihnen unterschreiben, einverstanden?«

»Gut. Danke, daß Sie gekommen sind, Dimitri, Sie sind immer willkommen. Das Dinner findet um halb neun statt.«

Nachdem Dimitri gegangen war, konnte McFay sich nicht länger beherrschen. »Das ist eine Menge Geld.«

»528.000 Dollar, um genau zu sein. Aber Colt hat einen neuen Auftrag über hunderttausend Gewehre allerneuester Bauart. Bis unser Kreditbrief fällig wird, wird sich der Wert der Anteile verdoppelt haben, also haben wir gerade eine halbe Million Dollar verdient.«

»Wie können Sie da so sicher sein?«

»Ich bin sicher.«

»Werden Sie den Sichtwechsel unterschreiben?«

»Ja. Wenn Sie mir sagen, ich könnte das nicht, weil ich keine Vollmacht habe wegen dem, was meine Mutter gesagt oder nicht gesagt hat, dann werde ich trotzdem unterschreiben.« Malcolm zündete sich eine Zigarre an und fuhr fort: »Wenn er nicht eingelöst wird, geht der Schuß nach hinten los und ruiniert Struan's, aber ich bin Tai-Pan, ob es Ihnen nun gefällt oder nicht, und zwar bis ich zurücktrete oder tot bin, was immer sie sagt.«

Beide sahen zu, wie ein Rauchring in die Luft stieg und sich auflöste, dann nickte McFay bedächtig; Malcolm strahlte eine seltsame Sicherheit und Autorität aus, die er, McFay, nie zuvor gespürt hat-



te. »Sie wissen, was Sie tun, nicht wahr?«

Malcolms Miene hellte sich auf. »Ich weiß jetzt viele Dinge, die ich nicht wußte, als ich hierherkam. Zum Beispiel, wenn Sie darauf bestehen zu gehen ... Kommen Sie, Jamie, ich bin sicher, daß Sie sich innerlich schon entschieden haben, und warum sollten Sie auch nicht? Sie sind schäbig behandelt worden – ich weiß, ich war Ihnen keine Hilfe, aber das alles ist vorbei, und wenn ich Sie wäre, würde ich dasselbe tun. Sie haben sich entschieden, nicht wahr?«

McFay schluckte, entwoffnet. »Ja, aber erst, wenn Struan's Geschäfte hier optimal laufen, in sechs Monaten oder so, es sei denn, sie feuert mich vorher. Himmel, ich will nicht gehen, aber ich muß.«

»Ich würde dasselbe tun«, sagte Malcolm, »und ich bin sicher, daß Sie großen Erfolg haben werden. Ich bin so sicher, daß ich hunderttausend von den Dollars, die ich soeben verdient habe – ich, Jamie, kein anderer – in McFay Trading investieren werde. Für einen...«, er wollte sagen, für einen Anteil von neunundvierzig Prozent, doch er hielt inne, damit McFay nicht das Gesicht verlor, und dachte dabei: Du verdienst das, mein Freund, ich werde nie die Post vergessen, für die du hättest hängen können – Sir William hätte uns erwischt, auch da bin ich sicher, »... einen Anteil von sechzig Prozent?«

Ohne auch nur nachzudenken, sagte McFay: »Fünfundfünfzig.«

»Neunundvierzig Prozent.«

»Gemacht, falls...«

Sie lachten beide, und Malcolm sprach aus, was McFay gedacht hatte: »Falls die Anteile sich verdoppeln.« Dann fügte er ernsthaft hinzu: »Und wenn sie das nicht tun, werde ich eine andere Möglichkeit finden.«

McFay sah ihn lange an. Ihm schwirrten viele Fragen durch den Kopf, Fragen, auf die er keine Antworten hatte. Warum hat Malcolm sich verändert? Einfach so? War es die Sache mit den Briefen?

Das Duell? Sicher nicht. Warum will er den Admiral sehen? Warum mag er Gornt, der ein entsetzlich gerissener Fuchs ist?

Und warum bin ich damit herausgeplatzt, daß ich gehen werde, bevor ich mir selber darüber im klaren war, und habe die Entscheidung getroffen, über die ich monatelang nachgedacht habe: eine Chance zu ergreifen, ehe ich sterbe? Er sah, daß Malcolm ihn beobachtete, körperlich schwach, aber innerlich ruhig und stark. Er erwiderte das Lächeln. »Sie wissen, ich bin sicher, daß Sie das tun werden.«

Wie immer ruhte sich Angélique vor dem Dinner aus. Im Kamin brannte ein Kohlenfeuer, die Vorhänge waren zugezogen, und sie kuschelte sich unter Daunendecken und Seidenlaken, halb schlafend, eine Hand behaglich zwischen den Beinen, wie Colette es ihr im Konvent beigebracht hatte, als sie zueinander ins Bett geschlüpft waren, nachdem die Nonnen den Schlafsaal verlassen hatten und in ihren durch Vorhänge abgetrennten Zellen schnarchten. Unter den Decken hatten sie sich berührt und geküßt und miteinander geflüstert und gekichert, zwei junge Mädchen, die Geheimnisse, Träume und Wünsche miteinander teilten und so taten, als seien sie erwachsene Liebende – wie es in den romantischen, aber verbotenen Groschenromanen beschrieben wurde, die von den Zimmermädchen hereingeschmuggelt wurden und die unter den Schülerinnen von Hand zu Hand gingen – alles spielerisch und amüsant und harmlos.

Ihre Gedanken waren bei Paris und der wundervollen Zukunft, die vor ihr lag, Malcolm weich und zufrieden neben ihr oder bereits draußen im Kontor von Struan's, dessen Hauptsitz sich jetzt in Paris befand, reich und groß, seine schlechte Gesundheit nur noch Erinnerung, ihr Übel nicht einmal mehr eine Erinnerung, ein kleiner Sohn im Kinderzimmer auf der anderen Seite des Flurs in

ihrem Château, von eigenem Kinder- und Dienstmädchen versorgt, ihr Körper wieder stark und ebenso wohlgeformt wie jetzt nach einer leichten Geburt. Dann würde sie Struan's märchenhaft erfolgreiche Seidenfabrik besuchen, die zu bauen sie ihn überredet hatte, nachdem sie so viel über das Ernten und Züchten der Seidenraupen gelernt hatte:

*O Colette, hatte sie gerade geschrieben, diese kleinen Raupen sind außerordentlich, sie ernähren sich von Maulbeerblättern, und dann trocknet man die Kokons und wickelt die Seide ab... ich hätte nie gedacht, daß mich das so interessieren könnte. Vargas ist mein geheimer Informant, und er hat den Seidenverkäufer eingeschmuggelt, damit er mir etwas zeigt, aber ich muß so vorsichtig sein – ich habe angefangen, mit Malcolm und Jamie über meine Idee für eine Fabrik zu sprechen, aber sie haben gelacht. Malcolm hat gesagt, ich soll nicht albern sein, die Herstellung von Seide sei eine höchst komplizierte Angelegenheit (als ob ich das nicht wüßte), und ich soll mir meinen kleinen Kopf nicht über Geschäfte zerbrechen. Ich glaube, sie wollen, daß wir Kokons sind, die sie ganz nach Laune gebrauchen und mißbrauchen können, das ist alles. Colette, schick mir alle Bücher über Seide, die Du finden kannst...*

Wie schön, ein eigenes Kontor und eigenes Geld zu haben, dachte sie. In Paris leben, Besuche in London, gelegentlich in Hongkong, Dîners und üppige Bälle für meinen Märchenprinzen und seine speziellen Freunde...

Sie schaute zu dem Brief an Colette, der auf dem Schreibtisch lag und den sie gerade versiegelt hatte. Sie hatte ihr noch weitere Geheimnisse anvertraut, zumindest teilweise:

*Dieser Edward Gornt wird zu einem wirklichen Freund, so charmant und aufmerksam, ein echter Freund, nicht wie André. Ich bin sicher, liebe Colette, daß er ein Freund fürs Leben sein wird, weil mein liebster*

*Malcolm seine Gesellschaft anscheinend auch genießt. Ist es nicht seltsam, wo Edward doch für diese schrecklichen Brocks arbeitet, von denen ich Dir erzählt habe, und Norbert Greyforth jeden Tag boshafter aussieht, dieser Teufel! Heute abend haben wir wieder eine große Gesellschaft. Jeder wird da sein, André spielt, und Edward ist ein Tänzer, leichtfüßig wie ein Schmetterling...*

Sie hatte nicht geschrieben, daß er beim letztenmal, als sie miteinander getanzt hatten, ihre Hand anders gehalten hatte, auf eine gefährliche Weise, mit genügend Druck, um zu ihr zu sprechen, und einmal hatte er den kleinen Finger in der Handfläche gekrümmt: die Sprache der Liebenden, ich will dich im Bett, ja oder nein und wann – sag nicht nein!

Sie hatte ihre Hand kühl und fest bewegt. Er hatte nichts gesagt, seine Augen hatten gelächelt, und sie wußte, daß er wußte, daß sie nicht wirklich böse war, nur außer Reichweite, verlobt.

Sie war auch nicht böse auf André, nicht wirklich. Vor ein paar Tagen hatten sie sich zufällig in der französischen Gesandtschaft getroffen. »Sie sehen gut aus, Angélique, ich bin entzückt, Sie zu sehen. Kann ich unter vier Augen mit Ihnen sprechen?«

Natürlich hatte sie ja gesagt, und als sie allein waren, hatte er ihr gesagt, es gehe um das Geld, das er ihr geliehen hatte. »Ich bin ziemlich in der Klemme, könnten Sie es mir bitte zurückzahlen?«

»Aber ich dachte, die... die andere Transaktion hätte das erledigt.« Ihr Herz hatte einen Schlag ausgesetzt, als sie an ihre Kriegslist mit den verlorenen Ohrringen erinnert wurde.

»Nein, tut mir leid. Damit wurden nur der Rat der Mama-san und die Medizin bezahlt.«

Sie war plötzlich heftig errötet. »Wir hatten vereinbart, die... die Angelegenheit *nie wieder* zu erwähnen, erinnern Sie sich nicht?« hatte sie leise gesagt, obwohl sie ihn am liebsten angeschrien hätte, weil er gegen die feierliche Vereinbarung verstieß. »Es ist nie pas-

siert, nie, das hatten wir vereinbart – es war nur ein böser Traum.«

»Ich stimme zu, es ist nie passiert, aber Sie haben die Transaktion erwähnt, Angélique, nicht ich, ich habe nur von dem Geld gesprochen. Tut mir leid, aber das mit dem Geld ist dringend.« Seine Miene hatte kalt ausgesehen.

Sie hatte ihren Zorn unterdrückt und ihn im stillen verflucht. Sie hatte sich selbst eingeredet, daß nichts passiert war – und bis auf den einzigen Mann, der das bestreiten konnte, war ja auch nichts passiert. »Was das Geld angeht, lieber Freund, so gebe ich es Ihnen zurück, sobald ich kann. Wie Sie wissen, gibt Malcolm mir kein Geld, er läßt mich nur Chits unterschreiben.«

»Dann sollten wir vielleicht noch einen ›Verlust‹ arrangieren.«

»Nein«, hatte sie mit honigsüßer Stimme gesagt und eine Hand auf seinen Arm gelegt, um den Anflug von Wut zu besänftigen. »Das ist keine gute Idee.« Obwohl sie die ganze Sache aus ihrem Kopf verbannt hatte, war ihr immer, wenn sie ihr wieder einfiel, bewußt, daß das ein furchtbarer Fehler gewesen war. »Vielleicht kann ich mir etwas anderes ausdenken.«

»Ich brauche es jetzt, spätestens am Mittwoch. Tut mir leid.«

»Ich werde es versuchen. Ich werde es wirklich versuchen.« Und das hatte sie getan. Gestern hatte sie Henri Seratard gesehen und tränenreich gebettelt und gefleht. Sie hatte gesagt, sie brauche Geld für eine Überraschung für Malcolm, sie werde immer in seiner Schuld stehen, und sie hatte ein weiteres Stück Papier unterschrieben und ihren Diamantring als Sicherheit verpfändet.

Klugerweise hatte sie doppelt soviel geliehen, wie sie schuldig war. Heute morgen hatte sie André sein Geld zurückgegeben. Er hatte ihr überschwenglich gedankt. Kein Grund, böse auf ihn zu sein. Er ist mein guter und zuverlässiger Freund, und ich hatte mir Geld von ihm geliehen. Wozu hat er es gebraucht? Geht mich nichts an. *Sans faire rien* ist eine Schuld beglichen.

Vom Rest hatte sie die Hälfte zu McFay gebracht. »Jamie, würden

Sie das bitte für mich an meine liebe Tante in Paris schicken? Es geht ihr schlecht, und meinem lieben Onkel auch«, hatte sie zu ihm gesagt, glücklich, ihnen endlich helfen zu können, und noch glücklicher, weil McFay es wie gehofft Malcolm erzählt hatte. Sofort hatte er sie danach gefragt.

»Oh, ich habe es von M'sieur Seratard geliehen, *chéri*. Ich wollte dich nicht um Geld bitten, und ich kann ihnen ja keinen Chit schicken. Ich hoffe, du hast nichts dagegen, aber ich habe Schmuck verpfändet.«

Er hatte sie gescholten und gesagt, er würde sich um die Schulden bei Seratard kümmern, und Jamie würde ein laufendes Konto im Wert von hundert Guineas für sie führen, von dem sie abheben könne, was sie wolle, sie müsse ihm nur mitteilen, wofür sie es brauche.

Ganz einfach, wenn man sein Köpfchen benutzt. Ein Gefühl von Wärme durchströmte sie, als sie daran dachte, wie sie ihm für seine Freundlichkeit gedankt und ihn so zärtlich geküßt und wie er darauf reagiert hatte. Sie wäre gern weiter gegangen, viel weiter.

Ihre Finger lenkten sie ab. Sie schloß die Augen und versetzte sich zu Colette zurück, aber das dauerte nicht lange, denn wie immer schob er sich in den Vordergrund, lebhaft und fast lebendig, und mit ihm die Einzelheiten ihres letzten Mals, als sie absichtlich wollüstig gewesen war und alles getan hatte, was sie sich als möglich erträumt hatte – um ihr Leben zu retten, nicht wissend, daß sie alles ebenso genießen würde wie er.

Liebste Madonna, wir beide wissen, daß es nur geschah, um mein Leben zu retten – das stimmt doch. Und es stimmt auch, daß wir uns irgendwie von *ihm* und der Erinnerung an die beiden Nächte und die Ekstase freimachen müssen, ehe sie mich verrückt macht.

Raiko war gereizt. »Furansu-san, ich werde diese Teilzahlung akzep-

tieren, aber unsere Vereinbarung war sehr genau, es tut mir leid.«

»Ich weiß.« André haßte es, Schulden zu haben, bei ihr mehr als bei allen anderen, denn er wußte, daß sie seine Hinodeh vollkommen beherrschte und ihre Beziehung ohne Zögern beenden würde, wenn er seinen Verpflichtungen nicht nachkam. »Können bald große Zahlung geben. Ohrringe.«

»Ach, ja? Ausgezeichnet.« Sie lächelte. »Ausgezeichnet. Ich nehme an, Hinodeh gefällt Ihnen noch, erfreut Sie noch?«

Für einen glückseligen Augenblick fiel seine Sorge von ihm ab. »Sie... alles, wovon ich träumen. Mehr.«

Sie lächelte ihn seltsam an. »Es ist nicht weise, so offen zu sein.«

Ein Achselzucken. »Sie mir erfüllen Lebenswunsch. Kann nicht genug Dank sagen.«

Sie kniff die Augen in ihrem runden, vom Trinken aufgeschwemmten Gesicht zusammen. Ihr Make-up war gut und ihr Kimono teuer, der Abend kühl, aber ihre Zimmer waren warm und das Ganze einladend. »Ich höre, Ihre Gai-Jin-Prinzessin ist so gesund wie eh und je.«

»Ja.« Einen Augenblick lang dachte André an sie und ihre immer gegenwärtige Sexualität. »Glaube, sie würde gute Dame der Nacht abgeben.«

Raiko legte den Kopf schräg. Sie konnte der Versuchung nicht widerstehen, die Bemerkung ernst zu nehmen. »Das wäre interessant für mich. Ich könnte ihr die besten Preise verschaffen – die besten. Viele in Edo würden einen Preis zahlen, um eine so üppige Person auszuprobieren. Ich kenne einen Reishändler, sehr reich, sehr alt, keine schwere Arbeit für sie, ihn zu befriedigen. Der würde viel Geld dafür bezahlen, als erster ein solches Jadetor zu untersuchen, und es wäre einfach, ihr zu zeigen, wie sie wieder Jungfrau wird, *neh?*«

Er lachte. »Ich ihr sagen, vielleicht eines Tages.«

»Gut. Der beste Preis, und geheim. Dieser Reishändler... Eeee, er

würde bezahlen! Sie weist keine anderen Zeichen auf?«

»Zeichen? Was Zeichen?«

Raiko sagte: »Die Medizin wirkt unterschiedlich auf verschiedene Damen. Manchmal kann sie sie viel... viel leidenschaftlicher machen und schwer zu befriedigen. Manchmal erhöht sie ihre Chancen, schwanger zu werden, und manchmal vernichtet sie jede Chance dazu. Seltsam, *neh?*«

Nun war er nicht mehr amüsiert. »Das haben Sie nicht gesagt.«

»Hätte es irgendeinen Unterschied gemacht?«

Nach einem Augenblick schüttelte er den Kopf.

Sie trank einen großen Schluck. »Bitte verzeihen Sie, daß ich über Geld rede, aber ein Gold-Oban kauft nicht länger, was ein Gold-Oban kaufen sollte. Unsere Beamten haben unser Geld abgewertet und stinken wie acht alte Fische, vermischt mit frischem Hundekot!«

»Wahr«, sagte er. Er hatte nicht alle Worte verstanden, aber begriffen, daß es um Beamte und alte Fische ging, und war ebenso angewidert. Seratard hatte sich geweigert, ihm den Vorschuß auf sein Gehalt zu geben, den er erwartet hatte, und behauptet, die Mittel der Gesandtschaft seien erschöpft.

»Aber Henri, ich bitte Sie doch nur um das, was Sie mir im Laufe des Jahres geben müssen. Es sind nur ein paar Goldstücke, Henri. Bin ich nicht Ihr wertvollster Helfer hier?«

»Ja, natürlich sind Sie das, mein lieber André, aber aus einem leeren Faß können Sie sich keinen Wein holen – nur eine Migräne!«

Dann hatte er es anders versucht, ebenfalls ohne Erfolg. So blieben ihm nur noch zwei Möglichkeiten. Angélique oder diese Mama-san. »Raiko-san, Sie sind sehr schlau, denken. Muß Möglichkeit geben, wir beide mehr Geld einnehmen als normal, *neh?* Was können wir verkaufen?«

Sie schaute auf den Tisch nieder, damit er ihre Miene nicht sah. »Saké?« fragte sie und schenkte ein. Ihm zu Ehren war der Saké



kalt. Ihre Augen waren Schlitze, und sie fragte sich, wie weit sie ihm trauen konnte. So weit, wie eine Katze einer in die Ecke getriebenen Maus traut. »Information hat einen Preis. *Neb?*«

Das klang sachlich. Er tat, als sei er überrascht, entzückt, daß sie den Köder so leicht geschluckt hatte. Zu leicht? Vermutlich nicht. Von den Bakufu oder seinen eigenen Herren erwischt zu werden lief auf dieselbe Strafe hinaus: einen qualvollen Tod.

Sir William würde für die richtige Information ordentlich zahlen – Henri überhaupt nicht. Gott schicke sie beide zur Hölle! »Raiko-san, was passiert in Edo?«

»Viel wichtiger ist, was hier passiert«, sagte sie prompt und begann mit den Verhandlungen. »Krieg, ja? Schrecklich! Jeden Tag feuern mehr Soldaten auf dem Schießplatz, üben mehr Kanonen, erschrecken meine Damen.«

»Es tut mir sehr leid, bitte sprechen langsamer, bitte.«

»Oh, es tut mir leid.« Raiko sprach langsamer, sagte, wie ängstlich man im Yoshiwara-Viertel sei, berichtete ihm damit aber nichts, was er nicht bereits wußte. Und er teilte ihr Dinge über die Flotte und die Armee mit, von denen er sicher war, daß sie sie ebenfalls wußte.

Sie tranken schweigend. Dann sagte sie leise: »Ich glaube, gewisse Beamte würden viel bezahlen, um zu erfahren, was die Gai-Jin-Führer planen und wann.«

Er nickte. »Ja. Ich auch denke, unser Führer viel zahlen zu wissen, welche Nippon-Streitkräfte wo, wer führt, über diesen *taikō*, der grobe Botschaften schickte.«

Sie strahlte und hob ihre winzige Schale. »Auf eine neue Partnerschaft. Viel Geld für ein kleines Gespräch.«

Er trank ihr zu und sagte vorsichtig: »Kleines Gespräch, ja, aber muß sein wichtiges kleines Gespräch, und wirklich klein für wirkliches Geld.«

»Eeee«, sagte sie und tat schockiert, »bin ich eine drittklassige Hure ohne Gehirn? Ohne Ehre? Ohne Verständnis? Ohne Bezie-

hungen, ohne...« Aber sie konnte das nicht durchhalten und kicherte. »Wir verstehen einander vollständig. Kommen Sie morgen um Mittag zu mir. Jetzt gehen Sie, und besuchen Sie Ihre liebliche Hinodeh. Genießen Sie sie und das Leben, solange wir es noch haben.«

»Danke. Aber nicht jetzt. Bitte sagen, ich kommen später.« Er lächelte Raiko zu. »Und Sie, Raiko?«

»Ich habe keine Hinodeh, zu der ich gehen kann, von der ich träumen kann, der ich Gedichte schreiben kann und die mich mit Ekstase erfüllt. Einst war das anders, aber jetzt bin ich vernünftiger, ich genieße Saké und Geldverdienen und Saké. Und nun gehen Sie«, sagte sie mit hartem Lachen, »aber kommen Sie morgen wieder. Am Mittag.«

Als er fort war, befahl sie ihren Dienerinnen, mehr Saké zu bringen, diesmal heiß, und sie nicht zu stören. Nachdem sie solche Freundlichkeit in seinem Gesicht gesehen hatte, vermischt mit seiner Leidenschaft für Hinodeh, hatte sie gespürt, daß ihre Traurigkeit begann, und ihn daher entlassen.

Sie konnte Zeugen für ihre erbärmlichen Tränen, die sie nicht länger unterdrücken konnte, nicht ertragen. Gleichzeitig verachtete sie sich für ihre innere Schwäche, eine hektische Sehnsucht nach ihrer Jugend, nach dem Mädchen, das sie gewesen war und das nun verschwunden war, um nie wiederzukehren.

Es ist nicht fair, nicht fair, nicht fair, stöhnte sie und hob die Schale. Ich bin nicht die alte Hexe, die ich in meinem Spiegel sehe, ich bin ich, Raiko die Schöne, Kurtisane Zweiten Ranges.

»Ah, Otami-sama«, sagte der Shoya, »guten Abend, bitte, setzen Sie sich. Tee, Saké? Es tut mir leid, Sie wieder zu stören, aber ich habe soeben eine Botschaft von meinen Oberherren bekommen. Tee?«

Hiraga setzte sich auf das gegenüberliegende Kissen, zügelte seine

Ungeduld, dankte ihm und nahm die obligatorische Schale entgegen. »Wie geht es Ihnen?« fragte er höflich, und sein Herz schlug schneller, als ihm lieb war.

»Ich habe Sorgen, Otami-sama. Es scheint, daß die Gai-Jin diesmal sehr entschlossen sind, zu viele Truppenbewegungen, zu viele Schiffe, die ihre Waffen reinigen, viele Gerüchte über weitere Schiffe, die kommen sollen. Haben Sie vielleicht von Ihrem Taira-Gai-Jin gehört?«

Hiraga dachte darüber nach. Tyrer und das gesamte Gesandtschaftspersonal waren in Aufruhr, seit das Ultimatum des *taikō* Anjo eingetroffen war. Sir William brüllte lauter als gewöhnlich, der Dolmetscher Johann schloß sich stundenlang mit Tyrer ein und schrieb immer neue Brief an die Bakufu, bei denen er ihn nur manchmal bat, einen Satz zu verfeinern. »Einfacher, wenn ich sehe Brief, Taira-sama«, pflegte er dann immer zu sagen, da er wissen wollte, was abgeschickt wurde.

»Ja, schon, aber für den Augenblick nur diesen Satz...«, pflegte Taira dann stets zu sagen, eindeutig verlegen. Es war jeden Tag dasselbe, und das hatte seine Unruhe gesteigert. Offensichtlich trauten sie ihm nicht mehr wie zuvor, und das, nachdem er Tag und Nacht gearbeitet hatte, um ihre Sprache zu lernen, und ihnen alle möglichen Informationen gegeben hatte. Verachtenswerte Gai-Jin-Hunde, hatte er gedacht und gefürchtet, Sir William könne ihn jeden Tag hinauswerfen – sein Plakat hing noch immer auffällig im Haus der Samurai-Wachen, und die Patrouillen untersuchten böswillig alle Japaner, die in der Niederlassung ein- und ausgingen.

Solche Patrouillen sollten nicht erlaubt sein. Die Gai-Jin sind so dumm – ich an ihrer Stelle würde ›feindliche Wachen‹ nicht zulassen! Idiotisch, daß Anjo sie mit so schlechten Manieren und seiner Arroganz aufbringt, solange ihre Flotte hier ist. Der Ältestenrat ist verrückt!

»Die Gai-Jin-Beamten sagen mir viele Dinge, Shoya«, erklärte er,

als habe er nichts dagegen, belauscht zu werden. »Zum Glück bin ich in ihre innersten Geheimnisse eingeweiht. Es kann durchaus sein, daß ich Sie rechtzeitig warnen kann, wenn irgendeine Gefahr Sie bedroht. Inzwischen habe ich ihnen geraten, sich davor zu hüten, Sie und das Dorf aufzubringen.«

Der Shoya beugte sich über die Tatami, dankte ihm mehrmals und sagte dann: »Das sind schreckliche Zeiten, Krieg ist schrecklich, und die Steuern werden wieder erhöht.«

Gut, dachte Hiraga mit schmerzendem Kopf, du kannst es dir leisten, aber du oder irgend jemand in der Gyokoyama werden deswegen nicht weniger essen oder trinken, und eure Ehefrauen und Frauen werden sich nicht weniger teuer kleiden! Parasiten! Schon brecht ihr alte Gesetze, indem ihr euren Frauen erlaubt, verbotene Kleiderfarben wie Rot zu Hause als Unterkimonos zu tragen. Wenn wir an der Macht sind, wird es eine Abrechnung geben.

Komm schon, du alter Narr, komm zur Sache. Ich kann nicht den ganzen Abend vergeuden, und ich werde nicht das Gesicht verlieren, indem ich frage, ich habe heute nacht noch zu studieren und muß versuchen, ein weiteres Buch zu lesen. »Ich kann vielleicht Ihre Interessen wahren«, sagte er spitz.

Wieder dankte ihm der Shoya. »Die Botschaft, die ich erhielt, betraf das Mädchen, nach dem Sie fragten. Vor vier Tagen hat Herr Yoshi Kyōto heimlich verlassen, kurz vor der Morgendämmerung, mit einer kleinen Eskorte von Soldaten und als einer von ihnen verkleidet. Sie ging mit. Auch dabei war... geht es Ihnen gut, Otami-sama?«

»Ja, bitte, fahren Sie fort«, sagte Hiraga. »Fahren Sie fort, Shoya.«

»Gewiß. Mit dabei waren die Kurtisane Koiko und das Mädchen, das ihre neue *maiko* ist...«

»Ihre was?« keuchte Hiraga, in dessen Kopf der Name ›Koiko‹ samt allem, was er bedeutete, widerhallte.

»Bitte, darf ich Ihnen etwas Tee oder Saké anbieten?« fragte der

Shoya, der sah, welchen Eindruck die Nachricht machte. »Oder ein heißes Tuch, oder darf ich et...«

»Nein, fahren Sie fort«, sagte Hiraga mit kehliger Stimme.

»Da ist nicht viel mehr. Wie Sie wissen, ist die Dame Koiko die berühmteste von Edos Kurtisanen und inzwischen Herrn Yoshis Gefährtin. Das Mädchen wurde zehn Tage zuvor zu ihr geschickt.«

»Von wem?«

»Das wissen wir noch nicht, Otami-sama«, sagte der Shoya, der diese Information für ein anderes Mal zurückbehielt. »Es scheint, daß die Dame Koiko das Mädchen als *maiko* akzeptierte, nachdem Herr Yoshi das gebilligt hatte. Sie ist die einzige andere Frau in der Gesellschaft. Ihr Name ist Sumomo Fuja-hito.«

Wirklich, hätte Hiraga am liebsten geschrien, das ist der Deckname, den Katsumata ihr gegeben hat – also hat er sie in dieses Hornissenest geschickt, aber warum? »Welchen Weg hat er genommen? Herr Yoshi?«

»Es sind vierzig Samurai, die ihn begleiten, alle beritten, aber ohne Banner, und Herr Yoshi selbst war, wie ich schon sagte, verkleidet. Sie schlichen kurz vor der Morgendämmerung aus Kyōto heraus, vor drei Tagen, und im Gewaltmarsch auf der Tokaidō entlang, meine Meister nehmen an in Richtung Edo.« Der Shoya verbarg sein Erstaunen über die Erregung im Gesicht des jungen Mannes.

»Gewaltmarsch, sagen Sie? Wann könnten sie Kanagawa erreichen?« Die letzte Herberge vor Edo. »In zehn weiteren Tagen?«

»Ah, ja, Sie haben vermutlich recht, allerdings mit zwei Frauen... meine Botschaft lautete, beide seien zu Pferde, und, ja, das habe ich vergessen, Herr Yoshi war als einfacher Ashigari verkleidet, ja, ich nehme an, daß es möglich ist, bis dahin Kanagawa zu erreichen.«

Benommen trank Hiraga mehr Saké, ohne ihn richtig zu schmecken, akzeptierte eine weitere Tasse, dankte für die Information und sagte, sie würden sich morgen treffen. Dann machte er sich auf den

Weg zu der Dorfhütte, die er mit Akimoto teilte.

Die Dorfstraßen draußen waren ruhig, und Lichter hinter den Shoji ließen Hütten und Häuser einladend erscheinen. Müde und durcheinander wegen der Neuigkeiten nahm Hiraga seinen Zylinder ab, raufte sich das Haar und kratzte seinen Kopf. Noch immer war er nicht ganz daran gewöhnt, sein Haar auf europäische Art zu tragen, obwohl er in letzter Zeit die Unbequemlichkeit von Hosen und Weste kaum mehr merkte und wegen der Kälte froh darum war. Doch selbst heftiges Kratzen beseitigte die Verwirrung und den Schmerz in seinem Kopf nicht, und so setzte er sich auf eine nahe Bank – sich hinzuhocken, war in engen Hosen schwierig – und starrte in den Himmel.

Koiko! Er erinnerte sich an die beiden Male, die er mit ihr zusammengewesen war, einmal für einen Abend, einmal für die Nacht. Eeee, beides war teuer gewesen, sehr teuer, aber den Preis wert. Katsumata hatte ihm gesagt, er werde nie wieder eine solche Haut, so seidiges Haar und solchen Duft erleben oder ein so freundliches, sanftes Lachen in den Augen einer Frau, oder die letzte, explodierende Wärme erfahren, bei der man sterben wollte, weil man so große Freude empfand.

»Ach, Hiraga, dann sterben«, hatte Katsumata gesagt, »auf einem solchen Höhepunkt, um das mit ins Jenseits zu nehmen – falls es ein Jenseits gibt –, das wäre Vollkommenheit. Oder, wenn es kein Jenseits gibt, sicher zu sein, daß man beim Sprung ins Nichts das Beste erlebt hat, auf dem Zenit zu sterben, das wäre sicherlich die Vollendung des Lebens.«

»Sicher, aber eine solche Verschwendung! Warum sie für Yoshi ausbilden?«

»Weil sie ein wichtiger Schlüssel zu *sonno-joi* ist, dafür oder dagegen, weil sie die einzige ist, die ich je gekannt habe, die ihn vielleicht betören und so auf unsere Seite ziehen könnte oder die in der Lage wäre, ihn voranzutreiben. Vielleicht ist er der *Schlüssel* zu

*sonno-joi*, dafür oder dagegen – das ist unser Geheimnis, Ihres und meines.«

Dann hat Katsumata Sumomo als Vollbringerin der Tat geschickt? Oder um Koiko vor Verrätern zu schützen, oder sogar, um Yoshi vor einem Verräter im Inneren zu bewahren?

So viele Fragen, so vieles, auf das ich keine Antwort weiß.

Er stand auf und ging weiter. Sein Kopf schmerzte schlimmer denn je. Morgen würde Akimoto mit Taira an Bord eines Kriegsschiffes gehen. Hiraga hatte gefragt, ob er auch mitgehen könne, doch das war abgelehnt worden. »Bedaure sehr«, hatte Tyrer zu ihm gesagt, »Sir William sagte, dieser Freund von Ihnen, Mr. Saito, könne gehen, aber nur er. Natürlich keine Waffen. Wie ich höre, ist er der größte Schiffbauer in Shimonoseki, ja?«

»Ja, Taira-sama. Die Familie seines Vaters.«

»Aber Samurai dürfen doch keine Geschäfte machen.«

»Das richtig, Taira-sama«, hatte er schnell gesagt. Der Mann war ein zu gewitzter Schüler. Die Lüge mußte glaubwürdig klingen. »Aber viele Samurai-Familien treffen Vereinbarung mit Geldverleihern und Schiffbauern, für Arbeit, *neh*? Dieser Mann wichtige Seefahrerfamilie.«

Eine Woche zuvor hatte er das Thema Akimoto aufgebracht, bei einer seiner endlosen Zusammenkünfte mit Sir William, bei denen er Fragen beantwortete und im Gegenzug allerhand erfuhr. »Sein Name ist Saito, Sir William, Familie reich, er hier besuchen, wünschen zu sehen große britische Navy-Schiffe, hören große Geschichten über große britische Navy. Vielleicht Sie und er können machen zusammen, können große Schiffsfabrik machen.«

Das war nicht ganz gelogen. Seit Generationen hatten Akimotos Vorfahren in einem Fischerdorf gelebt, eine von drei dortigen Ashigari-Familien, die als eine Art Polizei für Hiragas Vater gewirkt hatten, das Oberhaupt der nahen Familie im Hirazamurai-Rang. Akimoto selbst hatte sich immer für die See und für Kriegsschiffe in-

teressiert. Hiragas Vater hatte dafür gesorgt, daß Akimoto die Cho-shu-Samurai-Schule besuchte, und ihm befohlen, alles, was er konnte, von dem holländischen Seemann zu lernen, der der Sensei war, denn bald würde Daimyo Ogama Offiziere als Kapitäne von Cho-shu-Schiffen und zur Leitung ihrer Marine brauchen.

»Eeee, Vetter«, hatte Akimoto vorgestern gesagt, »ich kann nicht glauben, daß du sie überredet hast, mich in ihre Kriegsgeheimnisse einzuweißen.«

Hiraga seufzte. Er hatte bemerkt, daß alles, was mit ›Geschäften‹ zu tun hatte, bei den Gai-Jin sofort Aufmerksamkeit erregte. Poesie überhaupt nicht, Kalligraphie auch nicht, Schwertschmieden ein wenig, Politik, ja, aber nur, soweit sie den Handel beeinflusste; aber eine Gelegenheit, etwas herzustellen, das man mit Gewinn verkaufen konnte, erbrachte sofortige Resultate. Sie sind schlimmer als reiche Händler! Ihre Nahrung ist Geld.

Letzte Nacht war Akimoto angetrunken gewesen, was bei ihm selten war, und hatte angefangen, über Geld und die Gai-Jin zu reden. »Du hast recht, Hiraga, das ist eines ihrer Geheimnisse: die Anbetung des Geldes. Geld! Wie schlau du warst, das so schnell zu riechen! Sieh dir diesen Hund von einem Shoya an! Sieh, wie er ganz Ohr ist, wenn du anfängst, ihm zu erzählen, was Taira oder dieser andere Gai-Jin-Hund fröhlich über ihre schmutzigen Geschäftsmethoden erzählen und wie sie aus anderen Geld herauspressen, wo sie nur können, und das Profit nennen, als wäre Profit ein sauberes Wort; sie ernähren sich voneinander wie Läuse. Wenn du von Geld redest, holt dann nicht dieser alte Fischkopf von Shoya seinen besten Saké hervor, um dich zu ermutigen, mehr und mehr zu erzählen? Natürlich tut er das. Der ist genau wie sie, er verehrt das Geld, er treibt es von uns Samurai ein und bringt uns jedes Jahr tiefer in Schulden, und dabei produziert er nichts, gar nichts! Wir sollten ihn töten und tun, was Ori sagte, nämlich diese stinkende Jauchegrube verbrennen...«



»Beruhige dich! Was ist denn los?«

»Ich will mich jetzt nicht beruhigen, ich will, daß etwas geschieht, ein Kampf, ein Angriff! Ich bin es müde, herumzusitzen und zu warten.« Akimoto war rot angelaufen, er hatte heftig geatmet, und seine Augen waren nicht nur vom Alkohol blutunterlaufen gewesen. Seine große Faust hatte auf die Tatami geschlagen. »Und ich bin es leid, daß du die ganze Nacht studierst, den Kopf in einem Buch. Wenn du nicht aufpaßt, wirst du dir die Augen und deinen Schwertarm ruinieren, und dann wirst du tot sein. Angriff, dazu sind wir hier – ich will *sonno-joi* jetzt, nicht später!«

»Ohne Wissen und Geduld... Wie oft muß ich dir das noch sagen? Du wirst allmählich wie Ori oder dieser Narr Shorin; warum hast du's so eilig, deinen Kopf in die Schlinge zu stecken?«

»Das habe ich nicht, und... Eeee, Hiraga, du hast recht, bitte verzeih mir, aber...« Dann war er verstummt und hatte noch mehr Saké getrunken.

»Was beunruhigt dich denn wirklich? Sag die Wahrheit!«

Akimoto hatte gezögert. »Ich habe von meinem Vater gehört.« Er hatte stockend begonnen, doch bald waren die Worte hervorgeströmt. »Ein Brief kam durch die Mama-san in Kanagawa... dort herrscht Hungersnot im Dorf, in der ganzen Gegend, auch deine Familie leidet, so sehr ich es bedaure, dir das sagen zu müssen. Zwei meiner kleinen Vettern sind gestorben. Drei von meinen Onkeln haben die Samurai-Würde und ihre Schwerter abgegeben – sie haben sie verkauft als Teilzahlung für Schulden beim Geldverleiher, Schwerter, die in Sekigahara benutzt wurden –, um Fischer zu werden, zumindest arbeiten sie für Bootseigner mit den Netzen, von früh bis spät, um ein wenig Bargeld zu bekommen! Tomiko, sie ist die verwitwete Tochter einer Tante, die bei uns lebte, mußte ihr kleines Mädchen an einen Kinderhändler verkaufen. Sie bekam genug, um den Rest ihrer Familie ein halbes Jahr zu ernähren – ihre beiden Söhne und ihren invaliden Vater. Eine Woche später hinter-

ließ sie das Geld in einer Teekanne, wo meine Mutter es finden mußte, und stürzte sich von der Klippe. Ihre Nachricht besagte, ihr Herz sei gebrochen, weil sie ihr eigenes Kind verkaufen mußte, aber das Geld könne der Familie helfen und solle nicht für einen weiteren nutzlosen Esser vergeudet werden ...«

Tränen waren ihm über die Wangen gelaufen, aber in seiner Stimme hatte kein Weinen mitgeklungen, nur Zorn. »Ein so nettes Mädchen, eine so gute Frau für meinen Freund Murai – erinnerst du dich an ihn, einer unserer Choshu-Ronins, der bei dem Angriff auf *taikō* Ii starb? Ich sage dir, Vetter, es ist schrecklich, Samurai zu sein, wenn du kein Gesicht hast, kein Gehalt, keinen Platz, an den du gehen kannst, und Ronin zu sein ist noch schlimmer. Aber trotzdem, ich... du hast wieder einmal recht... ich denke, ich werde die stinkenden Gai-Jin nachahmen müssen, wenn wir Kriegsschiffe wollen, sogar ich weiß, daß sie nicht auf Reisfeldern wachsen, und wir müssen Wege finden, stinkendes Geld zu verdienen, und wie stinkende, mit Reis handelnde Geldverleiher sein. Stinkendes Geld, stinkende Gai-Jin, sti...«

»Hör auf«, hatte er scharf gesagt und ihm eine weitere Flasche gereicht. »Du bist am Leben, du arbeitest für *sonno-jo!*, morgen kannst du auf ein Kriegsschiff gehen, um zu lernen. Das ist genug.«

Akimoto hatte den Kopf geschüttelt und sich die Tränen abgewischt.

»Gab es irgendwelche anderen Nachrichten? Von meinem Vater, meiner Familie?«

»Nun... lies selbst.«

*Falls Hiraga bei Dir ist, sag ihm, seiner Familie gehe es schlecht, seine Mutter ist krank, sie haben kein Geld und keinen Kredit mehr. Wenn er die Möglichkeit hat, Geld zu schicken oder irgendeinen Kredit zu arrangieren, so wird er uns das Leben retten – natürlich wird sein Vater niemals darum bitten. Sag ihm auch, daß seine zukünftige Frau noch*

*nicht eingetroffen ist und daß sein Vater um ihre Sicherheit fürchtet.*

Ich kann nichts für sie tun, dachte Hiraga, während er sich ihrem dörflichen Versteck näherte, und fühlte sich wieder elend. Ich kann nichts tun. Stinkendes Geld! Akimoto hat recht. Wir sollten Oris Plan durchführen. Eine Nacht wie diese wäre ideal. Zwei oder drei Hütten anzünden, und die Flammen würden von Haus zu Haus übergreifen und eine Feuersbrunst auslösen. Warum nicht heute nacht? Dann müßten die stinkenden Gai-Jin an Bord ihrer Schiffe zurückkehren und davONSEGELN. Würden sie das tun? Oder täusche ich mich, und es ist unser Karma, von ihnen gefressen zu werden?

Was soll ich tun?

Katsumata sagte immer: Wenn du im Zweifel bist, handle!

Sumomo? Auf dem Weg nach Edo? Sein Herz schlug rascher, doch selbst der Gedanke an sie nahm ihm das Reuegefühl gegenüber seiner Familie nicht. Wir sollten jetzt heiraten, hier heiraten, solange noch Zeit ist. Unmöglich, nach Hause zu gehen, die Reise würde Monate dauern, und es ist lebenswichtig, hier zu sein, Vater wird das verstehen.

Wird er das? Ist es lebenswichtig, oder mache ich mir nur selbst etwas vor? Und warum hat Katsumata Sumomo zu Yoshi geschickt? Er würde sie nicht für nichts aufs Spiel setzen.

Nichts! Ich bin nichts. Aus dem Nichts ins Nichts, wieder Hungersnot und kein Geld, kein Kredit und keine Möglichkeit zu helfen. Ohne *sonno-joi* können wir gar nichts tun...

Plötzlich war es, als werde ein Schleier weggezogen, der sich über einen Teil seines Gehirns gelegt hatte, und er erinnerte sich, wie Jamie einige Aspekte der Gai-Jin-Geschäfte erklärt hatte, die ihn schockiert hatten. Gleich darauf klopfte er erneut an die Tür des Shoya und setzte sich ihm gegenüber.

»Shoya, ich dachte, ich sollte es erwähnen, damit Sie sich vorbereiten können. Ich glaube, ich habe den Fachmann der Gai-Jin für

Geschäfte überredet, Sie in seinem großen Haus zu treffen, übermorgen am Vormittag, um Fragen zu beantworten. Ich werde für Sie dolmetschen.« Der Shoya dankte ihm und verneigte sich, um sein Strahlen zu verbergen.

Hiraga fuhr freundlich fort: »Jami Makfey sagte mir, es sei Gai-Jin-Brauch, daß dafür eine Gebühr bezahlt wird, für diese und alle anderen Informationen, die er Ihnen bereits gegeben hat. Den Gegenwert von zehn Koku.« Er nannte die ungeheure Summe, als handle es sich um ein Almosen, und sah, wie der Shoya blaß wurde, aber nicht explodierte, wie er bei dieser Lüge erwartet hatte.

»Unmöglich«, entgegnete der Shoya mit erstickter Stimme.

»Das habe ich ihm gesagt, aber er meinte, als Geschäftsmann und Bankier würden Sie verstehen, wie wertvoll seine Information ist, und er würde sogar erwägen...« Wieder mußte Hiraga sich beherrschen. »Er würde dem Shoya sogar helfen, ein Geschäft zu beginnen, das erste seiner Art, um auf Gai-Jin-Weise mit anderen Ländern zu handeln.«

Auch das war nicht ganz gelogen. McFay hatte ihm gesagt, er wäre daran interessiert, einen japanischen Bankier zu treffen und zu sprechen – Hiraga hatte die Bedeutung und Stellung des Shoya in der Gyokoyama übertrieben –, und dazu sei ihm mehr oder weniger jeder Tag recht, wenn er einen Tag zuvor davon erfahre, und es gäbe viele Gelegenheiten zur Zusammenarbeit.

Amüsiert beobachtete er den Shoya, der sichtlich verlockt war von potentiellen Chancen, Makfeys Kenntnisse zu seinem Vorteil zu nutzen und der erste in einem solchen Geschäft zu sein. »Sehr wichtig, der erste zu sein«, hatte Makfey erklärt, »Ihr japanischer Freund wird das verstehen, wenn er ein Geschäftsmann ist. Leicht für mich, unsere geschäftlichen Fertigkeiten einzubringen, leicht für Ihren japanischen Freund, dasselbe mit seinen Fertigkeiten und Kenntnissen zu tun.« Hiraga hatte sich unsäglich anstrengen müssen, um zu verstehen, wovon der Mann redete.

Er riß den Shoya aus seinen Träumereien. »Obwohl ich von geschäftlichen Angelegenheiten nichts verstehe, wäre ich vielleicht in der Lage, diesen Preis herunterzuhandeln.«

»Oh, wenn Sie das tun könnten, Otami-sama, dann würden Sie einem armen alten Mann einen Gefallen tun.«

»Vielleicht kann ich den Preis auf drei Koku runterhandeln.«

»Ein halber Koku wäre vielleicht möglich.«

Hiraga verfluchte sich selbst. Er hatte Makfey's Goldene Regel Nummer Eins vergessen: »Bei Verhandlungen geduldig sein. Runtergehen können Sie immer, aber niemals wieder herauf; zögern Sie nie, zu lachen, zu weinen, zu schreien oder so zu tun, als wollten Sie gehen.«

»Da er zehn verlangt, bezweifle ich, ob Makfey auf unter drei runtergehen würde.«

»Schon ein halber Koku ist sehr viel.«

Wenn er ein Schwert gehabt hätte, hätte er es am Heft gepackt und geschrien: »Drei, oder ich nehme mir Ihren schmutzigen Kopf.« So aber nickte er nur traurig. »Ja, Sie haben recht.« Er schickte sich an aufzustehen.

»Vielleicht würden meine Herren einem zustimmen.«

Jetzt war er fast an der Tür. »Ich bedaure sehr, Shoya, ich würde mein Gesicht verlieren, wenn ich versuchte, einen so billigen Handel...«

»Drei.« Der Shoya war rot geworden.

Hiraga setzte sich wieder hin und sagte: »Ich werde versuchen, ihn auf drei herunterzuhandeln. Es sind harte Zeiten. Ich habe gerade gehört, daß in meinem Dorf in Choshu Hungersnot herrscht. Schrecklich, *neh?*«

Er sah, wie sich die Augen des Shoya verengten. »Ja, Otami-sama. Bald wird überall Hungersnot herrschen, sogar hier.«

Hiraga nickte. »Ja«, sagte er, wartete und ließ das Schweigen lasten. Makfey hatte den Wert des Schweigens bei Verhandlungen er-

klärt; ein geschlossener Mund zur rechten Zeit raubt dem Gegner die Nerven und verführt ihn zu Zugeständnissen, die zu verlangen man sich nie gewagt hätte.

Der Shoya wußte, daß er in der Falle saß, hatte aber noch nicht über das Ausmaß der Falle entschieden und auch nicht über den Preis, den er bezahlen würde. Bislang war die Information, die er erhalten hatte, den Betrag zehnmal wert gewesen. Aber sei vorsichtig... dieser Mann ist gefährlich, dieser Hiraga Otami-sama lernt zu schnell, vielleicht sagt er die Wahrheit, vielleicht auch nicht, vielleicht ist er ein Lügner, vielleicht auch nicht. Trotzdem, es ist besser, einen gerissenen Samurai für sich als gegen sich zu haben. »In schlechten Zeiten sollten Freunde sich gegenseitig helfen. Es könnte sein, daß die Gyokoyama einen kleinen Kredit arrangieren könnten, um zu helfen. Wie ich zuvor schon erwähnte, Otami-sama, sind Ihr Vater und Ihre Familie respektierte und geschätzte Kunden.«

Hiraga unterdrückte die zornigen Worte, die er ob der Gönnerhaftigkeit normalerweise ausgespien hätte. »Das wäre zuviel erwartet«, sagte er und tastete sich dabei auf seinem Weg in dieser neuen Welt von Gewinn und Verlust langsam vorwärts – der Gewinn des einen ist der Verlust des anderen, hatte Makfey ihm viele Male erklärt. »Alles, was die großen Gyokoyama tun könnten, wäre willkommen. Aber Schnelligkeit ist sehr wichtig.«

»Ich werde sofort dafür sorgen.«

»Danke, und vielleicht könnten sie neben einem Kredit auch einen direkten Zuschuß in Erwägung ziehen, eine Gebühr, sagen wir von einem Koku...«, er sah die Augen seines Gegenübers vor Wut funkeln und fragte sich, ob er zu weit gegangen war, »... für von der Familie erwiesene Dienste.«

Ein weiteres Schweigen. Dann sagte der Shoya: »In der Vergangenheit... und in der Zukunft.«

Hiragas Augen wurden ebenso kalt wie die des Shoya, obwohl er genauso lächelte wie dieser. Und da er sich noch immer in der neu-

en Welt befand, zog er auch nicht den kleinen Revolver, den er jetzt immer bei sich trug, um dem Mann wegen seiner Grobheit ein Loch in den Leib zu schießen. »Natürlich.« Dann fügte er liebenswürdig hinzu: »Bis übermorgen, *neh?*«

Der Shoya nickte und verneigte sich. »Bis dann, Otami-sama.«

Nachdem er wieder draußen und im Schutz der Nacht war, ließ Hiraga seinem Triumphgefühl freien Lauf. Ein ganzer Koku und Kredite! Und wie waren nun die drei Koku, die der Gai-Jin Makfey weder verlangt hatte noch brauchte, in wirklichen Reis oder wirkliches Geld zu verwandeln, das er ebenfalls seinem Vater schicken konnte?

So viel für so wenig, dachte er glücklich. Gleichzeitig fühlte er sich beschmutzt, und ihn verlangte nach einem Bad.

»Ah, Admiral«, sagte Malcolm Struan, »ein Wort unter vier Augen?«

»Gewiß, Sir.« Admiral Ketterer stand auf. Er war einer der zwanzig Gäste, die noch um den Tisch im großen Raum der Struans beim Portwein saßen, bei dem Angélique sie zurückgelassen hatte. Ketterer war in Galauniform – Kniehose, weiße Seidenstrümpfe und Schuhe mit Silberschnallen –, und seine Gesichtsfarbe war nach dem reichlichen Essen rötter als gewöhnlich. »Ich könnte ein bißchen frische Luft vertragen«, sagte Ketterer.

Malcolm ging als erster zu den Fenstertüren; das gute Essen und der Wein hatten seine Schmerzen betäubt. Draußen war es kühl, nach der schlechten Luft drinnen jedoch erfrischend. »Zigarre?«

»Danke.«

Chen, der Boy Nummer Eins, wartete im Hintergrund mit der Schachtel. Nachdem die Zigarren angezündet waren, verschwand er im Rauch.

»Haben Sie meinen Brief im heutigen *Guardian* gelesen, Sir?«

»Ja, ja, habe ich, und ich fand ihn recht gut«, sagte Ketterer.

Malcolm lächelte. »Wenn die Proteste bei dem Treffen heute nachmittag irgend etwas besagen, dann soviel, daß der Brief Ihren Standpunkt ziemlich deutlich gemacht hat.«

»Meinen Standpunkt? Verdammt, ich hoffe, es ist auch der Ihre.«

»Ja, natürlich, natürlich. Morgen...«

Ketterer unterbrach ihn scharf: »Da Sie eine so korrekte und moralische Einstellung teilen, hatte ich eigentlich gehofft, ein Mann von Ihrer unanfechtbaren Macht und Ihrem Einfluß würde wenigstens offiziell vorgehen und alles Schmuggelgut auf allen Struan-Schiffen verbieten, und damit basta.«

»Schmuggelware ist bereits verboten, Admiral«, sagte Malcolm. »Wir müssen uns in Geduld fassen. In ein oder zwei Monaten werden wir in der Mehrheit sein.«

Der Admiral zog die buschigen Augenbrauen hoch, paffte seine Zigarre und wandte seine Aufmerksamkeit dem Meer zu. Die Flotte sah unter den Ankerlichtern großartig aus. »Macht den Eindruck, als könnte es heute nacht oder morgen einen Sturm geben. Nicht das richtige Wetter für eine Vergnügungsfahrt mit einer Dame, würde ich meinen.«

Besorgt sah Malcolm zum Himmel auf und schnupperte in die Luft. Keine Gefahrenzeichen. Da das morgige Wetter überaus wichtig war, hatte er sich große Mühe gegeben, sich zu vergewissern. Zu seiner Freude wurden wie in den letzten paar Tagen ruhige See und leichte Winde vorhergesagt. Marlowe hatte das vor dem Dinner bestätigt, und obwohl er noch nicht die endgültige Erlaubnis hatte, zu segeln – und auch den wirklichen Grund für Malcolms Bedürfnis, mit Angélique an Bord zu sein, nicht kannte –, stand der Fahrt von seiner Seite aus nichts im Wege.

»Ist das Ihre Vorhersage, Admiral?« fragte Malcolm.

»Die meines Wetterexperten, Mr. Struan. Er riet, für morgen alle Probefahrten abzusagen. Besser, die Zeit damit zu verbringen, sich auf den Angriff auf Edo vorzubereiten, was?« fügte Ketterer mit



dünnere Jovialität hinzu.

»Ich bin dagegen, Edo dem Erdboden gleichzumachen«, sagte Malcolm zerstreut, da er an sein neues Problem dachte – die Weigerung des Admirals, seinen Brief zu akzeptieren, von dem er zuversichtlich angenommen hatte, er werde mehr als ausreichend sein.

Alles ist perfekt bis auf diesen Kerl, dachte er, unterdrückte seine Wut und versuchte, einen Ausweg aus dem Dilemma zu finden. Die *Prancing Cloud* war pünktlich eingetroffen und wurde entladen, Kapitän Strongbow war bereits von den neuen geheimen Befehlen für die geänderte Auslaufzeit am Mittwoch unterrichtet, und Edward Gornt war ebenfalls darauf vorbereitet, die Information über Brock's zu geben, sobald das Duell vorüber war.

»Ich bin auch dagegen«, sagte der Admiral gerade. »Wir haben keinen formellen Befehl, Krieg zu führen. Ich bin neugierig, welches Ihre Gründe sind.«

»Einen Hammer zu benutzen, um eine Hornisse zu töten, ist nicht nur dumm, sondern kann einem auch Hämorrhoiden einbringen.«

Ketterer lachte. »Verdammt, das ist gut, Struan. Hämorrhoiden, ja? Auch wieder etwas von Ihrer chinesischen Philosophie, he?«

»Nein, Sir. Dickens.« Und nach einer Pause fuhr er fort: »Es würde mir und Angélique Freude machen, Sir, morgen mit Kapitän Marlowe an Bord der *Pearl* zu sein und für eine kurze Zeit kein Land mehr zu sehen.« Da die Heirat von Malcolms Eltern zwischen Macao und Hongkong und außer Sichtweite von Land stattgefunden hatte und sie diese als Präzedenzfall benutzten, hatte Skye ihm geraten, zur Sicherheit dasselbe zu tun. »Mit Ihrem Segen, natürlich.«

»Und ich würde mich freuen, wenn das Noble House die Führung in Japan übernehmen würde. Wie es scheint, bleibt Ihnen nicht genug Zeit dafür. Ich denke, daß zehn Tage für die notwendigen Maßnahmen ausreichen sollten. Die *Pearl* und Marlowe wer-

den morgen, soviel ich weiß, für Angelegenheiten der Flotte benötigt.« Ketterer wandte sich zum Gehen.

»Warten Sie«, sagte Malcolm, in dem Panik aufstieg. »Nehmen wir an, ich mache jetzt gleich vor allen Anwesenden eine Ankündigung, daß wir... daß wir alle Waffentransporte nach Japan von jetzt an stoppen – würde Ihnen das genügen?«

»Die Frage ist, ob es Ihnen genügen würde?« sagte der Admiral, der es genoß, den Mann, der alles repräsentierte, was er verachtete, am Haken zappeln zu sehen.

»Was... was kann ich tun oder sagen, Sir?«

»Es ist nicht meine Sache, Ihre ›Geschäfte‹ zu führen.« Die Art, wie Ketterer das Wort benutzte, nämlich verächtlich, machte es zu einem schmutzigen Wort. »Mir scheint, was gut für Japan ist, ist auch gut für China. Wenn Sie Kanonen hier ächten, warum tun Sie dann nicht dasselbe in China – und mit Opium?«

»Das kann ich nicht«, sagte Malcolm. »Es würde uns aus dem Geschäft werfen. Opium ist nicht gegen das Gesetz, und beides ist legal...«

»Interessant.« Wieder klang das Wort sarkastisch. »Ich muß Ihnen wirklich für ein wunderbares Dinner danken, Mr. Struan. Wenn Sie mich jetzt entschuldigen wollen, ich habe morgen sehr viel zu tun.«

»Warten Sie!« sagte Malcolm zittrig. »Bitte helfen Sie mir, morgen ist schrecklich wichtig für mich, ich schwöre, ich werde Sie in allem unterstützten, aber bitte, helfen Sie mir für morgen. Bitte.«

Admiral Ketterer schürzte die Lippen, bereit, diese sinnlose Konversation zu beenden. Denn das ist sie, obwohl ich zweifellos Unterstützung brauchen könnte, wenn auch nur ein Zehntel von den Verleumdungen, die über das verdamnte Treffen gerüchteweise umgegangen sein sollen, zutrifft. Vermutlich ist der Mann hier gar nicht so übel – verglichen mit den anderen, verglichen mit diesem Ungeheuer Greyforth. »Wann ist Ihr Duell?«

Malcolm wollte schon wahrheitsgemäß antworten, besann sich

aber im letzten Moment. »Ich erinnere mich, Sir, was Sie über Duelle gesagt haben, und Angelegenheiten der Ehre werden in meiner Familie seit mindestens zwei Generationen sehr ernst genommen. Eine Tradition, so wie die Navy, nehme ich an. Ein großer Teil des Zaubers der Royal Navy hat mit Tradition und Ehre zu tun, nicht wahr?«

»Ohne das wäre die Royal Navy nicht die Royal Navy.« Ketterer tat einen weiteren tiefen Zug an seiner Zigarre. Wenigstens etwas hat der junge Bursche kapiert, bei Gott. Aber die Wahrheit ist, daß die Mutter dieses armen Dummkopfes ganz recht hat, die Heirat zu mißbilligen – das Mädchen ist zwar hübsch, aber wohl kaum die richtige Wahl, schlechte Herkunft, typisch französisch. Ich tue ihm einen Gefallen.

Wirklich?

Erinnere dich an Consuela di Mardos Perez aus Cádiz!

Er hatte sie kennengelernt, als er Leutnant zur See auf der *Royal Sovereign* bei einem Höflichkeitsbesuch im Hafen gewesen war. Am Ende hatte die Admiralität ihm die Erlaubnis zur Heirat verweigert, sein Vater war ebenso dagegen gewesen, und als er endlich beide umgestimmt hatte und zurückgeilt war, um sie zu heiraten, war sie bereits verlobt gewesen. Sie war auch katholisch, dachte er traurig, denn nach all dieser Zeit liebte er sie noch immer.

Katholisch, das macht alle verrückt, Struans Mutter auch, darauf wette ich. Als ob das eine Rolle spielte. Obwohl Consuela aus einer guten Familie kam und dieses Mädchen nicht. Ja, ich liebe sie noch immer. Nach ihr keine mehr. Wollte nie heiraten, nicht, nachdem ich sie verloren hatte, konnte es irgendwie nicht. Aber deshalb habe ich schließlich alles auf die Navy gesetzt, und so war das Leben wenigstens nicht ganz verloren.

Oder?

»Ich werde noch ein Glas Portwein trinken«, sagte er. »Das wird zehn bis fünfzehn Minuten dauern. Was können Sie in zehn oder

fünfzehn Minuten tun, um mich zu überzeugen, hm?«

## 41

Gornt folgte anderen Gästen, die das Fest unter angeregten Gesprächen verließen, die Stufen des Struan-Building hinunter in die Nacht und ging nach einem höflichen, aber hastigen Gutenachtgruß nach nebenan zu Brock's. Der Wachmann, ein großer Sikh mit Turban, salutierte und starrte ihm nach, als er, zwei Stufen auf einmal, die Treppe hinaufstieg und an Norbert Greyforths Tür klopfte.

»Wer ist da?«

»Ich, Sir, Edward. Tut mir leid, aber es ist wichtig.«

Ein mißmutiges Gemurmel. Dann wurde der Riegel zurückgeschoben. Norbert trug ein Nachthemd, Nachtmütze und Bettsocken. »Was zum Teufel ist los?«

»Struan. Er hat soeben verkündet, von jetzt an verpflichte sich das Noble House, keine Kanonen und kein Opium nach Japan zu liefern, und dasselbe gelte für ganz Asien und den Chinahandel.«

»Was soll das sein, ein Witz?«

»Kein Witz, Mr. Greyforth, Sir. Ich war auf dem Fest – das hat er vor ein paar Minuten vor allen Leuten gesagt: Sir William, den meisten ausländischen Gesandten, dem Admiral, Dimitri. Struans exakte Worte waren: ›Ich möchte eine förmliche Ankündigung machen. Meinem heutigen Brief im *Guardian* folgend, habe ich entschieden, daß von jetzt an weder Kanonen noch Opium auf unseren Schiffen transportiert werden und daß Struan's damit auch nicht mehr handeln wird, und zwar sowohl hier als auch in Chi-

na.«

Norbert begann zu lachen. »Kommen Sie herein, das muß gefeiert werden. Damit hat er Struan's aus dem Geschäft geworfen. Und uns zum Noble House gemacht.« Er streckte den Kopf in den Korridor und rief nach seinem Boy Nummer Eins: »Lee! Champagner, chop, chop. Kommen Sie herein, Edward, und machen Sie die Tür zu.« Er schraubte die Öllampe hoch. Auf dem Boden seines Schlafzimmers lagen Teppiche, und an den Wänden hingen Ölgemälde von den Brock-Clippern – ihre Flotte war kleiner als die von Struan's, aber sie besaßen fast doppelt so viele Dampfer wie ihre Konkurrenten. Einige der Gemälde waren vom Feuer beschädigt, und auch die Decke war noch nicht vollständig repariert. Auf den Seitentischen stapelten sich Bücher, eines lag offen auf dem Bett.

»Der arme Teufel ist wirklich hinüber.« Norbert kicherte. »Zuerst sagen wir das Duell ab, wir müssen ihn am Leben erhalten... Warten Sie einen Moment, wovon rede ich überhaupt? Das Ganze ist ein Sturm im Wasserglas, er ist sowenig Tai-Pan von Struan's wie ich. Was er sagt, bedeutet gar nichts, und so gern seine bibelverrückte Mutter auch dasselbe tun würde, sie würde niemals zustimmen, denn es würde sie ruinieren.«

Gornt lächelte. »Da bin ich anderer Meinung.«

Norbert sah ihn scharf an. »Wie?«

»Sie wird zustimmen.«

»Oh! Und warum?«

»Das ist ein Geheimnis.«

»Was für ein Geheimnis?« Norbert blickte zur Tür, die sich öffnete. Lee, ein ältlicher Kantonese mit langem, dickem Zopf, der eine saubere Livree trug, kam mit Gläsern und Champagner im Eiskübel herein. Als die Tür sich hinter ihm wieder geschlossen hatte, hob Norbert sein Glas. »Zum Wohl, und Tod allen Struans. Was für ein Geheimnis?«

»Sie sagten, ich solle mich mit ihm anfreunden. Das habe ich ge-

tan. Jetzt vertraut er mir. Zuerst...«

»Wirklich?«

»Bis zu einem gewissen Punkt, und er wird von Tag zu Tag zutraulicher. Aber zuerst zu heute abend. Der Grund, warum er den Brief geschrieben und die Ankündigung gemacht hat, war, daß er sich insgeheim beim Admiral beliebt machen wollte.«

»Wie?«

»Darf ich?« Gornt wies auf den Champagner.

»Natürlich. Setzen Sie sich, und erklären Sie mir das.«

»Er braucht die Zustimmung des Generals, um morgen an Bord der *Pearl* zu gehen, das ist der wirkli...«

»Zum Teufel, wovon reden Sie?«

»Ich habe sie zufällig belauscht, als sie unter vier Augen miteinander sprachen – sie sind nach dem Dinner nach draußen gegangen. Ich hatte mir in der Nähe einige Gemälde angesehen –, ich hatte ein paar Werke von Aristoteles Quance bemerkt und, nun ja, ihre Stimmen waren zu hören.« Gornt schilderte beinahe wortwörtlich das Gespräch. »Zum Schluß sagte Ketterer: ›Sehen wir, was Sie in zehn oder fünfzehn Minuten tun können.««

»Das war alles? Nichts darüber, was an Bord ist oder was auf der *Pearl* so wichtig ist?«

»Nein, Sir.«

»Merkwürdig, sehr merkwürdig. Was könnte es sein?«

»Ich weiß nicht. Der ganze Abend war seltsam. Während des ganzen Essens sah ich, daß Struan von Zeit zu Zeit den Admiral ansah, der seinen Blick aber nicht einmal erwiderte. Es war, als weiche der Admiral ihm absichtlich aus, ohne daß es auffallen sollte. Das machte mich neugierig, Sir.«

»Wo hat er gesessen – der Admiral?«

»Neben Angélique, auf dem Ehrenplatz zu ihrer Rechten, Sir William auf der anderen Seite, was eigentlich hätte umgekehrt sein müssen – auch das war merkwürdig. Ich saß neben Marlowe, der

Angélique gebannt anstarrte und langweiliges Marinezeug redete, nichts über irgendeine Fahrt morgen, obwohl ich nach dem, was Struan sagte, den Eindruck gewann, daß sie seit einer Weile geplant war und nur noch der Zustimmung des Admirals bedurfte. Nachdem der Admiral gegangen war, brachte ich das Gespräch mit Marlowe auf den morgigen Tag, aber er sagte bloß: »Vielleicht mache ich eine Probefahrt, alter Junge, wenn der Alte einverstanden ist. Warum?« Ich sagte ihm, ich hätte eine Vorliebe für Schiffe und ob ich mitkommen könnte, aber er lachte und sagte, er werde sicher irgendwann mal eine Fahrt arrangieren, und dann ging er ebenfalls.«

»Nichts über Struan und das Mädchen?«

»Nein, Sir. Obwohl er nur Augen für sie hatte.«

»Das liegt an ihren Titten.« Norbert stöhnte. »Und was passierte, als Struan die Ankündigung machte?«

»Zuerst schwiegen alle, dann ein heilloses Durcheinander, Fragen, ein paar Lacher, ein paar Pfiffe, Marlowe und die anderen Marineoffiziere jubelten, andere waren sehr wütend. McFay wurde bleich, Dimitri hätte beinahe ausgespuckt, Sir William starrte Struan an und schüttelte den Kopf, als habe der arme Kerl den Verstand verloren. Ich hatte mich auf Ketterer konzentriert. Er zeigte überhaupt keine Reaktion, sagte zu Struan nur: »Interessant«, stand auf, bedankte sich für das Dinner und ging. Struan versuchte ihn aufzuhalten und nach morgen zu fragen, aber der Admiral hat ihn entweder nicht gehört oder nicht hören wollen; er ging hinaus und ließ Struan zitternd zurück. Alle redeten durcheinander, keiner hörte zu, es war wie auf einem chinesischen Markt, Sir, und nicht wenige waren wütend und schrien Struan an, er sei wahnsinnig.«

Norbert trank sein Glas leer. Gornt wollte ihm nachschenken, doch er schüttelte den Kopf. »Ich mag dieses Kribbelwasser abends nicht sonderlich, bekomme Blähungen davon. Gießen Sie mir einen Scotch ein, die Flasche ist da drüben.« Sie stand auf einem Eichenbuffet neben einer alten Schiffsuhr. »Was ist an Bord der

*Pearl*, das er unbedingt haben will?»

»Ich weiß nicht.«

»Was hat Struan getan, nachdem Ketterer gegangen war?«

»Er setzte sich einfach hin, nahm einen großen Drink, starrte in die Luft und nickte zerstreut, als sich die Leute verabschiedeten. Er achtete gar nicht auf Angélique, was sonst nicht seine Art ist. Sie saß bloß mit großen Augen da, einmal nicht im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit, und begriff offensichtlich nicht, was vor sich ging. Daher nehme ich an, daß Struan sich ihr nicht anvertraut hatte. Ich dachte, ich sollte Ihnen die Neuigkeit gleich berichten, deshalb blieb ich nicht länger da.«

»Sie sagten etwas über ein Geheimnis. Was ist das für ein Geheimnis, he? Warum wird die alte Hexe Tess Struan einwilligen, geschäftlichen Selbstmord zu begehen?«

»Wegen Sir Morgans Plan, Sir.«

»Was?«

»Sir Morgan.« Gornt lächelte breit. »Bevor wir Shanghai verließen, sagte er mir im Vertrauen, er und Mr. Brock hätten irgendeinen Plan ausgeheckt, um Struan's zu ruinieren und endgültig auszuschalten, und sie seien gerade dabei, ihn auszuführen. Er sagte mir, der Plan drehe sich um Zucker aus Hawaii, die Victoria Bank und...«

»Wie?« Norbert starrte ihn an. Er erinnerte sich, daß Sir Morgan ausdrücklich gesagt hatte, er habe Gornt keine Details des Coups verraten und wolle auch nicht, daß er davon erfahre. »Obwohl der Junge vertrauenswürdig ist. Ja, es kann nichts schaden, wenn er sich unter den verkommenen Struan-Zirkel mischt und zusieht, was er ausspionieren kann.«

»Hat Morgan Ihnen Einzelheiten über den Plan erzählt?«

»Nein, Sir, er hat mir nur erzählt, was ich so heimlich wie möglich an Struan weitergeben sollte.«

»Großer Gott«, sagte Norbert verzweifelt. »Sie fangen am besten



beim Anfang an.«

»Er sagte, ich solle Ihnen nichts von meiner Rolle erzählen, bis ich sie gespielt hätte, bis ich getan hätte, was er mir auftrag. Das habe ich getan, ich habe Malcolm Struans Vertrauen, also kann ich es Ihnen jetzt erzählen.« Gornt schlürfte seinen Champagner. »Sehr guter Jahrgang, Sir.«

»Erzählen Sie weiter!«

»Sir Morgan trug mir auf, Struan eine Reihe von Geschichten zu erzählen – er sagte, sie kämen der Wahrheit nahe genug, um Struan und durch ihn den wirklichen Tai-Pan, Tess Struan, in die Falle zu locken. Inzwischen, Sir, kann ich fast dafür garantieren, daß der letzte der Struan-Tai-Pane fest am Haken zappelt.« Rasch berichtete Gornt das Wesentliche dessen, was er Malcolm Struan erzählt hatte. Als er fertig war, lachte er. »Die geheimen Einzelheiten soll ich ihm nach dem Duell auf dem Weg zu seinem Schiff mitteilen.«

»Was sollen Sie ihm erzählen?«

Der ältere Mann hörte aufmerksam zu. Da er die wirklichen Details kannte, war er fasziniert, mehr über Morgans Verschlagenheit zu erfahren. Wenn Tess Struan aufgrund dieser falschen Information handelte, würde das Sir Morgan mit Sicherheit die paar zusätzlichen Wochen verschaffen, die er benötigte. »Aber, Sir Morgan«, hatte Norbert in Shanghai gesagt, als ihm der Plan dargelegt wurde, »die ganze Sache ist doch narrensicher, Sie brauchen keine zusätzliche Zeit, ich kann meinen Teil in Yokohama vor Weihnachten erledigen.«

»Ja, das können und werden Sie. Aber ich und Vater, wir gehen gern ganz auf Nummer Sicher, Freundchen, und zusätzliche Zeit sorgt dafür, daß wir nicht mit dem Hals in irgendwelche Schlingen und mit dem Arsch ins Gefängnis geraten.«

Norbert unterdrückte ein Schaudern bei dem Gedanken, er tappt zu werden. Zwar drohte keine Schlinge, aber höchstwahrscheinlich Gefängnis wegen Betruges und ganz sicher das Schuldgefängnis. Sir

Morgan ist wirklich ein ausgekochter Bursche, es sieht ihm ähnlich, mir eine Sache zu erzählen und Gornt eine andere. Er hat mir ein Risiko erspart, nämlich das, Struan zu töten. Für mich heißt es also England und fünftausend im Jahr, aber ich verliere die Sahne von dem Alten. Nur – besser den Spatz in der Hand als die Taube auf dem Dach.

Norbert seufzte. Ich hatte mich darauf gefreut, Malcolm eine Kugel in den Leib zu jagen, dachte er, und die Worte des alten Brock kamen ihm in den Sinn: »Norbert, Ihr Rückzug kann versüßt werden. Der Bonus wird auf fünftausend Guineas im Jahr erhöht, wenn Sie ihn umlegen, tausend, wenn Sie ihn schwer verwunden.«

»Morgan ist schlau, der Plan ist narrensicher«, sagte er mit einem Lächeln. Um Gornt zu prüfen, fügte er beiläufig hinzu: »Finden Sie nicht auch?«

»Sir?«

»Die kleinen Veränderungen machen den ganzen Unterschied, nicht?« Er beobachtete ihn aufmerksam.

»Tut mir leid, Sir, ich weiß keine Einzelheiten – bis auf das, was ich Ihnen erzählt habe und was ich an Struan weitergeben sollte.«

»Ich trinke noch einen Scotch – bedienen Sie sich mit Champagner«, sagte Norbert zufrieden und trank dann schweigend, bis er über alles nachgedacht hatte. »Sie machen weiter, als hätten Sie mir nichts gesagt. Morgen werde ich das Duell absagen. Kann es mir nicht leisten, den Kerl zu töten oder handlungsunfähig zu machen.«

»Ja, Sir, das habe ich mir auch gedacht.« Gornt reichte ihm Malcolm Struans Brief, das Äquivalent zu dem, den Norbert unterschrieben hatte. »Er hat mir das für Sie gegeben. Aber ich schlage vor, nicht morgen abzusagen, das könnte ihn mißtrauisch machen – und vielleicht finden wir noch heraus, was an der *Pearl* so wichtig ist.«

»In Ordnung, Edward, gute Idee.« Norbert lachte schallend. »Al-

so ist der junge Spund Struan am Mittwoch auf seinem Weg ins Unheil, was?»

Gornt grinste. »Und das auch noch fröhlich, Sir. Sein Noble House ist am Ende, und unseres beginnt.«

»Ja.« Die Wärme des Scotch vermischte sich mit der Wärme der rosigen Zukunft. »Sie haben also entschieden, sich uns anzuschließen?«

»Ja, Sir, wenn es Ihnen recht ist. Sir Morgan sagte, ich brauchte Ihre Zustimmung.«

»Machen Sie weiter so, und Sie haben meine Zustimmung. Heute abend haben Sie gute Arbeit geleistet, erstklassig. Gute Nacht.«

Er verriegelte hinter Gornt die Tür. Bevor er wieder ins Bett stieg, benutzte er den Nachttopf und fühlte sich noch wohler. Sein Glas stand noch halbvoll auf einem Stapel aus Büchern und Zeitschriften auf dem Nachttisch. Er lehnte sich in die dicken Kissen und nahm das geöffnete Buch zur Hand, *City of the Saints*, Burtons Bericht über einen Aufenthalt bei den geheimnisvollen polygamen Mormonen in Salt Lake City, Utah, eine weitere Premiere für diesen berühmtesten Abenteurer und Entdecker der Welt, der dreißig oder mehr Sprachen beherrschte und dessen Heldentaten gierig in allen Einzelheiten verfolgt wurden.

Er las ein paar Absätze, konnte sich aber nicht konzentrieren und legte das Buch zur Seite.

Langsam nippte er an seinem Drink und dachte über Gornt nach. Der junge Kerl ist nicht so schlau, wie er denkt. Jeder kann sich ausmalen, was an Bord der *Pearl* los ist und warum. Ketterer kann ein Geheimnis für sich behalten, Wee Willie auch, aber Michaelmas Tweet kann das nicht, und auch nicht Skye, wenn er angetrunken ist, und so habe ich von Tess Struans Briefen gehört und davon, daß sie Wee Willie Anweisungen erteilt sowie die Kirche und alle Schiffskapitäne und durch Ketterer die Navy blockiert hat – dabei hat sie doch gar keine Macht über die Navy! Und an Bord der

*Pearl* ist Marlowe. Marlowe könnte sie trauen – falls Ketterer das erlaubt.

Er kicherte.

Aber Ketterer haßt die Struans, weil sie Kanonen an die Piraten vom Weißen Lotus verkauft haben, so wie wir, so wie wir Kanonen an jeden gottverfluchten Kriegsherrn verkauft haben, der welche haben wollte, und das auch weiterhin tun werden, selbst wenn die Struans es nicht mehr machen. Warum auch nicht? Das ist legal und wird es immer sein. Das Parlament braucht Waffenfabriken, weil Waffen ein großes Geschäft sind und alle Regierungen den Krieg lieben – weil Kriege ein großes Geschäft sind und außerdem ihre eigene verdammte Inkompetenz verbergen.

Zur Hölle mit den Regierungen.

Ketterer haßt die Struans. Bei all seiner britischen Arroganz ist er kein Narr, und wenn er jemanden einen Gefallen tut, will er dafür Gegenleistungen. Da er die nicht bekommen kann – Ankündigungen dieses jungen Dummkopfs haben nichts zu bedeuten –, spielt er Katz und Maus mit ihm. Vielleicht läßt er Struan und sein Flittchen an Bord gehen, vielleicht auch nicht, aber auf jeden Fall wird Marlowe nicht gestattet, sie zu trauen – Ketterer will, daß Struan vor ihm kriecht. Der Bastard würde auch mich kriechen lassen, wenn er dazu auch nur den Hauch einer Chance hätte, und mir noch dazu hundert Peitschenhiebe verpassen.

Ein großer Schluck von dem guten Whisky versetzte ihn in bessere Laune, und er lachte kurz auf. Also sitzt der junge Struan ganz schön in der Klemme. Merkwürdig, daß ich den Kerl am Leben lassen muß, wo ich doch geplant hatte, mir die Sahne von dem Alten zu nehmen: »... Aber Norbert, sagen Sie das nicht meinem Sohn Morgan, er ist gegen jedes Töten, er will den jungen Struan in der Scheiße sehen, und seine Ma auch!«

Muß ich das Duell wirklich absagen? Ich werde darüber nachdenken. Sieht Morgan ähnlich, Gornt geheime Instruktionen zu ertei-

len. Was hat er ihm noch erzählt, das er mir nicht gesagt hat? Macht nichts, Morgan ist schlau, er hat die gleichen Nerven wie sein alter Herr, aber nicht dessen brutale, gnadenlose Besessenheit. Morgan ist unser wahrer Tai-Pan und wird der Tai-Pan des neuen Noble House sein. Es hat nur zwanzig Jahre gedauert, Dirks Firma zu zerstören, die größte, die es in Asien je gegeben hat.

Zufrieden trank er sein Glas leer, drehte den Docht der Öllampe herunter und streckte sich gähmend aus. Schade, daß ich den Alten nie in seiner Blütezeit gesehen habe und auch nicht den alten Grünäugigen Teufel Dirk selbst, den nur die teuflischen Winde des Großen Taifuns umbringen konnten. Ein Glück, daß dieser junge Narr keine seiner Qualitäten geerbt hat.

Inzwischen war der letzte Gast gegangen, nur Angélique, Jamie McFay und Malcolm waren zurückgeblieben. Die Glut in dem riesigen Kamin leuchtete auf, wenn ein Luftzug durch ihn zog. Schweigend und stirnrunzelnd blickte Malcolm ins Feuer, sah Bilder in den Kohlen. Angélique saß verwirrt auf der Armlehne seines Sessels, McFay stand an einen Tisch gelehnt. »Ich werde gute Nacht sagen, Tai-Pan«, sagte er schließlich.

Malcolm erwachte aus seiner Träumerei. »Oh... warten Sie einen Moment.« Er lächelte zu Angélique auf. »Tut mir leid, Angel, ich habe ein paar Dinge mit Jamie zu besprechen, wenn's dir nichts ausmacht.«

»Natürlich nicht.« Sie küßte Struan liebevoll. »Gute Nacht, Malcolm, schlaf gut.«

»Gute Nacht, Liebling. Wir sollten früh aufbrechen.«

»Ja... aber, Malcolm, bitte, darf ich fragen, worum es bei all diesem Geschrei ging? Ich habe es nicht verstanden. Könntest du es mir erklären?«

»Es war Eifersucht, weiter nichts.«

»Oh! Natürlich, wie stark du warst und wie recht du hast mit den Kanonen und dem Opium... *oh, là là, chéri*, und so weise... Danke. Natürlich.« Sie küßte ihn erneut. »Um welche Zeit brechen wir morgen früh auf? Ich bin so aufgeregt, der Ausflug wird eine wunderbare Abwechslung sein.«

»Gleich nach Tagesanbruch. Ich werde dafür sorgen, daß man dich rechtzeitig weckt, aber... aber sei nicht überrascht, falls... falls die Pläne geändert werden – Marlowe sagte, das Wetter könnte umschlagen.«

»Aber er hat doch geschworen, es würde ein herrlicher Tag für einen Ausflug werden.«

»Ich sagte, ›könnte umschlagen‹, Angel.« Er umarmte sie. »Wenn wir nicht morgen fahren, dann am nächstmöglichen Tag, das hat er versprochen.«

»Ich hoffe, daß es morgen ist. *Je t'aime, chéri*.«

»*Je t'aime*.«

Als sie gegangen war, lastete das Schweigen schwer im Raum. Schließlich wollte Jamie etwas sagen, aber Malcolm hob die Hand. »Sagen Sie kein Wort über Schiffe oder Kanonen, oder Opium. Bitte.«

»Sehr wohl.«

»Setzen Sie sich, Jamie.« Malcolm hatte alle Möglichkeiten des Admirals erwogen und sich für jede einen Plan zurechtgelegt: einer, falls der Admiral entschied, daß sie die Fahrt mit seinem Segen machen konnten; einer für den Fall, daß sie fahren konnten, Marlowe aber die Trauung nicht vornehmen durfte; einer für den Fall, daß die Fahrt auf später verschoben werden würde. Im Moment aber wollte er nicht an die zweite und dritte Möglichkeit denken. »Könnten Sie unseren Dampfkutter unmittelbar vor der Morgendämmerung längsseits der *Pearl* anlegen lassen? Der Bootsmann soll sich bei Marlowe erkundigen, ob unsere Fahrt stattfindet oder nicht. Sagen Sie dem Bootsmann, er solle mir die Antwort hier-

herbringen. In Ordnung?»

»Natürlich.«

»Ich habe den Brief für Norbert geschrieben und ihn heute abend Gornt gegeben, das ist also erledigt. Habe ich irgend etwas vergessen?»

»Wegen Mittwoch?»

»Ja.«

»Nicht, daß ich wüßte. Sie kennen Weg und Zeit, die Pistolen sind Standardwaffen, Ärzte werden nicht anwesend sein, da wir sowohl Babcott als auch Hoag nicht vertrauen können. Die Briefe sind Ihre einzige Verteidigung. Keine Zeugen außer Gornt und mir.«

»Gut. Sind Sie bereit, mit der *Prancing Cloud* aufzubrechen?»

»Ich werde morgen mit unserer Post eine Reisetasche an Bord schicken, das dürfte unbemerkt bleiben. Was ist mit Ihren Koffern?»

»Ich nehme nur einen mit. Schaffen Sie ihn morgen heimlich an Bord – wenn jemand etwas sagt, dann sind es ein paar Kleidungsstücke, die ich vorausschicke, da ich ja zu Weihnachten nach Hongkong zurückreise.«

»Wird Chen für Sie packen?»

»Das wird er wohl müssen. Ich werde ihn Geheimhaltung schwören lassen, aber das wird nur in bezug auf unsere Gesellschaft funktionieren, nicht unter den Chinesen. Ich werde ihn mitnehmen müssen. Ah Tok ist ein Problem, aber sie kann hierbleiben bis zu unserer »wirklichen Reise«. Ah Soh werde ich in das Geheimnis einweihen müssen. Sie wird mit uns nach Hongkong kommen.«

»Angélique?»

»Nicht nötig, ihr etwas zu sagen. Falls wir an Bord der *Pearl* gehen, kann Ah Soh einen Koffer mit Kleidern packen und ihn an Bord der *Prancing Cloud* schicken, nach Einbruch der Dunkelheit, damit es sicherer ist. In Ordnung?»

»Ja.«

»Mittwoch morgen werden wir, Sie und ich, uns wie geplant hinten hinausschleichen. Ein bißchen später werden Chen, Ah Soh und Angélique, in Umhänge gehüllt, zu unserem Kai gehen, wo der Dampfkutter warten wird, um sie zum Clipper zu bringen...«

»Entschuldigen Sie, daß ich Sie unterbreche, aber wenn das der endgültige Plan ist, wäre es besser, einen Kutter mit Ruderern zu nehmen, der macht weniger Lärm. Zur Sicherheit sollte der Dampfkutter am Kai von Drunk Town auf uns warten.«

»Das ist besser, Jamie. Danke. Also ein Kutter mit Rudern. Nachdem ich mit Norbert fertig bin, gehen wir an Bord, so schnell wir können. Sagen Sie Vargas morgen, er soll für Freitag ein Treffen mit unseren japanischen Seidenhändlern vereinbaren; es soll so aussehen, als hätten wir für den Rest dieser und für die nächste Woche ein volles Programm, ja?«

»Ja.«

»Sonst noch etwas, Jamie?«

»Darf ich einen Vorschlag machen? Nach der morgigen Fahrt auf der *Pearl*...« McFay zögerte. »Sie sagten, der Plan könnte sich ändern – wegen des Wetters? Aber die Wettervorhersage ist doch gut.«

»Ja. Das war nur für den Fall, daß Marlowe im Hafen bleiben muß«, sagte er leichthin. »Bei all den Vorbereitungen der Flotte, um Edo zu überfallen oder zu bedrohen, weiß man nie, was Ketterer oder Sir William beschließen könnten. Was wollten Sie vorschlagen, Jamie?«

»Eigentlich habe ich mehrere Vorschläge. Nach der Rückkehr morgen abend – Marlowe sagte, das würde bei Sonnenuntergang sein –, könnten Sie und Angélique doch zum Dinner mit Captain Strongbow an Bord der *Prancing Cloud* gehen, sogar über Nacht dort bleiben. In der Morgendämmerung könnten Sie und ich an Land gehen und...«

»Das ist ein viel besserer Plan«, sagte Malcolm sofort strahlend,



»viel besser. Dann ist Angélique bereits an Bord, ihr Gepäck auch, und wir brauchen uns um sie keine Sorgen zu machen. Wenn ich mit Norbert fertig bin, können wir sofort zurückkommen. Großartige Idee, Jamie. Unsere Sachen können mit Chen und Ah Soh an Bord geschickt werden, kein Grund, warum sie nicht auch an Bord bleiben sollten. Sehr klug, daß Ihnen das eingefallen ist, und darum möchte ich nicht, daß Sie Struan's verlassen.«

Jamie lächelte zerknirscht. »Wir werden sehen.«

»Übrigens, für den Fall, daß doch ein Unfall passiert«, sagte Malcolm gelassen, »für den Fall, daß ich verwundet bin, aber noch transportfähig, dann möchte ich an Bord zurück. Wenn es zu einem wirklichen Notfall kommt, nun ja, dann holen Sie einfach entweder Babcott oder Hoag. Hoag sollte in jedem Fall an Bord kommen, wir nehmen ihn mit zurück nach Hongkong.«

»Ich habe mich erkundigt; beide sind am Donnerstag in Kanagawa, also werden beide am Mittwoch hier sein.«

»Sie denken an alles.«

»Nein. Ich wünschte, ich könnte das, und ich wünschte, Sie würden das Duell absagen.«

»Es wird keinen Unfall geben.«

»Hoffentlich haben Sie recht. Aber was immer auch passiert, es ist besser, daß ich hierbleibe, bis Sie zurückkommen oder nach mir schicken.«

»Aber Mutter sagte in ihrem Brief, daß...«

»Ich weiß. Aber seien wir ehrlich, Tai-Pan, für mich ist die Sache gelaufen. Es ist am besten, wenn ich hierbleibe, um Ihren Rückzug zu decken, wegen Norbert und auch wegen Gornt. Tut mir leid, aber ich traue diesem Burschen noch immer nicht. Meine Aufgabe ist hier, nicht in Hongkong. Im Frühjahr werde ich die Firma verlassen. Das ist am besten so, und wir sollten uns jetzt darauf einigen – aber nicht vor Ihrem einundzwanzigsten Geburtstag.«

Die beiden Männer blickten einander fest an. Schließlich sagte

Malcolm leise: »Sie sind ein wunderbarer Freund, wirklich.«

»Nein, ich versuche bloß, meinen Eid zu halten – den ich dem Tai-Pan vom Noble House geschworen habe.«

André und Phillip Tyrer unterhielten sich draußen vor der britischen Gesandtschaft. »Malcolms Embargo wäre verheerend für jede Handelsgesellschaft in Asien«, sagte Tyrer, »eure eingeschlossen. Aber sicher würdet ihr ebenso wie die Deutschen oder Russen da nicht mitmachen.« Der Wind zerzauste sein Haar, aber nach dem Alkohol und der Aufregung war ihm nicht kalt. »Sir William bezweifelt, daß der Gouverneur in Hongkong billigen würde oder könnte, was immer das Parlament auch befiehlt; er würde bestimmt Ausflüchte machen.« Er gähnte. »Ich bin todmüde, du auch?«

»Ich habe eine Verabredung.«

»Ah!« Tyrer hatte ein kurzes Aufflackern von Vorfreude gesehen. »Du Glückspilz! In letzter Zeit wirkst du sehr viel glücklicher. Wir hatten uns alle ziemliche Sorgen gemacht.«

André wechselte ins Französische über und senkte die Stimme. »Es geht mir besser als je zuvor. Ich kann dir gar nicht sagen, wie glücklich ich bin, und das Mädchen behandelt mich wie einen König – die beste, die ich je hatte. Kein Herumwandern mehr für mich. Ich habe sie für mich allein.«

»Wunderbar.«

»Hör mal, wo wir gerade darüber reden, was ist mit Fujiko? Raiko wird allmählich nervös, und sie auch. Wie ich höre, ist das arme Mädchen ganz niedergeschmettert und weint ständig.«

»Ach?« Tyrer spürte ein Stechen in den Lenden. »Dann war dein Rat richtig«, sagte er und bemerkte kaum, daß er auf französisch antwortete – den größten Teil des Abends hatte er mit Seratard, Sergejew und anderen Gesandten mit Französisch durchsetztes Englisch gesprochen.

»Ich würde sagen, daß du lange genug hart warst. Es hat keinen Sinn, sie zu kränken. Inzwischen tut es ihnen beiden leid.«

Vor ein paar Nächten hatte Raiko ihn abgefangen und ihn nach der überfälligen Bezahlung gefragt. Nachdem er sie mit dem Versprechen abgewimmelt hatte, er erwarte jeden Tag eine Zahlung – er setzte darauf, daß Angélique das Geld auftreiben würde –, hatte Raiko das Gespräch auf Tyrer gebracht. »Was stimmt mit dem Mann nicht? Sie würden ihm sowie mir, Fujiko und Ihnen selbst, mein Freund, einen Gefallen tun, wenn Sie in Ordnung brächten, was immer in Ordnung gebracht werden muß. Offensichtlich ist er von den Huren in der Herberge ›Zur Lilie‹ verführt worden. In diesen schlechten Zeiten würde es uns und Ihnen helfen, wenn Sie ihn überreden könnten zurückzukommen. Das arme Mädchen ist dem Selbstmord nahe.«

André war klar, daß Raiko notfalls Hinodeh als Druckmittel einsetzen konnte.

»Phillip, du hast das Spiel perfekt gespielt«, sagte er deshalb. »Ich werde ein Rendezvous vereinbaren, und wir werden die Verhandlungen wieder aufnehmen.«

»Nun ja, André, ich weiß nicht so recht«, sagte Tyrer. »Ich, eh, ich muß sagen, daß ich ein anderes Mädchen ausprobiert habe – die Herberge, die du empfohlen hast, ist gar nicht übel –, und ich denke, daß es vielleicht gar keine gute Idee ist, ein ständiges Mädchen zu haben. Ich meine, das ist eine große Ausgabe, und, nun ja, ich brauche ein Polo-Pferd...«

»Es hat Vorzüge und Nachteile, ein eigenes Mädchen zu haben«, sagte André, der für einen kurzen Moment um Fassung ringen mußte. »Vielleicht wäre es das beste, Vertragsgespräche von einer Verbesserung der Beziehungen abhängig zu machen.«

»Du meinst, ich könnte sowohl Fujiko haben und daneben...«

»Warum nicht? Sie sind alle zu unserem Vergnügen da, nicht wahr – wenn auch Fujiko und Raiko etwas ganz Besonderes sind.«

André bemühte sich, überzeugend zu klingen. Er mußte die Verabredung arrangieren, dann wäre es an den Frauen, Tyrer so zu verführen, daß er wieder von seiner früheren Leidenschaft gepackt wurde. »Überlaß alles mir. Wie wär's mit morgen? Ich kann dir versprechen, daß man dich begeistert willkommen heißen wird.«

»Ach, meinst du? Nun, also gut.«

»Phillip...« André schaute sich vorsichtig um. »Henri ist gerne bereit, Sir William bei Schritten zu unterstützen, um diesem Narren von *taikō*, Anjo, ernstlich auf die Finger zu klopfen – diesmal ist dieser Kretin zu weit gegangen. Könnte er mit Sir William morgen ein Gespräch führen? Henri hat ein paar Ideen, die er gern vertraulich weitergeben möchte.«

»Ich bin sicher, daß das möglich ist.« Tyrers Müdigkeit schien mit einem Schlag verflogen. Normalerweise pflegte Seratard französische Initiativen so zu lancieren, daß die Briten erst davon erfuhren, wenn sie in vollem Gange waren. Wie die geheime Einladung an Herrn Yoshi, das französische Flaggschiff zu besichtigen, von der sie soeben durch ihre eigenen Quellen erfahren hatten – chinesische Diener in der französischen Gesandtschaft hatten die Pläne von André und Seratard belauscht, sie an Boy Nummer Eins Chen weitergegeben, der es Struan erzählt hatte, dieser wiederum ihm und er Sir William.

»Ich würde vorschlagen«, sagte André, »daß wir zwei ebenfalls anwesend sein sollten – Henri und Sir William werden Unterstützung brauchen, um ihre Ideen in die Tat umzusetzen, aber je weniger Beteiligte, desto besser. Wenn sie später den Admiral und den General zuziehen wollen, geht das in Ordnung.«

»Eine Entente Cordiale! Ich werde morgen früh als erstes dem Alten Herrn davon berichten. Wie wär's mit elf Uhr?«

»Ginge es nicht um zehn? Ich habe um zwölf eine Verabredung.« André hatte die Idee mit Seratard bereits abgeklärt, unmittelbar nachdem er von Raiko zurückgekommen war: »Henri, dieses Tref-

fen könnte sehr wichtig sein, je mehr wir es vor den anderen Gesandten geheimhalten, desto besser. Diesmal müssen wir so tun, als seien wir hundertprozentig auf Seiten der Briten. Sie haben die Kriegsschiffe, wir haben keine. Diesmal müssen wir sie ermutigen, Krieg zu führen.«

»Warum?«

»Das habe ich von Tyrer, und der hat es von seinem hauseigenen Samurai Nakama. Henri, Tyrer hat in der kurzen Zeit, seit er hier ist, erstaunlich gut Japanisch gelernt. Er hat ein bemerkenswertes Talent dafür, also sollten wir ihn im Auge behalten und uns mit ihm anfreunden. Tyrer hat herausgefunden, daß dieser Anjo und Toranaga Yoshi sich nicht leiden können. Yoshi ist ein Adelliger wie Sie, während Anjo von einfacherer Herkunft ist.«

Es hatte ihn amüsiert zu sehen, wie Seratard sich bei der Schmeichelei aufblähte. »Wir ermutigen die Briten insgeheim, Anjo zu zerschmettern, distanzieren uns aber im letzten Moment von dem eigentlichen Konflikt, machen Yoshi zum Verbündeten, das müssen wir, und durch ihn wischen wir den Briten eins aus und werden hier zur wichtigsten ausländischen Vertretung.«

»Und wie machen wir das, André? Wie pflegen wir diesen Yoshi?«

»Überlassen Sie das nur mir«, hatte er gesagt und wieder darauf gesetzt, daß er durch Raiko, indem er sie mit erstklassigen Informationen und Geld versorgte, die richtigen Kontakte herstellen konnte, um an Yoshi heranzukommen. »Yoshi wird unser Schlüssel sein, um Japan aufzusperren. Wir werden etwas Geld investieren müssen, nicht viel. Aber in die richtige Tasche...« Und ein wenig davon in meine, hatte er innerlich gegluckst. »Dann garantiere ich für den Erfolg. Er wird unser Ritter in Schimmernder Rüstung sein. Wir werden ihm helfen, Sir Galahad zu werden, um Wee Willies König Artus zu ruinieren.«

Warum nicht, sagte er sich wieder, während er mit Tyrer, einer weiteren wichtigen Figur auf dem Schachbrett der französischen

Diplomatie in Asien, auf der Promenade stand. Phillip wird...

Mein Gott! Fast hätte er laut losgelacht, als die Idee ihm durch den Kopf schoß: Falls Struan bei diesem Duell umkommt und Angélique frei wird, könnte sie dann nicht die Ginevra für diesen Jap-po Yoshi werden? Warum nicht? Vielleicht würde ihm eine Abwechslung Spaß machen. Mit Raikos Hilfe würde Angélique vielleicht – denn sie wäre mittellos und daher verwundbar...

Schnell schob er den Gedanken als zu verstiegen beiseite, um ihn heute nacht noch ernstlich in Erwägung zu ziehen. »Phillip«, sagte er und wünschte sich, dieser möge ihn als seinen besten Freund betrachten. »Wenn wir unseren Vorgesetzten helfen könnten, zu einer entschlossenen Lösung zu kommen, und diese durchführten... eh?«

»Das wäre großartig, André.«

»Eines Tages wirst du hier Botschafter sein.«

Tyrer lachte. »Sei nicht albern.«

»Bin ich nicht.« Trotz der Tatsache, daß sie immer auf entgegengesetzten Seiten stehen würden, mochte er Tyrer wirklich. »In einem Jahr wirst du fließend Japanisch sprechen und schreiben, Wee Willie vertraut dir, und du hast die Trumpfkarte Nakama, die dir hilft. Warum also nicht?«

»Warum nicht?« sagte Tyrer mit einfältigem Grinsen. »Eine nette Idee zum Abschluß des Abends. Traum schön, André.«

Angélique war die einzige in der Niederlassung, die in dieser Nacht tief und fest schlief – Struans Bombe, gepaart mit Angst vor dem kommenden Krieg hier und in Europa und den daraus sich ergebenden Gefahren für die Geschäfte, hielt die meisten wach. »Als ob wir mit unserem eigenen Bürgerkrieg nicht schon genug Sorgen hätten«, murmelte Dimitri in seinem Zimmer im Cooper-Tillman-Haus in seine Kissen. Die Nachrichten von zu Hause wurden immer schlimmer, welche Seite man auch unterstützte, und er hatte

Verwandte auf beiden Seiten.

Schreckliche Verlustzahlen auf beiden Seiten, Plünderungen und Brände und Greultaten und Meutereien und Brutalitäten und Korruption und grauenhafte Tragödien. Ein Onkel hatte aus Maryland geschrieben, ganze Städte würden von Quantrells Raiders aus dem Süden und von Jayhawkers Raiders aus dem Norden in Brand gesteckt und geplündert, und inzwischen hätten die wichtigsten Leute im Norden sich selbst und ihre Söhne legal aus der Armee freigekauft: *Der Krieg wird von den Armen, den Unterernährten, den Schlechtausgerüsteten und Halbverhungerten ausgekocht. Dies ist das Ende unseres Landes, Dimitri...*

Sein Vater schrieb dasselbe aus Richmond: *Wenn das noch ein Jahr dauert, wird nichts mehr übrig sein. Nichts. Schrecklich, es Dir zu sagen, mein geliebter Sohn, Dein Bruder Janny fiel in der zweiten Schlacht bei Bull Run, der arme Junge, unsere Kavallerie wurde dezimiert, ein Gemetzel...*

Dimitri warf sich in seinem Bett herum und versuchte, den Schmerz um sein Land zu verdrängen, aber er konnte es nicht.

Im Club war ein lärmender, betrunkenen Streit zwischen den verbliebenen Händlern an der Bar ausgebrochen. Ein paar Offiziere der Navy und Army sowie Tweet und andere saßen im Raum verteilt an Tischen und genehmigten sich einen Schlummertrunk. In der Nähe des Fensters saßen Graf Sergejew und der neu eingetroffene schweizerische Gesandte Fritz Erlicher an einem Tisch. Der Russe verbarg seine Belustigung und beugte sich über ihre Portweingläser. »Lauter Narren, Herr Erlicher«, sagte er über das Getöse hinweg.

»Glauben Sie, daß dieser junge Struan es ernst meint?«

»Er meint es ernst, aber ob diese Politik jemals in die Tat umgesetzt wird oder nicht, bleibt abzuwarten.« Sie sprachen Französisch, und Sergejew erklärte kurz den Konflikt zwischen Mutter und Sohn im Hause Struan. »Das erzählt man sich zumindest; sie zieht die

Fäden, obwohl er ganz legal den Titel hat.«

»Wenn es in die Tat umgesetzt wird, wäre das für uns beide sehr gut.«

»Ach! Haben Sie einen Vorschlag?«

»Eine Idee, Graf Sergejew.« Erlicher lockerte seine Krawatte und atmete leichter; die Luft im Club war stickig, der Geruch von Bier und Urin hing schwer im Raum, und das Sägemehl auf dem Boden mußte eigentlich erneuert werden. »Wir sind eine kleine, unabhängige Nation mit wenig Ressourcen, aber mit viel Mut und Geschicklichkeit. Die Briten, die wir nicht lieben, beherrschen den größten Teil der Waffenherstellung und der Verkäufe in ganz Europa – obwohl die Fabrik von Krupp sehr vielversprechend aussieht.« Der bärtige, untersetzte Mann lächelte. »Wir haben gehört, daß Mütterchen Rußland dort schon vorstellig geworden ist.«

»Sie erstaunen mich.«

Erlicher lachte. »Ich erstaune mich manchmal selbst, Graf. Aber ich wollte erwähnen, daß wir sehr gute Gießereien haben; im Vertrauen kann ich Ihnen mitteilen, daß wir mit Gatling über die Lizenzherstellung seines Maschinengewehrs verhandeln und Rußland langfristig reichlich mit allen Waffen versorgen können, die es vielleicht braucht.«

»Danke, mein Lieber, aber wir haben keine derartigen Bedürfnisse. Zar Alexander ist ein friedliebender Reformier. Voriges Jahr hat er unsere Leibeigenen befreit, dieses Jahr reformiert er die Armee, die Marine, die Bürokratie, die Justiz, die Erziehung, alles.«

Erlicher grinste. »Und inzwischen geht unter ihm die größte Landerobertung der Geschichte vonstattent mit der Unterwerfung der meisten Völker in der Geschichte, abgesehen von Dschingis Khan und seinen Mongolenhorden. Dschingis ritt westwärts«, sein Grinsen wurde zu einem Strahlen, »während die Horden Ihres Zaren sich nach Osten ausbreiten. Über den ganzen Kontinent! Stellen Sie sich das einmal vor! Über den ganzen Kontinent bis ans



Meer, bis zur Halbinsel Kamtschatka. Und das ist noch nicht das Ende, nicht wahr?»

»Meinen Sie?« sagte der Graf lächelnd.

»Wie wir hören, hofft der Zar, durch Ihre neue Festung Wladivostok nach Japan vorzudringen, dann nördlich zu den Kurilen, wieder nördlich zu den Aleuten, um sich endlich mit dem russischen Alaska zu verbinden, das sich bis nach Nordkalifornien hinunter ausdehnt. Während die Welt schläft. Erstaunlich.« Erlicher nahm sein Zigarrenetui aus der Tasche und bot es Sergejew an. »Bitte – beste Qualität aus Kuba.«

Der Graf nahm eine, roch daran und ließ sich Feuer geben. »Danke. Ausgezeichnet. Sind alle Schweizer solche Träumer wie Sie?«

»Nein, Graf. Aber wir sind friedliebend und gute Gastgeber für andere friedliebende Menschen. Allerdings bleiben wir gerne in unseren Bergen und beobachten lieber, was draußen in der Welt vor sich geht.«

Weiteres Geschrei lenkte sie für einen Augenblick ab. Lunkchurch, Swann, Grimm und andere krakeelten lauter als gewöhnlich.

»Ich war noch nie in der Schweiz. Sie sollten Rußland einmal besuchen, wir haben dort viele Sehenswürdigkeiten.«

»Ich war in Ihrem schönen St. Petersburg. Vor drei Jahren war ich einige Monate lang in unserer dortigen Botschaft. Ich glaube, es ist die beste Stadt in Europa, vorausgesetzt man ist von Adel, reich oder ausländischer Diplomat. Sie müssen Sehnsucht danach haben.«

»Ich sehne mich mehr nach ihr, als Sie sich vorstellen können.« Sergejew seufzte. »Jetzt dauert es nicht mehr lange, bis ich dort sein werde. Wie ich hörte, wird London mein nächster Posten sein – dann werde ich Ihre Berge besuchen.«

Erlicher zog an seiner Zigarre und blies einen Rauchring in die Luft. »Mein Geschäftsangebot interessiert Sie also nicht?«

»Es ist gewiß richtig, daß die Briten alle möglichen Unternehmungen monopolisieren, alle Seerouten und Meere, alle möglichen Reichtümer aus unterworfenen Ländern...«, Sergejews Lächeln hatte nun keine Wärme mehr, »...die geteilt werden sollten.«

»Dann sollten wir uns vielleicht in einer ruhigeren Umgebung noch einmal unterhalten.«

»Beim Mittagessen, warum nicht? Ich würde meine Vorgesetzten selbstverständlich von allen Gesprächen unterrichten. Falls wir je Bedarf haben sollten, wie soll ich mich mit Ihnen oder Ihrem Vorgesetzten in Verbindung setzen?«

»Hier ist meine Karte. Wenn Sie in Zürich nach mir fragen, werden Sie mich leicht finden.« Erlicher sah zu, wie er die prachtvolle Kalligraphie des soeben entwickelten neuen Druckverfahrens studierte. Graf Sergejew stammte aus altem Adel, während Erlichers Vorfahren arme Bauern gewesen waren, aber trotzdem beneidete er den Grafen nicht.

Ich bin Schweizer, dachte er. Ich bin frei. Ich brauche nicht die Knie zu beugen oder meinen Hut vor irgendeinem König oder Zaren, oder Priester, oder Menschen zu ziehen – wenn ich nicht will. Dieser arme Kerl ist in gewisser Weise noch immer ein Leibeigener.

An der Bar ging Lunkchurch, halb betrunken und schwankend, auf einen anderen Mann los, der aus Leibeskräften schrie. »Dieser verdammte Struan hat völlig seinen Scheißverstand verloren, Scheiß...«

»Um Himmels willen, Barnaby, mäßigen Sie Ihre Ausdrucksweise!« rief der Reverend Tweet, der sich durch die Menge zur Tür drängte. Sein Kragen saß etwas schief, sein Gesicht war gerötet und schweißnaß. »Wenn Sie die Sache von einem fairen Standpunkt aus betrachten, müssen Sie doch zugeben, daß der junge Struan moralisch den richtigen Ansatz hat.«

Der betrunkene Lunkchurch machte vor seiner Nase eine sehr

rüde Geste. »Ihre scheidfrömmen Vorträge können Sie sich sonstwohin stecken!«

Purpurrot vor Zorn ballte der Reverend die Faust und holte zu einem wirkungslosen Schlag aus. Diejenigen, die Lunkchurch umgaben, zogen diesen zurück, während andere sich um Tweet scharten und dessen Wut zu besänftigen suchten. Dann brüllte Charlie Grimm, stets bereit, jeden beliebigen Fehdehandschuh aufzunehmen, über den Lärm und seine eigene Benommenheit hinweg: »Barnaby, mache dich bereit, vor deinen Schöpfer zu treten!«

Die Umstehenden machten sofort Platz, und unter allgemeinem Jubel begannen die beiden Männer hingebungsvoll aufeinander einzuschlagen.

»Getränke auf Kosten des Hauses«, bestellte der Barkeeper für die, die noch geblieben waren. »Scotch für den Reverend, Portwein für den Grafen und seinen Gast. Und nun hört auf, euch zu prügeln, ihr beide!«

Tweet akzeptierte den Drink und trottete zu einem weit von den Streithähnen entfernten Tisch. Diese rollten jetzt auf dem Boden herum. Der Barkeeper seufzte, leerte einen Eimer Spülwasser über ihnen aus, packte dann jeden von den beiden mit einer Hand und warf sie unter allgemeinem Jubel auf die High Street hinaus.

In ihrem kleinen Haus in der Yoshiwara wartete Hinodeh auf Furansu-san, der gesagt hatte, er werde heute abend kommen, sich aber vielleicht verspäten. Sie war dazu gekleidet, sich auszuziehen: Ihr Nachtkimono und ihre Unterkimonos waren von feinsten Qualität, ihr Haar glänzte, Schildpatt- und Silberkämme schmückten die hochgesteckte Frisur, die ihren Nacken vollkommen zur Geltung brachte. Auch die Kämme waren nur da, um herausgezogen zu werden, damit ihr Haar offen bis zur Taille fallen konnte.

Ich frage mich, was Männer am Hals einer Frau so erotisch fin-

den, dachte sie bei sich, und warum es auch erotisch ist, ihn zu verstecken. Seltsam diese Männer! Aber sie wußte, wenn sie ihr Haar offen trug, erregte das Furansu-san, und dies war ihr einziges Zugeständnis; dies allein würde sie bei Licht tun.

Wenn er bei ihr war, würde ihre *maiko* sie noch vor der Morgendämmerung leise wecken, und sie würde sich im Dunkeln ankleiden. Dann würde sie in den zweiten Raum gehen und die Tür schließen, ihre *maiko* würde die Tür bewachen, und sie würde sich, falls sie müde war, wieder schlafen legen. Er hatte eingewilligt, dieses Allerheiligste nie zu betreten – nach dem ersten Mal hatte sie darauf bestanden: »Auf diese Weise kann sich die Intimität der Nacht auf den Tag ausdehnen«, hatte sie gesagt.

»Bitte?«

»Auf diese Weise wird sich das, was Sie einmal gesehen haben, nie verändern, was immer die Götter bestimmen.«

Ein Zittern durchlief sie. Sosehr sie sich auch bemühte, sie konnte das Gefühl nicht loswerden, daß die Saat der bösen Wunden Gottes, die er ihr eingepflanzt hatte, Kräfte sammelte, wuchs und sich darauf vorbereitete, überall aufzubrechen. Täglich untersuchte sie sich selbst äußerst gründlich. Nur Raiko war die Aufgabe anvertraut, dafür zu sorgen, daß auch die Stellen, die sie selbst nicht sehen konnte, ebenso gründlich untersucht wurden. Bislang waren sie makellos. »Täglich ist zuviel, Hinodeh«, hatte Raiko gesagt, bevor sie dem Kontrakt zugestimmt hatte. »Vielleicht passiert jahrelang nichts...«

»Tut mir leid, Raiko-san. Täglich, das ist eine Bedingung.«

»Warum stimmen Sie all dem zu? Sie haben doch eine Zukunft. Vielleicht erreichen Sie nie die erste Klasse, aber Sie sind gebildet, Ihre Mama-san sagt, Sie hätten eine lange Liste von Kunden und Sie könnten einen wohlhabenden Kaufmann oder Bauern heiraten.«

»Danke für Ihre Sorge, Raiko-san, aber Sie haben mit meiner Mama-san vereinbart, daß Sie mich nie fragen werden, woher ich kom-

me oder welche Gründe ich habe. Dafür teilen Sie sich mit ihr einen Anteil an dem Geld, das ich dieses und vielleicht nächstes Jahr noch verdienen werde. Lassen Sie es mich noch einmal sagen, ich akzeptiere den möglichen Kontrakt aus freien Stücken.«

O ja, ich wollte ihn, und welches Glück ich habe!

Sie war jetzt zweiundzwanzig. Geboren war sie in einem Bauernhof außerhalb Nagasakis, und im Alter von fünf Jahren wurde eine der vielen Vermittlerinnen der Schwimmenden Welt, die durch das Land reisten und nach Kindern suchten, die sich zu *geishas* eigneten, auf sie aufmerksam. Ihre Eltern stimmten zu und erhielten Geld sowie einen Schuldschein über fünf jährliche Zahlungen, beginnend in zehn Jahren, wobei der Betrag vom Erfolg des Kindes abhängig war.

Als Künstlerin war sie nicht erfolgreich gewesen, doch als Dame für das Kopfkissen wurde sie nach ihrem Debüt im Alter von fünfzehn Jahren für ihre Mama-san bald wichtig, da sie besser erzogen war als ihre Altersgenossinnen. Damals lautete ihr Name Gekko, Mondstrahl, und obwohl es zu dieser Zeit in Nagasaki viele Ausländer gab, kannte sie keinen einzigen von ihnen, da in ihrem Haus nur Japaner von höchstem Rang empfangen wurden.

Eines Tages im Oktober empfing sie einen neuen Kunden. Er war ein Jahr älter als sie, achtzehn, ein Goshi und der Sohn eines Goshi – ein durchschnittlicher Schwertträger und Soldat, aber für sie der Mann ihrer Träume. Seine Name war Shin Komoda.

Ihre Leidenschaft erblühte. So sehr die Mama-san sich auch bemühte, die gegenseitige Anziehung zu zerstören – der junge Mann war arm, seine Rechnungen blieben unbezahlt –, nichts, was sie tat oder sagte, zeigte irgendeine Wirkung. Bis zum Frühling des folgenden Jahres. Ohne Gekko davon zu unterrichten, ging die Mama-san zum Haus des Jungen und bat seine Mutter höflich um Bezahlung.

Dafür war kein Geld da. Die Mutter bat um Zeit.

Dem Jungen wurde verboten, Gekko wiederzusehen. Er tat, als ge-

horchte er seinen Eltern, aber innerlich lehnte er sich auf. Nach einer Woche liefen die beiden Verliebten miteinander fort und tauchten im Gewimmel des Hafens unter. Dort änderten sie ihre Namen, und mit etwas gespartem Geld und einigem mitgebrachten Schmuck kauften sie sich die Überfahrt im Zwischendeck eines Schiffs, das an diesem Tag nach Edo segelte.

Shin Komoda wurde zum Ronin erklärt. Wieder ging die Mama-san zu seiner Mutter. Es war eine Sache der Ehre, die Rechnungen zu bezahlen. Der einzige wertvolle Besitz und Stolz der Mutter war ihr langes und schönes Haar. So ging sie zu einem Perückenmacher in Nagasaki, der ohne zu zögern ihren Schopf kaufte. Das Geld reichte gerade aus, um die Schulden zu bezahlen.

Gekko und Shin ging in Edo das Geld aus, aber sie fanden in den Armenvierteln der Stadt Unterschlupf. Und sie fanden einen buddhistischen Priester, der sie traute. Beide hatten keine Papiere und mußten ihre wirkliche Vergangenheit verschweigen, was das Leben schwierig machte, doch ein Jahr lang lebten sie glücklich. Die Armut machte ihnen nichts aus, denn sie genossen ihr Zusammensein, und ihre Liebe wuchs und war fruchtbar. Obwohl sie sehr sparsam lebten, konnten sie sich von seinem Lohn kaum ernähren – die einzige Arbeit, die er finden konnte, war als Wächter in einem Bordell niedriger Klasse –, aber das spielte keine Rolle.

Nichts spielte eine Rolle. Sie waren zusammen. Sie überlebten. Und Gekko hielt die beiden winzigen Zimmer makellos sauber und machte daraus einen Palast und ein Heiligtum für Shin und das Kind. Sooft sie es ihm auch anbot, er verweigerte es immer wieder: »Niemals! Nie, nie wieder wird irgendein anderer Mann dich kennen, schwöre es!« Und sie schwor es.

Als ihr Sohn ein Jahr alt war, kam Shin bei einer Schlägerei ums Leben. Mit seinem Tod erlosch das Licht in ihr.

Eine Woche später machte die Mama-san des Bordells ihr ein Angebot. Sie dankte ihr, lehnte ab und sagte, sie werde in ihre Heimat

zurückkehren. Auf dem Markt kaufte sie eine neue, helle Kerze, eine rote, und als in der Nacht das Kind schlief, zündete sie sie leise an, betrachtete die Flamme und dachte darüber nach, was sie tun sollte. Sie betete zu den Göttern und gelobte, wenn die Flamme erloschen sei, werde sie entscheiden, was für ihren Sohn am besten sei, und bat sie um Hilfe für eine weise Entscheidung.

Die Flamme war erloschen, und die Entscheidung war einfach und richtig: Sie mußte ihren Sohn zu den Eltern seines Vaters zurückschicken. Ihr Sohn mußte allein gehen – sie mußte so tun, als hätten Shin und sie *jinsai* begangen, gemeinsamen rituellen Selbstmord, um sich bei seinen Eltern für den Schmerz zu entschuldigen, den sie ihnen angetan hatten. Um akzeptiert zu werden, mußte das Kind mindestens Geld für ein Jahr haben, wenn möglich mehr. Es mußte gut gekleidet sein und mit einer zuverlässigen Kinderfrau reisen, was weiteres Geld kostete. Nur auf diese Weise konnte es sein Erbe als Samurai antreten. Außerdem hatte es keinen Sinn, den Schwur gegenüber einem Toten zu halten, wenn die Zukunft ihres Kindes auf dem Spiel stand.

Am Morgen ließ sie ihren Sohn bei einer Nachbarin und ging auf den Diebesmarkt, wo sie mit ihrem letzten Geld den besten Kimono und den besten Sonnenschirm kaufte, den sie finden konnte. Dann, ohne einen Pfennig, ging sie zum besten Friseur in der Nähe der Yoshiwara. Dort verpfändete sie die zukünftigen Einnahmen eines Monats für die beste und modernste Frisur, Massage, Gesichtsbehandlung, Maniküre und Pediküre – und für Informationen. Die Informationen kosteten einen zweiten Monat.

Am selben Nachmittag ging sie durch das Tor der Yoshiwara und geradewegs zur Herberge der ›Glyzinie‹. Die Mama-san war ein Muster aller Mama-sans, die sie kannte: immer perfekt frisiert und gekleidet; immer eine Spur zu korpulent und mit einem Make-up, das maskenhaft wirkte; mit Augen, die zu Kunden so freundlich schauten, aber binnen Sekunden hart wie Granit sein konnten und

ihre Mädchen vor Angst zittern ließen; immer großzügig mit dem besten Parfüm besprüht, das sie sich leisten konnte, dessen Duft den durchdringenden Geruch von Saké aber nicht ganz verbergen konnte. Diese Mama-san war eher schlank, und ihr Name war Meikin.

»Tut mir leid, ich nehme keine Damen ohne Papiere oder Geschichte«, sagte die Mama-san. »Wir halten hier die Gesetze genau ein.«

»Ich bin geehrt, das zu hören, Madame, aber ich habe eine Geschichte, und mit Ihrer Hilfe können wir eine andere erfinden, die auch die neugierigsten Bakufu-Beamten zufriedenstellt.«

Meikin lachte, aber ihre Augen lachten nicht. »Welche Ausbildung hatten Sie und wo? Und wie heißen Sie?«

»Mein Name ist Hinodeh.« Und Gekko erzählte ihr von den Geisha-Lehrerinnen und deren Erwartungen, die sie nicht hatte erfüllen können. Dann sprach sie von den Kunden, die sie bisher gehabt hatte.

»Interessant. Aber es tut mir leid, ich habe hier keinen freien Platz, Hinodeh«, sagte die Frau zuckersüß. »Kommen Sie morgen wieder. Ich werde mich erkundigen, vielleicht kann eine Freundin sie nehmen.«

»Verzeihen Sie, aber dürfte ich Sie bitten, es sich noch einmal zu überlegen«, sagte Gekko, weil sie sicher war, morgen unter irgendeinem Vorwand nicht vorgelassen zu werden. »Sie sind die beste und vertrauenswürdigste Mama-san.« Sie biß die Zähne zusammen, betete, daß die Information zutreffend war, und fügte dann zartfühlend hinzu: »Selbst die Shishi wissen das.«

Alle Farbe wich aus dem Gesicht der Mama-san, obwohl ihr Ausdruck sich nicht veränderte. »Sie und Ihr Liebhaber sind durchgebrannt, und nun hat er Sie verlassen?« fragte sie ruhig.

»Nein, Madame.«

»Dann ist er tot.«



»Ja, Madame.«

»Haben Sie ein Kind oder Kinder?«

»Einen Sohn.«

Die ältere Frau seufzte. »Einen Sohn. Lebt er bei Ihnen?«

»Er lebt bei der Familie seines Vaters.«

»Wie alt ist er?«

»Ein Jahr und drei Monate.«

Meikin hatte Tee bringen lassen, und sie tranken schweigend. Gekko zitterte innerlich und fürchtete, mit der Drohung zu weit gegangen zu sein. Sie war sicher, daß die andere Frau sich fragte, woher die Information gekommen war und wie sie, eine Fremde – das allein war schon gefährlich genug –, dieses Wissen erlangt hatte. Oder ob sie eine Spionin des Shōgunats war. Wenn ich eine Spionin wäre, überlegte Gekko, hätte ich das bestimmt nicht gesagt, nicht beim ersten Gespräch.

Schließlich sagte die andere Frau: »Hier können Sie nicht bleiben, Hinodeh, aber ich habe eine Schwester, die in der nächsten Straße ein feines Haus hat. Es kostet etwas, wenn ich Sie ihr vorstelle.«

»Ich danke im voraus demütig für Ihre Hilfe.«

»Zuerst werden Sie schwören, sich böse Gedanken aus dem Kopf zu schlagen. Für immer.«

»Ich schwöre es bei meinem Leben.«

»Beim Leben Ihres Sohnes ist besser.«

»Beim Leben meines Sohnes.«

»Zweitens: Sie werden eine vorbildliche Dame unserer Welt sein, ruhig, gehorsam und vertrauenswürdig.«

»Beim Leben meines Sohnes.«

»Drittens... das kann warten, bis wir wissen, ob meine Schwester einwilligt, die Person zu unterstützen, die ich vor mir sehe.«

Der dritte Punkt war eine Sache des Geldes, das zwischen den beiden Mama-sans geteilt werden sollte. Er wurde zur Zufriedenheit geregelt. Sie hatte eine finanzielle Vereinbarung mit ihrer Nachbarin

getroffen, die sich um ihren Sohn kümmern sollte. Alle zwei Wochen besuchte sie ihn heimlich, und die Lüge, die sie Meikin gegenüber vorgetragen hatte, war nicht wirklich eine Lüge, da schon feststand, daß er zu den Eltern seines Vaters reisen sollte.

Bald war sie wieder beliebt, aber nicht beliebt genug. Die Zahlungen an Friseur, Masseuse und Schneider verschlangen den größten Teil ihrer Einkünfte. Sie hatte nie genug übrig, um zu sparen. Inzwischen war ihr Sohn bei beiden Mama-sans ein offenes Geheimnis, denn sie hatten sie natürlich beobachtet und waren ihr gefolgt. Sie erwähnten den Sohn ihr gegenüber nie, aber sie verstanden und hatten Mitgefühl. Dann hatte ihre Mama-san eines Tages nach ihr geschickt und ihr von dem Gai-Jin in Yokohama erzählt, der im voraus genug zahlen würde, um das Kind in seine Zukunft zu schicken.

Sie hatte freudig akzeptiert.

Nach der entsetzlichen ersten Nacht hatte sie ihrem Leben ein Ende machen wollen, weil der Mann so bestialisch gewesen war. So sehr sie auch geweint und gebettelt hatte, Raiko hatte es ihr unerbittlich verweigert, denn sie hatte sie vorher gewarnt, dies dürfe sie für mindestens einen Monat nicht tun. Zum Glück hatte sie tagelang Zeit gehabt, sich zu erholen und einen neuen Verteidigungsplan auszudenken. Diese Verteidigung hatte die Bestie, wie sie ihn bei sich nannte, besiegt und ihn zeitweilig verändert. Jetzt war er gehorsam und weinte viel, verlangte Leidenschaft in allen Abartigkeiten, aber unter seinem sanften und freundlichen Benehmen konnte sie die Gewalt noch immer brodeln fühlen, bereit zu explodieren.

In der stillen Umgebung wartete Hinodeh mit angespannten Nerven. In dem Augenblick, in dem er an das Tor zur Straße klopfte, würde ihre *maiko* ihr das eilends melden. Noch hatte sie Zeit; sie setzte sich also im Lotussitz nieder, um zu meditieren. Bald war sie bereit.

Die Vereinigung mit der Bestie war erträglich. Seltsam, wie anders

er ist, dachte sie, anders gebaut als ein zivilisierter Mensch, etwas länger und dicker, aber ohne die Festigkeit und Stärke eines zivilisierten Mannes.

So anders als Shin, der glatt und süß und so stark gewesen war. Seltsamerweise hatte ihr Gatte keine Anzeichen seines Gai-Jin-Vorfahren Anjin-san aufgewiesen, der vor zweihundertfünfzig Jahren für seine zweite Familie in Nagasaki den Namen Komoda angenommen hatte – seine erste Familie lebte in Izu, wo er für seinen Lehnsherrn, den Shōgun Toranaga, Schiffe baute.

Allen Göttern sei Dank für ihn. Seinetwegen wurde schließlich Shin geboren, und zwar als Samurai, und das ist auch unser Sohn.

Sie lächelte glücklich. Ihr Sohn war seit fast drei Wochen auf seiner Reise, und die beiden Dienerinnen waren vertrauenswürdig. In ihrer Obhut befand sich ein Wechsel auf den Namen von Shins Mutter für fast drei Jahre Nahrung und Unterkunft für ihren Sohn und seine Großeltern.

Für alles ist gesorgt, dachte sie stolz. Ich habe meine Pflicht unserem Sohn gegenüber erfüllt, Shin-sama. Ich habe deine Ehre bewahrt. Alles ist in Ordnung. Selbst Raikos letzte Frage, ehe wir uns auf die letzte Klausel des endgültigen Kontrakts mit der Bestie einigten: »Hinodeh, was soll ich mit Ihrem Leichnam machen?«

»Von mir aus werfen Sie ihn auf den Misthaufen, Raiko-san, er ist bereits besudelt. Überlassen Sie ihn den Hunden.«

# **VIERTES BUCH**

---

*Dienstag, 11. Dezember*

**K**urz vor der Morgendämmerung legte der Kutter der Struans von der Fregatte *Pearl* ab und hielt auf den Kai der Firma zu. Der Wind wehte in der Nähe der Küste kräftig, und die Wolken sahen aus, als würde es um die Mittagszeit regnen.

Das Fernglas des Bootsmanns war auf die Fenster des Struan-Buildings gerichtet, wo ein Licht brannte. Plötzlich stotterte der Motor und erstarb, und der Bootsmann hatte das Gefühl, ihm rutsche das Herz in die Hose. Alle auf dem Schiff hielten den Atem an. Nach ein paar Sekunden lief der Motor wieder, stotterte erneut.

»Allmächtiger Gott, Roper, gehen Sie nach unten«, schrie er dem Maschinisten zu. »Und ihr übrigen bringt die Ruder an Deck für den Fall, daß wir liegenbleiben... Mein Gott, McFay wird uns den Arsch aufreißen... Roper«, brüllte er, »was haben wir für ein Problem, um Himmels willen, Roper! Werfen Sie das Lot aus!« Wieder schaute er durch den Feldstecher nach den Fenstern. Niemand zu sehen.

Aber Malcolm stand am Fenster, sein Fernglas war auf den Kutter gerichtet, den er schon seit einiger Zeit beobachtete. Er fluchte, denn er konnte den Bootsmann jetzt deutlich erkennen; der Mann hätte wissen sollen, daß er beobachtet wurde, und hätte ihm leicht ein Signal geben können. »Nicht seine Schuld«, murmelte er vor sich hin. »Du hast vergessen, ein Signal zu vereinbaren. Idiot!« Macht nichts, das Wetter ist gut genug, keine Vorboten eines

Sturms, und ein kleinerer würde der *Pearl* auch nichts ausmachen. Er konzentrierte sich auf das Flaggschiff, dessen Kutter vom Besuch der *Pearl* zurückkam, wo er wohl Befehle überbracht hatte.

Die Tür hinter ihm flog auf, und Chen betrat mit einer dampfenden Tasse Tee das Zimmer. »Morgen, Tai-Pan. Sie nicht schlafen, heya, guten Tee chop chop?«

»Ayeeyah! Wie oft muß ich dir noch sagen, du sollst dich zivilisiert ausdrücken und kein Pidgin reden? Sind deine Ohren gefüllt mit dem Dung deiner Vorfahren, und ist dein Gehirn geronnen?«

Chen behielt sein lächelndes Gesicht bei, stöhnte aber innerlich. Er hatte erwartet, sein Ausfall würde Struan zum Lachen bringen. »Ayeeyah, tut mir leid«, sagte er und fügte den traditionellen chinesischen Gruß hinzu: »Haben Sie heute Reis gegessen?«

»Danke.« Durch das Fernglas sah Malcolm einen Offizier den Kutter des Flaggschiffs verlassen und die Gangway hinaufgehen. Nichts, das irgendeinen Hinweis in die eine oder andere Richtung gab. Verdammt!

Er nahm die Tasse entgegen. »Danke.« Im Augenblick hatte er keine besonderen Schmerzen, nur die normalen, erträglichen Beschwerden, aber er hatte seine Morgendosis bereits eingenommen. In der letzten Woche war es ihm gelungen, die Menge zu verringern. Nun nahm er eine Dosis morgens, eine am Abend, und er hatte sich geschworen, nur noch einmal täglich davon einzunehmen, wenn der heutige Tag glatt verlief.

Der Tee war gut, mit echter Milch vermischt und stark gesüßt, und da es der erste des Tages war, war er mit einem kleinen Schuß Rum versetzt, eine Tradition, die Dirk Struan eingeführt hatte.

»Chen, leg meine warmen Kniehosen und einen Pullover heraus, und ich werde einen Überzieher tragen.«

Chen war verblüfft. »Ich hörte, die Fahrt ist abgesagt, Tai-Pan.«

»Im Namen aller Götter, wann hast du das gehört?«

»Gestern abend, Tai-Pan. Fünfter Cousin im Haus des Obersten

Fremden Teufels hörte ihn mit Großes Schiff Zerquetschter Giftpilznase reden, der sagte keine Fahrt.«

Malcolm sank das Herz, und er tastete nach seinem Fernglas. Zu seinem Schrecken sah er, daß der Kutter zweihundert Meter vor der Küste schlingerte. Er begann heftig zu fluchen, doch dann sah er wieder Rauch aufsteigen und eine Bugwelle entstehen, als der Kutter Fahrt aufnahm. Mit dem Fernglas suchte er das Deck ab, aber er konnte nur den Bootsmann schreien sehen. Bei dieser Geschwindigkeit würde der Kutter in weniger als zehn Minuten an ihrer Pier sein.

Mit Chens Hilfe kleidete er sich an. Ein kurzer Blick. Der Kutter war fast am Ufer. Er öffnete das Fenster und lehnte sich hinaus, als der Bootsmann auf den Landungssteg kletterte und zu laufen begann, so schnell es sein dicker Bauch erlaubte.

»He, Bootsmann!«

Der grauhaarige Mann keuchte, als er unter dem Fenster ankam. »Empfehlung von Captain Marlowe«, ächzte er, »Sie und die... und die Dame werden gebeten, an Bord zu kommen.«

Struan stieß einen Freudenschrei aus, schickte nach Ah Soh und befahl ihr, Angélique rasch zu wecken und ihr beim Ankleiden zu helfen. Dann wandte er sich mit leiser Stimme an Chen: »Hör zu, Chen, und unterbrich mich nicht, sonst werde ich wütend wie ein Knallfrosch.« Dann gab er ihm Anweisungen, was er einpacken sollte, was er Ah Soh einzupacken befehlen sollte und daß er die Koffer bei Sonnenuntergang an Bord der *Prancing Cloud* bringen sollte. »Missy und ich werden an Bord zu Abend essen, und ihr beide werdet auch an Bord bleiben und mit uns nach Hongkong zurückkehren...«

Chen strahlte. »Hongkong! Ayeeeah, Tai-Pa...«

»...und ihr beide werdet den Mund so fest geschlossen halten wie eine Fliege ihren After, sonst werde ich Noble House Chen bitten, eure Namen aus dem Familienbuch zu löschen.« Er sah, wie Chen

bleich wurde. Diese Drohung hatte er nie zuvor angewandt. Das Familienbuch war die Verbindung jedes Chinesen mit der Unsterblichkeit, mit seinen Vorfahren in der mystischen Vergangenheit und mit seinen Abkömmlingen in entfernter Zukunft. Wo immer auf der Welt ein Chinese geboren wurde, wurde er in die Ahnenregister seines Dorfes eingetragen. Ohne das existierte er nicht.

»Ja, Master. Aber Ah Tok?«

»Ich werde mich um sie kümmern. Geh sie holen.«

Chen ging zur Tür, öffnete sie, und Ah Tok kam hereingeschlenkert. Struan sagte ihr, er habe beschlossen, daß sie im nächsten Boot folgen sollte, und damit sei der Fall erledigt.

»*Oh ko*, mein Sohn«, sagte sie mit honigsüßer Stimme. »Was du für deine alte Mutter beschließt, ist nicht das, was deine alte Mutter für sich und ihren Sohn gut findet. Wir werden nach Hause gehen. Wir werden ruhig sein. Keine stinkenden fremden Teufel werden es erfahren. Nimmst du deine Hure mit?« Sie hielt seinem Rüffel stand, als er ihr befahl, dieses Wort nie wieder zu benutzen, sonst...

»Ayeeyah«, murmelte sie, als sie ging, »deine alte Mutter wird diese Hure nicht wieder Hure nennen, aber alle Götter sind Zeugen, wie soll ich sie denn nennen, wenn nicht Hure? Hure ist die richtige Bezeichnung. Ist mein Sohn übergeschnappt...«

Als Malcolm Angélique sah, verflog seine Wut. »Donnerwetter!«

Sie trug Reitkleidung, Stiefel, einen langen, eng taillierten Rock, Weste, Krawatte, Mantel und Hut mit grüner Feder, Handschuhe, aber keine Reitgerte. »Ich dachte, so sei es am besten, *chéri*, für eine Schiffsreise«, sagte sie mit strahlendem Lächeln.

»Willkommen an Bord.« Marlowe, der am Ende der Gangway stand, sah in Uniform prächtig aus.

Ehe er an Deck trat, hielt sich Malcolm unbeholfen mit der linken Hand fest, während Angélique seine Krücken nahm, und lüfte-



te förmlich den Zylinder. »Gestatten Sie, daß wir an Bord kommen?«

Marlowe salutierte und grinste. »Willkommen, Sie sind beide höchst willkommen an Bord. Darf ich?« Er nahm Angéliques Arm, ganz schwach von der Intensität ihres Lächelns und dem Schnitt ihrer Jacke, die ihre Figur betonte, und führte sie zur Brücke vor dem Schornstein. Dann wartete er, bis Malcolm in einem Deckstuhl untergebracht war. »Ablegen, Lieutenant Lloyd«, sagte er zu seinem Ersten Offizier. »Viertelkraft voraus, und dann immer weiter so. Sobald wir klar sind, machen wir schnellere Fahrt«, erklärte er an Malcolm gewandt. »Der Admiral hat uns angewiesen, Dampfversuche in Sichtweite des Flaggschiffs zu machen.«

Struans Glück verpuffte. »In seiner Sichtweite? Wir fahren nicht auf See hinaus, außer Sichtweite vom Land?«

Marlowe lachte. »Vermutlich hat er seine ›Kinder‹ gern an der kurzen Leine. Es wird Spaß machen, das verspreche ich Ihnen.«

Also sind wir an Bord, aber nicht aus dem richtigen Grund, dachte Struan. Der Bastard ist ein Sadist! Wäre der Admiral an Bord, würde ich ihn umbringen! Nun, nicht wirklich, aber ich möchte, daß sich jemand um den Kerl kümmert. Er wird sich noch wünschen, er hätte mir geholfen. Wenn ich wiederkomme, werde ich meine Anordnungen rückgängig machen, und zwar auf der Stelle. Aber was mache ich bis dahin?

Die Fregatte bahnte sich einen Weg durch die Flotte, und einige Matrosen und Offiziere auf den anderen Schiffen bemerkten Angélique, was sofort für Aufregung sorgte. An Bord des französischen Flaggschiffs, eines mit zwanzig Kanonen bestückten Schaufelrad dampfers, an dem sie dicht vorbeifuhren, pfften und winkten die Matrosen, was die britischen Offiziere schockierte.

Guter Gott, dachte Marlowe, was für verdammt schlechte Manieren, und wie disziplinlos! Trotzdem beobachtete er wohlwollend, wie Angélique den Chor von Pfften und Rufen mit einem Winken

beantwortete.

Um sie abzulenken, sagte Marlowe: »Wir werden Geschwindigkeitsversuche unternehmen, Miss Angélique, zuerst unter Dampf, dann unter Segel. Wir müssen den neuen Mast belasten, das Schiff testen, Sie werden sich nicht daran erinnern, aber im Sturm haben wir unseren Hauptmast verloren. Sehen Sie...« Er plauderte weiter, erklärte dies und das und beantwortete jede Frage, die zu stellen sie sich verpflichtet fühlte.

Um ihrer selbst willen heuchelte sie Interesse. Dabei wäre sie eigentlich am liebsten still gewesen, hätte gespürt, wie der Wind nun, da sie den Hut abgenommen hatte, ihr Haar zerzauste, und hätte sich in der neuen Freiheit gesonnt. Sie wünschte sich, daß der Wind den allgegenwärtigen Gestank von Yokohama wegblies. Sie wollte vorwärtsschauen und vom blauen Meer und von der schönen Küste der Heimat träumen, wollte nach Hause fahren. Wir Franzosen sehnen uns so sehr nach unserem Land, während die Engländer anscheinend fähig sind, sich überall zu Hause zu fühlen, und England eigentlich nicht brauchen, nicht so, wie wir Frankreich brauchen...

»Um zwölf werden wir beidrehen«, sagte Marlowe gerade, voll Stolz, Kapitän der *Pearl* zu sein, »ich habe ein Tiffin in meiner Kabine bestellt, und es gibt eine Kojе, falls Sie Siesta halten möchten...«

Der Vormittag verlief angenehm. Alle halbe Stunde läutete die Schiffsglocke den Wachwechsel ein, und selbst Malcolm wurde aus seiner Verzweiflung gerissen, als das Schiff von einem Ende der Bucht zum anderen glitt, vorwärts und wieder zurück dampfte. »Gleich werden wir nicht mehr unter Dampf fahren, sondern die Segel setzen!« sagte Marlowe.

»Ich finde Segeln so viel angenehmer«, sagte Angélique. »Der Maschinенlärm ist wirklich sehr störend. Segeln ist viel schöner, findest du nicht auch, *chéri*?«

»Ja, in der Tat«, sagte Malcolm zufrieden. Er hatte einen Arm um ihre Taille gelegt, um sie auf dem schwankenden Deck zu stützen.

»Ich stimme ebenfalls zu«, meinte nun Marlowe, »wie fast jeder Mann in der britischen Navy. Natürlich müssen wir noch immer die meiste Zeit segeln – können nicht genug Treibstoff aufnehmen, und Kohle ist so schmutzig! Aber in einer scheußlichen Nacht, wenn der sichere Hafen ganz nah ist und Sturm herrscht, oder wenn der Feind doppelt so stark ist wie man selbst und doppelt so viele Kanonen hat, aber segelt, während man selbst unter Dampf steht, dann segnet man den alten Stephenson und die britischen Ingenieure, weil man gegen den Wind fahren kann. Ich würde Sie mit nach unten nehmen, aber wie ich schon sagte, überall ist Kohlenstaub und Lärm.«

»Ich würde es mir gern anschauen. Darf ich?«

»Natürlich. Malcolm?«

»Nein danke – gehen Sie beide nur«, sagte Malcolm, den Maschinen noch nie interessiert hatten.

Ehe er die Brücke verließ, überprüfte Marlowe die Position des Schiffes und den Wind. Sie waren eine Dreiviertelmeile von der Küste entfernt, weit weg von der Flotte und den Händlern. »Nummer Eins, Sie haben das Kommando. Wenn wir querab vom Flaggschiff sind, Maschinen aus und alle Segel setzen, Kurs Ost.«

»Aye aye, Sir.«

Malcolm sah zu, wie Marlowe Angélique zur Mittschiffgangway führte, und spürte einen Stich von Neid bei seinem leichten Schritt. Gleichzeitig amüsierte ihn die Aufmerksamkeit, mit der er sie überschüttete. Er entspannte sich in seinem Deckstuhl. Die Seeluft und der Wind hatten seinen Mißmut vertrieben. Es war gut, auf dem Wasser zu sein, wunderbar, Teil eines so gepflegten und stolzen Kampfschiffes zu sein, großartig, so bequem und sicher in einem Deckstuhl zu sitzen. Er hatte sich im voraus verschiedene Pläne zu rechtgelegt, um mit morgen und den folgenden Tagen fertig zu

werden.

Joss. Ich werde mir über nichts Sorgen machen, nahm er sich selbst vor. Denk an deinen Eid und die neue Ära!

Nachdem Gornt wie ein Geschenk des Himmels in Yokohama aufgetaucht war, hatte Malcolm Gott für die Gnadenfrist gedankt und geschworen, wenn Gornts Informationen das sein würden, was er versprochen hatte, würde er versuchen, sein Bestes zu tun. Mit genügend Informationen, um Brock's zu zerschmettern, würde seine Mutter ihm zur Seite stehen.

Vor ein paar Nächten hatte er plötzlich den Wunsch verspürt, in den Spiegel zu sehen. Es mußte sein. Irgendeine Macht zwang ihn, sich zum erstenmal seit Jahren wirklich anzusehen, sich gründlich zu betrachten, nicht nur sein Gesicht.

Schließlich hatte er gedacht: Das bist du. Du bist noch immer schwer verwundet. Du kannst dich nicht allzugut aufrichten. Deine Beine funktionieren nicht so, wie sie sollten, aber du kannst stehen, du kannst gehen, und du wirst Fortschritte machen. Der Rest deines Körpers funktioniert, und dein Gehirn auch. Akzeptiere ihn. Erwinnere dich, was Vater und Mutter dir immer wieder gesagt haben, seit du ein Kind warst: »Akzeptiere dein Joss, pflegte Dirk immer zu sagen. Dirk hatte man einen halben Fuß abgeschossen, aber das hielt ihn nicht auf. Dirk hatte ein Dutzend Schuß- und Stichwunden, bei Trafalgar als Pulverjunge wurde er fast getötet, von Tyler Brock ein halbes Dutzend Male fast vernichtet. Akzeptiere dein Joss. Sei Chinese, lautete Dirks Rat. Tu dein Bestes, und rette sich wer kann!«

Sein Herz hatte zu hämmern begonnen. Dirk, Dirk, Dirk. Gottverdammter Dirk Struan! Du hast es gehaßt, daß er dir immer vorgehalten wurde, und du hast immer gefürchtet, dich nie mit ihm messen zu können. Gib es zu!

Das Spiegelbild hatte keine Antwort gegeben, aber er selbst hatte es getan.

»Ich bin von seinem Blut, ich habe sein Noble House zu leiten, ich bin Tai-Pan, ich tue mein Bestes, aber ich werde ihm nie gewachsen sein, ich gebe es zu, Gott verfluche ihn, das ist die Wahrheit! Das ist mein Joss.«

Gut, schien sein Spiegelbild zu sagen. Aber warum ihn hassen? Er haßt dich nicht. Warum ihn hassen, wie du ihn dein ganzes Leben lang gehaßt hast – du hast ihn dein Leben lang gehaßt. Oder?

»Das stimmt, ich hasse ihn und habe ihn immer gehaßt!«

Das laut auszusprechen, hatte ihn schockiert. Aber es stimmte – all die Liebe und der Respekt waren Heuchelei. Ja, er haßte ihn, aber plötzlich, da vor dem Spiegel, hat er es nicht mehr getan. Warum?

Ich weiß nicht. Vielleicht liegt es an Edward Gornt, vielleicht ist er der gute Geist, der mich von meiner Vergangenheit befreit hat, wie er durch mich von seiner befreit werden möchte. Hat Morgan nicht sein Leben vergiftet? Nicht, daß Dirk das meine vergiftet hätte, aber sein Gespenst trat zwischen Mutter und Vater und vergiftete sie – war das nicht ihr Joss, daß Vater ihn haßte, als er starb, und so sehr Mutter Dirk nach außen hin verehrt... in ihrem Herzen haßt sie ihn dafür, daß er sie nicht geheiratet hat.

Auf der Brücke der Fregatte erinnerte er sich nun an den kalten Schweiß vor dem Spiegel; später hatte er etwas Whisky getrunken, aber nichts von dem anderen Zeug, er hatte dort und in diesem Augenblick mit der Besessenheit gebrochen und eine andere Wahrheit erkannt: Er war süchtig.

Zu viele Wahrheiten erkannt. Nicht leicht, sich selbst gegenüberzustehen, die schwierigste Aufgabe, die ein Mann in seinem Leben erfüllen muß, um Frieden zu finden. Ich habe es getan, ob es mir gefällt oder nicht.

»Nummer Eins«, sagte der junge Signalgast zu Lieutenant Lloyd, das Glas auf seinen fernen Kollegen gerichtet. »Eine Botschaft vom Flaggschiff, Sir.«

Zwei Decks tiefer lag der Maschinenraum, ein Verlies aus Hitze, Lärm, Staub, Schwärze und Gestank, durchsetzt mit Vierecken glühender Kohlen, wenn halbnackte Heizer die Ofentüren unter den großen Kesseln öffneten, um weitere Kohle hineinzuschaufeln oder mit Rechen für neue und immer neue Kohle Platz zu schaffen.

Angélique und Marlowe standen auf einem der Eisengitter über ihren Köpfen; die aufgewirbelte Luft war erfüllt vom Geruch nach Kohle und Feuer, Schweiß und Dampf. Die Körper unter ihnen glänzten vor Schweiß, und Schaufeln fuhren kreischend über den Eisenboden in die Kohlenbunker, um gefüllt wieder herauszukommen. Ein sicherer und geschickter Schwung, und die Kohlen fielen in das Feuer, begannen zu brennen und wurden nachgefüllt.

Achtern glänzte die stampfende Maschine. Männer benutzten langnasige Kannen, um Öl in Gelenke zu gießen, andere putzten sie mit Baumwollfetzen, wieder andere warteten Skalen, Pumpen und Ventile, während die Maschine den Propellerschaft gegen die andringende See trieb. Dampfstrahlen aus Ventilen, weiteres Öl, weiteres Putzen, ständiges Achten auf Kolben, Hebel, Zahnräder und weitere Kohle. Angélique fand es überaus aufregend – die Männer unten bemerkten sie nicht.

Stolz erklärte Marlowe ihr in dem Lärm die Maschine, und sie antwortete von Zeit zu Zeit mit einem Nicken und einem Lächeln, hielt sich leicht an seinem Arm fest, hörte nichts und legte auch keinen Wert darauf, besessen von dem Maschinenraum, der ihr wie ein maskulines Walhall erschien, in dem Maschinen mit Männern verheiratet waren, jetzt Teil von ihnen, primitiv und doch futuristisch, Sklaven, die ihren Herren dienten und nicht umgekehrt.

Unbemerkt erschien der Signalgast hinter ihnen und salutierte. Da er nicht gehört wurde, trat er vor, salutierte erneut und reichte Marlowe die geschriebene Botschaft. Marlowe las sie rasch, nickte dann und rief dem Mann zu: »Bestätigung!« Er beugte sich zu Angélique: »Es tut mir leid, wir müssen jetzt gehen.«

In diesem Augenblick erklangen Signalglocken von der Brücke. Der leitende Ingenieur bestätigte den Befehl. Männer eilten, um Hähne zu schließen und andere zu öffnen, Hebel zu bedienen und Skalen abzulesen. Als die Dampfkraft auf den riesigen Antriebschaft nachließ und die Maschine langsamer wurde, verringerte sich der Lärm, und die Heizer lehnten sich dankbar auf ihre Schaufeln, atmeten tief und wrangen die Handtücher aus, die sie um den Hals trugen. Ein Mann wandte sich dem Bunker zu und verfluchte ihn, was noch immer in dem Röhren unterging; dann öffnete er seine Hose und pißte auf die Kohlen, wo der Strahl unter dem Gelächter anderer Männer in Dampf aufging.

Marlowe nahm hastig Angéliques Arm und führte sie fort, die Gangway hinauf. Ein Heizer bemerkte sie, dann noch einer, und ehe sie verschwand, starrten ihr alle schweigend nach. Als sie nicht mehr zu sehen war, machte einer der Männer eine obszöne Geste, und weiteres Gelächter ertönte, bevor sich ein plötzliches, trauriges Schweigen ausbreitete.

Auf Deck verursachten ihr das abrupte Abreißen des Lärms und das Einatmen der Meeresluft ein vorübergehendes Schwindelgefühl, und sie hielt sich an Marlowe fest. »Alles in Ordnung?«

»O ja«, sagte sie. »Ich danke Ihnen, John, das war, nun ja, außergewöhnlich.«

»Ach, wirklich?« sagte Marlowe zerstreut, da er auf die Matrosen in der Takelage und an Deck achtete, die Segel setzten und ausrichteten. »Das ist es wohl beim erstenmal. Bei Sturm wird es da unten ziemlich hart. Heizer und Maschinisten sind eine Sorte für sich.« Er führte sie zu Malcolm hinüber. »Verzeihung, ich muß sie für einen Augenblick verlassen.«

Er ging nach unten in seine Kabine. Der Schiffstresor lag unter seiner Kojе. Nervös schloß er ihn auf. Die Botschaft des Admirals hatte gelaftet: »Versiegelte Orders 1/A/16/12 aktivieren.« Im Safe befanden sich das Logbuch des Schiffes, Codes, Geld für die

Heuer, Heuerbuch, Strafbuch, Handbücher, Schiffsmanifest, Quittungen, Marinevorschriften und mehrere versiegelte Umschläge, die man ihm heute morgen vom Flaggschiff aus überbracht hatte.

Seine Hand zitterte leicht, während er nach dem richtigen Umschlag suchte. War es die Rückkehr zur Flotte, die Vorbereitung auf den Krieg, den er erwartete? Er setzte sich an den Tisch und erbrach das Siegel.

»Es war sehr interessant da unten, Malcolm. In gewisser Weise unheimlich, all diese Männer da unten, erstaunlich – und wenn es auf einem kleinen Schiff wie diesem so ist, wie muß es dann erst auf einem großen Dampfer sein – etwa der *Great Eastern*?«

»Ich...«, sagte Malcolm und runzelte die Stirn, als er Marlowe an Deck kommen sah, denn der Kapitän machte ein ernstes Gesicht.

Der Bootsmann läutete acht Glasen. Mittag. »Ich übernehme wieder, Lieutenant Lloyd«, sagte Marlowe.

»Jawohl, Sir.«

»Warum führen Sie Miss Angélique nicht nach vorne, vielleicht möchte sie ein paar von unseren Deckskanonen aus der Nähe sehen.«

»Mit Vergnügen. Miss?«

Gehorsam folgte sie ihm die Gangway hinunter. Er war klein wie sie und sommersprossig. »Sind Sie Waliser, Mr. Lloyd?« fragte sie.

Er lachte mit singendem Ton. »So walisisch wie die Hügel von Llandrindod Wells, was meine Heimat ist.«

Sie lachte mit ihm, neigte sich gegen das schwankende Deck und flüsterte: »Warum werde ich weggeschickt wie ein Schulmädchen?«

»Weiß ich nicht, Missy. Wohl Männergespräche.« Seine Augen lächelten.

»Sie mögen ihn, nicht wahr?«

»Der Captain ist der Captain. Hier, die Kanone, Ma'am!«



Sie lachte trillernd, und den Matrosen in der Nähe wurde wärmer ums Herz. Auch Marlowe und Malcolm auf der Brücke hörten sie und wandten sich zu ihr um. »Sie gibt ein hübsches Bild ab, Malcolm.«

»Ja. Aber was bedrückt Sie? Haben wir Befehl zurückzukehren?«

»Nein.« Marlowe sah ihn an. »Ich habe heute morgen mehrere versiegelte Order bekommen, zusammen mit der schriftlichen Erlaubnis, Sie an Bord zu nehmen, aber unter allen Umständen bis Sonnenuntergang zurück zu sein. Vor ein paar Minuten wurde mir vom Flaggschiff aus Befehl gegeben, einen der Umschläge zu öffnen. Man hat mir nicht gesagt, daß ich Ihnen das erzählen soll, aber auch nicht, daß ich es Ihnen verschweigen soll. Vielleicht können Sie mir die Sache erklären. Die Botschaft lautet: ›Sollte Mr. Struan Sie um einen besonderen Gefallen bitten, können Sie ihn, falls Sie das wünschen, gewähren.‹«

Die Welt stand still. Er wußte nicht mehr, ob er lebendig oder tot war, und sein Kopf drehte sich.

»Allmächtiger Gott!« keuchte Marlowe. »Der Bootsmann soll gleich ein Glas Rum holen!«

Der Bootsmann nahm die Beine in die Hand, und Malcolm konnte hervorstoßen: »Nein, nein, alles in Ordnung... aber ein Rum wäre... wäre großartig.« Er sah, daß Marlowes Lippen sich bewegten, aber seine Ohren hörten nichts als das Pochen seines Herzens. Dann spürte er den Wind auf seinen Wangen, und das Geräusch des Meeres kam zurück.

»Hier, bitte, Sir«, sagte der Bootsmann und hielt ihm das Glas an die Lippen. Der Rum rann durch seine Kehle. Binnen Sekunden fühlte Malcolm sich besser. Er versuchte aufzustehen. »Vorsichtig, Sir«, sagte der Bootsmann verlegen. »Sie sehen aus, als hätten Sie einen Geist gesehen.«

»Keinen Geist, Bootsmann, aber ich habe einen Engel gesehen, nämlich Ihren Captain!« Marlowe starrte ihn verständnislos an.

»Ich bin nicht verrückt«, sagte Malcolm stockend. »John, Verzeihung, Captain Marlowe, können wir irgendwo unter vier Augen sprechen?«

»Natürlich. Hier.« Unbehaglich winkte Marlowe den Bootsmann von der Brücke. Nur der Rudergänger und der Signalgast blieben zurück. »Signalgast, gehen Sie nach vorn. Rudergänger, verschließen Sie Ihre Ohren.«

Langsam sagte Struan: »Meine besondere Bitte ist die: Ich möchte, daß sie für einen Moment außer Sichtweite des Landes fahren und Angélique und mich trauen.«

»Wie bitte?« Jetzt war Marlowe verwirrt. Er hörte Malcolm wiederholen, was er gesagt hatte. »Sie sind wahnsinnig!« stieß er hervor. »Verrückt!«

»Nein, wirklich nicht.« Malcolm hatte sich jetzt unter Kontrolle, seine Zukunft lag in der Waagschale, und die Worte des Admirals, »falls Sie es wünschen, dürfen Sie ihn gewähren«, waren in sein Gehirn eingebrannt. »Lassen Sie mich erklären.«

Er begann. Ein paar Minuten später kam der Steward herauf und ging wieder, und ein wenig später kam er erneut und sagte: »Mit besten Empfehlungen des Kochs, Sir, das Mittagessen in Ihrer Kabine ist bereit.« Doch wieder winkte Marlowe ihn fort und hörte Malcolm konzentriert zu.

»...das ist der Grund«, schloß Malcolm, »und würden sie mir nun bitte diese besondere Gunst gewähren?«

»Ich kann nicht.« Energisch schüttelte Marlowe den Kopf. »Tut mir leid, aber ich habe niemals jemanden getraut, und ich bezweifle, ob die Vorschriften das zulassen.«

»Der Admiral hat Ihnen die Erlaubnis gegeben, zu tun, was ich erbitte.«

»Er hat sich verdammt vorsichtig ausgedrückt: »gewähren, falls ich es wünsche«. Mein Gott, damit würde ich den Kopf in die Schlinge stecken, mein Lieber«, sagte Marlowe, der sich mit allen

möglichen zukünftigen Komplikationen konfrontiert sah. »Sie kennen Ketterer nicht, wie ich ihn kenne, mein Gott, nein, und überhaupt jeder höhere Offizier! Wenn ich mich hier falsch entscheide, dreht er meine Eier durch die Wäschemangel, und meine Karriere ist im Eimer...« Er rang nach Atem, schüttelte den Kopf und murmelte weiter vor sich hin. »Das kann ich unmöglich tun, unm...«

»Warum nicht? Sind Sie etwa nicht damit einverstanden, daß wir heiraten?«

»Natürlich bin ich damit einverstanden, um Himmels willen, aber Ihre Mutter ist es nicht. Sir William sind ebenfalls die Hände gebunden, die Kirche will nicht, andere Kapitäne wollen nicht, und, verdammt, vor dem Gesetz sind Sie beide minderjährig, also wenn ich es täte, wäre es ungültig, und sie ist... verflucht, Sie sind minderjährig und das Mädchen auch... ich kann's einfach nicht riskieren...« Plötzlich fiel ihm etwas ein, und er blickte in Richtung Küste. »Es sei denn, ich setze mich mit Ketterer in Verbindung. Ich werde ihn um Erlaubnis bitten.«

»Wenn Sie das tun, werden Sie bei ihm für immer das Gesicht verlieren. Wenn er wollte, daß Sie es machen, hätte er es klar und deutlich gesagt.«

Marlowe erwiderte Malcolms Blick. Dann las er noch einmal den genauen Wortlaut der Nachricht des Admirals und stöhnte. Struan hatte recht. Allmächtiger Gott, warum hab ich die beiden nur eingeladen, an Bord zu kommen? Er erinnerte sich, daß sein Vater ihm immer eingetrichtert hatte, in der Navy kommandiere man sein Schiff nach Regeln und Vorschriften, nach dem verdammt Buch, es sei denn, man wäre jemand wie dieser verfluchte Nelson! »Tut mir leid, alter Junge. Nein.«

»Sie sind unsere letzte Hoffnung. Und jetzt unsere einzige.«

»Bedaure, nein.«

Struan seufzte, bewegte vorsichtig die Schultern und spielte seinen Trumpf aus. »Angel!« rief er laut, und sofort kam sie mit Lieu-

tenant Lloyd zurück. »Angel, wie würde es dir gefallen, heute zu heiraten, gleich jetzt?« sagte er. Er liebte sie so sehr. »John Marlowe kann die Trauung vornehmen, wenn er will. Wie wär's damit?«

Sie konnte das Wunder kaum fassen. Sie hörte nicht, wie Marlowe zu erklären begann, es täte ihm so leid, aber er könne das nicht tun. Die Leidenschaft ihrer Umarmung und ihres Kusses ließ ihn innehalten, und dann umarmte und küßte sie Struan, danach wieder ihn. »O ja, o ja... John, wie wundervoll, Sie werden es tun, nicht wahr, o danke, danke, wie wundervoll, bitte, bitte, bitte...« Sie bat und flehte mit weiteren unwiderstehlichen Umarmungen, und er hörte sich sagen: »Ja, natürlich, warum nicht, würde mich freuen...« Er sprach die verhängnisvollen Worte, so unbeteiligt er konnte, obwohl er eigentlich noch immer nein sagen wollte.

Der Rudergänger besiegelte die Angelegenheit mit einem freudigen Ausruf: »Ein dreifaches Hoch auf Captain Marlowe, wir haben eine Trauung an Bord!«

Das Mittagessen war ein ausgelassenes Fest vor der Trauung; nur zwei oder drei Gläser Wein, um die seltene Qualität zu prüfen und zu kosten, nicht allzu viele Speisen – der Rest wurde für später beiseite gestellt, denn alle waren jetzt zu aufgeregt und zu begierig, endlich anzufangen. Nachdem Marlowe einmal seine Entscheidung getroffen hatte, ließ er das Schiff unter vollen Segeln aufs offene Meer hinausfahren, denn er wollte, daß die Zeremonie denkwürdig und perfekt ablief.

Ehe er jedoch am Ende der Mahlzeit einen Trinkspruch auf die Verlobten ausbrachte, sagte er sehr ernst: »Gott allein weiß, ob die Trauung wirklich vor dem Gesetz gültig sein wird, aber in den Vorschriften der Navy finde ich nichts, was dagegen spricht oder eine Trauung verbietet, nur, daß beide Partner vor Zeugen förmlich bekunden müssen, daß sie freiwillig einverstanden sind; außerdem

müssen sie eine eidesstattliche Erklärung unterschreiben, die von mir ins Logbuch des Schiffes eingetragen wird. Wenn wir erst wieder an Land kommen, wird die Hölle los sein, oder alle werden Ihnen gratulieren, und Sie müssen und sollten vielleicht eine kirchliche Zeremonie durchführen lassen – jedenfalls werden beide Kirchen Zeter und Mordio schreien.«

Angélique hörte den Unterton. »Aber es ist doch in Ordnung, John, oder nicht? Malcolm hat mir von Widerständen erzählt, und was Pater Leo betrifft ...« Ihre Nase kräuselte sich vor Abneigung. »Sie werden doch keine Schwierigkeiten bekommen, oder?«

»Gott bewahre, der Admiral hat seine Erlaubnis gegeben«, erwiderte Marlowe großartiger, als er sich wirklich fühlte. »Genug geredet. Ich trinke auf Ihre Gesundheit und auf zukünftige Generationen!«

Angélique wollte aufstehen, um zu trinken, doch Struan hinderte sie daran. »Tut mir leid, Liebling, es bringt Unglück, wenn man auf die eigene Gesundheit trinkt. Das ist ein alter Brauch.«

»Oh, Verzeihung.« Ihr Ärmel streifte ein Glas und ließ es gegen ein anderes stoßen, was einen glockenähnlichen Klang erzeugte. Sofort streckten Marlowe und Struan die Hände aus.

Malcolm sagte: »Entschuldigung, Liebling, ein weiterer Aberglaube unter Seefahrern. Wenn du das Klingen eines Glases von selbst ersterben läßt, ertrinkt irgendwo auf der Welt ein Seemann.«

»Oh.« Ihr Gesicht verdüsterte sich. »Ich wünschte, ich hätte das gewußt, denn in der Vergangenheit habe ich so oft...«

»Keine Sorge«, sagte Marlowe rasch. »Wenn Sie es nicht wissen, gilt der Aberglaube nicht. Stimmt's, Malcolm?«

»Ja, Sie haben wieder recht. Ich würde gern einen Toast auf John Marlowe ausbringen, Angélique, Captain der Royal Navy, Gentleman und der beste Freund, den wir haben!«

Lebhafte Gespräche und Lachen erfüllten die kleine Kajüte, und dann verkündete Lloyd, an Deck sei alles bereit. Ein letzter zärtli-

cher Kuß zwischen den beiden Verlobten, dann waren sie oben und standen Hand in Hand da.

Das Schiff lag im Wind, die Segel und Spieren bebten. Die Mitglieder der Besatzung, die entbehrlich waren, hatten sich herausgeputzt und auf dem Achterdeck Aufstellung genommen, wo Angélique und Malcolm vor dem Kapitän standen, der rechts und links von einer Ehrengarde aus zwei Marines flankiert war. Marlowe öffnete das Buch mit den Vorschriften der Navy an der richtigen Stelle, winkte dem Navy-Hornisten, der einen Fanfarenstoß hören ließ, und dem Bootsmann, der in seine Pfeife blies. Alle nahmen Habacht-Stellung ein. »Wir sind hier versammelt als Zeugen der Trauung dieser beiden Personen im Angesicht Gottes...«

Sie achteten nicht auf den Wind, der aufgefrischt hatte. Am Horizont standen Nimbostratuswolken, noch nicht bedrohlich, aber potentiell gefährlich. Über ihnen war der Himmel noch klar, und Marlowe fragte sich kurz, ob das Wetter ein Omen sei. Noch kein Grund zur Beunruhigung, dachte er. Die Zeremonie war schnell vorüber, merkwürdig schnell für sie alle, für Struan fast enttäuschend schnell. Er hatte den Siegelring von seinem kleinen Finger als Trauring an ihren Finger gesteckt. Er war ihr zu groß, aber sie hielt ihn sicher fest und starrte ihn ungläubig an. »Hiermit erkläre ich euch zu Mann und Frau.«

Als sie sich küßten, ließ man sie dreimal hochleben, und Marlowe rief laut: »Eine Extraration Rum austeilen!« Das war der Anlaß zu weiteren Jubelrufen.

»Mrs. Struan, darf ich Ihnen als erster gratulieren?«

Leidenschaftlich warf Angélique ihm die Arme um den Hals, während ihr Freudentränen über die Wangen liefen. »Danke, danke!«

»Keine Ursache«, sagte Marlowe verlegen und schüttelte Struan die Hand. »Glückwunsch, alter Junge. Warum gehen wir nicht...« Eine kurze Bö ließ die Segel knattern. »Warum gehen Sie beide nicht nach unten; ich komme in einem Augenblick nach«, sagte er,

wandte sich ab und vergaß sie, da nun sein Schiff seine Aufmerksamkeit erforderte. »Vom Wind abfallen, Nummer Eins. Unter Segeln Kurs auf Yokohama, bis ich weitere Befehle gebe. Zum Festmachen fahren wir unter Dampf – es könnte Regen geben. Signalgast, geben Sie mir Ihr Nachrichtenblatt. Wir sind in Reichweite des Flaggschiffs; setzten Sie diese Meldung ab.«

Edward Gornt saß im Erkerfenster des Brock-Building, die Füße bequem auf einen Stuhl gelegt, und beobachtete müßig die Bucht. Die Wolkenränder hatten sich ausgebreitet und verhießen Sturm, obwohl sie um diese Jahreszeit auch schnell wieder verschwinden konnten. Hinter ihm saß Norbert Greyforth an seinem mit Papieren überladenen Schreibtisch. Sie hatten die *Pearl* unter Segeln am Horizont verschwinden sehen, dem aber keine besondere Bedeutung beigemessen. »Vermutlich gehört das zu ihrer Probefahrt«, hatte Gornt gemeint. »Kann mir noch immer nicht denken, was es an Bord so Wichtiges geben könnte.«

Norbert hatte genickt, insgeheim amüsiert, und sich wieder der Prüfung und Unterzeichnung von Dokumenten und Listen zugewandt. Ein Frachtschiff von Brock's lag im Hafen und sollte in wenigen Tagen absegeln; der Rest seiner Ladung aus Japan mußte verbucht werden: zwanzig Pfund Seidenraupeneier für den französischen Markt – dreißig- bis fünfzigtausend Eier pro Unze –, Rohseidenballen, Seidenstoffe für den englischen Markt, Lackwaren, Fässer mit Saké, den sie auf dem englischen Markt einzuführen versuchten und der auch für die Japaner auf den Philippinen bestimmt war, billige Töpferwaren als Ballast, Kohle – alles, was einen Markt finden konnte, und dazu die Reste der für den Heimathafen bestimmten Fracht, die nicht hatten verkauft werden können und auf der Rückreise gehandelt würden. Ein paar Kanonen, in besonderen Fällen Opium.

»Zigarre?« fragte Gornt.

»Danke.«

»Ich habe mich mit McFay verabredet, um die letzten Vereinbarungen für morgen zu treffen, Sir.«

»Gut.« Norbert blies eine Rauchwolke aus und unterschrieb die letzten Dokumente. Er läutete. Sofort trat sein Shroff ein. »Das ist die Liste, Pereira.«

»Jawohl, Senhor.« Der kleine, hellhäutige Mann mit leicht orientalischen Augen war – wie bei den meisten Firmen – ein Eurasier aus Macao. »Was ist mit der Sonderladung, Senhor?«

»Die steht nicht in den Verzeichnissen und ist dem Kapitän anvertraut.«

»Man munkelt, die Navy wolle willkürliche Stichproben machen und die Fracht an Bord der Schiffe überprüfen.«

»Soll sie doch. Nichts an unserer Ladung ist illegal, bei Gott.« Norbert entließ den Mann und wandte sich dann Gornt zu. Etwas hatte ihn argwöhnisch gemacht. »Edward, vielleicht sollte ich das Duell absagen und Struan heute abend mitteilen, daß ich einen Kompromiß akzeptiere. Die Falle mit dem Köder steht doch bereit, nicht? Ich lasse ihn nach Hongkong fahren und sich tiefer in die Scheiße reiten, während er denkt, er hätte gewonnen. Nun?«

»Das könnten Sie tun. Aber warum sollten Sie ihm eine angstvolle Nacht ersparen? Er muß Angst haben – warum sollten Sie ihn beruhigen? Würde er Sie beruhigen?«

Norbert blickte Gornt an und sah, wie dessen dünne Oberlippe sich in boshafter Freude leicht verzog. Ingeheim schmunzelte er, als er daran dachte, wie besonders die heutige Nacht für Struan hätte sein können, wenn Ketterer ein anderer Mensch wäre. »Ich hätte nicht gedacht, daß sie so zu Brock's passen würden. Ist Rache auch für Sie so süß?«

»Für mich, Sir?« Gornt zog die Augenbrauen hoch. »Ich hatte an Sie gedacht – ich stehe doch in Ihren Diensten, Sir, das war doch



die Absicht, nicht wahr?»

»Ja, ja.« Norbert ließ sich nichts anmerken. »Also morgen, aber jetzt werden wir...« Seine scharfen Augen erspähten durch das Fenster Rauchwölkchen am Horizont. »Ist das die *Pearl*?« Er stand auf, ging zum Fenster und stellte sein Fernglas ein. Tatsächlich, die Fregatte.

»Stetig auf Kurs«, sagte Norbert leise, und Gornt fragte sich, was er meinte. Die *Pearl* war dabei, die Segel einzuholen. Hinter ihr standen schwarze Wolken am Himmel. »Der Wind da draußen hat aufgefrischt«, sagte Gornt und stellte sein eigenes Fernglas ein. Der Rauch trieb im rechten Winkel zu ihrem Kurs dahin.

In der Bucht lagen der Rest der Rotte und die Kauffahrer vor Anker. Ein paar Schaumkronen auf den Wellen. Norbert richtete sein Glas auf die *Prancing Cloud*. Keine Schwierigkeiten dort. Dann auf das Flaggschiff. Nichts. Zurück zur Fregatte. Sie warteten. Die *Pearl* näherte sich ziemlich schnell und mit mächtiger Bugwelle. Wieder das Flaggschiff. Nichts. Die Fregatte. Norbert konnte nur Angélique ausmachen, die neben einem Mann stand. Das mußte Struan sein.

»Sehen Sie!« sagte Gornt, und seine Stimme klang erregter. »Da. Können Sie den Signalgast sehen?«

»Wo? Ach, ja.«

»Er gibt dem Flaggschiff Zeichen. Die ersten Flaggen sind die Standardeinleitung«, sagte Gornt schnell. »Captain der *H.M.S. Pearl* an Admiral. Die Botschaft lautet... die Botschaft lautet: »B-I-T-T-E E-R-F-Ü-L-L-T.«« Verblüfft starrte er Norbert an. »Was bedeutet das?«

»Sehen Sie, ob das Flaggschiff eine Antwort gibt!« Gornt gehorchte. »Wo zum Teufel haben Sie gelernt, die Flaggenzeichen der Navy zu lesen?«

»In Norfolk, Virginia, Sir. Als ich klein war, habe ich immer die Schiffe beobachtet, unsere und die britischen. Wurde eine Art Hobby. Dann kaufte mein Pa Bücher, ein amerikanisches und ein

britisches, in denen die meisten Standardzeichen und ein paar von ihren Codes aufgezählt waren.«

»Können Sie alle Flaggen lesen? Alle Codes?« fragte Norbert rasch und überlegte, ob er Gornts Kenntnisse nutzen könnte. »Könnten Sie die Flaggen von Struan's lesen, von Schiff zu Schiff oder von Schiff zu Küste?«

»Wenn sie die internationalen Standardcodes benutzen, ja. Aber vermutlich haben sie wie Brock's besondere... Moment, eine Botschaft vom Flaggschiff. Standardeinleitung: ›Von Admiral Ketterer an den Captain der *Pearl*.‹ Wieder ein Standardcode: ›Sofort an Liegeplatz zurückkehren.‹ Dann: ›Wenn angelegt und sicher verankert, sofort auf Flaggschiff Bericht erstatten.‹ Jetzt kommen die Buchstaben ›M-I-T I-H-M.‹ Letztes Standardzeichen: ›Zur Kenntnis genommen.‹« Rasch schaute Gornt sich um. »Mit ihm, Mr. Greyforth? Könnte damit Struan gemeint sein?«

»Sie treffen ins Schwarze.«

»Standardbestätigung.« Gornt setzte das Glas ab und rieb sich die Augen. »Ins Schwarze? Sie wissen, was das alles bedeutet?«

»Was ist an Bord der *Pearl* denn so wichtig? Der verdammte Captain der Royal Navy, Marlowe!« Norbert brauchte nur einen Augenblick, um Gornt alles zu erklären.

»Verheiratet?« platzte Gornt heraus.

»Hätte nie gedacht, daß Ketterer zustimmen würde, aber anscheinend hat er's doch getan. Warum? Er gewinnt dadurch nichts.« Norbert wirkte verwirrt; dann lächelte er boshaft. »Es sei denn... es sei denn, er hätte Struan und Marlowe an Bord befohlen, um Marlowe aufs Kreuz zu legen und die Sache gleich wieder rückgängig zu machen – um Struan das Messer tiefer in den Leib zu bohren und ihn noch ein bißchen mehr zu quälen.«

»Kann er das denn?«

»Der Kerl kann machen, was er will, wenn die Wahrheit herauskommt«, sagte Norbert, spie in den Spucknapf und warf den Stum-

mel seiner Zigarre hinterher. »Die gesamte Besatzung an Bord der Flotte ist verpflichtet, ihm zu gehorchen, und das tut sie!«

»Sie meinen, er könnte Befehle erteilen, die gegen das Gesetz sind?«

»Drücken wir es so aus: Sie müssen auf der Stelle gehorchen oder die Folgen tragen – und die reichen von der neunschwänzigen Katze über das Kielholen bis zum Hängen.«

»Wie konnten Sie sich ihm dann so... so offen widersetzen, Mr. Greyforth?«

»Weil Ketterer gesetzestreu ist – die Royal Navy züchtet solche Leute speziell dafür, daß sie den Befehlen ihrer Vorgesetzten gehorchen –, vor allem aber, weil wir Wee Willie haben, der steht über ihm. Er ist unser eigentlicher Schutz vor Ketterer, dem General, den Japsen und jedem anderen verdammten Feind – aber das wird den jungen Struan nicht vor Ketterers Bössigkeit schützen.«

»Also, Captain Marlowe, Mr. Struans besondere Bitte war also, außer Sichtweite des Landes zu segeln – und ihn mit Miss Angélique Richaud zu trauen?«

»Jawohl, Sir.« Marlowe stand stramm. Ketterer saß in der großen Kabine am Tisch. Neben ihm stand der Captain des Flaggschiffs. Dahinter stand sein Adjutant, der Flaggleutnant, ebenfalls wie erstarrt.

»Und Sie haben das getan, obwohl Sie wußten, daß beide minderjährig sind?«

»Jawohl, Sir.«

»Bitte schreiben Sie mir bis Sonnenuntergang einen Bericht, in dem Sie genau Ihre Gründe dafür schildern und auch den genauen Ablauf der Ereignisse. Wegtreten.« Marlowe salutierte und wollte gehen, als Ketterer sich dem Captain des Flaggschiffs zuwandte, einem wettergegerbten Mann, der für seine rigide Disziplin und seine

Ehrfurcht vor den Navy-Vorschriften bekannt war. »Captain Donovan, vielleicht würden Sie die Rechtslage feststellen, ja?«

»Jawohl, Sir.« Die blauen Augen schauten gnadenlos.

»Gut, das wäre dann alles – für den Augenblick.« Das war das letzte, was Marlowe hörte, ehe er die Tür hinter sich schloß und das Gefühl hatte, sein Herz beginne wieder zu schlagen.

Struan wartete draußen im Vorraum. Zwei Marines standen argwöhnisch Wache. »Himmel, sind Sie zusammengestaucht worden?«

»Nein, überhaupt nicht.« Marlowe bemühte sich, ruhig zu klingen. »Der Admiral wünscht, wie es korrekt ist, einen schriftlichen Bericht, das ist alles. Ich kehre auf mein Schiff zurück. Bis später.« Ehe er sich davonmachen konnte, öffnete sich die Kajütentür, und Captain Donovan stürmte an ihnen vorbei. An der Tür sagte der Flaggleutnant: »Mr. Struan, der Admiral bittet Sie zu sich, wenn Sie so freundlich sein wollen.«

Struan humpelte in die Kajüte. Der Leutnant folgte ihm nicht, sondern schloß die Tür und wartete in Rufweite.

Ketterer bedeutete Struan, sich zu setzen. »Einerseits möchte ich Ihnen gratulieren«, sagte er mit grimmiger Förmlichkeit und streckte die Hand aus.

»Danke, Sir.« Struan nahm die Hand. Der Griff des Admirals war fest, aber seine Handfläche weich. »Und andererseits?«

»Andererseits sieht es so aus, als würden Sie Ihre Arbeit einschränken müssen, um Ihre Versprechungen halten zu können.«

»Sir?«

»Anscheinend haben Sie unter Ihren Kollegen viel Staub aufgewirbelt. Sir William wird mit Klagen überschüttet.«

»Wie ich schon sagte, werde ich mein Bestes tun.«

»Sie müssen mehr als das tun, Mr. Struan.«

»Verzeihung, aber was bedeutet das, Admiral?«

»Es bedeutet nicht mehr und nicht weniger als das, was Sie bereits versprochen haben.«

In der kurzen Stille beschloß Struan, nicht die Nerven zu verlieren und nicht zu vergessen, daß dieser Mann seine Ehe ermöglicht hatte – nein, nicht ermöglicht, berichtigte er sich, er hatte ›gestattet‹, daß sie ermöglicht wurde. John Marlowe hatte den Mut besessen, die Initiative zu ergreifen. »Captain Marlowe wird doch keine Schwierigkeiten bekommen, oder?«

»Captain Marlowe untersteht den Vorschriften der Navy.«

»Ja, natürlich, aber ich glaube, daß er nicht gegen die Vorschriften der Navy verstieß, indem er uns traute, Sir. Ich habe den entsprechenden Paragraphen vorher genau gelesen, und er enthielt keine Altersbeschränkung oder Erwähnung des Alters.«

»Die Vorschriften besagen aber auch, daß jede derartige Trauung, falls möglich, einer sofortigen Prüfung zu unterziehen ist. In diesem Fall ist das möglich.«

»Ich bin also verheiratet und auch wieder nicht. Ist es das, was Sie sagen wollen?«

»Ich weise nur darauf hin, Mr. Struan, daß bei der Navy alle ungewöhnlichen Geschehnisse einer Überprüfung zu unterziehen sind.«

Struan zwang sich zu einem Lächeln. »Mit Recht. Meine...« Er hätte beinahe ›Auffassung‹ gesagt, benutzte dann aber mit Bedacht ein anderes Wort. »... Ich habe den Befehl so verstanden, Sir, daß Sie ihm die Erlaubnis gaben.«

Ketterer zog eine Augenbraue hoch. »Captain Marlowe hat Ihnen einen versiegelten Befehl von mir gezeigt?«

»Wie ich es verstanden habe, Sir, gab der Befehl ihm eine bedingte Erlaubnis, Sir – ich gestehe, daß ich mir große Mühe gegeben habe, den genauen Wortlaut zu erfahren und ihn davon zu überzeugen, daß es sich um eine bedingte Erlaubnis handelte.«

»Das habe ich mir gedacht«, sagte der Admiral trocken.

»Es war also eine bedingte Erlaubnis?«

»Mein Befehl war deutlich formuliert: Sollten Sie um eine beson-

dere Gunst bitten, durfte er sie gewähren, falls er das wünschte. Haben Sie nicht gestern abend erwähnt, Sie wollten außer Sichtweite des Landes segeln? Ihre besondere Bitte hätte ja auch nur das betreffen können – er hatte nämlich Befehl, seine Versuche in Sichtweite des Flaggschiffs durchzuführen.«

Struan gab sich große Mühe, Ruhe zu bewahren. Er spürte das nahende Verhängnis. »Ja, Sir. Ja, vielleicht haben Sie das gedacht. Falls es ein Mißverständnis gegeben haben sollte, dann lag das an mir und nicht an Captain Marlowe.«

»Ich nehme das zur Kenntnis, Mr. Struan.«

Malcolm hatte den älteren Mann genau beobachtet, denn er wollte herausfinden, wohin der Admiral steuerte; er fürchtete nun, dies sei eine Fortsetzung des Katz-und-Maus-Spiels. Hat er mich schon wieder in den Krallen – werde ich mich nie daraus befreien?

»Darf ich fragen, Admiral, warum Sie Captain Marlowe nur eine bedingte Genehmigung erteilt haben?« Malcolm versuchte, gelassen zu bleiben, sagte sich immer wieder, daß er verheiratet war, bis die Trauung für ungesetzlich erklärt wurde. »Gestern abend hätte ich nicht gedacht, daß Sie das tun würden.«

In der Nacht hatte Ketterer der Gedanke an Consuela nicht losgelassen. »Gib dem jungen Senhor eine Chance, Charles«, hatte sie mit ihrem liebreizenden Akzent gesagt, und in seiner Erinnerung war sie so sinnlich gewesen wie in Wirklichkeit. »Wir bekamen nie eine Chance, warum also nicht ihm eine geben – erinnere dich, du warst nicht viel älter als er. Durch ihn bist du ein riesiges Stück vorwärtsgekommen, er wird sein Versprechen sicher halten. Warum nicht großzügig sein – so großzügig, wie unsere Eltern und deine feige Admiralität nicht waren? Er ist so verliebt, Charles, wie du es warst, aber anders als du ist dieser junge Senhor schon von der grausamen Hand Gottes getroffen worden...«

Er war aufgewacht, und ihre Worte hatten ihm noch immer in den Ohren geklungen, und die Erinnerung an die Art, wie sie sei-

nen Namen aussprach, griff ihm nach all den Jahren noch ans Herz. Aber es ist nicht dasselbe, hatte er gedacht, und sein Herz hatte sich verhärtet. Die Struans sind Opiumschmuggler und Wafenhändler – ich werde meine toten Matrosen nicht vergessen. Tut mir leid, meine längst verlorene Liebste, aber die Heirat wird sofort für ungesetzlich erklärt werden – ich lasse Struan nicht vom Haken. Pflicht ist Pflicht.

Während er Struan jetzt betrachtete und daran denken mußte, wie er hereingehumpelt war, entschlossen, stark zu erscheinen, während Hoag und Babcott beide vertraulich bestätigt hatten, der Junge leide ständig unter Schmerzen und werde wohl kaum je wieder beschwerdefrei gehen oder reiten können, fielen ihm wieder Consuelas Worte ›die grausame Hand Gottes‹ ein.

Er seufzte. »Eine plötzliche Laune, Mr. Struan«, sagte er und entschloß sich, nachsichtig zu sein, »gepaart mit der Überzeugung, daß Sie Ihr Versprechen halten werden.« Er stand auf, glaubte Consuelas Lächeln zu spüren, und während er zum Buffet ging, fühlte er sich merkwürdig jung. »Sherry?«

»Danke.« Struan wollte aufstehen und schwankte vor Erleichterung über Ketterers Eingeständnis.

»Was wollen Sie? Tio Pepe? Gut. Zum Wohle!« Ihre Gläser berührten sich. Ketterer trank einen großen Schluck.

»Hören Sie, junger Mann«, sagte er mit ungewöhnlich leiser und freundlicher Stimme. »Ich werde natürlich Sir William konsultieren und ihn überreden, die Vorschriften der Navy zu lesen. Höchstwahrscheinlich wird Captain Marlowes Bericht nach angemessener Überlegung akzeptiert werden – wir müssen dafür sorgen, daß unsere Offiziere sich der Folgen unabhängigen Handelns immer bewußt bleiben, aber er wird keine ›Schwierigkeiten‹ bekommen. Dies muß ein weiteres Geheimnis zwischen uns bleiben. Einverstanden?«

»Ja, Sir. Danke. Ich werde tun, was ich versprochen habe.« Struan atmete tief ein. »Dann ist meine Ehe also legal?«

»Das hängt von der Sichtweise ab. Was mich betrifft, was die Navy betrifft, so glaube ich das, und deshalb sollte sie auch nach dem allgemeinen Gesetz gültig sein. Was nun Ihre Mutter und die beiden Kirchen betrifft, so schlage ich vor, daß Sie beide die Luken dicht und sich auf das Schlimmste gefaßt machen. Noch einmal, mein Glückwunsch, einerseits. Und meine besten Empfehlungen an Ihre Frau Gemahlin – vertraulich natürlich.«

## 43

**B**ei Sonnenuntergang hatte sich die Nachricht in der ganzen Niederlassung, in Drunk Town und in der Yoshiwara herumgesprochen.

Sofort war es zu lauten Spekulationen gekommen, und man argumentierte über Theorien, die für und gegen eine solche Heirat sprachen. Einige sagten, die Trauung sei illegal, andere leugneten das wütend, und viele der streitlustigeren Händler – sowie alle Bewohner von Drunk Town – benutzten schmutzige Ausdrücke, obszöne Gesten und geballte Fäuste, um ihren Standpunkt zu unterstreichen, während ein paar von den weiseren sagten: »Ach, der gerissene junge Kerl, was macht es schon, daß er dem Admiral in den Hintern gekrochen ist! Es war ein Geschäft! Schlau – ich würde dasselbe tun, wenn ich Struan wäre. Ob er jetzt, da er sein Ziel erreicht hat, noch immer gegen den Handel mit Opium und Waffen sein wird? Kein Gedanke...«

In Drunk Town kam es zu mehreren Streitereien, und eine Bar brannte nieder. Es ging das Gerücht, Pater Leo habe einen Schlaganfall erlitten und liege nun vor seinem Altar. Man nahm an, daß



Reverend Tweet in diesem Augenblick wie ein Verrückter auf Sir William einredete. Im Club hatten Lunkchurch und Grimm, unweigerlich auf verschiedenen Seiten, eine Schlägerei angefangen und wurden wie üblich auf die Straße befördert.

Malcolm und Angélique steuerten in ihrer Barkasse den Kai an und sahen eine ausgelassene Gruppe von Gratulanten, die sich dort versammelt hatte, angeführt von Jamie McFay. Das versprochene schlechte Wetter war ausgeblieben; nur am späten Nachmittag hatte es Sprühregen gegeben. Der Wind war noch immer frisch und der Himmel bedeckt, doch das tat dem Willkommenstrubel keinen Abbruch.

»Auf geht's, Mrs. Struan«, sagte Malcolm und umarmte Angélique. Sie küßte ihn und flüsterte: »Ja, mein geliebter Gatte, ach, Malcolm, das hört sich so komisch an, so seltsam, so herrlich. Ich träume doch nicht, oder?«

»Nein, obwohl es mir genauso vorkommt.«

Der Kutter tanzte in der kabbeligen See, warf sie gegeneinander, was Anlaß zu weiterem Gelächter gab, und unter Jubelrufen legten sie an, das sauberste Manöver, das der Bootsmann je durchgeführt hatte. »Beeilt euch an den Leinen, Jungs«, befahl er, aber das war gar nicht nötig, da eifrige Hände sie um die Poller legten und Matrosen ausschwärmten, um ihnen zu helfen.

»Herzlichen Glückwunsch, Tai-Pan und Mrs. Struan«, schrie Jamie über die Jubelrufe hinweg, die bis in den Club auf der anderen Seite der High Street zu hören waren. Alle versammelten sich draußen und zogen die Hüte.

Gornt und Norbert sahen von den oberen Fenstern des Brock-Building aus zu. Vor allen Häusern standen chinesische Dienstboten mit großen Augen, und Samurai sammelten sich am Nordtor und fragten sich, was da vorgehen mochte. Nach und nach kamen die Gesandten aus ihren Gesandtschaften: Sir William mit harter Miene, begleitet von einem lächelnden Phillip Tyrer und Michael-

mas Tweet, der die Brauen finster zusammenzog, Sergejew strahlend, Dimitri Glückwünsche schreiend und eine amerikanische Flagge schwenkend. Seratard und André waren hin- und hergerissen zwischen Freude darüber, daß die Trauung nun vollzogen war, und Zorn, daß man sie nicht konsultiert hatte.

»André, bringen Sie sie so schnell wie möglich herein. Heilige Mutter Gottes, der dumme *gamin* hätte uns in das Geheimnis einweihen sollen – es ist Ihre Aufgabe, sie zu kontrollieren!« zischte Seratard aus dem Mundwinkel und winkte begeistert zurück, als Angélique seinen Blick erhaschte und ihm zuwinkte. »Struan muß sofort ein Testament machen, das dem Code Napoléon entspricht, sorgen Sie dafür! Gott allein weiß, was für schmutzige Tricks Sir William dafür oder dagegen anwenden wird – was immer er sagt, wir vertreten die Auffassung, daß die Heirat legal ist, aber wir müssen darauf bestehen, daß sie dem französischen Gesetz entspricht! Holen Sie Pater Leo, er wird nächste Woche die eigentliche Trauung vollziehen... *Mon Dieu*, sehen Sie sich diese Kretins an!«

Angélique und Struan waren von Menschen umringt und versuchten mühsam, sich einen Weg durch die Menge zu bahnen. Alle glaubten das Recht zu haben, die Braut zu küssen, andere wollten das verhindern, und so kam es zu noch größerem Aufruhr. Die Menge drängte und schubste, Angélique geriet in Panik, Struan benutzte seine Krücken, um sich an ihre Seite zu kämpfen, und Jamie begann die Leute grob zur Seite zu stoßen. Jemand schlug zu, und es kam zu einem häßlichen Handgemenge. Sir William rief den Marineposten zu: »Geht und macht ihnen den Weg frei, beeilt euch, um Gottes willen, sonst werden sie zerdrückt!« Die vier Männer rannten los. »Phillip, passen Sie auf sie auf, und bringen Sie Struan unverzüglich in mein Büro.«

»He, Leute!« brüllte der Sergeant, und der teuflische Mobgeist, der sich manchmal ohne ersichtlichen Grund in einer Menschenmenge ausbreitet, verschwand sofort. Ruhig und energisch begann

er, den Weg freizumachen. »Benehmt euch! Macht der Dame Platz!«

Struan hinkte auf Angélique zu. »Alles in Ordnung, Angel?«

»Aber ja, Liebling.« Jetzt, da sie wieder Platz hatte, legte sich ihre Panik. Sie rückte ihren Hut zurecht. Die Feder war zerbrochen. »Sieh dir das an!«

»Darf ich Ihnen helfen?« sagte Tyrer wichtigtuerisch und winkte die anderen fort. »Verschwinden Sie, Sie haben sie zu Tode erschreckt. Alles in Ordnung, Miss Angélique? Malcolm?«

»Natürlich«, sagte Malcolm. Jetzt, da Angélique in Sicherheit war, entspannte er sich und rief: »Danke für den herzlichen Empfang! Drinks auf Kosten des Noble House an der Bar des Clubs!«

Alles strömte in Richtung Club. Bald waren nur noch Malcolm, Angélique, McFay, Phillip Tyrer und Michaelmas Tweet übrig, der säuerlich sagte: »Mr. Struan, die Zeremonie ist eindeutig ungültig, und ich muß Sie warnen...«

»Vielleicht haben Sie recht, Reverend, aber mir sagte man das Gegenteil«, erwiderte Struan fest. Er hatte sich bereits einen Plan für Tweet, einen anderen für Pater Leo und einen dritten für Sir William zurechtgelegt. »Trotzdem glaube ich, daß es eine glückliche Lösung gibt. Könnten Sie vielleicht morgen mittag in mein Kontor kommen? Die Kirche des Herrn wird zufrieden sein, Sir, Sie können beruhigt sein!« Dann flüsterte er Jamie zu: »Lenken Sie ihn ab.« Zu den anderen sagte er. »Ins Kontor, so schnell ihr könnt.«

Plötzlich zischte Angélique: »Schnell, Phillip!« und rannte mit ihm zusammen davon, um Pater Leo zu entgehen, der die Straße herunterkam, so schnell sein Bauch und seine Soutane dies zuließen. Als sie die Halle erreicht hatten, wo der größte Teil des Personals Aufstellung genommen hatte – Vargas vornean, dahinter Chen mit aufgesetztem Lächeln –, lachte Angélique nervös. »Ich wollte nicht mit ihm reden.«

»Warum nicht?« Phillip strahlte. »Sie sind verheiratet, und damit

hat sich's – Sir William hat Gift und Galle gespuckt, als er davon hörte, und die Navy, Ketterer und Marlowe verflucht. Ich nehme also an, daß Sie verheiratet sind, aber ich will nur sagen, daß ich Ihnen Glück wünsche. Darf ich die Braut küssen?« Er wartete nicht, sondern küßte sie wie ein Bruder. Sie umarmte ihn und stieß einen weiteren Seufzer der Erleichterung aus.

Struan trat mit McFay durch die Tür. »Abschließen«, befahl er, und Vargas schob die wenigen restlichen Händler hinaus. Dann schlug er die Tür zu und schob rasch den Riegel vor. Pater Leo erreichte die Tür, packte den Griff und hämmerte dann dagegen, als sei sie das Portal einer Kathedrale.

Doch keiner beachtete ihn. Alle eilten ins Büro wie eine Gruppe ungezogener Kinder und ließen sich dort in die Sessel fallen. Alle, bis auf Malcolm.

»Champagner, Chen. Danke, Vargas, wir sehen uns später«, fügte er hinzu, während man ihm gratulierte. Auf kantonesisch fügte er an Chen gewandt hinzu: »Mach die Flasche auf, du kleiner Heuchler.«

Jamie McFay schloß die Tür und sank in den letzten Sessel.

»Ayeeyah«, sagte Malcolm übermütig, »ich hätte nicht gedacht, daß es so sein würde. Phillip, nochmals Dank für die guten Wünsche, und Ihnen auch, Jamie. Alles in Ordnung, Angel?«

»Ja, danke.«

Tyrer sagte: »Das sind ja lauter wundervolle Neuigkeiten, Malcolm. Übrigens, könnten Sie so bald wie möglich Sir William aufsuchen?«

Die Art, wie er das sagte, langsam und sachlich, während alle wußten, daß er angeschnauzt worden war, bewirkte ein plötzliches Schweigen. Dann brachen alle in hysterisches Gelächter aus.

»Gern, morgen mittag«, sagte Malcolm.

Die Gläser waren schnell gefüllt, noch schneller geleert und erneut gefüllt, alle redeten durcheinander, keiner hörte zu. Leise wur-

de die Tür geöffnet. Vargas gab McFay ein Zeichen und flüsterte mit ihm.

Jamie nickte. »Ich bin gleich wieder da. Tai-Pan, würden Sie mich entschuldigen. Und es gibt eine Nachricht für Miss Ang... für Mrs. Struan: Mr. Seratard möchte Ihnen persönlich in der Gesandtschaft seine Glückwünsche aussprechen, sobald wie möglich, und der... der Priester möchte Sie beide für einen Augenblick sehen.«

»Jamie, trinken Sie zuerst aus. Vargas, richten Sie Seratard aus, er stünde an der Spitze der Liste, aber sagen Sie zuerst Pater Leo, er soll morgen nachmittag um fünf in mein Büro kommen.« Vargas verschwand. Malcolm sah den Schatten auf Angéliques Gesicht. »Ich werde mit ihm reden, Angel, du brauchst das nicht, alles wird gut werden. Sobald es dunkel wird, schleichen wir uns wieder an Bord des Kutters.«

»Des Kutters? Warum denn das, um Gottes willen, Malcolm?«

»Noch eine Überraschung. Wir dinieren an Bord der *Prancing Cloud* und bleiben über Nacht; morgen gibt es weitere Überraschungen, und wir müssen unsere Flitterwochen planen. In einer Stunde brechen wir auf. Du brauchst dich nicht umzuziehen, ich habe Ah Soh ein paar Sachen für dich einpacken lassen. Sie sind schon an Bord.« Zu Jamie sagte er: »Sie müssen gehen? Was ist los?«

»Ich habe eine Verabredung mit Gornt, die ich über all der Aufregung vergessen hatte. Er wartet in meinem Vorzimmer. Er hat Vargas gebeten, Ihnen beiden seine und Norberts Glückwünsche auszusprechen.«

»Danken Sie ihm auch von mir, Jamie«, sagte Angélique.

»Natürlich, Mrs. Struan.« McFay versuchte, sich an den Klang dieser letzten beiden Worte zu gewöhnen, aber es fiel ihm schwer. Der Name beschwor für ihn Tess Struan herauf, und im Augenblick wollte er nicht an sie denken. Als er von der Heirat gehört hatte, waren ihm die Gründe für Malcolms Brief an den *Guardian*

und seine Ankündigung am Abend zuvor klargeworden und auch der genau abgestimmte Zeitpunkt für das Duell.

Verheiratet! O mein Gott!

Für Malcolm hatte das unabsehbare Folgen. Für ihn selbst spielte es keine Rolle, da er nun seinen Frieden mit Malcolm und mit sich selbst gemacht hatte. Mit Tess Struan würde er wohl nie Frieden schließen, denn Tess hatte die Rachsucht ihres Vaters geerbt, sein rücksichtsloses Bedürfnis nach Vergeltung. Er war Zeuge gewesen, wie sie damals den Bootsmann traf, der für das gekenterte Schiff verantwortlich war, mit dem die Zwillinge und ihr zweiter Sohn ertrunken waren. Sie hatte ihn wegen Mordes anklagen lassen und verlangt, daß er gehängt werde. Der Coroner hatte ihn der fahrlässigen Tötung für schuldig befunden und ihn zu zehn Jahren Zwangsarbeit in dem Hongkonger Gefängnis verurteilt, die der Mann niemals überleben würde. Fahrlässigkeit? Nein, nicht wirklich, hatten McFay und die meisten anderen damals gedacht. Es war ein unglücklicher Zufall, da der Sturm so plötzlich aufgekommen war. Aber sie war Tess Struan vom Noble House. Der eigentliche Fehler des Bootsmanns, dachte er traurig, bestand darin, daß er lebte und die Kinder tot waren.

»Angélique«, sagte Struan gerade, »warum machst du dich nicht ein bißchen frisch? Ich werde dasselbe tun, und wir brechen in einer Stunde auf – ich muß nur noch ein paar Dinge mit Jamie regeln.« Sie küßten sich, und Angélique verließ den Raum. Auf kantonesisch sagte er Chen, er solle seiner Frau und ihm heißes Wasser bringen. »Danach gehen wir an Bord der *Prancing Cloud*. Ist alles vorbereitet?«

»Ja, Master.«

»Gut, und ihr drei müßt so still sein wie Fledermäuse und so zufrieden wie Schweine im Mist!« Zu Tyrer gewandt fügte er freundlich auf englisch hinzu: »Phillip, würden Sie uns bitte entschuldigen? Ab morgen wird es jede Menge Feiern geben. Richten Sie Sir

William meine Empfehlungen aus, und erwähnen Sie bitte niemandem gegenüber, daß wir heute nacht an Bord der *Prancing Cloud* sein werden – nicht einmal gegenüber Sir William. Ich möchte nicht, daß wir die ganze Nacht von irgendwelchen Trunkenbolden belästigt werden. Wir möchten allein sein, in Ordnung?»

»Ich verstehe vollkommen, und nochmals meine Glückwünsche.« Tyrer war froh, gehen zu können. Er mußte sich noch mit Nakama treffen, um eine weitere kurze und schroffe Depesche an den *taikō* zu beenden, ehe er die Brücke zu Fujiko überqueren konnte. Nach dem Kriegsrat des heutigen Morgens zwischen Sir William und Seratard, unterstützt von ihm und André, bei dem letzte Details der bevorstehenden Strafaktion gegen Edo vereinbart wurden, hatte André geflüstert: »Fujiko will dich sehen, alles ist arrangiert. Sie besteht sogar darauf, dir ein japanisches Festessen zu servieren, geh also hungrig und durstig hin, aber vergiß nicht, dich unerbittlich zu verhalten.«

Nachdem sie nun allein waren, wurde etwas von Malcolms Erschöpfung sichtbar. »Jamie, gießen Sie mir bitte ein Glas ein, ja? Danke. Ist alles organisiert?«

»Für heute nacht ja, und für morgen auch. Ah Tok und Ah Soh sind bereits an Bord, Chen wird mit Ihnen und Mrs. Struan gehen. Meines Wissen ist niemand außer ihnen, Strongbow, mir und jetzt Phillip davon unterrichtet, daß Sie an Bord der *Prancing Cloud* schlafen werden.«

»Gut. Phillip war ein Fehler, aber das macht nichts«, sagte Malcolm mit verlegenem Lachen. »Ich war zu überschwenglich, aber das sollte keine Rolle spielen. Er wird es schon nicht ausplaudern. Was will Gornt?«

»Nur die letzten Einzelheiten vereinbaren.« McFay sah Malcolm an. »Ändert Ihre Heirat nichts an Ihren Duellplänen?«

»Wenn Norbert sich nicht entschuldigt, ändert sich nichts.«

»Gornt wollte unter vier Augen mit Ihnen reden, falls Sie einen

Augenblick Zeit hätten.«

»Gut. Sagen Sie ihm, mehr sei nicht möglich – und lassen Sie mich zuerst mit ihm sprechen, ja?«

Gornts Freundlichkeit erfüllte den Raum. Er kam Malcolm vor wie ein sehr alter Kamerad. »Champagner?«

»Danke, Tai-Pan. Darf ich Ihnen gratulieren?«

»Sie dürfen. Zum Wohl!«

»Auf Ihr Wohl, Sir.«

»Tut mir leid, aber wir müssen uns beeilen. Morgen werden wir mehr Zeit haben. Was gibt es?«

»Ich wollte Ihnen im Vertrauen sagen, daß Mr. Greyforth Ihren Kompromiß morgen akzeptieren wird. Kein Duell.«

Struan lächelte. »Das ist die beste Neuigkeit des... nein, die zweitbeste Neuigkeit des ganzen Tages für mich!«

»Ja.« Gornts Miene verhärtete sich. »Wenn er es ernst meint.«

»Wie?«

»Ich meine, Sie sollten auf einen Betrug gefaßt sein. Tut mir leid, Ihnen an diesem großen Tag die Freude zu verderben, aber ich wollte Sie warnen.«

Malcolm beobachtete ihn und nickte dann ungerührt. »Bei Brock's rechnen wir immer mit Betrug.«

Ihre Gläser berührten sich. »Gesundheit – Wohlstand – und Glück!«

Malcolm fiel an Gornt etwas Eigenartiges auf, das er nicht deuten konnte. »Haben Sie noch immer vor, mir morgen die Information zu geben, die ich brauche?«

»O ja.« Gornt stand auf. »Und mein Vertrag?«

»Ist fertig. Meine Unterschrift kann morgen beglaubigt werden.«

»Danke. Bis morgen, und noch einmal meine Glückwünsche.«

Wieder spürte Malcolm eine seltsame Stimmung bei ihm. »Sie freuen sich genauso darauf wie ich.«

Gornts Blicke schienen sich fest auf einen Punkt zu richten. »Ja.



Es wird ein weiterer großer Tag werden, ein Ende und ein Anfang.«

Oben saß Angélique vor ihrem Spiegel, ohne etwas zu sehen, und spielte unbewußt mit dem Siegelring an ihrem Finger. Zum erstenmal war sie heute allein in der Abgeschiedenheit ihres eigenen Zimmers, bei verschlossener Tür, und sobald sie sich hingesetzt hatte, war sie plötzlich von den Ereignissen des Tages überwältigt worden. Alles war so schnell gegangen. Sie war verheiratet, ohne je wirklich damit gerechnet zu haben, nicht auf diese Weise, nicht an Bord eines Schiffes. Sie hatte gehofft und gebetet, es aber nicht für möglich gehalten, da es so viele Hindernisse zu geben schien. Sie hatte geheiratet, aber nicht vor dem Angesicht Gottes. Ich habe einen Mann geheiratet, auf den ich es abgesehen hatte, den ich bewußt ermutigt habe, mir den Hof zu machen; den Mann, den ich anbede, den ich aber betrogen habe – die Vergewaltigung war nicht meine Schuld, die Abtreibung notwendig, die Ohringe waren die einzige Möglichkeit, die Geheimhaltung der einzige Weg, um mein Leben zu schützen, aber dennoch ein Betrug. Diesen Mann, der mich mit aller Kraft liebt und der für mich alles riskiert, habe ich bestohlen und betrogen. Ich gehe beschmutzt in mein Brautbett, und dennoch...

Auf dem Rückweg an Land habe ich dreimal angefangen, es ihm zu sagen.

Das ist nicht wahr, ich habe angefangen, ihm einen Teil zu erzählen, den Teil mit den Ohrringen, aber jedesmal überwältigte mich seine Freude und ließ mich innehalten. Wahrheiten über seine Mutter und ihre Briefe sprudelten aus ihm hervor – und über Skye und Pater Leo und den englischen Priester, über den Admiral und Sir William –, wie man ihm den Weg versperrte, er aber am Ende doch gewonnen hatte... »Ich habe gewonnen, meine geliebte Frau. Ich habe dich gewonnen, und niemand kann dich mir wegnehmen...«

Gott ist mein Zeuge, ich weiß, es hätte ihn zerstört, wenn ich angefangen hätte, und wenn ich einmal angefangen hätte, hätte ich auch alles übrige verraten. Und dann wäre er gestorben, der arme, wunderbare Mann. Denn das ist er, wahrhaftig, der wunderbarste Mann meines Lebens. Ich weiß jetzt, daß ich ihn wirklich genauso liebe – keiner hätte sich solche Mühe gegeben, so viele Hindernisse beiseite räumen können. Ich liebe ihn, und dennoch...

Was muß ich tun?

Sie sah ihre Augen im Spiegel zurückstarren. Es gefiel ihr nicht, sich so ungeschützt zu sehen, und sie senkte den Blick. Sie sah ihre Finger, die den Ring in diese und jene Richtung drehten. Der Ring war aus Gold und schwer und trug das eingravierte Wappen der Familie Struan: den schottischen Löwen, umwunden vom chinesischen Drachen. Ist das das Gute mit dem Bösen, fragte sie sich und erschauerte plötzlich.

Um sich abzulenken, bürstete sie sich kräftig die Haare, aber es half nichts. Dunkle Gedanken stiegen wieder auf, schneller und immer schneller, alle – und er.

Ihr war, als müsse sie sie erbrechen. Sie fühlte sich schwach und preßte die Hände an die Schläfen. »Nicht... du mußt stark sein... du mußt stark sein, du bist allein, du mußt...« Ihr Stöhnen verstummte, als ein anderer Gedanke die Übelkeit vertrieb. »Aber ich bin nicht allein«, sagte sie laut. »Wir sind jetzt zu zweit, da ist Malcolm, und er braucht mich... zu zweit, Malcolm und ich, und Malcolm braucht mich, Malcolm, der mein Ehemann ist...«

Dann hörte sie ihn von unten rufen, so freudig: »Angel, beeil dich, wir müssen gehen... beeil dich!«

Ohne Hast stand sie auf, kniete vor der kleinen Madonna nieder und betete inbrünstig: »Mutter Gottes, vergib dieser Sünderin. Ich habe schwer gesündigt, ich bitte Dich um Vergebung. Ich habe schwer gesündigt und lebe eine Lüge, aber ich schwöre, ich werde diesem Mann die beste Ehefrau sein, solange es mir gestattet ist,

denn ich liebe ihn von ganzem Herzen, wie ich Dich liebe...«

»Wie schön, dich zu sehen, Raiko-chan«, sagte Meikin lächelnd und kniete ihr gegenüber nieder. »Es ist so lange her.« Sie war die Mama-san des Hauses der Glyzinie und Koikos Herrin, und sie befanden sich in Raikos allerprivatstem Heiligtum.

»Ja, danke, du erweist mir eine große Ehre«, sagte Raiko, entzückt, ihre alte Freundin zu sehen, allerdings etwas überrascht, daß Meikin so eifertig auf ihre Einladung zu einer geschäftlichen Besprechung reagiert hatte. »Bitte, bediene dich selbst von diesem bescheidenen Imbiß. Der Aal ist besonders delikat. Saké, bitte.« Meikin ließ sich von einer Dienerin einschenken. Die Geschäfte müssen gut gehen, dachte sie, und musterte die teure Ausstattung von Raikos Refugium.

»Die Zeiten sind zwar hart, doch zum Glück haben die Gai-Jin kaum eine Vorstellung vom Wert des Geldes, und so widerlich sie auch sein mögen, die Gewinne sind hoch und die Kosten von heißem Wasser und sauberen Handtüchern niedrig.« Die beiden Frauen lachten, beobachteten einander und warteten.

Meikin kostete von den delikaten Sushi und fing dann an, riesige Portionen zu vertilgen. Sie trug absichtlich einen unscheinbaren Reisekimono. Jeder, der sie anblickte, nahm an, sie sei die Frau eines kleinen Händlers und nicht eine der reichsten Mama-sans von ganz Edo, die Besitzerin eines der teuersten Freudenhäuser in der größten Yoshiwara des Landes – erst kürzlich nach dem Feuer des letzten Jahres vollkommen neu erbaut und ausgestattet –, Mama-san von zehn der begabtesten Geishas, zwanzig der liebevollsten Kurtisanen sowie Besitzerin des Kontrakts von Koiko der Lilie. Sie sah sich in Raikos innerstem Heiligtum um, das für besondere Anlässe reserviert war, bewunderte die kostbaren Kissen und Tatamis, plauderte, während sie aß, und fragte sich, warum man sie um ein

Treffen gebeten hatte.

Als das Essen verzehrt und die Dienerinnen entlassen worden waren, schenkte Raiko zwei Schalen von ihrem besten Brandy ein. »Gesundheit und Geld!«

»Gesundheit und Geld!« Die Qualität des Brandys war ausgezeichnet. »Gai-Jin scheinen ihre Vorzüge zu haben.«

»Auf dem Gebiet der Weine und Schnäpse ja, aber nicht, was ihre Anhängsel betrifft«, sagte Raiko glucksend. »Bitte gestatte mir, dir eine Flasche zu schenken. Einer meiner Kunden ist Furansu.«

»Danke. Es freut mich, daß das Geschäft so gut geht, Raiko-chan.«

»Es könnte immer besser sein.«

»Und Hinodeh?« fragte Meikin – ihr gehörte ihr halber Kontraktpreis. Als Hinodeh zuerst zu ihr gekommen war, hatte sie das Mädchen bei einer Cousine untergebracht, der Mama-san eines anderen Hauses, das ihr gehörte. Später hatte sie zufällig von Raikos merkwürdiger und höchst unorthodoxer Bitte um eine besondere Art von Mädchen erfahren. Es war einfach, die Vereinbarungen zu treffen – Raiko war eine alte Freundin, die sie seit vielen Jahren kannte und der sie vertraute, seit sie beide zusammen *maiko* und dann Kurtisanen gewesen waren. »Ist das Arrangement weiterhin zufriedenstellend?«

»Ich habe eine neue Zahlung für dich, obwohl der Mann langsam ist.«

Meikin lachte. »Das überrascht mich nicht. Du kannst großartig verhandeln.« Sie verneigte sich dankend.

»Er verspricht eine größere Zahlung in einigen Tagen. Vermutlich ein weiteres Paar Ohrringe.«

»Ah!« Meikin hatte das erste Paar gewinnbringend verkauft. »Das war ein höchst befriedigendes Geschäft.« Die Anzahlung des Kunden auf Hinodehs Kontrakt war mehr als genug gewesen, um für wenigstens ein Jahr alle Kosten zu decken. »Wie geht es ihr?«

Raiko berichtete von dem ersten und den folgenden Treffen. Die andere Frau hörte mit atemlosem Interesse zu.

»Sie hat recht, ihn als Bestie zu bezeichnen«, sagte Meikin.

»Er ist kein schlechter Mann. Ich glaube, diese Krankheit macht ihn wohl von Zeit zu Zeit verrückt. Zumindest weiß sie das Schlimmste und akzeptiert, daß er ihr Karma ist.«

»Darf ich fragen, ob... ob sie schon Male aufweist?«

»Nein, nichts. Aber jeden Tag läßt sie mich die Stellen untersuchen, die sie selbst auch mit einem Spiegel nicht sehen kann.«

»Seltsam, Raiko-chan.« Meikin rückte einen in ihrem Haar steckenden Kamm zurecht. »Wenn irgend etwas erscheint, das nicht zu verbergen ist – wird sie dann das Messer suchen?«

Raiko zuckte mit den Schultern. »Ich weiß nicht.«

»Hat sie dir gesagt, warum sie dieses Karma akzeptiert hat?«

»Nein. Nichts. Ich habe sie gern und kann nur wenig helfen. Ja, seltsam, daß sie es uns nicht sagen will, *neh?*« Raiko schlürfte ihren Brandy, angetan von der Wärme, die er in ihr erzeugte, und von dem seltenen Vergnügen, ihre älteste Freundin zu bewirten. Sie waren unzertrennlich gewesen, als sie noch *maiko* waren, später dann ein Liebespaar, und immer hatten sie einander Vertraulichkeiten erzählt – gefahrlos. »Heute abend besucht er sie. Wenn du willst, kannst du sie für eine Weile beobachten.«

Meikin kicherte. »Ich bin schon lange darüber hinaus, bei den Spielen anderer Interesse oder Erregung zu empfinden, seien sie nun gewalttätig oder leidenschaftlich – sogar bei gut bestückten Gai-Jin.« Sie war zu glücklich, mit ihrer alten Freundin zusammenzusein, um ihr die traurige Geschichte von Gekko und Shin Komoda zu erzählen. Sie hatte darauf bestanden, sie zu erfahren, ehe sie Hinodeh zu Raiko schickte.

Wenn Hinodeh tot ist, Raiko-chan, werde ich sie dir erzählen, und wir können gemeinsam eine Träne über den Kummer vergießen, den wir Frauen ertragen müssen. Bis dahin ist Hinodehs Ge-

heimnis sicher, und auch der Name ihres Sohnes und der Ort, an den er geschickt wurde, sind sicher.

Wärme durchströmte sie, denn sie liebte Geheimnisse und das Spiel des Lebens. »Hinodeh ist also untergebracht. Gut. Und jetzt?«

»Jetzt?« Raiko senkte die Stimme. »Vielleicht habe ich wichtige Informationen über Kriegspläne der Gai-Jin.«

Meikin hielt den Atem an. »Gegen Edo?«

»Ja.«

»Das könnten wertvolle Informationen sein, aber das Wissen wäre gefährlich – sehr gefährlich.«

»Ja, und seine Weitergabe wäre noch gefährlicher, wenn auch höchst wertvoll, wenn es an die richtige Person verkauft wird.«

Meikin tupfte sich einen Tropfen Brandy von der Haut, der auch Schweiß hätte sein können. »Und wenn solches Wissen einmal gekauft ist und sich als richtig oder unrichtig erweist, dann kommt es leicht dazu, daß Köpfe rollen.«

»Richtig.« Raiko war aufgeregter als seit Jahren. Sie hatte sich nie für Politik interessiert, aber die Nähe zu Hiraga und das durch ihn erlangte Wissen über die Shishi – und Geheimnisse über ihn und Ori, die sie von dem Shoya erfahren hatte – hatten ihren Appetit angeregt. Dies und ihre Beziehung zu Furansu-san, von dem sie Dinge über die Gai-Jin erfuhr. Dazu der Widerwille gegen die Baku-fu und Anjo, der eine andere alte Freundin ermordet hatte, Yuriko, Mama-san der Herberge ›Zu den Siebenundvierzig Ronin‹, weil sie Shishi beherbergt hatte.

Sie zitterte bei dem Gedanken, daß ihr Kopf auf einem Speer landen könnte, aber gleichzeitig erregte sie die Vorstellung auch. Yuriko war bereits in den *ukiyo*-é-Drucken der Schwimmenden Welt verewigt, ihr Name war der neue Lieblingsname der Geishas, und bald würde es ein No-Stück mit ihr als Heldin geben.

»Du hast recht«, flüsterte sie, »aber gewisse Informationen könnten das Risiko wert sein. Und wenn... wenn ich wichtiges geheimes

Wissen besäße über das... über das, was hohe Beamte insgeheim gegen die Gai-Jin planen, könnte ich es vielleicht auch zu unserem beiderseitigen Vorteil unterbringen.« Schweiß sammelte sich am Rand ihrer fein gearbeiteten Perücke, und sie tupfte ihn mit einem winzigen rosa Papiertuch ab. »Es ist heiß, *neh?*«

»Nicht so heiß wie das Feuer, in das wir uns vielleicht bringen.«

»Was wäre der Tag, an dem der Angriff beginnt, wert – und der Schlachtplan der Gai-Jin?« Heute morgen hatte ihr Furansu-san genug Einzelheiten berichtet, um auch den skeptischen Käufer zur Großmut zu verlocken.

Meikin spürte, wie ihr Herz pochte. Sie hatte gehofft, daß Raikos Einladung eine Sache wie diese betreffen möge. In den letzten zwei Jahren hatte sie ihr gegenüber öfter Andeutungen gemacht, wie wichtig für Sensei Katsumata alle Erkenntnisse über die Gai-Jin waren. Ihr Herz pochte aber auch, weil es in jüngster Zeit heimliche Anweisungen an alle Bakufu-Spione gegeben hatte, sich auf Yokohama zu konzentrieren, Geheimnisse der Gai-Jin auszuforschen und herauszufinden, wer dem Feind verbotene Informationen über japanische Angelegenheiten lieferte. Daß Raiko den ersten offenen Schritt getan hatte, war wichtig – sie war tatsächlich die einzige Person, der sie selbst bei einem so gefährlichen Spiel vertrauen würde.

Ja, Raiko war vertrauenswürdig, vollkommen – bis ihr Leben bedroht war. Aber ein ständiger Kanal für geheime Nachrichten würde sich bezahlt machen, nicht nur in Geld, sondern auch für die Sache – *sonno-joi* –, die sie von ganzem Herzen unterstützte. Und auch, weil man ihn benutzen könnte, um die Gai-Jin mit sorgfältig bedachten falschen Informationen zu versorgen.

Leise sagte sie: »Raiko, alte Freundin, ich habe keinen Zweifel, daß *taikō* Anjo oder Toranaga Yoshi teuer bezahlen würden, um diese Daten und andere Einzelheiten zu erfahren, aber ich bedaure sehr, es ist sehr schwierig, ihnen die in die Hand zu geben und dafür Geld zu kassieren, ohne daß eine von uns beiden kompromit-

tiert wird.«

»Brandy, Meikin-chan?« Zittrig vor Erregung schenkte Raiko ein.  
»Wenn irgend jemand ein solches Rätsel lösen könnte, dann du.«

Die beiden Frauen lächelten sich an. »Vielleicht.«

»Ja. Nun reicht es für den Augenblick. Wir können später fortfahren, morgen, wenn es dir recht ist. Du bleibst doch ein paar Tage hier in Yokohama.«

»Gerne. Aber nun laß uns von alten Zeiten reden. Wie geht es deinem Sohn?«

»Er ist wohlauf und klettert noch immer die Gyokoyama-Leiter hinauf.«

»Darf ich bei ihnen ein gutes Wort einlegen – wenn das auch gewiß unnötig ist. Eine ausgezeichnete Bank, die beste, ich erhalte dort die höchsten Zinsen – ich habe übrigens in zukünftige Reisernten investiert, eine Hungersnot soll bevorstehen. Dein Sohn müßte jetzt vierundzwanzig sein, *neh?*«

»Sechszwanzig. Und deine Tochter?«

»Allen armen und reichen Göttern sei Dank, ich habe sie erfolgreich mit einem Goshi verheiratet. Ihre Kinder sind also Samurai, sie hat bereits einen Sohn, aber, eeee, ihr Gatte ist teuer!« Meikin schüttelte den Kopf, dann lachte sie. »Aber ich sollte mich nicht beklagen, ich wandle nur die wertlosen Tröpfchen alter Männer in ein Erbe um, das wir nie für möglich gehalten hätten.«

Das Geräusch von Schritten mischte sich mit ihrem Lachen. Jemand klopfte an den Shoji. »Herrin?«

»Ja, Tsuki-chan?«

Die *maiko* schob die Tür einen Spalt auf und kniete nieder. »Ich bedaure sehr, aber Shoya Ryoshi, der Dorfälteste, bittet darum, Sie und Ihren Gast zu sehen.«

Raiko zog die Augenbrauen hoch. »Meinen Gast?«

»Ja, Herrin.«

Meikin runzelte die Stirn. »Ist es üblich, daß er Besucher be-



grüßt?«

»Nur die wichtigsten, und zweifellos bist du überaus wichtig, deine Gegenwart ehrt uns alle. Gewiß hat man ihm von deiner Ankunft berichtet. Das Netz seiner Informanten reicht weit, Meikinchan, er ist absolut vertrauenswürdig – und auch Vorsteher der Gyokoyama in Yokohama. Sollen wir ihn vorlassen?«

»Ja, aber nicht lange. Dann werde ich Kopfschmerzen vorschützen, damit wir unsere Plauderei bis zur Abendmahlzeit fortsetzen können.«

»Bring den Shoya hierher«, befahl Raiko der *maiko*, »aber sag zuerst den Mädchen, sie sollen frischen Tee und heißen Saké bringen – und nimm die Gläser mit und verstecke meinen Brandy. Meikinchan, wenn er wüßte, daß ich eine solche Quelle habe, wäre er eine tägliche Pest!«

Rasch war der Tisch abgeräumt und ihr Atem mit Kräutern gereinigt, dann trat der Shoya unter Verneigung ein. »Bitte verzeihen Sie, meine Damen«, sagte er fast unterwürfig, kniete nieder, verneigte sich, und sie erwiderten seine Verneigungen. »Bitte entschuldigen Sie meine schlechten Manieren, unangemeldet zu kommen, aber ich wollte mich vor einer so hochgestellten Persönlichkeit verneigen und sie in meinem Dorf willkommen heißen.«

Beide Frauen waren überrascht, daß er so ernst war, denn eigentlich bestand dazu kein Anlaß. Meikin war im nie zuvor begegnet, aber ihr eigener Gyokoyama-Beamter hatte ihn erwähnt und gesagt, er sei ein integrier Mann. Also erwiderte sie seine Höflichkeiten und machte ihm Komplimente über den Zustand der Yoshiwara und das Dorf. »Sie sind ein Mann von großem Ruf, Shoya.«

»Danke, danke.«

»Tee oder Saké?« fragte Raiko.

Er zögerte, wollte sprechen, hielt inne. Schweigen breitete sich aus, wurde lastender, bis Raiko schließlich sagte: »Bitte verzeihen Sie mir, Shoya, aber was ist los?«

»Es tut mir so leid...« Er wandte sich an Meikin. »Es tut mir so leid, Dame, Sie sind eine höchst geschätzte Kundin unserer Gesellschaft. Ich... ich...« Er griff in seinen Ärmel und reichte ihr ein Stück Papier, und sie blinzelte.

»Was ist das? Was steht darauf? Ich kann so klein Geschriebenes nicht lesen.«

»Es ist eine Brief... eine Brieftaubenbotschaft.« Der Shoya verstummte und zeigte wie betäubt auf das Papier.

Erschrocken nahm Raiko den Zettel und hielt ihn ans Licht. Ihre Augen überflogen die winzige Schrift. Sie erbleichte, schwankte und sank auf die Knie. »Hier steht: *Mordversuch an Herrn Yoshi im Dorf Hamamatsu am frühen Morgen gescheitert. Einzelner Shishi-Mörder von ihm erschlagen. Dame Koiko ebenfalls bei Handgemenge getötet. Informiert Haus der Glyzinie über unsere große Trauer. Weitere Informationen so bald wie möglich. Namu Amida Butsu...*«

Meikin war aschfahl geworden. Ihre Lippen formten die Worte: Koiko tot?

»Es muß ein Irrtum sein«, rief Raiko gequält aus. »Koiko tot? Wann ist das passiert? Hier steht kein Datum! Shoya, wie haben Sie... Es muß eine Lüge sein...«

»Tut mir leid, das Datum steht verschlüsselt obenan«, murmelte er. »Es geschah gestern am frühen Morgen. In der Herberge an der Tokaidō, Hamamatsu. Kein Irrtum, Dame, nein, tut mir leid.«

»Namu Amida Butsu! Koiko? Koiko ist tot?« schluchzte Raiko auf.

Meikin starrte sie ausdruckslos an, Tränen liefen ihr über die Wangen, dann brach sie ohnmächtig zusammen.

»Dienerinnen!«

Sie kamen herbeigelaufen und brachten Riechsalz und kalte Handtücher und kümmerten sich um Meikin, während Raiko versuchte, sich zu sammeln und zu begreifen, was das Ganze für sie bedeutete. Zum erstenmal war sie unsicher, ob Meikin noch ver-

trauenswürdig oder jetzt zu einer Gefahr geworden war, die sie meiden mußte.

Der Shoya kniete regungslos da. Er tat, als sei er erschrocken und entsetzt, schlechte Nachrichten zu überbringen, aber insgeheim freute er sich, Zeuge dieser erstaunlichen Geschehnisse zu werden.

Den zweiten Zettel mit einer nur für ihn bestimmten, verschlüsselten Botschaft hatte er ihnen nicht gegeben: *Mörderin war Sumomo. Koiko angeblich in eine Verschwörung verwickelt, wurde mit Shuriken verwundet und dann von Yoshi enthauptet. Schließung von Meikins Konten vorbereiten. Sumomos Erwähnung vermeiden. Hiraga sorgfältig bewachen, seine Information ist unbezahlbar. Auf weitere Information drängen; seine Familie wird wie vereinbart finanziell unterstützt. Wir brauchen dringend die Kriegspläne der Gai-Jin, um jeden Preis.*

Als er die Botschaft erhielt, hatte er in seinen Büchern sofort Meikins Guthaben nachgeschlagen, obwohl er den Betrag auswendig kannte. Kein Grund zur Sorge. Ob sie nun Herrn Yoshi von ihrer Unschuld überzeugen konnte oder nicht, die Bank würde in beiden Fällen profitieren. Falls sie keinen Erfolg hatte, würde eine andere Mama-san ihren Platz einnehmen – und die Gyokoyama würden ihren noch vorhandenen Reichtum dazu benutzen, die Nachfolgerin zu finanzieren. Die Gyokoyama hatten das Monopol auf alle Geldgeschäfte in der Yoshiwara – eine sehr profitable Einkommensquelle.

Wie eigenartig das Leben doch spielt, dachte er und überlegte, was diese beiden denken würden, wenn sie den Grund für den unentrinnbaren Zugriff der Gyokoyama kennen würden. Eines der innersten Geheimnisse ihres *zaibatsu* war, daß die Gründerin eine Mama-san war, allerdings eine sehr außergewöhnliche Mama-san.

Zu Beginn des 17. Jahrhunderts plante sie mit Zustimmung von Shōgun Toranaga einen ummauerten Bezirk; ausschließlich dort hatten in Zukunft alle Freudenhäuser von Edo, hoch und niedrig, ihre Geschäfte abzuwickeln – damals waren die Bordelle in der gan-

zen Stadt verteilt. Sie nannten den Bezirk Yoshiwara, Schilfort, nach dem Gebiet, das Toranaga ihr zugeteilt hatte. Als nächstes schuf sie eine neue Klasse von Kurtisanen, die *geishas*, die nicht routinemäßig fürs Kopfkissen bestimmt waren.

Dann fing sie an, Geld zu verleihen. Zunächst konzentrierte sie sich auf die Yoshiwara von Edo, streckte ihre Fangarme aber bald nach allen anderen aus, die im Lande eingerichtet wurden. Shōgun Toranaga hatte in seiner Weisheit vorausgesehen, daß in solchen Bezirken die Lieferanten und ihre Kunden leichter zu überwachen und zu besteuern sein würden.

Zu guter Letzt gelang es ihr auf die eine oder andere Weise – noch immer wußte niemand, wie sie das Unmögliche schaffte –, Shōgun Toranaga zu überreden, ihren ältesten Sohn zum Samurai zu machen. Binnen kurzem kamen auch ihre anderen Söhne zu Wohlstand: im Schiffbau, als Reishändler, Saké- und Bierhersteller. Nach wenigen Jahren erhielt sie die Erlaubnis, daß der Samurai-Zweig der Familie den Namen Shimoda tragen durfte. Schließlich starb sie mit zweiundneunzig Jahren. Ihr Name als Mama-san lautete Gyoko, Dame Glück.

»Shoya«, schluchzte Meikin, die wieder zu sich gekommen war, »bitte raten Sie mir, was ich tun soll, bitte.«

»Sie müssen warten Dame, geduldig sein und warten«, sagte er zögernd; er hatte sofort bemerkt, daß ihr Schluchzen zwar laut und herzerreißend war, ihre Augen aber entsetzlich hart.

»Warten? Worauf warten? Natürlich warten, aber was sonst noch?«

»Wir... wir kennen noch nicht alle Einzelheiten dessen, was geschehen ist, Dame. Es tut mir leid, aber besteht die Möglichkeit, daß die Dame Koiko Teil der Verschwörung war?« fragte er, aus reiner Freude am Quälen das Messer in der Wunde drehend. Obwohl die Gyokoyama keine Beweise besaß, wurde Meikin gefährlicher *sonno-jo-i*-Verbindungen und einer Beziehung zum Raben verdäch-

tigt, ein weiterer Grund, warum man ihr geraten hatte, zukünftige Reisernten aufzukaufen, nicht nur als kluge Investition, sondern auch als ein von der Bank kontrollierter Schutz dagegen, daß sie angeklagt und verurteilt wurde.

»Koiko in eine Verschwörung verwickelt? Natürlich nicht«, platzte Meikin heraus.

»Meikin-san, wenn Herr Yoshi zurückkehrt, wird er gewiß nach Ihnen als ihrer Mama-san schicken. Tut mir leid, aber im Falle, daß Feinde gegen Sie geflüstert haben, wäre es weise, Zeichen... Zeichen Ihres... Respekts bereitzuhalten.«

Keine der beiden Frauen fragte, um welche Feinde es sich handeln könnte. Erfolg schuf Eifersucht und heimlichen Haß, in der Schwimmenden Welt genauso wie in der anderen Welt. Und beide waren erfolgreich.

Meikin hatte jetzt ihren Schock überwunden und konzentrierte sich auf eine mögliche Flucht – für den Fall, daß Koiko sie verraten hatte oder Yoshi Beweise dafür besaß, daß sowohl sie als auch Koiko *sonno-joi* und die Shishi unterstützten und Katsumata kannten. Aber in Wirklichkeit war eine Flucht gar nicht möglich. Nippon war zu gut strukturiert. Im ganzen Land bildeten zehn Familienoberhäupter die Grundeinheit, die in einem bestimmten Gebiet für den Gehorsam gegenüber den Gesetzen verantwortlich war; zehn dieser Einheiten bildeten eine andere, ebenso verantwortliche Gruppierung, von diesen waren wiederum zehn zusammengeschlossen und so weiter, bis hinauf zum obersten Gesetzgeber, dem Daimyo.

Sie konnte nirgends hingehen und sich nirgends verstecken. »Was könnte ich dem großen Herrn Yoshi schon geben?« fragte sie mit heiserer Stimme und fühlte sich elender als je zuvor.

»Vielleicht... vielleicht Informationen.«

»Welche Art von Informationen?«

»Ich weiß es nicht, tut mir leid«, sagte er mit gespielter Traurigkeit. Dumm, sich mit Shishi einzulassen, die ständig die unverzeih-

liche Sünde des Versagens begingen. »Ich weiß nicht, Dame, aber Herr Yoshi muß sich Sorgen machen, große Sorgen, was die abscheuliche Flotte der Gai-Jin tun wird. Sie bereiten sich auf einen Krieg vor, *neh?*«

In dem Augenblick, als er das sagte, sah er, daß Meikins Augen noch stechender wurden und Raiko fest ansahen, die leicht errötete. Aha, dachte er, sie wissen es bereits – kein Wunder, sie führen ja auch die verachtenswerten Gai-Jin zu Bett! Bei allen Göttern, wenn es denn Götter gibt, was diese beiden Frauen wissen, müssen die Gyokoyama natürlich schnellstens erfahren.

»Die Nachricht könnte – würde seinen Schmerz lindern«, sagte er und nickte weise, wie ein Bankier das tun würde. »Und den Ihren.«

Fünzig Schritte entfernt in einem Haus innerhalb der Mauern der Herberge saß Phillip Tyrer mit gekreuzten Beinen nackt unter seiner Yokata. Fujiko kniete hinter ihm. Ihre kundigen Hände massierten seine Halsmuskeln, fanden die Punkte von Lust und Schmerz. Sie trug eine Schlaf-Yokata, ihr Haar war gelöst. Nun rückte sie näher und biß ihn zart ins Ohrläppchen, nahe an der Mitte, wo die erotischen Punkte lagen. Ihre Zunge steigerte seine Lust dramatisch.

Sinnlich glitten die Finger zu seinen Schultern, ließen nicht ab, nahmen ihm seine Sorgen: die Konferenzen mit Sir William und Seratard, bei denen er seinem Vorgesetzten geholfen hatte, mit diesem Franzosen und seinen verschlagenen Versuchen fertig zu werden, einen winzigen Vorteil zu gewinnen, wo doch dieser schleimige Halunke nur zwei mittelmäßige Schiffe hat, während wir eine ganze Flotte bereit halten, und zwar mit Männern und nicht mit Kriechern an Bord!

Sie hatten sich Notizen gemacht, anschließend zwei alternative Schlachtpläne für ihre Regierungen in korrektes diplomatisches Englisch und Französisch gefaßt und dann in weniger gewundene

Befehle übersetzt, die der Admiral und der General ausführen sollten. Die Zeit lief ihnen davon. André war bei der morgendlichen Zusammenkunft ein Pluspunkt gewesen, wohl vorbereitet, mit immer neuen Ideen und Terminvorschlägen, und hatte die beiden Vorgesetzten dazu gebracht, sich zu einigen und Entscheidungen zu fällen. Alle vier hatten Geheimhaltung geschworen.

Dann endlich war er aus der Gesandtschaft und über die Brücke geschlüpft, hatte an die Tür geklopft, die sofort von Raiko persönlich geöffnet wurde, und war unter Verneigungen hineingebeten und durch den Garten geführt worden. Man hatte ihn gebadet und ihm zu essen gegeben, doch vorher hatte Raiko endlich begonnen, ihn so zu behandeln, wie ein wichtiger Beamter behandelt werden sollte.

Verdammt, das wurde auch Zeit, dachte er nicht wenig erfreut. Jeder seiner Nerven war auf Fujikos Finger eingestimmt...

Sie konzentrierte sich im wesentlichen auf Raikos Warnung: »Irgendeine Person von niedriger Klasse im Gasthaus ›Zur Lilie‹ hat unseren Gai-Jin-Herrn verführt und uns entfremdet. Unter großen Unkosten habe ich ihn hergelockt und dafür an Vermittler viel Geld bezahlt. Du darfst heute abend nicht versagen, dies ist vielleicht deine letzte Chance, ihn mit seidenen Kordeln an uns zu binden. Benutze jeden Trick, jede Technik... sogar den Mond hinter dem Berg.«

Fujiko war zusammengezuckt. Sie hatte das nie zuvor versucht, nicht einmal in der hitzigsten Umarmung. Es macht nichts, dachte sie stoisch, besser ein paar unangenehme Augenblicke exzentrischen Verhaltens als heute abend keine Gai-Jin-Bezahlung und kein fester Kontrakt.

Während ihre Finger massierten und sie leise zu murmeln begann, drängten sich ihr tagtraumhafte Bilder von einem Bauernhaus auf, von Kindern, einem guten Mann, reifenden Reisfeldern, so großartig und angenehm und...

Entschlossen schob sie sie beiseite.

Bis der Kunde eingeschlafen ist, befahl sie sich selbst.

Heute abend wirst du den undankbaren Hund für immer in die Falle locken! Es ist eine Sache des Gesichts für das ganze Haus! Übertölpelt von einer geringklassigen Person aus dem Gasthaus ›Zur Lilie!‹

Pah!

## 44

Der Clipper *Prancing Cloud* lag beim Gezeitenwechsel schaukelnd vor Anker. »Schiff gesichert, Sir«, meldete der Erste Offizier. Captain Strongbow nickte zufrieden.

Sie befanden sich auf dem Achterdeck. Der Wind ließ die Spieren und Taljen über ihnen knarren. Strongbow war ein großer, zäher Mann von fünfzig Jahren. »Wird eine angenehme Nacht, Lieutenant, frisch, aber nicht kalt.« Er lächelte und fügte leise hinzu: »Gut für unsere Gäste, was?«

Der Erste Offizier, ebenso groß und zäh und wettergegerbt, aber halb so alt, grinste. »Aye aye, Sir.«

Angélique und Malcolm waren auf dem Hauptdeck unter ihnen, lehnten dicht beieinander am Schanzdeck und starrten auf die Lichter von Yokohama. Malcolm trug zwanglose Kleidung, und zum erstenmal benutzte er ohne allzu großes Unbehagen an Bord nur eine Krücke. Sie hatte sich einen schweren roten Schal um die Schultern gelegt und über ihr langes, lose hängendes Kleid geschlungen. Sie standen in der Nähe einer Deckskanone. Das Schiff hatte zehn Dreißigpfünder an Backbord und Steuerbord sowie Bug-



und Heckgeschütze, und seine Kanoniere waren so gut wie die von der Navy. Strongbows ganzer Stolz.

»Hübsch, nicht wahr, Liebste?« sagte Malcolm, wahrhaft glücklich wie nur wenige Male in seinem Leben.

»Heute abend ist die ganze Welt hübsch, *mon amour*«, sagte sie und schmiegte sich enger an ihn. Das Dinner war bereits vorüber, und sie warteten darauf, daß die Hauptkajüte, die das ganze Heck einnahm, aufgeräumt und für die Nacht vorbereitet wurde. Solange nicht der Tai-Pan an Bord war, war sie das Quartier des Kapitäns – eines der vielen Gesetze, die Dirk Struan vor dreißig Jahren festgelegt hatte. Noch immer wurde die Flotte bis ins letzte Detail von seinem Diktat regiert: sehr guter Lohn, peinlichste Sauberkeit, Kampfbereitschaft.

Strongbow beobachtete die Tide und überprüfte die Schiffsposition in bezug auf den Wind. In diesen Gewässern konnte eine Veränderung der Tide ankündigen, daß Stunden später eine *tsunami* kommen würde, eine riesige Welle, von einem vielleicht tausend Meilen entfernten subozeanischen Erdstoß erzeugt, die alles verschlang, was auf ihrem Weg lag, sowohl auf dem Meer als auch, wenn sie das Ufer erreichte, in den Küstenstädten.

Als er sich vergewissert hatte, daß die Verschiebung normal war, wandte er die Blicke wieder Struan zu. Er war froh, ihn an Bord zu haben und morgen früh mit äußerster Kraft nach Hongkong aufbrechen zu können. Wie alle anderen wußte er, daß SIE SELBST den jungen Mann schon vor Wochen nach Hause befohlen hatte. Doch daß das Mädchen an Bord war, beunruhigte ihn.

Mein Gott, ich will verdammt sein, wenn ich sie Mrs. Struan nennen kann – davon gibt es nur eine, dachte er. Der junge Malcolm verheiratet? Trotz IHRER Anordnungen? Gegen IHREN Widerstand? Er muß übergeschnappt sein! Ist die Eheschließung legal? Nach den auf See geltenden Gesetzen ja, wenn sie großjährig wären, aber das sind sie nicht. Wird die Ehe für ungültig erklärt? Aber

sicher. SIE wird zwanzig Möglichkeiten finden, sie zu annullieren, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken. Allmächtiger Gott!

Und was wird dann aus dem Mädchen? Und was geschieht mit dem jungen Malcolm? Wie in aller Welt kann er gegen SIE gewinnen? Ich bin froh, daß ich nicht derjenige war, der sie getraut hat. Hätte ich es getan, wenn er mich darum gebeten hätte? Nie im Leben! Niemals!

Sie wird Gift und Galle spucken, weil sie minderjährig sind und das Mädchen katholisch ist. Das wird eine königliche Schlacht, diesmal Mutter gegen Sohn, ein Kampf auf Leben und Tod, und wir alle wissen, daß sie teuflisch sein kann, wenn sie sich aufregt – schlimmer als meine Katze. Obwohl, auch der junge Malcolm hat sich verändert, er wirkt entschlossener denn je. Warum? Wegen des Mädchens? Das weiß Gott allein, aber es wäre eine willkommene Veränderung, wieder einen richtigen Tai-Pan zu haben, einen Mann.

Jede Wette, daß der junge Malcolm Feuer und Flamme für sie ist, und wer wollte es ihm verdenken? Ich doch nicht! Ich würde sie selbst heiraten, wenn ich die Chance hätte, aber bei Gott, diesmal habe ich es nicht eilig, mich zurückzumelden und loszulaufen, um zu trinken und mit meiner Katze ins Bett zu gehen. Er kicherte. Katze war seine langjährige Geliebte, ein Mädchen aus Shanghai, deren Eifersucht legendär war, deren Leidenschaft jedoch ihresgleichen suchte.

»Was ist mit unseren geänderten Weisungen, Sir?«

Strongbow zuckte die Achseln. Sicher war es nicht nötig, daß Malcolm vor der Morgendämmerung von Bord ging, um dann wieder zurückzukommen, nicht bei seiner Gehbehinderung – eine Krücke oder zwei, das spielte keine Rolle. McFay konnte sich um alles kümmern und Dinge, die unterschrieben werden mußten, an Bord bringen. Ach, ja, Jamie. Irgend etwas stinkt da – warum sonst die Geheimniskrämerei und der gestrichene Landurlaub für die Mannschaft?

Er hatte Gerüchte über ein bevorstehendes Duell gehört. Genau die Art von idiotischer Eskapade, zu der der Stolz der Struans führt, dachte er, vor dem Ablegen noch schnell zu bewältigen, alles, um die Brocks zu demütigen. Dabei weiß jeder, daß wir Frieden schließen sollten, die Fehde dauert schon zu lange, sie sind auf dem aufsteigenden Ast, und uns stoßen sie mit der Nase in den Eimer. Ob wir unter ihrer Flagge segeln werden, wenn Weihnachten kommt? Bei Gott, ich hoffe nicht.

Er sah, wie Malcolm den Arm um das Mädchen legte und sie sich noch enger an ihn schmiegte, und verspürte großes Mitleid mit ihnen. Harte Jugend, hart, Tai-Pan oder fast Tai-Pan vom Noble House zu sein bei einem solchen Großvater – und so einer Mutter. Er schritt über das Achterdeck und blickte hinaus auf die offene See. Der Erste Offizier folgte ihm. Dann sahen beide hinauf in die Wanten, wo ein paar ruhende Seevögel krächzend die Stellung wechselten. Dann flog einer der Vögel von den stattlichen obersten Spieren und verschwand zu seinem nächtlichen Fischzug in der Dunkelheit.

Malcolm und Angélique hatten sich nicht gerührt. Die Halbstunden-Sanduhr auf der Brücke war leer. Sofort drehte der Wachtposten sie um und läutete sechs Glasen, elf Uhr nachts. Von anderen Schiffen in der Bucht kam das Echo. Die beiden erwachten aus ihrer Träumerei. »Wollen wir nach unten gehen, Angel?«

»Ja, gleich, mein Liebster. Chen sagte, er würde uns Bescheid geben, wenn unsere Kabine bereit ist.« Sie hatte daran gedacht, seit er gesagt hatte: »Wie würde es dir gefallen, heute zu heiraten...« Sie lächelte und küßte ihn, bereit und mit sich in Frieden.

Weitere Seevögel starteten von der Takelage. Chen erschien und sagte, alles sei so, wie der Tai-Pan es angeordnet habe.

Auf kantonesisch sagte Malcolm noch: »Denk daran, weck Tai-tai nicht auf, wenn du mich weckst.« Tai-tai bedeutete Höchste der Höchsten, Erste Gemahlin – die in jedem chinesischen Haushalt

oberstes Gesetz war wie der Gemahl in der Außenwelt.

»Schlafen Sie wohl, Master, zehntausend Söhne, Missee.«

»*Tai-tai*«, sagte Malcolm, ihn berichtigend.

»Zehntausend Söhne, *Tai-tai*.«

»Was hatte das zu bedeuten, Malcolm?« fragte sie lächelnd.

»Er hat dir eine glückliche Ehe gewünscht.«

»*Doh jeh*, Chen«, sagte sie – danke.

Chen wartete, bis sie den Offizieren gute Nacht gewünscht hatten und nach unten gegangen waren – Malcolm benutzte nur eine Krücke und stützte sich auf Angélique. Ayeeeah, dachte er, mögen alle großen und kleinen Götter den Master beschützen und ihm eine Nacht schenken, die all den Schmerz wert ist – den vergangenen und den zukünftigen –, aber mögen sie zuerst an mich und meine Probleme denken und Illustrious Chen und der *Tai-tai* Tess erklären, daß ich nichts mit dieser Heirat zu tun hatte.

Malcolm lehnte an der Tür, entschlossen, ohne Krücken zu seinem Brautbett zu gelangen. Angélique war neben der Kojе stehengeblieben und drehte sich zu ihm um. Die Kajüte war aufgeräumt und warm, der große Eßtisch und die Kapitänsstühle waren am Boden befestigt, genau wie die Kojе, die zwei Personen Platz bot, ein weiteres Gesetz des *Tai-Pan*. Ihr Kopfende befand sich in der Mitte des Heckschotts, die Seiten waren mit Leinenkordeln gegen das Schwanken des Decks gesichert, wenn das Schiff gegen den Wind segelte oder unter vollen Segeln halste, jetzt hatte man sie eingearollt. Backbords lag ein kleines Badezimmer mit Toilette, steuerbords eine Seekiste für Kleider. Von einem Decksbalken hing eine Öllampe, die Schatten warf.

Beide zögerten.

»Angel?«

»Ja, *chéri*?«

»Ich liebe dich.«

»Ich liebe dich auch, Malcolm. Ich bin so glücklich.«

Noch immer rührte sich keiner von ihnen. Ihr Tuch hatte sich leicht verschoben und enthüllte ihre Schultern und das blaßgrüne, hochtaillierte Kleid, das nach der neuesten Pariser Mode geschnitten war. Die weichen, unter der Brust zusammengegrafften Seidenfalten hoben und senkten sich im Takt ihres Herzschlags. Als sie zum Dinner erschienen war, bei dem Strongbow ihr Gast war, hatten beide Herren unwillkürlich den Atem angehalten.

Ihre Augen spiegelten sich in seinen. Sie konnte das Warten und sein Verlangen, das nach ihr zu greifen, sie zu umfassen und zu ersticken drohte, nicht länger ertragen, und so eilte sie in seine Arme. Leidenschaftlich. Unbemerkt fiel ihr Schal zu Boden.

Etwas benommen murmelte sie: »Komm, *chéri*.« Sie nahm seine Hand, stützte einen Teil seines Gewichts ab, sprach ein weiteres stilles Gebet um Hilfe, tat Vergangenheit und Zukunft ab und überließ sich ganz der Gegenwart. Sie führte ihn zur Kojе, entschlossen, alles zu sein, was er begehrte und erwartete. Seit der Zeremonie heute mittag hatte sie diesen Augenblick und ihre Rolle geplant, hatte ihre eigenen Ideen und das, was Colette über das Verhalten einiger großer Hofdamen in der ersten Nacht zugeflüstert hatte, Revue passieren lassen. »Es ist wichtig, Angélique, die Führung zu übernehmen, den Hengst zu kontrollieren, wie ein guter Reiter das tun sollte, mit starken Händen und festen Schenkeln, entschlossen, aber sanft, um die anfängliche Gewalt zu beseitigen, die selbst der gehorsamste Ehemann an den Tag legt – um den Schmerz zu verringern. Sei vorbereitet...«

Seine Ungeduld war gewaltig, seine großen Hände waren überall, seine Lippen preßten sich stärker auf die ihren. »Laß mich dir helfen«, sagte sie heiser, nahm ihm den Gehrock ab, half ihm dann aus dem Hemd und zuckte zurück, als sie das Ausmaß der Narbe an seiner Taille sah.

»*Mon Dieu*, ich hatte vergessen, wie schlimm du verwundet warst.«

Seine Leidenschaft verflüchtigte sich, aber nicht das Pochen seines Herzens. Alle Instinkte trieben ihn, sich mit dem Hemd oder dem Laken zu bedecken, doch er zwang sich, es nicht zu tun. Die Narbe war eine Tatsache, gehörte zu seinem Leben. »Es tut mir leid.«

»Es soll dir nicht leid tun, *chéri*«, sagte sie mit Tränen in den Augen und drückte ihn an sich. »Mir tut es leid, so leid für dich, all dieser Schrecken... es tut mir so leid.«

»Das soll es nicht, mein Liebling, Joss. Bald wird es nur noch ein böser Traum sein, für uns beide, das verspreche ich.«

»Ja, *chéri*, verzeih, das war so albern von mir«, sagte sie, hielt ihn noch immer umfaßt, und gleich darauf, als das Mitleid mit ihm sich verringert hatte, war sie wütend auf sich selbst wegen ihres Fehlers. Sie küßte ihn rasch und tat so, als sei das alles nie geschehen. »Entschuldige, *mon amour*, wie dumm von mir! Setz dich einen Augenblick hin.« Er gehorchte wie ein kleines Kind.

Sie beobachtete ihn mit halb geschlossenen, aber glänzenden Augen, löste den seidenen Gürtel, öffnete dann die hinteren Knöpfe und ließ das Kleid fallen, wie sie es geplant hatte. Nur ein Halbrock und Pantalons blieben zurück. Er griff nach ihr, aber sie kicherte und entzog sich ihm, ging zur Seekiste, auf der ihr Spiegel und ihre Salben standen, und tupfte sich gemächlich spielerisch und aufreizend Parfüm hinter die Ohren und auf beide Brüste.

Aber er nahm es nicht übel, sondern verzehrte sich nach ihr und war entzückt, denn sie hatte ihm viele Male mit unterschiedlichen Worten erklärt: »Wir Franzosen sind anders als du, liebster Malcolm, wir sind offen in der Liebe, ganz im Gegensatz zu den Engländern. Wir glauben, daß die Liebe wie eine köstliche Mahlzeit sein sollte, die die Sinne entzückt, alle Sinne, und nicht so, wie man es unseren armen englischen Schwestern und ihren Brüdern beibringt: daß sie schnell und im Dunkeln vollzogen werden sollte,

weil man irgendwie glaubt, der Akt sei schmutzig und der Körper etwas, dessen man sich schämen muß. Du wirst sehen, wenn wir verheiratet sind...«

Und nun waren sie verheiratet. Sie war seine Frau, sie war ihm zu liebe kokett, und er spürte freudige Erregung. Gott sei Dank dafür, dachte er, einstweilen erleichtert – er hatte sich wochenlang Sorgen gemacht und an das Mädchen aus der Yoshiwara denken müssen. »Angel«, sagte er kehlig.

Scheu stieg sie aus ihren Unterkleidern, ging zur Hängelampe und drehte den Docht herunter, bis er gerade noch genügend Licht gab. Sie war liebevoller, als er es sich je vorgestellt hatte – der Anblick ihres nackten Körpers war wie ein Traum und gleichzeitig schmerzhaft und lebhaft real. Ohne Eile kletterte sie auf der anderen Seite in die Kojе und legte sich neben ihn.

Geflüsterte Liebesworte, Hände, die berührten und erforschten... Sein Atem ging schwer, er rückte näher, bekam kaum noch Luft, als er sich bewegte... Ihre Lippen waren heiß, ihre Küsse leidenschaftlich. Angélique's Hände zögerten, und all ihre Sinne waren auf das Bild der glücklichen, unschuldigen ersten Liebe konzentriert, das sie ihm von sich vermitteln wollte – verzweifelt bemüht, ihm zu gefallen, dennoch aber ein wenig ängstlich.

»O Malcolm, o Malcolm...«, murmelte sie, küßte ihn leidenschaftlich und betete darum, es möge stimmen, was Babcott als Antwort auf ihre Fragen gesagt hatte: »Machen Sie sich keine Sorgen, für eine Weile wird er nicht bequem reiten oder glänzend Polka tanzen können, aber das spielt keine Rolle, er kann einen Vierspanner fahren, ein Schiff befehligen, das Noble House leiten, viele Kinder zeugen – und der beste aller Ehemänner sein...«

Ihr Verlangen war jetzt sehr stark. Aber sie zügelte ihr Begehren, hielt sich an ihren Plan, half ihm und leitete ihn an, und dann ein scharfes Keuchen, sie wankte nicht, hielt ihn jetzt ganz fest, reagierte und antwortete, bis er nach kurzer Zeit aufschrie. Ihr ganzer Kör-

per bebte von den Zuckungen seiner Entladung, und die Schreie dauerten und dauerten, und dann lag sein hilfloses, keuchendes, totes Gewicht auf ihr und zerdrückte sie – und zerdrückte sie auch wieder nicht.

Wie eigenartig, daß ich sein Gewicht so leicht tragen kann, alles paßte zusammen, dachte sie. Ihr Mund flüsterte süße und zärtliche Worte, besänftigte sein keuchendes Wimmern, zufrieden, daß ihre erste Vereinigung so angenehm verlaufen war.

Er war nur halb bei Bewußtsein, verloren auf irgendeiner fremden Ebene, gewichtslos, leer, ohne Gefühle und doch gesättigt von der Liebe zu diesem unglaublichen Geschöpf, das in seiner Nacktheit alles war, was er sich je vorgestellt hatte, und mehr. Ihr Geruch und Geschmack, ihr ganzes Sein, jeder Teil von ihm war befriedigt. Alles war der Mühe wert gewesen. Euphorie. Jetzt ist sie mein, und ich bete zu Gott, daß ich ihr nicht weh getan habe.

»Alles in Ordnung, Angel?« fragte er heiser. Sein Herz schlug jetzt langsamer, aber er konnte noch immer kaum sprechen. »Habe ich dir weh getan?«

»O nein, mein Liebling... ich liebe dich so sehr.«

»Ich... dich auch, Angel, ich kann dir gar nicht sagen wie sehr.« Er küßte sie und wollte sein Gewicht auf die Ellbogen verlagern.

»Nein, beweg dich nicht, noch nicht, bitte, ich mag es, wenn du... Was ist los, Liebling?« fragte sie nervös, und ihre Arme spannten sich.

»Nichts, gar nichts«, murmelte er und kämpfte mit dem plötzlichen Schmerz, der von seinen Lenden bis zur Schädelbasis gefahren war, als er sich bewegt hatte. Vorsichtig versuchte er es noch einmal; diesmal ging es besser. Jetzt unterdrückte er sein Stöhnen.

»Beweg dich nicht, Malcolm«, sagte sie zärtlich, »bleib liegen, ruh dich aus, *mon amour*. Ich mag dich so, bitte... bitte.«

Dankbar gehorchte er, murmelte, wie sehr er sie liebe. Er fühlte sich so behaglich, so friedlich, so vollkommen befriedigt, daß er



einschlummerte und dann tief einschlief. Die Schiffsglocke schlug ein Glasen: halb ein Uhr nachts, aber er rührte sich nicht, und sie lag da, beruhigt, besänftigt und zufrieden. Ihre Zukunft war begründet, sie genoß die Stille der Kajüte; irgendwo knackten Balken, Wellen schwappten gegen den Schiffsrumpf, und auch sie kostete das Gefühl der Erfüllung.

Ohne ihn zu wecken, glitt sie unter ihm hervor, ging ins Badezimmer und wusch sich. Sie seufzte und betete um Vergebung. Ein Kratzer mit dem kleinen Messer. André hatte gesagt: »Es ist schwierig, fast unmöglich für einen Mann, festzustellen, ob das Mädchen in der Hochzeitsnacht noch Jungfrau ist, wenn er keine Verdachtsgründe hat. Ein bißchen Angst, ein Keuchen zur rechten Zeit, ein vielsagender Blutfleck, der den Ausschlag gibt, und am Morgen wird alles heiter und gelassen und so sein, wie es sein sollte.«

Was für ein schrecklicher Zyniker André ist, dachte sie. Gott schütze mich vor ihm und vergebe mir meine Sünde – ich bin froh, daß ich verheiratet bin und bald nach Hongkong abreisen werde, damit ich nicht noch mehr Schmuck verlieren oder überhaupt noch jemals an ihn denken muß...

Sie tanzte beinahe zur Kojе hinüber. Geschmeidig glitt sie ins Bett, hielt seine Hand, schloß die Augen und sah herrliche Bilder von ihrer Zukunft vor sich. Ich liebe ihn wirklich sehr.

Plötzlich war sie wach und glaubte, ein weiteres Erdbeben gespürt zu haben. Die Kajüte war dunkel bis auf die winzige Flamme der leicht schwankenden Hängelampe. Dann fiel ihr ein, daß sie den Docht vor dem Einschlafen heruntergedreht hatte. Sie erkannte, daß das Geräusch, von dem sie erwacht war, die Schiffsglocke und nicht das Glockenläuten der Kathedrale beim Erdbeben in ihrem Traum war. Das Erdbeben selbst war nur die Bewegung des Schiffes, sie hatte keinen Alptraum gehabt. Dann, als sie ihn neben sich

sah, spürte sie eine liebevolle Wärme, wie sie sie noch nie empfunden hatte. Sie wußte, daß sie verheiratet war, und auch das war kein Traum.

Vier Glasen? Zwei Uhr früh oder sechs Uhr früh? Nein, dumm, das kann nicht sein, sonst wäre draußen vor den Bullaugen Licht, und Malcolm hat gesagt, er müsse an Land, bevor wir den Anker lichten, um in die Zivilisation zurückzukehren und uns in die Höhle der Löwin zu wagen.

Sie betrachtete ihn im Dämmerlicht. Er schlief auf der Seite, den Kopf an den rechten Arm geschmiegt, das schlafende Gesicht ohne Sorgenfalten. Sein Atem ging leise, sein Körper war warm und verströmte einen sauberen, männlichen Duft. Dies ist mein Ehemann, und ich liebe ihn, ich gehöre nur ihm, und das andere ist nie geschehen. Welches Glück ich habe!

Ihre Hand begann, ihn zu berühren. Er bewegte sich. Seine Hand griff nach ihr. Nicht ganz wach sagte er: »Hallo, Angel.«

»*Je t'aime.*«

»*Je t'aime aussi.*«

Seine Hand suchte sie. Sie reagierte. Unversehens zuckte er zusammen, wandte sich ihr zu und hielt den Atem an, als Schmerz hinter seinen Augen aufzuckte; dann, als er verging, atmete er aus.

»*Je t'aime, chéri*«, sagte sie und beugte sich über ihn, um ihn zu küssen. Zwischen den Küssen flüsterte sie: »Nein, beweg dich nicht, bleib da, lieg still.« Mit einem kleinen Lachen und vor Verlangen heiserer Stimme fügte sie hinzu: »Lieg still, *mon amour.*«

Innerhalb von Sekunden überflutete ihn die Leidenschaft. Erregt und pochend. Alles war nun vergessen, sie teilten ihre Sinnlichkeit, bewegten sich langsam, langsam, dann schneller, dann wieder langsamer und tiefer, und ihre Stimme war heiser. Sie drängte ihn, er reagierte, weiter und weiter, stärker und stärker, alle seine Drüsen und Muskeln und sein Verlangen konzentrierten sich, bis sie nahe war, sehr nahe, dann wieder weiter fort, dann wieder nahe; er hielt

sie, half ihr, stieß zu, bis sie ihren Körper vergehen fühlte. Ihr Gewicht schwand, alles verschwand, und sie brach auf ihm zusammen, ihre Zuckungen und Schreie ließen ihn tiefer eindringen, seine Muskeln spannten sich mit dem letzten Stoß aufs äußerste. Jetzt und jetzt und jetzt, und dann schrie er ebenfalls auf und war gewichtslos, sein Körper bewegte sich aus eigenem Willen, bis die letzte, hektische und so ersehnte Zuckung verging und alle Bewegung aufhörte.

Nur gemeinsames Keuchen, gemeinsamer Schweiß, vereinte Herzen.

Nach und nach kam er wieder zu Bewußtsein. Ihr schlafendes Gewicht auf seiner Brust war wie eine Feder. Er lag verwundert da, hielt sie mit einem Arm. Er wußte, sie war wunderschön, so schön, wie eine Frau nur sein konnte. Sein Kopf war klar und seine Zukunft hell, ohne eine Spur von Selbstzweifel. Er war vollkommen sicher, daß es richtig gewesen war, sie zu heiraten, sicher, daß er nun den Konflikt mit seiner Mutter beenden konnte und daß sie zusammen Brock's den Garaus machen würden, wie er Norbert den Garaus machen, die Opium- und Kanonenverkäufe beenden und Jamie zum Bleiben überreden würde, und er würde das Haus Struan so leiten, wie es geleitet werden sollte, bis er seine Zeit erfüllt, seine Pflicht getan und das Noble House wieder zum ersten Haus in Asien gemacht hätte, um es an den nächsten Tai-Pan zu übergeben, den erstgeborenen Sohn, den sie Dirk nennen würden, den ersten unter vielen Söhnen und Töchtern.

Wie lange er so dalag, wußte er nicht. Er war voller Selbstvertrauen, hielt die geliebte Angélique in seinen Armen, atmete ihren Atem und war glücklicher, als er es je gewesen war; seine Lippen sagten ihr, daß er sie liebte, und langsam sank er in den Schlaf, fort von der Erinnerung an diesen qualvollen, zuckenden, äußersten Ausbruch von Unsterblichkeit, bei dem er das Gefühl gehabt hatte, er zerreiße ihn.

Mittwoch, 12. Dezember

Im Grau der Morgendämmerung eilte Jamie McFay von der Drunk-Town-Pier hoch. Schon von weitem sah er Norbert und Gornt im Niemandsland warten und registrierte mechanisch die kleine Tasche in Gornts Hand, die wohl die Duellpistolen enthielt, auf die sie sich geeinigt hatten. Sonst war keine Menschenseele weit und breit zu sehen, und er war auf seinem Weg hierher auch niemandem begegnet bis auf ein paar Betrunkenen, die zusammengekrümmt und schnarchend am Boden lagen. Er hatte sie nicht wahrgenommen. »Tut mir leid«, sagte Jamie atemlos. Wie die beiden anderen trug er Gehrock und Hut gegen die feuchte Morgenluft. »Tut mir leid, daß ich zu spät komme, ich ha...«

»Wo ist der Tai-Pan aus dem Verdammten Haus?« fragte Norbert grob und reckte das Kinn vor. »Ist er feige oder was?«

»Lecken Sie mich doch am Arsch!« schnaubte Jamie. Sein Gesicht war so grau wie der Himmel. »Malcolm ist tot, der Tai-Pan ist tot.« Er sah, wie sie ihn mit offenen Mündern anstarrten, und konnte es selbst noch nicht glauben. »Ich komme gerade vom Schiff. Wollte ihn vor der Morgendämmerung abholen, nun ja, sie hatten... er hatte die Nacht an Bord der *Prancing Cloud* verbracht. Er war...« Ihm fehlten die Worte. Tränen stiegen ihm in die Augen, und er erlebte noch einmal, wie er sich dem Clipper genähert und Strongbow an der Gangway gesehen hatte, bleich und erschrocken. Schon lange, bevor Jamie längsseits gegangen war, hatte er gerufen, der junge Malcolm sei tot, und sie hätten den Kutter nach einem Arzt geschickt, aber, bei Gott, er sei tot.

Dann war er die Gangway hinaufgestürmt, hatte Angélique be-

merkt, die in einer Ecke des Achterdecks kauerte, in Decken gehüllt. Der Erste Offizier stand neben ihr, aber er war an ihnen vorbeigeilt und hatte gebetet, es möge nicht wahr sein, es möge ein Alptraum sein. Dann war er nach unten gegangen.

Die Hauptkajüte war hell erleuchtet. Malcolm lag in der Koje, auf dem Rücken. Seine Augen waren geschlossen, sein Gesicht war ganz glatt, sorgenfrei; die Laken waren bis zum Kinn hochgezogen.

»Es war... es war Chen«, stieß Strongbow gerade hastig hervor, »sein Diener, Jamie, er wollte ihn vor zehn oder fünfzehn Minuten wecken und hat ihn gefunden, Jamie – man kann den Riegel von außen öffnen wie bei den meisten Schiffskajüten. Das tat er, und er dachte, sie schliefen noch. Sie schlief, aber Malcolm nicht; er schüttelte ihn, sah sofort, was los war, wäre selbst fast gestorben. Er rannnte heraus und holte mich, und inzwischen war sie aufgewacht. Sie war wach und schrie, das arme Ding, verzweifelt, sie kreischte herzerzerrend, also führte ich sie hinaus und sagte dem Ersten Offizier, daß er sich um sie kümmern soll, und dann ging ich zurück, aber es war kein Irrtum, der arme Kerl, er lag genauso da, wie Sie ihn hier sehen, aber da, schauen Sie... schauen Sie, hier...«

Zitternd zog Strongbow das Laken weg. Malcolm war nackt. Der untere Teil seines Körpers lag in einer Blutlache. Das Blut war nun getrocknet und verklebt, die Matratze vollgesogen. »Er... er muß eine Blutung gehabt haben. Gott allein weiß warum, aber ich vermute...«

»Mein Gott«, hatte Jamie gestammelt, war zu einem Stuhl gewankt und hatte geflucht und geflucht und wieder geflucht. Er war wie betäubt. Was zum Teufel soll ich jetzt machen? fragte er sich hilflos.

Die Stimme Gottes hallte in der Kabine wider und gab ihm Antwort: »Man packt ihn in Eis und schickt ihn nach Hause!«

Erschrocken sprang er auf die Füße. Strongbow starrte ihn verblüfft an, und Jamie registrierte, daß es der Kapitän war, der ihm

geantwortet hatte. Er hatte gar nicht gemerkt, daß er die Frage laut gestellt hatte. »Verdammt, ist das alles, was Sie zu sagen haben, um Gottes willen?« schrie er.

»Verzeihung, Jamie, ich wollte nicht... ich wollte nicht...« Strongbow wischte sich die Stirn. »Was soll ich tun?«

Nach einer Ewigkeit – noch immer hallte es in seinen Ohren, und ihm schwirrte der Kopf – murmelte Jamie: »Ich weiß nicht.«

»Normalerweise würden... würden wir ihn auf See bestatten, man kann ihn nicht aufbewahren... Sie könnten ihn auch an Land beerdigen... was soll ich tun?«

Jamie starrte ihn mit leeren Augen an. Dann bemerkte er Ah Tok, die neben der Koje hockte, winzig, ein altes Weib jetzt, das auf den Fersen schaukelte und den Mund bewegte, ohne einen Laut herauszubringen. »Ah Tok, nach oben gehen, hier nichts, heya?«

Sie beobachtete ihn nicht, wiegte sich vor und zurück, bewegte den Mund, antwortete nicht. Er versuchte es noch einmal, aber es half nichts. Er sagte zu Strongbow: »Am besten warten Sie. Ja, warten Sie auf Babcott oder Hoag.«

Wieder nach oben, wo er neben Angélique niederkniete.

Noch immer war es dunkel, es dämmerte noch nicht, und sie antwortete ihm nicht, so liebevoll er sie auch ansprach und sagte, wie leid es ihm täte. Einen Moment lang schaute sie auf, ohne ihn zu erkennen, große blaue Augen in ihrem schneeweißen Gesicht, dann kauerte sie sich wieder in den Decken zusammen und starrte auf das Deck, ohne etwas zu sehen.

»Ich gehe an Land, Angélique, an Land. Verstehen Sie? Es ist... Wir müssen es Sir William sagen, verstehen Sie?« Er sah sie benommen nicken und berührte sie, wie ein Vater es getan hätte. An der Gangway sagte er zu Strongbow: »Setzen Sie die Flagge auf halbmast, alle Mann sollen an Bord bleiben, Ihre Order zum Auslaufen ist aufgehoben. Ich komme zurück, sobald ich kann. Am besten faßt niemand etwas an, bis Babcott oder Hoag eintreffen.«

Auf dem Weg an Land mußte er sich übergeben, und nun stand er Norbert und Gornt gegenüber. Gornt war sichtlich geschockt. Norberts Augen glitzerten, und durch sein Elend hindurch hörte Jamie ihn sagen: »Malcolm ist tot? Was für ein Tod, um Himmels willen?«

»Ich weiß nicht«, sagte er mit erstickter Stimme. »Wir haben... wir haben nach Babcott geschickt, aber es sieht aus, als hätte er eine Blutung gehabt. Ich muß gehen und Sir William benachrichtigen.« Er drehte sich um und wollte fort, aber Norberts höhnisches Gelächter ließ ihn innehalten.

»Soll das heißen, daß der Kerl beim Bumsen gestorben ist? Sozusagen in den Sielen? Ich komme her, um den Burschen umzubringen, aber er ist schon hin, hat sich seinen Weg durchs Perlentor gevögelt? Der alte Brock wird sich totlachen...«

Blind vor Wut schlug Jamie zu, seine rechte Faust traf Norbert ins Gesicht, ließ ihn taumeln, und sein linker Aufwärtshaken ging ins Leere. Jamie verlor das Gleichgewicht und stürzte auf die Knie. Norbert hatte sich herumgeworfen wie eine Katze und war auf die Füße gesprungen. Er brüllte vor Wut, sein Gesicht war blutig, seine Nase zerquetscht, und er trat heftig nach Jamies Kopf. Die Spitze seines Stiefels verfring sich in Jamies Kragen; das milderte den Aufprall ein wenig und lenkte ihn ab, sonst hätte Norbert ihm den Hals gebrochen. Norbert wischte sich das Blut vom Gesicht, stürzte vor und trat noch einmal wild zu. Doch diesmal war Jamie vorbereitet. Er warf sich auf die Seite, bevor Norbert ihn treffen konnte, und kam auf die Füße, die Fäuste geballt.

Eine Sekunde lang hoben beide die Fäuste. Ihr Haß betäubte den Schmerz.

Gornt versuchte sie aufzuhalten, aber im gleichen Augenblick gingen sie aufeinander los, Fäuste, Füße, Finten, Straßentricks, Kniestöße in die Lenden... Sie krallten sich aneinander, rissen an Kleidern und Haaren, taten alles, um den anderen zu zerschmettern.

Der Haß von Jahren brach mit überwältigender Wildheit hervor. Sie waren gleich groß, doch Norbert war dreißig Pfund schwerer, zäher und hinterhältiger. Ein Messer erschien in seiner Hand. Sowohl Jamie als auch Gornt schrien auf, als er zustach, sein Ziel verfehlte, erneut zustach, und diesmal war das Messer rot gefärbt. Mit einem Geheul stürzte Norbert vor, um zu verstümmeln, aber nicht zu töten, doch im gleichen Augenblick krachte Jamies Faust auf seinen Nasenrücken und brach ihn. Wimmernd ging Norbert zu Boden und blieb dort, auf Händen und Knien, blind vor Schmerz, besiegt.

Jamie stand keuchend über ihm. Gornt erwartete, er werde ihm mit einem Tritt in die Lenden und einem weiteren gegen den Kopf den Rest geben und dann vielleicht den Absatz seines Stiefels benutzen, um sein Gesicht für immer zu zertrümmern. Das hätte er getan – kein Gentleman würde ein Messer ziehen oder den Tod eines anderen Mannes, selbst eines Feindes, verhöhnen, dachte Gornt, zufrieden über McFays Sieg.

Doch Malcolms Tod hatte ihn aus dem Gleichgewicht gebracht. Dies war die einzige Möglichkeit, die er nicht eingeplant hatte, nicht heute. Nun würde er seinen Plan ändern müssen, und zwar schnell. In Gottes Namen, wie? Könnte man diese Schlägerei benutzen, fragte er sich und ging verschiedene Möglichkeiten durch, während er darauf wartete, was Jamie als nächstes tun würde.

Jetzt, da er gesiegt hatte, verflog Jamies Wut. Seine Brust hob und senkte sich heftig. Blut und Galle füllten seinen Mund. Er spie sie aus. Seit Jahren hatte er sich gewünscht, Norbert zu demütigen, und nun hatte er es getan, hatte jetzt und für immer seine Genugtuung gehabt – und Rache für Malcolm genommen, der absichtlich provoziert worden war.

»Norbert, Sie Bastard«, krächzte er, erstaunt, wie schrecklich seine Stimme klang, »wenn Sie noch einmal etwas gegen meinen Tai-Pan sagen, bei Gott, irgend etwas, oder wieder hinter seinem Rücken



über ihn lachen, dann mache ich Kleinholz aus Ihnen.«

Er taumelte an Gornt vorbei, in Richtung Pier. Acht oder zehn Meter weiter stolperte er, fiel hin, fluchte und blieb auf Händen und Knien am Boden, die anderen vergessend, erschöpft.

Blut spuckend kam Norbert zu sich. Seine Nase war zerschmettert, ihm war übel vor Schmerzen und vor Wut über die Niederlage. Und er war starr vor Angst. Der alte Brock wird dir das nie verzeihen, schrie es in ihm, du wirst deinen Bonus verlieren, den er dir versprochen hat, du wirst das Gelächter ganz Asiens sein, geschlagen und zermalmt und für immer gezeichnet von diesem Hurensohn Jamie, der auch nicht annähernd deine Größe hat, ein Struan-Bastard...

Er spürte, wie ihm jemand beim Aufstehen half. Er zwang sich, die Augen offenzuhalten. Nach Luft ringend sah er, wie McFay in einiger Entfernung auf die Füße taumelte. Er wandte ihm den Rücken zu. Gornt stand halb vor ihm, noch immer die doppelläufigen Duellpistole in der Hand.

Er war halb verrückt vor Schmerz, und wirre Gedanken schossen ihm durch den Kopf. Auf diese Entfernung kann ich ihn nicht verfehlen, Gornt ist der einzige Zeuge, und bei der Untersuchung werden wir sagen: McFay wollte an die Waffe, Sir William, wir hatten gekämpft, ja, eine Schlägerei, ja, aber er traf mich zuerst, nicht wahr, Edward, sagen Sie die Wahrheit, bei Gott, und dann, es war schrecklich, Euer Ehren, schrecklich war es, irgendwie ging die Waffe los, und der arme Jamie...

Norbert packte die Pistole.

»Jamie!« schrie Gornt warnend.

McFay drehte sich um, erschrak und starrte auf die Waffe, während Norbert höhnisch auflachte und den Abzug betätigte. Doch Gornt war vorbereitet, mit einem weiteren Warnruf lenkte er den Schuß nach oben ab, und nun wandte er Jamie den Rücken zu, verdeckte die Pistole mit seinem Körper, hielt sie mit überraschender

Kraft mit beiden Händen fest und tat so, als kämpfe er ein paar Augenblicke mit Norbert um ihren Besitz. Die ganze Zeit starrte er dabei Norbert in die Augen, der entsetzt zurückstarrte. Langsam drehte Gornt den Lauf gegen Norberts Brust und betätigte den zweiten Abzug. Norbert war auf der Stelle tot.

»Allmächtiger Gott«, ächzte Jamie. Entsetzt torkelte er näher und sank neben dem Leichnam auf die Knie.

»O Gott, Sir, ich wußte nicht, was ich tun sollte, mein Gott, Sir, Mr. Greyforth wollte Ihnen in den Rücken schießen, und ich habe nur... o mein Gott, Mr. McFay... Sie haben ihn selbst gesehen, nicht, ich habe eine Warnung geschrien, aber... er wollte Ihnen in den Rücken schießen... was sollen wir bloß tun? Er wollte Sie umbringen...« Es war nicht schwierig, McFay zu überzeugen, der bekommen davonstolperte, um Hilfe zu holen.

Nachdem er allein und in Sicherheit war, atmete Gornt erleichtert auf. Er war mit sich zufrieden, entzückt, daß er in Sekundenschnelle erkannt hatte, was Norbert tun würde, und die Gelegenheit beim Schopf gepackt hatte.

Gornt lächelte schief.

Perfekte Wahl des Zeitpunkts, perfekter Mord, perfektes Alibi.

Norbert hatte aus vielen Gründen beseitigt werden müssen. Erstens wäre Norbert vielleicht in der Lage gewesen, ein Teil des Unheils von Brock's abzuwenden und gegen Struan's zu lenken. Zweitens hatte der alte Brock Norbert befohlen, Struan umzubringen, und drittens – und das war der wichtigste Grund – war Norbert gewöhnlich, hatte keine Manieren, kein Ehrgefühl und war kein Gentleman.

Schon umschwärmten Fliegen den Leichnam. Gornt trat etwas zur Seite und zündete sich eine Zigarre an. Er sah durch den Nebel zur Niederlassung hinüber. Noch immer rührte sich nichts. Gerade dämmerte der Morgen. Während er wartete, entfernte er die Platzpatronen, auf denen Norbert bestanden hatte, aus der anderen Pis-

tole, aus Malcolms Pistole. Er lächelte vor sich hin. Er hätte die Waffen vertauscht und Norbert die mit den Platzpatronen gegeben, wenn Norbert sich entschlossen hätte, das Duell auszutragen, statt wie vereinbart abzusagen.

Was für ein Schuft Norbert war, dachte er. Gott sei Dank ist er tot. Aber um Malcolm tut es mir leid. Macht nichts, ich werde nach Hongkong gehen und mein Geschäft mit seiner Mutter machen – sicherer und besser. Norbert hatte recht, sie ist der wahre Tai-Pan. Ich tausche das ein, was ich Malcolm gegeben hätte, wirkliche Mittel und Beweise, um Brock's zu zerstören – um Morgan zu zerschmettern, diese Inkarnation des Teufels.

Mein ist die Rache, spricht der Herr. Aber nicht bei mir. Nicht bei mir, Edward Gornt, Morgans Sohn. Ach, Vater, wenn du nur wüßtest, wie herrlich Rache sein wird, wie richtig der Vaternord ist! Als Lohn für den Satz: »Ich würde die Schlampe ja heiraten, wenn...«

Welche Ironie, Morgan, du hast dein Leben mit dem Versuch zugebracht, deine einzige Schwester und ihre Familie zu ruinieren – dein Vater tat dasselbe mit seiner einzigen Tochter –, und ich bin dein einziger Sohn. Nemesis hat sie beschützt, um dich zugrunde zu richten.

Sicherer und besser, mit Tess zu verhandeln als mit Malcolm. Sie wird Rothwell's in Shanghai ausliefern und die Kredite von der Victoria Bank unterschreiben, die ich brauche, und mir einen Sitz im Vorstand besorgen. Nein, das nicht, das würde sie zu Recht als Bedrohung ansehen. Der Sitz wird später kommen. Inzwischen ist Cooper-Tillman der nächste auf der Liste.

Und was mache ich inzwischen? Ab nach Hongkong, so bald wie möglich. Der neugierige Norbert ist weg und Malcolm auch. Seltsam.

In den Sielen gestorben? Wirklich? Was für ein Tod!

Dadurch, daß Malcolm nicht mehr da ist, spielt mir das Schick-

sal noch etwas in die Hände: Angélique. Sie ist jetzt frei und reich, so reich wie das Noble House. Sechs Monate wären perfekt, genügend Zeit für sie, um zu trauern, und für mich, um alles vorzubereiten. Bis dahin wird Tess Struan froh sein, sie aus dem Weg zu haben. Und sie verheiratet zu wissen. Nehmen wir an, sie wäre schwanger. Darum werde ich mir Gedanken machen, falls es so sein sollte. Es macht sowieso keinen Unterschied, ich werde das Noble House noch schneller bekommen als geplant.

Sein Lachen hallte gespenstisch über das Niemandsland.

»Dr. Babcott ist draußen, Sir William«, sagte Tyrer.

»Schicken Sie ihn herein, um Gottes willen. Morgen, George. Was, zum Teufel, ist mit dem armen Kerl passiert – das sind ja schreckliche Nachrichten! Was ist mit Angélique, wie geht es ihr? Haben Sie von Norbert gehört? Der elende Schuft hat vor ein paar Stunden versucht, Jamie hinterrücks zu erschlagen!«

»Ja, ja, wir haben davon gehört.« Babcott war unrasiert und sichtlich aufgeregt. »Hoag hat Angélique in die französische Gesandtschaft gebracht, wir sind alle zusammen an Land gekommen – sie wollte nicht zu Struan's zurück.«

»Das kann ich verstehen. Wie geht es ihr?«

»Sie steht natürlich unter Schock. Wir haben ihr Beruhigungsmittel gegeben. Tut mir entsetzlich leid für sie – sie hatte hier eine schlimme Zeit, erst die Tokaidō, dann dieser verdammte Ronin, nun das hier. Verdammtes Pech. Sie leidet furchtbar.«

»Oh. Wird es... wird es ihr den Verstand rauben?«

»Hoffentlich nicht. Man weiß ja nie. Sie ist jung und kräftig, aber... man weiß nie. Bei allem, was heilig ist, ich hoffe nicht.« Die beiden Männer waren ernstlich besorgt. »Ein solcher Jammer für die beiden. Schlimme Sache, man fühlt sich so verdammt nutzlos.«

Sir William nickte. »Ich muß zugeben, ich war verdammt wütend

über ihre Heirat, aber dann, als ich das heute morgen hörte, hätte ich alles dafür gegeben, daß es nicht passiert wäre.« Seine Miene verhärtete sich. »Haben Sie Norberts Leiche gesehen?«

»Nein, das wird Hoag machen, wenn er Angélique in Sicherheit weiß. Ich dachte, ich sollte besser gleich herkommen und berichten.«

»Ganz recht. So, und was ist nun mit Malcolm passiert?«

»Blutsturz. Eine Arterie oder Vene ist gerissen oder geplatzt. In der Nacht, während er schlief, ohne Schmerzen oder Krämpfe, denn sonst hätte er Angélique geweckt, als er verblutete. Ich werde eine Autopsie vornehmen, das muß ich, für den Totenschein.«

»In Ordnung, wenn Sie das für richtig halten.« Sir William wandte seine Gedanken von diesem makabren Thema ab. Er fand es widerlich und kam auch nicht gern in die Nähe eines Arztes, jedes Arztes; immer hatten ihre Kleider irgendwo Blutflecken, und immer waren sie vom schwachen Duft nach Chemikalien und Karbol umgeben, so reinlich sie sonst auch waren. »Der arme junge Struan. Schrecklich. Ist er einfach verblutet?«

»Ja. Meine bescheidene Meinung ist, daß Malcolm... es war unglaublich, er war der friedlichste Tote, den ich je gesehen habe, als wäre der Tod ihm willkommen gewesen.«

Sir William spielte mit einem Tintenfaß auf seinem Schreibtisch. »George, hätte er dadurch, daß er kam – ich meine, fertig wurde –, hätte das... hat das vielleicht zu seinem Tod geführt? Ich meine, falls er ungeheuer erregt war?«

»Vermutlich ist es das gewesen. Nicht der Höhepunkt selbst, aber die unkontrollierbare Belastung, die er erzeugt, hätte leicht geschwächtes Gewebe zerreißen oder einen Bruch verursachen können. Seine Genitalien waren in einwandfreiem Zustand, aber seine Bauchhöhle war ganz allgemein geschwächt. Ich hatte einen Teil des Dickdarms geflickt und ein paar Arterien vernäht, es gab ein paar häßliche Schädigungen, und die Wundheilung verlief nicht so,

wie ich es mir gewünscht hätte, seine Leber war...«

»Ja, also, die Details brauche ich jetzt nicht«, wehrte Sir William ab, denn ihm war inzwischen schon leicht übel. »Mein Gott, der junge Struan! Scheint unmöglich – und dann auch noch Norbert! Wenn Gornt nicht gewesen wäre, hätten wir jetzt einen Mord am Hals. Der Bursche verdient einen Orden. Er sagte übrigens, Jamie sei provoziert worden, und Norbert hätte es verdient, auf diese Art umgebracht zu werden. Wußten Sie, daß Malcolm und Norbert sich in Drunk Town treffen wollten, um sich zu duellieren?«

»Phillip hat es mir vor kurzem gesagt. Verrückt, alle beide. Verdammte, Sie hatten sie doch gewarnt!«

»Ja, das hatte ich. Verdammte Narren, obwohl Gornt geschworen hat, beide hätten eingewilligt, die Entschuldigung des anderen anzunehmen, aber er hat auch gesagt, Norbert hätte ihm heute morgen mitgeteilt, daß er es sich anders überlegt hat und Struan umbringen würde. Elender Schuft!« Nervös schob Sir William Gegenstände auf seinem Schreibtisch hin und her, ordnete Papiere und rückte das kleine, silbergerahmte Porträt zurecht. »Was machen wir jetzt?«

»Mit Norbert?«

»Nein, mit Malcolm, wir müssen uns zuerst um Malcolm kümmern.«

»Ich werde die Autopsie heute durchführen, heute abend. Ich habe mir die Freiheit genommen, die Leiche nach Kanagawa bringen zu lassen – dort wird es einfacher sein. Hoag wird mir assistieren, und morgen früh haben Sie den Bericht. Wir werden den Totenschein unterschreiben. Alles wird ganz normal ablaufen.«

»Ich meinte, was wir mit der Leiche machen«, sagte Sir William gereizt.

»Mit der Bestattung können Sie sich Zeit lassen. Bei diesem Wetter ist keine Eile geboten, der Leichnam hält sich.«

»Wird er... ist denn genügend Zeit, die *Prancing Cloud* nach Hong-

kong zu schicken, um herauszufinden, was seine... was Mrs. Struan tun möchte? Ich meine, vielleicht will sie ihn dort beisetzen, und...«

»Mein Gott, ich möchte nicht der Bote sein, der ihr die schlechte Nachricht bringt.«

»Ich auch nicht.« Sir William zupfte nervös an seinem Kragen. Wie üblich war es eiskalt in seinem Büro, das Kohlenfeuer war winzig, und durch die undichten Fenster zog es erbärmlich. »Hoag ist der Hausarzt der Familie, er könnte hingehen. Aber ich meine, George, wird er... wird sich der Leichnam so lange halten? Um sie zu benachrichtigen, zurückzukommen und dann den Leichnam zu überführen – falls es das ist, was sie will?«

»Sie sollten sich lieber entschließen, ihn entweder hier zu bestatten oder sofort zurückzuschicken. Wir könnten ihn auf Eis legen, den Sarg in Eis packen, auf Deck unter Segeltuch, dann wird er sich gut halten.«

Sir William nickte angewidert. »Phillip«, rief er durch die Tür, »bitten Sie Jamie, sofort vorbeizukommen! George, ich glaube, am klügsten wäre es, vorausgesetzt, daß er... daß er sich hält, ihn zurückzuschicken. Wozu raten Sie?«

»Ich bin Ihrer Meinung.«

»Gut, danke, halten Sie mich über Angélique auf dem laufenden, und vergessen Sie das Essen heute abend nicht. Was ist mit unserer Bridgepartie?«

»Die verschieben wir lieber auf morgen.«

»Gut, in Ordnung. Nochmals danke... verdammt, ich habe ganz vergessen: Was ist mit Norbert?«

»Ein schnelles Begräbnis, bald vergessen, unbetrauert.«

»Ich werde eine Untersuchung durchführen müssen, Edward Gornt ist Amerikaner, ein ausländischer Staatsbürger – er bereitet eine unterschriebene Aussage vor. Gut, daß Adamson in Urlaub ist, sonst würde er sich einmischen. Er ist doch auch Anwalt, nicht wahr?«

»Das spielt so oder so keine Rolle. Hoag und ich können medizinische Beweise vorlegen.« Babcott stand auf und fügte kühl hinzu: »Aber das mit dem ›Schuß in den Rücken‹ ist keine sehr gute Werbung für Yokohama.«

»Meine Rede.« Sir Williams Gesicht verzog sich. »Meine Rede. Möchte nicht, daß viel Wind darum gemacht wird.«

»Sie meinen bei unseren Gastgebern?«

»Ja. Wir werden sie informieren müssen, das ist unerlässlich. Ich kann ihnen nicht offiziell mitteilen, was genau passiert ist, in beiden Fällen nicht. Norberts Tod ist natürlich ein Unfall. Aber Struan?«

»Sagen Sie ihnen die Wahrheit«, meinte Babcott, zornig auf sich selbst, weil seine Arbeit nicht gut gewesen war und er sich, und das nicht in seiner Eigenschaft als Arzt, verzweifelt wünschte, Angélique in die Arme zu nehmen und vor all dem zu beschützen. »Die Wahrheit ist, daß dieser unnötige, frühe Tod eines ausgezeichneten jungen Mannes eine direkte Folge der Wunden ist, die er bei dem unprovokierten Angriff auf der Tokaidō erlitten hat!«

Bitter fügte Sir William hinzu: »Durch mörderische Schufte, die noch immer nicht der Gerechtigkeit zugeführt worden sind. Sie haben recht.«

Er ließ Babcott gehen, winkte Tyrer weg und stand dann am Fenster, wütend über seine Hilflosigkeit. Ich muß die Bakufu dazu bringen, rasch zu parieren, sonst sind wir am Ende und werden unser Ziel, Japan zu öffnen, nie erreichen. Sie werden es nicht aus freien Stücken tun, also müssen wir ihnen nachhelfen. Und inzwischen tickt die Uhr, ich habe es im Gefühl, daß sie eines Nachts über uns herfallen und uns in Brand stecken werden, und das war's dann. Ich werde in meinen Pflichten versagt haben, wir werden alle tot sein, und das ist in der Tat ein sehr unangenehmer Gedanke. Wenn bloß Ketterer nicht so dickköpfig wäre. Wie zum Teufel bringe ich diesen sturen Idioten dazu, mir zu Willen zu sein? Er seufzte, denn er



kannte die Antwort: Zuerst solltest du Frieden mit ihm schließen!

Ihre stürmische Begegnung gestern am späten Abend wegen der eklatanten Mißachtung von Mrs. Struans Bitte und seinem eigenen Ratschlag hatte sich zu einer lautstarken Auseinandersetzung hochgeschaukelt: »Es war unbedacht, Marlowe zu gestatten, daß er...«

»Ich hielt es für das Beste! Jetzt hören Sie mir zu...«

»Für das Beste? Verflucht, ich hörte gerade von Jamie, daß Sie sich auf törichte Weise in politische Angelegenheiten einmischten, indem Sie versuchten, mit dem Anwärter auf den Struan-Thron eine nicht durchsetzbare Übereinkunft zu treffen und ihn so der wirklichen Führung immer mehr zu entfremden!« hatte er wütend gesagt. »Ist dem nicht so?«

»Und Sie, Sir, Sie mischen sich in Dinge ein, die das alleinige Vorrecht des Parlaments sind – nämlich den Krieg zu erklären –, und der wirkliche Grund, warum Sie so aufgebracht sind, ist, daß ich keinen Krieg anfangen will, einen Krieg, den wir mit unseren gegenwärtigen Kräften nicht lange durchhalten können und nicht gewinnen werden. Außerdem wird meiner Meinung nach jeder Angriff auf die Hauptstadt der Eingeborenen zu Recht als kriegерische Handlung und nicht als Zwischenfall betrachtet. Gute Nacht!«

»Sie waren einverstanden, zu helf...«

»Ich war einverstanden, ein bißchen mit dem Säbel zu rasseln und ein paar Übungsschüsse abzugeben, um die Eingeborenen zu beeindrucken, aber ich war nicht damit einverstanden, Edo zu beschießen, und das werde ich auch nicht tun, ich sage es zum letztenmal, bis Sie mir die schriftliche Erklärung zeigen, von der Admiralität bestätigt. Gute N...«

»Die Army und die Navy sind ziviler Kontrolle unterstellt, verdammt, und die zivile Kontrolle hier bin ich!«

»Ja, aber ich muß dem Ganzen zustimmen«, brüllte der Admiral, dessen Hals und Gesicht purpurrot angelaufen waren. »Sie haben nicht das Kommando über meine Schiffe, und bis ich gegenteilige

Befehle erhalte, werde ich meine Flotte so führen, wie ich das für richtig halte. Gute Nacht!«

Sir William setzte sich wieder an seinen Schreibtisch. Er seufzte, nahm eine Feder zur Hand und schrieb auf das Papier mit seinem Briefkopf:

*Lieber Admiral Ketterer,  
vieles von dem, was Sie gestern abend sagten, war richtig. Bitte entschuldigen Sie meinen unbedachten Gebrauch einiger Worte in der Hitze des Augenblicks. Vielleicht könnten Sie so freundlich sein, heute nachmittag vorbeizukommen. Sie werden von dem traurigen Tod des jungen Struan gehört haben, der Dr. Babcott zufolge »eine direkte Folge der Wunden durch den unprovoozierten Angriff auf der Tokaidō« ist. Ich werde eine weitere Beschwerde über das Hinscheiden dieses ausgezeichneten englischen Gentleman an die Bakufu richten und wäre Ihnen für Ihren Rat, wie man diese formulieren sollte, sehr dankbar. Mit vorzüglicher Hochachtung, Sir, bin ich Ihr ergebenster Diener.*

»Was ich alles für England tue...«, murmelte er und rief dann: »Philip!« Er unterzeichnete den Brief und streute Puder darauf, um die Tinte zu trocknen.

»Ja, Sir?«

»Machen Sie eine Abschrift, und schicken Sie ihn durch einen Boten an Ketterer.«

»Jamie ist gerade gekommen, Sir.«

»Schicken Sie Jamie herein.«

Jamie war übersät mit Prellungen und blauen Flecken, und er trug den Arm in der Schlinge.

»Jamie, geht es Ihnen besser? Gut. George Babcott hat mir Bericht erstattet.« Er erzählte ihm, was er über Malcolms Leichnam erfahren hatte. »Was meinen Sie?«

»Wir sollten ihn nach Hongkong heimschicken, Sir.«

»Gut, das dachte ich auch. Werden Sie die... werden Sie ihn begleiten?«

»Nein, Sir. Mrs. Struan... ich fürchte, Sie ist mir nicht mehr gewogen, und falls ich zurückginge, würde das eine für sie ohnehin schreckliche Situation noch verschlimmern. Ganz im Vertrauen, ich bin zum Ende dieses Monats entlassen.«

»Guter Gott, warum?« Sir William war schockiert.

»Das spielt keine Rolle mehr. Angélique, unsere Mrs. Struan, wird natürlich reisen, und Dr. Hoag – wissen Sie, daß sie sich schließlich doch entschlossen hat, bei uns in ihren alten Zimmern zu bleiben und nicht in der französischen Gesandtschaft?«

»Gut, ich denke, das wird das beste sein. Wie geht es ihr?«

»Hoag sagt, es ginge ihr den Umständen entsprechend, was immer das heißen mag, zum Teufel. Wir werden die *Prancing Cloud* losschicken, sobald Sie und Hoag mir Bescheid geben. Wann wird das wohl sein?«

»George sagt, daß er die Autopsie heute durchführen und den Totenschein unterschreiben wird. Ich bekomme ihn morgen. Der Clipper könnte morgen auslaufen. Ich weiß aber nicht, ob Angélique einer solchen Reise gewachsen ist.« Sir William sah Jamie scharf an. »Was ist mit ihr?«

»Ich weiß es nicht, wirklich nicht. Ich habe sie nicht mehr gesehen, seit... seit ich an Bord war. Sie hat nicht mit mir gesprochen, kein einziges Wort, war nicht bei klarem Verstand. Hoag ist noch bei ihr.« Jamie versuchte, seiner Trauer Herr zu werden. »Wir können nur hoffen.«

»Verdammtes Pech. Ja, zweifellos. Und jetzt zu Norbert. Wir müssen natürlich eine Untersuchung durchführen.«

»Gut.« Jamie berührte sein Gesicht und verscheuchte eine lästige Fliege, die von dem getrockneten Blut angezogen wurde. »Gorn hat mir das Leben gerettet.«

»Gut. Er wird eine Belobigung erhalten. Jamie, wenn Sie Struan's

verlassen, was machen Sie dann? Nach Hause gehen?»

»Hier ist mein Zuhause, hier oder sonstwo in Asien«, sagte Jamie schlicht. »Ich werde... irgendwie werde ich eine eigene Firma gründen.«

»Gut. Ich würde Sie ungern verlieren. Mein Gott, ich kann mir das Noble House hier ohne Sie gar nicht vorstellen.«

»Ich auch nicht.«

Im Laufe des Tages nahm die düstere Stimmung zu. Schock, Wut und Angst – man erinnerte sich an die Tokaidō – vermischten sich mit vielen geflüsterten abfälligen Bemerkungen, deren Adressaten man sorgfältig aussuchen mußte, denn Angel hatte heftige Parteiläufer, und jede vulgäre Äußerung und jedes Lachen bedeuteten Respektlosigkeit. Malcolm hatte weniger Glück. Er hatte Feinde, viele freuten sich höhnisch und waren glücklich, daß Dirk Struans Nachkommen von einem weiteren Unfall getroffen worden waren. Die beiden Priester waren, jeder auf seine Weise, zufrieden und erkannten die Vergeltung Gottes.

»André«, sagte Seratard am Mittagstisch in der Gesandtschaft, an dem als dritter Vervene saß, »hat er ein Testament gemacht?«

»Ich weiß es nicht.«

»Sehen Sie zu, ob Sie es herausfinden können. Fragen Sie Angélique oder Jamie – er müßte wohl mehr wissen.«

André Poncin nickte. Er machte sich schreckliche Sorgen. Struans Tod hatte seinen Plan vereitelt, mehr Geld aus Angélique herauszuholen, um Raiko zu bezahlen. »Ja, ich werde es versuchen.«

»Sehr wichtig, daß wir weiterhin ihre französische Staatsbürgerschaft betonen, um sie zu schützen, wenn Ihre Schwiegermutter versucht, die Heirat anzufechten.«

Vervene sagte: »Wieso sind Sie so sicher, daß das passieren wird, daß sie so sehr dagegen sein wird?«

»*Mon Dieu*, das liegt doch auf der Hand!« antwortete André gereizt an Seratards Stelle. »Sie wird die Auffassung vertreten, Angélique hätte ihren Sohn ›ermordet‹. Wir alle wissen, daß sie sie vorher schon gehaßt hat! Nun wird sie sie zweifellos Gott weiß welcher Perversionen beschuldigen, weil sie ihrem verzerrten angelsächsischen Sexualdogma anhängt. Und vergessen Sie nicht, daß sie eine fanatische Protestantin ist.« Er wandte sich an Seratard. »Henri, vielleicht sollte ich nachsehen, wie es ihr geht.« Er hatte sie bereits abgefangen und ihr zugeflüstert, sie solle in das Struan-Building zurückkehren und nicht in der Gesandtschaft bleiben: »Um Gottes willen, Angélique, Ihr Platz ist bei den Leuten Ihres Mannes!« Es war so offenkundig, daß sie ihre Stellung bei Struan's stärken mußte – um jeden Preis –, daß er sie fast angeschrien hätte, aber seine plötzliche Wut verwandelte sich in Mitleid, als er ihre Verzweiflung sah.

Als André gegangen war, fragte Vervene schnaubend: »Was zum Teufel ist in letzter Zeit bloß los mit ihm?«

Seratard dachte kurz nach, bevor er antwortete, und entschied dann, es sei an der Zeit. »Das liegt vermutlich an seiner Krankheit – der Englischen Krankheit.«

Schockiert ließ sein Stellvertreter die Gabel sinken. »Syphilis?«

»André hat es mir vor ein paar Wochen gesagt. Diese Information ist selbstverständlich vertraulich, aber Sie sollten wissen, daß diese Ausbrüche häufiger werden können. Aber er ist zu wertvoll, ich kann ihn nicht nach Hause schicken.« André hatte ihm zugeflüstert, er habe einen ganz neuen, hochrangigen Informanten: »Der Mann sagt, Herr Yoshi werde in zwei Wochen wieder in Edo sein. Für eine ziemlich bescheidene Summe garantieren er und seine Bakufu-Verbindungsleute ein privates Treffen an Bord unseres Flaggschiffes.«

»Wieviel?«

»Das Treffen wäre jeden Preis wert.«

»Ich bin Ihrer Meinung, aber wieviel?« fragte Seratard.

»Den Gegenwert von vier meiner Monatsgehälter«, hatte André gesagt, »ein Pappenstiel. Da wir gerade davon sprechen, Henri, ich brauche einen Vorschuß oder den Bonus, den Sie mir vor Monaten versprochen haben.«

»Vereinbart war nichts, lieber André. Zur rechten Zeit werden Sie ihn bekommen, aber ich bedaure nochmals, kein Vorschuß. Aber die Summe für Ihren Informanten zahlen wir nach der Zusammenkunft.«

»Die Hälfte vorher, die Hälfte danach. Er hat mir außerdem gesagt, und zwar kostenlos, daß *taikō* Anjo krank ist und das Ende des Jahres vielleicht nicht mehr erleben wird.«

»Hat er Beweise?«

»Kommen Sie, Henri, Sie wissen doch, daß das nicht möglich ist!«

»Sagen Sie Ihrem Kontaktmann, er solle diese *taikō*-Affen dazu bringen, sich von Babcott untersuchen zu lassen, und... ich erhöhe Ihr Gehalt um fünfzig Prozent.«

»Doppeltes Gehalt von heute an. Ich werde meinem Kontaktmann eine ordentliche Anzahlung geben müssen.«

»Fünfzig Prozent vom Tag der Untersuchung an und dreißig Mex in Gold, fünf vorher, den Rest danach. Und das ist alles.«

Seratard hatte gesehen, wie in Andrés Augen Hoffnung aufleuchtete. Armer Kerl, verliert sein Fingerspitzengefühl. Natürlich begreife ich, daß ein großer Teil des Geldes an seinen Fingern klebenbleiben wird, aber das macht nichts, der Umgang mit Spionen ist ein schmutziges Geschäft, und André ist besonders schmutzig, wenn auch sehr schlau. Und unglücklich.

Er streckte die Hand aus und nahm das letzte Stück des Brie-Käses, der für einen phantastischen Preis, auf Eis gelegt, mit dem letzten Postschiff eingetroffen war. »Seien Sie geduldig mit dem armen Kerl, Vervene, ja?« jeden Tag rechnete er damit, Anzeichen der

Krankheit zu sehen, und jeden Tag wirkte André ein bißchen jünger, verlor seinen früheren gehetzten Ausdruck. Nur seine Laune hatte sich verschlechtert.

*Mon Dieu!* Ein privates Treffen mit Yoshi! Und falls Babcott diesen Kretin Anjo untersuchen und vielleicht sogar heilen könnte, auf meine Veranlassung hin – daß Babcott Engländer ist, macht nichts, ich werde diesen Coup bei Sir William gegen einen anderen Vorteil eintauschen –, dann hätten wir einen ungeheuren Schritt vorwärts getan.

Er hob sein Glas. »Vervene, *mon brave*, den Engländern die Pocken, und *Vive la France!*«

Angélique lag in ihrem Himmelbett, gegen einen Berg Kissen gelehnt. Nie hatte sie matter und zerbrechlicher gewirkt. Hoag saß in einem Sessel an ihrem Bett und nickte immer wieder ein. Für einen Augenblick brach die spätnachmittägliche Sonne durch die Wolken und erhellte das Zimmer. Draußen zerzten Schiffe an ihren Vertäuerungen. Vor einer halben Stunde hatte die Signalkanone die bevorstehende Ankunft des Postdampfers verkündet und sie aufgeweckt. Sie hatte allerdings nicht richtig geschlafen, sondern war übergangslos von einem Dämmerzustand immer wieder in die Bewußtlosigkeit geglitten. Ihre Augen blickten ziellos an Hoag vorbei. Hinter ihm sah sie die Tür zu Malcolms Zimmern – nicht seinen Zimmern, nicht ihren gemeinsamen Zimmern, nur Zimmern, die jetzt auf einen anderen Mann warteten, einen anderen Tai-Pan...

Die Tränen kamen zurück.

»Weinen Sie nicht, Angélique«, sagte Hoag leise. »Alles ist gut, das Leben wird weitergehen, und es geht Ihnen jetzt gut, wirklich gut.«

Er hielt ihre Hand. Mit einem Taschentuch wischte sie sich die Tränen ab. »Ich hätte gern etwas Tee.«

»Sofort«, sagte Hoag und war erleichtert. Dies war das erste Mal seit heute morgen, daß sie zusammenhängend gesprochen hatte, und solche Augenblicke waren lebenswichtige Anzeichen. Ihre Stimme wies nun keine hysterischen Untertöne mehr auf, ihre Augen waren klar, ihr Gesicht nicht mehr vom Weinen verquollen, und ihr Puls, den er gezählt hatte, während er ihre Hand hielt, war fest und stark.

»Ah Soh«, sagte er auf kantonesisch, nachdem er die Tür geöffnet hatte, »bring deiner Mistress frischen Tee, aber lautlos. Sag nichts und geh dann wieder.« Er setzte sich erneut an Angéliques Bett. »Wissen Sie, wo Sie sind, meine Liebe?«

Sie sah ihn nur an.

»Darf ich ein paar Fragen stellen? Wenn Sie müde sind, sagen Sie es mir, haben Sie keine Angst.«

»Ich habe keine Angst.«

»Wissen Sie, wo Sie sind?«

»In meinen Zimmern.«

Ihre Stimme war flach, ihre Augen ausdruckslos. Seine Sorge wuchs. »Wissen Sie, was passiert ist?«

»Malcolm ist tot.«

»Wissen Sie, warum er gestorben ist?«

»Er starb in unserer Hochzeitsnacht in unserem Ehebett, und ich bin schuld.«

Warn Glocken schrillten in seinem Hinterkopf. »Sie irren sich, Angélique. Malcolm wurde auf der Tokaidō getötet, vor Wochen«, sagte er mit ruhiger, unerschütterlicher Stimme. »Tut mir leid, aber das ist die Wahrheit. Es ist nicht Ihre Schuld und war niemals Ihre Schuld. Es war der Wille Gottes, aber ich kann Ihnen aus tiefstem Herzen eines sagen: Babcott und ich, wir haben noch nie einen Mann gesehen, der im Tode friedlicher aussah, noch nie, nie, nie.«

»Ich bin schuld.«

»Das einzige, wofür Sie verantwortlich sind, war die Freude in den



letzten Monaten seines Lebens. Er hat Sie geliebt, nicht wahr?»

»Ja, aber er starb, und...« Beinahe hätte sie hinzugefügt, und dieser andere Mann auch, ich kenne nicht einmal seinen Namen, aber er starb auch, er liebte mich auch, und er starb auch, und jetzt ist Malcolm tot, und...

»Hören Sie auf!«

Der strenge Ton riß sie vom Rand des Abgrunds zurück. Hoag wußte, dies mußte getan werden, und zwar schnell, sonst war sie verloren wie andere, die er gesehen hatte. Er mußte sie von dem Teufel befreien, der irgendwo in ihr lauerte und darauf wartete, auszubrechen, sich auf sie zu stürzen und sie zu einer brabbelnden Verrückten zu machen. »Tut mir leid. Sie müssen das richtig verstehen. Sie sind nur sch...« Er konnte das Wort gerade noch zurückhalten und statt dessen sagen: »Sie sind nur für seine Freude verantwortlich. Wiederholen Sie das für mich. Sie sind nur...«

»Ich bin schuld.«

»Sprechen Sie mir nach: Ich bin nur für seine Freude verantwortlich«, sagte er vorsichtig und beobachtete alarmiert ihre abnorm erweiterten Pupillen. Sie stand schon wieder am Rand des Abgrunds.

»Ich bin sch...«

»Verantwortlich, verdammt!« sagte er mit gespielterm Zorn. »Sprechen Sie mir nach: Ich bin nur für seine Freude verantwortlich! Sagen Sie es!«

Er sah Schweiß auf ihre Stirn treten. Wieder sagte sie dasselbe, wieder unterbrach er sie und wiederholte das richtige Wort: »Verantwortlich, verantwortlich für seine Freude!« Wieder und wieder sagte sie das andere Wort, und unterdessen brachte Ah Tok den Tee herein, aber keiner von beiden sah sie, und sie floh entsetzt, als Hoag Angélique unablässig Befehle gab und sie sie verweigerte, bis sie schließlich auf französisch kreischte: »Also gut, ich bin nur für seine Freude verantwortlich, aber er ist trotzdem tot, tot, tot... mein Malcolm ist toooooo!«

Er wollte sie in den Arm nehmen und ihr sagen, alles sei gut und sie solle schlafen, aber er tat es nicht, denn er glaubte, dies sei noch zu früh. Seine Stimme klang hart, aber nicht drohend, als er in seinem besten Französisch sagte: »Danke, Angélique, aber jetzt werden wir Englisch sprechen: Ja, es tut mir auch schrecklich leid, es tut uns allen leid, daß Ihr wunderbarer Gatte tot ist, aber es ist nicht Ihre Schuld. Sagen Sie es!«

»Lassen Sie mich allein. Gehen Sie!«

»Wenn Sie es sagen: nicht Ihre Schuld.«

»Nicht... nicht. Lassen Sie mich allein!«

»Wenn Sie es sagen. Nicht Ihre Schuld!«

Sie starrte ihn verächtlich an, weil er sie so quälte, und schrie ihn dann wieder an: »Nicht meine Schuld, nicht meine Schuld, es ist nicht meine Schuld, nicht meine Schuld! Sind Sie jetzt zufrieden! Und nun verschwinden Sie!«

»Wenn Sie mir sagen, daß Sie begreifen, daß Ihr Malcolm tot ist und daß Sie in keiner Weise schuld sind!«

»Gehen Sie!«

»Sagen Sie es! Verdammt, sagen Sie es!«

Plötzlich klang ihre Stimme wie das Heulen eines wilden Tieres: »Ihr Malcolm ist tot, tot, er ist tot, er ist tot, er ist tot, aber Sie sind nicht sch... nicht schuld, auf keine Weise, auf keine gottverdammte Weise, nicht sch... in keiner Weise schuld... nicht schu... nicht...« Ebenso plötzlich, wie sie begonnen hatte, wurde ihre Stimme zu einem Wimmern. »Nicht schuld, nein, nicht, ich bin es wirklich nicht, o mein Liebling, es tut mir so... leid, so leid, ich will nicht, daß du tot bist, o Madonna, hilf mir, er ist tot, und ich fühle mich so schrecklich, so schrecklich, o Malcolm, warum bist du gestorben, ich habe dich so geliebt, so sehr geliebt... o Malcolm...«

Diesmal nahm er sie in die Arme, ruhig und fest, und hielt sie, während sie zitterte und weinte und schluchzte. Nach einer Weile

verklang ihre Stimme, das Schluchzen ließ nach, und sie sank in unruhigen Schlaf. Noch immer hielt er sie, sanft, aber fest. Seine Kleider klebten ihm schweißnaß am Leib, aber er regte sich nicht, bis sie tief eingeschlafen war. Dann stand er vorsichtig und mit verkrampften Muskeln auf. Als es ihm gelungen war, Schultern und Hals zu entspannen, setzte er sich wieder hin, um sich zu erholen.

Herrgott, das war nahe daran, dachte er. Die Freude darüber, diesmal gewonnen zu haben, ließ einen Teil seiner Schmerzen vergehen, als er sie so vor sich sah, jung und schön und in Sicherheit.

Seine Gedanken eilten nach Kanagawa zu diesem anderen Mädchen, der japanischen Schwester des Mannes, den er operiert hatte, ebenso jung und schön, aber Japanerin. Wie hieß sie noch? Uki irgendwas. Ich rettete ihren Bruder, damit er bei dem armen Kind hier noch mehr Verwüstungen anrichten konnte. Aber ich bin froh, daß sie entkommen ist. Ob sie wohl entkommen ist? Was tut sie wohl, diese schöne Frau. So schön, wie meine eigene geliebte Frau war. Wie schrecklich und gedankenlos von mir, wie wahnsinnig, sie aus Indien fortzubringen, damit sie in London so früh starb.

Dharma? Schicksal? Wie dieses Kind und der arme Malcolm. Die Armen. Ich Armer. Nein, nicht ich, ich habe gerade ein Leben gerettet. Du magst unersetzlich und häßlich sein, alter Knabe, dachte er, während er Angélique's Puls fühlte, aber Allmächtiger, du bist ein verdammt guter Arzt und ein verdammt guter Lügner – nein, nicht gut, du hast nur Glück gehabt. Diesmal.

Donnerstag, 13. Dezember

Tag, Jamie«, sagte Phillip Tyrer traurig. »Sir William läßt sich empfehlen. Hier sind drei Kopien des Totenscheins, eine für Sie, eine für Angélique und eine sollte bei der Leiche bleiben, ich gebe sie Strongbow. Sir William meinte, das Original sollte per Diplomatenpost an das Büro des Gouverneurs gehen, damit er es dem Chel-Coroner in Hongkong aushändigt, der es wiederum nach Erledigung der Formalitäten Mrs. Struan übergeben wird. Gräßlich, nicht wahr, aber so ist es nun einmal.«

»Ja.« Jamies Schreibtisch war mit eingegangener Post und Dokumenten über zu erledigende Geschäfte übersät. Seine Augen waren rot vor Müdigkeit.

»Wie geht es Angélique?«

»Ich habe sie noch nicht gesehen, aber Hoag war vorhin hier. Er sagte, man solle sie in Ruhe lassen, bis sie den ersten Schritt tue, und es gehe ihr besser. Sie hat ungefähr fünfzehn Stunden geschlafen. Er meinte, es ginge ihr gut genug, um sie morgen auf die Reise zu schicken, und empfahl, je eher sie aufbreche, desto besser. Er fährt natürlich mit.«

»Wann ist die Abfahrt der *Prancing Cloud* denn nun angesetzt?«

»Morgen, mit der Abendtide. Strongbow kommt jeden Augenblick, um seinen Fahrauftrag abzuholen. Haben Sie Post mitzugeben?«

»Allerdings. Und eine Kuriertasche. Ich werde Sir William Bescheid sagen. Kann immer noch nicht glauben, daß Malcolm tot ist. Gräßlich. Ach, übrigens, die Untersuchung wegen Norberts Tod ist auf fünf Uhr angesetzt. Würden Sie hinterher gern einen Hap-

pen essen?»

»Danke, aber nicht heute abend. Aber wir können uns gerne morgen nach dem Frühstück treffen.« Jamie überlegte, ob er Tyrer von den Machenschaften seines Samurai-Freundes Nakama und dem Treffen mit dem örtlichen Shroff erzählen sollte – das Nakama vor Tyrer und Sir William geheimhalten wollte. Nakamas Vorschlag hatte ihn fasziniert, und er begrüßte die Gelegenheit, direkt mit einem einheimischen Geschäftsmann sprechen zu können.

Das gestrige Treffen war natürlich abgesagt worden. Er hatte daran gedacht, es bis nächste Woche zu verschieben, sich dann aber entschieden, den Mann am heutigen Abend zu treffen – vielleicht würde ihn das etwas von der Tragödie ablenken.

Das geht Phillip nichts an – und vergiß nicht, daß Phillip und Wee Willie alle möglichen Informationen zurückbehalten haben, obwohl die Vereinbarung bestand, einander alles mitzuteilen. »Bis später, Phillip. Und danke für die Papiere.«

»Bis später, Jamie.«

Die Totenscheine waren von Babcott und Hoag unterzeichnet. Die Autopsie bestätigte, was zuvor schon gesagt worden war. Todesursache waren *innere Blutungen aus einer beschädigten Arterie, die nicht mehr korrekt funktionierte und deren geschwächter Zustand direkt auf die während des unprovokierten Tokaidō-Vorfalles erlittenen Wunden zurückzuführen war.*

Jamie nickte vor sich hin. Die Ärzte hatten nicht erwähnt, was den Riß der Arterie verursacht hatte. Es gab keinen Grund, sich genauer auszudrücken, solange niemand eine genauere Antwort verlangte. Wie Tess Struan beispielsweise, dachte er, und sein Magen krampfte sich zusammen. Sie wird sicherlich fragen, und was wird Hoag dann antworten? Dasselbe, was er mir heute morgen gesagt hat: »Bei Malcolms Zustand, Jamie, könnte ein solcher Riß durch ein Dutzend möglicher plötzlicher Bewegungen verursacht werden, vielleicht durch eine unbequeme Lage im Schlaf, bei der er sich un-

vermittelt umdrehte, weil er schlecht geträumt hatte, und sogar durch die Belastung eines verstopften Darmabschnitts.«

»Aber besonders durch Geschlechtsverkehr?«

»Ja, das ist nur eine von vielen Möglichkeiten. Warum?«

»Um Gottes willen, Sie kennen doch Tess Struan.«

»Ich werde Angélique nicht verdammen, wenn es das ist, was Sie wissen wollen. Im Bett sind immer zwei, und wir beide wissen, daß er alle Hebel in Bewegung gesetzt hatte, um sie zu heiraten, und wahnsinnig verliebt war.«

»Ich will nichts davon wissen, Doktor. Tess wird sie verurteilen, was immer in der Todesurkunde steht.«

»Da stimme ich Ihnen zu, Jamie, aber von mir wird sie dabei keine Unterstützung bekommen. Und von George auch nicht. Daß ein heftiger Orgasmus den Riß verursachte und beide in ihrem anschließenden Schlaf nichts davon merkten, ist logisch, aber nicht beweisbar, und selbst wenn es so war, ist Angélique daran in keiner Weise schuld, in keiner Weise, verdammt...«

Die arme Angélique, man wird sie beschuldigen, wie man mich beschuldigen wird. In meinem Fall spielt es keine Rolle. »Ja? Her-ein! O hallo, Edward!«

»Haben Sie eine Sekunde Zeit?« fragte Gornt.

»Kommen Sie herein, natürlich.« Seit gestern hatte sich seine Beziehung zu Gornt verändert, und er hatte darauf bestanden, sich bei den Vornamen zu nennen. Mein Gott, dachte er, wie sehr habe ich mich in bezug auf ihn geirrt. »Setzen Sie sich. Hören Sie, ich habe es schon ein dutzendmal gesagt, aber nochmals vielen Dank – Sie haben mir das Leben gerettet.«

»Aber nein, ich habe nur meine Pflicht getan.«

»Dafür danke ich Gott. Was kann ich für Sie tun?«

»Es geht das Gerücht, daß Sie Malcolms sterbliche Überreste zur Bestattung nach Hongkong zurückschicken, und ich habe mich gefragt, ob ich vielleicht auf Ihrem Schiff mitfahren könnte?«

»Natürlich.« Jamie zögerte. »Um den Brocks Bericht zu erstatten?«

Gornt lächelte. »Wir können der Wahrheit nicht ausweichen, Jamie. Ich werde die Ergebnisse der Untersuchung mitnehmen, aber es ist meine Pflicht, ihnen direkt zu berichten, von Mann zu Mann.«

»Ja, Sie haben recht.« Jamie seufzte. »Es tut mir leid, daß Malcolm nicht mehr erlebt hat, was sie für mich getan haben. Es tut mir leid, daß er nicht mehr Ihr Freund sein kann, ich weiß, daß er Sie sehr bewundert hat. Und außerdem tut es mir leid, daß Sie für Brock's arbeiten.«

»Im Augenblick tue ich das noch, aber ich werde es vermutlich nicht mehr tun, nachdem ich mit Tyler und Morgan gesprochen habe. Ich war nur von Rothwell's ausgeliehen, also hat es weiter keine Folgen. Sobald in Hongkong alles erledigt ist, werde ich nach Shanghai zurückkehren.«

»Wenn ich Ihnen irgendwie helfen kann, würde ich das gerne tun.«

»Sie schulden mir nichts, ich habe nur meine Pflicht getan, aber ein Mann braucht immer einen wahren Freund. Danke, wenn ich unter die Räder komme, werde ich mich an Sie wenden. Ich kann also eine Kabine auf der *Prancing Cloud* haben?«

»Sie läuft morgen abend aus.«

»Ich nehme an, Mrs. Struan wird ihn begleiten, oder? Schwer, ihn sich als Toten vorzustellen, nicht wahr?«

»Ja, Dr. Hoag sagt, bis dahin sei sie imstande, die Reise anzutreten.«

»Was für ein Unglück. Schrecklich. Ich danke Ihnen. Wir sehen uns später.«

Jamie sah zu, wie er hinausging, merkwürdig verwirrt. Es war nichts, das er genau hätte benennen können. Vermutlich bin ich einfach so durcheinander, daß mir alles seltsam vorkommt. Mein

Gott, sogar Hoag hat sich eigenartig benommen, obwohl ich auch das nicht genau definieren kann.

Er zwang sich, eine Weile zu arbeiten. Dann brauchte er einige Dokumente von Malcolms Schreibtisch, stand auf, ging durch den Korridor ins Büro des Tai-Pan und hob automatisch die Hand, um anzuklopfen. Grimmig unterließ er es dann, öffnete die Tür und hielt mitten in der Bewegung inne. In Malcolms Sessel hinter Malcolms Schreibtisch saß Angélique, ihr gegenüber Skye und sagte gerade: »... soviel ich weiß, und...« Dann drehte er sich um.

»Hallo, Jamie«, sagte Angélique ruhig. Ihr dunkles Kleid unterstrich ihren alabasternen Teint; ihre Haare waren im Nacken hochgesteckt, ihre Augen waren klar, ihre Lippen von einem natürlichen, schwachen Rosa. »Wie geht es Ihnen?«

»Oh, äh, gut«, sagte Jamie, verblüfft von ihrer Haltung und ihrer neuen Schönheit – anders als zuvor, irgendwie distanziert und unerreichbar, aber noch attraktiver. »Verzeihung, ich hatte nicht erwartet... Dr. Hoag sagte, ich soll Sie nicht stören, bis Sie mich rufen. Wie geht es Ihnen?«

»Ich hatte ihn darum gebeten. Es... es geht mir gut, danke. Da waren ein paar Dinge, die ich heute morgen regeln wollte. Es tut mir leid, von Ihrem... Ihrem Pech mit Norbert Greyforth zu hören. Armer Jamie, Sie sehen mitgenommen aus. Alles in Ordnung?«

»Ja, danke«, sagte Jamie noch verwirrter. Ihre Stimme war ruhig, zu ruhig und sie strahlte eine Würde aus, die er im Augenblick nicht genau fassen konnte. »Edward Gornt hat mir das Leben gerettet, haben Sie davon gehört?«

»Ja, er hat es mir vor ein paar Minuten erzählt – nein, eigentlich stimmt das nicht, er kam nur, um zu kondolieren, es war Mr. Skye, der mir von seiner Tapferkeit erzählt hat. Und von dem Duell.«

»Oh.« Jamie hätte Skye wegen seiner Einmischung verfluchen mögen.

»Armer Malcolm«, sagte sie. »Ich bin schrecklich froh, daß ich



von dieser Torheit nichts wußte. Wenn ich es gewußt hätte, ich hätte es irgendwie verhindert. Aber was für ein Glück, daß Edward da war. Wie schrecklich manche Menschen sind...«

»Ja, aber viel wichtiger ist, wie es Ihnen geht.«

»Nicht gut und nicht schlecht. Ich fühle nichts außer... einer Leere.«

»Das ist das richtige Wort. Leere. Das empfinde ich auch.« Jamie sah Skye an, der unverbindlich lächelte. Das Schweigen wuchs. Zu seinem Unbehagen merkte er, daß beide wünschten, er solle gehen. »Kann ich irgend etwas für Sie tun?«

»Im Augenblick nicht, danke, Jamie.«

Jamie nickte nachdenklich. »Ich brauche einige Papiere.«

»Bitte, bedienen Sie sich.« Sie lehnte sich in dem Sessel zurück, in dem sie klein wirkte, gefaßt und beherrscht.

Unbehaglich begann er die Kästen für Ein- und Ausgänge durchzusehen und beschloß dann, sie so mitzunehmen, wie sie waren. Er stellte den einen auf den anderen. »Wenn es irgend etwas gibt... rufen Sie mich einfach.«

»Wenn Mr. Skye und ich fertig sind, gerne, falls Sie Zeit haben.«

»Natürlich, wann immer Sie wollen. Läuten Sie einfach diese Glocke.«

»Jamie, haben Sie zufällig die Todesurkunden schon bekommen?«

»Ja.«

»Könnte ich bitte eine Abschrift davon sehen?«

Jamie starrte ihn an. »Wozu?«

»Um sie zu überprüfen.«

Angélique sagte: »Male... mein Mann hatte die Dienste von Mr. Skye in Anspruch genommen – ich glaube, Sie wußten das, Jamie, nicht wahr?«

»Ja.« Jamie hatte bemerkt, wie sie statt ›Malcolm‹ ›mein Mann‹ gesagt und Skye zustimmend genickt hatte, und er witterte Gefahr. »Und?«

Skye sagte gewandt: »Als ich die schreckliche Nachricht hörte, fühlte ich mich verpflichtet, der Witwe meine Dienste anzubieten...« Das Wort ›Witwe‹ war leicht betont. »Sie hat das freundlich akzeptiert. Der Tai-Pan bat mich, für ihn gewisse Nachforschungen anzustellen, und ich dachte, vielleicht wünsche Mrs. Struan deren Fortsetzung.«

»Gut.« Jamie nickte höflich und wollte gehen.

»Die Todesurkunde, Jamie?«

»Was möchten Sie, Angélique – Mrs. Struan?«

»Mr. Skye ist jetzt mein Rechtsanwalt, Jamie. Er versteht sich auf diese Dinge, im Gegensatz zu mir, und hat eingewilligt, mich zu vertreten«, sagte sie sachlich. »Ich möchte, daß Sie ihm jede Hilfe geben, die er braucht.«

»Selbstverständlich. Wenn Sie mir folgen wollen, Skye.« Jamie ging hinaus, betrat sein Büro und stellte sich hinter seinen Schreibtisch. Er tat so, als suche er Papiere, die er sicherheitshalber in seine Schublade gelegt hatte. »Würden Sie die Tür schließen, es zieht schrecklich.« Der kleine Mann gehorchte. »Hören Sie«, sagte Jamie dann mit leiser Stimme, aber der Unterton war nicht zu verkennen, »wenn Sie sie hereinlegen oder übers Ohr hauen, oder ihr zuviel Geld abnehmen, prügle ich Ihnen die Scheiße aus dem Leib.«

Der kleine Mann kam näher; die Gläser seines Kneifers waren gesprungen und beschlagen. »Das habe ich noch nie im Leben mit einem Mandanten gemacht«, sagte er und blies sich auf wie eine Kobra. »Ein paar saftige Rechnungen, ja, aber nie mehr, als der Markt vertragen konnte. Diese Frau braucht Hilfe, um Gottes willen. Ich kann sie ihr geben, Sie können das nicht.«

»Ich kann und werde, bei Gott.«

»Da bin ich anderer Meinung! Malcolm sagte mir, daß die andere Mrs. Struan Sie gefeuert hat. Stimmt es oder stimmt es nicht? Und stimmt es oder stimmt es nicht, daß Sie und Malcolm seit Wochen wütende, sogar drohende Briefe von ihr bekommen haben, in de-

nen sie gegen meine Mandantin alle möglichen grundlosen Beschuldigungen äußerte? Stimmt es oder stimmt es nicht, um Gottes willen, daß dieses Mädchen Freunde braucht?»

»Ich stimme Ihnen zu, sie braucht Freunde, und ich habe auch nichts dagegen, daß sie einen Rechtsanwalt hat, ich möchte bloß sicher sein, daß Sie sie korrekt behandeln werden.«

»Verdammt, ich habe nie in meinem Leben einen Mandanten ausgenommen. Jamie, ich bin vielleicht ein hungriger Anwalt, aber ich bin ein guter Anwalt, und wir stehen auf derselben Seite. Sie braucht Freunde, Malcolm liebte sie, und Sie waren Malcolms Freund, um Himmels willen – er hat mir von den Briefen erzählt, für die Sie riskiert hätten, aufgehängt zu werden.«

»Das hat nichts zu tun m...«

»Ich streite nicht mit Ihnen, Jamie. Sie ist meine Mandantin, und ich schwöre, daß ich ihr nach besten Kräften helfen werde. Die Todesurkunde, bitte.«

Wutschnaubend öffnete Jamie die Schublade und händigte ihm eine Kopie aus.

»Danke... es sind drei, nicht? Eine für Ihre Akten, eine, die die Leiche begleitet, und eine für die Ehefrau. Allerdings bin ich überrascht, daß man sich die Mühe gemacht hat, an sie zu denken. Das Original geht mit Sonderpost nach Hongkong.« Skye überflog das Papier. »Allmächtiger Gott!«

»Was ist los?«

»Hoag und Babcott«, sagte er. »Sie mögen gute Ärzte sein, aber als Zeugen der Verteidigung sind sie verheerend! Scheiße, man hätte mich benachrichtigen sollen, ehe sie das hier aus der Hand gaben – jeder Narr hätte ihnen bessere Formulierungen vorschlagen können!«

»Wovon, zum Teufel, reden Sie?«

»Mord oder wenigstens eine Anschuldigung des Mordes.«

»Sie sind verrückt!«

»Das wäre nicht die erste bei Tess Struan«, zischte der kleine Mann. »Erinnern Sie sich an den Bootsmann? Jeder in Hongkong wußte, daß es ein Unfall war, aber er wurde des Mordes angeklagt, des Totschlags für schuldig befunden und zu zehn Jahren verurteilt!«

»Die Geschworenen sprachen ihn schuldig, nicht Tess Struan, und...«

»Aber sie war diejenige, die auf die Anklage drängte!« gab Skye heftig zurück, wobei er sich bemühte, leise zu sprechen.

»Und dasselbe wird sie in diesem Fall tun. Wenn das hier bei einem Kriminal- oder Zivilprozeß verlesen würde, dann würde der gegnerische Anwalt behaupten, er sei beim Vögeln gestorben – entschuldigen Sie meine Vulgarität –, und die andere Beteiligte des Aktes sitzt hier auf der Bank, meine Damen und Herren Geschworenen, ihr Vater ist ein Betrüger auf der Flucht, ihr Onkel sitzt in einem französischen Gefängnis, und sie selbst ist eine mittellose Abenteurerin, die diesen armen jungen Mann, der minderjährig war, wissentlich verführt hat, sie zu heiraten, und dann, meine Damen und Herren Geschworenen, hat sie ihn mit böswilligem Vorsatz in einen frühen Tod gelockt – mit böswilligem Vorsatz –, da sie nur zu genau wußte, daß seine Wunden die Sache für sie erledigen würden! Stimmt das, verdammt noch mal, oder stimmt es nicht?«

Jamie setzte sich hin, bleicher als zuvor. Hoags Worte waren ihm wieder eingefallen. »Was werden Sie tun?«

»Zuerst werde ich versuchen, diese Formulierungen ändern zu lassen; ich glaube nicht, daß sie es tun werden, aber ich muß es versuchen. Haben Sie ein Testament? Malcolms Testament?«

Jamie schüttelte den Kopf. »Er hat mir gegenüber nie eins erwähnt.«

»Ich habe ihm gesagt, es sei wichtig, daß er eins macht, als er zum erstenmal zu mir kam – das ist Routine. Sind Sie sicher?«

»Ich weiß, daß ich keins habe, nicht in unserem Safe«, sagte Jamie stirnrunzelnd. Ob Malcolm ein Testament gemacht hatte? Wenn ich heiraten würde, würde ich das tun. Moment, ich war jahrelang mit Maureen verlobt und habe nie eins gemacht. Mein Gott, ich frage mich, wie es ihr geht und was sie gedacht hat, als sie meinen Brief erhielt. »Er hat mir gegenüber nie ein Testament erwähnt. Hat er Angélique etwas davon gesagt?«

»Nein, das war meine erste Frage. Vielleicht hat er ohne Ihr Wissen eines gemacht. Hatte er einen Panzerschrank oder einen besonderen Platz für seine privaten Papiere?«

»Nein, eigentlich nicht. Ich nehme an, der wäre in Hongkong, allerdings hat er in seinen Zimmern einen kleinen Tresor.«

»Gehen wir nachsehen.« Skye wollte das Zimmer verlassen.

»Moment, ich glaube nicht, daß wir das machen können.«

Scharf und förmlich erwiderte Skye: »Mrs. Angélique Struan war seine rechtmäßige Ehefrau und ist seine Witwe und daher seine nächste Hinterbliebene und Erbin all seiner weltlichen Güter, es sei denn, sein Testament legt etwas anderes fest. Wenn es kein Testament gibt, erbt sie, nachdem die Nachlaßbestätigung und alle legalen Gebühren und Steuern bezahlt sind. Sehen wir uns seinen Tresor an.«

»Ich glaube nicht, daß wir...«

»Moment. Entweder regeln wir das in aller Ruhe unter uns drei Freunden, oder ich beschaffe mir durch Sir William noch heute einen formellen Gerichtsbeschluß, alle, ich wiederhole, alle seine Papiere und alle Struan-Papiere in Yokohama und Hongkong zu beschlagnahmen, um nach einem Testament zu suchen. Dazu ist meine Mandantin berechtigt.« Sein Blick war unerbittlich. »Tut mir leid, alter Junge. Also?«

»Gehen wir Angélique fragen.« Jamie war seiner selbst unsicher und wußte, daß er einem Außenseiter niemals erlauben durfte, alle Papiere und Akten des Noble House durchzusehen. Er folgte Skye

ins Büro des Tai-Pan zurück. Verdammt, warum nenne ich es noch immer so, dachte er gereizt. Vermutlich, weil es das Büro des Tai-Pan ist. Aber wer ist der neue Tai-Pan?

Angélique saß noch da, wo sie sie zurückgelassen hatten. Unbewegt hörte sie Skye zu. »Es ist nicht notwendig, daß Sie uns begleiten, Mrs. Struan, Sie können versichert sein, daß ich Ihre Interessen vertrete.«

»Ich danke Ihnen, aber ich wäre gern dabei.«

Sie folgten ihr die große Treppe hinauf. Für Skye war dies das erste Mal, und er versuchte, sich von dem Kronleuchter und den wertvollen Ölgemälden nicht beeindruckt zu zeigen. Jamie öffnete die Tür der Tai-Pan-Suite. Im Kamin brannte ein Feuer, das Bett war gemacht und schien auf etwas zu warten. Der Schreibtisch war aufgeräumt, keine Papiere waren zu sehen. In einer Ecke des Zimmers hockte Ah Tok, verzweifelt vor sich hinmurmelnd.

Angélique erschauerte. Dann folgte sie den beiden Männern und setzte sich in Malcolms hohen Lehnstuhl.

Hinter einem Ölgemälde war ein kleiner, eiserner Wandsafe verborgen. Angélique beobachtete unbewegt, wie Jamie ein Schlüsselbund durchsah. Die Uhr auf dem Kaminsims schlug dreimal.

»Wer hat sonst noch Schlüssel, Jamie?« fragte Skye.

»Nur ich, ich und der... der Tai-Pan.«

»Wo sind dessen Schlüssel?«

»Ich weiß nicht. Wahrscheinlich sind sie noch bei... noch an Bord.«

Die Tür des Safes öffnete sich. Ein paar Briefe, alle in Tess Struans Handschrift, bis auf einen, der Malcolms Schrift aufwies und offensichtlich unfertig war, ein kleiner Beutel aus Chamois-Leder und eine Briefftasche. Die Briefftasche enthielt eine verblichene Daguerreotypie seines Vaters und seiner Mutter, die verlegen in die Kamera starrten, Malcolms persönliche Papiere, ein paar Notizen sowie Schuldscheine und eine Liste von Schulden und Schuldnern.

Skye blätterte sie durch. »Könnten das teilweise Spielschulden sein, Jamie?«

»Ich habe keine Ahnung.«

»Zweitausendvierhundertzwanzig Guineas. Eine saubere Summe für einen jungen Mann. Erkennen Sie zufällig irgendwelche Namen?«

»Nur diesen.« Jamie blickt ihn an.

»Mme. Emma Richaud? Fünfhundert Guineas?«

Angélique räusperte sich: »Meine Tante. Sie und Onkel Michel haben mich großgezogen, Mr. Skye. Meine richtige Mutter starb, als ich noch klein war. Sie haben mir geholfen, und Mal... Malcolm war so freundlich, ihnen das zu schicken. Ich bat ihn darum.«

»Jamie, ich hätte gern eine Abschrift von dem hier, eine Liste, bitte«, sagte Skye, wieder ganz der Anwalt. »Ich bitte Sie, das hier in Verwahrung zu nehmen.« Er griff nach dem halben Dutzend Briefe, aber Jamie war schneller als er. »Ich würde sagen, die hier waren privat.«

»Privat für wen, Jamie?«

»Für ihn.«

»Ich werde einen Gerichtsbeschluß erwirken, um sie zu sehen und abschreiben zu lassen, wenn ich sie für wichtig halte.«

»Das können Sie natürlich tun«, sagte Jamie und verfluchte sich selbst, weil er den Safe erwähnt hatte, ohne zuvor Sir Williams Rat einzuholen.

»Darf ich sie bitte sehen, Jamie?« meldete sich Angélique. »Ich nehme an, sie gehören zu den Habseligkeiten meines Mannes. Im Augenblick scheinen es nicht gerade viele zu sein.«

Ihre Stimme klang so sanft und so traurig, daß er seufzte und sich sagte: Junge, du steckst jetzt so tief drin, daß es keine Rolle spielt. Über die gesetzlichen Dinge wird Sir William entscheiden müssen. Dann war er plötzlich wieder bei der gestrigen Abendtide, auf der Pier; alle drei waren sie so fröhlich und zuversichtlich gewe-

sen, hatten gelacht, alle zukünftigen Hongkonger Sturmwolken schienen so weit entfernt, und dann waren die beiden auf dem Kutter zu ihrer Hochzeitsnacht abgefahren, und Malcolm hatte gesagt: »Danke, mein prächtiger Freund, und wachen Sie über uns, denn das haben wir nötig. Versprochen?«

Er hatte es versprochen, hatte geschworen, auch Angélique zu behüten, und dann hatte er ihnen ein langes und glückliches Leben gewünscht und war winkend an Land zurückgeblieben. Wie recht Malcolm gehabt hatte. Der arme Malcolm, hatte er etwas vorausgeahnt? »Hier«, sagte er freundlich.

Ohne auf die Briefe zu schauen, legte Angélique sie in ihren Schoß und faltete wieder die Hände. Reglos saß sie da. Ein Luftzug ließ eine Strähne wehen, die sich an der Schläfe aus ihrer Frisur gelöst hatte.

Inzwischen hatte Skye den kleinen Beutel geöffnet, der Goldguineas und Geldscheine der Bank von England enthielt. Er zählte sie laut. Angélique wandte keinen Blick von der Öffnung des Safes.

»Zweihundertdreundsechzig Guineas.« Skye steckte sie wieder in den Lederbeutel. »Die sollten sofort an Mrs. Struan gehen – gegen Quittung natürlich.«

»Vielleicht ist es am besten«, sagte Jamie, der dem Ganzen ein Ende bereiten wollte, »wenn Skye und ich Sir William aufsuchen. Ich habe nie zuvor mit solchen Sachen zu tun gehabt, und ich bin ratlos – Angélique, Sie verstehen das, nicht wahr?«

»Ich weiß, daß Malcolm Ihr Freund war und Sie seiner, wie Sie auch mein Freund sind. Bitte, tun Sie, was Sie für das beste halten.«

Skye sagte: »Wir gehen jetzt hin, Jamie, je eher, desto besser, er kann entscheiden, wem dies hier gehört. Inzwischen...«

Er ging zu Angélique und reichte ihr den kleinen Beutel, aber sie meinte: »Nehmen Sie ihn mit, und die hier auch«, damit reichte sie ihm die Briefe. »Lassen Sie mir nur das Foto hier. Danke, Mr. Skye. Und auch Ihnen vielen Dank, lieber Jamie, ich sehe Sie, wenn



Sie zurückkommen.«

Die beiden Männer warteten darauf, daß Angélique aufstand, aber sie bewegte sich nicht. »Sie werden doch nicht hier bleiben, oder?« fragte Jamie verstört, weil ihm das makaber erschien.

»Doch, ich glaube schon. Ich habe hier so viel Zeit verbracht, in diesem Zimmer, daß es mir... daß es mich irgendwie anspricht. Die Tür zu meiner Suite ist offen, falls ich... falls ich Ruhe brauche. Aber bitte, würden Sie Ah Tok wegbringen, die Ärmste, und ihr sagen, sie soll nicht wiederkommen? Die arme Frau, sie braucht Hilfe. Bitten Sie Dr. Hoag, nach ihr zu sehen.«

»Möchten Sie, daß ich die Tür schließe?«

»Die Tür? Oh, es spielt keine Rolle, ja, wenn Sie möchten.«

Sie taten, worum Angélique gebeten hatte, und sorgten dafür, daß Ah Tok Chens Obhut übergeben wurde, der selbst noch ganz aufgelöst war. Dann gingen sie hinaus auf die High Street, beide erleichtert, wieder im Freien zu sein, aber in ihre eigenen Gedanken versunken. Skye machte fieberhaft Pläne, während Jamie sich außerstande sah, an die Zukunft zu denken. Sein vorausschauender und messerscharfer Verstand war getrübt von der Tragödie und, er wußte nicht warum, von der Sorge um das Noble House.

Was hat Angélique plötzlich an sich? fragte er sich, ohne die Promenade, den böigen Wind, die auf den Kiesstrand schlagende Brandung und den Geruch der Algen zu bemerken. Die Traurigkeit steht ihr. Könnte es ein, daß... Sie ist jetzt eine Frau! Das ist der Unterschied. Sie ist eine Frau, kein Mädchen mehr. Liegt es an der Katastrophe oder daran, daß sie keine Jungfrau mehr ist – die mystische Veränderung, die anscheinend bei dieser Verwandlung geschieht oder geschehen sollte? Oder vielleicht beides?

»Großer Gott«, sagte er, weil er unwillkürlich laut dachte, »was passiert, wenn sie ein Kind bekommt?«

»Um ihretwillen bete ich, daß sie schwanger ist«, sagte der kleine Mann neben ihm nüchtern.

Als sie gegangen waren, schloß Angélique die Augen und atmete tief durch. Als sie sich beruhigt hatte, stand sie auf, verriegelte die Tür und öffnete die Verbindungstür. Ihr Bett war gemacht, frische Blumen standen in einer Vase auf dem Ankleidetisch. Nachdem sie ihre Tür verriegelt hatte, kehrte sie in Malcolms Suite zurück und setzte sich wieder in seinen Lehnstuhl.

Erst jetzt betrachtete sie die Fotografie – die erste, die sie von seinen Eltern sah. Auf der Rückseite stand: 17. Oktober 1861. Voriges Jahr. Culum Struan wirkte viel älter, als er tatsächlich war, nämlich zweiundvierzig, Tess weder alt noch jung. Blasse Augen starrten Angélique direkt an, und die Linie ihres Mundes war streng.

Tess wird dieses Jahr siebenunddreißig. Wie werde ich aussehen, wenn ich so alt bin wie sie – in neunzehn Jahren –, mehr als doppelt so alt wie heute? Werde ich die gleichen harten Züge haben, die von einer lieblosen Ehe und familiären Bürde künden? Tess haßt ihren Vater und ihre Brüder, diese wiederum hassen sie, und beide Seiten versuchen, einander zu ruinieren – dabei begann ihr Fall so romantisch, mit einer Flucht und einer Trauung auf See, wie bei uns, aber, bei Gott, was für ein Unterschied!

Sie schaute aus dem Fenster auf die Bucht und auf die dort liegenden Schiffe, ein Handelsdampfer verließ gerade den Hafen – Kapitän und Offiziere auf der Brücke; der Postdampfer war von Tendern umgeben, da war der Kutter von Struan's, da die *Prancing Cloud*.

Sie schloß kurz die Augen, blickte dann erneut nach draußen. Kein Irrtum. Den ganzen Tag schon sahen ihre Augen mit dieser unerwarteten, verwirrenden Klarsicht. Sie hatte es sofort bemerkt, als sie heute morgen erwacht war: jedes Detail des Raumes war gestochen scharf, die Vorhänge, die welken Blumen in einer Vase, die kreisenden Fliegen, vier an der Zahl. Gleich darauf hatte es geklopft, und Ah Toks Stimme hatte gesagt: »Misee? Medizinmann will kommen, Sie sehen, heya?« Es war, als sei auch ihr Gehör ge-

schärft und als hätten Ah Toks Schritte sie sanft aus dem Schlaf geweckt.

Noch seltsamer war die Klarheit ihres Geistes. Alles Schwere schien verschwunden. Die Traurigkeit war noch da, aber sie konnte nüchtern und klar über ein Problem nach dem anderen nachdenken, ohne die Dinge durcheinanderzubringen; sie konnte Entscheidungen treffen, und die entsetzliche Angst war nicht mehr da, keine Spur mehr davon. Sorge, ja, die gab es, das war nur vernünftig, aber keine übelkeitserregende Panik und Unentschlossenheit mehr.

Jetzt konnte sie sich in allen Einzelheiten an jenen Tag und jene Nacht erinnern, ohne die erdrückende, unmenschliche, unerhörte Leere. War ich betäubt? Die ganze Zeit? Stimmt es, was Dr. Hoag heute morgen sagte? »Machen Sie sich keine Sorgen, Sie sind von allen Problemen geheilt. Solange Sie von Zeit zu Zeit weinen können und keine Angst haben, sich an die Vergangenheit zu erinnern, wenn Ihr Geist das tun will, wird es Ihnen von Tag zu Tag besser gehen. Sie sind jung und gesund, und das Leben liegt noch vor Ihnen ...«

*Mon Dieu*, was für Platitüden Ärzte von sich geben. Nach Hoag kam Babcott. Er erzählte ihr dasselbe. Er war sanft und groß und zärtlich gewesen, von einer Zärtlichkeit, die in Glut hätte umschlagen können, wenn sie das zugelassen hätte. Keine Glut mehr, dachte sie, nicht, bevor ich frei bin. Und in Sicherheit.

Ihr Körper war ausgeruht. Keine rasenden Kopfschmerzen mehr. Sie wußte beim Aufwachen sofort, wo sie war, warum sie allein war und was passiert war. Sie erlebte es erneut, sah sich selbst in diesem Alptraum, bewußt, aber unbeteiligt, nicht wirklich betroffen: Sie sah, wie sie von Chens Schrei erwachte, aus dem Schlaf gerissen wurde, sah, wie sie in panischer Angst versuchte, Malcolm wachzurütteln, dann das Blut an ihren unteren Gliedmaßen entdeckte und einen Moment entsetzt glaubte, sie habe zu tief geschnitten. Dann merkte sie, daß er es war, daß es sein Blut war und daß er tot war,

tot, tot.

Sie war nackt aus dem Bett gesprungen, hatte entsetzt gekreischt. Sie glaubte nicht, was ihre Augen und Ohren ihr sagten, betete, es möge ein Traum sein, während andere in die Kajüte gestürzt kamen, Ah Soh, Ah Tok, jemand ihr etwas überwarf und sie Stimmen und Rufe und Schreie und Fragen hörte, Fragen über Fragen, bis sie in der Kajüte das Bewußtsein verlor. Dann war sie auf der Brücke, schmeckte Blut, Blut an ihren Lenden und ihren Händen und in ihren Haaren, und ihr Magen bäumte sich auf.

Ah Soh half ihr in ein Bad, das Wasser war nicht heiß genug, um seinen Tod abzuwaschen... Mehr Übelkeit, dann das blind machende Gift, das sie füllte, sie ertränkte, bis sie sich selbst sah, wie sie Hoag anschrie, ein so häßliches Bild, so häßlich...

Sie erschauerte. Muß ich so aussehen, wenn ich alt bin? Wie alt ist alt? Manche müssen dazu nicht sehr alt sein. Was genau sie zu Hoag gesagt hatte, wußte sie auch jetzt noch nicht, nur, daß das Gift versickert und dann guter Schlaf über sie gekommen war.

Es gibt so vieles, wofür ich Hoag dankbar sein muß und Babcott verachten kann – sein Schlafmittel löste mein Versinken in der Verzweiflung aus. Jetzt habe ich keine Angst mehr. Warum, begreife ich nicht, aber es ist wahr – das verdanke ich Malcolm und Hoag und diesem übelriechenden kleinen Anwalt mit seinem schlechten Atem und auch André. André ist noch immer weise, noch immer mein Vertrauter, und das wird er bleiben, solange ich bezahle. Ja, er ist ein Erpresser. Das spielt keine Rolle. Um sich selbst zu helfen, muß er mich beschützen, und außerdem gibt es einen Gott im Himmel, und Gottes Mühlen mahlen langsam, aber schrecklich fein.

Ich glaube, ich kann mein Leben jetzt bewältigen, wenn ich vorsichtig bin.

Heilige Mutter Gottes, wir sind vor so langer Zeit übereingekommen, daß ich mir selbst helfen muß und nicht von einem Mann

oder Männern abhängig sein kann wie der Rest meiner armen Schwestern. Ich weiß, daß ich eine Sünderin bin. Malcolm war wirklich der einzige Mann, den ich wahrhaft geliebt habe, den ich wirklich heiraten wollte; ich habe ihn geliebt, wie ein dummer Backfisch nur lieben kann. Ist die erste Liebe die wahre Liebe?

Aber mein Liebling ist tot. Ich akzeptiere das. Und jetzt?

Tess? Hongkong? André? Gornt? Die Heimat? Alles der Reihe nach.

Zuerst muß mein Liebling zur Ruhe gebettet werden. Wie es sich gehört.

Sie sah den Safe, dessen Tür geschlossen, aber nicht versperrt war. Langsam stand sie auf, öffnete ihn ganz, tastete hinein und berührte eine kleine, versteckte Einkerbung. Ein Teil der linken Wand schwang auf. In der Höhlung lagen einige Papiere, ein weiterer persönlicher Stempel, noch ein Beutel mit Münzen und Scheinen, eine Flasche von seiner Medizin, eine kleine Schachtel.

Vor einer Woche hatte Malcolm ihr das Geheimfach gezeigt und gelächelt. »Noch gibt es nicht viel zu verstecken, alle wichtigen Sachen sind bei Mutter in Hongkong, Papiere über die Stellung des Tai-Pan, eine Abschrift von Vaters Testament, Mutters Testament und so weiter, der Stempel des Tai-Pan. Das hier«, hatte er achselzuckend und mit leuchtenden Augen gesagt, »ist für Kleinkram und Geschenke, die ich dir vielleicht machen werde...«

Sie öffnete die Schachtel. Ein goldener Ring, mit Rubinen besetzt. Nicht sehr wertvoll, aber wertvoll genug. Die Papiere waren Geschäftspapiere, die sie nicht verstand, Listen von Zahlen.

Aber kein Testament. *Merde*, dachte sie ohne Zorn. Es hätte die Zukunft einfacher gemacht. Darauf hatte André sie hingewiesen.

Er war auf ihren Wunsch hin heute morgen von Vargas aus der Liste der Personen, die vorgesprochen und Karten hinterlassen hatten, ausgewählt und ins Haus gebeten worden. »M'sieur Vargas, zuerst mein Schneider, ich muß dringend Trauerkleider haben, da-

nach M'sieur André, dann Mr. Skye – unnötig, Mr. McFay zu stören, bis ich nach ihm schicke. Für alle anderen ruhe ich, und, M'sieur«, hatte sie vorsichtig hinzugefügt, »bitte, behandeln Sie all das mit der Diskretion, die mein Mann an Ihnen rühmte. Ich werde alle im Büro des Tai-Pan empfangen.«

Bei dem Wort ›Tai-Pan‹ hatte sie ein Flackern in Vargas' Augen gesehen, aber er hatte nichts gesagt, also hatte sie keine Entschlossenheit zeigen müssen. Sie hatte das Büro mit Bedacht gewählt, und als der alter Schneider mit Vargas eintraf, sagte sie: »Bitte, fragen Sie, wie lange es dauern wird, ein Trauerkleid anzufertigen, wie dieses hier, nur in schwarz.« Das Kleid, das sie trug, war langärmelig, hochgeschlossen und dunkelblau.

»Drei Tage«, sagte er. »Trauer, Senhora? In China ist die Farbe der Trauer Weiß.«

»Ich möchte es in Schwarz. Aus Seide. Und morgen.«

»Drei Tage.«

»Wenn er mein anderes Kleid nimmt, das blaßblaue, das er für mich angefertigt hat, und es schwarz färbt – wie lange dauert das?«

»Zwei Tage«, sagt er.

»Sagen Sie ihm, daß die Witwe des Tai-Pan vom Noble House morgen ein solches schwarzes Kleid haben muß. Morgen früh.«

Der alte Chinese hatte geseufzt und sich verneigt und war gegangen. Dann meldete Vargas André Poncin. »Hallo, André.«

»Hallo. Ich habe Sie nie schöner gesehen.«

Das war eine Feststellung, kein Kompliment. »Ich brauche Rat. Wir müssen sehr schnell und sehr klug sein. Meine Trauung ist legal, nicht wahr?«

»Wir glauben schon, ja, nach britischem Seerecht; was das französische Recht betrifft, sind wir nicht ganz sicher. Beides sind Grauzonen.«

»Ich verstehe nicht.«

»Strittig. Wenn es einen Streit zwischen französischen und briti-

schen Anwälten gäbe, wäre das britische Recht vorrangig. Da er tatsächlich minderjährig war, Sie beide minderjährig waren, aber, pardon, er ist derjenige, der zählt, und da er den schriftlichen Anweisungen seines gesetzlichen Vormunds zuwidergehandelt hat, wird die Eheschließung wahrscheinlich angefochten werden.«

»Wo? Hier? Von wem?«

»Von Tess Struan, von wem sonst?« sagte er spöttisch.

»Malcolms Tod berührt Sie gar nicht, oder?«

»Im Gegenteil, er hat mein Leben unendlich kompliziert, Madame«, fügte er hinzu und benutzte zum erstenmal ihren Titel.

»Das ist eine ernsthafte Komplikation für uns beide.«

»Wie kann man diese Komplikationen beseitigen, André?«

»Die erste Komplikation haben Sie bereits beseitigt.«

Als sie in ihrer Not in die Gesandtschaft geflohen war, hatte er sie dort abgefangen und beinahe mit Gewalt in sein Büro geschleppt. Dort hatte er sie, sobald die Tür geschlossen war, wütend geschüttelt und gesagt: »Sie dumme Person, sind Sie verrückt? Gehen Sie zurück in sein Haus, bleiben Sie da, und rühren Sie sich nicht vom Fleck, Sie können sich hier nicht verstecken, oder Sie ruinieren sich selbst! Gehen Sie dahin zurück, Sie Närrin, wir reden später, und unterschreiben Sie um Gottes willen nichts, willigen Sie in nichts ein. Los, gehen Sie schon!«

»Sie hatten ganz recht, André«, sagte sie jetzt; sie nahm ihm seinen Zorn nicht übel, da sie genau verstand. »Danke, daß Sie es mir so gesagt haben, daß ich es trotz all meiner Qual begriffen habe. Das war das erste. Und weiter?«

Die Falten auf seiner Stirn vertieften sich. Dies hier war eine neue Angélique, völlig unerwarteterweise. Zweimal vorher hatte er solche Veränderungen an Männern gesehen, aber nie an Frauen. Beide waren feindliche Spione gewesen, nach extremen Folterungen entlassen. Die Ärzte hatten keine andere Erklärung dafür, als daß die Männer keine Angst mehr hätten, weder vor weiteren Folterungen

noch vor dem Tod. Sie waren bis an den Rand gezerrt worden und hatten überlebt, und jetzt waren sie überzeugt, zu überleben, was immer man ihnen auch antun mochte, oder zu sterben, und es spielte keine Rolle, was eintraf. Die Ärzte hatten gesagt, der Tod selbst spiele keine Rolle mehr bis zu dem Tag, an dem der Schrecken wieder sein häßliches Haupt erhob.

Die arme Angélique sitzt dort so zuversichtlich, aber es wird ein Tag kommen, an dem alles herausströmt und dich zerreißt. Wirst du damit fertig werden oder im Irrenhaus enden?

Er selbst hätte gedacht, daß so viele Schicksalsschläge ein so junges Mädchen brechen würden; die Flucht ihres Vaters, der Diebstahl ihrer Mitgift, Vergewaltigung und Schwangerschaft, der Tod des Vergewaltigers und nun dieser neue, gräßliche Tod, den er und die ganze Niederlassung in den bildhaftesten Einzelheiten kannten. Er und Seratard hatten erwartet, das werde für Monate ihren Geist verwirren, und rechneten noch immer damit; keiner von ihnen hatte Hoag geglaubt, den sie eingehend ins Kreuzverhör genommen hatten. Wenn Hoag ein solches Wunder wirken kann, dachte er wütend, warum können die Ärzte dann die gottverdammte Englische Krankheit nicht heilen? Das ist nicht fair. »Das Leben ist nicht fair, nicht?«

»Nein«, sagte sie, »ganz und gar nicht.«

»Hat er ein Testament hinterlassen, in dem er Sie als seine Erbin einsetzt?«

»Ich weiß es nicht, Malcolm hat nie eins erwähnt.«

»Angélique, in Zukunft sprechen Sie von ihm als Ihrem Mann und von sich selbst als seiner Witwe.«

»Warum?«

»Um Ihren Anspruch auf sein Vermögen klarzustellen und zu betonen.« Er sah, wie sie bei sich nickte, und staunte über ihre Beherrschung.

»Macht es einen Unterschied, wenn es kein Testament gibt?«



»Das versuchen wir herauszufinden. Es wäre am besten, wenn es eins gäbe, in dem Sie benannt sind. Das wäre am besten. Zweitens: Sie müssen mit ihm – mit seinen sterblichen Überresten nach Hongkong zurückkehren. Seien Sie darauf vorbereitet, daß seine Mutter Ihnen feindselig gegenüberstehen wird – in der Öffentlichkeit sollten Sie versuchen, ihre Freundin zu sein. Sie sollten an der Beerdigung teilnehmen, natürlich korrekt gekleidet.« Dann fügte er hinzu: »Vielleicht könnte Henri Ihnen einen Brief an den Botschafter mitgeben.«

»Welche Art von Brief könnte er für mich schreiben?«

»Wenn man Henri dazu überreden könnte, könnten Sie, seiner dringenden Empfehlung folgend, als Mündel des Staates Geroires Schutz unterstellt werden. Ich bin überzeugt, daß Sie rechtmäßig die Witwe des verstorbenen Tai-Pan Malcolm Struan sind. Wenn Henri uns unterstützt, könnte das möglicherweise eine Staatsangelegenheit werden.«

»Ich brauche also offizielle Unterstützung?«

»Da bin ich mir ganz sicher. Henri dagegen nicht.«

Sie seufzte. Zu diesem Schluß war sie ebenfalls gekommen. Aber eine Staatsangelegenheit? Das war ein neuer Gedanke, eine Möglichkeit, an die sie nicht gedacht hatte. Eine Staatsangelegenheit würde bedeuten, daß sie unter dem Schutz Frankreichs stand. Das war jeden Preis wert – nein, nicht jeden. »Was könnte ich wohl tun, um Henri zu überzeugen?«

»Das könnte ich für Sie machen«, sagte er. »Ich würde es versuchen.«

»Dann fangen Sie bitte sofort damit an. Sagen Sie mir heute abend, was ich dafür tun könnte. Würde es Ihnen zum Dîner passen oder morgen früh? Ganz, wie Sie wollen.«

Mehr mußte nicht besprochen werden. André hatte ihr gesagt, morgen wäre es besser, und war gegangen. Ehe ihr nächster Gast eintraf, Skye, hatte sie sich im Lehnstuhl zurückgelehnt, zur Decke

gelächelt und sich gefragt, was wohl der Preis sein mochte. Mündel des französischen Staates? Das hatte ihr gefallen, denn sie wußte, sie würde jede Hilfe brauchen, die sie bekommen konnte, um das Ungeheuer von Hongkong zu bekämpfen...

Jetzt, in Malcolms anderem Sessel in der Tai-Pan-Suite im Obergeschoß zusammengerollt, die Tür von innen verriegelt, gefiel ihr der Gedanke noch besser, und wieder dachte sie über den Preis nach. Es wird teuer sein. Die geheimen Goldmünzen werden für den Anfang genügen, dann der Rubinring, und jetzt habe ich einen Stempel, Malcolms Stempel.

Sie legte alles zurück und schloß das Geheimfach.

Zufrieden mit den Fortschritten, die sie am ersten Tag ihres neuen Lebens gemacht hatte, schloß sie die Augen und schlief traumlos, bis ein Klopfen an der Tür sie weckte. Es war beinahe halb fünf. »Wer ist da?«

»Jamie, Angélique.«

Ihr Herz fing an zu pochen. Sei ruhig, ermahnte sie sich selbst, während sie die Tür entriegelte, das Eis, das du überquerst, ist extrem dünn und das Wasser darunter tödlich.

»Hallo, lieber Jamie, bitte, kommen Sie herein.« Wieder setzte sie sich in den Lehnstuhl ihres Mannes und winkte ihn zu dem Sessel, den sie selbst immer benutzt hatte. Die Veränderung gefiel ihr. »Sie sehen so gequält aus, so traurig.«

»Ich kann mich noch immer nicht an den Gedanken gewöhnen, Angélique, und an... nun ja, an all die Veränderungen.«

»Ja. Es ist sehr schwer.«

»Sie haben sich auch verändert. Darf... darf ich sagen, wie großartig Sie sind, so stark und... nun ja, Sie wissen schon.«

»Das ist das Problem, mein lieber Jamie, ich weiß es nicht. Ich weiß nur, was passiert ist, und kann es akzeptieren, habe es akzeptiert. Meine Tränen... ich glaube, ich habe alle Tränen meines Lebens vergossen. Im Augenblick also keine Tränen. Haben Sie Sir

William gesehen?»

»Ja. Skye sagte, er würde gegen sechs zurückkommen, wenn Ihnen das recht ist.« Er sah sie abwesend nicken.

»Sie mögen ihn nicht, Jamie, nicht wahr?«

»Ich mag überhaupt keine Anwälte, sie bedeuten immer Ärger, wenn er auch kein schlechter Mann ist. Ich denke, für Sie ist er in Ordnung. Wenn Sie sich Sorgen machen, sagen Sie es mir sofort. Mal... Malcolm mochte ihn, und Sie sollten jemanden haben, der Sie vertritt.«

»Mir fällt es auch schwer, seinen Namen auszusprechen, Jamie. ›Ehemann‹ ist genauso schwer. Noch schwerer. Seien Sie nicht verlegen.«

Jamie nickte traurig und nahm die Briefe aus seiner Tasche. »Sir William sagte, die hier gehörten ebenso zu seinem Vermögen wie das Geld. Er wußte nicht genau über die gesetzlichen Vorschriften Bescheid – er wollte mit Eilpost an den Zweiten Kronanwalt in Hongkong schreiben –, aber er sah keinen Grund, warum Sie diese Briefe nicht bekommen sollten, vorausgesetzt, Sie versprechen, sie nicht zu vernichten. Was die Sovereigns betrifft, so sollen Sie sie behalten – ich habe ihm gesagt, ich glaubte nicht, daß Sie derzeit eigenes Geld hätten –, aber er bittet darum, daß Sie sie ihm quittieren.«

»Was immer er möchte. Hat er die Briefe gelesen?«

»Nein, keiner hat sie gelesen.« Zögernd legte er sie auf den Kaminsims. »Es gibt ein paar andere Dinge, wir haben einige Vereinbarungen getroffen – möchten Sie, daß ich Ihnen jetzt davon berichte, oder... ich kann ohne weiteres später wiederkommen.«

»Nein, es geht mir gut. Was für Vereinbarungen, Jamie?«

Er atmete tief ein. Er haßte es, ihr all dies sagen zu müssen, aber es war seine Pflicht. »Nach einer Beratung zwischen Sir William, Babcott und Hoag haben wir vereinbart, den Leichnam morgen zur Bestattung nach Hongkong zurückzuschicken. Wir waren alle zu-

sammen der Meinung, das sei am besten. Man tut alles und wird alles tun, um Ihnen das zu erleichtern und die Reise so erträglich wie möglich zu gestalten. Dr. Hoag wird Sie begleiten, um dafür zu sorgen, daß Sie in guten Händen sind.« Jamies Lächeln war leer, und sein Gesicht spiegelte wider, wie unglücklich er sich fühlte. »Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie leid mir das alles tut. Ah Soh kann rechtzeitig für Sie packen, Chen wird helfen, wenn es notwendig ist, und alles herrichten, was noch auf dem Schiff mitgenommen werden soll. Es wird mit der Abendflut auslaufen. Wenn Sie bis dahin etwas brauchen, so sagen Sie es mir.«

Er sah, wie sie auf ihre Hände niederschaute. Ihre Finger spielten mit Malcolms Siegelring, den sie am Ringfinger trug. Arme Angélique, hat nicht einmal einen richtigen Ehering.

»Tja, das ist für den Augenblick alles – möchten Sie heute abend beim Dinner Gesellschaft?«

»Danke, nein, ich werde hier essen oder im Speisezimmer, oder in meinen Räumen. Aber bitte, setzen Sie sich. Es tut mir leid, aber das ist für den Augenblick nicht alles. Mein Mann wird nicht zur Bestattung nach Hongkong zurückgebracht werden. Er wird hier bestattet. Weder mein Mann noch ich werden je wieder an Bord der *Prancing Cloud* gehen.«

Sie sah seinen Blick, aber das lenkte sie nicht von dem ab, was sie heute morgen beschlossen hatte. Die Konfrontation mußte bei der allerersten Erwähnung dessen stattfinden, was über ihren Kopf hinweg vereinbart worden war. »Möchten Sie, daß ich Ihnen jetzt sage, wie die Bestattung vorgenommen werden soll, oder lieber später?«

»Aber alles ist erledigt«, stammelte er, »alles ist bereits arrangiert. Es ist am besten, wir alle meinten, es wäre am besten, und wir... wir wissen, daß es für Sie und alle anderen am besten wäre. Mrs. Struan würde gewiß zustimmen und natürlich wollen, daß er zu Hause in Hongkong...«

»Mrs. Struan? Ich bin Mrs. Struan. Sie beziehen sich auf die an-

dere Mrs. Struan, auf Tess Struan?« Sie sprach emotionslos. »In dieser Sache hat nicht sie zu bestimmen. Ich bin seine Witwe und habe den Vortritt.«

»Mein Gott, Angélique, nur weil Skye sagt, daß Sie...«

»Das hat nichts mit Mr. Skye zu tun, Jamie, er hat das nicht vorgeschlagen und ich habe ihn auch nicht konsultiert. Aber ich kenne meine Rechte und die Wünsche meines Mannes, und sie werden befolgt.«

»Aber... aber...« Jamie war so schockiert, daß er die Worte zuerst nicht herausbrachte. Dann kamen sie in einem Schwall: »... aber Sie können sich nicht darüber hinwegsetzen, was Sir William und... und was Doc Hoag und Babcott und ich für das Beste für Sie und ihn halten, was nach unserer Überzeugung für Sie und alle anderen am besten ist. Sie sind überreizt, Angélique. Es ist am besten so, Angélique, wirklich.«

»Überreizt? Ich? Wie albern von Ihnen, Jamie. Ich bin keineswegs überreizt. Ich werde nur die Wünsche meines Mannes in die Tat umsetzen.«

»Aber alles ist arrangiert, die *Prancing Cloud* ist zum Auslaufen bereit, und die... alles ist arrangiert.«

»Ich bin froh, daß der Clipper bereit ist. Er soll unbedingt sofort auslaufen, seine Mutter sollte die schreckliche Nachricht so schnell wie möglich erfahren – Sie sollten sie selbst überbringen, Jamie, Sie sollten mit der *Prancing Cloud* fahren, Sie sind hier der Dienstälteste. Ich bitte Sie, warten Sie nicht bis morgen, segeln Sie heute abend, Sie können ihr die schreckliche Nachricht überbringen, das wird ihren Schmerz verringern. Sie müssen es tun.«

»Natürlich werde ich es tun, wenn es notwendig ist«, sagte er, obwohl ihm der Gedanke überhaupt nicht gefiel. »Aber Angélique, das ist lächerlich, das kann nicht ihr Ernst sein, Sie müssen sehen, daß es so am besten ist! Guter Gott, Angélique, Sie müssen sehen, daß das...«

»Am besten für Sie und andere vielleicht, aber nicht für meinen Gatten und darum nicht für mich. Er hat ein Recht, so bestattet zu werden, wie er...«

»Sie müssen uns gestatten, das zu tun, was am besten ist, sein Leichnam wird...«

»Sein Leichnam wird nicht an Bord dieses Schiffes zurückgebracht, und auch ich werde es nicht betreten«, sagte sie ruhig. »Sagen Sie mir, mein alter Freund, wenn ich mit dem Schiff segeln würde, was schlagen Sie vor, wo ich untergebracht werden sollte? In der Kapitänskajüte?«

Er starrte sie an, denn dieses Problem war ihm noch nicht in den Sinn gekommen. »Nein, natürlich nicht«, sagte er rasch. »Natürlich können Sie sich eine andere Kabine aussuchen. Ich garantiere Ihnen, alles wird...«

»Ich garantiere, daß jede Kleinigkeit so ausgeführt werden wird, wie mein Mann es gewünscht hat.«

Jamie wischte sich die Stirn. Sein Hirn arbeitete fieberhaft. Ein plötzlicher Einfall. »Vielleicht haben Sie recht. Vielleicht ist die *Prancing Cloud* falsch. Wir werden ein anderes Schiff chartern – warten Sie, der Postdampfer soll übermorgen auslaufen, wir werden an Bord Platz für Sie, Hoag und... und ihn schaffen, und ich werde den Kapitän überreden, früher auszulaufen. Morgen... Das würde alles lösen, nicht wahr?«

»Nein«, sagte sie müde. »Tut mir leid, Jamie, nein.« Ihre Stimme hatte jetzt einen Hauch von Schärfe. »Bitte verstehen Sie mich. Nein! Er wird hier bestattet werden, wie er es sich gewünscht hätte. Übermorgen.«

»Das können Sie nicht tun. Mrs. Struan... ich meine, Tess Struan muß Zeit gelassen werden. Wir schicken die *Prancing Cloud* zu ihr, sie will gewiß der Beerdigung beiwohnen, sie muß ihr beiwohnen.«

»Sie können tun, was Sie möchten, aber mein Mann wird übermorgen bestattet werden, und zwar so, wie er es gewollt hätte – ich

glaube nicht, daß genügend Zeit bleibt, um das zu tun, was Sie vorschlagen. Ich werde nicht mit Ihnen streiten. Tut mir leid, alter Freund, Sie sind derjenige, der überreizt ist, und das kann ich gut verstehen. Bitte, sagen Sie Sir William und Mr. Skye, sie möchten so bald wie möglich zusammen vorbeikommen, dann werde ich die Angelegenheit formell regeln.«

»Um Gottes willen, die Familiengruft in Happy Valley ist der Ort, wo sein Großvater, sein Vater, seine Brüder und Schwestern beerdigt sind.«

»Jamie, ich bin es müde, das zu wiederholen: Bitten Sie Sir William und Mr. Skye, so bald wie möglich herzukommen. Zusammen.«

Er wußte nicht, was er tun sollte, darum zuckte er hilflos die Achseln und ging hinaus.

Angélique saß ein paar Minuten ganz still. Das war gar nicht übel, dachte sie, reckte sich, stand auf und ging in ihr eigenes Zimmer hinüber. Dort wählte sie ein frisches Kleid, dunkelgrau und konservativ, und legte es aufs Bett. Der Wind rüttelte an den Fenstern, aber sie fror nicht. Ihr Spiegel lockte sie an. Sie betrachtete sich kritisch und ohne zu lächeln. Was sie sah, gefiel ihr. Und die neue Person, zu der sie geworden war, gefiel ihr ebenfalls. Es war, als probiere sie ein neues Kleid an – nein, eine neue Haut. »Ich hoffe, es ist von Dauer«, sagte sie zu ihrem Spiegelbild. »Wir müssen daran arbeiten, daß es von Dauer ist. Dieses Ich ist besser als das andere.«

Dann nahm sie den ersten von Tess Struans Briefen zur Hand. Malcolms Brief wollte sie sich bis zuletzt aufheben.

Sir Williams Miene war versteinert und die von Jamie ebenfalls. Die Ärzte Hoag und Babcott runzelten die Stirn. Skye hatte ein Glitzern in den Augen. Alle saßen auf Stühlen vor Malcolms Schreib-

tisch. Angélique saß ihnen gegenüber im riesigen Lehnstuhl des Tai-Pan, winzig, aber selbstsicher. Sie trug jetzt ein dunkles Kleid mit dreiviertellangen Ärmeln und rechtwinkligem Ausschnitt, ihr Rücken war gerade, ihre Frisur perfekt. Sie war ungeschminkt und sah irgendwie majestätisch aus. »Übermorgen?« fragte Sir William.

»Ja«, sagte sie. »Mein Mann sollte aufgebahrt werden, damit die Leute ihm die letzte Ehre erweisen können. Sind nicht drei Tage üblich, Doktor?«

»Normalerweise ja, Angélique«, sagte Hoag. »Aber wir haben bereits Vorkehrungen zur Konservierung des Leichnams getroffen. Alles wird in Ordnung sein, Sie brauchen sich keine Sorgen zu machen.« Sanft fügte er hinzu: »Er sollte dort beerdigt werden, wirklich. Darüber sind wir uns alle einig.«

»Sie haben ihn einbalsamiert? Schon?«

Die Männer rutschten unbehaglich auf ihren Stühlen herum. Hoag sagte: »Nein, man verwendet Eis, um für die Konservierung zu...«

»Würde es Ihnen gefallen, in Eis gepackt und nach Hongkong geschickt zu werden wie ein Schafskadaver aus Australien?«

Die Spannung im Raum stieg an, und die Männer waren noch verlegener als zuvor. Angéliques Stimme blieb ruhig, fest und freundlich, was die anderen zunehmend reizte. Nur in Skyes Augen gewann sie dadurch einen ganz neuen Reiz.

Sir William räusperte sich. »Das ist nicht der Punkt, Madam. Wir meinen, daß um seinen- und seiner Familie willen eine Beerdigung zu Hause klug wäre.«

»Er hat seinen Großvater bewundert, nicht wahr?«

»Ja, das hat er«, sagte Sir William. Plötzlich entspannte er sich und war nicht mehr besorgt, denn nun hatte er die Lösung des Rätsels, was immer sie auch sagen mochte. »Jeder weiß das. Warum?«

»Malcolm hat viele Male gesagt, er wolle so leben, wie sein Groß-



vater gelebt hat, so in Erinnerung bleiben wie er und bestattet werden wie er. Und so wird es geschehen.«

»Sehr korrekt und klug.« Scharf fügte Sir William hinzu: »Sein Großvater ist in der Familiengruft auf dem Friedhof in Happy Valley beigesetzt.« Freundlich sagte er dann noch: »Angélique, ich finde auch, daß es mit Malcolm genauso geschehen sollte. Jetzt verstehe i...«

»Aber Dirk Struan wurde nicht in Hongkong beerdigt«, sagte sie zur Verblüffung der Männer. »Oh, ich weiß, sein Name ist in den Stein gemeißelt, aber er wurde auf See bestattet. Mein Mann wird ebenfalls auf See bestattet werden, auf dieselbe Weise.«

»Tut mir leid, Angélique, aber Sie irren sich«, sagte Jamie. »Ich war dabei, ich war gerade zu Struan's gekommen, ein Lehrling im Chinahandel, frisch aus England eingetroffen, und nahm an der Beerdigung teil. Es war eine riesige Sache, ganz Hongkong war da. Es gab sogar eine eigene Prozession in Chinatown, organisiert von Gordon Chen.«

»Bedaure, Jamie, aber Sie haben unrecht. In der Gruft wurde ein leerer Sarg beigesetzt. Er wurde auf See bestattet, mit seiner Geliebten May-May, in internationalen Gewässern vor Hongkong.« Sie fühlte sich den Tränen nahe. Nicht weinen, befahl sie sich, noch nicht. »Er wurde auf See bestattet. Es gab einen christlichen Gottesdienst, korrekt abgehalten, wie er es gewünscht hatte, und die Zeugen waren Culum und Tess Struan, Gordon Chen und Aristoteles Quance.«

»Das ist unmöglich«, sagte Jamie.

»Es ist so, wie ich es sage. Die Kirche verweigerte den beiden, zusammen begraben zu werden, sie verweigerte ihnen ein christliches Begräbnis in geweihter Erde in Happy Valley.«

»Aber, Angélique, ich habe die Beerdigung gesehen. Er wurde dort begraben. Ich weiß nicht, wo man May-May beerdigt hat, aber ich stimme Ihnen zu, sie war nicht bei ihm.«

»Sie haben eine Täuschung gesehen, Jamie, der Sarg war leer.«

»Das ist Unsinn«, sagte Sir William.

»Die Kirche war gegen ein gemeinsames Begräbnis«, sagte Angélique, als hätte er nichts gesagt. »Die Kirche und die Behörden waren aus vielen Gründen über Dirk Struan empört, wie Sie nur zu gut wissen, Sir William, aber dieser Gedanke war nun zuviel für sie. In seinem Letzten Willen, dem Teil des Testaments, das von Tai-Pan zu Tai-Pan weitergegeben wird, hatte er zwei Wochen vor seinem Tod geschrieben, wenn er und May-May zusammen sterben würden, sollten sie zusammen bestattet werden, er habe die Absicht, sie zu heiraten, und...«

»Das hat er tatsächlich geschrieben? Er wollte sie heiraten?« sagte Sir William. Die anderen waren genauso schockiert, denn selbst heute war die Ehe mit einer Chinesin unvorstellbar – die Ächtung wäre gewiß, selbst für einen Dirk Struan. »Das hat er tatsächlich geschrieben?«

»Ja«, sagte sie und fragte sich, warum nur Hoag Sir Williams Verblüffung nicht teilte.

Die Briten sind in vieler Hinsicht gräßliche Leute, dachte sie. So heuchlerisch, bigott und unzivilisiert. Ihr war nur zu bewußt, wie stark sie Ehen zwischen Protestanten und Katholiken ablehnten, ganz zu schweigen von Mischehen mit Menschen aus ihrem Empire.

Warum betrachtet ihr Mischehen als schändliche Sünde, hätte sie am liebsten geschrien, während ihr ganz offen einheimische Geliebte habt! So eine Heuchelei! In unseren französischen Kolonien oder unserem Reich war das niemals so. Wenn ein Franzose eine einheimische Frau heiratet, ist sie nicht nur seine Gattin, sondern auch Französin, und sie genießt den vollen Schutz der französischen Gesetze. Richtigerweise fördern wir solche Mischehen sogar. Ein Mann ist ein Mann, und eine Frau ist eine Frau, von welcher Hautfarbe auch immer, aber für euch ist das nicht so. Gott bewahre mich da-

vor, Engländerin zu werden, Gott sei Dank kann ich meine französische Staatsbürgerschaft niemals aufgeben, wen auch immer ich heirate...

Was sage ich da, dachte sie und gab sich einen Ruck. Für solche luxuriösen Träumereien war noch Zeit genug.

»Ich finde einige der britischen Auffassungen schwer verständlich, Sir William, etwa die von der Mischehe, aber ich bin ja auch Französin. Aber zurück zur Beerdigung von Malcolms Großvater: Die anglikanische Kirche war empört und wollte einer gemeinsamen Bestattung nicht zustimmen. Der neue Tai-Pan, sein Sohn Culum, bestand aber darauf – alles andere als eine angemessene christliche Beerdigung für Dirk Struan war undenkbar, für Culum mehr als für Tess, die sehr verstört war über Dirks Wünsche und seine Verachtung der Konventionen, die das Fundament all ihrer Überzeugungen waren. Ihr Vater, Tyler Brock, jetzt der mächtigste Händler auf der Insel, war strikt gegen eine Beerdigung. Tess' Mutter ebenfalls, und in der Öffentlichkeit waren auch die meisten anderen Händler dagegen, was immer sie privat auch empfanden. Auch der Gouverneur unterstützte die Kirche.«

»Ganz recht«, murmelte Sir William.

»So bedrohte der Skandal die Kolonie, und das, als Hongkong nach dem Taifun in Trümmern lag – und es kein Eis gab«, fügte Angélique knapp hinzu.

Alle rutschten auf ihren Stühlen herum, nur Skye nicht, der mit demselben leichten Lächeln bequem dasaß.

»Um einen Weg aus dieser verfahrenen Situation zu finden«, fuhr Angélique in sachlichem Ton fort, »wurde damals ein Kompromiß geschlossen. Er wurde von Aristoteles Quance und Gordon Chen arrangiert, und zwar mündlich, nicht schriftlich. In aller Stille – eigentlich sollte man heimlich sagen, denn so war es – wurden die Leichen an Bord der *China Cloud* gebracht. Die Zeremonie der Kirche von England wurde von einem Seekaplan und Captain Orlow

abgehalten. Es war eine ordnungsgemäße christliche Bestattung. Dirk Struan und seine Geliebte, May-May Sheng, wurden gemeinsam beigesetzt, wie sie es sich gewünscht hatten.«

»Wenn das so geheim war, woher wissen Sie dann, daß es stimmt?«

»Es wurde im Logbuch des Schiffes verzeichnet, Sir William, das sofort in den privaten Tresor des Tai-Pan gelegt wurde, und alle Zeugen, Culum und Tess Struan, Aristoteles Quance, Gordon Chen und natürlich die wenigen Mannschaftsangehörigen an Bord, mußten einen heiligen Eid ablegen, die Sache geheimzuhalten. Der Seekaplan, wer er war, weiß ich nicht, wurde sofort nach England zurückgeschickt. Die andere Beerdigung fand mit allem Pomp statt, der dem Tai-Pan des Noble House zukam.«

Das Schweigen im Raum wurde nur durchbrochen vom Pfeifen des Windes, denn der Nachmittag draußen war frisch. Schließlich fragte Sir William: »Haben Sie das Logbuch gesehen?«

»Nein, und ich habe auch nicht mit... mit seiner Mutter darüber gesprochen.«

Jamie sagte leise: »Tess Struan oder Gordon Chen könnten es bestätigen – falls sie bereit wären, ihren Eid zu brechen.«

Da richtete sich Skye in seinem Stuhl auf. »Heute morgen hat Mrs. Struan mich gefragt, ob diese Geschichte, die ihr verstorbener Gatte ihr erzählt hatte, wahr sei. Zum Glück war ich in der Lage, gewisse Details zu bestätigen.«

»Und woher wissen Sie darüber Bescheid?«

»Zufällig traf ich ein Mitglied der Mannschaft, das weniger geheimnistuerisch war als die anderen. Ein Seemann namens Hennery Fairchild – ich habe keine Ahnung, ob er noch lebt oder inzwischen tot ist –, aber als ich damals nach Hongkong kam, Sir William, machte ich es mir zur Aufgabe, alles, was ich konnte, über das Noble House, Brock's, Quance, die Gründung von Hongkong und die... die diversen Korruptionsfälle an hoher Stelle in Erfah-

rung zu bringen.«

Sir William nickte säuerlich. Er fand Skyes schlechten Atem und seinen üblen Charakter penetranter als gewöhnlich, aber er kannte natürlich einige der schmutzigen Skandale, die vor der Öffentlichkeit verborgen worden und vor seiner Zeit passiert waren. »Das sind Beweise vom Hörensagen.«

»Vor Gericht hätten sie nicht viel Gewicht, Sir William. Aber sie stimmen.«

Was soll ich tun, fragte sich der Gesandte. Ich muß das Richtige tun, bei Gott. Wie wird Paris die Sache sehen? Nein, all das ist ein Sturm im Wasserglas. »Nun gut, Madam, wir wollen unter allen Umständen seine Wünsche respektieren. Jamie soll den Leichnam sofort zur Seebestattung nach Hongkong schicken, sofort«, sagte er angespannt und dachte, sobald er einmal da ist, kann Tess Struan sich um Angélique Struan kümmern, und ich will verdammt sein, wenn ich mich zwischen die beiden Frauen stelle. Was zum Teufel ist nur über Angélique gekommen, ich habe noch nie eine solche Veränderung gesehen! »Ich verstehe sehr gut, daß es Ihnen widerstrebt, mit der *Prancing Cloud* zu segeln. Wir werden den Postdampfer nehmen.«

»Vielen Dank, Sir William«, sagte Angélique ruhig, »aber meine Antwort lautet nein. Mein verstorbener Gatte wird nicht wie ein Kadaver auf Eis nach Hongkong geschickt. Das wird nicht stattfinden.«

»Bei Gott, Madam, wenn ich es befehle, wird es stattfinden.«

»Richtig, wenn Sie es befehlen. Aber, Sir William...« Sie schaute Skye an. »Wie ist die rechtliche Lage?«

»Nach dem Gesetz wären die Wünsche des Ehegatten, unterstützt von seiner Witwe, vorrangig.«

»Bevor ich darauf antworte: Wo sind die Beweise? Es gibt keine. Und was den Vorrang betrifft – vor wem?« sagte Sir William gereizt. »Vor Mrs. Struan, Mrs. Tess Struan? Meinen Sie das? Sollten wir

darauf überhaupt keine Rücksicht nehmen?»

Skye wollte antworten, aber Angélique gab ihm ein Zeichen und sagte: »Keineswegs. Wenn die *Prancing Cloud* sofort ablegt – bei gutem Wetter dauert eine schnelle Fahrt nach Hongkong zehn Tage und die Rückfahrt ebenfalls zehn Tage. Ein paar Tage Aufenthalt... Dr. Hoag, kann Ihr... Ihr Eis, die sterblichen Überreste meines Gatten so lange konservieren, bis seine Mutter hier eintrifft – falls sie kommen möchte?»

Hoag dachte an Dirk Struan und seine legendäre May-May, an Mischehen und daran, wie sehr er sich selbst wünschte, er hätte seine Frau nicht umgebracht, die Liebe seines Lebens.

Wieder liegt deine Zukunft in der Waagschale, alter Hoag. Hilfst du diesem Mädchen oder Tess Struan? Vergiß nicht, daß es deine Schuld war, daß dieser verdammte Mörder am Leben blieb und sie fast zu Tode erschrecken konnte. »Medizinisch wäre es möglich, aber ich würde davon abraten«, sagte er mit einem Seitenblick auf Babcott, der diesen davor warnen sollte, etwas Gegenteiliges zu sagen. »Die Entscheidung, Sir William, betrifft eigentlich die Frage, ob er zurückgeschickt werden soll oder nicht. Falls nicht, meine ich, sollte er so bestattet werden, wie... wie seine Gattin es wünscht.«

Sir William zögerte, irritiert, daß seine Lösung nicht akzeptiert wurde. »Angélique, warum haben Sie etwas dagegen, mit dem Leichnam nach Hongkong zu reisen?»

»Ich bin dagegen, weil er dann nicht so bestattet werden wird, wie er es wollte, nämlich wie sein Großvater – seine Mutter könnte und würde die andere Geschichte niemals eingestehen. Ich bin seine Witwe, und ich sage Ihnen, seine Wünsche sind auch meine Wünsche – von ganzem Herzen.«

Sir William war unsicher über die gesetzlichen Grundlagen seiner Zustimmung oder Ablehnung und machte sich große Sorgen wegen Tess Struan, ihrer jetzigen Stellung als faktisches Oberhaupt des

Noble House, ihres schriftlichen Widerstandes gegen die Heirat und darüber, was sie tun würde, wenn der Leichnam nicht zurückgeschickt wurde.

Auf jeden Fall wird sie Zeter und Mordio schreien, dachte er und zuckte dabei fast zusammen. Natürlich wird sie die Bestattung in Hongkong wollen, und sie sollte auch dort stattfinden, ob diese andere Geschichte nun wahr ist oder nicht, und ich wette fünfzig Pfund gegen einen roten Heller, daß sie versuchen wird, die Ehe zu annullieren, und die Chancen stehen nicht schlecht, daß sie das auch schaffen wird. Ob es Ihnen gefällt oder nicht, meine arme Lady, Sie bewegen sich also auf sehr riskantem Grund. »Ich fürchte, Sie machen ein ohnehin tragisches Geschehen noch komplizierter als nötig. Der arme Kerl kann ebensogut von Hongkong aus auf See bestattet werden. Am besten wäre es also...«

»Entschuldigen Sie, daß ich Sie unterbreche, Sir William«, sagt Skye und fügte dann im Ton eines brillanten Kronanwalts beim Kreuzverhör hinzu: »Solange Sie nicht formell die Legalität der Ehe meiner Mandantin anfechten, hat sie gewisse Rechte. Darf ich Sie daher bitten, sich damit einverstanden zu erklären, daß in dieser Sache die Wünsche ihres Gatten und ihre eigenen Wünsche vorrangig sind, und ihn hier bestatten zu lassen?« Wie ein Kronanwalt, der sein Plädoyer für die Verteidigung zusammenfassend beschließt, sagte er dann leise und freundlich: »Malcolm Struans Tragödie begann hier und sollte auch hier enden.«

Trotz ihrer Entschlossenheit spürte Angélique, daß ihr die Tränen kamen. Aber sie weinte lautlos.

Nachdem Sir William und die anderen gegangen waren, debattierten Skye und Jamie noch eine Stunde lang. Angélique hörte mit versteinerner Miene zu. Sie hatte verloren. Nach Skyes Appell hatte Sir William erklärt: »Ich bedaure, aber ich habe heute nachmittag hier nichts gehört, was meine Meinung geändert hätte. Der Leichnam sollte zur Bestattung nach Hongkong zurückgebracht werden, entweder mit der *Prancing Cloud* oder mit dem Postdampfer. Sie können wählen, Madam. Die Unterredung ist beendet.«

Bitter sagte Skye: »Wenn wir in Hongkong wären, könnte ich aus einem Dutzend Gründen eine Verfügung beantragen, aber hier ist Sir William Gerichtshof, Richter und Jury in einem. Die Zeit reicht nicht, um hin und zurück zu fahren, was immer wir auch tun.«

»Dann ist nichts mehr zu machen«, sagte Jamie grimmig, erschüttert von ihrer Geschichte. »Sie müssen es akzeptieren, Angélique. Wir können nichts mehr tun, verflucht.«

»Ich kann nicht nach Hongkong gehen – ich muß bei der Bestattung anwesend sein.«

»Richtig«, sagte Skye und nickte.

»Wieso? Was soll Sie daran hindern?«

»Tess Struan«, sagte sie.

»Was kann sie tun? Sie kann Sie nicht daran hindern, an der Bestattung teilzunehmen, und sie kann die Trauung nicht ungeschehen machen. Nettlesmith schreibt in seinem Nachmittags-Leitartikel, daß sie vollkommen legal ist, obwohl Sie beide minderjährig waren. Fahren Sie mit dem Postdampfer, ich werde dafür sorgen, daß er gleichzeitig ausläuft wie die *Prancing Cloud*.«

»Nein. Tut mir leid, Jamie, Mr. Skye sagte schon, daß der Leitartikel nur eine Meinungsäußerung ist. Ich weiß, daß Tess Struan ihn



nicht auf See bestatten wird, wie er es gewollt hat, ich bin sicher, daß sie es nicht tun wird. Und sie wird mich auf jede nur mögliche Weise angreifen. Hier, lesen Sie ihre Briefe an Malcolm.«

Beide Männer waren erschrocken über Tess' Gehässigkeit. Skye schüttelte bedauernd den Kopf: »Ein Jammer, aber sie enthalten nichts, was man gerichtlich verfolgen könnte. Sie würde behaupten, daß es sich um private Briefe einer Mutter an ihren Sohn handelt, in denen sie ihn verzweifelt vor einer Heirat warnt, wie es ihr gutes Recht ist. Und die Drohungen gegen Sie, gegen Sie als Person, Mrs. Struan, enthalten nichts, womit wir gegen sie vorgehen könnten.«

»Das ist nicht fair«, sagte Angélique.

»Skye, was ist mit ›Falls diese Frau jemals wieder Hongkonger Boden betritt, werde ich dafür sorgen, daß‹, hm?«

Jamie wollte Angélique nicht noch mehr verletzen und las daher nicht alles vor, was Tess Struan geschrieben hatte: ... *werde ich dafür sorgen, daß jeder anständige Mensch in Hongkong von ihrer Geschichte, der ihres Vaters und ihres Onkels und davon erfährt, daß ihre Mutter eine umherziehende Schauspielerin in einer Wandertruppe von Spielern, Zigeunern und Quacksalbern war und daß ihre eigenen persönlichen Finanzen bekannt werden.*

»Ich schäme mich nicht, daß meine Mutter eine Schauspielerin war«, sagte Angélique nun scharf, die sich sehr wohl an den genauen Wortlaut erinnerte, »obwohl die meisten Engländer Schauspielerinnen als Dirnen betrachten. Nun, sie war keine. Und für die Sünden meines Vaters bin ich nicht verantwortlich; ich war nicht mittellos, er hat auch mir mein Geld gestohlen, nicht nur anderen Leuten.«

»Ich weiß.« Jamie wünschte, er hätte den Brief nicht erwähnt. »Skye, können Sie Beweise für Dirks Bestattung mit May-May beschaffen?«

»O ja, von Comprador Chen und Tess selbst. Aber keiner von beiden würde freiwillig damit herausrücken oder es zugeben. Man

würde uns verhöhnen, und wir würden niemals eine Erlaubnis zur Öffnung der Familiengruft bekommen.« Skye hustete wieder und wieder. »Mrs. Angélique Struan muß die sterblichen Überreste ihres Gatten begleiten, sonst würde sie ihrer Stellung unermesslichen Schaden zufügen, sowohl vor dem Gesetz als auch in der Öffentlichkeit. Aber nach Hongkong gehen? Gefährlich.« Er hatte Babcott und Hoag gebeten, die Formulierungen des Totenscheins abzumildern, doch wie erwartet hatte man ihm gesagt, dies sei nicht möglich. »Meiner Auffassung nach hat Mrs. Angélique recht, wenn sie dieses Risiko im Augenblick nicht eingeht, Jamie. In Hongkong wäre sie noch wehrloser als hier.«

»Sie würden ja auch hinfahren, Sie können ihr jeden nötigen Schutz geben.«

»Ja, aber das gäbe zwangsläufig einen Skandal, und den will ich in aller Interesse, einschließlich Tess Struans, um jeden Preis verhindern. Sie ist keine schlechte Frau, wenn man ihre Position aus der Sicht einer Mutter betrachtet. Meine Meinung ist, daß es zwangsläufig Stunk geben wird – die Frage ist, wie man den vermeidet oder möglichst gering hält.«

»Vielleicht kann man ihn in Grenzen halten«, sagte Jamie. »Tess ist kein Ungeheuer, auf ihre Art war sie immer fair.«

»Sie wird nicht fair sein, nicht zu mir«, sagte Angélique. »Ich verstehe sie. Nur eine Frau kann das wirklich verstehen. Sie wird glauben, ich hätte ihr ihren ältesten Sohn gestohlen und umgebracht. Malcolm hat mich vor ihr gewarnt.«

»Um sie aufzuhalten, brauchen wir Zeit«, sagte Skye. »Wir brauchen Zeit, um zu verhandeln, und vor der Bestattung haben wir die nicht.«

Als die beiden Männer gingen, war nichts gelöst.

Macht nichts, dachte Angélique. Ich werde Malcolm bestatten, wie er es gewollt hat, ich werde seine irdischen Güter erben, wenn es welche gibt, ich werde Tess Struan schlagen. Und ich werde Ra-

che nehmen.

Die Briefe hatten sie verletzt, aber nicht so sehr, wie sie erwartet hatte. Ihre Tränen waren andere Tränen als zuvor. Und ich bin auch nicht mehr so wie früher. Ich verstehe das nicht. Ich bin wirklich sehr seltsam. Wird das anhalten? Ich hoffe es jedenfalls. Madonna, wie dumm ich war.

Ein Blick durch das Fenster zeigte ihr, daß der Tag bald in die Nacht übergehen würde. In der Bucht blinkten die Lichter der Schiffe, backbords, steuerbords und an den Mastspitzen, im Rhythmus der steigenden und fallenden Dünung. Was soll ich bloß tun?

»Misee?« Ah Soh stapfte herein.

»Tai-tai, Ah Soh! Bist du taub, heya?« sagte sie kurz angebunden. Malcolm hatte ihr den Ausdruck Tai-tai erklärt, und in seiner letzten Nacht hatte er sie in seiner Gegenwart von Ah Tok, Ah Soh und Chen so anreden lassen – und auch Skye hatte sie daran erinnert, die Dienstboten diesen Ausdruck benutzen zu lassen.

»Misee will ich packen?«

»Tai-tai. Bist du taub, heya?«

»Sie wollen ich packen... Tai-tai?«

»Nein. Morgen. Wenn überhaupt«, fügte sie leise hinzu.

»Misee?«

Sie seufzte. »Tai-tai!«

»Misee Tai-tai?«

»Geh weg!«

»Medizinmann wollen sehen Sie.«

Gerade wollte Angélique nochmals »Geh weg« sagen, doch dann überlegte sie es sich anders. »Welcher Medizinmann?«

»Frosch-Medizinmann, Misee Tai-tai.«

Hoag. Ja, er hat etwas von einem Frosch, dachte sie und ertappte sich überrascht dabei, daß sie lächelte. »Ja. Jetzt sehen.«

Als er hereinkam, sagte sie: »Guten Abend, Doktor. Wie geht es Ihnen? Mir geht es gut, dank Ihnen.«

»Wirklich?« Seine Augen waren rot vor Erschöpfung, aber er schaute sie aufmerksam an. »Ja, das sehe ich. Seien Sie vorsichtig, setzen Sie sich nicht unter Druck, nehmens Sie's leicht. Angélique, seien Sie klug.«

»Das werde ich, ich verspreche es.«

»Sie waren großartig heute nachmittag.«

»Aber ich habe verloren.«

»Ja. George Babcott und mir tat das leid, wir waren ganz aus dem Häuschen nach Ihrer Geschichte und Skyes Appell. George wird Wee Willie zum Dinner sehen und es noch einmal versuchen, aber ich, wir... wir haben keine große Hoffnung mehr.« Er sah, wie sie die Achseln zuckte, eine kleine Geste, und ihn weiter beobachtete. Die Augen in ihrem blassen Gesicht wirkten riesig. »Brauchen Sie irgend etwas? Zum Schlafen oder zur Beruhigung? Nein, ich sehe, Sie brauchen kein Beruhigungsmittel, da bin ich aber froh, sehr froh. Ich wollte mit Ihnen sprechen, ein bißchen plaudern, wenn Sie nichts dagegen haben.«

»Natürlich nicht, bitte, nehmen Sie Platz. Wie lief die Untersuchung? Oh, da sind Whisky und andere Getränke, wenn Sie möchten.«

»Danke.« Auf dem Buffet standen Gläser und Kristallkaraffen aufgereiht wie Soldaten in silbernen Ständern, georgianische Silberanhänger an den Hälsen: Whisky, Cognac, Sherry, Portwein. Er wählte Whisky und schenkte sich ein halbes Glas ein. »Die Untersuchung verlief wie erwartet, Edward Gornt wurde von jeder Schuld freigesprochen und wegen seiner Tapferkeit belobigt. Der Coroner, das ist Skye, stellte fest, daß Greyforths Tod ein Unfall war und Gornt vollkommen zu Recht versucht hat, etwas zu verhindern, das ein brutaler Mord hätte werden können. Wir waren überrascht, daß er so starke Worte benutzte, obwohl es die Wahrheit war.« Er setzte sich ihr gegenüber und hob sein Glas. »Auf Ihr Wohl!«

»*Salut!* Ich freue mich für Edward. Er hat ein großes Lob ver-

dient.«

»Sie ebenfalls. Ihre Geschichte hat mich tief berührt«, sagte Hoag.

»Sie ist wahr. Glauben Sie mir auch nicht?«

»Sie haben sie nicht umgebracht. Sie waren nicht verantwortlich.«

»Ich glaube Ihnen, darüber wollte ich reden. Sehen Sie, ich verstehe das nur zu gut.« Dann erzählte Hoag Angélique mit beredten Worten seine eigene Geschichte, sprach von seiner Zeit in der indischen Armee, seiner Verliebtheit, der Heirat gegen alle Konvention, der sofortigen und schrecklichen Ächtung und der Heimreise. Dort war es nicht besser. »Tatsächlich war es schlimmer. Arjumand starb – so hieß sie, genau wie die Geliebte von Schahfahan, der das Tadsch Mahal erbaute«, sagte er, die Augen auf das Feuer gerichtet. »Ich bin so traurig und doch froh, daß sie nicht lange diesem Haß ausgesetzt war, daß sie sich erkältete und so rasch starb wie eine herrliche Treibhauspflanze in einem eisigen Luftzug – das war sie nämlich, Sie können sich nicht vorstellen, wie bezaubernd sie war, genausowenig wie ich glauben kann, daß sie mich liebte. Ich habe sie bis zum Wahnsinn geliebt, und ich habe sie umgebracht.«

»Sie haben sie nicht umgebracht. Sie waren nicht verantwortlich.«

»Doch, ich habe sie umgebracht, indem ich sie geheiratet und mit nach Hause genommen habe. May-May wäre ebenfalls gestorben, verloren, einsam und mit verzweifelterm Heimweh. Selbst der große Dirk Struan persönlich konnte nichts gegen die öffentliche Meinung ausrichten, nicht, wenn er sie geheiratet hätte. Die beiden hatten Glück, so zu sterben.«

Sie blickte ihn an. »Hatte auch Malcolm Glück, so zu sterben, wie er gestorben ist? Ich meine, Sie sagten, er hätte so friedlich ausgesehen. Wäre er ohnehin gestorben?«

Hoag seufzte: »Ich fürchte, ja. Er hätte jeden Tag, jede Stunde sterben können. Er lebte auf geliehene Zeit, und ich glaube, das wußte er.«

Das rüttelte sie auf. »Warum hat man es ihm nicht gesagt? Warum haben Sie ihn nicht gewarnt, warum haben Sie uns nicht gewarnt?«

»Es war der Wille Gottes – wir wußten es nicht sicher, nicht so sicher wie jetzt, es war unmöglich, das zu wissen, sonst hätten wir es getan.«

»Ich... ich verstehe nicht. Bitte, sagen Sie mir die Wahrheit.«

Sanft erklärte Hoag: »Seine inneren Organe in der Nähe der Wunde waren in schlimmerem Zustand, als wir gedacht hatten. George konnte den Bereich rings um die Wunde nicht gründlich untersuchen, als er gebracht wurde, denn das hätte ihn umgebracht. Die Autopsie zeigte, daß er innerlich verfaulte.«

»Die Operation – war sie gut gemacht worden?«

»O ja, erstklassig. Georges Arbeit zur Wiederherstellung war bewundernswert, hätte nicht besser sein können«, sagte Hoag, und sie glaubte ihm. »Sehen Sie, Angélique, wir können nicht ersetzen, wir können nur reparieren; in einigen Höhlungen gab es Sepsis – der Grund für all die Schmerzen, armer Kerl – und üble Läsionen, die ihn daran hinderten, sich aufzurichten.« Traurig fügte er hinzu: »Er lebte den letzten Rest seiner geborgten Zeit. Trotzdem bin ich sicher, daß Sie ihn in seinen letzten Tagen so glücklich gemacht haben, wie ein Mann nur sein kann.«

Eine Kohle fiel in die Feuerstelle. Die Flamme leuchtete auf, flackerte und erlosch – genau wie mein Malcolm, der Arme, mein armer Liebster. »Traurig«, sagte sie leise. »So traurig.«

Hoag schätzte sie ab, schätzte sich selbst und die Erinnerung an Arjumand ab – die Angélique für ihn neu verkörperte. Leicht zu entscheiden, nachdem ich ihr jetzt die Geschichte von Arjumand erzählt habe, dachte er. Nervös leerte er sein Glas. »Darf ich?«

»Natürlich, bitte.«

Hoag füllte sein Glas nach, diesmal weniger reichlich. »Was nun die Bestattung betrifft – deshalb wollte ich Sie eigentlich sehen.

Möglicherweise können Sie noch immer tun, was Sie und Malcolm wollten.«

»Was?«

Er setzte sich wieder ihr gegenüber. »Ihn auf See bestatten wie seinen Großvater, wie er es wollte, wie Sie es wollen. Ich kann Ihnen helfen.«

»Wie?«

Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn. »Sie gehen zu Sir William und sagen, Sie würden sich dem Unabwendbaren beugen, so sehr Sie seine Entscheidung auch beklagten. Sie würden gestatten, daß der Leichnam nach Hongkong geschickt wird. Morgen werden wir, Babcott und ich, den Sarg offiziell von Kanagawa, wo er im Augenblick ist, an Bord der *Prancing Cloud* bringen. Sie verabschieden den Sarg, offiziell, und sagen, Sie könnten es nicht ertragen, mit der *Prancing Cloud* zu segeln, sondern würden übermorgen mit dem Postdampfer fahren, wenn er nach Hongkong ausläuft. Alle werden zufrieden sein.«

»Aber der Sarg ist leer?« fragte sie aufgeregt.

Er schüttelte den Kopf. »Nein. Es wird eine Leiche darin sein, aber nicht seine, sondern die eines Fischers, eines Koreaners, der heute morgen im Ambulatorium in Kanagawa starb. Wenn Jamie auf unserer Seite stünde, könnte er morgen abend den Kutter dorthin bringen, wir fahren hinaus, und wenn wir Tweet dazu bewegen könnten, den Gottesdienst abzuhalten, könnte Malcolm bestattet werden, wie Sie es wünschen. Am nächsten Tag nehmen Sie den Postdampfer, und niemand erfährt etwas davon – wenn alle Stillschweigen schwören.«

»So viele Wenns«, murmelte sie mit klopfendem Herzen.

»Mir sind noch viel mehr eingefallen«, sagte er und trocknete sich die Stirn. Seine Kehle war eng. »Es war bloß... Die Idee ist mir vor einer Weile gekommen. Ich habe sie nicht ganz durchdacht, vielleicht habe ich vieles übersehen, aber ich wollte helfen. Mit oder

ohne George, den ersten Teil kann ich erledigen. Die Leichen vertauschen. Das andere müssen Sie machen. Vielleicht kann ich helfen, ich weiß nicht«, fügte er lahm hinzu. »Ich bin nicht gut im Bewahren von Geheimnissen. Tut mir leid, wir müssen jetzt entscheiden, ob... ob ich heute nacht noch nach Kanagawa zurück muß, solange George hier beim Dinner ist. Was meinen Sie?«

Blitzschnell sprang sie aus ihrem Lehnstuhl, warf ihm die Arme um den Hals und hüllte ihn in eine parfümierte Wolke aus Weichheit und Dankbarkeit. »Versuchen wir es... und danke, vielen, vielen Dank.«

»Sie wollten mich sprechen Ma'am?« sagte Gornt.

»Ja, bitte, kommen Sie, nehmen Sie Platz.« Angélique setzte sich in die Fensternische im Büro des Tai-Pan. Chen stand ganz in der Nähe.

»Darf ich Ihnen noch einmal sagen, wie leid mir all das tut? Wenn ich mit irgend etwas behilflich sein kann, brauchen Sie es nur zu sagen, Ma'am.«

»Ich weiß, danke, Edward. Ja, Sie können behilflich sein, wir alle brauchen Freunde. Ich bin froh, daß die Untersuchung glatt verlaufen ist – Sie sollten einen Orden bekommen. Es war so tapfer von Ihnen, ich möchte Ihnen für Jamie danken, ich wüßte nicht, was ich ohne ihn machen würde.« Im Kamin brannte ein Feuer, und die Vorhänge aus feiner Thai-Seide schlossen die Nacht aus. Chen ging hinüber zu dem Eiskübel mit der geöffneten Flasche. »Mein Mann sagte, daß Sie gern Champagner trinken.«

»Ja, Ma'am, gewiß, das stimmt«, sagte Gornt und dachte an die Untersuchung und an den himmlischen Urteilspruch, der das gefährliche Kapitel Norbert beendet hatte.

Angélique gab Chen ein Zeichen, und dieser schenkte zwei Gläser voll.



»*Doh je*«, danke, sagte Gornt und nahm sein Glas entgegen.

Chen starrte ihn an, als habe er nicht verstanden; er verachtete diesen unverschämten fremden Teufel um so mehr, als er es gewagt hatte, eine zivilisierte Sprache zu sprechen.

»Chen, du wartest draußen. Wenn du gebraucht wirst, ich läute Glocke, heya?« Angélique wies auf die Silberglocke auf dem Beistelltisch.

»Ja, Missete.«

Sie sah ihn an. »Tai-tai!«

»Ja, Missete Tai-tai.« Chen ging, erfreut über kleine Siege. Die Dienerschaft hatte eine Konferenz einberufen, der er vorgesehnen hatte. Ah Tok, deren Sinn verwirrt war, hatte verlangt, sie sollten einen Wahrsager benutzen, um den bösen Blick auf diese ›Besitzerin einer todefüllten Öffnung‹ zu werfen, aber er hatte gesagt: »Nein, das können wir nicht – und es ist nicht so. Der Tod des Masters war nicht ihr Werk. Der Master hat sie geheiratet und uns in ihrer Gegenwart angewiesen, sie Tai-tai zu nennen. Unser Kompromiß besteht darin, daß wir sie zuerst ›Missete‹ nennen, dann ›Missete Tai-tai‹, bis die Angelegenheit vom Erlauchten Chen geregelt wird, dem ich einen dringenden, ausführlichen Bericht geschickt habe, der sich bereits an Bord der *Prancing Cloud* befindet.«

»*Salut*, Edward.«

»Auf Ihr Wohl, Ma'am!«

Sie nahm einen winzigen Schluck, er trank genüsslich.

»Champagner weckt meine Lebensgeister«, sagte er und wünschte sogleich, er hätte andere Worte gewählt. »Ich habe ihn mir nie leisten können, höchstens zu festlichen Anlässen.«

»Ich mag Champagner auch gern, aber nicht heute abend. Allerdings werden Sie bald in der Lage sein, sich soviel zu leisten, wie Sie wollen, nicht wahr? Mein Mann sagte mir, Ihre Geschäfte nähmen einen ungeheuren Aufschwung und Sie hätten viele Geheimnisse, die Sie miteinander teilen könnten – zum beiderseitigen Nut-

zen.«

»Hat er das gesagt?« Gornt fühlte sich überrumpelt, denn er und Malcolm Struan hatten vereinbart, niemandem davon zu erzählen. Norbert? Norbert zählte nicht, das war nur ein weiterer Bestandteil des Plans, um den Feind zu verwirren, und Norbert war immer ein Feind gewesen. »Geheimnisse?«

»Er sagte mir, er habe Sie gern und vertraue Ihnen, wie ich es tue. Sie seien ein Mann, der Geheimnisse gut wahre und der den Wert alter Freunde begreife – im chinesischen Sinne.«

»Das ist richtig. Auch ich habe ihn gemocht und ihm vertraut.«

»Jamie sagte, Sie hätten eine Passage auf der *Prancing Cloud* gebucht.«

»Ja, das stimmt, Ma'am.«

»Mein Mann hat gesagt, Sie wollten ihm eine besondere Information geben, wie man Brock's ruinieren kann. Sie sollten sie ihm gestern morgen nach dem... war das erst gestern? Es scheint ein Leben lang her zu sein – und für Malcolm ist es das ja auch. Armer Malcolm.«

Er seufzte, weil sie ihm leid tat. »Ja. Darf ich sagen, daß Sie sich verändert haben, Ma'am? Sie sind anders. Ohne unverfroren oder gefühllos sein zu wollen – vielleicht darf ich sagen, daß die Veränderung Ihnen sehr gut steht.«

»Mir wäre es tausendmal lieber, nicht verändert zu sein und dafür meinen Mann noch zu haben.« Ihre Offenheit überraschte sie selbst, obwohl sie wie Malcolm Gespräche mit Gornt immer einfach gefunden hatte. »Was die Veränderung betrifft, weiß ich noch nicht genau, ob sie mir gefällt. So schnell erwachsen zu werden ist, ich weiß das richtige Wort nicht, ist schmerzhaft, angsterregend.« Sie stand auf und füllte sein Glas nach. Dann stellte sie den eisgefüllten Champagnerkübel auf den Tisch, mehr in seine Nähe.

»Danke«, sagte er und war sich ihrer Gegenwart bewußter denn je.

»Ich habe beschlossen, nicht mit dem Clipper nach Hongkong

zu segeln.«

»Ach, ja, Ma'am. Ich habe das Gerücht gehört, daß Sie ihn nicht mehr betreten möchten – und auch nicht wollen, daß die sterblichen Überreste Ihres Gatten mit der *Prancing Cloud* reisen – und den Postdampfer nehmen werden.« Sobald er davon erfuhr, hatte er zur Sicherheit den Agenten aufgesucht, um sich ebenfalls eine Passage zu reservieren, aber alle Kabinen waren bereits vergeben gewesen. Fluchend hatte er versucht, Jamie zu finden, aber Jamie war nicht aufzutreiben gewesen. »Ich kann verstehen, daß Sie nicht mit der *Cloud* fahren möchten.«

Ihre Hände lagen ruhig im Schoß, ihre Stimme klang ruhig, und sie hatte sich ganz unter Kontrolle. »Diese Geheimnisse, die Sie meinem Mann mitteilen wollten – werden Sie mir davon erzählen?«

Er lächelte sein angenehmes Lächeln, von ihr fasziniert, und schüttelte den Kopf. »Tut mir leid, Ma'am, nein – selbst wenn ich welche hätte.«

Sie nickte, ohne gekränkt zu sein. »Das hatte ich auch nicht erwartet, ich bin sicher, daß ich sie gar nicht verstehen würde, wenn Sie sie mir erzählten, und außerdem könnte ich ohnehin nichts damit anfangen, nicht wahr?« Er lächelte. »Aber Tess Struan kann das, oder?«

»Ma'am?«

»Mein Mann hat mir gesagt, Sie hätten erwähnt, wenn ihm etwas zustieße, würden Sie nach Hongkong gehen und direkt mit seiner Mutter verhandeln, um mit ihr dieselben Vereinbarungen zu treffen, die Sie mit Malcolm hatten. Er sagte, Sie täten das, weil Sie die Brocks haßten – er hat nicht gesagt, warum Sie sie hassen.« Sie hob die Hand und spielte mit dem Stiel ihres Glases. »Tess Struan könnte die Information sicher nutzen, wenn das, was Sie behaupten, wahr ist, nicht? Das war am Dienstag, bevor wir heirateten.«

Wieder sah er sie nur an, einen freundlichen Ausdruck auf dem Gesicht.

»Ich kann verstehen, warum mein Mann Sie mochte, Edward, und warum Sie ein gefährlicher Feind und ein noch gefährlicherer Freund sein könnten.«

Das ließ ihn laut auflachen, und die Spannung zwischen ihnen wich. »Nicht für Sie, Ma'am, niemals, das schwöre ich. Nie.«

»Wir werden sehen. Wir haben noch viele Brücken zu überqueren, Sie und ich, denn, bei Gott, ich übernehme Hoffnungen und Träume meines Mannes als meine eigenen: daß Sie Struan's helfen können, Brock's ein für allemal zu vernichten. Vielleicht auch Ihre Hoffnungen und Träume.«

»Meine?«

Sie öffnete ihre Tasche und nahm das Papier heraus, das sie im Innenfach des Tresors gefunden hatte. Sie hielt es näher ans Licht und las laut: »Dies ist meine feierliche Vereinbarung mit Mr. Edward Gornt von Rothwell's in Shanghai: Falls von ihm gelieferte Informationen dem Hause Struan helfen, Brock and Sons zu ruinieren und dazu führen, daß Brock's innerhalb der nächsten sechs Monate untergeht, so garantiere ich im Namen der Firma Struan, daß er aus der Hinterlassenschaft von Brock's den freien und unbelasteten Anteil von fünfzig Prozent an Rothwell's erhalten wird, daß wir ihm guten Glaubens und nach besten Kräften helfen werden, von der Victoria Bank den notwendigen Kredit zu erhalten, um die restlichen fünfzig Prozent zu erwerben, die Jefferson Cooper gehören, und daß die Firma Struan ihm oder jeder Gesellschaft, die er persönlich kontrolliert, von diesem Zeitpunkt an für zwanzig Jahre bei allen in beiderseitigem Einverständnis vorgenommenen geschäftlichen Transaktionen einen bevorzugten Status gewährt.«

Sie hielt ihm das Blatt so hin, daß er es sehen konnte, gab es ihm aber nicht. »Es ist von vorgestern datiert, Edward, unterschrieben, aber nicht bezeugt.«

Er machte keine Anstalten, es zu nehmen. Er konnte gut sehen. Während sie vorlas, hatte er die Unterschrift erkannt. Ohne Zeugen

hat es nicht seinen wahren Wert, dachte er, und seine Gedanken eilten rasch von Plan zu Plan, von Frage zu Frage und zu Antworten. »Und?«

»Ich könnte bezeugen, daß dies die Unterschrift meines Mannes ist.«

Abrupt hielt er in seinen Gedanken inne. »Wenn eine Ehefrau die Unterschrift ihres Mannes bezeugt, gilt das normalerweise nicht.«

»Sagen wir, ich hätte sie am gleichen Tag bestätigt – bevor wir verheiratet waren?«

Woher hat sie das alles, dachte er hektisch. Jamie? Skye?

»Selbst wenn... selbst wenn die Unterschrift auf dem Papier bezeugt wäre, wäre es für das Noble House nicht bindend.«

»Schon, aber es hätte Gewicht für Tess Struan – es wäre eine Vereinbarung mit ihrem Sohn. Bestätigt es nicht, daß Sie mit meinem Mann zusammengearbeitet haben, in aller Heimlichkeit, um den größten Ehrgeiz Ihres Lebens zu befriedigen?«

»Vielleicht, Ma'am.« Er zögerte. »Billigt Jamie das Dokument?«

»Er weiß nichts davon. Niemand kennt es außer mir«, sagte sie und glaubte wirklich daran. Warum sonst sollte Malcolm es versteckt haben?

Nachdenklich schenkte er etwas Champagner ein – ihm fiel auf, daß sie von ihrem nicht mehr getrunken hatte. »Ich stelle mir vor«, sagte er taktvoll, »daß eine solche Gunst eine Gegenleistung erfordern würde, Ma'am.«

»Ich hätte gern, daß Sie mit der *Prancing Cloud* reisen, wie Sie geplant hatten, und Tess Struan aufsuchen. Und ihr einen Brief von mir überbringen.«

Ungläubig riß er die Augen auf. »Ist das alles?«

»Nicht ganz. Wenn Sie in Hongkong ankommen – der Clipper wird lange vor dem Postdampfer da sein –, müssen Sie zu ihr gehen, bevor sie die tragische Neuigkeit vom Tod meines Mannes erfährt. Es ist von großer Bedeutung, daß Sie zuerst zu ihr gelangen

und ihr sagen, daß Sie schreckliche Nachrichten bringen, aber auch eine geheime Information, eine lebenswichtige Information, die den Untergang von Brock's für alle Zeit garantiert und sie schnell und für alle Zeit aus dem Geschäft wirft.« Sie atmete tief ein. »Das wird sie doch, nicht wahr?«

»Ja«, sagte er leise, da es nicht mehr nötig war, das zu leugnen.

»Zweitens sagen Sie ihr, daß die Brocks geplant haben, Malcolm umzubringen, und zwar unter Benutzung von Norbert Greyforth. Drittens, daß...«

»Was haben sie?«

»Stimmt das etwa nicht? War das nicht ein Teil von Tyler Brocks Plan? Oder Morgans? Jamie ist sicher dieser Meinung – er würde es beschwören. Mr. Skye hat mir von dem Duell erzählt, und den Rest habe ich aus Jamie herausgeholt – warum es zu einem Duell kam. War Norbert nicht einfach eine Schachfigur für den Mord?«

»Vielleicht«, sagte Gornt, von ihren Worten überwältigt. »Vermutlich. Und weiter?«

»Weiter.« Ihre Stimme wurde leiser, aber merkwürdigerweise deutlicher. »Bitte sagen Sie ihr, daß Sie ihr auf meine Veranlassung die Beweise bringen, um die Brocks zu vernichten – das müssen Sie ständig betonen.«

»Auf Ihre Veranlassung?«

»Auf meine Veranlassung. Ja. Unterstreichen Sie das. Es ist wichtig für mich, nicht viel verlangt, und Sie werden ohnehin bekommen, was Sie wollen.«

»Sind Sie sicher?«

»Ja. Sie sagen ihr, Sie würden diesen schriftlichen Vertrag vergessen, den Sie mit ihrem Sohn gemacht haben, da Sie ihn jetzt für wertlos hielten. Doch weil ich Sie gebeten hätte, Sie angefleht hätte, sie aufzusuchen, hätten Sie beschlossen, eilig nach Hongkong zu reisen, um sie zu sehen.« Sie beugte sich näher zu ihm. »Die Information – verlangt sie rasches Handeln?«

»Ja«, sagte er.

»Dann betonen Sie das. Aber vor allem unterstreichen Sie stets, daß ich es war, die Sie überredet hat, zu ihr zu gehen, daß meine Bitten Sie überredet haben, ihr den Beweis zu geben, mit dem sie Malcolms und ihre Feinde vernichten kann... daß ich Ihnen versichert habe, sie werde den Vertrag einlösen oder Ihnen ein Äquivalent geben. Und das wird sie tun. Das wird Tess Struan tun, dafür garantiere ich.«

»Mit Ihrer Unterschrift?«

»Das ist das erste, was ihr auffallen wird, also erwähnen Sie es vorher. Sagen Sie, Malcolm hätte mich gebeten, seine Unterschrift zu bestätigen, und mir erklärt, es handle sich nur um einen geschäftlichen Vertrag zwischen Ihnen beiden; ich hätte diese Bestätigung in Ihrer Gegenwart gegeben, ohne darüber nachzudenken – am Montag, vor der Party. Ich hätte den Vertrag weder gelesen noch danach gefragt. Und schließlich sagen Sie, Sie hätten einen dringenden Brief von mir, und geben ihn ihr.« Angélique nahm ihr Glas auf. »Wenn sie ihn in Ihrer Gegenwart liest – vermutlich wird sie es nicht tun, aber falls doch, dann wüßte ich gern, was sie sagt oder tut.«

Jetzt nahm sie einen zweiten Schluck, lehnte sich zurück und ließ ihn nicht aus den Augen.

Er konnte ihre Miene noch immer nicht deuten. »Was steht in dem Brief?«

»Wenn Sie wollen, können Sie ihn lesen, bevor ich ihn versiegle.« Leichthin und ohne Boshaftigkeit fügte sie hinzu: »Das erspart Ihnen die Mühe, ihn aufzumachen.«

Er dachte nach, da er sie rätselhaft fand. »Und die Nachrichten von seinem Tod und Ihrer Heirat, wie soll ich ihr dies und alles andere beibringen?«

»Ich weiß es nicht, Edward. Sie werden schon wissen, wie Sie das machen müssen.«

Er stöhnte, erstaunt über ihre Bitterkeit, nein, nicht Bitterkeit, ihre Gerissenheit. Offensichtlich war ihr Ziel, die bestehende Feindschaft zu beseitigen, sich bei Tess in Gunst zu setzen und jeder zivilen oder kriminellen Handlung zuvorzukommen, die eine Mutter wie Tess Struan, zerrissen von ihrem qualvollen Verlust, gegen sie unternehmen könnte und würde – die gegenwärtigen Wetten standen fünf zu eins, daß Tess Struan etwas dergleichen tun, und zwei zu eins, daß sie gewinnen würde.

Ungeachtet dessen könnte diese Strategie Angélique in den Kreis der Gewinner einbeziehen – *könnte*. Wenn er behutsam vorging, nicht ganz so, wie sie vorgeschlagen hatte, sondern sehr viel subtiler, könnte er tun, was sie wollte, ohne seiner eigenen Position zu schaden, und könnte seinen Handel mit Tess machen, die ihm sicherlich alles geben würde, was er wollte – wenn der Schock über den Tod ihres Sohnes erst nachgelassen hatte und sie die Ungeheuerlichkeiten dessen erkannte, was er anzubieten hatte.

Besser für mich, Angélique von Tess Struans Haken zu lösen, viel besser. Was sollte ich denn dafür verlangen? Ihre Unterschrift, natürlich, aber was noch? Es gibt alle möglichen Schachzüge, die ich...

Angélique griff zur Feder. Ihr Gesicht war ernst, als sie als Zeugin unterschrieb und das Papier auf vorgestern datierte. Schweigend streute sie Sand auf die Unterschrift, blies den überschüssigen Sand weg und legte das Dokument mit noch immer niedergeschlagenen Augen vor ihn hin.

»Wie immer Sie sich entscheiden, dies gehört jetzt Ihnen, kostenlos«, sagte sie, auf sein allseits gerühmtes Ehrgefühl setzend. »Was das übrige betrifft – wenn Sie mir helfen, Edward«, jetzt sah sie zu ihm auf, und etwas in seinem Inneren rührte sich mit köstlichem Prickeln, »dann ist Ihnen meine Dankbarkeit sicher, meine unsterbliche Dankbarkeit, für immer.«



Im Haus des Shoya saß Jamie mit gekreuzten Beinen auf den Tatamis, schuhlos, Hiraga ihm gegenüber. Am Kopfende des Tisches, auf dem Saké und Tee standen, saß der Shoya.

Eine Stunde lang hatte Jamie Fragen beantwortet und gestellt. Hiraga hatte übersetzt, bei unbekannten Wörtern gezögert, weitere Erklärungen verlangt, um genau zu verstehen. Jamie war müde, nicht wegen der hier verbrachten Zeit, die eine faszinierende und willkommene Ablenkung von all seinen anderen Problemen war, sondern weil es für sie keine Lösung zu geben schien. Sir Williams Weigerung, die Bestattung nach ihren Wünschen zuzulassen, hatte ihn aufgebracht, obwohl er sie vollkommen verstand – an seiner Stelle hätte er dasselbe getan. Arme Angélique, armer Malcolm, armes Noble House. Und auch arme, verfluchte Tess.

Jemand muß zurückstecken. Das wird nicht Wee Willie sein. Es muß Angélique sein – weder sie noch sonst jemand kann etwas tun. Ich glaube, diesmal wird sie daran zerbrechen.

So schlicht er konnte, hatte er seine Idee für ein gemeinsames Unternehmen dargelegt, bei dem der Shoya und seine Verbindungsleute die Güter lieferten, auf die sie sich geeinigt hatten, und Jamie das europäische Know-how, mit einer Zahlungsfrist von sechs Monaten, wodurch sie Zeit hätten, die Waren zu verkaufen und das Geld entweder zu vereinnahmen oder neu in massenproduzierte Güter zu investieren, die dann im Rahmen des gemeinsamen Unternehmens importiert werden würden. Das führte zu einer Diskussion von Warenmengen und Methoden der Massenproduktion, die sie alle reich machen konnten.

»Shoya fragt: Was kosten Ihre ›Massenproduktion-Maschine?«

»Das hängt davon ab, was die Maschinen herstellen sollen«, sagte Jamie.

»Jami-sama, er fragt Sie, bitte, welche Güter Sie machen, um zu verkaufen in England. Nicht jetzt, in drei Tagen, bitte. Wenn Shoya zustimmen, vielleicht machen Aktiengesellschaft und bringen ›Mas-

senproduktion-Maschine nach Nippon.«

Jamie lächelte. »Eine Massenproduktion auf die Beine zu stellen ist am Anfang teuer – man braucht Maschinen und eine Fabrik. Eine solche Art von gemeinsamem Unternehmen hatte ich nicht vorgeschlagen. Ich habe keine Möglichkeit, soviel Geld aufzubringen.«

»Jami-sama, Sie keine Sorgen, keine Sorgen über Geld. Gyokoyama können kaufen-verkaufen Edo, wenn sie wollen.« Hiraga lächelte grimmig, als Jamie blinzelte. »Shoya danken Ihnen, und ich danke Ihnen. Bitte, in drei Tagen Sie sagen, was machen sollen, und Preis. Ich Sie begleiten nach Hause.«

»Das ist nicht notwendig, danke.«

Hiraga verneigte sich, der Shoya verneigte sich, Jamie verneigte sich ebenfalls und trat hinaus in die Abendluft.

»Tee, Herr?« fragte der Shoya.

Hiraga nickte zustimmend und bereitete sich auf den Aufbruch vor. Er brauchte ein Bad und eine Massage, aber er war sehr zufrieden mit sich. Jetzt war alles erledigt, bis auf das Eintreiben von Jami Makfey's angeblicher Gebühr von drei Koku.

Der Shoya rief nach frischem Tee. Als die Dienerin gegangen war, sagte er: »Ich habe Neuigkeiten. Durch Brieftaube, Otami-sama, über Herrn Yoshi und die Shishi; vielleicht möchten Sie sie gern hören.«

»Hören Sie auf, Spielchen zu spielen! Natürlich will ich sie hören.« Jetzt, da er mit dem Shoya allein war, wurde Hiraga herrisch und benahm sich nach Samurai-Art, ohne es zu merken. »Was für Neuigkeiten?«

»Es hat einen weiteren Anschlag auf Herrn Yoshi gegeben.«

»Ist er tot?« fragte Hiraga hoffnungsvoll.

»Nein, Otami-sama, hier, bitte, lesen Sie selbst.« Mit falscher Sanftmut bot der Shoya den Papierstreifen dar, denselben, den er vorher Raiko und Meikin gezeigt hatte: *Mordversuch an Herrn Yoshi im Dorf Hamamatsu am frühen Morgen gescheitert. Einzelner Shishi-Mör-*

*der von ihm erschlagen. Dame Koiko ebenfalls bei Handgemenge getötet. Informiert Haus der Glyzinie über unsere große Trauer. Weitere Informationen so bald wie möglich.*

Hiraga las und schnappte nach Luft. »Wann ist das passiert?«

»Vor fünf Tagen, Otami-sama.«

»Nichts weiter?«

»Noch nicht.«

Beim Lesen der Nachricht schienen seine Kopfschmerzen noch schlimmer zu werden, und seine Gedanken purzelten durcheinander. Koiko tot, ein weiterer Shishi tot! Wer? Wenn sie tot ist, was ist dann mit Sumomo? »Haben Sie das Haus der Glyzinie informiert?«

»Ja, Otami-sama.«

»Was hat Meikin gesagt?«

»Sie war natürlich ganz aufgelöst, Otami-sama.«

»Was wissen Sie noch, Shoya?«

»Was ich weiß und was Sie und die Shishi betrifft, das sage ich Ihnen.«

»Was ist mit Katsumata und Takeda?«

»Es heißt, Herr, daß Sie noch immer auf dem Weg zu uns sind, wie anscheinend auch Herr Yoshi.«

»Wann kommt er zurück? Hat er seine Pläne jetzt geändert?« fragte er, während seine Überlegungen sich überstürzten. War es ein Zufall gewesen, daß Koiko bei dem Scharmützel getötet worden war, oder hatte Yoshi entdeckt, daß Koiko mit uns in Verbindung stand, ebenso wie Meikin? »Nun?«

»Ich weiß nicht. Vielleicht in etwa acht Tagen, Otami-sama.« Der Shoya beobachtete Hiragas Besorgnis und dachte bei sich: Ja, dieser junge Mann muß besorgt sein, denn offensichtlich ist er in großer Gefahr, aber eeee, wie wertvoll er ist! Ich bin auch der Meinung, daß er sorgfältig bewacht werden soll. Gemeinsames Unternehmen – eine göttliche Idee! Mein Sohn wird mit diesem Jami-Gai-Jin ar-

beiten von morgen an, um die barbarische Art zu erlernen, und dann werde ich Hiraga nicht mehr brauchen, der für mich nichts als Schwierigkeiten bedeutet und, tut mir leid, verdammt ist. Wie wir alle, wenn wir nicht sehr schlau sind. »Otami-sama, rings um uns herum gibt es viele Truppenbewegungen.«

»Was? Was für Bewegungen?«

»Die Bakufu haben die drei uns nächstgelegenen Stationen auf der Tokaidō verstärkt. Und... und fünfhundert Samurai sind nördlich und südlich von uns auf beiden Seiten der Straße.« Eine Schweißperle lief ihm über die Wange. »Wir sitzen in der Falle von *taikō* Anjo.«

Hiraga fluchte. »Was hören Sie, Shoya? Hat er vor, uns hier anzugreifen?«

»Ich wünschte, ich wüßte es, Otami-sama. Vielleicht würde es helfen herauszufinden, was die Gai-Jin planen.«

»Sie werden Edo bombardieren, das weiß jeder Narr.«

Hiraga wurde übel beim Gedanken an den unvermeidlichen Sieg der Gai-Jin, wenn er auch *sonno-joi* helfen würde wie nichts sonst. »Es gibt nichts, womit der *taikō* das verhindern kann...« Sein Herz setzte einen Schlag aus, und er hielt inne.

»Außer, Otami-sama?«

»Außer der geschichtlichen Antwort, der üblichen Antwort: einem plötzlichen, brutalen Überraschungsangriff.« Hiraga war erstaunt, daß er diesen Gedanken so offen gegenüber einer niedriggestellten Person ausgesprochen hatte.

Eeee, sagte er sich durch seine pochenden Kopfschmerzen hindurch, es gibt so vieles, was ich nicht verstehe, die Welt steht Kopf, alles ist anders, ich bin anders, nicht mehr Samurai und trotzdem ganz Samurai. Das sind diese dreckigen Gai-Jin mit ihren verlockenden, übelkeitserregenden, ehrfurchtsgebietenden und Gier erzeugenden Ideen. Sie müssen hinausgeworfen werden – *sonno-joi*, *sonno-joi*, *sonno-joi* –, aber noch nicht jetzt. Zuerst ›Massenproduktion‹, die

erste, um Gewehre herzustellen.

»Shoya, schicken Sie alle Spione aus für den Fall, daß das Anjos Plan ist.«

»Spione, Otami-sama?«

»Es ist an der Zeit, mit den Spielchen aufzuhören, Shoya«, sagte Hiraga. »Verstehen Sie? Keine Spiele mehr!«

»Ich gehorche in allem, Otami-sama. Wie üblich, wie ich immer...«

»Sie waren sehr gut heute abend, Shoya. Schicken Sie mir sofort Nachricht, wenn Sie irgend etwas über Yoshi oder die Shishi hören, bitte.« Daß Hiraga das »Bitte« anfügte, war ein großes Zugeständnis.

»So geschwind wie der Wind, Herr.«

»Dann gute Nacht – ach, ich bedaure sehr, ich vergaß, da sind noch die Gebühren des Gai-Jin. Er bat mich, Sie daran zu erinnern.«

Dem Shoya krampfte sich der Magen zusammen. Aus dem Ärmel zog er einen kleinen Beutel – es wäre sehr unschicklich gewesen, ihn Jami-sama direkt zu geben. »Hier ist der Gegenwert von anderthalb Koku in Gold-Oban, Otami-sama. Der Rest in zehn Tagen.«

Hiraga zuckte die Achseln und schob den Beutel beiläufig in den eigenen Ärmel, aber das Gewicht und seine Freude darüber erstaunten ihn. »Ich werde es ihm sagen und dafür sorgen, daß er in drei Tagen hier ist.«

»Danke, Otami-sama. Diese Truppenbewegungen – sehr besorgniserregend. Es gibt Krieg. Meine Meister sagen, wenn sie vorher von den Plänen der Gai-Jin unterrichtet werden könnten... sie würden jede Hilfe sehr zu schätzen wissen. Vielleicht kann Ihr Taira-sama...« Hoffnungsvoll ließ er den Namen in der Luft hängen.

Eine weitere Botschaft aus dem obersten Büro in Osaka war heute eingetroffen, dringender als die erste. Als ob ich nicht lesen könnte, dachte der Shoya ärgerlich, als ob ich illoyal wäre. Ich tue alles, was ich kann. Es sind diese beiden verfluchten Mama-sans.

Zwei Tage, und noch immer keine Nachricht von ihnen!

Bevor er Raiko und Meikin verließ, hatte er ihnen eingeschärft, ihm alles mitzuteilen, was sie wußten oder herausfinden konnten, und zwar schnell. Sein Zorn begann zu wachsen, nicht nur, weil die beiden Frauen so getan hatten, als wüßten sie nichts, so sehr er ihnen auch schöngetan hatte, obwohl er sicher war, daß sie sich verstellten, sondern auch, weil seine kostbaren Gold-Oban im Ärmel dieses habgierigen Samurai steckten, Gebühren, wie wohlverdient auch immer, für einen ebenso habgierigen Gai-Jin. Und wo werden all meine lieblichen Oban enden? Natürlich in der goldenen Kloake irgendeiner Hure.

»Ich danke Ihnen sehr, Otami-sama«, sagte der Shoya salbungsvoll, als Hiraga ging, und neigte den Kopf auf seine Tatami, um das Knirschen seiner wenigen verbliebenen, abgebrochenen Zähne zu verbergen. Er wollte Hiraga demütigen, ihn schwitzen lassen und ihm ohne jedes Bedauern sagen: Oh, bedaure so sehr, Ihre verstorbene Hure Koiko war in die Intrige verwickelt, ebenso Ihre zukünftige Gattin Sumomo, der ebenfalls der Kopf abgeschlagen wurde, und auch Ihre Shishi-Anhängerin Meikin, Mama-san der wichtigsten Männer in Edo – darunter sogar Gyokoyama-Führer –, wird nicht mehr lange auf dieser Erde weilen, weil wir annehmen, daß Yoshi auch all das weiß.

Und obwohl Sie der klügste Samurai sind, den ich je gekannt habe, sind Sie verdammt, verdammt, verdammt, und doch erwarten meine erlauchten Oberen von mir, daß ich Sie hüte wie einen Schatz und Sie am Leben erhalte. *Oh ko!*

Heute nacht werde ich mich betrinken, aber erst, wenn ich mir zu der bevorstehenden Gründung der *Ryoshi-Joint-u-Ven'shu-Aktiengesellschaft* gratuliert habe! Eeee, eine göttergleiche Idee!

Auf dem Heimweg öffnete McFay seinen Gehrock, obwohl die

Abendluft kalt war. Ihm war warm. Das Wissen, das er erworben hatte, war beträchtlich, und seine Konzentration hatte seine Sorgen vertrieben. Alles sehr interessant, dachte er, aber keiner von diesen beiden hat irgendeine Vorstellung von den Anfangskosten einer Massenproduktion. Und doch, die Art, wie Nakama gesagt hat, die Gyokoyama könnte Edo kaufen und verkaufen, wenn sie wollte – für den Augenblick habe ich wirklich daran geglaubt. Der Shoya wird sich auf ein gemeinsames Unternehmen einlassen, da bin ich sicher.

Er schritt rasch dahin, grüßte Passanten auf der High Street, ging die Stufen des Struan-Building hinauf und betrat sein Reich. Es gehört wieder mir, dachte er stolz. Vielleicht wird Tess jetzt ihre Meinung ändern – sie ist nicht dumm, und ich habe gute Arbeit geleistet.

Vargas erwartete ihn.

»Abend, Vargas, Zeit zum Abschließen?«

»Ja, Senhor, aber vorher, Verzeihung, diese Briefe kamen mit der gestrigen Post und sind irgendwie in meinen Eingangskorb geraten.«

Beide Briefe waren an ihn adressiert und trugen die Aufschrift »Persönlich« und »Vertraulich«. Der erste wies Tess Struans Handschrift auf. Der andere war von Maureen Ross, seiner einstigen Verlobten. Sein Unbehagen verdoppelte sich. »Danke«, sagte er. Obwohl er eigentlich warten wollte, brachte er das nicht fertig, sondern riß Tess' Brief auf. *Hiermit teile ich ihnen förmlich mit, daß Mr. Albert MacStruan am 17. mit dem Dampfer Wayfong aus Shanghai eintrifft. Bitte machen Sie ihn mit allen japanischen Operationen vertraut. Falls Sie meinen vorherigen Briefen nicht entsprochen haben, übernimmt er Ende Dezember die Kontrolle.*

Seine Entlassung aus dem Noble House, nun, da sie Tatsache war, ärgerte sie ihn nicht so, wie er erwartet hatte. Eigentlich war er erleichtert. Seltsam, noch vor ein paar Augenblicken dachte ich, es

sei meine...

Er blickte zu Vargas auf, der ihn beobachtete. »Was noch, Vargas?« Er faltete den Brief zusammen und legte ihn mit dem anderen auf seinen Schreibtisch.

»Mrs. Angélique ist im Büro des Tai-Pan. Sie fragt, ob Sie für einen Augenblick zu ihr kommen könnten.«

»Was gibt es denn nun schon wieder?«

»Nichts, wovon ich wüßte, Senhor, der Abend war friedlich. Von Ihrer Nemi kam eine Nachricht, sie fragte an, ob Sie später kommen würden. Und noch eine kleine Sache, Captain Strongbow fragte nach dem Befehl zum Auslaufen. Soll er mit der Abendtide segeln?«

»Ja, ich denke schon. Lassen Sie Nemi ausrichten: Vielleicht.«

»Sofort, Senhor. Es ist also entschieden? Die Überreste des Tai-Pan fahren mit der *Cloud*? Und natürlich die Senhora?«

»Entweder mit dem Clipper oder mit dem Postdampfer, eins von beiden«, sagte er, durchquerte den Korridor, klopfte an und trat ein.

Sie hatte sich in Malcolms Lehnstuhl zusammengerollt, den Jamie inzwischen als ihren betrachtete, und las beim Licht der Öllampe den *Guardian*. »Hallo, Jamie.«

»Abend. Ich habe beschlossen, mit Ihnen und dem Postdampfer zu fahren«, sagte er unverblümt, obwohl es nicht so klingen sollte. »Es ist meine Aufgabe, Tess Struan alles zu erklären.« Nachdem er das ausgesprochen hatte, fühlte er sich wohler. »Es ist meine Aufgabe, und ich glaube, Mal... ich glaube, er würde wollen, daß ich das tue, es könnte Ihnen manches ersparen.«

»Ja«, sagte sie mit ihrem liebreizenden Lächeln, »ich bin sicher, er würde es wollen. Machen Sie die Tür zu, Jamie, und nehmen Sie einen Augenblick Platz.« Nachdem er das getan hatte, senkte sie die Stimme und berichtete ihm von Hoags Plan. »Können Sie den Kutter mit uns morgen abend nach Kanagawa bringen?«



Er starrte sie an, völlig überrumpelt. »Sie sind verrückt. Dieser Plan ist verrückt.«

»Nein, ganz und gar nicht. Dr. Hoag meint...«

»Er spinnt ebenfalls – Sie würden damit nie durchkommen.«

»Warum?« fragte sie ruhig.

»Aus fünfzig Gründen«, sagte er. »Aus so vielen Gründen, daß ich gar keinen davon erwähnen werde. Die ganze Idee ist haarsträubend, wahnsinnig. Willie wird Sie in Eisen legen lassen.«

»Mr. Skye sagt, es gäbe kein Gesetz gegen das, was wir vorhaben. Die Bestattung wäre ganz legal, sagt er.«

»Ach, das sagt der verdammte Mr. Allwissend, ja? Und was wird Skye sonst noch tun?« fragte er. »Seinen Kragen rumdrehen und den verdammten Gottesdienst abhalten?«

»Mr. Skye glaubt, wir könnten Reverend Tweet überreden, das zu übernehmen«, sagte sie, als sei er ein Kind, das einen Wutanfall hat.

Jamie warf die Hände in die Luft. »Sie sind alle beide verrückt, und Hoag hat völlig den Verstand verloren, so etwas vorzuschlagen. Wir fahren mit dem Postdampfer, Sie, ich und er.« Er stapfte zur Tür.

»Jamie, können Sie den Kutter allein bedienen, oder brauchen wir eine Crew?« Er drehte sich um und sah sie an. Sie lächelte, entschlossen, aber liebevoll. »Würden wir eine Crew brauchen?«

»Mindestens zwei Mann. Mindestens einen Bootsmann und einen Maschinisten.«

»Danke. Wenn Sie nicht helfen wollen – haben Sie was dagegen, daß ich den Bootsmann frage?«

»Allerdings habe ich was dagegen. Anscheinend kann ich mich Ihnen nicht verständlich machen. Die Idee ist tollkühn, mehr als tollkühn.«

Sie nickte zerknirscht. »Vermutlich haben Sie recht, und wir werden es nicht schaffen, aber ich werde es versuchen und wieder versuchen. Ich kann mich Ihnen scheinbar auch nicht verständlich

machen, mein lieber Jamie. Ich habe versprochen, meinen Ehemann zu lieben, zu ehren und ihm zu gehorchen; er war Ihr Freund. Ich fühle mich nicht von ihm getrennt, noch nicht, und Sie tun das auch nicht, Tess Struan wird ihm doch seinen Wunsch nicht erfüllen, oder?»

Die ganze Zeit hatte er auf sie niedergeblickt, ohne sie zu sehen, und hatte doch gleichzeitig alle Einzelheiten ihrer Person wahrgenommen. Er erinnerte sich an all die Jahre mit Tess Struan und daran, was sie und Culum Struan ihm bedeutet hatten, was Malcolm Struan, Dirk Struan und das Noble House ihm bedeutet hatten. Alles dahin, alles vergeudet, alles zu Ende, unser Noble House ist nicht länger nobel, nicht länger das erste in Asien. Nun, nicht ganz vergeudet und nicht ganz vorüber, aber die Herrlichkeit ist dahin, mein Freund ist tot, und das ist eine Tatsache. Ich war sein Freund, aber war er auch meiner? Gott im Himmel, was tun wir nicht alles im Namen der Freundschaft!

Er sagte: »Tess würde ihn nicht so bestatten, wie er es sich gewünscht hat. Vermutlich ist das das wenigste, was ein Freund für ihn tun kann. Ich werde für den Kutter sorgen.«

Er ging hinaus. Sie seufzte, nahm die Zeitung zur Hand und begann wieder zu lesen.

Als Dr. Hoag in dieser Nacht in der Gesandtschaft von Kanagawa ankam, die zum buddhistischen Tempel gehörte, traf er auf Towrey, den diensthabenden Sergeant in seiner schmucken Wachuniform.

»Ich muß mich nur vergewissern, daß alles bereit ist. Wir wollen früh ablegen.«

Towrey begleitete ihn zu dem Teil des Tempels, der als Leichenhalle benutzt wurde. Er lachte. »Wenn er bereit war, als Sie ihn zurückgelassen haben, Doc, dann ist er auch jetzt noch bereit; er macht sicher keine Spaziergänge mehr!« Er öffnete die Tür und schnüffelte die Luft ein. »Noch riechen sie nicht. Hab Leichen noch nie gemocht. Soll ich Ihnen helfen?«

»Nein, danke.« Zwei leere Särge standen auf Böcken, die Deckel lagen daneben. Andere Särge lehnten aufrecht an den Wänden. Die Leichen lagen auf Marmortischen und waren mit Laken bedeckt. Am hinteren Ende des Raumes standen große Fässer mit Eis. Wasser sickerte aus ihnen heraus und verlor sich in dem Boden aus festgetretener Erde. »Was ist mit dem Eingeborenen? Wie lange müssen wir ihn aufheben?«

»Bis morgen.« Hoag fühlte sich schwach, denn plötzlich wurde ihm klar, daß man, wie es der Sitte entsprach, die Herausgabe des Leichnams fordern würde, um ihn nach dem Shinto-Ritual einzuzäschern; aber es würde keinen Leichnam geben...

»Was ist los, Doc?«

»Nichts, bloß ein... danke, Sergeant.« Sein Herz begann wieder zu schlagen, als ihm einfiel, daß der Mann Koreaner war, einer von ein paar schiffbrüchigen Fischern, die ein armseliges Leben führten, keine Möglichkeit hatten, nach Hause zu segeln, und von den Einheimischen verachtet wurden. Babcott hatte eingewilligt, die Leiche im buddhistischen Krematorium verbrennen zu lassen. »Sie könnten mir tatsächlich helfen, Sergeant.«

Nach der Autopsie war Malcolms Leichnam von ihren japanischen Lehrlingen und Helfern gewaschen und angekleidet worden. Mit Hilfe des Sergeanten legte Hoag ihn in den Sarg. »Sieht richtig nett aus für eine Leiche.« Malcolms Gesicht war im Tode heiter. »Nehmen wir den anderen auch, Doc. Damit Sie sich keinen Bruch heben, nicht, obwohl der Bursche sicher nicht viel wiegt.«

»Wir sollten ihn in sein Laken wickeln.«

Der Koreaner bestand nur aus Haut und Knochen. Er war an Ruhr gestorben. Gemeinsam legten sie ihn in den Sarg.

»Danke. Ich räume nur noch auf und komme dann zu Ihnen.«

»In Ordnung, Doc. Ich werde mich vergewissern, daß Ihr Zimmer bereit ist.«

Als Hoag allein war, verriegelte er die Tür. Mit Angéliques Zu-

stimmung hatten sie entschieden, daß die traditionelle Aufbahrung, bei der die Leiche im offenen Sarg lag, damit die Leute dem Toten die letzte Ehre erweisen konnten, nicht stattfinden würde. Sorgfältig legte er den Deckel auf den Sarg. Es dauerte nicht lange, ihn fest zuzunageln.

Und nun der andere. Der Gewichtsunterschied würde groß sein. Was sollte er benutzen? Erde. Auf einer Seite stand eine Schaufel, die den Totengräbern gehörte – nicht jede Leiche wurde verbrannt. Draußen war die Erde weich, die Nacht kalt, und ein leichter Wind ließ die Blätter rascheln. Er grub schnell, trug Schaufeln voll Erde in die Leichenhalle und streute sie auf und um die Leiche und drückte sie fest. Die Lücken füllte er mit einigen Zweigen. Dann hob er zufrieden den Deckel auf den Sarg und nagelte ihn fest. Schwer atmend, verschwitzt, schmutzig und noch besorgter als zu Beginn, lehnte er sich dann gegen den Sarg. Skye hat recht, dachte er, während er sich in einem Eimer die Hände wusch. Wir werden niemals damit durchkommen.

»Sie sind übergeschnappt, Doc«, hatte Skye mit seinem keuchenden Husten gesagt, »genau wie die Dame und ich, daß wir das mitmachen. Wee Willie wird Zustände kriegen, aber machen Sie sich nichts daraus, morgen abend ist es vorbei.«

Das war vor ein paar Stunden im Club gewesen, wo es wie immer laut und streitlustig zuing. »Trinken Sie noch einen Whisky.«

»Danke, ich nehme einen Kaffee, und dann sollte ich mich auf den Weg machen.«

»Ihre Geschichte hat mich an Nellie erinnert, Doc. Ich hab sie geheiratet, als ich Rechtsreferendar war, mit Sechzehn. Sie war fünfzehn. Zumindest taten wir so, als wären wir verheiratet, und lebten in einer Dachkammer in der Nähe der Fleet Street. Sie starb im Kindbett, und das Balg, es wäre ein Junge gewesen, starb auch.« Er bot Hoag eine Zigarre an und zündete sich selbst eine an. »Ein Armengrab, für ein paar Pence an den nächtlichen Karrenführer. Man

sollte seine Toten herausbringen, und die beiden waren die letzten. Die Cholera war schlimm in dem Jahr, die Ruhr auch, und die Friedhöfe waren überfüllt.« Skye spuckte in den Spucknapf. »Habe seit Jahren nicht mehr an die kleine Nellie gedacht. Waren Sie je verheiratet, Doc?«

»Ja, einmal. Sie starb ebenfalls in London.«

»Noch so ein Zufall, nicht? Nach Nellie hatte ich nie wieder Lust zu heiraten – hab mir geschworen, daß ich nie wieder so arm sein würde, komme, was da wolle –, war immer unterwegs, bin viel gereist. Ich hatte eine Menge Mädchen, aber ich habe nie die Pocken bekommen. Und Sie, Doc?«

»Ich auch nicht.« Hoag kreuzte die Finger. »Noch nicht.«

»He, sind Sie auch so abergläubisch wie ich?«

»Ja. Sind Sie sicher, daß wir in dieser Sache nicht gegen das Gesetz verstoßen?«

»So sicher, wie man nur sein kann, so sicher wie Scheiße – aber wenn Wee Willie will, kann er ein Dutzend Anschuldigungen erheben, keine Angst. Hören Sie, was auch passiert, Tess Struan wird außer sich sein, und das bedeutet, daß Sie Ihr Gehalt los sind und ganz schön in der Klemme sitzen.«

»Nein. Ich kehre nach Indien zurück...«

Seltsam, wie Schlechtes zu Gutem führt oder Gutes zu Schlechtem. All das hat mich wirklich zu einem Entschluß gebracht. Diesmal kehre ich tatsächlich zurück, zurück nach Cooch Behar in Bengalen, wo ich stationiert war und woher sie stammte. Ich werde ihre Familie suchen, und... und dann werden wir sehen. Ich habe genug Geld, und ich habe noch ein paar Jahre, unser Sohn und unsere Tochter sind jetzt erwachsen, gehören zur Londoner Gesellschaft, so gut erzogen und versorgt, wie ich es mir leisten konnte. Meine Schwester und ihr Mann sind ihre eigentlichen Eltern – beide waschechte Engländer.

Ich bin ein guter Arzt, und Gott weiß, daß sie Ärzte brauchen in

Indien, sogar schlechte, also wer weiß, vielleicht gibt es auch für mich ein bißchen Glück... obwohl ich das nicht mal erwarte, nur ein bißchen Frieden nach den grauenhaften Schuldgefühlen, sie umgebracht zu haben.

Müde betrachtete er jetzt die beiden Särge. Ein letzter Blick, um sich zu vergewissern, daß alles war, wie es sein sollte. Dann nahm er die Öllampe, ging hinaus und verriegelte hinter sich die Tür.

Der Mond warf einen Schatten durch die offenen Fenster. Lautlos bewegte sich ein anderer Schatten. Sergeant Towrey spähte in die Leichenhalle. Er war verwirrt. Warum kam Doc Hoag mitten in der Nacht, und warum schaufelte er im Garten herum wie ein mieser Grabräuber, um den Sarg des toten Eingeborenen mit Erde vollzupacken?

Sei nicht so neugierig, Junge, aber ich lasse mir nichts vormachen, nicht, wenn ich verantwortlich bin. Morgen werde ich mir die Sache ansehen, bevor der gute Doktor aufwacht und bevor Gottvater Pallidar zur Inspektion kommt. Soll er die Antwort darauf finden.

## 48

*Freitag, 14. Dezember*

Nun, Dr. Hoag?» sagte Pallidar eisig. Hoag, der herbeizitiert worden war, saß auf der Kante eines Stuhls, verlegen und blaß. Pallidar, mit steifem Rücken und in Uniform, war imponierend, obwohl er an einer schlimmen Erkältung litt. Hinter ihm stand Sergeant Towrey. Die Glocken des Tempels

läuteten unheildrohend.

Demütig zuckte Hoag die Achseln. »Ballast.«

»Um Himmels willen, Doktor, dies ist kein Kriegsgericht, und mir persönlich ist es egal, wenn Sie Särge mit Kuhscheiße vollpacken. Würden Sie mir sagen, warum Sie das getan haben, was Sie gestern nacht getan haben?«

»Ich... ich... ich dachte, es wäre eine gute Idee.«

»Ich will jetzt wissen...« Ein Hustenanfall ließ ihn innehalten. Verzweifelt schneuzte Pallidar sich die Nase, hustete, räusperte sich und hustete wieder.

Eifrig sagte Hoag: »Ich habe... wir haben eine besondere neue Hustenmischung im Ambulatorium, ich schaffe Ihnen die Erkältung im Nu vom Hals, die Medizin enthält Chinin und Opium.« Er schickte sich an aufzustehen. »Ich hole etwas davon und...«

»Setzen Sie sich hin! Der Sarg, Herrgott, nicht meine Erkältung! Der Sergeant hat Sie gesehen. Korrekterweise hat er es mir gesagt. Und nun erzählen Sie mir, warum Sie das getan haben!«

Hoag drehte und wand sich, aber er wußte, daß er in der Falle saß. Ingeheim verfluchte er den Sergeant und sagte: »Kann... kann ich unter vier Augen mit Ihnen sprechen, Settry, alter Junge, bitte?«

Pallidar starrte ihn an. »In Ordnung. Sergeant!« Towrey salutierte und marschierte hinaus. »Nun?«

»Also, sehen Sie... sehen Sie...« Obwohl Hoag beschlossen hatte, Pallidar scharf zu sagen, er solle sich um seine eigenen Angelegenheiten kümmern, er unterstehe keiner militärischen Disziplin, er tappte er sich plötzlich dabei, daß er die ganze Geschichte in allen Einzelheiten erzählte und schließlich sagte: »Sie sehen also, Settry, es war das Gewicht, der Gewichtsunterschied, und Erde war die Lösung... Hören Sie, George Babcott muß jeden Augenblick kommen, aber er soll es nicht wissen, niemand soll es erfahren – Sie wissen von nichts –, wir schicken einfach den falschen Sarg an Bord des

Clippers, und wenn heute abend, so Gott will, der Kutter eintrifft, dann bestatten wir ihn so, wie er es wollte und wie Angel es will.« Hoag fächelte sich Luft zu; ihm war wohler und gleichzeitig schwach vor Schuldgefühlen. »Sie wissen von nichts. Und jetzt... jetzt hole ich Ihnen diese Hustenmischung.«

»Werden Sie sich wohl hinsetzen?« Pallidar starrte ihn finster an. »Sie sind ein verdammter Narr. Erstens: Haben Sie aus dem Fenster gesehen?«

»Eh?« Hoag blickte aus dem Fenster, das auf das Meer hinausging. Die See war grau und bewegt, und dicke Wolken verdeckten die Sonne und beherrschten den Himmel. »Oh!«

»Ja, oh! Bevor es dunkel wird, werden wir einen verdammten Sturm haben, also keine Seebestattung, selbst wenn das möglich wäre, und Sie wissen, daß Sir William eine Beerdigung in Hongkong befohlen hat, bei Gott, und dort wird sie auch stattfinden.«

»Aber Settry, seien Sie nicht...«

»Weder für Sie noch für Angélique, noch für sonst jemanden...« Pallidar hatte erneut einen Hustenanfall und fügte dann heiser hinzu: »Sir William ist dafür zuständig, er hat entschieden, und damit basta. Klar?«

»Ja, aber...«

»Kein verdammtes Aber, um Himmels willen. Holen Sie etwas von dieser Hustenmedizin, und halten Sie sich von der Leichenhalle fern. Sergeant!«

Towrey streckte den Kopf durch die Tür. »Jawohl, Sir?«

»Stellen Sie eine Wache vor die Leichenhalle. Niemand darf sie ohne meine Zustimmung betreten. Ich will nicht, daß die Särge angerührt werden.«

Hoag ging hinaus. Er verfluchte sich dafür, daß er Sir Williams Entscheidung erwähnt hatte, verfluchte Pallidar, den wichtigtuerschen Sergeant, vor allem aber sich selbst. Verdammte Scheiße, dachte er. Ich hab es vermasselt. Im Ambulatorium holte er die



Hustenmedizin und war versucht, ihr etwas Rizinusöl beizumischen, entschied sich aber dagegen. »Hier, Settry, das wird Ihnen helfen.«

Pallidar nahm etwas von der Mischung und verschluckte sich beinahe. »Gräßliches Zeug. Sind Sie sicher, daß Sie nicht hineingepinkelt haben, einfach aus Bosheit?«

»Ich war in Versuchung.« Hoag lächelte. »Tut mir leid, daß ich mich wie ein verdammter Idiot benommen habe. Sie können immer noch die Augen verschließen, Sie können es, das wissen Sie. Nelson hat es getan.«

»Ja, aber er war bei der Navy. Wir halten die Augen offen.«

»Settry, bitte.«

Nachdenklich nippte Pallidar an der Medizin. »Sie sollten Sir Williams Befehle befolgen, auf lange Sicht ist das am besten. Sie mußten erwischt werden, gestern war der dreizehnte.«

»Verdammt, das habe ich nicht bedacht.« Hoag konzentrierte seine Aufmerksamkeit auf die Sorgenfalten in dem gutaussehenden Gesicht. »Was ist los?«

»Mit mir nichts, bis auf diese lausige Erkältung und den Husten. Aber in der Niederlassung ist eine Menge los.«

»Was ist denn jetzt schon wieder?«

»In den letzten paar Tagen gab es ringsum zahlreiche Feindbewegungen, Samurai-Patrouillen – nur zur Sicherheit haben wir Patrouillen bis zur Tokaidō und den Grenzen der Niederlassung geschickt, und so haben wir sie gesehen. Als wir herkamen, fanden wir überall jede Menge Samurai vor. Sie haben uns nicht weiter behelligt, bis auf das übliche Geschwafel. Ich habe fast vierhundert bewaffnete Bastarde gezählt.«

»Versucht *taikō* Anjo uns zu schikanieren, uns Angst einzujagen?«

»Vermutlich.« Pallidar hustete und trank noch einen Schluck Medizin. »Scheußliches Zeug, ich fühle mich jetzt schon schlechter. Uff! Ich empfehle, daß wir für eine Weile alles Personal von hier

abziehen.«

Hoag zog die Augenbrauen hoch. »Aber wir wollen das Ambulatorium nicht schließen.«

»Und ich will nicht, daß Sie umkommen, ohne einen Sarg zu haben. Diese Bastarde lieben Überraschungsangriffe. Wie der verdammte, arme Malcolm. Jemand wird für ihn bezahlen müssen.«

Hoag nickte. »Ganz meine Meinung.« Er schaute hinaus in Richtung Yokohama, und sein Blick wanderte zur *Prancing Cloud*, dem Postdampfer, den Handelsschiffen, Kriegsschiffen und Tendern, alle beschäftigt, sich auf den kommenden Sturm oder das Auslaufen vorzubereiten. Aus den Schornsteinen der Kriegsschiffe stiegen Qualmwölkchen – ein deutliches Signal an die Bakufu und ihre Spione, daß die ganze Flotte binnen einer Stunde in die Schlacht fahren konnte.

Dumm, all dieses Töten, aber was können wir machen? Die Verantwortlichen müssen zahlen. Dann sah er den Dampfkutter der Struans, der dahintuckerte und durch die Wellentäler schaukelte, wobei Gischt von der Bugwelle die Fenster der Brücke und Hauptkabine benetzte. Seine Angst wuchs.

»Settry, meinen Sie nicht...« Er unterdrückte eine weitere eindringliche Bitte, weil ihm plötzlich klarwurde, daß er mit etwas Glück den ersten Teil des Plans noch immer durchführen und den falschen Sarg an Bord der *Prancing Cloud* bringen lassen konnte, selbst wenn die eigentliche Seebestattung heute nacht nicht möglich sein würde.

Ich bin der einzige, der weiß, welcher Sarg welcher ist, außer vielleicht dem Sergeant, und ich habe so ein Gefühl, daß er den Unterschied nicht bemerken wird. Keiner kann ihn bemerken, solange der Sarg nicht geöffnet wird. »Meinen Sie nicht, daß das Leben in Yokohama merkwürdiger ist als an anderen Orten, weil wir auf einem solchen Pulverfaß sitzen?«

»Es ist überall dasselbe. Genau dasselbe«, sagte Pallidar, der ihn

beobachtete, nachdenklich.

Jamie, Angélique und Skye standen am Erkerfenster im Büro des Tai-Pan. Regen prasselte gegen die Scheiben. Es ging auf Mittag zu. »Heute nacht wird es zu gefährlich sein.«

»Wir bekommen einen Sturm, Jamie?«

»Ja, Angélique. Wir werden nichts unternehmen können.«

»Wird die *Cloud* wie geplant heute abend auslaufen?«

»Ja. Kein Sturm kann sie aufhalten. Der Kutter ist nach Kanagawa gefahren, um den anderen Sarg abzuholen. Wollen Sie ihn noch immer an Bord der *Cloud* und nicht auf den Postdampfer bringen lassen?«

»Die Anordnung stammt von Sir William, nicht von mir«, erklärte sie entschieden. »Er will meinen Mann gegen seinen und meinen Wunsch wegschicken, so schnell wie möglich, sagt er, und am schnellsten ist der Clipper. Ein Sarg wird so reisen, wie er es wünscht, Jamie, unsere List... ich glaube, daß unsere List fair ist. Was den Sturm betrifft, er wird so schlimm nicht werden, morgen wird es besser sein. Wenn wir meinen Mann heute nacht nicht bestatten können, dann werden wir es morgen versuchen. Ober übermorgen.«

»Der Postdampfer wird morgen gegen Mittag auslaufen.«

»Könnten Sie ihn aufhalten, für den Fall, daß...?«

»Ich denke schon. Ich werde es versuchen.« Jamie dachte einen Augenblick nach. »Ich werde mit dem Kapitän reden. Was noch?«

Angélique lächelte traurig. »Zuerst müssen wir sehen, ob Dr. Hoag Erfolg hatte. Wenn nicht... vielleicht muß ich doch mit dem Clipper fahren.«

»Höchstwahrscheinlich wird Hoag mit dem Kutter zurückkommen, dann können wir entscheiden.« Ohne es zu glauben, fügte Jamie hinzu: »Irgendwie wird schon alles gut werden. Machen Sie

sich keine Sorgen.«

»Wie wär's, wenn wir Edward Gornt einweihen würden?« fragte sie.

»Nein«, sagte Jamie. »Wir drei und Hoag sind genug. Ich habe Kabinen auf dem Postdampfer bestellt, für Hoag, Sie und mich.«

Skye sagte: »Angélique, es wäre viel klüger, wenn Sie hierbleiben würden. Jeder hier weiß, daß Wee Willie die Entscheidung gegen Ihren Willen getroffen hat, und das nimmt Sie etwas aus der Schußlinie.«

»Wenn wir Malcolm nicht bestatten können, werde ich fahren. Ich muß bei seiner Bestattung anwesend sein, ich muß einfach.« Sie seufzte. »Wir sollten für unser Abenteuer einen Anführer haben. Das sollten Sie sein, Jamie.«

»Ich stimme zu«, sagte Skye. »Einstweilen warten wir auf Hoag.«

Jamie wollte etwas sagen, hielt inne, nickte dann und ging in sein eigenes Büro, wo ein dicker Stapel Post auf ihn wartete. Seufzend setzte er sich hin und begann mit der Arbeit, konnte sich aber nicht konzentrieren. Maureens Brief in der Schublade... Schließlich warf er den Federhalter hin, nahm den Brief heraus und las ihn noch einmal, was nicht nötig gewesen wäre, denn er hatte ihn bereits zwanzigmal gelesen.

Der Schlüsselsatz lautete: *Da ich keine Antwort auf meine glühenden Bitten und Gebete erhalten habe, Du mögest zurückkehren und zu Hause ein normales Leben aufnehmen, habe ich beschlossen, auf unseren Schöpfer zu vertrauen und mich nach Hongkong oder Japan zu wagen, wo immer Du gerade bist. Mein geliebter Vater hat uns das Geld vorgestreckt, er hat es sich gegen eine Hypothek auf unser Haus in Glasgow geliehen – bitte hinterlasse mir eine Nachricht bei Cook's in Hongkong, denn ich fahre morgen ab, in einer Kabine zweiter Klasse auf der Eastern Mail von Cunard...*

Der Brief war vor mehr als zweieinhalb Monaten geschrieben worden. Er stöhnte. Sie kann jeden Tag in Hongkong ankommen. Mein Brief ist zu spät eingetroffen. Was mache ich jetzt? Soll ich

mich verstecken? Nach Macao fliehen wie der alte Aristoteles Quance? Niemals. Es ist mein Leben, und ich habe keine Möglichkeit, eine Frau zu unterhalten, mir eine Frau zu wünschen ... Ich kann nicht einfach den selben Brief noch einmal schreiben und ihn hier überbringen lassen. Ich muß...

Ein Klopfen unterbrach seine Gedanken. »Ja?« rief er.

Zögernd streckte Vargas den Kopf durch die Tür. »Kann ich Sie einen Augenblick sprechen, Senhor?«

»Ja, was ist?« fragte Jamie.

Voll Abscheu sagte Vargas: »Da ist... ein Mann, der Sie sprechen möchte, ein Mr. Corniman – ich glaube, das war der Name, den er nannte.«

Der Name sagte Jamie nichts. Vargas öffnete die Tür einen Spalt weit. Der kleine, wieselähnliche Mann war seltsam gekleidet, teils europäisch, teils japanisch, trug Hemd, Hose und einen dick wattierten Mantel, ein Messer im Gürtel und abgetragene Stiefel. Er war glatt rasiert, und sein Haar war ordentlich zum Pferdeschwanz zusammengebunden. Jamie erkannte ihn nicht, aber hier waren Fremde oft nicht das, was sie zu sein schienen. Intuitiv sagte er: »Bitte, kommen Sie herein, nehmen Sie Platz.« Dann erinnerte er sich an den Postdampfer. »Vargas, bitten Sie Captain Biddy, einen Augenblick vorbeizukommen, ja? Er müßte im Club sein. Setzen Sie sich, Mr. Corniman – war das Ihr Name?«

»Haben Sie 'nen Grog, Kamerad?«

»Wer sind Sie, und was wünschen Sie?«

»Johnny Cornishman, erinnern Sie sich? Ich habe Sie mit dem Tai-Pan gesehen, ich und mein Kumpel Charlie Yank. Wir sind Prospektoren.«

»Prospektoren? Ach, ja, ich erinnere mich an Sie.« Jetzt sah der Mann sauber und ordentlich aus, damals war er ein behaarter, schmutziger, stinkender Strandläufer gewesen. Aber seine flinken kleinen Augen hatten sich nicht verändert. »Wir haben Ihnen ein

Angebot gemacht, aber Sie sind zu Brock's gegangen«, sagte er scharf. »Sie sind übergelaufen.«

»Ja, sind wir. Wir sind Geschäftsleute. Norbert gab uns mehr Moos, nicht? Vergessen Sie ihn, er ist tot. Wie wär's zuerst mit einem Grog, hm? Dann reden wir.«

Jamie verbarg sein Interesse. Ein Mann wie dieser kam nicht ohne schmutzige Hintergedanken. Er schloß sein Sideboard auf und schenkte einen halben Becher Rum ein. »Sind Sie fündig geworden?«

Der kleine Mann kippte die Hälfte des Glases herunter, schnappte nach Luft und entblöste seinen bis auf zwei krumme braune Zähne zahnlosen Kiefer, »Grog ist besser als Saké, bei Gott, aber macht nichts, die kleinen Mädchen gleichen den mangelnden Grog wieder aus.« Er rülpste und grinste. »Solange man badet. Jesus, die sind ganz verrückt nach Wasser und Bädern, aber wenn man gebadet hat, dann sind sie sehr eifrig und treiben's bis zum Geht-nicht-mehr!« Er lachte dröhnend über seinen Witz und sagte dann hart: »Wir haben erstklassige Dampferkohle, Kamerad, Tonnen, genug für unsere ganze Scheißflotte. Zum halben Hongkonger Preis pro Tonne.«

»Wo? Lieferbar wo?« sagte Jamie, dessen Miene sich aufhellte. Dampferkohle war überaus wertvoll und knapp, besonders für die Flotte, und ein lokaler Lieferant wäre ein Geschenk Gottes und eine ständige Einkommensquelle. Selbst zum doppelten Hongkonger Preis könnte er alles verkaufen, was er bekommen konnte, vom halben Preis ganz zu schweigen.

»Lieferbar wo?«

»Hier in Yokohama, Herrgott, aber Sie legen Sixpence pro Tonne für Johnny Cornishman auf die Bank.« Er kippte den Rum. »Sie zahlen in Gold oder Silber-Mex, und Sie zahlen an diesen Kerl.« Er reichte Jamie ein Stück Papier, auf dem stand: Dorf Yokohama, Shoya Ryoshi, Gyokoyama-Kaufmann. »Der Typ kennt sich aus,

mit allem, weiß, was zu tun ist, weiß Bescheid. Kennen Sie den Kerl?»

»Ja, er ist der Dorfvorsteher.«

»Gut. Mein Guv sagte, daß Sie ihn kennen.«

»Wer ist das, Ihr Guv?»

Cornishman grinste. »Der Herr Großwesir persönlich. Wir brauchen keine Namen. Nur Zeitverschwendung. Machen wir den Handel oder nicht?»

Nach einem Augenblick sagte Jamie: »Wo ist das Flöz?»

»Mein Fund gehört mir, Kamerad, nicht Ihnen.« Der kleine Mann lachte gehässig. »Es ist nicht weit, aber auf feindlichem Gebiet. Hören Sie, mein erstes Flöz ist offen, mit einem Berg von Kohle in der Nähe von tausend Schreihälsen, die graben und tragen, genug für zwanzig Flotten und zwanzig Jahre.«

»Wieso kommen Sie zu mir? Wieso bieten Sie mir den Handel an?»

»Verdammt, weil Norbert tot ist und Sie jetzt der verdammte King sind, denn der Tai-Pan ist auch tot. Yokopoko ist ganz schön gefährlich, was?« Cornishman hielt sein Glas hoch. »Hätt' gern noch einen Grog, wenn's recht ist, Mr. Allmächtig von Struan.«

Wieder schenkte Jamie ihm ein und setzte sich dann. Cornishman bemerkte, daß er nur halb soviel eingegossen hatte wie beim erstenmal, und grunzte. »Was soll das?»

»Wir zahlen ein Fünftel des Hongkong-Preises, abzüglich Zoll, lieferbar hier, erste Lieferung in dreißig Tagen. Keine Nebengeschäfte.«

Die Augen des kleinen Mannes huschten flink wie die einer Ratte im Raum umher. »Zölle zahlen Sie, Kamerad. Meine Nebengeschäfte bleiben, wie sie sind. Ich sag Ihnen was: Übermorgen schicken Sie einen Kohlenkahn in die Nähe von Edo, wohin ich Ihnen sage. Übermorgen. Wir füllen ihn, Sie zahlen ein Fünftel, wenn er voll ist, und bringen ihn hier nach Yokohama. Den Rest zahlen Sie diesem Opa da, der auf dem Papier steht. Und Sixpence pro Tonne

auf meinen Namen auf die Bank, Johnny Cornishman. Fairer geht's nicht, was? Sie kriegen die Kohle, bevor Sie zahlen, und das zum halben Hongkonger Preis.«

»Insgesamt ein Fünftel vom Hongkong-Preis.«

Das Gesicht des kleinen Mannes verzog sich wütend. »Zum Hongkonger Preis machen Sie einen dicken Profit, Herrgott, die Kohle ist hier, nicht in Scheißhongkong. Sie sparen Transport, Versicherung und Gott weiß was – wir sind keine verdammten Waldmenschen, das ist ein tolles Geschäft!«

Jamie lachte. »Ich sag Ihnen was: Für den ersten Kahn zahle ich ein Drittel des Hongkong-Preises. Wenn die Qualität so ist, wie Sie sagen, und Sie die Lieferung eines Kahns pro Woche oder der Ihnen möglichen Menge garantieren, erhöhe ich im Laufe des Jahres auf die Hälfte des Hongkong-Preises minus fünfzehn Prozent. Threepence pro Tonne werden für Sie beiseite gelegt. Was ist mit Ihrem Partner, wie hieß er noch, Charlie Yank?«

»Sixpence oder gar nichts.« Wieder sah er sich flink im Raum um und schaute ihn dann mit glitzernden Augen an. »Er ist tot wie Ihr Tai-Pan, aber er hatte nicht das Glück, so fein zu sterben wie er.«

»Hüten Sie Ihre Zunge, wenn Sie von unserem Tai-Pan reden.«

»Machen Sie sich nicht ins Hemd, Kamerad. Das war keine Respektlosigkeit, wir würden alle gern im Bett einer hübschen Kleinen auf Gevatter Tod treffen.« Er trank sein Glas leer und stand auf. »In zwei Tagen, zwölf Uhr. Beladen wird hier.« Er reichte Jamie eine kleine, handgezeichnete Landkarte. Das X befand sich an der Küste ein paar Meilen von Kanagawa, südlich der eigentlichen Stadt Edo. »Sie bringen die Tender, wir steuern die Arbeitskraft bei.«

»In zwei Tagen geht es nicht, das ist ein Sonntag. Machen wir's am Montag.«

»türlich, der Tag des Herrn ist der Tag des Herrn. Also in drei Tagen.«



Jamie studierte die Karte. Ein ungeschützter Kohlenkahn mit Tendern und Mannschaft könnte ein verlockendes Angriffsziel sein. »Der Kahn wird der Navy gehören, und die Kohle ist für sie, daher nehme ich an, daß sie eine Fregatte mitschicken werden, die vor der Küste liegen wird.«

»Meinetwegen können Sie die ganze Scheißflotte mitschicken.« Cornishman versuchte, würdevoll zu erscheinen. »Ich habe einen Mordsfund gemacht, und wir sind fein raus, bei Gott, sehr fein.«

»Freut mich, das zu hören.«

»Also Sixpence oder gar nichts!«

»Fourpence.«

Cornishman spie aus. »Sixpence, bei Gott, ich kenne den Wert der Kohle und ihren Wert für die Scheißflotte und was Sie daran verdienen können. Vielleicht mach ich den Handel direkt.«

»Das könnten Sie versuchen«, sagte Jamie und riskierte das Spiel. »Ich sage Ihnen, Fourpence für die ersten zehn Kähne, Sixpence für den Rest.«

Der kleine Mann sah ihn finster an. »Jetzt weiß ich, wieso ihr das verdammte Noble House seid.« Er streckte die rauhe, schwielige Hand aus. »Ihr Wort als Vertreter von Struan.« Sie schüttelten sich die Hand. Dann sagte Cornishman: »Ach, übrigens, haben Sie Quecksilber?«

Jamie war sofort wieder aufmerksam. Quecksilber benutzte man zur Gewinnung von Gold. »Ja. Wieviel brauchen Sie?«

»Zunächst nicht viel. Setzen Sie's auf die Rechnung?«

»In Ordnung. Wohnen Sie im Yokohama Arms?«

»Verdammt unwahrscheinlich – Drunk Town ist nichts mehr für mich«, sagte Cornishman schnaubend. »Ich mach mich gleich auf den Rückweg, und Sie halten die Lieferung geheim, den Handel geheim, keine Namen – ich will nicht, daß irgendwelche Scheißhinterwäldler in meinen Claim einbrechen.« Er schickte sich zum Gehen an.

»Warten Sie! Wie kann ich mich mit Ihnen in Verbindung setzen?«

»Ich gehe auf meinen Claim zurück, Kamerad.« Wieder entblößte er mit böartigem Lächeln sein Zahnfleisch. »Meine Samurais und Sänften sind draußen vor dem Nordtor, ich lasse mich kaum sehen. Wenn ich das nächste Mal wiederkomme, komme ich als Herr. Nichts mehr mit Scheiß-Drunk-Town. Und Sie nehmen keine Verbindung mehr mit mir auf, wenden Sie sich an den Opa. Ich bin jetzt ein angesehener Händler, vergessen Sie das nicht. Geben Sie dem Kahn das Quecksilber mit.« Damit ging er hinaus.

Gedankenverloren starrte Jamie die Wände an. Ein zuverlässiger Kohlenlieferant wäre wunderbar, aber damit wird es wohl ein Ende haben, wenn die Flotte Edo dem Erdboden gleichmacht. Und wie-so Quecksilber? Hat der schmutzige Kerl wirklich etwas gefunden? Und wer ist der eigentliche Chef? Wenn ich so darüber nachdenke – wer ist denn meiner?

Tess, bis zum Ende des Monats. Wieviel Loyalität bin ich ihr schuldig? Rückhaltlose Loyalität. Bis zum Ende des Monats.

Regen prasselte gegen das Fenster. Er stand auf und schaute auf die Bucht hinaus. Das Meer war von einem schmutzigeren Grau als zuvor, und die Wolken am Himmel hingen tief. Zweifellos wäre der Sturm schlimm für den Kutter, aber nicht für ein Schiff. Ah, da ist er ja!

Ein paar hundert Meter von ihrer Pier entfernt pflügte der Kutter vorsichtig durch die Wellen; er nahm zwar etwas Wasser auf, aber nicht sehr viel. Die Bugwelle versprühte eine Menge Gischt, und die Flagge von Struan's stand auf halbmast – wie die Flagge auf ihrem Gebäude seit dem Tod des Tai-Pan. Sein Fernglas lag auf der Fensterbank. Jetzt konnte er Hoag und Pallidar in der Kajüte deutlich sehen. Der mit einer Flagge bedeckte Sarg war, wie er es angeordnet hatte, sicher auf einer der Bänke festgezurr. Es gab ihm einen Stich, Löwe und Drache ineinander verschlungen um Mal-

colms Sarg zu sehen – ein Anblick, mit dem er niemals gerechnet hatte. Dann fiel ihm ein, daß es ja nicht der Sarg seines Freundes war, sondern der eines unbekannten Eingeborenen; zumindest hoffte er das.

»Vargas, nehmen Sie diesen Packen Post, kopieren und versiegeln Sie ihn – mit dem Rest werde ich mich heute nachmittag befassen. Ich komme später zurück.«

»Captain Biddy war nicht im Club, aber man erwartete ihn, Senator. Ich hab eine Nachricht hinterlassen.«

»Danke.« Ohne Eile legte er Mantel und Hut an und ging hinaus, stemmte sich gegen Wind und Regen. Er war nahezu allein in der High Street. Am Nordtor war Cornishman nirgends zu sehen. Einige Samurai-Wachen hatten sich in den Windschatten ihres Zollhauses zurückgezogen. Ein paar Händler waren auf dem Weg zum Club. Einige winkten. Einer von ihnen blieb stehen und urinierte in den Rinnstein. Unter dem trüben Himmel wirkte der Süden Drunk Towns noch abstoßender. Das ist kein Ort für eine Frau, dachte er.

»Ahoi, Jamie!« rief Hoag vom Kutter herüber.

»Hallo, Doc, hallo, Settry.« Sie kletterten auf die rohen, geteerten Planken. Sosehr der vierschrötige Mann sich auch bemühte, unbekümmert zu wirken, ein Blick auf Hoag reichte, und er wußte, daß der Austausch erfolgreich verlaufen war. Also sitzen wir drin, dachte Jamie. Pallidar hatte einen Hustenanfall. »Settry, Sie sollten das auskurieren lassen, bevor was Schlimmeres daraus wird.«

»Ist es schon«, sagte Pallidar säuerlich. »Dieser sogenannte Arzt hat mir einen Trank gegeben, der mich noch umbringen wird. Doc«, sagte er und hustete wieder, »wenn und falls das passiert, dann zur Hölle mit Ihnen.«

Hoag lachte. »Ein doppelter Grog, und Sie sind morgen wieder putzmunter. Jamie, ist alles in Ordnung?«

»Ja.«

Pallidar sagte: »Ich gebe die Verantwortung für den Sarg an Sie weiter, Jamie. Wird er sofort an Bord der *Cloud* gebracht?«

»In etwa einer halben Stunde. Angélique wollte... wollte Lebewohl sagen. Reverend Tweet wird auch noch ein paar Worte sprechen.«

»Also fährt sie endgültig nicht mit dem Clipper?«

»Ich weiß es nicht, Settry, ich bin mir nicht sicher. Zuletzt habe ich gehört, sie werde mit dem Postdampfer fahren, aber Sie wissen ja, wie Frauen sind.«

»Machen Sie ihr keinen Vorwurf. Mir wäre es auch unheimlich, an Bord des Clippers zurückzugehen.« Pallidar schneuzte sich die Nase und hüllte sich fester in seinen Mantel. »Wenn Sie wollen, kann ich Sir William veranlassen, den Sarg mit dem Postdampfer zu schicken; dann würden sie zusammen ankommen.«

»Nein«, sagte Hoag, zu schnell für Jamie, und fügte dann rasch hinzu: »Nein, Settry, alter Junge, das würde ich nicht empfehlen, aus medizinischer Sicht. Am besten läßt man alles, wie es ist, und der Sarg bleibt auf der *Prancing Cloud*. Angélique ist im Augenblick wohlauf, aber ein plötzlicher Schock könnte sie wieder in einen Alptraum versinken lassen. Am besten fährt sie mit dem Postdampfer und der Sarg mit dem Clipper.«

»Wie Sie wollen. Jamie, ich werde Sir William empfehlen, daß wir Kanagawa sofort schließen. Deshalb bin ich zurückgekommen.«

»Allmächtiger Gott, warum?«

Pallidar erzählte ihm von den Patrouillen und den zahlreichen Samurai in der Umgebung. »Keine Sorge. Wir können Sie alle in die Hölle pusten. Macht es Ihnen was aus, wenn der Kutter mich zurückbringt? Das würde mir Zeit sparen.«

»Warum fahren Sie nicht mit zur *Prancing Cloud*? Danach kann er Sie direkt hinbringen. Übernachten Sie in Kanagawa?«

»Nein, ich habe genug gesehen und muß nur meine Leute holen«, sagte Pallidar zu ihrer Erleichterung. »Die Angestellten und die Wachen können in den nächsten paar Tagen alles evakuieren.

Bis später.«

Als er gerade außer Hörweite war, sagte Hoag: »Es hat perfekt geklappt, Jamie.«

»Um Himmels willen, nicht jetzt.« Trotz der Kälte und Nässe schwitzte Jamie. Sie kehrten zur High Street und in den Windschatten eines Gebäudes zurück, wo sie vor fremden Ohren sicher waren. »Was ist passiert?«

»Es hat funktioniert wie ein Zauber. Sobald heute morgen der Kutter eintraf, gingen wir zur Leichenhalle, und...«

»Wer ist ›wir‹?«

»Settry, Sergeant Towery, der Bootsmann und zwei Crewmitglieder. Wir legten die Flagge um den Sarg und befestigten sie, und dann trugen sie ihn an Bord des Kutters. Der andere erwartet uns heute nacht oder wann immer – angeblich wartet er auf eine Feuerbestattung.« Hoag spähte in Richtung Meer. »Heute nacht haben wir keine Chance, was?«

»Nein. Aber ich glaube, gegen Morgen wird sich der Sturm gelegt haben.«

»Gut.« Hoag rieb sich die Hände gegen die Kälte. »Alles lief wie im Traum. Ein kleines Problem, der Eingeborene war winzig, nur Haut und Knochen, also habe ich seinen Sarg mit Erde vollgepackt, um den Gewichtsunterschied auszugleichen.«

»Allmächtiger Gott, natürlich! Daran hatte ich gar nicht gedacht. Das war schlau.«

»Ich habe es gestern nacht gemacht, ohne Schwierigkeiten – keiner hat was gesagt, als sie den Sarg an Bord des Kutters brachten, kein Sterbenswörtchen.«

»Mein Gott, das ist alles so riskant«, stöhnte Jamie voll Unbehagen. »Wie kriegen wir den anderen Sarg aus der Gesandtschaft raus, heimlich, bei all den Angestellten und Soldaten dort?«

»Darum hab ich mich schon gekümmert.« Hoag kicherte. »Ich hab unseren japanischen Helfern gesagt, sie sollten ihn in den

Schuppen an unserem Landungssteg in Kanagawa bringen, das ist nicht weit vom Krematorium entfernt. Das können sie machen, ohne Verdacht zu erregen. George sagte mir, er bringt dort Särge und Leichen unter, wenn er zu viele hat. Das ist Routine.«

»Großartig! Wie weit ist es von der Pier entfernt?«

»Fünfundzwanzig Meter oder so. Zu dritt können wir ihn leicht tragen, und wir haben ja den Bootsmann, nicht?«

»Ja. Das haben Sie verdammt gut gemacht. Verdammt gut.« Jamie blinzelte in den Regen. »Ein Jammer, daß wir es nicht heute nacht erledigen können, um die Sache zu Ende zu bringen.«

»Machen Sie sich nichts draus. Morgen wird auch reichen.« Hoag war sehr zuversichtlich und erfreut über Jamies Lob. Unnötig zu erzählen, daß er gesehen worden war und mit Pallidar gesprochen hatte. Heute morgen hatten sie zusammen gefrühstückt, und als er sagte: »Settry, was gestern nacht betrifft...«, hatte Pallidar ihn unterbrochen: »Vergessen Sie's, vergessen Sie's einfach, Doktor, das wäre am besten für Sie.«

Es ist am besten, dachte er und strahlte. Vergessen wir, daß es passiert ist. »Sollen wir nicht Angélique holen? Wie geht es ihr?«

Eine Stunde später versammelten sie sich erneut neben dem Kutter. Der Regen war heftiger und der Wind böig. Ein Teil der Pier wurde von Gischt übersprüht. Der Kutter, gut vertäut, hob und senkte sich mit den Wellen, und die Trossen knarzten. Angélique trug einen schwarzen Regenmantel über dem schwarz gefärbten Kleid, einen schwarzen Hut mit schwarzem Schleier und einen Regenschirm, der himmelblau war. Ein verblüffender Kontrast.

Um sie herum standen Jamie, Skye, Dimitri, Tyrer, Sir William und andere Gesandte, Kapitän Strongbow, Gornt, Marlowe, Pallidar, Vargas, André, Seratard, Reverend Tweet und viele andere, gegen den Regen zusammengedrängt. Pater Leo hielt sich mit trüber

Miene im Hintergrund, hatte die Hände in die Ärmel gesteckt und spähte unter seiner Kapuze hervor. Jamie hatte Tweet gebeten, einen Segen zu sprechen. »Es wäre eigenartig, wenn wir das nicht täten, Angélique. Ich werde dafür sorgen, daß es keinen richtigen Gottesdienst oder Reden gibt, das wäre nicht korrekt, nur einen Segen.«

Das unfreundliche Wetter trug dazu bei, daß der Segen kurz ausfiel. Als Tweet geendet hatte, schauten alle verlegen Angélique an. Möwen kreischten über ihnen. Schließlich sagte Sir William: »Noch einmal, Madam, mein tiefstes Mitgefühl.«

»Danke.« Sie hielt sich sehr gerade. Regen tropfte von ihrem Schirm. »Ich protestiere dagegen, daß mir nicht gestattet wird, meinen Ehemann so zu bestatten, wie er und ich dies wünschten.«

»Ihr Protest wird zur Kenntnis genommen, Madam.« Sir William lüftete den Hut. Die übrigen Anwesenden zogen an Angélique vorbei, sprachen ihr Beileid aus und nahmen den Hut ab oder salutierten, wenn sie in Uniform waren. Strongbow salutierte und bestieg den Kutter, Pallidar folgte ihm an Bord, während Marlowe, noch immer aufgewühlt, vor Angélique stehenblieb. »Es tut mir so schrecklich leid«, sagte er, salutierte und entfernte sich.

Pater Leo kam als letzter. Düster schlug er das Zeichen des Kreuzes und sprach die lateinischen Worte, wobei sein Gesicht größtenteils verdeckt war.

»Aber er ist nicht katholisch, Pater«, sagte sie sanft.

»Ich glaube, in seinem Herzen war er einer von uns, Senhora.« Pater Leos Akzent wurde durch den Kummer und die im Gebet verbrachte Nacht noch verstärkt. Er hatte Gott gefragt, was er tun sollte, ob er hingehen sollte oder nicht. »Er hätte das Licht gesehen. Sie hätten ihm geholfen, dessen bin ich sicher. *In nomine patris...*«

Unglücklich trottete er davon. Nun standen nur noch Jamie, Hoag und Skye bei ihr auf der Pier. »Was nun, Jamie?« fragte sie,

und tiefe Melancholie überkam sie.

»Wir warten noch eine Minute«, sagte er.

Wie die anderen hatte er das Gefühl, an einem Betrug beteiligt zu sein, gleichzeitig aber war er tiefbewegt. Ich helfe damit nur einem Freund, sagte er sich immer wieder. Du hast versprochen, ihn und sie zu behüten. Genau das tust du. Ja, aber es ist Betrug, und ich hasse es. Vergiß das, du bist der Anführer, nun benimm dich auch so. »Kapitän Strongbow, legen Sie ab!«

»Aye aye, Sir, danke.« Der Kutter legte ab, tauchte in die Wellentäler und nahm dann Geschwindigkeit auf. Möwen kreischten in seinem Kielwasser. Alle blickten ihm nach.

»Das ist so ein seltsames Gefühl«, murmelte Angélique und weinte still vor sich hin. »Und auch wieder nicht. Wir haben doch recht, oder nicht? Haben wir recht?«

Wieder traf Jamie die Entscheidung für sie alle. »Ja«, sagte er, nahm ihren Arm und begleitete sie nach Hause.

Kurz vor Einbruch der Dämmerung klopfte Vargas an die Bürotür des Tai-Pan. »Mr. Gornt möchte Sie sprechen, Senhora. M'sieur André hat eine Nachricht hinterlassen; M'sieur Seratard würde sich geehrt fühlen, wenn Sie mit ihm dinieren würden.«

»Sagen Sie nein, vielleicht morgen. Hallo, Edward. Kommen Sie herein.« Wieder saß sie in einem Lehnstuhl an den Fenstern, der Tag war dunkel und regnerisch. Auf Eis stand eine geöffnete Flasche Weißwein bereit, daneben ein umgedrehtes Glas. »Bitte, bedienen Sie sich. Gehen Sie jetzt an Bord?«

»Ja, der Tender ist bereit. Auf Ihr Wohl, Ma'am.«

»Und auf Ihres. Sind Sie der einzige Passagier?«

»Ich weiß es nicht.« Er zögerte. »Sie sehen wunderbar aus. Ma'am.«

»Es tut mir leid, daß Sie abreisen. Vielleicht wird alles besser sein,



wenn Sie zurückkommen«, sagte sie. Sie mochte ihn noch immer.  
»Werden Sie wiederkommen oder zuerst nach Shanghai gehen?«

»Das werde ich wohl erst wissen, wenn ich in Hongkong bin. Wo werden Sie sich aufhalten? Im Großen Haus der Struans auf dem Peak?«

»Ich habe mich noch nicht einmal endgültig entschieden, ob ich überhaupt reisen werde.«

»Aber... Sie werden nicht an der Beerdigung teilnehmen?« fragte er verwirrt.

»Ich werde mich morgen entscheiden«, sagte sie, da sie ihn im Ungewissen lassen wollte, ihn und alle anderen, sogar Jamie. »Mr. Skye rät mir dringend, ich soll hier bleiben, und ich fühle mich nicht wohl.« Sie zuckte die Achseln. »Ich werde morgen entscheiden, ich habe eine Kabine reservieren lassen. Ich wünsche mir verzweifelt, bei ihm zu sein, ich muß bei ihm sein, und doch, wenn er nicht so bestattet wird, wie er es sich wünschte und ich es mir wünsche, dann... dann habe ich versagt.«

»Sie haben ihn nicht im Stich gelassen, Ma'am. Alle wissen das.«

»Und Sie werden mich nicht im Stich lassen, Edward, nicht wahr? Sie werden ihr meinen Brief überbringen und alles so machen, wie wir es besprochen haben?«

»Ja. Versprochen ist versprochen. Ehrensache, Ma'am.« Er sah sie offen an.

»Und ich habe auch etwas versprochen, nicht wahr? Ewige Freundschaft.«

Die Art, wie sie die beiden Worte aussprach, war ein Versprechen und kein Versprechen. Er wurde beim besten Willen nicht mehr so schlau aus ihr wie früher. Noch vor drei Tagen hätte er gewußt, wie weit ihn dieses Versprechen bringen würde. Nun war da eine Barriere. Er war froh. Wenn für mich eine Barriere besteht, dachte er, dann besteht sie für jeden Mann. Sechs Monate sind trotzdem keine lange Wartezeit.

Vielleicht wird sie also nicht in Hongkong sein. Inwieweit betrifft das mich? »Meine Pläne hängen von Tess Struan ab.« Er hätte Angélique zu gern von seinem wahren Plan erzählt, aber er war viel zu klug, um auch nur indirekt darauf hinzuweisen. »Ich hoffe, daß sie nach der Information handelt, die ich ihr geben werde. Das wird mindestens einen Monat dauern. Wenn sie es wünscht, werde ich den Monat abwarten und helfen, sie wird Hilfe brauchen. Alles hängt von ihr ab. Wenn Sie mit dem Postdampfer nachkommen, können wir in Hongkong weiterreden. Wenn nicht, darf ich Ihnen dann schreiben?«

»Natürlich, ja, bitte. Das würde mich freuen. Mit jeder Post. Ich verspreche Ihnen, daß ich Sie über meine Pläne auf dem laufenden halten werde.« Sie öffnete die Schublade und nahm einen Umschlag heraus. Er war an Mrs. Tess Struan adressiert und unversiegelt. »Sie können ihn lesen.«

»Danke, Ma'am, aber das ist nicht notwendig.«

Angélique nahm den Umschlag zurück, versiegelte ihn aber nicht, sondern schob nur die Klappe ins Kuvert. »Das erspart Ihnen die Mühe, ihn über Dampf zu öffnen, Edward.«

Er lachte. »Wieso sind Sie so sicher, daß ich das tun würde?«

»Ich würde es tun. Die Versuchung wäre zu groß. Bitte versiegeln Sie den Brief, bevor Sie ihn ihr geben.«

Er nickte. »Sie haben einmal gesagt, Sie wüßten jetzt, warum Ihr Mann mich mochte, warum ich ein gefährlicher Feind und ein noch gefährlicherer Freund wäre. Vielleicht gilt das auch für Sie, Angélique.«

»Vielleicht«, sagte sie schlicht. »Ich ertaste mir meinen Weg in dieser neuen Welt, Edward. Er ist voller Schwierigkeiten und Treibsand. Aber Sie werden feststellen, daß ich sehr zuverlässig bin, wenn ich einmal mein Wort gegeben habe, und das habe ich getan. Vergessen Sie nicht, daß ich Französin bin.« Ein kleines Lächeln. »Lesen Sie ihn.«

Der Brief lautete:

*Sehr geehrte Mrs. Struan, inzwischen werden Sie die schreckliche Nachricht über Malcolm erfahren haben – es tut mir leid, daß ich sie Ihnen nicht persönlich überbringen kann, aber Dr. Hoag hat mir geraten, weder mit der Prancing Cloud noch mit dem Postdampfer zu reisen.*

*Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie aufgelöst ich bin und war. Lassen Sie mich Ihnen nur mitteilen, daß ich ihn von ganzem Herzen liebte und mein Bestes zu tun versuchte, solange er noch, lebte, und nach seinem Tod verzweifelt versucht habe, ihn so zu bestatten, wie er es wünschte, nämlich auf See wie sein angebeteter Großvater. Dies aber wurde mir untersagt. Bitte, ich flehe Sie an, bitte tun Sie für ihn, was ich nicht tun konnte.*

*Eine weitere Pflicht aber konnte ich erfüllen. Der Überbringer dieses Briefes war der Freund Ihres Sohnes. Er bringt Informationen von großer Bedeutung – er hatte Malcolm versprochen, sie ihm an dem Tag zu geben, an dem er starb, und er, Malcolm, wollte sie Ihnen mit der Prancing Cloud schnellstens zukommen lassen: die Mittel, Ihre ewigen Feinde Tyler und Morgan Brock zu vernichten. Mr. Gornt hat mir geschworen, er werde Ihnen alle Einzelheiten mitteilen. Ich bitte Sie zu handeln, wenn es sich so verhält, wie er sagt. Der erfolgreiche Abschluß dieser Fehde und Ihre Befreiung von dieser Qual sind, wie ich nur zu gut weiß, das Epitaph, das Malcolm sich gewünscht hätte.*

Sie hatte den Brief datiert und mit Angélique Struan, Yokohama, unterschrieben. Es gab ein Postskriptum: *Seltsam, nicht wahr, daß wir, die wir so viel gemeinsam haben – auch ich hasse meinen Vater, er hat ebenfalls versucht, mich zu vernichten –, einander unnötigerweise so fern stehen.*

Nachdenklich versiegelte Edward Gornt den Umschlag. Er steckte ihn in die Tasche und hob sein Glas. »Ein langes Leben! Sie

sind eine bemerkenswerte Frau, bemerkenswert.«

»Wieso das?«

»Sie verlangen nichts und geben alles«, sagte er mit echter Bewunderung und fügte nicht hinzu: Und Sie erwähnen die dreißig Tage nicht, obwohl Ihnen als Frau das am wichtigsten sein wird – denn falls Sie sein Kind tragen, gehört Ihnen der größte Teil von Struan's, ob es sich um eine Tochter oder einen Sohn handelt, obwohl ein Sohn perfekt wäre! Und selbst wenn Sie nicht schwanger sein sollten, eine unbescheidene Forderung an die Struans ist ebenso perfekt und unangreifbar. In beiden Fällen werden Sie mich dennoch heiraten! »Sie sind eine großartige Frau«, sagte er ruhig. »Ich hoffe, daß es mir gestattet sein wird, eine immerwährende Freundschaft mit Ihnen zu teilen.«

Er stand auf, küßte ihre Hand und ging.

Als sie wieder allein war, nickte sie zufrieden vor sich hin. Dann goß sie sich etwas Wein in sein Glas – andere Gläser standen in Reichweite, aber sie wählte absichtlich seins und trank mit besonderer Freude daraus. Dann hob sie das Glas grimmig in Richtung Meer: »Gute Fahrt, *Prancing Cloud*.« Noch ein Schluck. Und sie lächelte.

»Phillip!«

»Ja, Sir William?«

»Hier nehmen Sie die! Sind unsere restlichen Depeschen fertig?«

»Ja, Sir. Ich habe zusätzliche Kopien von beiden Untersuchungen, den Todesurkunden und so weiter angefertigt. Ich hole noch Ihre private und vertrauliche Post an den Gouverneur aus dem Tresor, dann ist die Sendung komplett. Am besten bringe ich sie persönlich an Bord der *Cloud*.«

»Ja, machen Sie das. Ich habe noch einen Brief zu schreiben. Geben Sie mir ein paar Minuten Zeit.« Müde von den Ereignissen der

letzten Tage und dem nagenden Bewußtsein, wie verwundbar Yokohama war, schüttelte Sir William sein Kopfweh ab, dachte einen Augenblick nach, vergewisserte sich, daß die Feder sauber war, wählte seinen offiziellen Briefkopf und schrieb entschlossen:

*Verehrte Mrs. Struan,*

*aus besonderen formellen und persönlichen Gründen schicke ich Ihnen dies per Sonderdepesche mit der Prancing Cloud.*

*Zunächst möchte ich Ihnen mein tiefstes Beileid zum unglücklichen Hinscheiden Ihres Sohnes ausdrücken, den ich zu meinen Freunden zählte. Die Umstände und Fakten seiner Eheschließung und seines Todes wurden bei einer offiziellen Untersuchung durch eidesstattliche Aussagen festgestellt; eine Kopie dieser Feststellungen lege ich bei.*

*Nach meiner Überzeugung ist die Trauung auf See legal – ich habe den Kronanwalt um eine formelle Stellungnahme gebeten.*

*Nach meiner Überzeugung hatte Mrs. Angélique Struan nicht das geringste mit dem Tod ihres Gatten zu tun und war in keiner Weise verantwortlich – eine Tatsache, die durch die medizinischen Gutachten der Doctores Hoag und Babcott, die Sie zweifellos empfangen werden, bestätigt wurde (sie liegen den Untersuchungsdokumenten bei).*

*Nach meiner Überzeugung starb Ihr Sohn infolge von Wunden, die er bei dem unprovokierten Angriff auf der Tokaidō erlitt, und wurde tatsächlich damals ermordet. Der König oder Daimyo, der diese Angriffe befohlen hatte, wurde noch nicht der Gerechtigkeit zugeführt. Ich versichere Ihnen, daß dies geschehen wird.*

*Nach meiner Überzeugung und persönlichen Beobachtung war Ihr Sohn bis zur Besessenheit in M'selle Richaud verliebt und drängte sie in jeder nur möglichen Weise zur Heirat. Sie erwiderte seine Zuneigung auf damenhafte Weise. Sie ist eine tapfere junge Frau; alle gegenteiligen Aussagen sind von Schurken verbreitete Lügen.*

*Nach meiner Überzeugung schließlich wünschte Ihr Sohn, wie sein Großvater auf See bestattet zu werden. Seine...*

Sir William zögerte einen Augenblick, wählte seine Worte vorsichtig. Erst formulierte er seinen Gedanken, dann schrieb er in seiner festen, energischen Schrift:

*Seine Witwe bat eindringlich darum, diese Bestattung hier vorzunehmen, da sie ihm seinen Wunsch erfüllen wollte (wir haben bisher noch kein Testament und kein diesbezügliches formelles Schreiben gefunden), doch ich bin der Überzeugung, daß dies tatsächlich sein Wunsch war. Ich erfüllte die Bitte seiner Witwe nicht und entschied, daß seine sterblichen Überreste zu Ihnen nach Hongkong geschickt werden.*

Wieder zögerte er, da sich verschiedene Variationen anboten, und schrieb dann:

*Ich empfehle dringend, diesem Wunsch stattzugeben. Ich verbleibe, Madam, mit vorzüglicher Hochachtung...*

Er dachte einen Augenblick nach, ging dann zu seinem Sideboard, schenkte sich einen Brandy ein, trank und setzte sich wieder hin. Nun las er sorgfältig den Brief. Zweimal.

Er nahm einige Umstellungen und Veränderungen vor und schrieb den Brief noch einmal ab. Er unterzeichnete ihn mit: Gesandter Ihrer Britischen Majestät in Japan. Dann las er ihn erneut. Nun war er zufrieden. Die wichtigsten Veränderungen waren folgende: Nach *Sie ist eine tapfere junge Frau* hatte er *alle gegenteiligen Aussagen sind von Schurken verbreitete Lügen* gestrichen, da dies die Frage herausforderte: »Was für Lügen?« Statt dessen hatte er geschrieben: *Ich empfehle sie dringend Ihrem Wohlwollen.* Nach *auf See bestattet zu werden* strich er *wie sein Großvater*, da er nicht wußte, ob diese Behauptung stimmte.

»Viel besser«, sagte er laut. »Nimmt der Sache den Stachel.« Statt dessen empfehle ich sie ihrem Wohlwollen, dachte er, obwohl Gott

allein weiß, was diese beiden einander am Ende antun werden. Noch vor einer Woche hätte ich gewettet, daß sie sich keine Konkurrenz machen, inzwischen aber bin ich da nicht mehr so sicher.

Dankbar öffnete er das Tagebuch auf seinem Schreibtisch und fügte den Namen Tess Struan der heutigen Liste von Briefen an, die mit der *Prancing Cloud* abgeschickt wurden. Ein Eintrag von Donnerstag, dem zwölften, sprang ihm ins Auge: »Malcolm Struan ließ sich mit Ketterers stillschweigender Duldung an Bord der *Pearl* mit Angélique Richaud trauen.« Der Eintrag war russisch geschrieben wie das ganze Tagebuch – eine lebenslängliche Gewohnheit, auf der seine russische Mutter bestanden hatte –, damit es den meisten neugierigen Augen verschlossen war und auch, um seine Geläufigkeit in dieser Sprache zu bewahren. Dabei fiel ihm etwas ein. Seine Finger öffneten das neue Tagebuch für 1863; er schrieb unter den elften Januar ein Fragezeichen und fügte die Notiz hinzu: *Jetzt ungefähr sollten wir wissen, ob A schwanger ist oder nicht*. Ein Kind von Malcolm würde ihr Leben beträchtlich vereinfachen, dachte er ernst und besorgt.

Er hatte beschlossen, für Angélique zu tun, was er konnte, weil sie sich gestern und auch heute auf der Pier so würdig verhalten hatte, wegen des Vergnügens, das sie ihm mit all dem Tanzen und Lachen und der Leichtigkeit geschenkt hatte, die sie nach Yokohama gebracht hatte, und weil sie Französin war, mit all der persönlichen Würde, die französischen Frauen wie keinen anderen eigen ist.

Er lächelte. Tatsächlich, Angélique, du bist Französin. Und wir sind Briten und keine Narren – und deshalb regieren wir die Erde und nicht die Franzosen. »Phillip!«

Seratard und André standen am Fenster. Die *Prancing Cloud* verließ unter vollen Segeln und achterlichem Wind den Hafen. Auch viele andere beobachteten sie, beneideten sie, wünschten sich, ein sol-

ches Schiff zu besitzen oder zu befehligen. Viele machten sich Gedanken über ihre Fracht und über die Briefe, die sie an Bord genommen hatte.

»Wird der Botschafter zustimmen, Henri?« erkundigte sich André.

»Ja. Er ist mir so manchen Gefallen schuldig, unser Wirken hier wird von Tag zu Tag effektiver, und Yoshis Besuch ist fest vereinbart, nicht wahr?«

»Das hat man mir versichert«, sagte André, dessen Kehle plötzlich trocken war. Raiko hatte geschworen, er könne darauf zählen, die geheimen Schlachtpläne, die er an sie weitergegeben hatte, seien bereits in den Köpfen verlässlicher Vermittler in Edo zur Verhandlung und Belohnung. »Zuerst muß Yoshi zurückkommen, Henri, dann können wir eine Verabredung treffen. Man hat mir versprochen, daß er an Bord des Flaggschiffs kommen wird. Heute abend habe ich eine Verabredung, und die Anzahlung wird die Sache perfekt machen.«

»Bezüglich der Vorauszahlung habe ich meine Meinung geändert. Am besten ist es...« Seratard hob die Stimme, als André protestieren wollte, »am besten ist es, wenn wir warten. Ich habe beschlossen, daß wir lieber warten!« Er setzte sich an den Schreibtisch und winkte André, sich ihm gegenüber zu setzen, nicht ärgerlich, aber mit einer Festigkeit, die keinen Widerspruch zuließ. »Sobald ich sicher weiß, daß er zurück ist, können Sie diese... diese Zwischenträger bezahlen.«

»Aber ich habe ihnen heute abend Geld versprochen, und Sie waren einverstanden.«

»Dann erklären Sie eben, daß ich ihnen nicht traue«, antwortete Seratard mit eisigem Lächeln. »Sie sollen sich erst beweisen. Ich sagte eben, der Botschafter wird sie zu einem Mündel des Staates machen, André, und damit wird sie Teil unserer Staatspolitik, nicht wahr?«

Heute abend haßte André Seratard, haßte ihn, weil er gefährlich



und hinterhältig war und zuviel wußte, sich an zuviel erinnerte. Heute morgen beim Frühstück hatte Seratard ihn angestarrt. »Was ist, Henri?«

»Nichts, da ist ein Fleck an Ihrem Hals, der vorher nicht da war, und ich habe mich gefragt, ob... Wie geht es Ihnen, André?«

In Panik war er zu seinem Schlafzimmerspiegel gelaufen, voll Angst, ein erstes Anzeichen seiner Krankheit sei sichtbar geworden. Seit er Hinodeh kannte, lauerte er auf Anzeichen. An den meisten Abenden entkleidete sie ihn bei Licht, sagte ihm, wie sehr sein Anblick ihr gefalle, massierte oder lieb koste ihn. Ihre Finger und Hände waren zwar immer sinnlich, aber es war ihm klar, daß sie nach verräterischen Zeichen suchte. »Noch keine, noch nicht, Gott sei Dank«, hatte er seinem Spiegelbild zugemurmelt, schweißnaß vor Erleichterung, daß die leichte Hautrötung nichts weiter war als ein Insektenstich.

»André«, sagte Seratard gerade, »heute abend beim Dîner müssen wir mit ihr Pläne schmieden. Ich empfehle, daß sie, sobald sie Mündel des Staates ist, in der Gesandtschaft bleiben sollte, und...« Ein Klopfen unterbrach ihn. »Ja?«

Vervene öffnete die Tür. »Eine Nachricht von Vargas, M'sieur, Madame Struan bedauert, aber sie fühlt sich nicht wohl genug, um zum Dîner zu kommen.«

Barsch versetzte Seratard: »Wenn sie sich wohl genug fühlt, um einen Sarg zu verabschieden, könnte sie sicher auch für uns Zeit erübrigen. Danke, Vervene.« Dann, zu André gewandt: »Wir müssen sie sehen, bevor sie abfährt.«

»Ich werde sie gleich morgen früh aufsuchen, keine Sorge. Aber es gibt ein Gerücht, sie würde ihre Abreise eventuell verschieben. Hoag ist aus medizinischen Gründen offenbar gegen eine Seereise, und Skye ist ganz bestimmt dagegen.«

Seratard verzog die Lippen. »Ich verabscheue diesen Mann, er ist so ungehobelt, rüpelhaft und ganz ekelhaft britisch.«

Angélique beobachtete aus der Suite des Tai-Pan im oberen Stockwerk das Auslaufen des Clippers. Ein paar Passanten sahen sie am Fenster, eilten aber naß und verfroren weiter und fragten sich, was aus ihr werden würde. Einer davon war Tyrer, wieder an Land, nachdem er die Depeschen abgeliefert hatte. Sie sah so einsam aus dort oben, so düster in ihrem schwarzen Kleid, sie, die niemals zuvor Schwarz getragen hatte, nur immer die Farben des Frühlings. Einen Augenblick blieb er stehen, fühlte sich verlockt, sie aufzusuchen, sie zu fragen, ob er ihr in irgendeiner Weise helfen könne, doch er beschloß, es nicht zu tun. Er mußte vor seinem Rendezvous mit Fujiko noch viel erledigen, eine Monatszahlung an Raiko für ›frühere Dienste während der Verhandlungen über den Vertrag‹ war zu leisten, und dann war da noch seine Lektion bei Nakama, die wegen all der Arbeit für Sir William verschoben werden mußte.

Er stöhnte beim Gedanken an all die Sätze und Wörter, die er übersetzt haben wollte, und das neue Schreiben an Anjo, das Sir William bewußt durch Nakama übertragen lassen wollte; es war nicht so, daß er ihm mißtraut hätte, aber er wollte eine japanische Reaktion auf eine kurze, undiplomatische angelsächsische Tirade testen. Schlimmer noch war, daß er mit seinem Journal im Rückstand war und noch keine Zeit gefunden hatte, seinen wöchentlichen Brief nach Hause zu schreiben. Er mußte den Postdampfer unter allen Umständen noch erreichen.

Mit der letzten Post hatte seine Mutter geschrieben, sein Vater sei krank:

*...nichts Ernstes, lieber Phillip, nur eine Lungenstauung, die Doktor Feld mit den üblichen Aderlässen und Abfuhrmitteln behandelt. Leider muß ich wie immer sagen, daß ihn das nur noch mehr zu schwächen scheint. Dein Vater hat Kamille und Blutegel schon immer gehaßt. Igitt!*

*Ärzte! Krankheit und Agonie scheinen ihnen auf dem Fuße zu folgen. Deine Cousine Charlotte legte sich vor vier Tagen ins Wochenbett, so ge-*

*sund, wie man nur sein kann. Wir hatten die Hebamme bestellt, aber ihr Mann bestand darauf, daß der Arzt sie entbindet, und nun hat sie Kindbettfieber, und man rechnet damit, daß sie nicht überlebt. Auch ihr neugeborener Sohn kränkelt. So traurig, so eine reizende junge Frau, noch keine achtzehn Jahre alt.*

*Neuigkeiten aus London: Die neue Untergrundbahn, eine weitere Premiere in der ganzen Welt, wird in vier oder fünf Monaten eröffnet! Von Pferden gezogene Trambahnen sind der letzte Schrei, und die Weihnachtssaison verspricht, die beste überhaupt zu werden, obwohl es in einigen der Fabrikstädte Aufstände gibt. Das Parlament debattiert und wird ein Gesetz erlassen, durch das Fuhrwerken ohne Pferde untersagt wird, schneller als zwei Meilen pro Stunde zu fahren, und ein Mann mit einer Warnflagge muß vor ihnen hergehen!*

*Die Masern sind überall, es gibt viele Tote. Der Typhus ist dieses Jahr nicht allzu schlimm. Die Times berichtet, daß die Cholera wieder in Wapping und den Dock-Vierteln wütet, eingeschleppt von einem indischen Handelsschiff.*

*Phillip, ich hoffe so sehr, daß Du Deine Brust warm hältst und Wolle und wollene Unterwäsche trägst und die Fenster gegen die schrecklichen Einflüsse der Nachtluft geschlossen läßt. Dein Vater und ich wünschen uns, Du könntest in unser vernünftiges England zurückkehren.*

*Dein Vater sagt, diese Regierung ruiniere unser Land, unsere Moral und unser glorreiches Empire. Habe ich Dir schon gesagt, daß es in Großbritannien nun mehr als elftausend Meilen Eisenbahnstrecken gibt? In kaum fünfzehn Jahren sind die Postkutschen verschwunden...*

So ging der Brief noch seitenlang weiter, und er enthielt alle möglichen Zeitungsausschnitte, die sie für interessant hielt. Und für Phillip waren sie in der Tat wundervoll, denn sie wahrten seinen Kontakt mit der Heimat. Doch zwischen den Zeilen las er, daß die Krankheit seines Vaters nicht auf die leichte Schulter zu nehmen war. Seine Angst wuchs. Vielleicht ist er schon tot.

Während er so auf der Promenade im Regen stand, spürte er einen stechenden Schmerz im Magen. Plötzlich war seine Stirn schweißnaß. Vielleicht war es der Regen, er wußte es nicht genau, er wußte nur, daß er Fieber hatte. Vielleicht habe ich mir wirklich was geholt! O, mein Gott, André hat zwar bei allen Heiligen geschworen, daß Fujiko sauber ist, völlig sauber, und Raiko auch, aber vielleicht trifft das doch nicht zu!

»Aber, um Gottes willen, Phillip«, hatte Babcott heute morgen gesagt, »Sie haben nicht die Pocken, Sie haben nur etwas Unverträgliches gegessen oder getrunken. Hier ist ein Schluck von Dr. Collis' Tinktur. Wird Sie bis morgen kurieren, und wenn nicht, verschaffe ich Ihnen eine schöne Beerdigung, machen Sie sich keine Sorgen! Bei Gott, wie oft muß ich es Ihnen noch sagen: Trinken Sie nur abgekochtes Wasser oder Tee.«

Er wischte sich die Stirn. Sicher, er fühlte sich jetzt besser als in der Nacht, als er Durchfall gehabt hatte. Wenn Babcott und Collis' Zaubermittel nicht gewesen wären, hätte ich die Bestattung verpaßt – nein, nicht die Bestattung, Malcolms Abreise. Wie schrecklich! Armer Kerl! Arme Angélique! Was wird jetzt passieren, fragte er sich verstört, wandte den Blick von ihr ab und eilte in Richtung Gesandtschaft.

Angélique hatte ihn gesehen. Als die Dunkelheit den Clipper verschluckt hatte, zog sie die Vorhänge zu und setzte sich an den Schreibtisch. Ihr Tagebuch lag offen da. Drei Briefe waren versiegelt und für den Postdampfer bereit: einer an ihre Tante mit einem Sichtwechsel über fünfzig Guineas auf die Bank von England, der zweite an Colette mit einer Geldanweisung über zehn Guineas; bei beiden hatte Jamie dafür gesorgt, daß sie ein Teil des Geldes verwenden konnte, das Sir William ihr zu behalten gestattet hatte. Sie hatte erwogen, einen von Malcolms Chits, die im Schreibtisch lagen, zu benutzen und rückzudatieren und dazu den Stempel aus dem Tresor zu verwenden, dies aber für den Augenblick unklug ge-

funden. Das Geld für ihre Tante sollte eine Hilfe sein, und Colette sollte sich die beste Medizin gegen ihre bevorstehenden Wehen kaufen.

Vielleicht bin ich rechtzeitig da, vielleicht auch nicht, dachte sie. Hoffentlich doch.

Der letzte Brief sollte persönlich überbracht werden. Er lautete:

*Mein lieber Admiral Ketterer,  
ich weiß, daß wir unsere Trauung nur ihrer Freundlichkeit zu verdanken haben. Ich danke Ihnen aus tiefstem Herzen und schwöre, welche Macht ich arme Frau in der Zukunft auch immer haben werde, ich werde sie innerhalb oder außerhalb des Hauses Struan dazu benutzen, alle Opiumverkäufe und die ebenso hinterhältigen Waffenverkäufe an Eingeborene zu unterbinden, wie mein Mann es gelobt hatte. In herzlicher Zuneigung, Angélique Struan.*

Es hatte ihr sehr gefallen, mit Angélique Struan zu unterzeichnen. Die beiden Namen paßten gut zusammen. Es war erfreulich, die Unterschrift zu üben; irgendwie half ihr der Schwung des ›S‹ beim Nachdenken.

Mein Plan mit Edward – woher in aller Welt kommen nur all diese wunderbaren Ideen? Er ist ausgezeichnet – wenn Edward das tut, was ich will. Das sollte Tess davon überzeugen, daß ich nicht ihre Feindin bin. Aber ihr Sohn war ihr Sohn, und ich würde nicht verzeihen – nicht, wen er mein Sohn gewesen wäre. Nein, ich glaube, ich würde nicht verzeihen.

Die Zukunft ist unsicher, so vieles kann schiefgehen. André ist noch immer ein gierig geifernder Hund, der darauf wartet, einen Maulkorb zu bekommen oder niedergedrungen zu werden – doch eigentlich gibt es viele Möglichkeiten, es richtig zu machen –, der Sarg ist unterwegs, Malcolm ist bereit und wartet auf morgen, ich kann noch immer mit dem Postdampfer nach Hongkong fahren,

wenn ich will, ich bin sicher, daß Edward mich heiraten will, und er versteht sehr wohl, daß eine reiche Frau besser ist als eine arme. Ich habe Malcolms Chits und seinen Stempel, von dem niemand weiß – und achtundzwanzig Tage liegen noch vor mir, es ist nicht wie letztes Mal, der gesegneten Madonna und dem gnädigen Gott sei Dank –, und ich bete darum, ein Kind von ihm zu bekommen.

Ach, Malcolm, Malcolm, was hätten wir für ein gutes Leben gehabt, du und ich, ich wäre ohne all diese schrecklichen Dinge erwachsen geworden, das schwöre ich.

Sie nahm sich zusammen, schüttelte ihre Melancholie ab und läutete die Glocke auf dem Schreibtisch. Die Tür öffnete sich ohne jegliches Anklopfen. »Misee?«

»Tai-tai, Ah Soh!« versetzte sie gereizt. Darauf hatte sie gerade gewartet.

»Misee Tai-tai?«

»Schick Chen her, chop chop.«

»Sie hier essen oder unten, Misee? Äh, Misee Tai-tai?«

Angélique seufzte über die Abwandlungen, die Ah Soh fand, um sie nicht mit Tai-tai anreden zu müssen. »Hör zu«, sagte sie zu ihr, »ich bin stärker als du, und bald werde ich die Rechnungen bezahlen, und dann wirst du schwitzen.« Sie freute sich zu sehen, wie sich die dunklen Augen in dem flachen Gesicht verdrehten. Wie Malcolm erklärt hatte, verlor die Dienerin ihr Gesicht, wenn man sich in korrektem Englisch, nicht in Pidgin, direkt an sie wandte, weil sie dies nicht verstand. Diese Chinesen haben eine so verdrehte Logik, dachte Angélique. »Chen, chop chop!«

Mürrisch schlurfte Ah Soh davon. Als Chen kam, erklärte sie ihm, daß ein Brief zur britischen Gesandtschaft gebracht werden müsse. Er nickte kommentarlos. »Chen, Ah Tok krank, nicht krank, heyja?«

»Ah Tok krank. Ah Tok gehen Hongkong.« Chen wedelte mit der Hand in Richtung Meer. »Mit Master.«

»Oh!« Angélique war erleichtert und wünschte sich, sie wäre selbst auf die Idee gekommen. Mehrmals hatte sie sie in dunklen Ecken herumlungern sehen, die schwarzen Augen haßerfüllt, Speichel aus dem Mundwinkel tropfend. Sie gab Chen den Brief an Ketterer. »Gehen Großes Haus, jetzt.«

Er schaute auf den Namen und tat so, als könne er die Barbarenschrift lesen. »Essen trotzdem hier Zimmer, heya?«

»Tai-tai essen trotzdem hier Zimmer, heya? TAI-TAI!«

Chens Augen funkelten. Sein Mund lächelte. »Tai-tai, essen trotzdem hier Zimmer, hey? Tai-tai Misse?«

»Du bist ebenfalls ein Stück Eselskot. Vielleicht werde ich dich entlassen – nein, das wäre zu freundlich. Ich werde später über dich nachdenken.« Sie lächelte. »Essen unten. Was für Essen haben?«

»Was wünschen, Tai-tai Misse, Misse Tai-tai?«

Darüber mußte sie lachen, und ihr wurde wohler. »Misse Tai-tai, Tai-tai Misse, alles gleich gut. Welches Essen? Euer Essen, chinesisches Essen«, sagte sie plötzlich, ohne zu wissen warum. »Selbes Essen wie ihr, Chen. China-Essen, Nummer-Eins-Essen. Bestes, heya!«

Chen starrte sie an. Das war höchst ungewöhnlich. Früher pflegte sie nur an den Gerichten zu nippen, die der Master gern hatte, um ihm zu gefallen, und europäische Speisen zu essen, Fleisch und Kartoffeln und Pasteten und Brot, die er wie alle Chinesen als nur für Tiere geeignet ansah.

»Masters Essen, heya?« fragte er zögernd.

»Tai-Pan-Essen für Masters Tai-tai!« Malcolm nachahmend, schickte sie ihn mit einer gebieterischen Geste fort und wandte ihm den Rücken zu.

Verwirrt zog Chen sich zurück und murmelte. »Selbes Essen wie Tai-Pan haben, ja Misse Tai-tai.«

Ich muß Geschmack an chinesischen Speisen finden und sie kennenlernen, dachte sie, da ihr eine neue Idee kam. Für den Fall, daß ich einen Teil des Jahres bleibe. Jamie sagt, er möge die chinesische

Küche, Phillip ist begeistert davon, und Edward ißt sie dauernd...

Ah, Edward, Edward mit den vielen Gesichtern und Möglichkeiten. Bei ihm bin ich mir nicht sicher. Wenn...

Wenn ich einen Sohn gebären sollte, werde ich sehr glücklich sein, für immer einen Teil von Malcolm zu haben. Ich werde nach Paris zurückkehren, denn dann werde ich viel Geld haben, sehr viel Geld, Tess Struan wird froh sein, wenn ich abreise, und unser Sohn wird teils französisch, teils englisch erzogen und seines Vaters würdig sein. Wenn es eine Tochter wird, werde ich ebenfalls abreisen, mit weniger Geld, aber es wird trotzdem noch mehr als genug sein. Bis ich einen Titel und einen Mann treffe, die der Mühe wert sind. Wenn ich Pech habe und kein Kind erwarte, ziehe ich vielleicht Edward in Erwägung, während ich mit dieser Frau über meine Witweneinkünfte verhandle; es wäre falsch, alles Skye zu überlassen.

Er weiß nicht, wie rachsüchtig und ruchlos diese Frau ist.

## 49

*Samstag, 15. Dezember*

**A**m nächsten Tag waren das Meer und der Himmel genauso grau, aber der Sturm hatte sich erschöpft, und der Regen hatte aufgehört. Angélique, Skye und Hoag warteten in der Kajüte des Kutters, der noch immer an der Pier der Struans vertäut war und schon lange nach Kanagawa hätte auslaufen sollen. Jenseits der Bucht konnten sie weiße Schaumkronen sehen. Der scharfe, feuchte Wind verstärkte die düstere Stimmung und machte das Warten schwerer. Jamie und Reverend Tweet waren schon eine halbe Stun-



de verspätet.

»Ich wünschte, sie würden kommen«, sagte sie, denn Nervosität schlich sich in ihre Entschlossenheit ein. »Was hält sie bloß auf?«

»Wir brauchen nicht allzuweit hinauszufahren, also können wir es immer noch schaffen«, sagte Skye, dem mulmig zumute war. Der Kutter schaukelte sanft. Die Männer trugen Zylinder und schwere Mäntel – Angélique ihr dunkelgrünes Reitkostüm und Stiefel, weil diese für eine Schiffsreise geeigneter waren.

Über der Kajüte befand sich das kleine, verglaste Ruderhaus. Bootsmann Tinker lehnte auf dem Brett eines der geöffneten Fenster und paffte an seiner Pfeife. Er war zu erfahren auf See, um Fragen zu stellen, Jamie McFay hatte einfach gesagt: »Seien Sie früh mit dem Kutter und einer vollen Ladung Kohlen an der Pier, nur Sie und ein zuverlässiger Heizer.« Das genügte ihm. Der Rest würde bald genug kommen, etwa, warum vernünftige Leute an einem Tag in See stechen wollten, an dem vernünftige Seefahrer sich an Land am wohlsten fühlten.

»Schauen Sie, da ist er!« sagte Skye und fluchte, ohne es zu merken.

Jamie kam allein die High Street entlanggelaufen. Passanten grüßten ihn, runzelten die Stirn und kümmerten sich dann wieder um ihre eigenen Angelegenheiten. Jamie sprang an Bord und schloß die Kajütentür. »Tweet hat es sich anders überlegt«, sagte er. Seine Brust bewegte sich ebenso heftig wie das Deck.

»Gott verdamme den Kerl. Warum – er hatte doch zugestimmt?« Skye schnaubte angewidert. Jamie und er hatten entschieden, am besten solle man erzählen, daß ein christlicher Fischer in Kanagawa gestorben war, der um eine Bestattung auf See gebeten hatte, und ob Tweet wohl den Gottesdienst abhalten würde? Alles andere würde später kommen, und Tweet würde für seine Mühe entschädigt werden.

»Nicht bei diesem Wetter, hat er gesagt.« Jamie keuchte vor An-

strengung und Enttäuschung. »Ich habe alles versucht, ihn zu überreden, aber er hat nur gesagt: ›Der Bursche ist tot, morgen oder übermorgen ist genauso gut, das Wetter ist riskant, wir kämen vermutlich nicht vor Dunkelheit zurück – ich hatte Lunkchurchs Din-  
nereinladung vergessen. Morgen nach dem Gottesdienst, noch besser wäre Montag.‹ Verfluchter Idiot!« Er atmete ein. »Verfluchter Idiot, nachdem er schon zugestimmt hatte!«

Angélique war übel vor Enttäuschung. »Pater Leo! Ich werde gehen und ihn fragen. Er wird es tun.«

»Dazu ist keine Zeit, nicht jetzt, Angélique, und außerdem war Malcolm kein Katholik, das wäre nicht richtig. Es gibt...«

»Verdammter Tweet«, sagte Hoag wütend. »Wir müssen die Sache verschieben. Vielleicht macht das nichts, das Meer ist ohnehin nicht gut. Vielleicht sollten wir es morgen versuchen?« Alle sahen Angélique an.

»Das geht nicht«, sagte Jamie an ihrer Stelle. »Auf Tweet kann man sich nicht verlassen, vielleicht will er es bis Montag aufschieben – auf jeden Fall haben wir das Problem mit dem Postdampfer, er wird nicht länger warten als bis Mittag.«

Er hatte den Kapitän um Aufschub gebeten, aber da das Schiff ohnehin verspätet war, hatte der Mann gesagt, mehr könne er nicht tun.

»Wir sollten unbedingt an Bord gehen«, meinte Hoag, »das steht außer Zweifel. Angélique sollte unbedingt der Beerdigung in Hongkong beiwohnen.«

»Ich bin dagegen«, sagte Skye. »Aber wenn sie geht, dann gehe ich auch.«

»Pater Leo«, beharrte Angélique. »Ich werde ihn fragen.«

Jamie sagte: »Das wäre unpassend. Hören Sie, es gibt eine Lösung, Angélique. Für eine Seebestattung braucht man nicht unbedingt einen Geistlichen, der Schiffskapitän kann sie genauso vornehmen, so wie Marlowe Sie getrau...«

Angélique Hoffnung stieg wieder an. »Wir fragen John! Schnell, lassen Sie uns...«

»Unmöglich, ich habe mich bereits erkundigt, er ist an Bord des Flaggschiffs und hat mit Ketterer zu tun.« Hastig fuhr Jamie fort: »Angélique, ich bin Kapitän dieses Schiffes, ich habe ein Kapitäns-patent, wenn auch ein altes, ich habe genügend Seebestattungen erlebt, um zu wissen, was zu tun ist. Ich habe es noch nie zuvor getan, aber das spielt keine Rolle. Wir haben Zeugen. Wenn Sie möchten, kann ich die Bestattung vornehmen... sie wäre legal.« Er sah ihre Verwirrung und schaute Skye an. »Das ist doch richtig, oder?«

Skye nickte und zuckte nervös zusammen, als eine ungewöhnlich hohe Welle gegen die Flanke des Schiffes schlug. Auch Hoag war mulmig zumute.

Jamie atmete noch einmal tief ein. »Angélique, diese ganze Idee, diese ganze Bestattung ist bizarr, um es milde auszudrücken, und ein bißchen mehr davon wird Malcolm auch nicht mehr schaden. Ich habe eine Bibel und die seerechtlichen Vorschriften mitgebracht, deshalb bin ich zu spät gekommen. Was meinen Sie?«

Statt einer Antwort legte sie ihm die Arme um den Hals, und Tränen rannen über ihre Wangen. »Fangen wir an. Bitte, Jamie, schnell.«

Jamie McFay hielt sie umfaßt und fand die Nähe angenehm.

»Was ist mit dem Bootsmann und dem Heizer?« fragte Skye.

Unwirsch erwiderte Jamie: »Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich mich um sie kümmern werde.« Sanft löste er sich von Angélique und schob die Tür auf. »Bootsmann!« rief er. »Legen Sie ab! Nehmen Sie Kurs auf Kanagawa.«

»Aye aye, Sir.« Froh, daß eine Entscheidung getroffen worden war, steuerte Tinker das Schiff auf die offene See hinaus und wandte sich nordwärts in Richtung auf das gegenüberliegende Ufer. Die Wellen ließen das Schiff tanzen, aber nicht zu stark. Der Wind hielt

sich in Grenzen, und der Himmel verhiß kein schlechteres Wetter als zuvor. Er sumnte ein Seemannslied vor sich hin und fühlte sich besser.

Bald kam Jamie zu ihm. »Steuern Sie die Pier der Gesandtschaft an. Wir werden einen Sarg an Bord nehmen...« Er sah, daß der Bootsmann fester auf seinen Pfeifenstiel biß. »Einen Sarg. Dann fahren wir drei Meilen hinaus, in tiefes Wasser, und bestatten ihn. Wir werden eine Bestattungszeremonie abhalten, und Sie und unser Heizer werden daran teilnehmen.« Jamie sah den Mann an. »Irgendwelche Fragen?«

»Ich, Sir? Nein, Sir.«

Jamie nickte angespannt und ging wieder nach unten. Die anderen sagten nichts, sondern betrachteten die Küstenlinie und Kanagawa, das vor ihnen lag.

Im Ruderhaus nahm der Bootsmann den Lautsprecher, der neben dem Ruder hing, vom Haken und bellte seinem Maschinisten unten im Maschinenraum zu: »Lot auswerfen, Percy!«

Der Lagerschuppen befand sich in geringer Entfernung von der Pier, und der Sarg stand auf einer hölzernen Bank. Skye, Hoag, der Bootsmann und der Heizer hoben jeweils eine Ecke und konnten ihn leicht tragen. Nachdem sie den Schuppen verlassen hatten, schloß Jamie die Tür und folgte ihnen. Er hatte gedacht, es sei am besten für Angélique, in der Kajüte zu bleiben. Ein paar Fischer und Dorfbewohner kamen vorbei, verneigten sich und eilten davon, da sie nicht in die Nähe von Gai-Jin kommen wollten.

Den Sarg an Bord zu manövrieren war schwieriger. Das Heben und Senken des vom Salzwasser schlüpfrigen Decks war gefährlich. »Warten Sie eine Sekunde«, keuchte der Heizer, »lassen Sie mich erst an Bord.«

Er war ein kleiner Mann mit breiten Schultern und kräftigen Un-

terarmen, der eine zerlumppte Wollmütze trug. Nachdem er an Deck war, stellte er sich mit gespreizten Beinen hin, packte den Sarg in der Mitte, hievte ihn an Bord und schob ihn fast ohne Hilfe ein Stück in die Kajüte. Die heftige Anstrengung ließ ihn unfreiwillig und laut furzen. »Verzeihung allerseits«, sagte er bärbeißig und schob den Sarg dann weiter. Schließlich befand sich ein Ende in der Kajüte, das andere wies nach achtern in Richtung Heck.

»Wir zurren ihn hier fest«, sagte Jamie.

»Aye aye, Sir.«

»Guten Tag, Doktor Hoag.« Die Stimme klang finster.

Verblüfft drehten sich alle um. Sergeant Towrey und ein weiterer Soldat beobachteten sie mit bösen Blicken.

»Oh! Guten – hallo, Sergeant«, sagte Hoag mit erstickter Stimme. Wie die anderen stand er reglos da. Towrey kam näher und blickte auf den Sarg. »Tja, was haben wir denn da? Bringen Sie den Kerl, Verzeihung, Ma'am, bringen Sie den Sarg nach Yokohama, ja?«

»Wir, wir... er bat darum, auf See bestattet zu werden, Sergeant«, sagte Hoag. »Er... Mr. McFay stellte uns freundlicherweise seinen Kutter zur Verfügung, und da sind wir.«

»Auf See, ja?« Sergeant Towrey sah sie nacheinander an, als wolle er sich ihre Gesichter einprägen. »Sehr lobenswert, finde ich.« Eine weitere Pause, die sie ein wenig mehr sterben ließ. Dann sagte er: »Auf See, ja? Am besten verschwenden Sie keine Zeit, sonst werden sie auch noch von den Fischen gefressen. Ma'am.« Höflich salutierte er vor Angélique und marschierte davon. Der Soldat folgte ihm im Gleichschritt.

Einen Augenblick lang rührte sich niemand. »Großer Gott«, murmelte Hoag.

»Was hatte das zu bedeuten?« fragte Jamie.

»Schwierigkeiten, Sir.« Zittrig nahm der Bootsmann einen Schluck Rum aus seiner Taschenflasche, reichte sie Jamie, der ebenfalls trank, und dann Hoag, der den Kopf schüttelte. Auch Angélique

lehnte ab. Als letzter war der Heizer an der Reihe. Zu Tinkers Ärger schluckte er den größten Teil des Inhalts und rülpste. »Verzeihung.«

Jamies Magen brannte. »Der Bursche erschien aus dem Nichts, als hätte er auf uns gewartet. Hat ihn jemand kommen sehen?« Alle schüttelten die Köpfe. »Am besten legen wir ab.«

Während sie den Sarg absicherten, steuerte der Bootsmann den Kutter hinaus aufs offene Meer. Die Luft war rein und gut ventiliert, da der Qualmgeruch der mit Kohlen beheizten Maschine draußen blieb. Vor ihnen im Osten, wo die See tief war, sah der Himmel gefährlicher aus – zwischen hier und Amerika lag kein Land mehr.

»Am besten machen wir schnell, Sir«, sagte Tinker im Ruderhaus leise zu Jamie. »Wir haben nur noch ein oder zwei Stunden Tageslicht.«

»Spüren Sie etwas, Bootsmann?«

»Am besten machen wir schnell, Sir.«

Jamie schaute erneut nach Osten. Der Himmel wirkte dunkler. »Einverstanden. Halten Sie Kurs.« Er wandte sich zum Gehen.

»Sir, dieser Sergeant, er wird uns verpfeifen, stimmt's?«

»Ja.«

»Wir müssen jemanden bestatten, stimmt's?«

»Ja.«

»Was ist so wichtig an dem da?« Tinker zeigte mit seinem schwieligen Daumen auf den Sarg. »Daß wir all das riskieren?«

Er wies auf das Wetter.

»Wir bestatten den Tai-Pan, Malcolm Struan.«

Der alte Mann lachte. »Sein Sarg ist an Bord der *Prancing Cloud*, Sir, das wissen wir doch beide.«

»Ja, das wissen wir beide. Das hier ist, nun ja, ein symbolischer Akt, eine Scheinbestattung, um seinen Wünschen – und denen seiner jungen Witwe – zu entsprechen, auf See bestattet zu werden. Sie glaubt nicht, daß das in Hongkong stattfinden wird.« Jamie kannte

das Risiko, das er einging, aber es gab keine andere Möglichkeit. Bisher war er imstande gewesen, die Wahrheit zu sagen.

»Scheinbestattung, Sir?«

»Ja, das ist alles. Wir haben nichts zu verbergen und nichts zu befürchten.«

Tinker nickte und dachte: Da ist eine Leiche drin, muß sein bei all dem Gewicht. Aber genug geredet, man soll ja keine dummen Fragen stellen, deren Antwort man besser nicht kennt. Je weniger man weiß, desto besser. Hoffen wir bei Gott, daß das Wetter freundlich bleibt. »Danke, Sir.«

Jamie blickte auf die Bucht zurück, die nun weit hinter ihnen lag. »Nur gerade außer Landsicht, Bootsmann.« Ein letzter Blick auf alle Kompaßpunkte, dann kehrte er in die Kajüte zurück. »Jetzt dauert es nicht mehr lange.«

Angélique beugte sich zu ihm hinüber. »Was wird dieser Soldat tun?«

»Er wird Bericht erstatten, das muß er. Es spielt keine Rolle.«

»Sie können uns doch nichts tun, oder, Mr. Skye?«

»Ich kann wirklich nicht vorhersagen, was... was Sir William vielleicht tun oder nicht tun wird«, sagte Skye, dessen Magen ihm das Steigen und Fallen des Decks unangenehm bewußt machte.

Jamie griff in einen der Spinde und nahm die große britische Flagge heraus, die er dort aufbewahrte, sowie die mit dem Löwen und dem Drachen. Mit Hoags Hilfe befestigte er beide auf dem Sarg. Der Kutter hüpfte heftiger auf und ab als zuvor, und sie mußten sich festhalten, um auf den Füßen zu bleiben. Angélique saß neben der offenen Tür. Die Seeluft war naß und kalt. Sie spürte, daß ihr die Tränen kamen, ließ den dunklen Schleier über ihr Gesicht fallen und tat so, als sehe sie sich nach dem Land um. »Jetzt dauert es nicht mehr lange«, sagte Jamie.

Als das Land nur noch ein Streifen am Horizont war, trugen die Wellen weiße Schaumkronen, und der Wind wehte heftiger, hielt

sich aber noch immer in Grenzen. Es regnete nicht. Jamie rief laut: »Langsam voraus, Bootsmann. Gerade genug, um uns Platz zu schaffen.«

»Jawohl, Sir, Leerlauf!«

Die plötzliche Stille, die nun folgte, war wohltuend, letzt hörte man nur noch das Heulen des Windes, das Klatschen der Wellen und das beruhigende Tuckern des Motors, das man durch das Deck mehr fühlte als hörte, gerade genug, um den Bug im Wind zu halten. Der Wind wehte stetig in östlicher Richtung vom Meer her und war stärker als zuvor. Jamie atmete tief ein. »Am besten fangen wir an.«

»Ja. Was sollen wir tun?« fragte Angélique.

»Kommen Sie an Deck, hier zum Heck, aber halten Sie sich fest. Bootsmann, kommen Sie nach achtern, Maschinist, Sie auch.«

»Wenn Sie gestatten, sollte ich lieber hier am Ruder bleiben, Sir.« Er rief durch den Lautsprecher: »Maschinist, nach achtern!«

Es war jetzt kälter. Sie nahmen Aufstellung, so gut es ging, und hielten sich fest, um auf den Füßen zu bleiben, Jamie stellte sich ins Heck, den anderen gegenüber. »Hut ab«, befahl er und zog selbst den Hut. Skye, Hoag, der Maschinist und Bootsmann Tinker gehorchten. Er öffnete die Seevorschriften an der markierten Stelle und begann.

»Wir sind hier im Angesicht Gottes versammelt, um die sterblichen Überreste unseres Freundes Malcolm Struan, Gatte von Angélique Struan, Tai-Pan des Noble House, der Tiefe zu übergeben und ihm die Seebestattung zuteil werden zu lassen, die er sich wünschte und die sie wünschte, indem wir so handeln, wie Freunde handeln sollten...«

Bei der Erwähnung des Namens riß der Heizer die Augen auf. Er sah sich nach dem Bootsmann um. Dieser schüttelte den Kopf und gab ihm zu verstehen, er solle sich still verhalten.

Er murmelte vor sich hin, da er Bestattungen haßte, zog im kal-



ten Wind die Jacke enger um sich und wünschte sich, er wäre unten in seinem warmen Maschinenraum. Der Wind frischte um einen Knoten auf. Jamie zögerte und fuhr dann fort: »Jetzt sprechen wir das Gebet des Herrn. Vater unser...«

Jeder betete auf seine Art mit und sprach die Worte, zunehmend beunruhigt durch das Schwanken des Decks. Als das Gebet beendet war, sah Jamie einen Augenblick in das Buch. Eigentlich war das nicht nötig, denn unterwegs hatte er im Ruderhaus den Text gelesen, aber er brauchte Zeit, um seinen Herzschlag zu verlangsamen und seine Gedanken vom Meer abzuwenden. Die anderen hatten die Augen geschlossen, er jedoch nicht. Wie der Bootsmann hatte er hinter ihnen die Böenlinie herankommen sehen, unter der die Wellen brodelnd und häßlich aussahen.

»Als Kapitän des Struan-Kutters *Claudette*«, sagte er etwas lauter als zuvor, um den Wind zu übertönen, »ist es meine Pflicht und mein Privileg, die Seele dieses Mannes dem Allmächtigen anzuvertrauen und ihn zu bitten, ihm seine Sünden zu vergeben; nicht, daß wir von Sünden wüßten, keinen wirklichen Sünden; wir überantworten ihn der Tiefe, woher... woher wir von England kamen, aus der Heimat jenseits der Meere. Er war ein guter, feiner Mann. Malcolm Struan war ein guter, feiner Mann, und wir vermissen ihn, wir vermissen ihn jetzt und werden ihn in Zukunft vermissen...« Er schaute zu Angélique hinüber, die sich mit beiden Händen an einer Schandeckstütze festhielt. Ihre Knöchel waren weiß. Eine Windbö traf sie und preßte ihr den Schleier an das Gesicht. »Möchten Sie etwas sagen. Ma'am?«

Sie schüttelte den Kopf, während ihr Tränen über die Wangen liefen. Gischt sprühte an Bord, weil die Steuerbordseite wegen des Gewichts der Anwesenden und des Sarges tiefer im Wasser lag.

Jamie gab dem Maschinisten und Skye einen Wink. Ungeschickt, da sie unsicher auf den Füßen standen, lösten sie die Seile, mit denen der Sarg an der Bank befestigt war, und schoben ihn mühsam

auf das Steuerbord-Schandeck über dem Wasser. Mit einer Hand half ihnen Jamie. Als der Sarg den Rand erreicht hatte, sagte er laut: »Staub zu Staub, die See und der Himmel werden ihr Recht verlangen, und die wilden Winde werden einander zuflüstern, daß dieser gute, feine junge Mann zu früh zu seinem Schöpfer zurückgekehrt ist, zu früh...« Zusammen mit den beiden anderen Männern gab er dem Sarg einen letzten Stoß, und er rutschte über die Kante und verschwand im Ozean.

Der Kutter krängte durch den Gewichtsverlust, und eine wartende Bö traf den exponierten Bootsrumpf und ließ ihn noch weiter krängen. Das Backbord-Schandeck tauchte ins Wasser. Alle suchten sich festzuhalten, bis auf den Bootsmann und den Maschinisten, die sich der Schiefelage anpaßten. Angélique, schwach vom Weinen, verlor den Halt und glitt zur Seite. Sie wäre über Bord gefallen, wenn Jamie sie nicht festgehalten und zurückgezogen hätte, während er sich mit der freien Hand abstützte. Der Wind zerrte an ihrem Hut und Schleier und ließ sie davonfliegen. Der Maschinist mit seinen kräftigen Beinen rutschte zu ihr hinüber, hob sie auf und taumelte mit ihr in die Sicherheit der Kajüte zurück.

Die Temperatur fiel, und es begann zu regnen. Die Böen fielen über sie her. Jamie schrie: »Bootsmann, nach Hause!«

»Sie bleiben am besten unten, Sir!« rief Tinker zurück, der bereits entschieden hatte, was zu tun war und wie. Er wartete, bis der Maschinist unter heftigen Flüchen wieder im Maschinenraum verschwunden war und Jamie, Hoag und Skye wieder in der Kajüte in Sicherheit waren. Der Regen strömte jetzt hernieder, und die See war wild bewegt.

Tinker signalisierte: »Langsame Fahrt voraus.« Er drehte das Ruder nach backbord und lief vor dem Wind. Der Bug des Kutters tauchte in ein Wellental, kam wieder hoch, Wasser strömte über das Deck und spritzte gegen das Glas von Kajüte und Ruderhaus. Er drehte weiter am Ruder. »Nur die Ruhe«, sagte er, die Pfeife fest im

Mund haltend, »wir sind Freunde, um Gottes willen, soeben haben wir dir den Enkelsohn des alten Grünäugigen Teufels übergeben.«

Das Manövrieren war schwierig. Vom Wind getriebene Wellen drückten den Kutter nieder und hielten ihn im Würgegriff, und als er versuchte, seine Position zu korrigieren, gönnten sie ihm keine Ruhepause und legten ihn noch schiefer. Die vier Menschen in der Kajüte hielten sich fest, so gut sie konnten. Alles, was lose war, rutschte herum. Wieder verlor Angélique das Gleichgewicht, aber die beiden anderen hielten sie. Hoags Gesichtsfarbe hatte sich in ein schmutziges Grau verwandelt. Mit galligem Ächzen legte er sich hin.

»Es ist bloß das Manövrieren«, schrie Jamie über den Lärm und den Wind; das Boot kreiselte, und Angélique barg erschrocken den Kopf an seiner Schulter. »Es ist gleich besser.« Er sah, daß das Meer schlimm wirkte, aber nicht grausam. Noch nicht. Außerdem hatte er volles Vertrauen in den Bootsmann und das Material – solange die Maschine weiter funktionierte.

»Kein Grund zur Sorge!«

Bootsmann Tinker war ebenfalls zu diesem Schluß gekommen; er konnte immer noch einen Sturmanker werfen – einen Eimer am Ende einer Leine, um den Bug fest im Wind zu halten – und so den Sturm überstehen. »Falls der verdammte Kutter aushält, wozu er eigentlich gar nicht gedacht war«, sagte er und kämpfte mit dem Ruderrad gegen den Druck der Wellen.

Der Kutter drehte sich und nahm wieder Fahrt auf. Der Bug tauchte unter, als die folgende Welle vorbeizog, vom Wind schneller getrieben; dann stieg er hoch, daß einem übel werden konnte, und stürzte ins nächste Wellental. Alle an Bord zuckten zusammen. Wieder dasselbe, und wieder der Aufprall, bei dem diesmal eine Menge Wasser übergekommen war. Runter, runter, runter, dann rauf, rauf, rauf, immer höher, dann ein krachendes Platschen, und schäumendes Wasser spülte an den Fenstern vorbei und floß übers

Deck. Angélique stieß ein leises Stöhnen aus. Jamie hatte einen Arm um sie gelegt, mit der anderen Hand hielt er sich an einem Griff fest. Regen prasselte durch die Heckfenster und die Tür. Skye hockte jetzt mit gesenktem Kopf in einer Ecke und würgte, Hoag saß vornübergeunken und war ebenso hilflos.

Oben im Ruderhaus schwankte der Bootsmann von einer Seite auf die andere und hielt sich mühelos auf den Beinen. Er hatte sein Schiff unter Kontrolle. Regen und Gischt sprühten heftig gegen die Fenster, aber er konnte noch immer genug sehen und ließ nicht zu, daß die Wellen den Kutter direkt vom Heck her trafen; er steuerte ihn leicht schräg, so daß das Auf und Ab nicht die volle Kraft der Brecher aufnahm – das war unangenehm für die Passagiere, aber: »Sie sind in Sicherheit, nicht?« Er strahlte und hatte seinen Spaß. Er hatte schon zu viele Stürme besiegt, und in ein oder zwei Stunden würde er vor einem wärmenden Feuer bei drei oder vier heißen Groggs Zeit genug haben, sich zu fürchten. Fröhlich nahm er seinen ausgelassenen Singsang wieder auf.

Dann setzte sein Herz einen Schlag aus. »Allmächtiger Gott!« brach es aus ihm hervor. Der Sarg schwamm neben der Steuerbordseite und stieg und sank mit ihnen, noch immer in die beiden Flaggen gewickelt. Aus der Kajüte hatte Jamie ihn ebenfalls gesehen und war genauso schockiert, denn er wußte, wenn eine mächtige Welle ihren Kurs änderte, könnte sie den Sarg leicht wieder an Bord spülen, ihn als Rammbock gegen die zerbrechlichen Aufbauten des Schiffes werfen oder, was am schlimmsten wäre, ein Loch in seine Außenhaut schlagen.

Je mehr Tinker davon wegsteuerte, desto näher kam der Sarg. Einmal prallte er gegen eine Seite, wirbelte dann kreiselnd davon, blieb jedoch parallel zum Schiff, und Jamie fluchte, weil er nicht die Voraussicht besessen hatte, ihn mit einer Ankerkette zu beschweren. Luft oder der Auftrieb des Holzes ließen ihn schwimmen.

Es fiel Jamie schwer, ihn zu beobachten und dabei gleichzeitig Angélique zu halten. Doch er war froh, daß sie den Kopf an seiner Schulter verbarg. Wieder reckte er den Kopf und erspähte den Sarg, leicht achtern und flach im Wasser liegend. Der Wind oder die Strömung drehte ihn, und jetzt begann er parallel zu den Wellen zu taumeln, richtete sich aber wieder auf, lag drei oder vier Wellen lang stabil, und dann kam ein weiterer Brecher, er drehte sich und ging zu seiner Freude unter. Er atmete auf, als er sah, daß er endgültig verschwunden war, doch dann kam er wieder hoch, die nächste Schaumkrone umgab ihn, hob in an und schleuderte ihn direkt gegen den Kutter. Unwillkürlich duckte sich Jamie. Der Sarg wurde nicht an Bord gespült, sondern prallte mit der Breitseite gegen die Außenhülle, und es hörte sich an, als seien sie auf ein Riff gelaufen.

Einen Moment lang hob Hoag den Kopf, sank aber ächzend sofort wieder zurück. Auch Angélique blickte auf, aber Jamie hielt sie fest an sich gedrückt und streichelte ihr Haar, um ihr die Angst zu nehmen: »Nur irgendwelches Treibgut, kein Grund zur Sorge...«

Er sah nach dem Sarg, der ein paar Meter entfernt war, parallel zu ihnen, mit klaren, tödlichen Linien wie ein Torpedo. Die beiden Flaggen waren noch intakt. Er zuckte zusammen, als ein schaumgekrönter Brecher sich ihm näherte, aber er ging darüber hinweg, und als die Welle verschwunden war, war auch der Sarg nicht mehr zu sehen.

Atemlos wartete er und suchte die See ab. Nichts. Wieder warten. Noch immer nichts. Der böige Wind ließ etwas nach und heulte nicht mehr um die Kabine. Die Wellen waren noch immer hoch und tyrannisch, aber Tinker beherrschte sein Handwerk meisterlich, benutzte jeden seemännischen Kniff, um die Gefahr zu verringern, und die Maschine kreischte, wenn der Schaft der Antriebsschraube von Zeit zu Zeit aus dem Wasser tauchte. »Nur zu«, murmelte Jamie, »nur weiter, glatt und einfach.«

Dann konzentrierte er den Blick. Der Sarg war dreißig Meter ent-

fernt, etwas achtern, und seine Spitze zeigte direkt auf sie. Er hielt mit ihnen Schritt, hob und senkte sich, als sei er mit irgendeinem unsichtbaren Tau an sie gebunden. Häßlich und tödlich. Er zählte sechs Wellen, ohne daß sich etwas veränderte. Dann erschien sie siebente.

Die siebente Welle war höher als die übrigen. Sie erfaßte den Sarg, machte ihn zu einer Rakete und schleuderte sie ihnen nach. Jamie wußte, der Aufprall würde genau mittschiffs auf der Steuerbordseite erfolgen. Er hielt den Atem an.

Tinker mußte es auch gesehen haben, denn im letzten Augenblick riß er den Kutter wild herum, er senkte sich leicht nach Steuerbord, das Schandeck war jetzt überspült, und die wütende Sargrakete richtete sich in der Welle auf, rutschte über den Bug und blieb in den Bugsprit-Trossen hängen, halb im Wasser, halb aus dem Wasser, und zog das Schiff gegen das Ruder.

Der Bootsmann kurbelte mit aller Kraft am Ruderrad, doch Wellen und Wind hatten den Sarg gepackt und benutzten ihn, um das Schiff instabil zu machen. Dem Bootsmann war sofort klar, daß sie kentern würden. Er konnte nichts dagegen tun. Der Lautsprecher kreischte. Mühsam gab er Antwort: »Ja, Percy...« Aber die Flüche des Maschinisten übertönten seine Stimme und fragten, was zum Teufel er da oben eigentlich mache. Also knallte er den Lautsprecher auf die Halterung zurück und verdoppelte seine Anstrengungen am Ruder, während der Bug unerbittlich ins Unheil gezwungen wurde.

Dann sah er, daß sich die Kajütentür öffnete, Jamie bahnte sich einen Weg an Deck. Sofort streckte der Bootsmann den Kopf aus dem nächsten Fenster, zeigte mit der Hand auf den Sarg und brüllte: »Feueraxt, Feueraxt...«

Wie in einem Traum hörte ihn Jamie, sah die Axt in ihren roten Halterungen auf dem Dach der Kajüte. Das Deck schwankte und bebte, die Seele des Schiffes wußte, daß sie in einem tödlichen

Kampf lag. Ein Fuß rutschte unter Jamie weg, aber er stieß gegen das Schandeck, stellte fest, daß er die Axt in einer Hand hatte, und war für den Augenblick in Sicherheit. Wasser strömte über den Bug und überspülte ihn. Als es abfloß, lebte er zwar noch, doch er hatte eine übelkeitserregende Vorahnung. Unwillkürlich hob sich sein Magen, und er spie die Übelkeit aus. Wieder wurde er von Wasser überspült, und als er wieder zu Atem kam, hustete er sich das Salzwasser aus Mund und Nase, und dieser Schock veranlaßte ihn zum Handeln.

Vor ihm hing das obere Ende des Sarges in einem Durcheinander von Trossen und verdrehten Stützen, und der Mittelteil rutschte hin und her, während die Wellen dagegen prallten oder daran saugten. Gegen Wind und Regen schaute er zu dem Bootsmann und sah, wie dieser ihm ein Zeichen gab, ihn loszuhacken... »Passen Sie auf, um Gottes willen...«

Den Bastard wird keine Axt losschlagen, dachte er hilflos und klammerte sich an eine Stütze, als eine heftige Welle ihn seitlich traf, gegen den Sarg schleuderte und dann wieder auf das Schandeck saugte, nach Luft schnappend. Als sie verging, war er erstaunt, sich noch an Bord zu befinden. Verschwende keine Zeit, schrie eine innere Stimme ihm zu, die nächste oder übernächste Welle wird dich packen und wegspülen.

Er verließ also seinen sicheren Ort und tastete sich vor, bis er über dem Sarg war; er haßte ihn, er haßte es, hier zu sein, er haßte es, daß er sich hatte überreden lassen, an dieser Dummheit teilzunehmen und ihr Leben und das der anderen für nichts zu riskieren. Am meisten aber haßte er die eigene Angst. Die nächste Welle zerrte an ihm, aber er hackte mit der Axt in beiden Händen mit aller Kraft zu; er rutschte aus, packte die Seite des Kajütendachs, als eine weitere Welle ihn erreichte und gegen den Sarg schleuderte. Keuchend rappelte er sich hoch und hackte wieder, diesmal auf den Sarg selbst, denn er haßte das Übel, zu dem dieser geworden war.

Die Klinge durchschnitt die Seiltrossen, aber nicht die aus Draht, die völlig durcheinandergeraten waren, bohrte sich in den beflaggten Deckel oder Boden des Sarges – er wußte nicht, was es war, und es war ihm auch egal – und spaltete ihn. Aber noch immer hing der Sarg fest. Selbst mit seiner ganzen Kraft vermochte Jamie ihn nicht zu bewegen, er schob und trat ihn und fluchte, und der größte Teil des Sarges hing über Bord und im Wasser und zog sie nieder in die Wellen.

Noch ein Schlag, noch einer und noch einer; er benutzte jetzt den Kopf der Axt wie einen Vorschlaghammer, um den Sarg in Stücke zu hauen, tobend und fluchend. Das Holz splitterte, zerbrach aber nicht, und dann zerschmetterte ein wilder Schlag Deckel und Seite, und er glitt aus und fiel hin. Die Axt glitt ihm aus den Händen und ging über Bord, und die nächste Welle schleuderte ihn gegen den Sarg und zog ihn dann wieder zurück. Als die Gischt verschwunden war und er wieder atmen konnte, zwang er sich, die Augen zu öffnen. Noch immer dasselbe. So fest wie zuvor. Wieder zog er sich vorwärts, aber seine Kraft hatte ihn verlassen, und seine Hände konnten ihn kaum noch halten.

Dann sah er eine einzelne zersplissene Trosse reißen. Das Durcheinander von Tauen knarrte unter der Spannung, bewegte sich, entwirrte sich ein wenig, dann noch mehr, und dann glitt der ganze Sarg mit dem Fußende zuerst von Bord und zerbrach, als er auf den Wellen aufschlug. Einen Augenblick blieb er noch an der Oberfläche, dann ging er mit Schaum und Blasen unter. Ein Stück Stoff, die Flagge der Struans, kam hoch. Der nächste Brecher ließ es verschwinden und zog Jamie die Beine unter dem Körper weg, schleifte ihn gegen den Bugspriet-Aufbau und saugte ihn dann wieder über das Deck. Tinker kämpfte darum, das Schiff wieder unter Kontrolle zu bringen.

Erstaunt, am Leben zu sein, fand Jamie sich keuchend im Heck wieder. Er war am Ende seiner Kraft, tastete nach der Tür und ließ



sich in die Kajüte fallen.

Skye kauerte noch immer würgend und halb bewußtlos in seiner Ecke. Hoag lag ohnmächtig auf dem Bauch, Angélique hatte sich auf der Bank zusammengerollt, wie er sie zurückgelassen hatte. Sie klammerte sich fest, stöhnte und schluchzte leise und hielt die Augen fest geschlossen. Zitternd ließ er sich neben sie fallen, seine Brust hob und senkte sich heftig, er konnte nicht denken, sondern wußte nur, daß sie noch am Leben und noch in Sicherheit waren.

Nach einer Weile klärte sich sein Blick. Er sah Land in etwa einer Meile Entfernung und bemerkte, daß der Regen nachgelassen hatte und die Wellen auch. Jetzt spülte nur noch gelegentlich ein Brecher über Bord. In einem Spind unter dem Sitz fand er Decken und legte eine Angélique um, eine sich selbst.

»Mir ist so kalt, Jamie! Wo waren Sie?« schluchzte sie wie ein erschrockenes Kind, nur halb bei Bewußtsein. »Mir ist so kalt, so einsam, und ich fühle mich entsetzlich, aber ich bin so froh, daß wir es getan haben, so froh, Jamie, mir ist so kalt...«

Als sie an der Pier von Struan's anlegten, blinkten hoch am Himmel ein paar Sterne. Es war noch früh, noch vor Einbruch der Dunkelheit. Der Himmel hatte aufgeklart und versprach für morgen schönes Wetter. Die Handelsschiffe und die Flotte lagen sicher vor Anker, ruhig, mit aufgesetzten Lichtern – nur auf dem Postdampfer wurde noch unter zahllosen Öllampen gearbeitet, die wie ebensoviele Glühwürmchen aussahen.

Behende sprang der Heizer mit einer Trosse auf die Brücke und vertäute das Schiff. Dann half er den anderen, zuerst Angélique, dann Skye und Hoag. Jamie nahm die Stufen mühelos, noch immer in seine Decke gewickelt, frierend, aber nicht unterkühlt. Skye und der Doktor waren aschgrau, ihnen war übel und schwindlig, und ihre Knie waren weich. Angélique ging es inzwischen viel bes-

ser. Ihre Kopfschmerzen waren vergangen. Ihr war nicht übel gewesen, und sie war auch nicht seekrank geworden. Die letzte halbe Stunde hatte sie auf Deck zugebracht, fern der stickigen, üblen Luft unten, sich zu Jamie gesellt, der am Heck stand, und hatte sich den Wind um die Nase wehen lassen. Nun konnte sie wieder klar denken.

Hinter ihr hustete Hoag einen Schleimpfropfen aus und spuckte ihn in das Wasser, das um die Pfosten plätscherte. »Verzeihung«, murmelte er. Er brauchte dringend einen Drink. Dann bemerkte er das Durcheinander, die zerbrochenen Balken, die eingedrückte Luke am Bug, das verschwundene Buggspriet, die verlorenen Flaggenleinen und das größtenteils verschwundene Schanddeck. »Was zum Teufel ist passiert?«

»Irgendwelches Treibgut wurde an Bord gespült, es sah nach einer Kiste aus. Ich war für einen Augenblick erschrocken«, sagte Jamie.

»Ich... ich habe ein Krachen gehört... ich glaube, ich werde den Club aufsuchen, ehe ich heimgehe.«

»Ich auch«, sagte Skye, der mehr als einen Drink brauchte, um seinen Magen zu beruhigen. »Jamie? Miss Angélique?«

Angélique schüttelte den Kopf, und Jamie sagte: »Gehen Sie nur ruhig, heute abend gibt es nichts mehr zu tun, und halten Sie sich an unsere Verabredung.« Sie hatten sich darauf geeinigt, auf Fragen hin nichts weiter zu erzählen, als daß sie eine symbolische Seebeistattung vorgenommen hatten.

Zum Glück hatte keiner der anderen den Sarg an Bord und seinen Kampf damit gesehen – bis auf Tinker. Sobald er konnte, war er in das Ruderhaus gegangen. »Bootsmann, was den Sarg betrifft, die anderen unten haben nichts gesehen, also haben Sie bei Gott auch nichts gesehen und werden auch nichts sagen. Das ist unser Geheimnis.«

»Wie Sie wollen, Sir.« Tinker hatte ihm den Flachmann gereicht und seine Stirnlocke berührt. »Danke. Wenn Sie nicht gewesen wä-

ren, wären wir jetzt da unten, wir alle – genau wie er.«

Der Flachmann hatte kaum noch einen Schluck enthalten, aber der half. »Ich dachte, ich würde es niemals schaffen. Wir vergessen das. Schwören Sie es?«

»Wie Sie wollen, Sir, aber bevor wir es vergessen, als die Kiste unterging und zerbrach und er herauskam, da kam er direkt auf mich zu, bei Gott. Ich dachte, verdammt, er kommt wieder an Bord.«

»Lieber Gott«, hatte Jamie gekeucht, »das bilden Sie sich ein, ich habe nichts gesehen – das bilden Sie sich ein.«

»O nein, Sir, mein Standort war höher als Ihrer, nicht? Und ich hab den Kerl gesehen, bitte um Verzeihung, ich hab ihn herauskommen und an die Oberfläche treiben sehen, bevor er von der Tiefe verschluckt wurde.«

»Das bilden Sie sich ein, um Himmels willen! Wie schrecklich, so etwas zu sagen!«

»Bei Gott, es ist die Wahrheit, Sir, Gott steh mir bei! Natürlich war es nur für einen Moment, und überall um ihn herum war Schaum, aber ich hab ihn wirklich gesehen!« Tinker hatte leewärts gespuckt, Holz berührt, das Zeichen gegen den bösen Blick und den Teufel gemacht und an seinem Ohrläppchen gezupft, um seine Worte zu betonen. »Bei Gott, Sir, ich will tot umfallen, wenn ich lüge, und meine Eier sollen in Sein Reich eingehen. An die Oberfläche ist er gekommen, bevor Davy Jones ihn runtersaugte, nackt wie ein Baby.«

»Was für ein Unsinn!« Jamie erinnerte sich, wie er abergläubisch Holz angefaßt hatte, für alle Fälle. »Sie bilden sich das ein, Bootsmann, obwohl ich bei Gott schwöre, daß der verdammte Sarg einen eigenen Willen zu haben schien, und einen bösen noch dazu.«

»Sag ich ja, Sir, er war besessen vom Alten Nick persönlich!« Wieder hatte Tinker leewärts gespuckt. »Er kam an die Oberfläche, ja wohl, mit offenen Augen und allem, und ich dachte, jetzt käme er

endgültig über uns.«

»Um Himmels willen, hören Sie auf! Malcolm würde uns niemals etwas Schlechtes antun«, hatte er voll Unbehagen gesagt. »Da hat die Phantasie Ihnen einen Streich gespielt.«

»Mein Standpunkt, Sir, war höher als Ihrer...«

»Vergessen Sie Ihren verdammt Standpunkt. Haben Sie noch Rum?«

Tinker hatte gehustet, in eine verborgene Schublade gegriffen und eine weitere Flasche herausgenommen. Sie war halbleer gewesen. Jamie hatte einen großen Schluck getrunken, nach Luft gerungen und noch einmal getrunken.

»Sie können sich in unserem Lagerhaus zehn Kisten Rum abholen, Tinker, und haben Sie vielen Dank. Sie haben gute Arbeit geleistet, und der Maschinist auch – vier Kisten für ihn.« Tinker hatte sich überschwenglich bedankt. Die starke Hitze in seinem Magen hatte die Kälte vergehen lassen. Er hatte in das wettergegerbte Gesicht und in die blauen Augen geblickt. »Ich hatte noch nie so eine verdammt Angst, nie, in meinem ganzen Leben nicht. Drei- oder viermal habe ich gedacht, es wäre aus.«

»Ich nicht, Sir«, hatte der Bootsführer mit einem Grinsen gesagt. »Nicht mit Ihnen an Bord, aber ich war ganz glücklich, als der Kerl und seine Kiste über Bord und mit all ihren Flüchen gegen uns untergegangen waren...«

Obwohl er nun sicher an Land stand, erschauerte Jamie, als er daran dachte. Angélique bemerkte es und sagte: »Sie sollten sehen, daß Sie aus diesen nassen Kleidern herauskommen.«

Hoag sagte: »Also, ich gehe jetzt.«

Angélique umarmte Hoag, küßte seine Wange und verschloß ihre Nase gegen den Geruch von Erbrochenem. »Vielen Dank, und bis morgen.« Dasselbe tat sie bei Skye. Auf unsicheren Füßen entfernten sich die beiden Männer. »Kommen sie wieder in Ordnung?« fragte sie Jamie.

»Sie brauchen nur ein paar Whisky und einen guten Nachtschlaf.«

»Sie sind jetzt nicht in der Verfassung, etwas zu besprechen, oder?«

»Nein. Was möchten Sie denn besprechen?«

Sie nahm seinen Arm und drückte ihn. »Nur einen Entschluß fassen für morgen.«

»Wir können unterwegs reden.« Sie sagten Tinker und dem Heizer gute Nacht, dann gingen sie Arm in Arm davon. »Was ist mit morgen, Angélique – bevor Sie etwas sagen: Ich bin froh, daß wir es getan haben.«

»Oh, ich auch, lieber Jamie. Sie sind ein Schatz, und ich bin wirklich froh und glücklich, daß nichts passiert und niemand zu Schaden gekommen ist.« Ein mattes Lächeln. »Bis auf ein bißchen Übelkeit.«

»Kein Grund zur Sorge. Und morgen?«

»Ich habe beschlossen, nicht mit dem Postdampfer zu fahren, nein, bitte, sagen Sie nichts, ich habe mich entschieden. Ich bin hier sicherer. Bis ich offiziell von Tess höre. Wirklich, Jamie, ich... ich bin hier sicherer. Und ich glaube, Sie sollten auch nicht fahren.«

»Es ist meine Aufgabe, Mrs. Struan zu benachrichtigen, Mrs. Tess Struan.«

Sie seufzte und ging weiter auf das Struan-Building zu. »Es ist besser, wenn ich bleibe. Malcolm ist bestattet, und das war alles, was ich wollte.« Nach einer Pause fragte sie: »Müssen Sie wirklich fahren?«

»Bei diesem Wind«, sagt er, laut denkend, »könnte die *Prancing Cloud* fünfzehn bis siebzehn Knoten schaffen, tagein und tagaus, und in fünf Tagen in Hongkong einlaufen – sie wird es eilig haben bei so wichtigen Nachrichten und wichtiger Fracht.« Sie waren alle übereingekommen, öffentlich und nun auch privat diesen Sarg als

den des Tai-Pan zu betrachten. »Der Postdampfer macht acht Knoten und wird deshalb wie üblich etwa zehn Tage brauchen. Bis ich ankomme, wird die Beerdigung schon vorbei sein, Tess wird alles wissen, und zwar von einem Dutzend verschiedener Standpunkte aus – mein Bericht ist an Bord, ebenso der von Sir William und zweifellos noch fünfzig andere. Sie hat mich zum Ende des Monats entlassen, der Neue kommt in ein paar Tagen, und ich sollte ihn einweisen.« Und dann gab es noch andere Gründe, die er nicht laut auszusprechen beschloß: Er wollte sich bei anderen Hongts – wie die großen Firmen manchmal genannt wurden – nach einer Stellung umsehen. Die einzige wirklich passende Stellung, die verfügbar war, seiner Erfahrung entsprach und ihm gewiß angeboten werden würde, wäre bei Brock's. Dann mußte er wegen Maureen eine Entscheidung treffen, und außerdem war da noch Nemi. Traurig lächelte er Angélique zu. »All das läuft darauf hinaus, daß ich keinen Grund habe zu fahren, nicht?«

Sie drückte seinen Arm, ohne auf Passanten zu achten. »Ich bin froh. Wenn Sie hier sind, werde ich mich nicht einsam fühlen.«

»Jamiel!« rief Phillip Tyrer von der Tür der britischen Gesandtschaft aus. Hastig eilte er auf sie zu. »Abend, Angélique«, sagte er verlegen. »Sir William läßt sich empfehlen. Würden Sie beide und sie... die übrigen Passagiere und die Mannschaft des Kutters morgen früh vor der Kirche freundlicherweise bei ihm vorbeikommen, ehe Sie beide an Bord des Postdampfers gehen?«

»Wozu, Phillip?« sagte Jamie.

»Ich... ich glaube, er möchte, verdammt, oh, entschuldigen Sie, Angélique, er möchte gern fragen, was Sie gemacht haben.«

»Gemacht?«

Der junge Mann seufzte. »Tut mir leid, alter Junge, das ist nicht meine Idee, ich habe nur die Botschaft überbracht, das ist alles. Seien Sie mir nicht böse, ich bin bloß das nächstbeste Mädchen für alles.«

Sie beide lachten, und die Spannung ließ nach. »Zehn Uhr?«

»Danke, Jamie, das müßte reichen.« Tyrer schaute zu dem Kutter hinunter. »Sieht aus, als hätten Sie eine rauhe Fahrt gehabt, was in aller Welt ist mit dem Bug passiert?«

Jamie sah sich um. Der Schaden war unter der Lampe an der Spitze der Pier deutlich zu erkennen und, wie er wußte, aus Meilen Entfernung aus den Fenstern der Gesandtschaft mit einem Fernglas leicht zu beobachten. »Treibgut«, sagte er prompt. »Eine Kiste oder etwas, das aussah wie eine Kiste, wurde an Bord gespült und dann wieder weggetragen. Kein großes Problem.«

## 50

*Sonntag, 16. Dezember*

**D**a bin ich nicht Ihrer Meinung, Jamie. Wir haben eindeutig ein Problem.« Sir William saß hinter seinem Schreibtisch. Phillip ganz in seiner Nähe. Die Stimmung in dem schäbigen Büro glich der eines Verhörs. »Fangen wir noch einmal von vorn an. Sie scheinen der Sprecher zu sein, also werde ich mich an Sie wenden. Ich habe ausdrücklich gesagt, daß hier keine Bestattung stattfindet und daß der Leichnam nach Hongkong zurückgebracht werden sollte...«

»Er ist bereits unterwegs, Sir William, mit der *Prancing Cloud*«, sagte Jamie mit zusammengebißenem Zähnen. Sie stritten sich seit einer halben Stunde, er und Sir William; sie hatten vorsichtig geantwortet, sich nur geäußert, wenn sie direkt befragt wurden, nichts freiwillig preisgegeben und so einfach wie möglich geantwortet: Hoag, Skye, Tinker, der Heizer und Angélique. Hoag war entschie-

den das schwächste Glied in der Kette und hätte sich beinahe zweimal verplappert. Angélique war in Schwarz und dicht verschleiert. »Wir hatten eine symbolische Best...«

»Das weiß ich, und wie ich schon wiederholt gesagt habe, möchte ich wissen, warum Sie, wenn es denn nur eine symbolische Bestattung war, einen wirklichen Sarg mit einer wirklichen Leiche benutzt haben, wenn auch mit einem Eingeborenen darin, und ihn wie bei einer christlichen Seebestattung über Bord schoben?«

Jamie zuckte die Achseln, in die Enge getrieben mit dieser unvermeidlichen Frage. Heute morgen hatte Skye gemeint: »Am besten stehen wir es mit gesenktem Kopf durch, er kann nicht viel tun, bloß Gift und Galle speien...« Jamie räusperte sich. »Der Sarg war da, und ich hielt es für eine gute Idee.«

»Aha, dann war das Ganze also Ihre Idee?«

»Ja«, sagte Jamie störrisch und blickte Hoag an, der den Mund aufmachen wollte. »Ich habe den Vorschlag gemacht, und die anderen waren so freundlich, mir zuzustimmen, es war der Wunsch des Tai-Pan – es war Malcolms Wunsch und der von Mrs. Struan. Das hat keinen Schaden angerichtet.«

»Da bin ich aber anderer Meinung. Die ganze Idee ist makaber, Sie haben absichtlich meiner Meinung zuwider gehandelt; es scheint eine Absprache zwischen allen hier Versammelten zu geben, mir die Wahrheit zu verschweigen und etwas zu verbergen... Finden Sie nicht auch, Phillip?«

Tyrer rutschte auf seinem Stuhl herum. »Eh, ja, Sir, wenn Sie meinen.«

»Warum haben Sie einen wirklichen Sarg und einen wirklichen Leichnam benutzt?«

Hoag bewegte sich unbehaglich in seinem Sessel. Alle wußten, daß er jeden Augenblick zusammenbrechen würde.

Angélique entschied, jetzt sei der richtige Zeitpunkt, und begann zu weinen. »Warum lassen Sie uns nicht einfach in Ruhe, wir haben



keinen Schaden angerichtet, wir haben nur getan, was wir für das Beste hielten, was mein Mann wollte, was ich für ihn wollte...«

»Angélique, bitte, weinen Sie ni...«

»...was er wollte und was Sie verboten haben. Es ist Ihre Schuld, Sir William, ich dachte, Sie seien unser Freund, wenn Sie unser Freund wären und wenn Sie... vernünftig gewesen wären, dann hätten wir all diese Schwierigkeiten nicht gehabt. Natürlich war es nicht nett, irgend etwas hinter Ihrem Rücken zu tun, obwohl ich glaube, daß Sie unrecht hatten, und...«

»Mrs. Struan, ich...«

»...natürlich war das nicht nett, keiner von uns wollte es tun, aber wenigstens haben wir es in gutem Glauben getan, vor Gott, wenigstens haben diese Freunde, diese wirklichen Freunde geholfen, das richtig durchzuführen, was mein Mann und ich... es war nicht viel verlangt...«

Nun waren alle um sie herum, versuchten sie zu beruhigen und fühlten sich schrecklich, bis auf Skye, der bewunderte, wie glänzend sie den Zeitpunkt gewählt hatte, und Sir William, der sich innerlich amüsierte, aber so tat, als sei er ebenso bestürzt. Er beobachtete und wartete. Wer war hier der wirkliche Schuldige? Gewiß nicht Jamie. Verflucht dumm, das zu tun, was sie getan hatten. Lächerlich. Dumm, dafür sein Leben zu riskieren.

Die Menschen sind einfach schlecht. Sogar Angélique. Ach, aber was für eine Frau, was für eine Schauspielerin – woher in Gottes Namen nimmt sie das alles? Wie bei den meisten Mädchen ihres Alters ist ihre Bildung minimal. Bereitet Skye sie auf den Prozeß des Jahrhunderts vor? Oder bin ich bloß ein alter Narr? Wie auch immer, ich werde traurig sein, sie zu verlieren.

Die Uhr auf seinem Kaminsims schlug Viertel vor. Zeit für die Kirche, dachte er, Zeit aufzuhören.

»Aber, aber, Mrs. Struan«, sagte er wie ein guter, aber strenger Vater. »Unnötig, Tränen zu vergießen, davon hatten wir in letzter

Zeit genug. Ich muß gestehen, daß ich die Eskapade absolut mißbillige, sie war eine dürftige Vorstellung, aber unter den Umständen denke ich, daß wir es einstweilen dabei bewenden lassen sollten.« Er tat so, als bemerke er die hörbare Erleichterung und das Nachlassen von Angéliques Schluchzen nicht. »Jetzt ist es Zeit für die Kirche, und dann werden unsere guten Wünsche Sie begleiten, wenn Sie sich auf den Postdampfer begeben werden. Wir werden es wirklich sehr bedauern und sehr traurig sein, Sie unsere Küsten verlassen zu sehen.«

»Ich... ich reise noch nicht ab, Sir William.«

»Wie?« Sir William und Tyrer waren völlig verblüfft. Zwischen einzelnen Schluchzern sagte sie mit gesenktem Kopf: »Dr. Hoag hat mir geraten, die nächsten Tage keine Reise anzutreten.«

Rasch sagte Hoag: »Das stimmt, medizinisch wäre es keine gute Idee, Sir William, überhaupt keine gute Idee, nein.« Heute morgen hatte Skye, unterstützt von Jamie, darauf beharrt, es sei am besten, wenn sie eine Zeitlang nicht reise. »Sie braucht ein medizinisches Attest, Doktor, eines, das Sie bei Tess Struan vorlegen können. Nach all diesen Aufregungen sollte sie doch gewiß nicht reisen oder irgendwelchen Anfeindungen ausgesetzt sein, ehe sie kräftiger ist, nicht wahr?« Hoag hatte bereitwillig zugestimmt und sagte nun zu Sir William: »Wie Sie sehen können, gerät sie leicht außer Fassung, und ich habe ihr ein Attest geschrieben, wenn das auch nicht nötig gewesen wäre.«

Einen Augenblick lang wußte Sir William nicht, was er davon halten sollte. Einerseits blieb sie ihnen nun erhalten, andererseits fiel sie – und damit auch die ganze Auseinandersetzung mit Tess Struan – weiterhin in seine Verantwortung. »Sie sollten wirklich reisen, Ma'am, ich meine, es wäre sehr wichtig, bei der Beerdigung anwesend zu sein.«

»Ich wollte ja gehen, aber...«, ihre Stimme brach, und neues Schluchzen schüttelte sie. »Dr. Hoag reist an meiner Stelle. Ich

fühle mich dem Ganzen nicht gewachsen... es ist am besten...«

»Aber Jamie, Sie werden doch auch reisen, oder?«

»Nein, Sir. Mrs. Tess Struan hat mich beauftragt, hier gewisse Dinge zu erledigen.«

»Gott sei meiner Seele gnädig.« Sir William seufzte. »Nun, wenn Dr. Hoag es sagt, dann ist die Sache erledigt, er ist der Arzt der Familie Struan.« Er stand auf. Erleichtert dankten ihm die anderen und erhoben sich. »Einen Augenblick, Dr. Hoag, auf ein Wort, wenn's Ihnen recht ist.« Es freute ihn zu sehen, daß Jamie und Skye blaß wurden, und als sie zögerten zu gehen, sagte er betont: »Auf Wiedersehen, Jamie, Mr Skye. Phillip, nicht nötig, daß Sie bleiben.«

Die Tür schloß sich. Hoag stand wie ein Kaninchen vor einer Kobra.

»So, Doktor, und nun sagen Sie mir ruhig die Wahrheit. Wie geht es ihr?«

»Es geht ihr sehr gut. Zumindest im Moment, Sir William«, sagte Hoag sofort. »Die Heilung ist sozusagen eine oberflächliche. Was darunter liegt, weiß niemand. Es könnte Tage, Wochen, ein Jahr oder mehr dauern – dann wird der Alptraum zurückkehren. Was dann geschähe...« Er zuckte mit den Schultern.

»Werden Sie Tess Struan aufsuchen?«

»Ja, sobald ich ankomme.« Hoag wartete zitternd, fürchtete die Fragen und wußte, daß er versagen würde.

Nachdenklich stand Sir William auf, schenkte einen Whisky ein und reichte ihn Hoag. »Sie werden für eine Weile nicht hierher zurückkommen, wenn überhaupt jemals wieder. Ich muß wissen, im Vertrauen, wie groß die medizinischen Chancen sind, daß sie ein Kind von Malcolm erwartet.«

Hoag blinzelte; der Whisky und die unerwartete Freundlichkeit beruhigten ihn und brachten ihn aus dem Konzept, da er diese Art von Frage nicht erwartet hatte. »Das liegt natürlich in Gottes Hand, Sir. Aber Malcolm war gesund, und sie ist ebenfalls gesund, zwei

feine Menschen, leider unter einem schlechten Stern stehend – sehr traurig. Ich würde sagen, die Chancen sind sehr gut, sie müssen sich sehr leidenschaftlich geliebt haben, ich habe nie etwas gesehen, das wahrer Liebe näher kam.«

Sir William runzelte die Stirn. »Gut. Wenn Sie Tess Struan sehen... ich denke, unsere Mrs. Struan wird jede Hilfe brauchen, die sie bekommen kann, nicht?«

»Sie können versichert sein, daß ich mich für sie einsetzen werde.«

Sir William nickte und griff in eine Schublade. Der Umschlag war versiegelt und an Sir Stanshope, Gouverneur von Hongkong, adressiert. »Ich habe einen offiziellen Auftrag für Sie, geheim. Ich möchte, daß Sie dies dem Gouverneur gleich nach Ihrer Ankunft persönlich übergeben.«

Er kritzelte auf den unteren Rand ›Persönlich überbracht von Dr. Hoag‹. Als er hörte, daß Jamie nicht auf dem Postdampfer sein würde, hatte er beschlossen, Hoag einzuschalten, weil sich an Bord der *Prancing Cloud* niemand befand, dem er trauen konnte. »Der Brief muß persönlich ausgehändigt werden, an niemanden sonst, und niemand soll wissen, daß Sie als Kurier der Königin handeln. Klar?«

»Ja, Sir. Natürlich«, antwortete Hoag voll Stolz.

Sir William wußte jetzt, daß Hoag wie Wachs in seinen Händen war und daß er aus ihm alles herausholen konnte, was er wollte. Wer die Idee zu dieser Eskapade hatte, was genau auf See geschah und warum sie es getan hatten, was wirklich in Kanagawa passiert war. Er lächelte vor sich hin, genoß seine Position und ließ die Angelegenheit aus bestimmten Gründen ruhen. »Ich wünsche Ihnen eine sichere Reise und freue mich darauf, Sie in Hongkong zu sehen.«

»Vielen Dank, Sir.«

Hoag floh, selig, so glimpflich davongekommen zu sein. Jamie

und Skye erwarteten ihn ängstlich in der High Street. »Nichts, ehrlich«, sagte er aufgeregt, »er wollte mir nur medizinische Fragen stellen, private medizinische Fragen.«

»Was?«

»Ehrenwort. Schnell, wir haben vor der Kirche gerade noch Zeit für einen kleinen Schluck. Ich bin immer noch ganz mitgenommen.« Vor Erleichterung bemerkten die drei nicht, daß Sir William sie aus seinem Fenster beobachtete.

Ich frage mich, wie glücklich diese Halunken wären, wenn Sie meinen Brief an den Gouverneur lesen könnten, dachte er mürrisch. Noch sind sie nicht vom Haken, keiner von uns ist es. Als ob ein einzelner Sarg zählte, wenn die ganze Welt auseinanderfällt; Rußland taumelt wieder auf einen Krieg zu, Preußen leckt sich über den Eingeweiden von Mitteleuropa die Lippen, die Franzosen sind von militantem, aufgeblasenem Stolz, unser indisches Empire ist wegen irregeleiteter Narren im Parlament in Gefahr, und wir stehen unmittelbar vor der japanischen Abrechnung.

Auf den ersten Blick war der Brief harmlos. Entschlüsselt lautete er: *Fordere dringend jede mögliche Flotten- und Armeeverstärkung an, da ich täglich damit rechne, daß die Niederlassung von Bakufu-Samurai-Legionen angegriffen werden kann und ich vielleicht unsere Basis hier aufgeben muß.*

Die katholische Kirche war von Kerzen erleuchtet, und Pater Leo erflehte gerade den Abschlußsegen für die Gläubigen. Der Gottesdienst war kürzer gewesen als üblich, da einige den Postdampfer erreichen mußten.

Angélique kniete betend in der ersten Reihe, Seratard neben ihr. André einige Reihen dahinter, Vervene mit dem Rest des Gesandtschaftspersonals im Hintergrund, dazwischen ein paar Händler, eurasische Portugiesen und einige Offiziere der französischen Schif-

fe. Für die Masse der französischen Matrosen gab es andere Gottesdienste, die früher oder später abgehalten wurden. Alle Schiffsbesatzungen waren dankbar, daß keine Priester bei der Flotte waren – einen Priester an Bord zu haben galt immer als unglückliches Omen, auf allen Schiffen unter allen Flaggen.

Pater Leo verneigte sich vor dem Altar, Angélique atmete tief ein und wartete darauf, daß Seratard sich rührte.

Sie hatte bereits gebeichtet. In dem kleinen Beichtstuhl hatte sie gesagt: »Pater, vergeben Sie mir, denn ich habe gesündigt.«

»Welche Sünden haben Sie diese Woche begangen, mein Kind?«

Sie hatte die kaum verhüllte Ungeduld gehört, von all ihren Gedanken und Taten zu erfahren, denn dies war das erstemal seit Beginn der Schwierigkeiten, daß sie zur Beichte ging. »An einem Abend habe ich vergessen, die Madonna in meinen Gebeten um Vergebung zu bitten«, sagte sie völlig ruhig; sie hielt sich an ihren Pakt, den Plan und die Worte, die sie sich ausgedacht hatte. »Ich hatte viele schlechte Gedanken und Träume, war ängstlich und vergaß, daß ich in Gottes Hand bin und mich niemals zu fürchten brauche.«

»Ja, und was noch?«

Sie lächelte ein wenig, denn seine Ungeduld war nicht zu überhören. »Ich habe gesündigt, denn aus der Sicht der Nation meines Gatten und seiner Kirche war unsere Trauung zwar legal, aber wir hatten keine Zeit, sie der Wahren Kirche entsprechend zu vollziehen.«

»Aber... aber das, Senhora, das als solches ist keine Sünde. Sie waren dafür nicht verantwortlich, er wurde von uns genommen. Welche... welche weitere Sünden haben Sie begangen?«

Sie hielt ihre Nüstern so gut wie möglich verschlossen gegen den Geruch nach schalem Wein und ungewaschenen Kleidern. »Ich habe gesündigt, weil ich Sir William nicht überreden konnte, mir zu erlauben, meinen Gatten so zu bestatten, wie er es sich und ich

es mir auch wünschte.«

»Das... das ist an sich keine Sünde, Kind. Was noch?«

»Ich habe gesündigt, indem ich meinen Gatten nicht überreden konnte, Katholik zu werden, ehe wir heirateten.«

»Auch das ist keine Sünde, Senhora. Was noch?« Allmählich hörte er sich verzweifelt an. Wie sie erwartet hatte. »Haben Sie... haben Sie Sünden des Fleisches begangen?«

Ihre Augen verengten sich, ihr Lächeln gefror, und sie verachtete ihn noch mehr, während sie ihm gleichzeitig einiges vergab, weil er die Großmut besessen hatte, den anderen Sarg zu segnen. »Nach den Lehren der Kirche habe ich mich als Ehefrau korrekt verhalten.«

»Ja, aber... aber haben Sie ihm beigewohnt, ohne rechtmäßig...«

»Nach dem Gesetz meines Gatten war ich rechtmäßig verheiratet und habe in Übereinstimmung mit den Lehren der Wahren Kirche gehandelt«, sagte sie und fügte in noch schärferem Ton hinzu: »Und jetzt hätte ich gern die Absolution, Pater.« Das war nicht üblich, und sie wartete mit angehaltenem Atem, bereit, den Beichtstuhl zu verlassen, falls er sie weiter befragte.

»Da... da Sie heute abreisen, ist es notwendig, mich zu vergewissern, Senhora, um Ihnen die Absolution zu erteilen...«

»Ich reise nicht mit dem Postdampfer, Pater. Nicht heute.«

»Oh, Sie reisen nicht?« Sie hatte die freudige Erregung und Erleichterung gehört. »Dann... dann können wir reden, mein Kind, können um der Glorie Gottes willen ausführlich reden. Ach, wie wunderbar sind die Wege des Herrn.« Er hatte ihr die Absolution erteilt und eine bescheidene Buße aufgetragen, und sie war gegangen, um dem Gottesdienst beizuwohnen.

Nachdem sie diese Hürde überwunden hatte, fühlte sie sich erleichtert und war mit sich zufrieden. Sie hatte erreicht, was sie hatte erreichen wollen: Malcolm war hier bestattet worden, Gornt war entsandt, Hoag unterwegs, Tess neutralisiert – mit Gottes Hilfe.

Gott ist auf meiner Seite, da bin ich sicher. Er stimmt zu, ich bin ganz sicher. Bis auf Malcolm. Ach Malcolm, mein Geliebter, mein Liebster...

»Darf ich Sie nach Hause begleiten, Angélique?« fragte Seratard und unterbrach ihre Tagträume.

»Danke, M'sieur«, sagte sie förmlich, »aber ich fürchte, daß ich im Augenblick keine sehr gute Gesellschaft bin und würde lieber allein gehen.«

»Es gibt vor Ihrer Abreise eine Menge zu besprechen.«

»Ach, ich dachte, Sie wüßten schon, daß ich nicht mit dem Postdampfer reise – Dr. Hoag hat es verboten, was mich traurig macht.«

Sein Lächeln wurde breiter. »Großartig! Das ist die beste Nachricht, die ich seit vielen Tagen gehört habe. Möchten Sie heute abend vielleicht in der Gesandtschaft dinieren, nur mit zweien oder dreien von uns – in aller Stille?«

»Vielen Dank, aber nochmals, nein. Vielleicht gegen Ende der Woche, falls es mir bessergeht.«

»Donnerstag oder Freitag, wann immer Sie wünschen.«

Seratard küßte ihr die Hand, und sie trat ins Freie. Der Wind hatte wieder aufgefrischt. Sie war froh um den Schleier, ein guter Schutz vor aufdringlichen Blicken. Passanten grüßten sie bedrückt, darunter auch Nettlesmith. »Wir werden wirklich bedauern, Sie abreisen zu sehen, Ma'am.«

»Danke, Mr. Nettlesmith, aber ich fahre nicht mit dem Postdampfer, nicht heute.« Wieder sah sie in dem Moment, in dem sie das sagte, sein Gesicht aufleuchten, und es amüsierte sie. »Dr. Hoag hat mir verboten zu reisen, was mich traurig macht.«

»Oh! Ja, natürlich. Nicht reisen, aha! Oh! Tja, nun, ich verstehe das... würden Sie mich bitte entschuldigen, Ma'am?« Und schon eilte er in Richtung Club davon. Binnen Minuten würde sich die Neuigkeit in der Niederlassung verbreitet haben. Weiter unten in der Straße sah sie André, der auf sie wartete. »Hallo André.«



»Ich bin froh, daß Sie nicht fahren«, sagte er schlicht.  
»Ach. Neuigkeiten verbreiten sich rasch.«  
»Gute Neuigkeiten. Ich muß Sie sprechen, vertraulich.«  
»Geht es um Geld?«  
»Ja. Sie haben sich sehr verändert, Angélique.«  
»Zum Besseren, hoffe ich. Wie geht es Ihnen?«

»Ich werde alt.« André fühlte sich ausgelaugt und müde. Gestern nacht hatte er Hinodeh gesehen, und dunkle Schatten waren zwischen ihnen gestanden. Während sie ihn massierte, hatte er den Arm ausgestreckt und in den Ausschnitt ihres Kimonos gegriffen, um ihre Brust zu küssen, da er sie bis zur Raserei liebte, aber sie war zurückgezuckt. »Sie versprochen, nicht zu...«, hatte sie gekeucht, und seine Wut auf sich selbst, weil er das vergessen hatte, war in Wut auf sie umgeschlagen, und er hatte sie angeherrscht: »Hör auf, so dreinzuschauen! Aufhören! *Baka!*«

Es gab nie Tränen, solange er da war, nur das ständige, erbärmliche Gemurmeln: »*Gomen nasai*, Furansu-san, *gomen nasai*, *gomen nasai*, *gomen nasai*.« Immer wieder, bis die Worte ihn wahnsinnig machten und er schrie: »Sei still, um Gottes willen!« Da hatte sie endlich geschwiegen. Auf den Knien hatte sie da gehockt, die Augen niedergeschlagen, die Hände im Schoß, reglos bis auf ein gelegentliches Zittern wie ein geprügelter Hund.

Er hatte sich entschuldigen und sie in seinen Armen halten wollen, denn seine Liebe war ungebrochen, aber dadurch würde er nur noch mehr das Gesicht verlieren; also hatte er sich mürrisch angezogen und ohne ein Wort ihr Haus verlassen. Als er aus der Yoshiwara hinaus und über die Brücke war, war er zum Ufer hinuntergegangen, hatte wie besessen gegen das nächstbeste Fischerboot getreten, bis er vor Erschöpfung nicht mehr konnte. Dann hatte er sich auf die kalten Steine gesetzt, atemlos vor Frustration, weil er wußte, daß sie weinen würde, und ebenso wütend, daß sie nicht diplomatischer mit seinem Fehler umgegangen war. Morgen würden sie von

vorn beginnen, als wäre nichts geschehen, aber er war sicher, unter dem lebenswürdigen und sanften Betragen lag ein Meer von Haß. Von Haß auf ihn.

»Und warum nicht?« murmelte er.

»Warum nicht was, André?« fragte Angélique.

»Oh, nichts. Nur ein Gedanke.«

»Sehen Sie, da ist eine freie Bank. Dort können wir uns hinsetzen.«

Von der Bank aus konnten sie aufs Meer blicken. Unwillkürlich ging ihr Blick zum Postdampfer, und Angélique fragte sich, was geschehen wäre, wenn sie sich entschlossen hätte, an Bord zu gehen. Ich wäre nur früher als erforderlich in die Höhle der Löwin getreten, dachte sie. Unnötig, sich darüber Sorgen zu machen, unnötig, sich über irgend etwas Sorgen zu machen – ich brauche mich nur in meinem neuen Wesen zurechtzufinden und zu warten. Dann sahen sie, wie aus dem Kamin des Postdampfers eine Rauchfahne aufstieg. »Tut mir leid, ich bin nicht sehr gesprächig«, sagte sie.

»Könnten Sie mir etwas Geld geben?«

»Ich habe nur wenig. Wieviel brauchen Sie?«

»Tausend Guineas.«

»Um Himmels willen, wozu?«

Er atmete tief ein. »Ihr Name ist Hinodeh«, sagte er und erzählte ihr, wie er sich verliebt hatte und sie für sich allein haben wollte, aber nichts von den wahren Gründen, von seiner Krankheit. »Ich kann ohne diese Frau nicht leben, und das Geld brauche ich für ihren Kontrakt, ich muß ihn haben. Ich muß.«

»Ich kann unmöglich einen solchen Betrag aufreiben, André«, sagte sie, ehrlich schockiert, aber gerührt. »Was ist mit Henri, er könnte Ihnen doch sicher einen Kredit geben?«

»Er hat abgelehnt, und er hat auch abgelehnt, mir einen Vorschuß auf mein Gehalt zu zahlen, ich glaube, er genießt meine Abhängigkeit.«

»Wenn ich mit ihm reden würde und...«

»Nein, das dürfen Sie nicht, das wäre das Schlimmste, was Sie tun könnten.« Er sah sie auf eine neue Art an. »Wenn mit Malcolms Erbschaft alles geregelt ist – und ich bete darum, daß es schnell geht, ich werde auch versuchen, die Angelegenheit voranzutreiben –, dann möchte ich, daß Sie mir den Betrag leihen, tausend Guineas.«

»Wenn ich kann, werde ich das tun, André, das wissen Sie.«

»Können Sie mir nicht jetzt etwas geben? Einhundert, damit kann ich mir die Mama-san für eine Woche vom Hals halten – sie war die einzige, die Ihnen geholfen hat«, fügte er hinzu, um ihr einen Stich zu versetzen.

Sie nahm das ungerührt hin, denn ihr war durchaus bewußt, auf wie viele Arten er ihr geholfen und versprochen hatte, es nie zu erwähnen, rasch zog sie neue Schlüsse: Diese Hinodeh ist eine zusätzliche Sicherheit für mich. »Ich werde Jamie um einen Vorschuß bitten.«

»Da ist doch das Geld, von dem Sir William sagte, Sie könnten es behalten, zweihundertdreiundsechzig Guineas, nicht wahr, aus dem Tresor?«

»Ja, davon ist ein wenig übrig.« Sie sah hinaus aufs Meer, um der verstörenden Intensität seines Blicks auszuweichen; sie fragte sich, woher er das wußte, und suchte ihr Erschrecken vor diesem anderen André mit seiner lauernenden Hysterie zu verbergen. Dumm, sich so zu verhalten; ist ihm nicht klar, daß unser Schicksal miteinander verbunden ist? Aber er ist verliebt, also verzeihe ich ihm. »Ich habe einiges nach Hause geschickt.«

»Ich setze mich für Sie, Angélique, jeden Tag bei Henri ein. Sie werden Mündel des Staates, da ist er sicher. Henri ist wichtig für Ihre Zukunft, er und der Botschafter werden in dem kommenden Kampf für Sie eintreten, dafür garantiere ich. Es war sehr klug von Ihnen, hier zu bleiben und zu warten, das ist sicherer und besser«,

sagte er, und sie erinnerte sich, wie er ihr vor gar nicht langer Zeit gesagt hatte, es sei sehr wichtig, daß sie abreise.

Er beobachtete sie; es war schwer, durch den Schleier etwas zu erkennen. Er dachte wieder an die unterschriebene eidesstattliche Erklärung, die er zusammen mit seinem Testament im Tresor des britischen Gesandten deponiert hatte, da er Seratard nicht traute – für den Fall, daß ihm etwas zustoßen sollte. Die Erklärung, die von dem Liebesakt mit dem Tokaidō-Mörder und der Abtreibung berichtete – wann und wie sie bewerkstelligt und der Beweis beseitigt wurde – sowie vom Tod des Mörders. Dann war da noch die zweite Seite des Briefes, den ihr Vater ihr vor Monaten geschrieben und den er in ihrer Gegenwart zerrissen, hinterher aber wieder zusammengeklebt hatte, die Seite, die jeden Ehevertrag platzen lassen würde, dem Tess Struan vielleicht zustimmte, wenn man ihr wirklich die Daumenschrauben anlegte – all das konnte er benutzen, wenn es nötig war. Angélique war sein einziger Paß zum Besitz von Hino-deh und zu einer komfortablen Zukunft.

Raiko und Meikin und der Kauf und Verkauf von Geheimnissen? Ein Hirngespinnst, mußte er sich bitter eingestehen. Ich habe ihnen den ganzen Plan für den Feldzug verraten, und was habe ich dafür bekommen? Leere Versprechungen – und keine Chance, diese gegen meine andere Schuld einzutauschen. »Einhundert«, sagte er, zu müde und zu wütend, um bitte zu sagen.

Sie wandte den Blick nicht von Meer. »Wie lange werde ich warten müssen? Bis Tess handelt?«

»Das hängt davon ab, wie Tess die Nachricht aufnimmt, und was sie bei der Beerdigung tut. Sie wird dreißig Tage abwarten und schauen, ob Sie schwanger sind oder nicht, bevor sie entscheidet«, sagte er mit sachlicher Stimme und hätte sie gerne wieder von ihm abhängig gesehen. »Geben Sie zehn Tage dazu, bis diese Nachricht sie erreicht. Zehn zum Nachdenken, zehn, um eine Botschaft zurückzuschicken. Etwa zwei Monate, vielleicht weniger.«

»Was wird das für eine Botschaft sein?«

»Eine böartige.« Seine Augen verengten sich. »Aber ich habe da ein paar Ideen. Ich kann helfen, Sie zu einer reichen Frau zu machen. Aber wir müssen warten, für eine Weile können wir nichts tun, als nur warten. Geduld, Angélique, Geduld und ein bißchen Glück... Ich habe Ideen.«

Ich auch, André, du Erpresser. Viele. Und Pläne. Für dich, Tess und für die Zukunft.

Sie beugte sich zu ihm hinüber und berührte ihn fast zärtlich. »Ich bin so froh, daß Sie eine Liebe haben, die Sie auf Händen tragen können. Das ist ein Segen«, sagte sie und meinte es ernst. Dann schob sie, wie nur eine Frau es vermag, diese Zärtlichkeit für immer beiseite. »Das Geld wird Sie um sechs Uhr erwarten. André – ich bin froh, daß Sie mein Freund sind.«

»Ich bin auch froh... danke für das Darlehen.«

»Also müssen wir wieder geduldig sein, wir beide, und warten, ja? Ein bißchen Glück und Geduld? Ich kann geduldig sein. Ein bißchen Glück und Geduld. Gut, dann soll es so sein.«

Er blickte ihr nach, als sie ging. Trotz ihrer bezaubernd zierlichen Figur wirkte sie groß.

# FÜNFTES BUCH

---

# 51

*Dienstag, 1. Januar 1863*

**Y**oshi Toranaga war nach einem Gewaltmarsch von der Herberge Hamamatsu aus müde und zornig wieder in der Burg von Edo eingetroffen.

Die Falten in seinem Gesicht hatten sich vertieft. Früher hatten Männer Angst vor ihm gehabt, jetzt waren sie geradezu erstarrt. Auf der Reise hatte er sich selbst und sein Gefolge angetrieben, nur ein paar Stunden geschlafen, wutentbrannt bei jeder Verzögerung, unzufrieden mit den Gasthäusern, den Bädern, dem Essen, der Bedienung und der Zukunft. Alle wußten, daß es nur die Enttäuschung und der Kummer über den Tod der geliebten Koiko war.

Hauptmann Abeh hatte ihre Verbrennung und die von Sumomo arrangiert, und alle wußten, daß eine so tapfere Kämpferin die höfliche Verneigung des Siegers vor dem Feuer verdient hätte – vor allem, da die Kämpferin Shishi war und eine Frau, die bald Gegenstand von Liedern und Legenden sein würde, ebenso wie der Schlag, der sie in zwei Teile geschnitten hatte. Und auch Koiko, die Lilie, die sich selbst dem ersten Shuriken in den Weg geworfen und so das Leben ihres Herrn gerettet hatte, der ihr dann das Geschenk der Schmerzlosigkeit machte.

Doch Yoshi, Vormund des Erben, hatte kalt ihr Todesgedicht gesprochen:

*Aus dem Nichts in das Nichts,*

*Ein Leichnam ist ein Leichnam  
Und nichts –  
Meiner, deiner, selbst ihrer.  
Haben sie existiert? Existieren wir?*

Unter Peitschenhieben weiter, zur Burg. Dort noch immer keine Ruhe, die Burg und Edo und ganz Kwanto in Aufruhr über die Kriegsvorbereitungen der Gai-Jin – ausgelöst durch das Ultimatum des *taikō*.

»Die Reaktion der Gai-Jin war abzusehen«, hatte Yoshi beim Treffen der Ältesten gesagt, das er sofort einberufen hatte, und um Anjo eine Möglichkeit zu geben, sich aus der Schlinge zu ziehen, hatte er hinzugefügt: »Sie waren schlecht beraten – trennen Sie sich von dem Narren, der diesen Kurs vorschlug und den Brief entwarf.«

»Der Kaiser und der Shōgun haben befohlen, alle Gai-Jin auszuweisen«, hatte Anjo zornig erwidert.

»Befohlen? Das Shōgunat befiehlt, nicht ein minderjähriger Junge, der die Worte ausspricht, die ihm das Shōgunat in den Mund legt – oder der Kaiser, der uns nur ersuchen kann!«

»Als *taikō* hielt ich das Ultimatum für notwendig.«

»Und ich frage nochmals, was schlagen Sie vor, was sollen wir tun, wenn sie hier gegen uns antreten?«

»Das werden sie nicht, wir greifen als erste an«, hatte Anjo gesagt. Dann war er zusammengezuckt, als ihn ein Schmerz durchbohrte, und hatte sich die Seite gehalten. »Wir haben sie eingekreist, Yokohama ist wie ein toter Fisch, der auf das Ausweiden wartet. Unsere Streitmacht ist fast bereit.«

»Und ihre Flotte?« hatte er gefragt, wütend, daß all seine Ratschläge mißachtet worden waren und sie wieder einmal in einer selbstgestellten Falle saßen. Es hatte keinen Sinn, Anjo und die anderen, die demütig zugestimmt hatten, an den Plan zu erinnern, den er mit größter Genauigkeit ausgearbeitet hatte, um Zeit zu gewinnen,



damit das Shōgunat Kraft sammeln und sich eingehender mit dem lebenswichtigen, drängenden Problem befassen konnte, wie zum Beispiel die feindliche Koalition von Tosa, Choshu und Satsuma, die das Shōgunat zerstören würde, wenn man sie nicht zerschlug.

»Zuerst überraschen wir Yokohama und brennen es nieder, das habe ich schon vor Monaten vorgeschlagen«, hatte Toyama gesagt, vor Erregung zitternd. »Wir verbrennen sie!«

»Und wie versenken Sie die Flotte?« hatte Yoshi höhnisch gefragt. Er hatte Anjos Schmerzen bemerkt und mußte an seinen Pakt mit Ogama von Choshu denken, der rasch ins Werk gesetzt werden mußte, um diesen Feind aus dem Gleichgewicht zu bringen und zu neutralisieren.

Wild hatte Toyama behauptet: »Die Götter werden ihre Schiffe versenken, Yoshi-donno, wie sie es gegen Kublai Khan und seine Mongolen getan haben. Dies ist das Land der Götter, sie werden uns nicht im Stich lassen.«

»Und falls die Götter abwesend sind oder schlafen«, hatte Anjo gesagt, »werden wir Feuerschiffe aussenden – Hunderte davon sind bereits im Bau, Hunderte. Wenn der Feind durch diese Barriere bricht, um Edo zu bombardieren, werden nur Bauern, Händler, Handwerker und schmarotzerische Kaufleute sterben, unsere Legionen werden intakt bleiben.«

»Ja, sie werden intakt bleiben«, hatte Toyama fröhlich gegluckst.

Und Anjo war eilig fortgefahren: »Wenn Yokohama erst nicht mehr existiert, muß die Flotte der Gai-Jin absegeln, weil sie keine Basis mehr hat, wo sie sich neu gruppieren kann. Sie muß weit fort segeln, zu ihren Kolonien in China, weil sie hier keine sichere Stellung mehr hat. Falls sie zurückkommt, werden wir...«

»Wenn sie zurückkommt«, hatte Yoshi gesagt.

»Nun gut, Yoshi-donno, wenn sie mit mehr Schiffen zurückkommt, werden wir sie in der Shimonoseki-Meerenge versenken, Ogama wird das tun, oder anderswo, denn bis dahin werden wir

mehr Kanonen und Feuerschiffe haben, und wir werden ihnen niemals gestatten, als Streitmacht zu landen, sie werden nie imstande sein, als Streitmacht zu landen und eine Basis zu errichten, nie wieder. Keine Verträge mehr, um sie zu schützen! Wir schließen unser Land wie früher. Das ist mein Plan«, hatte Anjo triumphierend gesagt. »Ich habe die Verträge zerrissen, wie der Kaiser es wünscht!«

»Sie sind göttergleich, *taikō*, die Götter werden uns mit einem Göttlichen Wind beschützen«, hatte Zukumara gekichert und sich den Speichel vom Kinn gewischt.

»Die Götter werden uns nicht vor Gai-Jin-Kanonenkugeln beschützen«, hatte Yoshi gesagt, »und auch nicht vor Feuerschiffen. Wenn wir Edo verlieren, verlieren wir unsere Shōgunats-Zitadelle, und dann werden sich alle Daimyos im Lande gegen uns zusammenschließen, um die Beute unter sich aufzuteilen – angeführt von Ogama von Choshu, Sanjiro von Satsuma und Yodo von Tosa. Ohne Edo ist es aus mit unserem Shōgunat, warum könnt ihr das nicht verstehen?«

Anjo hatte sich unter einem neuen Schmerzanfall gewunden und wütend erwidert: »Ich verstehe durchaus, daß Sie meinen, Sie seien der Herr des Landes und Gottes Geschenk an Nippon, aber das sind Sie nicht, das sind Sie nicht, Sie stehen unter meinem Befehl und Kommando, ich bin der *taikō*, ICH!«

»Sie sind der *taikō*, und... aber warum haben Sie Schmerzen?« hatte er mit gespielter Sorge gefragt – als sei es ihm gerade erst aufgefallen, da er die Konfrontation beenden wollte. »Wie lange geht das schon so, was sagt der Arzt?«

»Was er sagt? Er...« Wieder hatte Anjo etwas von dem bitteren Kräuterextrakt geschlürft, aber die Medizin linderte seine Schmerzen kaum. Sie waren schlimmer geworden bei diesem neuen chinesischen Arzt, nutzlos wie die anderen, und zwar so sehr, daß er sogar eine heimliche Untersuchung durch den berühmten Doktorriesen von Kanagawa in Erwägung zog. »Kümmern Sie sich nicht um

meine Schmerzen. Ich kenne Sie.«

Yoshi hatte Anjos Haß gesehen und gewußt, daß er seiner eigenen Jugend und Kraft galt – der Narr ahnt ja nicht, wie satt ich das Leben habe. »Kann ich...«

»Sie können nichts tun. Wir werden angreifen, wenn ich den Angriff befehle, fertig! Die Zusammenkunft ist beendet.« Damit war Anjo hinausgestürmt, jetzt, da er *taikō* war, benahm sich Anjo wie ein Tyrann und behandelte alle anderen mit abgrundtiefer Verachtung.

Wütend durchmaß Yoshi die Burg wie ein eingesperrter Tiger. Nach diesem ersten schrecklichen Tag hatte er beschlossen, nicht länger an sie zu denken, aber dennoch tauchte sie von Zeit zu Zeit lächelnd wieder auf. Wütend pflegte er sie zurückzudrängen – jetzt gab es keine Möglichkeit mehr herauszufinden, ob sie wirklich vorgestürzt war, um sein Leben zu retten, wie Abeh ihm versichert hatte. Keine Möglichkeit mehr herauszufinden, warum sie eine Shishi-Mörderin in seinen Haushalt eingeschleust hatte; er wußte nur mit Gewißheit, daß sie eine von Katsumatas Anhängerinnen gewesen war. Und wo ist Katsumata jetzt?

Er hatte bereits Befehl gegeben, ihn aufzutreiben, wo immer er sich aufhielt, und hatte eine hohe Belohnung auf seinen Kopf ausgesetzt. Außerdem hatte er angeordnet, alle Shishi und ihre Beschützer aufzuspüren und zu vernichten. Dann hatte er nach Inejin geschickt, seinem Meisterspion. Der alte Mann war hineingehinkt und hatte sich verneigt.

»Es scheint, Sire, daß die Götter Sie wie einen der Ihren behütet haben.«

»Indem sie zuließen, daß eine Shishi-Mörderin, mit Shuriken bewaffnet, ins innerste Heiligtum meiner Kurtisane eindrang«, hatte Yoshi hervorgestoßen, »und indem sie zuließen, daß meine Kurtisane eine Verräterin und an dem Komplott beteiligt war?«

Inejin hatte den Kopf geschüttelt und gelassen gesagt: »Vielleicht

keine Verräterin, Sire, und auch nicht an dem Komplott beteiligt, nur eine Frau. Und was die Shishi angeht, so hat sie nur Ihre Kampffähigkeit geübt, die sich als perfekt erwies – wozu sie ausgebildet wurden.«

Die überlegene Ruhe seines alten Gefolgsmannes hatte Yoshis Wut gedämpft. »Nicht perfekt«, hatte er reumütig gesagt, »diese Katze hat mich gekratzt, aber die Wunde heilt.«

»Soll ich Meikin, die Mama-san, hierherbringen, Sire?«

»Bald, aber noch nicht jetzt. Beobachten Sie sie noch?«

»Aus nächster Nähe. Sie haben nach mir geschickt, Sire?«

»Ich möchte, daß Sie Katsumata finden, nach Möglichkeit«, hatte er gesagt. »Haben Sie den Ronin-Verräter beseitigt, der für die Gai-Jin arbeitet, wie ich befohlen habe? Wie hieß er noch? Ori Ryoma, ein Satsuma, ja, das ist er.«

»Der Mann ist tot, Sire, aber es sieht so aus, als sei nicht er der Verräter gewesen. Vor ein paar Wochen ist Ori von den Gai-Jin getötet worden. Sie erschossen ihn, als er versuchte, in eines ihrer Häuser einzubrechen. Der Mann, der die Gai-Jin mit Informationen versorgt, und zwar noch immer, ist ein Ronin aus Choshu namens Hiraga.«

Yoshi war verblüfft gewesen. »Ausgerechnet er? Der Shishi, der die Mörder von Utani anführte?«

»Ja, Sire. Für den Augenblick kann ich ihn nicht beseitigen, er steht unter dem Schutz des Obersten Engländers und hält sich in der Nähe ihres Gebäudes auf. Ich habe einen Spion im Dorf und kann Ihnen in ein paar Tagen mehr sagen.«

»Gut. Was noch? All dieses Gerede über Krieg?«

»Ich hoffe, in ein paar Tagen mehr zu wissen.«

»Kommen Sie wieder, wenn Sie wichtige Neuigkeiten haben«, hatte Yoshi kurz angebunden gesagt und ihn entlassen.

Inejin wird mich nicht im Stich lassen, hatte er später gedacht und bereut, daß er so ungeduldig gewesen war. *Spione müssen geät-*

*schelt werden wie niemand sonst... von ihnen hängt deine Bewegungsfähigkeit ab...* Ach, Sun-tzu, was warst du für ein Genie – aber selbst meine genaue Kenntnis deiner Regeln sagt mir nicht, was ich mit den Gai-Jin machen soll, mit diesem dummen Jungen und meiner Erzfeindin, der Prinzessin Yazu – beide laben sich noch immer an dem honigsüßen Schleim, den ihnen Speichellecker servieren, die diesem Hund gehorchen, dem Fürst Berater. Was würdest du tun, um die Feinde zu vernichten, die mich umgeben? Anjo, die Ältesten, der Hof, Ogama, Sanjiro – die Liste ist endlos. Und über ihnen allen die Gai-Jin.

Dann hatte er sich an die Einladung erinnert, an Bord des Furansu-Kriegsschiffes zu gehen. Das Kohlengeschäft, das seine Gattin Hisako zusammen mit der Gyokoyama und dem Gai-Jin-Prospektor in Gang gebracht hatte, machte es ihm leicht, Misamoto zu schicken, seinen angeblichen Samurai, den Fischer-Dolmetscher, um die Vereinbarung zu treffen. Dies war gestern geschehen.

Er hatte sich in einer Galeere aus Edo davongestohlen, zu einem heimlichen Treffen auf See, außer Sicht der Küste – mit Abeh, zwanzig Wachen und Misamoto. Die Erfahrung war höchst eindrucksvoll gewesen: Größe und Kraft der Schiffsmaschinen und Kanonen waren unglaublich, ebenso die Menge von Pulver und Munition und transportierter Kohle und die Geschichten, die sie erzählten, Lügen oder Wahrheiten, das wußte er nicht, über das Ausmaß ihres Furansu-Reiches, seinen Reichtum und seine Macht, die weiten Reisen, die ein solches Schiff machen konnte, die Anzahl von Kriegsschiffen und Kanonen und die Größe ihrer Armeen, wie sie sie nannten. Misamoto dolmetschte, zusammen mit dem Dolmetscher, der sich selbst Andreh Furansu-san nannte, und obwohl sie ihre eigene Sprache hatten, wurde bei diesem Zusammentreffen größtenteils Englisch gesprochen.

Eine Menge von dem, was ihm gesagt wurde, hatte Yoshi nicht verstanden. Die benutzten Worte waren fremdartig, und viel Zeit wurde damit verbracht, Meilen und Yards und Pulver und Pech und Kolben, Schaufelraddampfer gegen Schraubenkraft, Verschlußböcke und Steinschlösser, Fabriken und Feuerkraft zu erklären.

Dennoch war alles erhellend, und gewisse Informationsbrocken waren von großer Bedeutung: die entscheidend wichtige Notwendigkeit der Kohleversorgung und sicherer Häfen, ohne die Dampfkriegsschiffe nutzlose Schiffskörper waren. Und zweitens, wie er bei dem Treffen mit den Gai-Jin in der Burg von Edo miterlebt hatte und kaum in diesem Maße hatte glauben können, rief jede Erwähnung der englischen Gai-Jin auf den Gesichtern der Furansu-Gai-Jin einen verächtlichen Ausdruck hervor. Sie zögerten nicht, das Ausmaß ihres Hasses zu zeigen.

Das entzückte ihn und bestätigte das, was Misamoto zuvor gesagt hatte, daß nämlich die Engländer von fast jeder anderen Nation auf der Erde gehaßt wurden, weil sie das größte Imperium hatten, die größten, modernsten Flotten sowie die stärksten, diszipliniertesten und bestbewaffneten Armeen besaßen. Zudem erfreuten sie sich großer Gewinne, da sie die meisten Güter der Welt produzierten, und, was das Beste von allem war, sie hatten eine uneinnehmbare Insel, einen festen Platz, um all das zu behalten.

Natürlich werden sie gehaßt. Wie wir Toranagas gehaßt werden. Und darum, dachte er mit einem Schmerz in den Eingeweiden wegen seines früheren Fehlers, sind diese englischen Gai-Jin diejenigen, bei denen man sich einschleichen, mit denen man sich anfreunden und die man mit erlesenster Sorgfalt behandeln muß. Beste Flotten? Und Waffen? Wie könnte ich sie dazu verlocken, mir eine Flotte zu bauen? Mir eine Flotte zu verschaffen? Wäre das mit Kohle zu bezahlen?

»Misamoto, sagen Sie ihnen, ich würde gern mehr über diese großartigen Furansu-Einrichtungen erfahren«, hatte er höflich ge-

sagt, »und, ja, ich hätte gern Freunde unter den Gai-Jin. Ich habe nichts gegen Handel – vielleicht könnte ich es arrangieren, daß meine Kohlekonzession an die Furansu und nicht an die Engländer geht.«

Das hatte sofort ihr Interesse erregt. Sie hatten sich unter Deck in der größten Kajüte im Heck aufgehalten, die er stickig fand, und waren um einen langen Tisch herum gewesen, ein halbes Dutzend Offiziere in goldbetreßten Uniformen, ihr Führer, ein gewisser Seratard – Seratar, wie es korrekt ausgesprochen wurde –, in der Mitte. Abeh und die Hälfte seiner Wachen hatten hinter ihm gestanden, die übrigen waren an Deck gewesen.

In dem Augenblick, in dem er Seratard gesehen und seinen Namen gehört hatte, hatte er ihn sofort gemocht – er war ganz anders als der großgewachsene englische Oberführer mit dem säuerlichen Gesicht und dem unaussprechlichen Namen. Wie ›Furansu-san Andreh‹ war auch ›Seratar‹ leicht auszusprechen. Tatsächlich waren das japanische Namen, Seratar war geradezu ein Omen.

Serata war der Name des Familiendorfes seiner Vorfahren, in dem sich ihr Ahne Yoshi-shigeh Serata-noh Minowara im zwölften Jahrhundert niedergelassen hatte. Im dreizehnten stellte der Krieger Daimyo Yoshi-sada Serata eine Armee gegen seine Oberherren auf, die Hojo, vernichtete sie, nahm ihre Hauptstadt Kamakura ein und machte sie zu seiner eigenen. Seit damals herrschten seine direkten Nachkommen, die Yoshi-noh Toranaga-noh Serata, über Kamakura – Shōgun Yoshi Toranaga war dort in seinem großen Mausoleum bestattet.

»Wir sind also verwandt«, hatte er gescherzt, nachdem er Seratard von der Namensähnlichkeit berichtet hatte. Seratard hatte gelacht, und während die anderen schnatterten wie Affen in ausländischen Uniformen, hatte er dann erklärt, seine eigene Familie im Furansu-Land sei zwar ebenfalls alt, aber bei weitem nicht so berühmt.

»Mein Master«, hatte Andreh mit einer Verbeugung gesagt, »mein

Master fühlt sich sehr geehrt, Freund und Gai-Jin-Teil Ihrer großen Familie zu sein, Sire.«

»Sagen Sie ihm, daß ich seinen Namen als gutes Zeichen betrachte«, hatte er gesagt und bei sich gedacht, daß dieser Mann sehr viel mehr zu sein schien als nur ein Dolmetscher.

»Mein Master dankt und sagt, was die Engländer versprechen, versprechen Furansu besser.«

Unterwürfig hatte Misamoto erklärt: »Herr, er meint, sie werden einen besseren Handel machen – Geldvereinbarungen. Die Furansu machen Kanonen genauso gut wie die Engländer.«

»Sagen Sie ihnen, ich werde den Vorschlag erwägen, Ihnen die Kohlekonzession zu geben. Sie müssen mir sagen, wie viele Kanonen mit Pulver und Munition für wieviel Kohle und wann ich sie haben kann. Und ich wünsche einen Dampfer, ein Dampfschiff mit Offizieren, um meine Offiziere und Matrosen auszubilden. Tatsächlich«, hatte er unschuldig hinzugefügt, »könnte ich vielleicht den Furansus das alleinige Recht garantieren, eine Marine aufzubauen, mir zu verkaufen und auszubilden. Natürlich würde ich bezahlen. Einen vernünftigen Preis.«

Er sah, wie Misamotos Augen sich weiteten, doch ehe Misamoto beginnen konnte, hatte der Gai-Jin Andreh, der ebenso genau zugehört hatte, gesagt: »Mein Master sicher, daß König von Furansu-Land wird sehr geehrt fühlen, Herrn Yoshi Toranaga bei Schiffen helfen.«

Andreh wandte sich an Führer Serata und begann zu reden, die Marineoffiziere hörten zu, nickten und wurden rasch ebenso aufgeregt. Erstaunlich, wie leicht man diese Männer manipulieren kann, hatte er gedacht. Wenn die Furansus so schnell reagieren, wird es der englische Führer sicher auch tun. Zwei Fische, die um denselben Haken kämpfen, sind besser als einer.

Sie hatten von anderen Dingen gesprochen; es war nicht genug Zeit gewesen, alles zu besprechen, aber er hatte genug erfahren. Ein



Detail, das Andreh Furansu-san erwähnte, hatte ihn erschüttert. Sie hatten über moderne medizinische Kenntnisse und darüber gesprochen, wie leicht es wäre, ein Krankenhaus auszustatten und Personal auszubilden: »Oberster Medizindoktor in Kanagawa gut, Sire. Höre, *taikō* Anjo krank. Höre, vielleicht *taikō* sehen Obersten Doktor-sama.«

»Wann und wo soll dieses Zusammentreffen stattfinden?«

»Mein Master sagen: nicht sicher, ob schon vereinbart, Sire. Vielleicht Oberster Medizin-Doktor helfen *taikō*.«

»Wenn ein Treffen vereinbart wird, sagen Sie es mir. Sagen Sie Serata auch, daß ein Krankenhaus eine interessante Möglichkeit ist.«

Er hatte entschieden, es dabei bewenden zu lassen. Für den Augenblick. Doch das war eine weitere Information, die Misamoto besser vergessen sollte. Wie kann ich einen persönlichen Dolmetscher bekommen, dem ich vertrauen kann? Ich muß einen haben. Vielleicht sollte ich Misamoto ausbilden, er ist mein Laufbursche, abhängig und in meiner Hand. Bislang war er gehorsam. Mit dem Prospektor hat er seine Sache gut gemacht. Zu schade, daß er nicht zur Stelle war, als sie kämpften – wie wilde Tiere, haben die Samurai berichtet, wie passend! Wäre er im Bergwerk gewesen, hätte er sie vielleicht aufhalten können. Nicht, daß es eine Rolle spielte, ein Toter, einer weniger, um den man sich Sorgen machen muß, und sicher bleibt der Überlebende nicht mehr lange auf dieser Welt. Kohle! Wir haben also reichlich Kohle, sagt Hisako, und für diese Gai-Jin ist Kohle so gut wie Gold.

Absichtlich hatte er dann ein anderes Thema angeschnitten.

»Fragen Sie Serata, warum die Gai-Jin Kanonen und Gewehre abfeuern und Kriegsschiffe hin und her schicken, um den Frieden dieses Landes der Götter zu stören. Bereiten sie sich auf Krieg vor?«

Sofort war die Stimmung umgekippt.

»Mein Master sagen, nicht Krieg vorbereiten.« Er hatte gesehen, daß Gai-Jin Andreh peinlich genau übersetzte. »Nur vorbereiten

Verteidigung. Tut mir leid, *taikō* sagen, alle Gai-Jin müssen gehen.«

»Warum nicht für ein oder zwei Monate gehen und dann wiederkommen?« Innerlich hatte er gelacht, als er die Verblüffung sah, die dies hervorrief.

»Mein Master sagen, Vertrag unterzeichnet von Herrn Shōgun und bestätigt von Bakufu-Führer *taikō* Ii und Allerhöchstem Kaiser uns erlauben Yokohama, Kanagawa, Kobe bald. Vertrag ist guter Vertrag für Nippon und Gai-Jin. *taikō* Anjo, tut mir leid, falsch böse, zu sein.«

»Viele Daimyos denken nicht so. *taikō* Anjo ist der Führer. Sie sollten tun, was er anordnet. Dies ist unser Land.«

»Mein Master sagen, Furansu wünscht helfen Nippon sein große Nation auf Welt...«

»Sagen Sie Serata-sama, der *taikō* ist der Führer, was er sagt, muß befolgt werden, wenn auch manchmal«, hatte er taktvoll hinzugefügt, »sogar der *taikō* seine Meinung ändern kann, falls er richtig beraten wird.« Er hatte gesehen, wie sie dies zur Kenntnis nahmen. »Tut mir leid, wir haben ein Dutzend Male erklärt, daß Satsuma-Angelegenheiten nur vom Sanjiro-Daimyo gelöst werden dürfen.«

»Mein Master sagen, hoffen, daß jemand kann *taikō* richtigen Rat geben. Satsuma-Daimyo muß sagen bedaure, zahlen Entschädigung, vereinbart bei Edo-Treffen. Mörder offen bestrafen.«

Er hatte genickt, als sei er ernstlich besorgt. Abrupt war er aufgestanden und hatte damit noch größere Bestürzung erregt – sinnlos, weiter mit den Furansu-sans zu reden, die auf andere Art wertvoll waren, man mußte sich dem englischen Führer nähern. Und während er sich weiterhin hochmütig und streng gab, hatte er mit gespieltem Widerstreben einem weiteren Treffen zugestimmt. »Misa-moto, sagen Sie ihnen, daß wir uns in zehn Tagen treffen können, in Edo. Sie können zu einem privaten Treffen nach Edo kommen.«

Als er das Kriegsschiff verlassen wollte, hatte der Gai-Jin Andreh gesagt: »Mein Master wünschen Ihnen ein gutes neues Jahr.« Ver-

blüfft hatte er zur Kenntnis genommen, daß die Gai-Jin-Welt ihren eigenen Kalender hatte, völlig verschieden vom japanischen – und chinesischen – Mondkalender, der seit Urzeiten das Mittel gewesen war, um Tage, Monate und Jahre zu zählen.

Auf dem ganzen Rückweg mit der Galeere nach Edo hatte er sich über diese Männer gewundert. Größtenteils war er entsetzt – Gai-Jin waren wie Ungeheuer in Menschengestalt, die von den Sternen gekommen und deren Ideen und Einstellungen die falsche Seite von Yin und Yang waren.

Aber damit wir als Nation überleben, muß Nippon größere Schiffe und Kanonen und mehr Macht haben, um sich vor diesem fremden Übel zu schützen. Und einstweilen, dachte er und verspürte Übelkeit, muß das Shōgunat sich mit ihnen arrangieren.

Sie werden nie fortgehen, nicht alle, nicht aus eigenem Willen. Andere werden kommen, um unser Erbe zu stehlen, Chinesen oder Mongolen, oder Behaarte aus den sibirischen Eisländern, die uns beäugen wie sabbernde Hunde. Und immer werden die Engländer um uns herum sein. Was soll mit ihnen geschehen?

Das war gestern gewesen. Die letzte Nacht hatte er in tiefem Nachdenken verbracht, kaum geschlafen, und er war sich der Leere seines Bettes und seines Lebens bewußt gewesen. Auf der Herreise von Kyōto hatte er oft an das saubere Schwert gedacht, an die Reinheit und den Frieden des Todes, erwählt mit gottähnlicher Macht – seinen eigenen Todeszeitpunkt zu wählen macht den Menschen zu einem Gott: aus dem Nichts in das Nichts. Kein Kummer mehr, der mich zu Blütenblättern aus Schmerz zerreibt. So leicht.

Der erste Lichtstrahl der Morgendämmerung fiel auf sein Kurzsword. Es lag mit seinem Langsword neben dem Bett, beide mühelos zu erreichen, und sein Gewehr, geladen, war auch da. Das Kurzsword war ein Erbstück, angefertigt vom Meister-Sword-

schmied Masumara, und hatte einst dem Shōgun Toranaga gehört. Er sah die alte, abgenutzte Scheide und vor seinem geistigen Auge die Vollkommenheit der Klinge. Er streckte die Hand aus, streichelte das Leder und fuhr dann hoch zum Heft, legte sie auf den kleinen, daran befestigten Knebel. Sein Vater hatte ihren Schwertschmied angewiesen, ihn daran zu heften, ehe er ihm das Schwert überreichte, in aller Form, in Anwesenheit ihres inneren Kreises von Gefolgsleuten. Yoshi war damals fünfzehn gewesen und hatte seinen ersten Mann getötet, einen Ronin, der in der Nähe der Familienburg Amok gelaufen war.

»Dies soll dich an deinen Eid erinnern, mein Sohn: daß du diese Klinge mit Ehre tragen wirst, daß du nur diese Klinge benutzen wirst, um Seppuku zu begehen, daß du nur Seppuku begehen wirst, um der Gefangenschaft auf einem Schlachtfeld zu entgehen oder wenn der Shōgun ihn anordnet und der Rat der Ältesten die Anordnung einstimmig bestätigt. Alle anderen Gründe sind unzureichend, solange das Shōgunat in Gefahr ist.«

Ein schrecklicher Spruch, dachte er und legte sich auf sein Bett zurück, für den Augenblick sicher in diesem Raum hoch oben in der Burg, wo er so viel Freude erlebt hatte. Sein Blick wanderte zu dem Kurzsword zurück. Heute war sein Bedürfnis sehr groß. In der Phantasie hatte er die Tat so viele Male geprobt, daß sie glatt, freundlich und befreiend sein würde. Bald wird Anjo Männer schicken, um mich zu verhaften, und das wird meine Entschuldigung sein...

Plötzlich hörte er Schritte. Marschierende Füße. Er ergriff Kurzsword und Langsword, ging in Verteidigungs- und Angriffsstellung.

»Sire?«

Abehs Stimme. Was nicht unbedingt Sicherheit bedeutete, Abeh konnte ein Messer an der Kehle haben oder ein Verräter sein – nach Koiko waren alle verdächtig. »Was ist?«

»Inejin bittet, Sie sprechen zu dürfen.«

»Haben Sie ihn durchsucht?«

»Gründlich.«

Yoshi benutzte das Seil, das er an dem Riegel der verstärkten Shoji-Tür befestigt hatte, um sie öffnen zu können, ohne sich zu bewegen.

Inejin, Abeh und vier Samurai warteten draußen. Er entspannte sich. »Kommen Sie herein, Inejin.« Abeh und die anderen Leibwächter wollten ihm folgen. »Das ist nicht nötig, aber bleibt in Rufweite.«

Sein Meisterspion trat ein, bemerkte die Vorkehrung mit dem Riegel, sagte aber nichts dazu, sondern kniete in zehn Schritten Entfernung nieder.

»Haben Sie Katsumata gefunden?«

»Er wird in drei Tagen in Edo sein, Sire. Sein erster Aufenthaltsort wird das Haus der Glyzinie sein.«

»Dieses Nest von Skorpionen?« Yoshi hatte die Falle für Mamasan Meikin noch nicht zuschnappen lassen, um das wirkliche Ausmaß der Verschwörung gegen ihn kennenzulernen, bevor er Rache nahm – Rache genoß man am besten in aller Ruhe. »Könnten wir ihn lebend fassen?«

Inejin lächelte seltsam. »Ich bezweifle es, aber darf ich die Geschichte auf meine eigene Weise erzählen, Sire?« Er nahm eine bequeme Haltung ein. »Zunächst über die Gai-Jin: Eine erhoffte und von Anfang an geförderte Entwicklung ist eingetreten. Ein Gai-Jin-Spion hat deren Schlachtpläne gegen Geld angeboten.«

Yoshi war sofort hellwach. »Keine falschen?«

»Ich weiß nicht, Sire, aber sie enthielten Truppen- und Schiffsbewegungen. Der Preis war bescheiden, dennoch hat der Bakufu-Beamte nicht sofort gekauft, sondern begann zu feilschen, und der Verkäufer bekam Angst. Mit Anjo an der Spitze...« Die zerfurchten, ledrigen Lippen verzogen sich angewidert bei der Erwähnung dieses

Namens. »Er ist *baka*, unwürdig – wenn der Kopf verfault ist, ist es der Körper noch mehr.«

»Ich stimme zu. Dumm.«

Inejin nickte. »Sie vergaßen Sun-tzu, Sire: *Unwissend zu bleiben über den Zustand des Feindes, weil man die Ausgabe von einigen hundert Unzen Silber scheut, ist der Gipfel der Unmenschlichkeit.* Zum Glück hat mir ein Informant davon berichtet.« Inejin zog eine Rolle aus seinem Ärmel und legte sie auf den Tisch. Yoshi seufzte erfreut. »*So ka!*«

»Mit Hilfe meines Informanten habe ich sie für Sie gekauft, ein Geschenk, Sire. Unter großer Gefahr für meinen Informanten habe ich sie durch eine falsche Rolle ersetzt, die die Bakufu schließlich billig kaufen werden.«

Yoshi rührte die Rolle nicht an, sondern betrachtete sie erwartungsvoll. »Bitte gestatten Sie mir, Ihnen die Summe zu ersetzen«, sagte er. Inejin verbarg seine große Erleichterung, denn er hatte ihre Herberge an die Gyokoyama verpfänden müssen, um das Geld aufzutreiben. »Kann man der Information trauen?«

Inejin zuckte mit den Schultern. Beide kannten eine weitere Regel von Sun-tzu: *Ein Spion im Inneren ist am gefährlichsten, einer, der Geheimnisse gegen Geld verkauft. Um dieses zu durchschauen, ist ein Mann von Genie erforderlich.* »Mein Informant schwört, die Information und auch der Spion seien vertrauenswürdig.«

»Und wie lautet sie?«

»Der Gai-Jin-Plan ist erschreckend einfach. Zehn Tage nach der Übergabe des Ultimatums läuft ihre ganze Flotte, wenn das Ultimatum ignoriert wurde, nach Edo aus. Am ersten Tag werden sie alle Brücken und Straßen zerstören, die aus Edo herausführen. In dieser Nacht, beim Licht der Feuer, die sie entzündet haben, werden sie die Burg beschießen. Am nächsten Tag nehmen sie die Küste unter Beschuß. Am dritten Tag setzen sie tausend Soldaten mit Gewehren an Land und marschieren auf die Burgtore zu. Dort stellen sie Be-

lagerungsgeschütze auf und zerschmettern die Tore und Brücken und so viel von der Burg, wie sie können. Am fünften Tag ziehen sie sich zurück und segeln fort.«

»Nach Yokohama?«

»Nein, Sire. Der Plan besagt, daß sie am Tag vor der Schlacht alle Gai-Jin evakuieren und bis zum Frühling nach Hongkong bringen werden. Dann kommen sie in großer Zahl zurück. Die Kosten des Krieges werden in doppelter Höhe als Reparation vom Shōgunat und vom Kaiser verlangt werden, ebenso wie der vollständige und freie Zugang zu ganz Nippon einschließlich Kyōto.«

Yoshi verspürte einen kalten Schauer. Wenn diese Barbaren ganz China demütigen konnten, die Mutter der Welt, dann werden sie am Schluß auch uns demütigen, sogar uns. *Vollständiger und freier Zugang?* »Dieses Ultimatum? Was ist das nun wieder für eine Unverschämtheit?«

»Das steht nicht in der Rolle, Sire, aber der Spion hat weitere Einzelheiten versprochen sowie das Datum der Schlacht.«

»Was immer sie kosten, kaufen Sie sie – wenn sie zutreffen, sind sie von großer Bedeutung und können den Ausgang der Auseinandersetzung beeinflussen.«

»Möglicherweise, Sire. Ein Teil der Informationen betrifft Gegenmaßnahmen der Gai-Jin. Gegen unsere Feuerschiffe...«

»Aber Anjo sagte mir, die seien geheim!«

»Ihnen sind sie nicht geheim. Die Bakufu sind korrupt, Sire.«

»Namen, Inejin, und ich spieße sie auf.«

»Beginnen Sie heute, Sire. Beginnen Sie an der Spitze.«

»Das ist Verrat.«

»Aber die Wahrheit, Sire. Im Unterschied zu allen Führern, die ich je gekannt habe, ziehen Sie die Wahrheiten den Lügen vor.« Inejin bewegte seine Knie, da sie unerträglich schmerzten. »Die Sache mit diesem Spion ist kompliziert, Sire. Es war Meikin, die mir von ihm erzählte...« Yoshi knurrte. »Ja, ich stimme zu. Aber von

Meikin habe ich diese Information, Meikin lenkte den Übermittler von den Bakufu zu mir. Meikin wird das falsche Dokument einschmuggeln, unter großer Gefahr, denn sie muß seine Echtheit bestätigen, Meikin wünscht sich verzweifelt, Ihnen ihre Loyalität zu beweisen.«

»Loyalität? Wo ihr Haus ein Schlupfloch für Shishi ist, ein Treffpunkt für Katsumata, ein Ausbildungslager für Verräter?«

»Meikin schwört, die Dame sei niemals an einer Verschwörung gegen Sie beteiligt gewesen. Und sie selbst auch nicht.«

»Was kann sie anderes sagen – aber die Zofe war beteiligt, nicht wahr?«

»Vielleicht spricht sie die Wahrheit, vielleicht nicht, aber vielleicht sieht sie wegen ihres Kammers nun den Irrtum ihrer Vergangenheit ein, Sire. Ein bekehrter Spion kann äußerst wertvoll sein.«

»Katsumatas Kopf würde mich mehr beruhigen.«

Inejin lachte, beugte sich vor und senkte die Stimme. »Ich schlug vor, sie solle Ihnen schnell Einzelheiten über den Verräter Hiraga liefern, ehe Sie seinen Kopf verlangen.«

»Und ihren.«

»Der aufgespießte Kopf einer Frau ist kein schöner Anblick, Sire. Das ist eine alte Wahrheit. Besser, ihn auf den Schultern zu lassen und das Gift, die Weisheit, die Verschlagenheit oder schlichte Verderbtheit, die jede derartige Frau besitzt, zum eigenen Vorteil zu nutzen.«

»Wie?«

»Zuerst, indem Sie von ihr Katsumata verlangen. Hiraga ist ein komplizierteres Problem. Sie sagt, er sei der Intimus eines wichtigen englischen Beamten, der einem englischen Führer namens Taira nahesteht.«

Yoshi runzelte die Stirn. Noch ein Omen? Taira war ein weiterer bedeutender japanischer Name, eine alte königliche Familie, verwandt mit der Yoshi-Serata-Linie. »Und?«



»Dieser Taira ist ein Beamter, ein Dolmetscher in der Ausbildung. Sein japanisch ist bereits sehr gut – die Engländer müssen eine Schule haben, wie Sie eine vorgeschlagen haben und die Bakufu sie ›in Erwägung ziehen.«

Yoshi dachte nach. »Taira? Ist er ein häßlicher junger Mann, großgewachsen, mit blauen Augen, riesiger Nase und langen Haaren wie Reisstroh?«

»Ja, ja, so sieht er aus.«

»Ich erinnere mich an ihn. Fahren Sie fort.«

»Meikin hat gehört, daß er in unserer Sprache schnell Fortschritte macht, unterstützt von einer Hure namens Fujiko, aber mehr noch wegen dieses Hiraga, der sein Haar nach Gai-Jin-Art geschnitten hat und Gai-Jin-Kleidung trägt.« Der alte Mann genoß den Augenblick, denn er liebte es, Geheimnisse zu erzählen. »Es scheint, daß dieser Hiraga der Enkel eines wichtigen Shoya aus Choshu ist, der für seine Nachkommen den Goshi-Status erwerben durfte. Hiraga wurde ausgewählt, eine geheime Choshu-Schule zu besuchen, wo er als hervorragender Student Englisch lernte.« Als er das Gesicht seines Herren sah, unterdrückte er ein Lächeln.

»Dann ist der Spion also kein Gai-Jin, sondern dieser Hiraga?«

»Nein, Sire, aber Hiraga könnte eine ernst zu nehmende Hilfsquelle von Geheiminformationen sein. Wenn man ihn anzapfen könnte.«

»Ein Shishi, der uns hilft?« höhnte Yoshi. »Unmöglich.«

»Ihr Treffen gestern an Bord des Furansu-Schiffes – war das von Nutzen, Sire?«

»Es war interessant.« Natürlich wußte Inejin bereits von diesem Abenteuer. Abeh und ein halbes Dutzend seiner Männer waren anwesend gewesen. Wer hatte im Rausch geredet? Es spielte keine Rolle. Das war zu erwarten gewesen. Er hatte nichts Kompromittierendes gesagt.

»Abeh!« rief er laut.

»Sire?«

»Schicken Sie eine Dienerin mit Tee und Saké.« Während beides serviert und von Inejin dankbar akzeptiert wurde, ging er nochmals alles Gehörte durch. »Was schlagen Sie vor?« fragte er dann.

»Es steht mir nicht zu, vorzuschlagen, was Sie mit Sicherheit bereits beschlossen haben, Sire. Aber wenn der englische Führer sein Ultimatum schickt, wären in meinen Augen Sie allein der perfekte Vermittler – allein, Sire.«

»Aha! Und dann?«

»Unter anderem könnten Sie verlangen, diesen Hiraga zu sehen. Sie könnten ihn taxieren und vielleicht überreden, auf Ihre Seite überzulaufen. Drehen Sie ihn zu Ihrem Vorteil um. Die Wahl des Zeitpunkts könnte perfekt sein.«

»Das wäre möglich, Inejin«, sagte er. Er hatte dies bereits zugunsten eines viel besseren Einfalls abgetan, eines Einfalls, der in den Plan paßte, den er in Kyōto mit Ogama besprochen hatte und der seinem eigenen Bedürfnis entsprach, den großen Entwurf in Angriff zu nehmen. »Man könnte auch an diesem Hiraga ein Exempel statuieren. Fangen Sie Katsumata, er ist der Kopf der Shishi-Schlange – falls Meikin das Mittel ist, ihn lebend auszuliefern, um so besser für sie.«

Ein paar Meilen entfernt auf der Tokaidō, in der Station Hodogaya, betrachtete Katsumata aus dem Fenster des Teehauses ›Zum ersten Mond‹ die Menge. »Sei geduldig, Takeda«, sagte er. »Hiraga ist erst am späten Vormittag zu erwarten. Sei geduldig.«

»Ich hasse diesen Ort«, sagte Takeda. Das Dorf lag auf offenem Gelände, kaum drei Meilen von der Niederlassung Yokohama entfernt und bot wenig Möglichkeiten, sich zu verstecken. »Und falls er nicht kommt?« Der junge Mann kratzte sich gereizt den Kopf. Weder sein Kinn noch sein Schädel waren seit ihrer Flucht aus

Kyōto rasiert worden und nun mit stoppeligem Haar bedeckt.

»Er wird kommen, wenn nicht heute, dann morgen. Ich muß ihn sehen.« Die beiden Männer versteckten sich seit einer Woche hier. Ihre Reise von Kyōto aus war schwierig gewesen, oft waren sie ihren Häschern nur knapp entkommen. »Sensei, mir gefallen dieser Ort und die Änderung des Plans nicht. Wir sollten nach Edo gehen, wenn wir den Kampf fortsetzen wollen, aber vielleicht sollten wir auch umkehren und nach Hause gehen.«

»Wenn du weiterziehen willst, geh. Wenn du nach Choshu zurückkehren willst, dann geh«, knurrte Katsumata. »Wenn du dich das nächste Mal beklagst, erhältst du den Befehl zum Aufbruch!«

Takeda entschuldigte sich auf der Stelle und fügte kleinlaut hinzu: »Es ist nur, weil wir in Kyōto so viele Männer verloren haben. Wir wissen nicht einmal, wie es den Shishi in Edo ergangen ist. Es tut mir leid, aber ich denke dauernd, wir hätten nach Hause gehen sollen wie die, die überlebt haben, ich nach Choshu und du nach Satsuma, um uns später neu zu sammeln.«

»Hodogaya ist perfekt, und die Herberge hier ist sicher.« Man hatte Katsumata gewarnt, Yoshi habe einen hohen Preis auf seinen Kopf ausgesetzt, und darum hatte er beschlossen, vorsichtig zu sein. »Morgen oder übermorgen gehen wir weiter«, sagte er, froh über den jungen Mann, den er immer als Schutzschild benutzen konnte. »Zuerst Hiraga.«

Es war schwierig und gefährlich gewesen, mit ihm Kontakt aufzunehmen. Nur wenige durften die Straßensperren nach Yokohama passieren oder hatten Zugang zu der Yoshiwara der Gai-Jin. Ständig wurden neue Pässe und neue Parolen ausgegeben, und Patrouillen durchstreiften die Gegend. Gruppen von Samurai hielten sich in der Nähe von Yokohama auf und schnitten es beinah vom Rest des Landes ab.

Dann, vor drei Tagen, hatte Katsumata eine Dienerin gefunden, deren Schwester Hebamme war und von Zeit zu Zeit in die Yoshi-

wara ging. Für einen Gold-Oban willigte die Hebamme ein, der Mama-san im Haus ›Zu den drei Karpfen‹ eine Botschaft zu überbringen.

»Takeda, bleib hier und halte Wache. Warte geduldig.« Katsumata ging hinunter in den Garten und schlenderte durch das vordere Tor auf die Tokaidō, auf der es von morgendlichen Reisenden, Sänften, Trägern, Wahrsagern, Schreibern, Samurai und Pferden wimmelte. Der Morgen war empfindlich kalt, und alle trugen wattierte Jacken und warme Kopftücher oder Mützen. Ein paar Samurai beäugten Katsumata, unternahmen aber nichts. Die Art, wie er ging, seine verfilzten Haare und sein ungepflegter Bart, das lange Schwert in einer Scheide auf seinem Rücken und ein weiteres in seinem Gürtel warnten Neugierige, vorsichtig zu sein. Er war eindeutig irgendein Ronin, und man ging ihm besser aus dem Weg.

Am Rand des Dorfes, wo er einen guten Blick auf das Meer und Yokohama hatte, setzte er sich auf die Bank eines Speisestandes am Straßenrand.

»Tee, und zwar frisch und heiß.«

Der erschrockene Besitzer des Standes beeilte sich, ihm zu gehorchen.

In der Niederlassung trabte eine Gruppe berittener Händler über die Brücke; die Männer hoben höflich die Hüte oder grüßten mit ihren Reitpeitschen die Wachen am Nordtor, um knappe Verbeugungen zu erwidern. Soldaten, Matrosen und der Pöbel von Drunk Town waren zu Fuß unterwegs, alle beim morgendlichen Festtagsausgang, denn heute war Neujahrstag. Für den Nachmittag waren Pferderennen angesetzt, später ein Fußballspiel zwischen der Army und der Navy. Es war kalt, aber strahlend schön, und es wehte ein leichter Wind, gerade ausreichend, um den größten Teil des Geruchs nach verfaulenden Algen und menschlichen Ausscheidungen

weiter landeinwärts zu treiben.

Einer der Reiter war Jamie McFay. Neben ihm ritt Hiraga, dessen Gesicht größtenteils von einem Tuch sowie von einer Reitkappe verdeckt wurde. Er trug einen gut geschnittenen Reitanzug. Dieser Ausritt war weder von Tyrer noch von Sir William genehmigt worden, ja, sie wußten nicht einmal davon, vielmehr war er die Belohnung dafür, daß er zwischen Jamie und dem Shoya gedolmetscht und ersterem auch geschäftliche Informationen gegeben hatte.

Gestern hatte Hiraga gesagt: »Ich antworte mehr Fragen wenn reiten, Jamie-sama. Muß gehen, gehen nach Hodogaya, Cousin treffen. Bitte?«

»Warum nicht, Nakama, alter Junge?« McFay hatte das Dorf seit Monaten nicht besucht, obwohl es innerhalb des vereinbarten Niederlassungsgebietes lag, und griff den Vorwand dankbar auf. Nur wenige Händler wagten sich ohne militärische Eskorte so weit hinaus. Der Mord an Canterbury und Malcolms Schicksal waren allen noch viel zu gut in Erinnerung.

Heute fühlte McFay sich wohl. Mit der letzten Post war eine Auskunft seiner Bankiers in Edinburgh gekommen, und er hatte festgestellt, daß seine Lage besser war als gedacht; seine Mittel waren mehr als ausreichend, um ein eigenes kleines Unternehmen zu gründen. Das Noble House lag in guten Händen, und das freute ihn. Struan's neuer Manager in Japan, Albert MacStruan, war inzwischen aus Shanghai eingetroffen. Er hatte ihn vor drei Jahren in Hongkong kennengelernt, wo er während sechs Monaten eine Ausbildung unter Culum Struan absolviert hatte, danach Shanghai, wo er rasch zum stellvertretenden Direktor aufgestiegen war.

»Willkommen in Yokohama«, hatte Jamie gesagt und es ehrlich gemeint, denn er mochte ihn, obwohl er wenig über ihn wußte, nur, daß er tüchtig in seiner Arbeit war und jenem Zweig des Clans entstammte, in dem sich schottisches mit spanischem Blut mischte – ein Vorfahre war einer der Tausenden von Spaniern der Armada

gewesen, die in Schottland und Irland Schiffbruch erlitten und überlebt hatten, aber nie zurückgekehrt waren.

Hier würde er wegen seiner dunklen Hautfarbe als Eurasier gelten, und man flüsterte sich die Legende zu, er sei ein weiterer, illegitimer Sohn von Dirk Struan, den dieser zusammen mit einem Stiefbruder, Frederick MacStruan, kurz vor seinem Tod mit reichlich Geldmitteln versehen nach Schottland zurückgeschickt hatte.

»Tut mir furchtbar leid, daß wir uns unter diesen schrecklichen Umständen sehen, alter Junge.« MacStruans Aussprache verriet aber auch die Erziehung in Eton und an der Oxford University, enthielt aber auch einen Hauch von Schottisch. Er war sechsundzwanzig Jahre alt, ein stämmiger, dunkelhaariger Mann mit goldener Haut, hohen Wangenknochen und dunklen Augen. Jamie hatte ihn nie nach der Legende gefragt, und von sich aus hatte MacStruan sie auch nie erwähnt. Als Jamie vor fast zwanzig Jahren in Asien angekommen war, hatte ihm Culum Struan, der damalige Tai-Pan, klargemacht, daß man besser keine Fragen stellte, insbesondere keine über die Familie Struan.

»Alles in Ordnung, und machen Sie sich um mich keine Sorgen, Mr. MacStruan«, hatte Jamie gesagt. Obwohl er offiziell nicht mehr zu Noble House gehörte, hielt er ihn auf dem laufenden über Projekte und Geschäfte, machte ihn mit Vargas und ihren japanischen Lieferanten bekannt. Die Bücher waren in guter Ordnung, das Kohlegeschäft mit Johnny Cornishman hatte perfekt begonnen und mußte äußerst gewinnbringend werden, die Qualität der Kohle war erstklassig, und man hatte die Vereinbarung getroffen, in den nächsten drei Monaten pro Woche einen Kahn zu füllen.

Großzügig hatte MacStruan ihm einen zwanzigprozentigen Anteil am Gewinn des ersten Jahres und dann die Genehmigung gegeben, auf eigene Rechnung mit Cornishman zu handeln. »...Falls dieser kleine Rabauke dann noch lebt«, hatte er mit einem Lachen gesagt.

Dank Hiraga hatten Jamies geheime Verhandlungen mit dem

Shoya Ryoshi Früchte getragen, und im Prinzip war die erste Gesellschaft gegründet: I.S.K. Trading – *Ich Stoku Kompani*. Das Kapital war in hundert Anteile aufgeteilt, wobei dem Shoya vierzig gehörten, McFay vierzig, Ryoshis Frau fünfzehn und Nakama – Hiraga – fünf.

Vorige Woche hatte er seine eigene Handelsgesellschaft eintragen lassen, morgen würde er sein Geschäft vorläufig im selben Gebäude eröffnen, in dem sich auch Nettlesmiths *Guardian* befand. Seit einer Woche erschien nun der älteste Sohn des Shoya – scheu, nervös und neunzehn Jahre alt – täglich von sieben Uhr morgens bis neun Uhr abends, um alles zu lernen. Insbesondere Englisch. Und mit der letzten Post war eine Abfindung in Höhe von drei Monatsgehältern mit einer höflichen Nachricht von Tess Struan eingetroffen, in der sie ihm für seine Dienste dankte. Drei Monate sind nicht schlecht für fast zwanzig Jahre, dachte er mit grimmigem Amusement.

Aus Hongkong war noch kein Wort gekommen, dazu war es noch zu früh, obwohl die *Prancing Cloud* dort vor zehn Tagen angekommen sein mußte. Hoag vor ungefähr einer Woche. Mindestens noch vier oder fünf Tage, um irgend etwas zu hören, vielleicht länger; man munkelte, ein großer Sturm auf dem südchinesischen Meer könne alles weiter verzögern. Es hatte keinen Sinn. Zeitpunkt und Wetter vorhersagen zu wollen.

Eines Tages werden wir nach Hongkong telegraphieren können, und eines Tages wird der Draht vielleicht den ganzen Weg nach London überbrücken. Mein Gott, was für eine phantastische Wohltat für alle, wenn man eine Botschaft nach Hongkong senden kann und binnen weniger Tage eine Antwort bekommt – und nach London zurück in, sagen wir, zwölf bis sechzehn Tagen, statt in vier Monaten! Das wird zu meiner Zeit nicht mehr passieren, aber ich wette, daß der Draht Hongkong in zehn bis fünfzehn Jahren erreicht. Ein Hoch auf Nakama und meinen Partner Ryoshi, ein

Hoch auf meine neue Gesellschaft, McFay Trading. Und ein Hoch auf Angélique.

Obwohl sie in tiefer Trauer war, hatte sie am Weihnachtstag eingewilligt, zu dem Dinner zu kommen, das er für Albert MacStruan gab und zu dem sich auch Sir William, Seratard, André und die meisten der Gesandten eingefunden hatten. Der Abend war ein Erfolg gewesen. Obwohl sie sich sehr verändert hatte, war sie anmutig und liebenswürdig gewesen, und alle hatten bemerkt, daß sie in ihrer neuen Reife noch schöner geworden war. Heute sollte eine große Abendgesellschaft in der französischen Gesandtschaft stattfinden, zu der sie alle eingeladen waren. André würde spielen. Es war zweifelhaft, ob sie tanzen würde – die Wetten standen zehn zu eins dagegen. Die Wetten, ob sie schwanger war oder nicht, standen noch pari. Hongkong wurde von niemandem erwähnt. Seit ihrem Abenteuer auf See und der erfolgreichen Überlistung von Sir William waren sie enge Freunde geworden und dinierten an den meisten Abenden zu zweit.

Ein Hoch auf das neue Jahr, das großartig werden wird!

Trotz seiner guten Laune durchzuckte ihn ein stechendes Gefühl. Gegenwärtig waren die Geschäfte heikel, der Bürgerkrieg in Shanghai flammte wieder auf, in Macao wütete die Seuche, der Amerikanische Bürgerkrieg tobte wie eh und je, in Irland herrschte Hungersnot, auf den Britischen Inseln war es unter Arbeitslosen zu Aufständen gekommen. Und dann war da noch Tess Struan.

Verdammt, ich habe mir geschworen, mir vom 1. Januar 1863 an ihretwegen keine Sorgen mehr zu machen! Und auch nicht Maurens wegen.

Um seiner Angst zu entkommen, gab er seinem Pferd die Sporen. Sofort tat Hiraga dasselbe; beide Männer waren gute Reiter. Dies war Hiragas erster Ritt seit langem, die erste Gelegenheit, sich in halber Freiheit außerhalb der Niederlassung zu bewegen. Er ritt neben Jamie und überholte ihn dann, bald galoppierten sie dahin.



Und bald waren sie auch allein, da die anderen Richtung Rennbahn davongeritten waren. Sie fielen in Schritt und genossen den Tag.

Vor sich konnten sie die gewundene Tokaidō sehen, hier und da von Bächen überflutet. Weiter südlich lag Hodogaya. In der guten alten Zeit vor den Morden pflegten die Händler im Frühjahr und im Herbst das Dorf zu besuchen, um Saké und Bier zu trinken; sie hatten ihr eigenes Picknick bei sich und lachten und flirteten mit den vielen Mädchen, die versuchten, sie in ihre Bars oder Restaurants zu schleppen. In den Bordellen aber waren die Gai-Jin nicht willkommen.

»He, Nakama, wo treffen Sie Ihren Cousin?« fragte Jamie und hielt sein Pferd am Dorfrand an, nicht weit von der Schranke entfernt, da er sich der Feindseligkeit der Reisenden sehr wohl bewußt war. Doch er machte sich keine Sorgen. Er war offen mit einem Revolver im Schulterblatt bewaffnet – Hiraga nicht, meinte er.

»Ich ihn suchen. Ich am besten gehe andere Seite von Schranke, Jamie-sama«, sagte Hiraga. Er war überglücklich gewesen, Katsumatas Botschaft zu erhalten, und gleichzeitig hatten ihn böse Ahnungen gequält, denn es war gefährlich, den Schutz von Sir William und Tyrer zu verlassen. Aber er mußte Nachricht von Sumomo und den anderen bekommen und herausfinden, was in Kyōto wirklich passiert war und wie der neue Plan der Shishi aussah. Täglich hatte der Shoya den Kopf geschüttelt. »Tut mir leid, Otami-sama, ich habe noch keine Nachricht über Katsumata oder Takeda – und auch nicht über das Mädchen Sumomo oder Koiko. Herr Yoshi wohnt in der Burg von Edo. Sobald ich etwas erfahre...«

Noch immer gut verhüllt, bedeutete Hiraga Jamie, er solle voranreiten. »Bitte, wenn ich finde guten Platz für Sie warten.«

Die Wachen an der Sperre beobachteten sie argwöhnisch, verneigten sich leicht und akzeptierten ihren Gruß. Hiraga zuckte zusammen, als er ein Plakat mit seinem Bild an einer Wand hängen sah. Jamie bemerkte es nicht, und Hiraga bezweifelte, daß er oder an-

dere ihn mit seinem europäischen Haarschnitt und Schnurrbart erkennen würden.

Bei der ersten Herberge hielt Hiraga an. In schlechtem japanisch und mit der Grobheit anderer Händler suchte Hiraga im Garten einen Tisch und bestellte Tee, Saké, Bier und einige japanische Speisen und sagte der Bedienerin, sie werde ein gutes Trinkgeld erhalten, wenn sie dafür Sorge, daß sie nicht gestört würden. Das Mädchen hielt die Augen niedergeschlagen, aber Hiraga war sicher, daß sie seine Augen gesehen und ihn als Japaner erkannt hatte.

»Jamie-sama, ich zurück in paar Minuten«, sagte Hiraga.

»Bleiben Sie nicht zu lange aus, alter Junge.«

Hiraga schlenderte hinaus auf die Straße und machte sich auf den Weg zur anderen Seite der Sperre. Die offene Feindseligkeit, die ihm entgegengebracht wurde, machte ihn wütend; ein paar kriegerische Samurai und einige Reisende zwangen ihn, beiseite zu treten und sie passieren zu lassen. Gleichzeitig genoß er die Tatsache, daß alle ihn für einen Gai-Jin hielten und seine suchenden Blicke in alle Speisestände und Bars als grobe Gai-Jin-Neugier abtaten. Katsumatas verschlüsselte Botschaft hatte gelautes: »Komm in den nächsten drei Tagen morgens nach Hodogaya. Ich werde dich finden.«

Er fühlte sich unbehaglich, als er an Menschen vorbeiging, die umherschlenderten, an Tischen oder auf Bänken saßen oder über Kohlenpfannen hockten und ihn unverschämt anstarrten. Dann hörte er den leisen Signalpfeif. Er war zu geübt, um zu zeigen, daß er ihn gehört hatte. Er schien von links zu kommen. Mit gespielter Müdigkeit wählte er eine ein gutes Stück von der Straße entfernte Bank beim nächsten Speisestand und bestellte ein Bier. Die Dienerin brachte es umgehend. In der Nähe hockten Bauern und schlürften Schalen mit morgendlichem Reisbrei und heißem Saké. Sie rückten von ihm ab, als habe er die Seuche.

»Noch nicht umdrehen«, hörte er Katsumata leise sagen. »Ich habe dich nicht erkannt, deine Verkleidung ist perfekt.«

»Deine muß es auch sein, Sensei«, sagte er ebenso leise, kaum die Lippen bewegend. »Zweimal habe ich diesen Ort gründlich abgesehen.«

Das leise, wohlbekannte und bewunderte Lachen. »Laß etwas fallen, und wenn du es aufhebst, sieh dich kurz um.«

Hiraga gehorchte, und als er kurz den einzigen Menschen in Hörweite gesehen hatte, einen bärtigen, grimmigen Ronin mit verfilztem Haar, der ihn wild anstarrte, drehte er ihm wieder den Rücken zu. »Eeee, Sensei!«

»Kein ›Sensei‹ mehr. Wir haben wenig Zeit, Hodogaya wimmelt von Patrouillen und Spionen. Wo können wir uns gefahrlos treffen?«

»In unserer Yoshiwara – in der Herberge ›Zu den drei Karpfen‹.«

»Ich werde in zwei oder drei Tagen dort sein – es ist sehr wichtig, einen Zwischenfall mit den Gai-Jin zu inszenieren. Denk darüber nach.«

»Welche Art von Zwischenfall?«

»Einen ernsten.«

»Sehr wohl«, sagte Hiraga. »Ich war erleichtert, von dir zu hören – wir hatten keine Ahnung, daß du herkommen würdest. Es gab wilde Gerüchte über einen Kampf in Kyōto – Akimoto ist bei mir, aber wir sind allein, und wir haben bei unseren Überfällen in Edo viele Shishi verloren. Schnell, was ist in Kyōto passiert? Sumomo – wie geht es ihr?«

»Kyōto war schlimm. Bevor ich ging, brachte ich Sumomo bei Koiko unter, die mit Yoshi hierher zurückkehrte, um ihn auszuspionieren, herauszufinden, wer uns verriet – es muß einer unserer Männer sein. Die Gelegenheit war zu gut, um sie zu verpassen, und sie kam auf diese Weise sicher aus Kyōto heraus«, sagte Katsumata, ständig die Augen bewegend; die anderen Männer in ihrer Nähe vermieden es, ihn anzusehen. »Wir haben zwei Angriffe gegen Yoshi geführt, beide schlugen fehl, unser sicheres Haus wurde verraten,

Ogama und Yoshi zusammen griffen uns aus dem Hinterhalt an. Wir...«

»Eeee«, murmelte Hiraga schwer betroffen. »Haben sie sich denn verbündet?«

»Für den Augenblick. Wir haben viele Anführer und Männer verloren, Einzelheiten berichte ich dir später, aber wir, Sumomo, Take-da, ich und einige andere, kämpften uns heraus. Ich bin froh, dich zu sehen, Hiraga. Geh jetzt.«

»Warte. Sumomo – ich habe sie nach Choshu zurückgeschickt.«

»Sie brachte mir wertvolle Informationen über die Situation hier und über Shorin und Ori. Ich schlug vor, nach Choshu weiterzureisen, aber sie wollte bleiben, da sie dachte, sie könne dir helfen. Wie geht es Ori?«

»Er ist tot.« Er hörte Katsumata fluchen – Ori war sein Lieblings-schüler gewesen. »Die Gai-Jin haben ihn erschossen, als er versuchte, in eines ihrer Häuser einzubrechen«, sagte er hastig. Seine Nervosität wuchs. »Es gibt ein Gerücht über einen Shishi-Angriff auf Yoshi in Hamamatsu; Koiko sei bei dem Handgemenge getötet worden, und ein Shishi auch. Wer war er?«

»Nicht er. Sie. Tut mir sehr leid. Es war Sumomo.« Alle Farbe wich aus Hiragas Gesicht. »Koiko verriet sie, die Hure verriet sie an Yoshi und betrog so *sonno-joï* und uns. Aber sie starb mit Sumomos Shuriken in der Brust.«

»Wie ist Sumomo gestorben?«

»Wie ein Shishi, man wird sich für immer an sie erinnern. Sie kämpfte gegen Yoshi mit Shuriken und Langschwert und hätte ihn fast getötet. Das war ihr Auftrag – für den Fall, daß sie verraten würde.«

Also hatte Sumomo einen Auftrag, dachte Hiraga mit plötzlicher Einsicht, und sein ganzes Inneres war ein Vulkan. Du hast erwartet, daß sie verraten wird, und hast sie trotzdem in die Falle geschickt. Seine Kehle war wie zugeschnürt. Er zwang sich, die entscheidende

Frage zu stellen: »Wie haben sie sie begraben? In Ehren?«

Falls Yoshi Toranaga sie nicht geehrt hatte, nachdem sie tapfer gekämpft hatte und gestorben war, dann würde er ihn verfolgen, er würde nichts anderes mehr tun, bis einer von ihnen tot war. »Bitte, ich muß es wissen, war es in Ehren?«

Noch immer keine Antwort. Er sah sich um. Katsumata war verschwunden. Die anderen Kunden starrten ihn schweigend an. Auf einer Seite stand eine Gruppe von Samurai, die ihn lauernd beobachtete. Die Härchen in seinem Nacken sträubten sich. Er warf ein paar Münzen auf den Tisch und ging, die Hand auf seiner versteckten Derringer, den Weg zurück, den er gekommen war.

An diesem Nachmittag lag so etwas wie eine Vorahnung über der ganzen Burg von Edo. Yoshi eilte hinter dem chinesischen Arzt einen langen Korridor hinunter, Abeh und vier Samurai-Wachen folgten. Der Arzt, groß und sehr dünn, trug ein langes Gewand und sein graues Haar zu einem Zopf zusammengebunden. Ein paar Treppen hinauf, einen anderen Gang entlang, dann blieb der Doktor stehen. Feindselige Wachen standen im Weg, die Hände an den Schwertern. Alle schauten Yoshi und seine Männer an.

»Tut mir leid, Herr Yoshi«, sagte der Offizier, »der *taikō* hat angeordnet, niemanden durchzulassen.«

»Und ich hatte Befehl«, sagte der Arzt, dem die Angst falschen Mut gab, »Herrn Yoshi zu holen.«

»Herr Yoshi, Sie können passieren«, sagte der Offizier grimmig. »Tut mir leid, Ihre Leute nicht.«

Obwohl sie bei weitem in der Minderzahl waren, griffen Abeh und seine Männer nach ihren Schwertern. »Halt«, befahl Yoshi ruhig. »Warten Sie hier, Abeh.«

Abeh war krank vor Sorge, und er konnte nur noch an die Gerüchte der letzten Stunden denken, sein Herr sei im Begriff, verhaf-

tet zu werden, Gerüchte, die Yoshi höhnisch abtat. »Bitte, verzeihen Sie, Sire, aber das könnte eine Falle sein.« Der gegnerische Samurai erstarrte bei dieser Beleidigung.

»Wenn es eine ist, dann dürfen Sie all diese Männer töten«, sagte Yoshi mit kurzem Auflachen und winkte den Arzt weiter.

Sie ließen ihn ungehindert durch. Der Arzt öffnete die gegenüberliegende Tür und bat Yoshi mit einer Verneigung hinein. Yoshi hatte die Hand nicht am Schwertgriff, aber er war auf einen Mörder hinter der Tür gefaßt. Es war keiner da. Nur vier Wachen in dem großen Raum. Auf den Futons lag Anjo, zusammengekrümmt vor Schmerzen. »Nun, Vormund des Erben«, sagte er mit schwacher, aber giftiger Stimme, »Sie haben Informationen für mich?«

»Nur für Ihre Ohren.«

»Warten Sie draußen, Doktor, bis ich nach Ihnen rufe.«

Der Arzt verneigte sich und zog sich zurück, froh, gehen zu können. Dieser Patient war unmöglich, er verachtete ihn, und da er langsam starb und nur noch ein paar Wochen oder Monate hatte, würde er keine Bezahlung bekommen. So wollte es der Brauch, auch in China: keine Heilung, kein Geld.

Die Wachen hatten sich nicht gerührt und würden sich auch nicht rühren. Alle vier waren berühmte Kämpfer und absolut loyal. Yoshis Zuversicht schwand. Er kniete nieder und verneigte sich höflich. Heute morgen, nachdem Inejin gegangen war, hatte er Anjo eine Botschaft geschickt, in der er ihn um ein dringendes Zusammentreffen bat, um ihm eine wichtige Information zu geben.

»Nun, Yoshi-donno?«

»Gestern war ich auf einem der Gai-Jin-Kriegsschiffe, und...«

»Das weiß ich. Denken Sie, ich sei ein Narr und wisse nicht, worauf Sie hinauswollen? Sie sprachen von medizinischer Information.«

»Der Gai-Jin-Doktor in Kanagawa. Die Furansu sagten, er habe wunderbare Heilungen vollbracht. Mit Ihrer Erlaubnis lasse ich

ihn vorbeibringen.«

»Dazu brauche ich Sie nicht.« Unter Qualen stützte sich Anjo auf einen Ellbogen. »Warum so besorgt, wo Sie doch nur meinen Tod wollen!«

»Nicht Ihren Tod, Ihre gute Gesundheit, *taikō-donno*. Es ist wichtig, daß Sie bei guter Gesundheit sind.« Yoshi mußte sich beherrschen; er verachtete diesen Mann und diesen Raum mit seinem Gestank nach Tod – gleichzeitig fürchtete er, sich verrechnet zu haben. Dies könnte, falls der Kranke den Befehl dazu geben sollte, leicht zur Todesfalle für ihn werden. »Warum krank sein, wenn Sie geheilt werden können? Außerdem wollte ich Ihnen sagen, daß ich vom Schlachtplan der Gai-Jin erfahren habe, nicht auf dem Schiff, sondern erst heute früh.«

»Was für ein Plan, eh? Wie sind Sie dazu gekommen?«

»Das spielt keine Rolle, ich kenne ihn, und nun kennen Sie ihn auch.« In großen Zügen schilderte er ihm den Plan, und zwar korrekt, ließ aber die zehn Tage Gnadenfrist nach dem Ultimatum weg.

»Dann müssen wir fort!« Die Stimme wurde schriller. Nervös bewegten sich die Wachen. »Der *roju* muß sofort heimlich aufbrechen, wir werden... in Hodogaya Wohnung nehmen. Wenn wir in Sicherheit sind, brennen wir die Niederlassung bei Nacht nieder und erwischen sie in ihren Betten. Was für Hunde! Sie verdienen es, übel und ehrlos zu sterben. Wir räuchern sie aus, töten alle, die entkommen, und kehren hierher zurück, wenn die Flotte abgesegelt ist. Im Frühling werden wir vorbereitet sein. Morgen brennen wir Yokohama nieder.« Anjos Augen glitzerten, ein Speichelfaden benetzte sein Kinn. »Sie haben die Ehre, den Angriff zu führen. Organisieren Sie ihn. Sie leiten die Attacke morgen oder übermorgen.«

Sofort verneigte sich Yoshi. »Ich nehme die Ehre mit Freuden an, aber während ich sie organisiere, denke ich nur an eines: an Ihre Gesundheit. Lassen Sie den Gai-Jin-Doktor kommen, unsere Ärzte

sind nutzlos, und die Furansu haben geschworen, der Mann sei ein Wunderheiler. Ich kann ihn schnell und in aller Stille holen, morgen, wenn Sie gestatten. Warum nutzlose Schmerzen leiden? Der Gai-Jin-Doktor wird Sie gesund machen«, behauptete er. »Ein paar zusätzliche Tage werden bei Ihrer weisen Angriffsstrategie keine Rolle spielen. Bis Sie wieder gesund sind und das Kommando übernehmen können, müssen wir die Gai-Jin aus dem Gleichgewicht bringen. Das kann ich tun, während ich den Angriff vorbereite.«

»Wie?«

»Indem ich selbst in ihre Falle gehe.«

»Was?« Anjo machte eine leichte Bewegung, um Yoshi besser zu sehen, mußte sich aber auf die Lippen beißen, um vor Schmerz nicht aufzuschreien.

»Ich werde riskieren, mich in ihre Macht zu begeben, indem ich mich in Begleitung von nur zwei Wachen mit ihnen treffe. Auf dem Schiff habe ich herausgefunden, daß sie im Begriff sind, sinnlos auf uns einzuschlagen. Das müssen wir um jeden Preis verhindern, *taikō*. Sie sind so gefährlich wie ein Rudel verhungender Haie.« Er sprach mit gut gespielter Aufrichtigkeit, glaubte aber genau das Gegenteil: daß die Gai-Jin zu Verhandlungen und Kompromissen bereit waren und den Krieg eigentlich nicht wollten, solange man sie nicht zu weit trieb... etwa, indem man sie törichterweise angriff.

»Das wird mein Risiko sein«, sagte er. »Wenn sie mich als Geisel nehmen, wird das alle Daimyos veranlassen, Ihnen zu Hilfe zu eilen, falls sie das nicht tut, macht es auch nichts; in beiden Fällen vergessen Sie, daß ich Geisel bin, und greifen an – all das natürlich mit Ihrer Erlaubnis, *taikō*.«

Das Schweigen lastete schwer. Ein weiterer Krampf. Dann nickte Anjo zustimmend und winkte mit der Hand, um ihn zu entlassen. »Holen Sie sofort den Gai-Jin-Doktor, und bereiten Sie sofort den Angriff vor.«



Yoshi verneigte sich demütig und unterdrückte dabei mühsam einen Freudenschrei.

## 52

*Freitag, 4. Januar*

**A**ls Yoshi zu Pferde, eine kleine Gefolgschaft anführend, vor dem Tor der Gesandtschaft in Kanagawa erschien, brüllte Pallidar, der befehlshabende Offizier der Ehrenwache: »Prääääsentiert das Geweeehr!« Er salutierte mit seinem Degen. Die Soldaten nahmen die Gewehre von den Schultern, präsentierten sie und blieben reglos stehen: dreißig Wachleute, dreißig Highlander im Kilt und eine berittene Dragonertruppe.

Yoshi erwiderte den Salut mit seiner Reitgerte und verbarg seine Angst, so viele feindliche Soldaten mit so vielen makellosen Gewehren zu sehen. Nie im Leben war er so ungeschützt gewesen. Nur Abeh und zwei Wachen, gleichfalls beritten, umgaben ihn, gefolgt von einem Pferdeknecht zu Fuß und einem Dutzend schwitzender, nervöser Träger, die an Stangen zwischen sich schwere Bündel schleppten.

Er war ganz in Schwarz gekleidet: Bambuspanzer, leichter Helm, breitschultrige Tunika, zwei Schwerter – sogar sein Hengst war ein Rappe. Doch das mit Quasten versehene Geschirr, die Zügel und die Satteldecke waren absichtlich in Scharlachrot gehalten. Als er Pallidar passierte und durch das Tor ritt, bemerkte er die kalten blauen Augen, die ihn an einen toten Fisch erinnerten. Oben an der Treppe des Hofes aus gestampfter Erde sah er Sir William, flan-

kiert von Seratard und André Poncin auf der einen Seite sowie dem Admiral, Dr. Babcott und Tyrer auf der anderen – genau, wie er es verlangt hatte. Alle hatten sich herausgeputzt und trugen Zylinder und warme Wollmäntel gegen die morgendliche Kälte. Yoshi ließ rasch seine Blicke über die Gruppe schweifen, hielt einen Moment bei Babcott inne, verblüfft über dessen Körpergröße, zügelte sein Pferd und grüßte mit der Gerte. Die anderen verneigten sich lässig, der Admiral salutierte.

Sofort kam Sir William, dicht gefolgt von Tyrer, lächelnd die Stufen herunter, um ihn zu begrüßen – beide ließen sich ihr Erstaunen über die geringe Zahl seines Gefolges nicht anmerken. Der Stallknecht eilte herbei. Yoshi saß auf der rechten Seite ab, weil es in China und daher auch hier üblich war.

»Willkommen, Herr Yoshi, im Namen Ihrer Britischen Majestät«, sagte Sir William. Tyrer übersetzte sofort und sehr sorgfältig.

»Danke. Ich hoffe, ich mache Ihnen keinerlei Unannehmlichkeiten«, sagte Yoshi, mit seinem Teil des Rituals beginnend.

»Nein, Sire, es ist uns eine Ehre. Sie bereiten uns ein großes, seltenes Vergnügen.« Yoshi bemerkte eine Verbesserung an Tyrers Akzent und Wortschatz und war nun noch entschlossener, den Verräter Hiraga zu neutralisieren, der sich, wie Inejin herausgefunden hatte, hinter dem Pseudonym Nakama verbarg. »Bitte, Herr Yoshi, wünschen Sie etwas Tee?«

Beide Männer hörten ihre eigenen bedeutungslosen Phrasen gar nicht, sondern konzentrierten sich aufeinander und suchten nach möglicherweise hilfreichen Hinweisen. »Ah, Seratar-donno«, sagte Yoshi scherzend, obwohl er gereizt war, weil er im Stehen zu ihnen aufblicken mußte und ihre Größe ihm ein Gefühl der Unterlegenheit gab. »Ich freue mich, Sie so bald wiederzusehen. Danke.« Er nickte André zu, dann Seratard, der sich förmlich verneigte. André übersetzte.

»Mein Master Seratard grüßt Sie, Sire, im Namen seines Freundes,

des Kaisers der Furansu, Seiner Königlichen Hoheit Napoleon III. Er fühlt sich geehrt, Ihnen zu Diensten zu sein.«

In dem Augenblick, in dem Yoshi *taikō* Anjo verlassen hatte, hatte er Misamoto mit einem Brief zu Seratard geschickt, in dem er ihn fragte, ob er ein dringendes, offizielles, aber höchst vertrauliches Zusammentreffen mit Seratard, Sir William, dem Oberbefehlshaber der Flotte, dem Arzt von Kanagawa und den Dolmetschern André und Tyrer arrangieren könne – und mit niemandem sonst. Er würde ganz ohne Formalitäten und mit kleinstem Gefolge erscheinen und bat darum, das Zeremoniell auf ein Minimum zu beschränken.

»Was hat das zu bedeuten, Henri?« hatte Sir William gefragt, als Seratard zu ihm geeilt war, sobald André den Brief übersetzt hatte.

»Ich weiß nicht. Er ist ein beeindruckender Mann. Er war mehr als vier Stunden lang an Bord, also hatten wir Gelegenheit, ihn sorgfältig zu beobachten – möchten Sie vielleicht eine Kopie meines Berichts?«

»Danke«, hatte Sir William gesagt, überzeugt, daß aus dieser Abschrift alle interessanten Informationen entfernt sein würden – er würde schließlich dasselbe tun. Er war leicht erkältet und nieste. »Ich bitte um Entschuldigung.«

»Er ist Vormund des Erben, einer der Ältesten sowie Abkömmling einer alten japanischen Königsfamilie – sogar mit dem Mikado verwandt. Dieser Mann ist sehr wichtig im Shōgunat und hat äußerst gute Beziehungen. Warum treffen wir uns nicht mit ihm?«

»Das werde ich«, hatte Sir William trocken gesagt. Seine Informationen waren denen Seratards weit überlegen, denn er hatte viele Stunden damit zugebracht, Nakama nach Einzelheiten über wichtige Herrscher und deren Familien auszufragen, insbesondere über Toranaga Yoshi. »Wir werden tun, was er verlangt. Interessant, daß er auch Ketterer dabei haben will, nicht? Das stinkt. Wir werden mit dem Schiff reisen und ein paar Elitetruppen mitnehmen, die

wir als Ehrengarde verkleiden, und die H.M.S. *Pearl* wird vor der Küste kreuzen.«

»*Mon Dieu*, argwöhnen Sie eine Falle?«

»Es könnte ein gerissener Schachzug sein, einen Ritter aufs Spiel zu setzen, um unsere Kommandostruktur von Bord zu fegen. Samurai einzuschmuggeln ist leicht – Pallidar sagt, sie hätten sich zu beiden Seiten der Tokaidō eingegraben, von hier nach Hodoyama und darüber hinaus. Ich wittere keine Falle, aber wir werden für alle Fälle gewappnet sein. Keine französischen Truppen, alter Freund. Nein, tut mir leid! Aber warum will er Babcott?«

»Im Namen Frankreichs habe ich vorgeschlagen, daß wir ihnen ein Hospital einrichten, um unsere Bande zu festigen. Er war entzückt... machen Sie sich nichts draus, Sir William, Sie können nicht an alles denken. Wir sprachen über Babcott, der einen gewissen Ruf hat. Vielleicht möchte Yoshi ihn konsultieren.« Seratard hatte keinen Grund gesehen, die Auskünfte zu verheimlichen, die André über die schlechte Gesundheit des *taikō* eingeholt hatte.

Der japanische Tee wurde im großen Audienzsaal serviert. Sie nahmen so Platz, wie das Protokoll es vorschrieb, und bereiteten sich auf die endlosen Höflichkeiten vor, die sich über eine Stunde hinziehen würden. Bestürzt vernahmen sie nach dem ersten Schluck Tee Yoshis Worte: »Der Grund, warum ich diese vertrauliche Zusammenkunft einberufen habe, mit Hilfe von Serata-donno – natürlich im Namen des *taikō* und des Ältestenrates –, ist, daß es... an der Zeit ist, in unseren guten Beziehungen Fortschritte zu machen.« Er hielt inne und sagte kurz angebunden zu Tyrer: »Bitte, übersetzen Sie das zuerst, dann werde ich fortfahren.«

Tyrer gehorchte.

»Erstens der Doktor-sama, der Rest unserer Zusammenkunft betrifft ihn nicht.« Yoshi hatte absichtlich die drei Tage gewartet, ehe er sich an den Arzt wandte. Kein Grund zur Eile, hatte er zynisch gedacht, Anjo hat gesagt, er habe es nicht nötig, daß ich das arran-

giere, also soll er Schmerzen leiden!

Abrupt verkrampfte sich sein Magen, als er an die unnötigen Risiken dachte, die er eingegangen war, indem er sich Anjos Gnade auslieferte, der von Tag zu Tag unberechenbarer wurde. Dumm, daß ich eingewilligt habe, den Angriff zu führen und zu planen – dieser Teil ist nur allzu leicht zu erledigen –, denn ich werde es tun müssen, wenn es mir nicht gelingt, die Barbaren heute listenreich dazu zu bringen, daß sie das tun, was ich will. »Könnte der Arzt bitte mit mir nach Edo zurückkehren, um einen wichtigen Patienten zu untersuchen, dessen Namen ich nicht nennen darf? Ich garantiere ihm sicheres Geleit.«

Sir William sagte: »Eine wichtige Person wie der Doktor-sama kann zweifellos nicht ohne Eskorte reisen.«

»Ich verstehe das, aber in diesem Falle, es tut mir leid, ist es nicht möglich«, sagte Yoshi. Im Sitzen befand er sich nun auf gleicher Höhe mit allen anderen, bis auf Babcott, und so fühlte er sich wohler. »Ich garantiere ihm sicheres Geleit.«

Sir William tat, als müsse er nachdenken. »George, was meinen Sie dazu?«

Sie hatten diese Möglichkeit bereits besprochen. »Ich würde mich bereiterklären, allein zu gehen, Sir William«, hatte Babcott gesagt. »Einer meiner Assistenten sagte mir, es ginge das Gerücht, daß der *taikō* krank ist. Es könnte sich um ihn handeln.«

»Mein Gott, wenn Sie diesen Kerl heilen könnten – oder vergiften... ich weiß nicht, was besser wäre. War natürlich ein Scherz.«

»Es ist kein Risiko, nicht für mich. Ich bin nur wertvoll, solange ich lebe, und als Geisel nutzlos. Wenn ich eine sehr wichtige Persönlichkeit heilen könnte, wäre das fabelhaft für uns.«

»Da haben Sie wohl recht. Folgen wir unserem Instinkt. Ach, übrigens, wie ich hörte, hat Angélique Sie gestern konsultiert.«

»Ha! Anscheinend hat die ganze Niederlassung davon gehört, Sie sind der achte, der mich darauf anspricht! Sie war erkältet, bei die-

sem Wetter ist jeder erkältet, und selbst wenn sie mich aus irgendeinem anderen Grund konsultiert hätte, so wäre das privat, also lassen Sie es.«

Sir William hatte heftig dementiert und versichert, er erkundige sich auf keinen Fall nach privaten Angelegenheiten wie ihrer möglichen Schwangerschaft. Es blieben nicht mehr viele Tage, die ganze Niederlassung war nervös, und noch war niemand bereit, großes Geld darauf zu setzen, was am ›P-Tag‹ sein würde oder ob es überhaupt einen geben würde.

Sir William konzentrierte sich wieder auf die Gegenwart. Gerade sagte Babcott in stockendem Japanisch, direkt an Yoshi gewandt: »Ja, gehen Edo, Herr Yoshi. Wann gehen, bitte?«

Langsam sagte Yoshi: »Wenn ich gehe, Doktor-sama. Danke. Ich bin für Sie verantwortlich. Ich werde dafür sorgen, daß sie heil zurückkommen. Sie werden einen Dolmetscher brauchen, ja?«

»Ja, bitte, Herr Yoshi«, sagte Babcott, obwohl er keinen brauchte. Er sah Tyrer an. »Sie sind ausgewählt, Phillip.«

Tyrer grinste. »Ich wollte mich gerade freiwillig melden.«

»Fragen Sie ihn, wie lange ich dort sein werde.«

»Er sagt: solange es dauern mag, eine Untersuchung durchzuführen.«

»Damit ist das geregelt«, sagte Sir William.

»Dann überlasse ich den Rest Ihnen. Ich habe im Ambulatorium zu tun, Sie wissen also, wo ich bin.« Der Arzt verneigte sich vor Yoshi, der die Verneigung erwiderte, dann war er fort.

Yoshi bemühte sich, seine Worte sorgfältig zu wählen und sich einfach auszudrücken: »Draußen sind Träger, die Kisten mit Silbermünzen im Wert von einhunderttausend Pfund haben. Das Shōgunat bietet diese als volle Einlösung der Entschädigung an, die Sie von dem verantwortlichen Daimyo verlangt haben. Das Shōgunat betrachtet diesen Betrag als angemessen.« Er verbarg seine Erheiterung über Tyrers und Andrés Schock. »Übersetzen Sie genau, was

ich gesagt habe.«

Wieder gehorchte Tyrer, übersetzte diesmal nicht Wort für Wort, aber er gab doch eine glaubwürdige Zusammenfassung, hier und da von André unterstützt. Verblüfftes Schweigen breitete sich im Raum aus.

»Sire«, sagte Tyrer schwach, »mein Master fragt, er antworten jetzt, oder Yoshi-sama mehr sagen?«

»Mehr. Das Shōgunat streckt dieses Geld im Namen von Sanjiro von Satsuma vor. Er allein ist verantwortlich. Wie zuvor schon erklärt, untersteht er nicht der Kontrolle des Shōgunats – in allen Dingen. Übersetzen Sie.«

Wieder geschah dies. Er sah, daß die beiden Führer so fassungslos waren, wie er geplant hatte. Dies war erfreulich, konnte aber seine Angst nicht mildern. »Wir können Sanjiro von Satsuma nicht zwingen, irgendwelche Befehle zu widerrufen, die er seinen Männern bezüglich der Gai-Jin gegeben oder nicht gegeben haben mag. Wir können ihn auch nicht zwingen, sich zu entschuldigen oder das Geld zurückzuzahlen, das wir vorstrecken, um diese Angelegenheit zu regeln – außer, wir überziehen ihn mit Krieg. Dazu sind wir aber nicht bereit.«

Dies genau zu übersetzen erforderte Zeit. Wieder half André, der sich der Spannung und der allgemeinen Konzentration bewußt war.

»Sire?«

»Sagen Sie dies genau und sorgfältig: Da das Shōgunat freundliche Beziehungen zu den Engländern und den Furansu wünscht, hat es gelöst, was das Shōgunat lösen kann... ohne zum Krieg zu schreiten.« Yoshi lehnte sich zurück und fragte sich, ob der Köder üppig genug war.

Seine letzten Bemerkungen wurden schweigend aufgenommen. Er bemerkte, daß Sir William jetzt bis auf ein fast unhörbares Knurren teilnahmslos wirkte. Doch Seratard nickte und sah André an.

Innerlich höchst erfreut, wartete Sir William auf die Fortsetzung.

Als Yoshi nicht weitersprach, sagte er: »Phillip, fragen Sie Herrn Yoshi, ob er fortfahren möchte oder ob ich jetzt antworten darf.«

»Er sagt, im Augenblick möchte er nicht fortfahren.«

Sir William räusperte sich und sprach – zu Tyrers geheimem Entsetzen – in großspurigem Ton: »Herr Yoshi, im Namen der Regierung Ihrer Majestät und der französischen Regierung darf ich Ihnen und dem Shōgunat dafür danken, daß Sie einen Teil des Problems zwischen uns bereinigt haben. Wir danken Ihnen persönlich und wünschen, unseren Aufenthalt in Ihrem Land zu einer für Ihr Land, das Shōgunat und uns selbst glücklichen und gewinnbringenden Angelegenheit zu machen. Mit dieser Geste beginnt zweifellos eine neue Ära des Verstehens zwischen unseren beiden Ländern – und den anderen, die in Japan vertreten sind.«

Er wartete, während dies übersetzt wurde. Sowohl Tyrer als auch André entschuldigten sich und baten Yoshi um Vergebung, weil sie die Botschaft so genau wie möglich, aber in einfacheren Begriffen weitergaben. Als sie fertig waren, sagte Sir William: »Mit seiner Erlaubnis möchte ich eine kurze Pause einlegen. Phillip oder André, bitten Sie ihn um Nachsicht, Entschuldigung und alles, was nötig ist, aber erklären Sie, daß meine Blase mich quält. Meine Erkältung.«

Hastig übersetzten die beiden Dolmetscher.

»Natürlich«, sagte Yoshi sofort, ohne ihm zu glauben.

Sir William stand auf, Seratard entschuldigte sich, und sobald sie auf dem Gang zum Abtritt waren, flüsterte Sir William aufgeregt: »Mein Gott, Henri, haben Sie ihn auch so verstanden wie ich? Er sagt, daß wir uns selbst über Sanjiro hermachen können.«

Seratard war ebenso freudig erregt. »Das ist eine komplette Umkehrung ihrer Politik, alles müsse über die Bakufu und das Shōgunat laufen. *Mon Dieu*, gibt er uns eine *carte blanche*?«

»*Pas ce crétin*«, sagte Sir William, der unbemerkt ins Französische fiel. »Wenn wir das gegen Sanjiro tun können, ist es ein Präzedenz-



fall für das Vorgehen gegen jeden anderen Daimyo – zum Beispiel gegen den Kerl von der Shimonoseki-Meerenge. Aber was zum Teufel ist das quid pro quo, eh?» Geräuschvoll schneuzte er sich die Nase. »Es muß eines geben.«

»Ich habe keine Ahnung. Was immer es ist, es wird ungewöhnlich sein, *mon brave*. Erstaunlich, daß er sich in unsere Gewalt begeben hat, ich hätte nie gedacht, daß er mit so wenigen Männern auftauchen würde. Er muß doch gewußt haben, daß wir ihn als Geisel nehmen könnten, damit Sanjiro seine Verpflichtungen erfüllt.«

»Sicher. Mein Gott, was für ein Fortschritt! Unglaublich, daß er sofort zur Sache kam... Aber warum bloß? Irgend etwas stinkt da.«

»Ja. *Merde*. Schade, daß er nicht der *taikō* ist, nicht?»

Ha! Ganz meine Meinung, alter Junge, schon lange vor dir, dachte Sir William bei sich. Ein kleiner Stoß hier, ein kleines Ziehen da, und wie in Indien könnten wir fein heraus sein!

Er hatte seine Hose aufgeknöpft, und während er jetzt müßig dem Strahl zusah, sammelte er seine Gedanken, erwog, was er aushandeln und wie weit er gehen könnte und wie er Ketterers Zustimmung ohne die Billigung der Admiralität oder des Foreign Office erlangen könnte. Gott verdamme den Kerl!

Und Gott verdamme Palmerston. Ich hab dringend um Bewilligung zur Erzwingung zivilisierter Gesetze gebeten, also warum hat er nicht geantwortet? Wahrscheinlich hat er, sagte er sich, aber Londons verschlüsselte Botschaft ging telegraphisch nach Basra und ist nun irgendwo auf einem Postdampfer in einer Diplomaten tasche. Sein Strahl versiegte. Rasch machte er Seratard Platz, knöpfte sich wieder zu und bemerkte dabei, daß Seratard in Größe und Kraft einem kleinen Pferd glich. Interessant. Muß der Wein sein, dachte er, während sie in den Konferenzraum zurückkehrten.

Der Rest der Zusammenkunft verlief flott. Mit Geschick stellte Sir William, kundig unterstützt von Seratard, auf sehr indirekte Weise fest: »Falls zufällig eine Streitmacht gegen jemanden wie beispiels-

weise Sanjiro vorgehen sollte, gegen seine Hauptstadt etwa, so wäre dies ein außerordentlich unglückliches Vorkommnis, selbst wenn eine solche Aktion möglicherweise verdient sein könnte wegen irgendeiner inakzeptablen Mordtat, begangen an ausländischen Staatsangehörigen. Diese Tat würde eine Flut von Protesten aus Edo nach sich ziehen und eine formelle Entschuldigung erfordern, falls eine so unvorstellbare Aktion unternommen werden sollte...«

Absolut nichts wurde direkt gesagt, nichts, woraus hervorgegangen wäre, daß eine Erlaubnis gegeben oder erbeten worden war. Nichts würde schriftlich niedergelegt werden.

Inzwischen hatten sowohl Tyrer als auch André bohrende Kopfschmerzen und verfluchten innerlich ihre Vorgesetzten, weil es ihnen sehr schwer fiel, diese indirekten Andeutungen zu übersetzen.

Yoshi war sehr schweigsam. Sanjiro war so gut wie tot und die erste Barriere beseitigt, und das kostenlos. »Ich denke, wir verstehen einander und können uns anderen Angelegenheiten zuwenden.«

»Ja, ganz klar.« Sir William lehnte sich zurück und wappnete sich für das quid pro quo.

Yoshi atmete tief ein und bereitete den nächsten Angriff vor. »Übersetzen Sie das nun Folgende Satz für Satz. Sagen Sie auch, daß dieses Gespräch vorerst als Staatsgeheimnis zwischen uns betrachtet werden muß.« Als er Tyrers verständnisloses Starren sah, fügte er hinzu: »Verstehen Sie das Wort Staatsgeheimnis?«

Nachdem er sich mit André beraten hatte, sagte Tyrer: »Ja, Sire.«

»Gut, dann übersetzen Sie: Sind wir uns einig, daß dies ein Staatsgeheimnis zwischen uns ist?«

Sir William dachte: Wer A sagt, muß auch B sagen. »Einverstanden.« Seratard sagte dasselbe.

Tyrer wischte sich die Stirn. »Bereit, Sire.«

Mit noch größerer Entschlossenheit sagte Yoshi: »Es ist mein Wunsch, Shōgunat und Bakufu zu modernisieren. Übersetzen Sie. Um das zu tun, brauche ich Kenntnisse. Übersetzen. England und

Furansu-Land sind die mächtigsten fremden Nationen. Übersetzen Sie. Ich bitte Sie, verschiedene Pläne zu entwerfen, um dem Shōgunat zu helfen, eine moderne Marine, eine moderne Werft und eine moderne Armee einzurichten. Übersetzen Sie.«

Admiral Ketterer fuhr hoch; sein Hals war purpurrot. »Seien Sie still«, murmelte Sir William vorsichtig aus dem Mundwinkel. »Sagen Sie kein Wort!«

»Außerdem ein modernes Banksystem und Versuchsfabriken. Ein Land kann nicht alles tun. Sie sind reich, das Shōgunat ist arm. Wenn die Pläne akzeptiert werden, werde ich einem fairen Preis zustimmen. Dieser wird in Kohle, Silber, Gold und jährlicher Verpachtung sicherer Häfen entrichtet. Ich hätte gern in dreißig Tagen eine vorläufige Antwort, wenn dies für Sie von Interesse ist. Falls ja, ist ein Jahr genug Zeit, um die detaillierten Pläne von Ihren Regierungen genehmigen zu lassen?«

Es fiel Yoshi schwer, äußerlich Haltung zu bewahren, und er fragte sich, was sie wohl sagen würden, wenn sie wüßten, daß er nicht autorisiert war, ein solches Angebot zu machen. Es erfolgte nur, um sie zu verlocken, Konflikte für ein Jahr aufzuschieben, einen Aufschub, den er verzweifelt nötig hatte, um die innere Opposition gegen das Shōgunat zu ersticken und sich um seine Hauptfeinde zu kümmern, Ogama von Choshu und Yodo von Tosa, nun, da Sanjiro beseitigt werden würde.

Gleichzeitig war es ein Sprung in die Zukunft, ins Unbekannte, der ihn erschreckte und auf eine Weise, die er nicht verstand, auch freudig erregte. All diese Gedanken basierten auf Informationen, die Inejins Spion von Shoya Ryoshi über Gai-Jin-Methoden erhalten und die er selbst anhand dessen begriffen hatte, was er auf dem Kriegsschiff gesehen und gehört hatte. Dieses war zwar ungeheuer eindrucksvoll, aber auch nicht annähernd so groß oder so tödlich wie das englische Flaggschiff.

Er haßte die Realität, aber er akzeptierte sie, und so hatte er aus

Selbstverteidigung eingesehen, daß das Land der Götter modern werden mußte. Dazu mußte er mit den Gai-Jin umgehen. Er verabscheute sie, verachtete sie und mißtraute ihnen, aber sie hatten die Mittel, Nippon zu zerstören oder zumindest in die Art von Bürgerkriegen zu stürzen, die jahrhundertlang gewütet hatten, bevor Shōgun Toranaga Bushido den kriegerischen Geist der Samurai gezähmt hatte.

Er beobachtete, wie die beiden Führer diskutierten. Dann sah er den englischen Führer mit dem jungen Dolmetscher Taira reden, der in seinem drolligen, aber verständlichen Japanisch sagte: »Mein Master Ihnen danken, Sire, für... für Vertrauen. Brauchen hundertzwanzig Tage zu schicken Botschaft an ›Königin Parlament‹ und ›Furansu-König‹ und holen... holen... zurückbringen Antwort. Beide Führer sicher Antwort ist ja.«

Hundertzwanzig Tage waren besser als erwartet. »Gut«, sagte er mit grimmigem Gesicht, innerlich schwach vor Erleichterung.

Und jetzt noch eines, dachte er, da er sah, daß sie sich auf das Ende der Zusammenkunft vorbereiteten. Auge um Auge, Zahn um Zahn. »Noch ein Letztes. Ich bin sicher, W'rum-sama weiß nicht, daß der Mann, den er beherbergt und der sich Nakama nennt, ein abtrünniger Samurai, ein Ronin und Revolutionär ist, dessen wirklicher Name Hiraga lautet, manchmal wird er auch Otami genannt. Ich fordere seine sofortige Auslieferung. Er wird wegen Mordes gesucht.«

Im selben Augenblick sagte Katsumata auf der anderen Seite der Bucht in der Yoshiwara von Yokohama: »Hiraga, hast du dir überlegt, wie wir die Gai-Jin wütend machen können, wie wir einen feindseligen Zwischenfall inszenieren können, um sie gegen das Shōgunat aufzubringen?« Die beiden Männer saßen einander in einem abgeschiedenen kleinen Haus im Garten ›Zu den Drei Karp-

fen« gegenüber.

»Am einfachsten wäre es, eine der Kirchen in Brand zu stecken«, sagte Hiraga und verbarg sorgfältig seinen Zorn, denn Katsumatas scharfen Augen entging nichts – er war soeben eingetroffen, von einem schläfrigen Diener aus seinem Dorfversteck gerufen. Außer ein paar Küchengehilfen, die die Feuer unterhielten, war niemand in der Nähe. Raiko und ihre Damen schliefen noch – wenige würden vor Mittag aufstehen. »Das würde sie verrückt machen, aber laß mich zuerst berichten, was ich hier erreicht habe, und...«

»Später, zuerst müssen wir einen Plan machen. Eine Kirche? Interessante Idee«, sagte Katsumata. Sein Gesicht war kalt und hart, und er hatte eine andere Verkleidung gewählt als vor ein paar Tagen in Hodogaya.

Jetzt trat er als Bonze auf, als buddhistischer Priester, kahlgeschoren bis auf einen Schnurrbart. Dazu trug er das traditionelle orangefarbene Gewand, Sandalen und einen Gürtel aus Gebetsperlen. Sein Langschwert lag neben ihm auf den Futons, und die *mon*, die fünf Insignien auf seiner Robe, verkündeten, daß er Mitglied eines militanten Mönchsordens war.

Diese militanten Orden bestanden aus Samurai, die zeitweilig oder auf Dauer ihren Samurai-Status aufgegeben hatten, um Buddha zu dienen, zu predigen, über Land zu ziehen und gute Werke zu tun, einzeln oder in Gruppen, um Räuber und Banditen zu läutern und die Armen vor den Reichen und die Reichen vor den Armen zu schützen. Die Bakufu und die meisten Daimyos duldeten sie, solange ihre Gewalttätigkeit sich in Grenzen hielt.

Gestern abend in der Dämmerung hatte er mühelos die Sperre passiert; seine falschen Papiere waren perfekt. Er kam unangemeldet und erhielt sofort von Raiko das beste verfügbare Haus, denn im Gegensatz zu den anderen Shishi entstammte er einer reichen Familie und trug immer zahlreiche Gold-Oban bei sich.

»Eine Kirche«, wiederholte er und genoß diese Vorstellung. »Da-

rauf wäre ich nicht gekommen – wir würden eine Botschaft hinterlassen, die besagt, es sei im Auftrag von Yoshi, *taikō* Anjo und den *roju* geschehen, als Warnung für sie, damit sie unsere Ufer verlassen. Wir müssen uns unbedingt an Yoshi rächen.« Ein Schaumflöckchen bildete sich in seinem Mundwinkel, und er wischte es ärgerlich ab. »Yoshi ist der Erzfeind. Einer von uns muß gegen ihn aufstehen, er hat in Kyōto zu viele von unseren Kämpfern getötet, einige sogar persönlich erschossen. Wenn ich ihm einen Hinterhalt legen könnte, würde ich es tun. Aber auch das erst später. Also wird die Kirche verbrannt. Gut.«

Hiraga war verwirrt, fand Katsumata äußerst seltsam und sehr verändert; er benahm sich, als sei er ein Daimyo und Hiraga einer seiner Goshi, die er nach Belieben herumkommandieren konnte. Ich bin Führer der Shishi von Choshu, dachte er noch erzürnter, kein Schüler, der unter dem Befehl eines Satsuma-Sensei steht. »Das würde ganz Yokohama in ein Hornissennest verwandeln. Ich würde fliehen müssen, was im Augenblick schlecht wäre, denn meine Arbeit ist wichtig für unsere Sache. Die Situation hier ist sehr heikel, Sensei. Ich bin auch der Meinung, daß wir planen müssen, beispielsweise, wohin wir fliehen, falls wir entkommen wollen.«

»Edo.« Katsumata startete ihn an. »Was ist wichtiger, *sonno-joi* oder deine sichere Zuflucht vor feindlichen Gai-Jin?«

»*Sonno-joi*«, sagte er, ohne zu zögern. »Aber es ist wichtig, daß wir erfahren, was sie wissen. *Seinen Feind zu kennen wie...*«

»Wir brauchen keine Zitate, Hiraga, wir müssen handeln. Wir verlieren den Kampf, Yoshi gewinnt. Wir haben nur eine Lösung – diese Gai-Jin gegen die Bakufu und das Shōgunat aufzubringen, das wird *sonno-joi* voranbringen und hat deshalb Vorrang vor allem anderen. Das haben wir verzweifelt nötig, dann werden sich die Kämpfer wieder um unsere Fahne scharen; inzwischen sammelt sich die Speerspitze der Shishi hier und in Kyōto neu, ich werde Verstärkung aus Satsuma und Choshu rufen, und wir werden erneut die

Tore angreifen, um den Kaiser zu befreien. Diesmal werden wir Erfolg haben, weil Ogama, Yoshi und das stinkende Shōgunat abgelenkt sein werden durch ihre Händel mit feindlichen Gai-Jin. Wenn wir erst mal die Tore haben, ist *sonno-jo*i eine Tatsache.« Er strahlte Zuversicht aus.

»Und wenn wir die Gai-Jin reizen, was dann, Sensei?«

»Sie beschießen Edo, das Shōgunat übt Vergeltung, indem es Yokohama angreift – beide verlieren.«

»Inzwischen werden alle Daimyos sich sammeln, um das Shōgunat zu unterstützen, wenn die Gai-Jin zurückkommen, was sie bestimmt tun werden.«

»Sie werden nicht vor dem Vierten oder Fünften Monat zurückkommen, falls überhaupt. Vorher werden wir die Tore haben. Auf unseren Vorschlag hin wird der Kaiser erfreut sein, den Gai-Jin den Schuldigen, Yoshi, oder seinen Kopf auszuliefern, sowie Nobusada, Anjo oder jeden anderen Kopf, den sie brauchen, um ihren Rachedurst zu stillen. Und weiterhin werden wir vorschlagen, daß der Sohn des Himmels einwilligt, ihnen den Handel zu gestatten, ohne jeden weiteren Krieg, aber nur über Deshima im Hafen von Nagasaki, so wie es seit Jahrhunderten war.« Katsumata war seiner Sache sicher. »Das wird geschehen. Zuerst die Kirche – wie wär's mit einem Schiff?«

Hiraga war bestürzt. »Mit einem Schiff?« fragte er. Sein Kopf schwirrte. Er war sicher, daß es nicht so kommen würde, wie Katsumata gesagt hatte, und versuchte gleichzeitig, sich eine Möglichkeit auszudenken, um den Sensei abzulenken, ihn nach Edo zu schicken und ein oder zwei Monate später zurückkommen zu lassen – hier lief alles viel zu gut mit Taira, Jami-sama und dem Shoya, als daß er es hätte gefährden wollen. Reichlich Zeit, die Gai-Jin später mit der Kirche wütend zu machen, wenn eine sichere Zuflucht...

»Ein versenktes Kriegsschiff würde sie aufbringen, nicht?«

Hiraga blinzelte. »Wie... wie nichts anderes.«

»Wir benutzen die Kirche als Ablenkung, während wir ein Schiff versenken, ihr größtes.«

Bestürzt sah Hiraga zu, wie Katsumata einen Rucksack öffnete. Darin befanden sich vier Metallrohre, mit Draht zusammengebunden. Und eine Schachtel mit Zündern. »Die enthalten Sprengstoff, Schießpulver. Einer davon, durch ein Bullauge oder eine Geschützpforte geschoben oder an die Schiffsseite gebunden, würde die Wand herausreißen, zwei wären tödlich.«

Hiraga war erstarrt, alles andere war vergessen. Er griff nach einem Rohr. In seiner Hand schien die Bombe vor Leben zu pulsieren. Oben war ein kleines Loch für den Sprengstoff, und im Geiste sah er den Sprengstoff zischen und seinen Arm die Bombe leise durch die unterste Geschützpforte schieben, dann eine weitere – und sich dann rasch wieder in das Boot ducken, das größtenteils von den Wellen verborgen wurde, sich still davonmachen, und dann, wenn er in Sicherheit war, die große Explosion, und dann verschwand das große Schiff im Wasser...

Und damit all seine eigenen Pläne.

»Das ist eine ungeheure Idee, Katsumata«, sagte er und fühlte sich elend. »Wir müßten sorgfältig den richtigen Stand des Mondes und des Meeres auswählen und vorsichtig planen. Frühling oder Frühsommer wären am besten. Danach könnte ich nicht mehr hierbleiben, und... Es gibt so vieles, was ich entdeckt habe und dir berichten muß.« Fast wäre er damit herausgeplatzt, daß er jetzt gut Englisch sprach, aber er hielt inne. »Nur noch ein paar Wochen, dann bin ich fertig. Dann die Kirche und das Schiff.«

»Wir verbrennen die Kirche und versenken das Schiff morgen nacht.«

»Unmöglich!«

Katsumata war kühl amüsiert über den Schock seines Gegenübers und dachte, wie schade es doch war, daß Ori tot war und Hiraga lebte – Ori war ihm so überlegen gewesen. Allerdings war er aus



Satsuma, nicht aus Choshu. »Wie oft muß ich noch sagen, daß Überraschung die beste Waffe für uns Shishi ist? Überraschung und Schnelligkeit. Wo ist Akimoto?«

»Im Dorf. Ich dachte, es sei am besten, ihn jetzt nicht mitzubringen«, sagte Hiraga, dessen Gedanken rasten. Seit er aus Hodogaya zurückgekommen war, hatte er seine geheimsten Gedanken nicht mehr mit seinem Cousin geteilt, hatte ihm nur gesagt, er habe von Katsumata erfahren, daß Sumomo tot sei, von Koiko an Yoshi verraten, aber er hatte nicht erwähnt, daß er glaubte, beide seien unnütz in den Tod getrieben worden. Genauso, wie wir bei diesem wilden Plan nutzlos geopfert und all meine Arbeit umsonst sein würde. »Morgen ist zu früh. Ich schlage vor, daß wir...«

»Die Kirche wird einfach sein für einen einzelnen Mann. Akimoto. Wir werden ein Dingi oder ein kleines Fischerboot brauchen. Kannst du eins beschaffen?«

»Vielleicht«, antwortete Hiraga automatisch. »Vielleicht könnte ich eins stehlen. Sensei, ich den...«

»Du denkst nicht klar. Fischer nehmen immer die Riemen mit, wenn das Boot nicht gebraucht wird. Das ist nicht notwendig. Kauf eines.« Katsumata nahm eine kleine Seidenbörse heraus und legte sie achtlos auf den Tisch. »Konzentrier dich, Hiraga!« sagte er, und seine Stimme klang härter. »Hat das Leben mit den Gai-Jin dich so sehr mit deren Übeln angesteckt, daß du deinen Eid auf *sonno-joi* vergessen hast? Konzentrier dich, der Plan ist gut, der Zeitpunkt perfekt. Könntest du ein Boot kaufen?«

»Ja, ja, aber... aber, Sensei, wohin ziehen wir uns zurück?«

»Der Rückzug ist einfach. Drei von uns – du, Takeda und ich – versenken das Kriegsschiff. Dann bringen wir unser Boot so nahe wie möglich bei Edo an Land und tauchen in der Stadt unter.«

»Was ist mit dem anderen Mann, dem, der die Kirche in Brand steckt?«

»Der wird zu Fuß fliehen.«

»Wir brauchen weitere Shishi als Unterstützung, das ist eine große Sache. Die ganze Gegend wird dann lebensgefährlich sein.«

»Das vereinfacht die Flucht. Vier Männer sind genug. Ich werde den Angriff auf das Schiff leiten, und wenn morgen Wind geht, steckt die brennende Kirche vielleicht ganz Yokohama an, ein zusätzliches Geschenk. Komm heute abend wieder und bring Akimoto mit, dann mache ich die endgültigen Pläne.«

»Aber – wo ist Takeda?«

»Ich habe ihn in Hodogaya zurückgelassen. Er wird heute nachmittag hier sein. Bis zur Abenddämmerung, Hiraga.« Damit verneigte sich Katsumata knapp und entließ ihn.

Aufgeregt zog sich Hiraga zurück; zu viele Jahre lang war er ein ehrfürchtiger Schüler des Sensei gewesen, des Meisters im Schwertkampf und Taktikers, um die Entlassung nicht zu akzeptieren. Über die Brücke und die Dorfstraße stolperte er zur Niederlassung zurück. Später bog er in die Promenade ein und ging weiter, ohne etwas zu sehen. In seinem Kopf herrschte ein heilloses Durcheinander; seine Zukunft lag in Scherben, und all das nur, weil dieser Außenseiter aus Satsuma entschlossen war, das Schicksal voranzutreiben.

Doch der Sensei hat recht, grübelte er. Diese beiden Taten würden die Gai-Jin in Berserker verwandeln, die Flotte würde Edo angreifen, würde brennen, und als Rache würde Yokohama verwüstet werden. In ein paar Monaten würden Flotten eintreffen, und dann würde ganz Nippon sich ergeben. Aber den Gai-Jin würde das egal sein.

Auf die eine oder andere Weise werden wir uns ihrer Welt öffnen müssen. Die Gai-Jin werden eine Basis in Yokohama und anderswo haben – weil sie die Macht besitzen, unsere Häfen zu schließen, für immer, wenn sie wollen, und kein Göttlicher Wind wird uns helfen.

»Hallo, Kamerad, wohin?«

»Oh.« Er stand vor der Gesandtschaft. »Guten Morgen, Sir. Ich

gehen Taira-sama.«

»Ist nicht da, Kamerad«, sagte der Wachmann gähnend. »Mr. Tyrer und der Gouverneur sind in Kanagawa.«

»Oh?« Hiraga schaute über die Bucht. In der Ferne konnte er Kanagawa gerade noch ausmachen. Eine Fregatte, die er als die *Pearl* erkannte, dampfte draußen langsam dahin, gegen den Wind. Im Hafen lag das Flaggschiff mit seinen vierzig Sechzigpfündern im Wind vor Anker. »Ich kommen später wieder«, murmelte er.

Traurig wanderte er ins Dorf zurück, um ein Dingi zu kaufen. So sehr er die Sache auch mißbilligte, er war in erster Linie Shishi.

Am frühen Nachmittag stieß in der großen Kajüte an Bord der H.M.S. *Pearl* Seratard mit Sir William an und beglückwünschte ihn erneut zu dem Treffen.

»Ein großartiger Schritt vorwärts, alter Knabe«, sagte Sir William jovial. Er nahm die Flasche zur Hand und prüfte noch einmal das Etikett. »Nicht schlecht für einen 48er. Und das Essen war auch exzellent.« Auf dem Tisch standen die Reste des Picknicks, das Seratards Küchenchef geliefert hatte: kalte Taubenpastete, Quiche, übriggebliebene Krümel von französischem Brot und ein paar Stückchen eines gierig verzehrten Brie-Käses, der mit dem letzten Handelsschiff aus Shanghai gekommen war. »Ich kann noch immer nicht glauben, daß Yoshi angeboten hat, was er angeboten hat.«

»Da haben Sie recht. Großartig ist das richtige Wort dafür. Wir werden die Marine ausbilden, Sie übernehmen die Armee, wir nehmen Bankwesen und Zoll, und...«

»Sie Träumer!« sagte Sir William mit kurzem Auflachen. »Aber wir wollen uns nicht über die Verteilung streiten, das werden London und Paris tun.« Er rülpste zufrieden. »Am Ende wird es auf ein ›Wieviel‹ hinauslaufen, denn wir werden natürlich die Mittel ausleihen müssen, um die Schiffe, Fabriken oder was auch immer zu

kaufen – wieviel auch immer sie zu zahlen bereit sind.«

»Ja, aber es wird ja die üblichen Sicherheiten, Zolleinkünfte und so weiter geben.« Beide lachten.

»Es wird mehr als genug für unsere beiden Länder da sein«, sagte Sir William, noch immer ein wenig ungläubig. »Aber tun Sie mir einen Gefallen, Henri, bitte, hetzen Sie nicht den Admiral auf, ich habe ohnehin schon genug Schwierigkeiten.«

»In Ordnung, aber er ist so... macht nichts. Was ist mit diesem Nakama? Erstaunlich. Ich glaube, Sie hatten Glück, nicht meuchlings von ihm ermordet zu werden, Sie sind deren Feind Nummer eins. Was ist nur in Sie gefahren, ein solches Risiko einzugehen?«

»Er war nicht bewaffnet, und er half Phillip mit seinem Japanisch«, sagte Sir William. Seines Wissens waren nur vier Personen, Tyrer, McFay, Babcott und er selbst, darüber unterrichtet, daß der Mann Englisch sprechen konnte, und es gab keinen Grund, dieses Geheimnis weiterzugeben. »Er wurde gut überwacht«, fügte er sachlich hinzu, obwohl ihn ein neuer Stich durchzuckte, als er an die Gefahr dachte, in der sie geschwebt hatten.

»Was werden Sie mit ihm machen?«

»Was ich Yoshi gesagt habe.«

Sie alle waren über Yoshis Enthüllungen schockiert gewesen – Sir William fast so sehr wie Tyrer –, vor allem darüber, daß Nakama wegen des Mordes an Utani gesucht wurde, einem der Ältesten. Sofort hatte er gesagt: »Phillip, teilen Sie Herrn Yoshi mit, sobald ich nach Yokohama zurückkomme, werde ich eine formelle Untersuchung einleiten, und wenn die Tatsachen so sind, wie er sagt, werde ich ihn sofort den Behörden übergeben. Phillip!«

Aber Tyrer, sprachlos und ungläubig, starrte Yoshi ausdruckslos an. André erholte sich rasch und übersetzte für ihn. Als Yoshi ihn anfuhr, zuckte er zusammen.

»Eh... eh... Herr Yoshi sagt: Sie bezweifeln meine Worte?«

»Sagen Sie: Keineswegs, Herr Yoshi.« Sir William sprach mit be-

herrscher Stimme, denn er hatte gesehen, wie sich Yoshis Augen verengten. »So, wie Sie Ihre Gesetze oder Bräuche haben, beispielsweise diesen Daimyo Sanjiro nicht dazu zwingen können, Ihnen zu gehorchen, so muß ich unsere Gesetze befolgen, die, wie der Vertrag eindeutig festlegt, in Yokohama herrschen.«

»Sir William, er sagt: Ach ja, die Verträge. In diesem neuen Geist der Freundschaft ist er bereit, Ihnen... Ihnen die Pflicht zu überlassen, den... den Mörder auszuliefern. Er wird morgen Männer schicken, die ihn in Gewahrsam nehmen. Über den Vertrag, Sir, sagt er, daß einige Veränderungen notwendig sind. Wir können sie in zwanzig Tagen diskutieren.«

Leise sagte Tyrer: »Entschuldigen Sie, Sir William, was Nakama betrifft, dürfte ich vorschlagen, daß...«

»Nein, Phillip, Sie dürfen nicht. André, sagen Sie ihm folgendes: Wir würden uns geehrt fühlen, jederzeit über Angelegenheiten zu diskutieren, die unsere beiderseitigen Interessen betreffen.« Er hatte seine Worte sehr sorgfältig gewählt und seufzte erleichtert, als die Antwort kam: »Herr Yoshi dankt Ihnen und sagt: Wir treffen uns in zwanzig Tagen, wenn nicht früher, und jetzt werde ich mit Dr. Babcott nach Edo zurückkehren.«

Als die üblichen Höflichkeiten und Verbeugungen ausgetauscht waren und Yoshi den Raum verlassen hatte, sagte Seratard: »William, ich glaube, daß Sie sich geschickt aus der Schlinge gezogen haben. Meinen Glückwunsch.«

»Was die Marine betrifft...«, begann der Admiral hitzig.

»Lassen Sie mich zuerst Babcott und Tyrer auf den Weg bringen«, sagte Sir William. »Kommen Sie mit, Phillip!« Als er mit ihm draußen war, zischte er: »Was zum Teufel ist mit Ihnen los?«

»Nichts, Sir.«

»Warum machen Sie dann so ein langes Gesicht? Warum vergessen Sie, daß Sie nur dolmetschen sollen, nicht Vorschläge machen?«

»Tut mir leid, Sir, aber was Nakama betrifft, Sir...«

»Ich weiß, daß es um ihn geht, um Himmels willen, Sie haben praktisch über den ganzen Konferenztisch hinweg gestöhnt. Glauben Sie, unser gerissener Gast hätte das nicht gemerkt! Verdammt, Ihr Job ist es, zu übersetzen, was gesagt wird, und dabei keine Miene zu verziehen, fertig. Das ist das zweite verdammte Mal, daß ich Sie warnen mußte!«

»Tut mir leid, Sir, es ist nur, daß Nakama wichtig ist, und...«

»Sie meinen Hiraga oder welchen Namen auch immer er gerade benutzt? Herrgott, Phillip, er wird des Mordes beschuldigt. Ich gebe zu, daß er eine reiche Informationsquelle ist, aber ein gesetzloser Renegat? Allmächtiger! Wir haben Glück gehabt, daß er uns nicht in unseren Betten umgebracht hat, wenn man bedenkt, daß er einen Passierschein für die Gesandtschaft und unsere Quartiere hat!«

»Was haben Sie vor, Sir?«

»Verdammt, was ich gesagt habe. Die Sache untersuchen, und wenn es stimmt, was ich annehme, sind wir bei unserer Ehre dazu verpflichtet, ihn auszuliefern.«

»Könnten Sie ihn nicht als politischen Flüchtling betrachten?«

»Um Gottes willen! Haben Sie den Verstand verloren? Wir verlangen Reparationen und die Herausgabe der Mörder unserer Landsleute, wie zum Teufel können wir uns da weigern, ihnen einen ihrer Landsleute auszuliefern, der des Mordes an einem ihrer Herrscher bezichtigt wird und wahrscheinlich auch schuldig ist? Yoshi hat ihm einen fairen Prozeß versprochen.«

»Er ist ein toter Mann, das ist der ganze Prozeß, den er bekommen wird.«

»Wenn er schuldig ist, verdient er auch nichts anderes.« Er hatte seinen Zorn beherrscht, weil Tyrer heute gute Arbeit geleistet hatte, und natürlich hatte er die wachsende Freundschaft zwischen den beiden bemerkt, die sich zu seinem Vorteil auswirkte. »Phillip, ich weiß, daß er überaus wertvoll war, aber er muß ihnen ausgeliefert

werden – nachdem ich ihn gesehen habe. Ich habe ihn am Anfang gewarnt und ihm gesagt, er werde gehen müssen, wenn sie ihn haben wollten. Nun vergessen Sie Nakama, und sorgen Sie dafür, daß Sie soviel wie möglich über Babcotts Patienten in Erfahrung bringen. Wenn wir Glück haben, ist es der *taikō*.«

Er ging voran in den Vorhof, wo Yoshi gerade aufsaß. Babcott wartete neben einem Pferd, das Pallidar ihm ausgeliehen hatte, und einem weiteren für Tyrer. Auf Yoshis Befehl hin entfernten sich die Träger von den Stangen, an denen die Bündel hingen. Dann winkte er Tyrer, der ihm zuhörte, sich verneigte und zurückkam.

»Er sagt, Sie könnten... eh, Sie könnten das Geld zählen, wann es Ihnen beliebt, Sir William. Bitte geben Sie ihm morgen eine Quittung. Dieser Mann«, er wies auf Abeh, »wird morgen kommen, um Nakama zu holen.«

»Danken Sie ihm, und sagen Sie ihm, es werde so geschehen, wie er es wünscht.«

Tyrer gehorchte. Yoshi winkte Abeh zum Abmarsch. »*Ikimasho!*« Sie trabten davon, die Träger und der Stallknecht folgen ihnen.

»Alles in Ordnung, George?«

»Ja, danke, Sir William.«

»Nun, dann brechen Sie auf. Phillip, Sie haben heute gute Arbeit geleistet. Noch ein paar solcher Konferenzen, und ich empfehle Ihre Beförderung zum amtlichen Dolmetscher.«

»Danke, Sir. Darf ich dabei sein, wenn Sie mit Nakama sprechen?«

Er hatte fast die Beherrschung verloren. »Wie zum Teufel soll das möglich sein, da Sie doch mit George nach Edo gehen? Benutzen Sie Ihr Gehirn! George, geben Sie ihm ein Brechmittel, der arme Kerl hat den Verstand verloren!«

Babcott sagte: »Ich brauche Phillip eigentlich nicht. Ich dachte, es könne wichtig für ihn sein, diese ›namenlose‹ Person zu treffen.«

»Sie hatten ganz recht, dieses Treffen könnte sehr wichtig sein

- Nakama oder Hiraga, wie immer er heißen mag, ist es nicht. Philip, haben Sie das inzwischen begriffen?»

»Ja, Sir, Verzeihung, Sir.«

Babcott beugte sich näher zu ihnen. »Es wäre vielleicht eine gute Idee, Nakama erst auszuliefern, wenn wir zurück sind, für alle Fälle.«

Sir William hatte zu ihm aufgeschaut, und in seinen Gedanken nahm die medizinische Konsultation eine neue Bedeutung an. »Sie meinen, die könnten versuchen, Sie festzuhalten? Als Geisel? Sie beide?»

Babcott zuckte die Achseln. »Nakama ist wichtig für ihn. Kann nicht schaden, wenn man vorsichtig ist, nicht wahr?»

Sir William runzelte die Stirn. »Ich erwarte Sie morgen zurück.« Er hatte gewartet, bis sie außer Sicht waren, und kehrte dann in den Konferenzraum zurück.

Sofort war der Admiral explodiert: »In meinem ganzen Leben habe ich noch keinen solchen Unsinn gehört! Wir sollen ihnen eine Marine aufbauen? Haben Sie den Verstand verloren?»

»Die Entscheidung obliegt nicht uns, mein lieber Admiral«, hatte er ruhig gesagt, »sondern dem Parlament.«

»Oder, was viel wahrscheinlicher ist, Kaiser Napoleon«, hatte Seratard scharf eingeworfen.

»Das bezweifle ich, mein Herr«, sagte Ketterer, dessen Gesicht blaurot angelaufen war. »Ausländische Marineangelegenheiten liegen in der Zuständigkeit der Royal Navy, und irgendwelche französischen Einmischungen in britische Einflußbereiche werden scharf geahndet.«

»Ganz recht«, sagte Sir William laut und übertönte damit beide, denn Seratards Gesicht war ebenso rot geworden wie das des Admirals, und er wollte heftig widersprechen. »Auf jeden Fall wäre es eine politische Entscheidung. Für London und Paris.«

»Zum Teufel mit der Politik«, sagte der Admiral, dessen Doppel-



kinn vor Wut zitterte. »Ein Dutzend unserer besten Kriegsschiffe in den Händen dieser Taugenichtse, wo man doch sieht, was sie mit ein paar Schwertern anrichten können? Ich bin absolut dagegen!«

»Ich ebenfalls«, sagte Sir William geschmeidig, »absolut, und in diesem Sinne werde ich auch meine Empfehlungen aussprechen.«

»Was?«

»Ich gebe Ihnen vollkommen recht. Eine so wichtige Entscheidung obliegt ausschließlich der Admiralität, unterstützt vom Foreign Office. In Paris ist das nicht anders. Wir können nichts weiter tun, als unseren Vorgesetzten zu berichten. Das sollten Sie auch machen. Gott sei Dank räumen die japanischen Behörden uns endlich das Recht ein, selbst gegen schuldige Parteien vorzugehen. Sind Sie nicht meiner Meinung, Admiral?«

»Wenn Sie über Ihre unbesonnene Strafexpedition sprechen, so ist diese von der Admiralität noch nicht genehmigt und also auch nicht von mir. Ich schlage vor, daß wir an Bord der *Pearl* zurückkehren, ehe der Regen einsetzt ...«

Sir William seufzte und blickte aus dem Bullauge der Kajüte. Der Regen hatte vorübergehend aufgehört, das Meer war noch immer bleiern, aber ihm war leichter zumute. Er hatte die Entschädigungszahlung, nun bestand nicht mehr die unmittelbare Notwendigkeit, Edo dem Erdboden gleichzumachen, und durch diesen Yoshi würden sie mithelfen, Japan zu modernisieren, dachte er. Wir werden ihnen einen feinen Platz in der Familie der Nationen verschaffen, fein für sie und auch für uns. Viel besser, wenn wir das machen und britische Tugenden einführen, als wenn die Franzosen es tun, wenn auch ihre Weine und ihre Einstellung zu Essen und Hurerei den unseren weit überlegen sind. Er wandte sich an Seratard. »Henri, lassen Sie uns ein wenig Luft schnappen.«

Er war froh, wieder an Deck zu sein. Der Wind roch nach Meer-salz, scharf und erfrischend, und die Fregatte glitt jetzt unter Segeln flott dahin. Marlowe war auf der Brücke – die Offiziere und Män-

ner an Deck oder in den Wanten waren sich der Anwesenheit des Admirals schmerzhaft bewußt. Dieser saß auf dem Deckstuhl auf der Brücke, in seinen Mantel gehüllt, und schaute säuerlich drein. »Um Gottes willen, Marlowe, holen Sie sie näher an den Wind.«

»Aye aye, Sir.«

Sir William war kein Experte, aber ihm erschien dieser Befehl pedantisch und unnötig. Verdammter Kerl! Trotzdem kann ich ihm keinen Vorwurf daraus machen, daß er bestätigende Befehle will, schließlich muß er seinen Kopf hinhalten, wenn etwas schiefeht.

Als die Fregatte ihren Kurs änderte, packte er das Schandeck fester. Er liebte das Meer und die Fahrt auf dem Wasser, vor allem an Deck eines britischen Kriegsschiffes, stolz, daß die Schiffe des Empire die Weltmeere so souverän beherrschten. Ketterer hat recht, daß er keine andere Marine schaffen will, dachte er, nicht mit diesen Leuten – die französische, amerikanische und preußische Marine macht uns das Leben schon schwer genug.

Er schaute nach achtern. Dort hinten, jenseits des Horizonts, lag Edo. Edo und Yoshi bedeuteten Schwierigkeiten, wie man es auch betrachtete, welch rosige Zukunft er auch versprach. Vor ihnen lag Yokohama. Dort warten weitere Schwierigkeiten, aber das macht nichts, heute abend kommt Angélique auch zum Dinner beim russischen Gesandten – ich bin froh, daß sie nicht weggefahren ist, aber ich verstehe den Grund noch immer nicht. Spielt sie damit nicht nur Tess Struan in die Hände?

Seltsam, sich Angélique ohne Malcolm Struan vorzustellen. Schade, daß er solches Pech hatte. Joss. Wer wird jetzt Tai-Pan? Der junge Duncan ist erst zwölf, der letzte der Struan-Jungen. Schrecklich für Tess, noch eine Tragödie, die sie verkraften muß. Würde mich nicht überraschen, wenn ihr das den Rest gibt. Habe sie immer für ihren Mut bewundert, die Last von Culum und den Brocks zu tragen, von Dirk Struan ganz zu schweigen.

Ja, ich habe mein Bestes für Tess getan, und für Malcolm – leben-

dig und tot. Und für Angélique. Wenn sie fortgeht, wird sie eine Lücke hinterlassen, die nicht leicht zu füllen sein wird. Hoffe, sie gewinnt die Jugend wieder, die sie verloren hat, das ist auch traurig, aber sie hat ja noch das ganze Leben vor sich – ob sie nun ein Kind von ihm erwartet oder nicht. Die Wetten stehen noch immer pari.

Kommandos auf der Brücke erregten für einen Augenblick seine Aufmerksamkeit, aber es war nichts Dringendes. Sie setzten nur mehr Segel. Der Wind sang in den Wanten. Die Fregatte machte schnellere Fahrt. In einer Stunde würden sie in Yokohama sein. Reichlich Zeit, sich vor dem Dinner um Nakama zu kümmern.

Bei Sonnenuntergang sagte Hiraga zu den Fischern: »Das Boot da ist ausreichend – kein Angelgerät, aber Riemen und Segel sind im Preis inbegriffen.« Er stand am Strand in der Nähe von Drunk Town und bezahlte dem Besitzer den verlangten Preis, ohne zu feilschen, noch immer nicht bereit, durch Handeln sein Gesicht zu verlieren, obwohl er jetzt wußte – Makfey hatte ihm das nur allzugut eingeprägt –, daß er betrogen und ausgenommen wurde und daß dieser Mann und seine Kumpane lachen würden, sobald sie außer Sicht waren. Er wußte, das war seine Schuld, weil er gekleidet war wie ein Gai-Jin und nicht so, wie es sich gehörte, nämlich mit Schwertern.

Ein Teil von ihm wollte schreien und sie wegen ihrer schlechten Manieren auspeitschen, sie im Sand kriechen und um das Privileg betteln sehen, ihm das Boot geben zu dürfen. Ein anderer Teil riet ihm zu Geduld: Du hast getan, was du tun mußt, das Boot gehört dir, morgen stirbst du in Ehren für *sonno-joi*, diese Läuse sind nicht mehr wert als die Muscheln auf dem schäbigen kleinen Boot, das sie verkaufen.

»Laßt alles im Boot«, sagte er. Der Eigentümer verbeugte sich

übertrieben höflich, bevor er sich mit seinen Kameraden entfernte, das Glück segnend, das ihnen doppelten Profit eingebracht hatte.

Das Boot war ein gewöhnliches kleines Fischerboot für ein bis drei Mann mit einem kleinen Segel und einem einzigen Heckruder. Ein Teil der Samurai-Ausbildung bestand in der Benutzung von Booten über kurze Entfernungen, um Flüsse zu überqueren oder weit draußen liegende Küstenschiffe oder Galeeren zu erreichen, und darum konnten alle Samurai damit umgehen. Die Nachricht, daß er eines gekauft hatte, würde sich im Dorf rasch herumsprechen, aber das spielte keine Rolle. Bis der Shoya und andere den möglichen Zweck erraten hätten, würde es zu spät sein.

Zufrieden, daß das Boot gesichert war, ging er durch Drunk Town, durch die überfüllten Gassen, stieg über Betrunkene und Müll hinweg, angewidert von dem Dreck. Taira sagt, daß sein London die sauberste, größte, reichste Stadt der Welt ist, aber ich glaube ihm nicht – nicht, wenn so viele von seiner Art so leben, und der Rest der Niederlassung ist nicht viel besser. Er nahm eine Abkürzung und bog in eine schmalere Gasse ein. Männer gingen vorbei, Bettler streckten die Hände aus, Augen spähten argwöhnisch aus Türöffnungen, aber niemand belästigte ihn.

Das Niemandsland war wie immer, unkrautbedeckt und stinkend, die Hauptmüllkippe der Niederlassung. Einige zerlumppte menschliche Aasfresser durchwühlten den neuesten Müllhaufen, sahen kurz auf. Sein Blick wanderte zu dem verfallenen Brunnen. Der zerbrochene Holzdeckel, der den geheimen Zugang zur Yoshiwara verbarg, schien unberührt. Flüchtig kamen ihm Oris Gesicht und die Zeit, die sie da unten verbracht hatten, in den Sinn, als er bereit gewesen war, ihn zu töten, und Ori das goldene Kreuz in die Tiefe geworfen hatte, so getan hatte, als werfe er es. Ori war *baka*, wegen dieser Frau sein Leben zu vergeuden. Wir könnten ihn morgen brauchen.

Nun war er ganz auf den Angriff konzentriert. Alle Gründe, die

dagegen sprachen, hatten sich in nichts aufgelöst. Akimoto, der sich über die bevorstehende Aktion freute, Takeda und der Sensei stimmten überein. Deshalb war auch er dafür. Das Boot war bereit. Nun würde er Akimoto holen, und sie würden zurückkehren und den Plan das letzte Mal sorgfältig durchgehen. Eigentlich war er froh. Er würde glorreich sterben, da er die Wünsche des Kaisers erfüllte. Was konnte ein Samurai vom Leben mehr verlangen?

Plötzlich blieb er stehen. Dann verschwand er blitzschnell in einem Türeingang. Drei Rotröcke standen vor dem Haus des Shoya, zwei weitere traten aus dem nahen Schuppen, den er und Akimoto gemietet hatten. Akimoto ging zwischen ihnen und rief mit lauter Stimme einen der wenigen englischen Sätze, die er gelernt hatte: »Tut mir leid, nicht verstehen Nakama!«

»N-a-k-a-m-a«, sagte der Sergeant langsam und laut. »Wo ist er?« Dann lauter: »Wo ist Nakama?«

»Nakama?« Akimotos Stimme klang ebenfalls laut; eindeutig versuchte er, ihn zu warnen, falls er in Hörweite war. »Nakama nicht verstehen, tut mir leid.« Dann rief er auf japanisch: »Jemand hat jemand verraten.« Dann in gutturalem Englisch noch einmal: »Nakama nicht ver...«

»Halt's Maul!« sagte der Sergeant wütend. »Corporal, dieser Dummkopf weiß nichts. Butcher, Sie und Swallow bleiben hier, bis dieser verdammte Mister Nakama zurückkommt, und dann bittet ihr ihn – bittet ihn freundlich, mit euch zu Sir William zu kommen, aber sorgt bloß dafür, daß der Kerl mitkommt. Du da«, fuhr er fort und stieß mit einem Finger Akimoto vor die Brust, »du kommst mit für den Fall, daß der Gesandte dich will.« Akimoto protestierte laut auf japanisch, während er mit ihm ging, und sagte dann immer wieder auf englisch: »Nakama nicht verstehen.«

Als Hiraga sich erholt hatte, glitt er aus dem Hauseingang, sprang über einen Zaun und eilte zurück zum Rand des Niemandslands, wo er sich in einer Türöffnung versteckte. Noch war es zu gefähr-

lich, zum Brunnen zu laufen, es war noch zu hell, die drei Aasgeier waren noch in der Nähe. Der Gang mußte geheim bleiben.

Wer hat uns verraten? Keine Zeit, jetzt darüber nachzudenken. Er duckte sich tiefer, als einer der Aasgeier näher kam, vor sich hin fluchend, weil er so wenig gefunden hatte, einen schmierigen Sack in einer Hand. Alle drei waren klapperdürr und schmutzig. Einer kam nahe an der Tür vorbei, bemerkte ihn aber nicht. In einer halben Stunde würde es dunkel sein, er brauchte nur zu warten. Plötzlich tauchte vor ihm ein Schatten auf.

»Dachtest du, ich hätte dich nicht gesehen? Was machst du da?« sagte der Aasgeier mit rauher, drohender Stimme.

Langsam richtete Hiraga sich auf. Seine Hand umklammerte die kleine Pistole in seiner Tasche. Dann sah er das Messer in der klauenähnlichen Faust, die zustieß. Aber Hiraga war schneller, packte die Hand und stieß sie gegen den Hals des Mannes. Er quietschte wie ein angestochenes Schwein und ging zu Boden. Sofort machten die beiden anderen kehrt und kamen gelaufen.

Dann blieben sie abrupt stehen. Hiraga war jetzt aus der Tür getreten, die Pistole in einer Hand, das Messer in der anderen. Unter ihm wand sich im Schmutz der Aasgeier und rang nach Luft. Die beiden anderen zogen Messer und griffen an. Hiraga zögerte nicht, sondern sprang auf den einen Mann zu; dieser wich zur Seite und gab ihm so die Öffnung, die er brauchte. Rasch schlüpfte er hindurch und rannte in Richtung Drunk Town. Er wollte keine Zeit mit Kämpfen verschwenden. Nach wenigen Augenblicken hatte er eine Seitenstraße erreicht, aber in der Eile hatte er seinen Hut verloren. Er schaute sich um und sah, wie einer der Aasgeier ihn mit einem Schrei aufhob. Binnen Sekunden hatte der andere ihn auch umklammert, und verbissen begannen sie um seinen Besitz zu kämpfen.

Keuchend machte Hiraga sich davon. Sei geduldig. Wenn sie weg sind, kannst du zum Brunnen gehen. Du darfst den Geheimgang

nicht verraten, er ist wesentlich für den Angriff. Sei geduldig. Kauf dir einen Hut oder eine Kappe. Was ist schiefgegangen?

»Nun, wo zum Teufel ist er geblieben?«

»Kann nicht weit sein, Sir William«, sagte Pallidar. »Ich habe Männer an beiden Toren und an der Brücke zur Yoshiwara. Vermutlich ist er in einer der Herbergen. Nur eine Frage der Zeit, bis er auftaucht. Wollen Sie ihn in Eisen?«

»Nein, nur hier, unbewaffnet, unter Bewachung.«

»Was ist mit diesem Burschen?«

Akimoto saß da, den Rücken an der Wand. Ein Soldat stand neben ihm. Er war bereits durchsucht worden.

»Das werde ich entscheiden, wenn ich mit ihm gesprochen habe. Oh, André, kommen Sie herein. Wache, Sie brauchen nicht zu warten, ich diniere in der russischen Gesandtschaft, wenn Sie Nakama haben, können Sie mich jederzeit holen.« Pallidar salutierte und ging hinaus. »André, tut mir leid, daß ich Sie störe, aber wir können Nakama nicht finden. Da Phillip nicht hier ist, könnten Sie diesen Burschen da bitte fragen, wo er ist?«

Er sah zu, wie André Akimoto zu befragen begann, versuchte, seine Gereiztheit zu beherrschen, und wünschte, Phillip Tyrer wäre hier und nicht bei Babcott. Hoffentlich geht das gut. Verdammt, wenn Nakama nicht gefaßt wird, wird Yoshi tatsächlich böse sein, und das zu Recht.

»Er sagt, er weiß es nicht«, sagte André, der seinen Mantel nicht abgelegt hatte. In Sir Williams Büro war es immer eisig, und selbst an den kältesten Tagen brannte sein Kohlenfeuer nur dürftig. »Er scheint etwas beschränkt zu sein, murmelt Nakama Wer, Nakama könnte überall sein, in der Yoshiwara, vielleicht in Kanagawa.«

»Wie?« Sir William war schockiert. »Er soll die Niederlassung doch nicht ohne meine ausdrückliche Zustimmung verlassen. Fra-

gen Sie ihn... fragen Sie ihn, wann Nakama fortgegangen ist.«

»Er sagt, er weiß es nicht, er kennt Nakama nicht, weiß nicht, ob er gegangen ist oder wo er ist, er weiß überhaupt nichts.«

»Vielleicht wird eine Nacht im Gefängnis sein Gedächtnis auffrischen. Corporal!« Die Tür öffnete sich sofort. »Bringen Sie diesen Mann ins Gefängnis, über Nacht oder bis ich es anders befehle. Er ist gut zu behandeln, verstanden?«

»Jawohl, Sir.«

»Er ist gut zu behandeln.«

»Jawohl, Sir.« Der Corporal gab Akimoto mit dem Daumen einen Wink, und dieser ging unter Verneigungen rückwärts aus dem Raum. Das Gefängnis, das für Rowdies und Soldaten, die eine Disziplinarstrafe bekommen hatten, benutzt wurde, lag am Ende der Straße, ein niedriges Ziegelgebäude mit einem Dutzend Zellen und einem dreieckigen Platz zum Auspeitschen. Nach dem Club war es das zweite Gebäude gewesen, das errichtet wurde, ein normaler Brauch in den meisten britischen Niederlassungen.

»*Merci*, André.«

»*De rien*.«

»Haben Sie eine Ahnung, wo er sein könnte?«

»Nein, M'sieur, nur, was der Mann gesagt hat. Wir sehen uns beim Dinner.« André lächelte und ging. Er nahm die High Street, wo der Wind Blätter und Papierfetzen und Unrat vor sich hertrug. Es war schon fast dunkel.

Ich bin froh, daß wir nicht für die Suche nach ihm verantwortlich sind, dachte er. Wohin mag er gegangen sein? Wenn er ein bißchen Verstand hat, nach Kyōto oder Nagasaki, oder er hat sich auf dem gestrigen Handelsschiff nach Shanghai versteckt, falls er wußte, daß Yoshi ihn haben will. Sicher hat er das gewußt – bei den Baku-fu gibt es keine Geheimnisse. Gutes Treffen, gut auch für uns, denn wir haben bei Yoshi einen Vorteil, aber verdammter Phillip, er wird zu gut. Sicher ist der Patient Anjo. Gereizt spie André aus. Ich hät-



te die Chance haben sollen – schließlich war es meine Idee, Raiko und Meikin müssen den Gedanken irgendwie eingepflanzt haben. *Mon Dieu*, sie haben mehr Macht, als ich meinte.

Ein eisiger Stich durchzuckte ihn. Raiko hatte ihn gebeten, heute abend dringend zu ihr zu kommen. Was nun? Es mußte Schwierigkeiten geben.

»Abend, Sir«, sagte der Wachmann des Struan-Building.

»Ich habe eine Verabredung mit Mrs. Struan.«

»Ja, Sir. Sie erwartet Sie. Sie ist im Büro des Tai-Pan, den Korridor entlang. Entschuldigen Sie das Durcheinander in der Halle, Sir, aber Mr. McFay ist beim Packen. Schrecklich, daß er geht, nicht wahr?«

»Ja, aber hoffen wir, daß...« Die Signalkanone schnitt ihm das Wort ab. Erstaunt schauten beide Männer seewärts, denn kein Schiff wurde erwartet oder war überfällig. Es war, als stockte alle Bewegung auf der wimmelnden High Street, dann ging ein aufgeregtes Murmeln durch ganz Yokohama.

Ein Clipper umrundete die ferne Landspitze, noch zu weit entfernt, als daß man seine Flagge hätte erkennen können. »Das ist einer von unseren«, behauptete der Wachmann stolz. »Muß einer von unseren sein... oh, Abend, Sir.«

Jamie McFay trat rasch aus der Tür und stellte sein Fernglas ein. »Hallo, André, ich wollte mich nur vergewissern... die *Prancing Cloud*! Halleluja!« Was das bedeutete, war allen klar. Sie hätte eigentlich nach London segeln sollen, aber daß sie hierher zurückkehrte, und zwar so schnell, konnte nur bedeuten, daß sie dringende Nachrichten bei sich hatte – oder Passagiere.

»Halleluja«, echote André. Er sah Seratard mit einem Teleskop auf den Stufen der französischen Gesandtschaft, Sir William mit einem Fernglas an seinem Fenster, und nebenan bei Brock's stand Dimitri in der Tür, ein kurzes Teleskop vor dem Auge. Als Dimitri es sinken ließ, bemerkte er Jamie, zögerte und machte ihm dann

ein Zeichen mit hochgerecktem Daumen. Jamie winkte zurück und stellte sein Glas wieder scharf.

Leise sagte André: »Vielleicht ist sie an Bord?«

»Ich hatte dieselbe Idee. Wir werden es bald wissen.«

»Geben Sie ein Signal.«

»Bis ich den Hafenmeister dazu bringe, die Flaggen aufzuziehen, wird es dunkel sein. Außerdem ist es ohnehin nicht meine Sache, das ist Mr. MacStruans Entscheidung.« Jamie sah ihn an. »Wir werden es bald genug wissen. Gehen Sie zu Angélique?«

»Ja.«

»Kein Grund, sie zu beunruhigen, bevor wir Bescheid wissen, ja?«

»Sie haben recht, *mon brave*.« André sah sich wieder nach dem Clipper um. »Werden Sie hingehen?«

»Zum Schiff?« Dasselbe harte Lächeln. »Würden Sie das nicht auch tun?«

Zusammen betraten sie die Halle. Gerade kam Albert MacStruan in seinem Abendanzug die Treppe herunter. »Die *Prancing Cloud*?«

»Ja«, sagte Jamie.

»Dachte ich mir.« Die seltsamen Augen verengten sich. »Abend, André. Wie geht's?«

»Gut, danke. Wir sehen uns später.«

Jamie wartete, bis André angeklopft und das Büro des Tai-Pan betreten hatte, das jetzt MacStruans Büro war. »Werden Sie hingehen?«

»O ja.« MacStruan kam die letzte Stufe herunter, aber die Elastizität war aus seinem Gang verschwunden. »Würden Sie bitte mitkommen?«

»Danke, aber das ist jetzt Ihr Privileg. Ich habe Vargas nach dem Bootsführer geschickt, die Barkasse wird in fünf Minuten bereit sein.«

Freundlich sagte MacStruan: »Kommen Sie mit mir an Bord, begrüßen Sie das Schiff, wie Sie es früher getan haben und noch im-

mer tun sollten.«

»Nein, ich muß weitermachen, das alles ist jetzt Ihre Sache.«

»Wie ich hörte, soll Sergejews Bankett heute abend großartig werden, weil Angélique die Einladung angenommen hat. Überlegen Sie sich's noch mal, kommen Sie mit.«

»Ich kann nicht, nicht heute abend, ich bin noch immer nicht mit dem Packen fertig.« Jamie wies den Korridor entlang. »Hat Angélique mit Ihnen vereinbart, daß sie Ihr Büro benutzen darf?«

»O ja, ich bin froh, ihr diesen Gefallen tun zu können. Das ist viel besser, als Besucher oben in ihrer Suite zu haben, besonders ihn. Kann nicht sagen, daß ich ihn mag.«

»André ist in Ordnung. Ich hoffe, die *Prancing Cloud* bringt gute Neuigkeiten.«

»Ich auch. Aber ich zweifle daran. Glauben Sie, daß Tess an Bord ist?«

»Der Gedanke ist mir auch gekommen«, sagte Jamie grinsend, da er nicht mehr ihr Diener war. »Das würde den veränderten Fahrplan der *Cloud* erklären. Dirk hätte es so gemacht.«

»Sie ist nicht Dirk, sie ist viel gerissener – um so schlimmer, mein Lieber.« Die Stiefbrüder MacStruan und Tess Struan konnten sich nicht ausstehen, aber ein Zusatz in Dirks Testament hatte festgelegt, daß die beiden Jungen, falls sie sich in Schule und Studium bewiesen, nach ihren besten Fähigkeiten im Noble House eingesetzt werden sollten. Beide waren intelligent, hatten dank Eton und Oxford hervorragende Beziehungen in der Gentry, der City und dem Parlament. Dennoch wußten beide, daß Tess Struan sie sofort entlassen würde, wenn Dirks Testament nicht wäre. »Hoffe, sie kommt nicht zu Besuch – höchst unangenehmer Gedanke.«

McFay lachte. »Dann machen wir einfach die Schotten dicht.«

»Hallo, André.«

»Abend, Angélique.«

Sie saß in ihrem Lieblingssessel nahe dem Erkerfenster, die Vorhänge zum Hafen hin geöffnet. »Die *Prancing Cloud*?«

»Ja.«

»Gut. Ist sie an Bord?«

André lächelte schief. »Das würde die unerwartete Ankunft erklären.«

»Es spielt so oder so keine Rolle«, sagte sie gleichmütig, aber ihr Magen verkrampfte sich. »Möchten Sie einen Drink?«

»Danke.« Er sah die geöffnete Champagnerflasche in ihrem Eiskübel und ein halbvolles Glas auf dem Tisch. »Darf ich?«

»Bitte.«

Sie hatte sich angewöhnt, den Sonnenuntergang und die einbrechende Nacht bei einem Glas Champagner zu betrachten. Nur ein Glas, um sich auf den langen Abend und dann die lange Nacht vorzubereiten. Ihre Schlafgewohnheiten hatten sich verändert. Früher war sie in Morpheus' Arme gesunken, kaum daß sie den Kopf auf das Kissen gelegt hatte, jetzt mied der Schlaf sie. Zuerst war sie erschrocken gewesen, aber Babcott hatte sie davon überzeugt, daß Angst die Schlaflosigkeit nur verschlimmerte. »Wir brauchen keine acht oder zehn Stunden Schlaf, also machen Sie sich keine Sorgen. Nutzen Sie die Zeit gewinnbringend. Schreiben Sie Briefe oder ein Tagebuch und machen Sie sich keine Sorgen...«

*Liebste Colette, hatte sie gestern geschrieben, ich muß PLANEN, es ist so wichtig, weil diese Frau meinen Sturz im Sinn hat.*

*So Gott will, werde ich bald in Paris sein und Dir alles berichten können. Manchmal ist es fast, als wäre mein Leben hier ein Theaterstück und Malcolm, der arme Mann, hätte nie existiert. Aber ich genieße die Ruhe und bin zufrieden. Nur noch ein paar Tage, SECHS, dann werde ich Bescheid wissen, ob es ein Kind geben wird oder nicht. Ich hoffe und hoffe und hoffe und bete und bete und bete, daß ich dieses Kind trage -*

*und daß auch Deine Entbindung glatt verlaufen und Dir einen weiteren Jungen schenken wird.*

*Ich muß klug sein. Hier kann ich mich nur auf mich selbst verlassen. Jamie ist ein guter Freund, aber er kann mir nicht viel helfen – er ist nicht mehr beim Noble House, und dieser Neuankömmling, Albert MacStruan, ist nett, ein perfekter Gentleman, hochgeborener Brite und duldet mich nur für den Augenblick – bis SIE andere Befehle gibt. Sir William? Er ist von der Regierung, der britischen Regierung. Seratard? Gott weiß, ob er mir wirklich helfen wird, aber es wird nur geschehen, soweit ich ihm von Nutzen sein kann. Mr. Skye? Er tut sein Bestes, aber alle hassen ihn. André? Er ist zu schlau und weiß zu viel, und ich glaube, die Falle, in der er sitzt, macht ihn verrückt (ich kann gar nicht erwarten zu hören, was DU davon hältst!!!). Meine einzige Hoffnung ist Edward Gornt. Er wird inzwischen in Hongkong angekommen sein und mit ihr gesprochen haben. Täglich bete ich inbrünstig um seinen Erfolg, und ich weiß, daß Du das auch tust.*

*Ich benutze also meine schlaflosen Stunden in der Nacht, um zu planen. Inzwischen habe ich viele gute Pläne und Ideen, wie ich mit allen möglichen Ungewißheiten fertig werden kann – und eine Menge Kraft, um die Ungewißheiten zu bewältigen, die zu bedenken ich nicht gewagt habe, etwa, falls Edward mich im Stich läßt oder, was Gott verhüten möge, niemals ankommt – es gibt Gerüchte über schreckliche Stürme in den chinesischen Meeren, die um diese Jahreszeit normal sind. Cooper-Tillman hat ein weiteres Handelsschiff verloren. Die armen Matrosen, wie schrecklich die See ist und wie tapfer die Männer, die sie befahren.*

*André sagt mit Recht, daß ich nicht von hier fortgehen oder Schritte unternehmen kann, ebe SIE sich nicht erklärt hat. Ich bin Malcolms Witwe, alle sagen das, Mr. Skye hat bei Sir William alle möglichen Papiere hinterlegt und weitere nach Hongkong und nach London geschickt. Ich habe genug Geld und kann hierbleiben, solange ich will – Albert MacStruan hat gesagt, daß ich Jamies Büro benutzen kann, wenn es leersteht, und ich habe noch zehn Chits, die Malcolm für mich mit sei-*

*nem Stempel versehen hat, ohne die Summe einzutragen – war das nicht vorausschauend –, und Jamie und Albert haben eingewilligt, sie einzulösen, bis zu einer Höhe von hundert Guineas pro Stück.*

*Wenn SIE sich erklärt, werde ich mit ihr die Klingen kreuzen. Ich fühle, daß es bis zum Tod sein wird, aber ich versichere Dir, liebste Collette, es wird nicht meiner sein – dies wird ihr Waterloo, nicht meines, Frankreich wird gerächt werden. Ich fühle mich sehr stark, sehr fähig...*

Sie beobachtete André und wartete darauf, daß er den ersten Schritt tat. Sein Gesicht war hart, die Haut blaß, und er war dünner geworden. Das erste Glas hatte er heruntergeschüttet. Dann ein zweites. Nun nippte er am dritten. »Sie sind schöner denn je.«

»Danke. Und Ihre Hinodeh, wie geht es ihr?«

»Auch sie ist schöner denn je.«

»Wenn Sie sie so sehr lieben, André, warum werden Ihre Lippen dann schmal, wenn ich ihren Namen erwähne – Sie sagten, ich dürfe ruhig nach ihr fragen.« Vor ein paar Tagen hatte er ihr von seiner Vereinbarung erzählt. Es war aus ihm herausgeplatzt, als die Verzweiflung ihn überwältigte. »Wenn Sie so verbittert sind wegen der Liebe im Dunkeln und dem hohen Preis, den diese Raiko verlangt hat, warum haben Sie dann überhaupt eingewilligt?«

»Ich... es war notwendig«, sagte er, ohne sie anzusehen. Den wirklichen Grund konnte er ihr nicht sagen – es hatte gereicht zu sehen, wie Seratard die Lippen verzog und seither jeden Kontakt mied, sorgfältig darauf achtete, niemals das gleiche Eßbesteck oder Glas zu benutzen, obwohl die Ansteckung nur über eine Frau oder einen Mann erfolgte – oder etwa nicht? »Ein einziger Blick auf sie genügte, und, *mon Dieu*, Sie verstehen nicht, was Liebe ist, wie...« Seine Worte erstarben. Er goß sich ein weiteres Glas ein. Die Flasche war jetzt fast leer. »Sie können sich nicht vorstellen, wie unendlich begehrenswert sie vom ersten Moment an war.« Er trank den Champagner. »Tut mir leid, ich brauche Geld.«

»Natürlich. Aber ich habe nur noch wenig übrig.«

»Sie haben Papiere mit seinem Stempel.«

»Oh?«

Sein Lächeln wurde noch schief. »Zum Glück reden Shroffs mit Shroffs und Bankangestellte mit Bankangestellten. Füllen Sie morgen ein weiteres aus. Bitte. Fünfhundert Mex.«

»Das ist zuviel.«

»Nicht einmal die Hälfte von dem, was ich brauche«, sagte er mit kaum hörbarer Stimme. Er stand auf, schloß die Vorhänge, drehte dann die Öllampe höher und griff nach der Flasche. »Glauben Sie, ich täte Ihnen das gern an? Glauben Sie, ich wüßte nicht, daß es Erpressung ist? Machen Sie sich keine Sorgen, ich bin vernünftig, ich will nur, was Sie sich gegenwärtig leisten können. Einhundert Mex oder den Gegenwert in Guineas heute abend, zweihundert morgen, einhundert übermorgen.«

»Das ist unmöglich.«

»Alles ist möglich.« Er nahm einen Umschlag aus der Tasche. Der Umschlag enthielt ein einzelnes Blatt Papier, das er sorgfältig entfaltete. Dutzende von Papierfetzchen waren darauf zu einem kompletten, vollkommenen Puzzle zusammengeklebt. Er legte es auf den Tisch, wo sie es nicht erreichen konnte. Sie erkannte die Handschrift ihres Vaters sofort: die zweite Seite, die sie André vor so langer Zeit hatte zerreißen sehen.

»Können Sie das von da aus lesen?« fragte er leise.

»Nein.«

»Ihr liebender Vater schrieb, unterzeichnete und datierte es, und er hoffte, daß Du, wie besprochen, durch jedes nur mögliche Mittel eine baldige Verlobung und Heirat herbeiführen kannst. Er ist der große Fang dieser Saison und lebenswichtig für unsere Zukunft, vor allem die Deine. Struan wird Richaud Frères endgültig sanieren. Daß er...«

»Genug, André«, sagte sie ebenso leise. »Die Worte sind mir un-

auslöslich ins Gehirn geschrieben. Unauslöslich. Ich kaufe den Brief, oder soll das eine permanente Drohung sein?»

»Es ist eine Versicherung«, sagte er, faltete das Papier zusammen und steckte es sorgfältig wieder ein. »Jetzt geht es zurück an einen sicheren Platz, mit Einzelheiten über die Affäre Angélique, für den Fall, daß mir irgend etwas Unangenehmes zustößt.«

Abrupt lachte sie auf und verwirrte ihn damit. »O André, meinen Sie, ich würde versuchen, Sie umzubringen? Ich?»

»Der Brief würde jede finanzielle Vereinbarung, die Tess vielleicht anbietet, vielleicht anzubieten gezwungen ist, zunichte machen und Sie auf die Anklagebank bringen.«

»Wie dumm Sie sind.« Sie nahm ihr Glas, trank von ihrem Champagner, und beunruhigt erkannte er, daß ihre Hand nicht zitterte. Sie beobachtete ihn ruhig, dachte, wie dumm er doch war, dumm, sie wissen zu lassen, was er getan hatte, dumm, sich darüber aufzuregen, daß Hinodeh die Dunkelheit bevorzugte – vielleicht sah er nackt schrecklich aus –, und noch viel dümmer, über den Preis zu lamentieren, wenn sie doch angeblich alles für ihn war. »Ich würde diese Hinodeh gern kennenlernen. Bitte arrangieren Sie das.«

»Was?»

Amüsiert über seinen Ausdruck sagte sie: »Was ist daran so seltsam? Ich habe ein Interesse an ihr, ich finanziere schließlich die Liebe Ihres Lebens. Ja?«

Zittrig stand er auf, ging ans Sideboard und schenkte Brandy ein. »Möchten Sie etwas?»

»Nein, danke.«

Wieder setzte er sich ihr gegenüber. Ein Windzug spielte mit der Flamme und ließ ihre Augen glitzern. »Einhundert. Bitte.«

»Wann höre ich zu zahlen auf, André?» fragte sie, und es klang fast scherzhaft.

Der Brandy schmeckte besser als der Champagner. »Wenn sie be-



zahlt ist, bevor Sie abreisen.«

»Bevor ich abreise? Sie meinen, bis dahin kann ich nicht abreisen?«

»Wenn sie bezahlt ist, bevor Sie abreisen.«

Sie runzelte die Stirn, ging zum Schreibtisch hinüber und öffnete eine Seitenschublade. Die kleine Börse enthielt etwa zweihundert Mex in Gold-Obans. »Und wenn kein Geld mehr da ist?«

»Es wird von Tess kommen, es gibt keine andere Möglichkeit. Sie wird zahlen, irgendwie werden wir dafür sorgen.«

»Wir?«

»Ich habe es versprochen«, sagte er. Das Weiß seiner Augen war blutunterlaufen. »Ihre Zukunft ist auch meine Zukunft. Zumindest darüber sind wir uns beide einig.«

Sie öffnete die Börse und zählte den Inhalt zur Hälfte ab. Dann, ohne zu wissen warum, legte sie alles zurück und reichte ihm die ganze Börse. »Das sind etwa zweihundert Mex«, sagte sie mit einem eigenartigen Lächeln. »À conto.«

»Ich wünschte, ich könnte Sie verstehen. Früher konnte ich es.«

»Da war ich ein albernes junges Mädchen, jetzt bin ich das nicht mehr.«

Er nickte langsam. Dann nahm er den Umschlag heraus und hielt ihn in die Flamme. Sie stieß ein leises Keuchen aus, als eine Ecke Feuer fing. Er legte den Brief in einen Aschenbecher, und zusammen beobachteten sie, wie er verbrannte. Dann zerdrückte er die Asche mit dem Boden seines Glases.

»Warum?« fragte sie.

»Weil Sie das mit Hinodeh verstehen. Und weil wir Partner sind, ob es uns nun gefällt oder nicht. Wenn Tess nicht bezahlt, bin ich ein toter Mann.« Er streckte die Hand aus. »Friede?«

Sie legte ihre Hand in seine und lächelte. »Friede. Danke.«

Er stand auf. »Ich werde mich besser nach der *Prancing Cloud* umsehen. Wenn Tess an Bord ist, beschleunigt das die ganze Sache.«

Nachdem er gegangen war, untersuchte sie die Asche, aber sie konnte nichts erkennen. Leicht für André, eine Kopie anzufertigen, zu zerreißen und als Original zu präsentieren und zu verbrennen – und das wiederhergestellte Original zum späteren Gebrauch weiterhin zu verstecken. Das ist genau die Art von Trick, zu der er ohne Bedenken greifen würde. Aber warum die Fälschung verbrennen? Damit ich ihm weiter vertraue und ihm die Erpressung verzeihe.

Friede? Ruhe vor einem Erpresser hat man erst dann, wenn der angedrohte tödliche Verrat etwas betrifft, das kein Geheimnis mehr bleiben muß. In meinem Falle also dann, wenn SIE bezahlt hat und das Geld auf der Bank liegt. Und wenn André bekommen hat, was er will – Hinodeh, vielleicht? Was will sie? Sie versteckt sich vor ihm in der Dunkelheit. Warum? Wegen seiner Hautfarbe? Um ihn zu erregen? Aus Rache? Weil er kein Japaner ist?

Ich weiß jetzt, daß der Akt der Liebe von Schrecken bis zu Ekstase und Wahn gehen kann. Beim erstenmal mit Malcolm war es hell, beim zweitenmal dunkel, und beide Male war es schön. Mit *ihm* aus dem anderen Leben war es immer bei Licht, und er war schön und überwältigend, ganz anders als bei meinem Ehemann Malcolm, den ich wirklich geliebt habe.

Als sie die Dampfpeife der Barkasse vernahm, öffnete sie die Vorhänge und sah das Schiff von ihrem Anlegesteg ablegen, mit Albert MacStruan in der Kajüte. Auf Reede war die *Prancing Cloud* kaum sichtbar, die Segel wurden eingeholt, und sie glitt auf ihren Liegeplatz zu.

In Gedanken war sie an Bord und sah ihre Feindin – dünnlippig, blaßäugig, mit steifem Rücken, knochig und schlecht gekleidet wie immer. Dann blickte sie rasch aufs Meer hinaus, dachte an Malcolms Bestattung und lächelte, sonnte sich in diesem Sieg. Ihr Herz klopfte bis zum Halse. Dann rollte sie sich wieder in ihrem Sessel zusammen – seinem Sessel, ihrem gemeinsamen Sessel, noch ein Sieg – und sah zu, wie die Dunkelheit noch dunkler wurde. Sie

konnte ihre Erregung kaum noch beherrschen.  
Gewiß würde Edward an Bord sein.

## 53

Die Tür zu Jamies Büro wurde aufgerissen, und Vargas stürmte herein. »Die Barkasse hat die *Cloud* verlassen, Senhor«, sagte er atemlos, das Teleskop in der Hand. »Vier oder fünf Passagiere.«

»Ist sie an Bord?« Jamie blickte nicht von der Packkiste auf, die er mit Papieren füllte. Als er nicht sofort Antwort bekam, wurde seine Stimme schärfer. »Verdammt, ist sie an Bord?«

»Ich... ich bin... ich glaube.«

»Ich sagte, Sie sollten mir Bescheid geben, wenn Sie es wissen, nicht vorher!«

»Es... es tut mir leid, Senhor, ich war am Ende der Pier und sah durchs Fernglas und dachte, ich sollte besser Bericht erstatten und fragen, was... was ich tun soll.«

»Gehen Sie zurück und empfangen Sie sie, aber zuerst sorgen Sie dafür, daß die ganze Dienerschaft bereit ist, sorgen Sie dafür, daß in der Suite des Tai-Pan ein Feuer brennt, die wird sie nehmen, Mr. MacStruan wird sie sicherlich räumen.«

»Aber das würde bedeuten, daß sie Wand an Wand mit Mrs. Angél...«

»Um Gottes willen, das weiß ich, aber es ist die Suite des Tai-Pan, und die wird sie beziehen!«

Vargas floh, und Jamie eilte zum Fenster. Die Barkasse näherte sich dem Ufer. Nur tanzende Lichter auf den Wellen. Er stellte sein Glas scharf ein. Vage Gestalten in der Kajüte, darunter unverkenn-

bar eine Frau. Kein Zweifel an der Haube, kein Zweifel an der aufrechten Haltung und der Art, wie sie das Stoßen und Heben und Senken des Bootes abfing.

»Scheiße!« Seufzend stieß er den Atem aus. Um besser zu sehen, lehnte er sich aus dem Fenster. Brachte nicht viel. Eine der Gestalten identifizierte er als Kapitän Strongbow, hauptsächlich anhand seiner Größe und seines Körperumfangs. Zwei weitere Männer, nicht drei – einer davon MacStruan.

Der Kutter näherte sich schnell dem Landungssteg, wo bereits Schaulustige warteten, alle mit Hüten und Kopftüchern vermummt, die bei der gefürchteten Winterluft fast obligatorisch waren. Schwierig, Gesichter zu sehen, aber er glaubte André dort zu erkennen, und... ja, Vervene, Skye, ja, und Nettlesmith. Die Geier versammeln sich, dachte er, wenn auch die wichtigsten genau wie ich von ihren Fenstern aus zusehen.

Heute abend bedrückte ihn die Dunkelheit. Das Feuer in seinem Zimmer schien jetzt seine Wärme verloren zu haben. Sein Hals war eng, seine Brust schmerzte. Beherrsch dich, dachte er. Sie ist nicht dein Problem.

Kapitän Strongbow in seiner schweren Seejacke war als erster auf dem Kai. Noch immer war es schwierig, ihn deutlich zu sehen, aber er war nicht zu verkennen. Dann, ach ja, MacStruan. Sie drehten sich um und halfen ihr hinauf. Sie war gegen die Kälte vermummt, steifrücken, dunkle Kleider und dunkle Haube, mit dem unvermeidlichen dicken Schal festgebunden. Scheiße!

Dann kletterten auch die beiden anderen Passagiere auf die Pier. Nachdem er sie erkannt hatte, ging er über den Gang ins Büro des Tai-Pan. Angélique spähte durch einen Spalt zwischen den Vorhängen in die Dunkelheit hinaus. Die Lampen waren angezündet, der Raum behaglich. »Ah, Jamie, ich kann sie nicht genau sehen. Ist sie da?«

»Ich fürchte, ja.« Er sah keine Veränderung in ihrem Ausdruck.

»Hier.« Er bot ihr sein Glas an. »Vielleicht möchten Sie das haben.«

»Ich brauche nicht zu schauen oder mich zu fürchten, Jamie. Wer noch?« Ihre Stimme klang so dünn wie nie zuvor. »Wer ist bei ihr?«

»Strongbow, Hoag und Gornt.«

Sie wandte sich wieder dem Fenster zu, aber einen Moment lang hatte er die Freude gesehen, die in ihrem Gesicht aufleuchtete. Es macht nichts, wenn Jamie es gesehen hat, dachte sie, schwindlig vor Erregung. Diese Frau und Edward zusammen? Sie beide zusammen, und Hoag auch! Spricht das nicht für Edwards Erfolg, dafür, daß er sie überzeugt hat? »Ich werde oben sein und mich zum Dinner umkleiden. Wenn mich jemand sehen möchte, komme ich wieder nach unten. Danke, lieber Jamie.« Impulsiv umarmte sie ihn und eilte hinaus.

Er starrte ihr nach. Warum die Freude? Wenn Tess mit Hoag zusammen gekommen ist, dann ist jetzt die schwere Artillerie eingetroffen.

Verwirrt ging er in sein Büro zurück, ließ die Tür angelehnt und fuhr fort, Papiere und Bücher einzupacken. Seine Finger arbeiteten, aber seine Gedanken waren anderswo: bei Tess, der Zukunft, dem Shoya, Nemi heute nacht, dem Noble House, dem er zwanzig Jahre gegeben hatte – sei ehrlich, eigentlich willst du nicht gehen, und du weißt, daß es ein schlechter Zeitpunkt ist, sich selbständig zu machen. Er dachte an Angélique's düstere Zukunft, an das morgige Treffen mit dem schweizerischen Gesandten und mögliche Importe aus ihren Waffen- und Uhrenfabriken, alles vermischt mit der unglaublichen Nachricht von der Zusammenkunft mit Yoshi, Babcott und Tyrer, die jetzt in Edo waren, den Silberbarren, die die Bakufu korrekt und bereits gezählt vorgestreckt hatten – und an Nakama, den armen Kerl.

Armer Kerl? Er ist ein Mörder, und zwar von der schlimmsten Art. Ich habe das nie gespürt, habe mich kein einziges Mal bedroht gefühlt. Er muß in Drunk Town oder irgendwo in der Yoshiwara

sein. Wenn die Nachricht für uns überraschend kam, muß ihm jemand etwas geflüstert haben, und er ist geflohen. Verdammt! Jetzt werde ich Tyrer oder Johann einschalten müssen ...

Stimmen in der Halle rissen ihn aus seinen Tagträumen: MacStruan, Vargas, Hoag, herumschwirrende Dienerschaft.

Nicht notwendig, sie zu begrüßen. Man wird mich bald genug rufen lassen. Deprimiert setzte er seine Arbeit fort und war jetzt beinahe fertig.

»Jamie!«

Er schaute sich um. Und war wie gelähmt. Maureen. Seine Maureen in der Tür! Maureen Ross. Marineblaue Winterhaube, blaue Augen, marineblauer Mantel über dunkelblauem Kleid. Maureen Ross, achtundzwanzig Jahre alt. »Allmächtiger«, stammelte er fassungslos mit erstickter Stimme.

»Hallo, Jamie McFay.« Sie stand in der Tür, gerade aufgerichtet wie ihr Vater, und ihre Stimme klang fröhlich. »Bitte, kann ich hereinkommen?« Sie löste den Knoten ihres Halstuchs und lächelte zögernd.

Jetzt konnte er sie sehen. Dasselbe klare Gesicht, nicht hübsch, aber stark und merkwürdig anziehend, haselnußbraune Augen, Sommersprossen, genauso, wie er sie vor etwas über drei Jahren gesehen hatte – am Kai in Glasgow –, obwohl sie damals beim Abschied Tränen vergossen hatte. Er hatte vergessen, wie ihre Augen... »Hallo, Fünkchen«, murmelte er ohne nachzudenken und benutzte dabei ihren Spitznamen. »Großer Gott... Maureen?«

Sie lachte trillernd. »Ich verstehe das als Ja, und du wirst keine gotteslästerlichen Ausdrücke mehr verwenden, mein Junge. Einmal ist in Ordnung, ich tauche ja auch wie ein Geist aus der Nacht auf.« Ihr Lächeln und die Fröhlichkeit ihrer Stimme machten sie attraktiver, als sie in Wirklichkeit war, dazu das Licht, das in ihren Augen tanzte, und die Liebe, die sie wie einen Schild trug... Sie schloß die Tür und musterte ihn. »Du siehst fabelhaft aus, Jamie,

ein bißchen müde, aber du bist so nett wie immer.«

Er hatte sich aufgerichtet, stand aber immer noch hinter dem Schreibtisch. Seine Gedanken rasten. Mein Gott, du bist es, nicht Tess, ihr seid im Dunkeln leicht zu verwechseln, fast dieselbe Größe, derselbe steife Rücken – er erinnerte sich an seine halbherzigen, negativen Briefe im Lauf des vergangenen Jahres und an den letzten, in dem er ihre Verlobung löste, war im Begriff, mit tonloser Stimme zu sagen: Tut mir leid, Maureen, ich habe dir geschrieben, wir werden nicht heiraten, tut mir leid, ich möchte nicht heiraten, jetzt, da ich auf mich selbst gestellt bin, das ist ein schlechter Zeitpunkt, und warum...

»Ach, Jamie«, sagte sie gerade von der anderen Seite des Zimmers her, und ihr Lächeln vertiefte sich, »du ahnst nicht, wie glücklich ich bin, dich zu sehen, endlich hier zu sein, ach, die Abenteuer, die ich erlebt habe, würden Bände füllen.« Als er sich weder bewegte noch antwortete, runzelte sie leicht die Stirn. »Hast du den Verstand verloren, Junge?«

»Tess!« krächzte er. »Ich... wir dachten, du wärest Tess Struan.«

»Mrs. Struan? Nein, die ist in Hongkong. Sie ist eine so nette Dame, hat arrangiert, daß ich herkommen konnte, ohne dafür einen Penny von mir zu nehmen. ›Besuchen Sie Jamie McFay mit meinen Empfehlungen‹, hat sie gesagt und mich Kapitän Strongbow vorgestellt – der mir eine Kajüte für mich allein gab – und dem netten Dr. Hoag und Mister Neunmalklug Gornt.«

»Eh?«

»Der Knabe bildet sich ein, er sei ein Geschenk Gottes an die Frauen, aber nichts für mich. Ich bin verlobt, hab ich ihm gesagt, verlobt vor Gott mit Mr. Jamie McFay. Er sagte, er sei dein Freund, Jamie, und Dr. Hoag sagte, er hätte dir das Leben gerettet, also war ich nett, hielt aber Distanz. Ach, Lieber, es gibt so viel zu erzählen.«

»O Gott«, murmelte er, »ihr seid leicht zu verwechseln, wenn du

das Tuch um den Kopf hast, du und Tess, ihr habt dieselbe Größe...«

»Huh!« sagte Maureen, und ihre Augen schauten plötzlich hitzig. »Ich wäre dir dankbar, wenn du nicht den Namen des Herrn unnütz im Munde führen würdest, und sie ist ein Stückchen kleiner und viel dicker und viel älter, und ihr Haar ist grau, meines ist braun, und selbst im Dunkeln bin ich nicht wie sie!« Als ihr plötzliches Lächeln über den eigenen Scherz ihn nicht erreichte, seufzte sie. Verzweifelt blickte sie sich im Zimmer um und entdeckte die Karaffe. Sofort ging sie hin, roch daran, um sich zu vergewissern, daß es Whisky war, verzog angewidert die Nase, goß jedoch ein Glas für ihn und einen Tropfen für sich selbst ein.

»Hier.« Sie sah zu ihm auf, zum erstenmal aus der Nähe, und auf einmal strahlte sie. »Mein Daddy brauchte immer einen Whisky, wenn er über Schottlands Niederlage gegen England im Rugby schockiert war.«

Der Bann brach, Jamie lachte, nahm sie in die Arme, drückte sie an sich, hieß sie willkommen, und beinahe hätte sie den Whisky verschüttet. »Gib acht, Junge«, keuchte sie, und es gelang ihr, die Gläser abzusetzen und ihn verzweifelt zu umarmen – all das Warten, und nun stand sie da, sah seinen Schock und nicht das Willkommen, auf das sie gehofft hatte; sie versuchte, stark und erwachsen zu sein, sie wußte nicht, was sie tun sollte oder wie sie sagen sollte, daß sie ihn liebte und den Gedanken nicht ertragen konnte, ihn zu verlieren... also hatte sie auf Gott vertraut, ihr Gebetbuch und ihre Bibel und die Derringer ihres Vaters in die Tasche gesteckt und blindlings eine Reise über zehntausend Meilen Angst angetreten. Innerlich. Aber nicht äußerlich – oh, nein, niemals, das ist nicht die Art der Familie Ross!

»Ach, Jamie, Junge, Junge...«

»Alles in Ordnung«, murmelte er und wünschte, sie würde nicht so zittern.



Allmählich ließ ihr Zittern nach, und sie machte sich los, band ihre Haube ab und ließ ihren langen rotbraunen Zopf fallen. »Das ist besser«, sagte sie. »Du bist ein lieber Kerl, danke.« Sie reiche ihm sein Glas, nahm ihres, und sie stießen an. »Auf Schottland«, sagte sie und nahm einen Schluck. »Das schmeckt gräßlich, Jamie, aber ich bin mächtig froh, dich zu sehen, ich kann's nicht anders ausdrücken.«

Ihr Lächeln war jetzt zögernder, und etwas von ihrer Zuversicht war verschwunden. Seine Umarmung war die eines Bruders gewesen, nicht die eines Liebhabers, o Gott, o Gott, o Gott. Um sich vor ihm zu verstecken, sah sie sich um, während sie Mantel und Handschuhe ablegte. Ihr Kleid war gut geschnitten und betonte ihre Kurven und ihre Wespentaille. »Dein Mr. MacStruan sagt, du könntest deine Suite benutzen, und ich könnte die Räume daneben haben, bis wir eine eigene Wohnung haben. Hast du deine Zimmer schon geräumt, Jamie?«

»Nein, noch nicht.« Er war verwirrt, wußte nicht, wie er anfangen sollte, aber er mußte es tun. Bald. »Diese... alle meine Papiere und Bücher kamen als erstes an die Reihe, oben wollte ich morgen anfangen. Alles, die Möbel hier und oben, gehört Struan's.«

»Macht nichts. Wir können uns selbst welche kaufen.« Sie setzte sich auf den Stuhl gegenüber dem Schreibtisch und sah ihn an. Hände im Schoß. Wartend.

Sie wußte genau, daß sie sich jetzt auf die Zunge beißen und daraufwarten mußte, bis er begann. Sie hatte ihren Teil getan, indem sie gekommen war. Vielleicht hatte sie zuviel getan, sie war unangemeldet gekommen, aber sie hatte sorgfältig darüber nachgedacht, sich dieses Zusammentreffen in den elenden Monaten auf See immer wieder vorgestellt, Jamie war ihr Leitstern, und jetzt war die Zeit der Abrechnung gekommen.

»Er taugt nichts, dieser Jamie McFay«, hatte ihre Mutter zu ihr gesagt, als sie ihren Entschluß verkündete. »Ich hab es wieder und

wieder gesagt, und er wird dir nicht guttun, Mädchen. Seine Briefe sind alles andere als ermutigend, im Gegenteil.«

»Ich werde gehen, liebste Ma. Ob Dad mir wohl das Geld leihen wird?«

»Aye, wenn du ihn fragst.«

»Ich werde gehen. Ich muß. Ich bin siebenundzwanzig. Ich habe so lange gewartet und würde noch einmal drei Jahre warten, wenn es nötig wäre, aber... jetzt oder nie. Ich habe mich entschieden. Verstehst du, Ma?«

»Aye, ich verstehe. Zumindest wirst du bei ihm sein, du wirst bei deinem Mann sein, falls du heiratest, nicht wie ich.«

Sie hatte die Tränen gesehen und Ratschläge gehört, die ihr nie zuvor gegeben worden waren, Geheimnisse, von denen nie zuvor geflüstert worden war, und dann hatte ihre Mutter gesagt: »Gott segne dich, Mädchen, geh mit Gott, Mädchen. Sagen wir's deinem Vater.« Er war ein pensionierter Major der Indian Army, war nur alle zwei oder drei Jahre auf Heimaturlaub gewesen, bevor eine alte Wunde ihn in den vorzeitigen Ruhestand zwang, den er verabscheute.

»Aye, Mädchen, geh mit meinem Segen, unter zwei Bedingungen«, hatte er gesagt. »Wenn er dich verschmählt, sag ihm, daß ich ihn finden und umbringen werde; zweitens, wenn er dich jemals vergewaltigt oder verletzt, dann schneide ihm die Eier ab.«

Nun legte Jamie mehr Kohlen ins Feuer und zog seinen Stuhl näher heran, bevor er sich setzte. Er nahm ihre Hand und sagte sanft: »Maureen, vor drei Monaten habe ich dir geschrieben.«

»Du hast viele Briefe geschrieben«, sagte sie leichthin, um Zeit zu gewinnen.

»In all meinen Briefen habe ich vergangenes Jahr versucht, dir so gut wie möglich klarzumachen, daß dies kein Ort für eine Dame ist, es ist nicht Indien, wo es ein Regimentsleben gibt, und...«

»Ich war nie in Indien, wie du weißt, Jamie, meine Ma war nur

einmal dort und dann nie wieder.« Sie hielt seine Hand mit beiden Händen fest. »Brauchst keine Angst zu haben, hier kann es nett sein, keine Angst. Das ist die Aufgabe einer Frau. Ich kann es nett machen.«

Die Enge in seiner Kehle erstickte ihn. Du darfst dich da nicht hineintreiben lassen, schrie eine innere Stimme ihm zu, tu es, oder du wirst es nie mehr tun, tu es jetzt! Natürlich ist es nicht fair, aber du warst überhaupt nicht fair zu ihr, jahrelang nicht fair, du hast sie all diese Jahre ausgenutzt, mein Gott, du warst drei Jahre verlobt und kanntest sie vorher bereits zwei Jahre, du bist mies... gib es zu und sag es schnell. Jetzt!

»Vor drei Monaten habe ich dir geschrieben – der Brief muß nach deiner Abreise angekommen sein –, daß ich es für klüger halte, unsere Verlobung zu lösen, und daß du mich vergessen sollst und daß es mir schrecklich leid tut, aber für dich am besten ist, und daß ich nicht nach Hause gehen und dort leben und arbeiten werde, ich werde Asien nicht verlassen, ehe ich nicht muß, nur falls ich krank werde oder... ich werde nicht gehen, ich kann nicht, ich liebe Asien, liebe meine Arbeit, und für dich gibt es keine Hoffnung auf eine glückliche Zeit, ich bin es nicht wert, und ich gestehe, daß ich dich ausgenutzt habe, aber wir können nicht heiraten, das ist nicht möglich, und jetzt, wo ich mich selbständig mache...« Er hielt inne, um Atem zu schöpfen, und fügte dann heiser hinzu: »Ich weiß nicht, was ich noch sagen soll, es gibt nichts mehr zu sagen, nur, daß ich mich noch einmal entschuldige, aber... das ist alles.«

Er hatte seine Hand zurückgezogen, und sein Magen brannte. Er zog sein Taschentuch heraus, um sich die Stirn zu trocknen. »Tut mir leid«, sagte er lahm und spielte mit seinem Glas. »Tut mir leid.«

Ihre Hände lagen im Schoß, ihr Blick war konzentriert und offen und fest auf ihn gerichtet. »Braucht dir nicht leid zu tun«, sagte sie sanft mit einem ganz leisen Stirnrunzeln. »Solche Dinge passieren,

Lieber.«

Sein Mund stand offen. »Du bist also einverstanden?«

Sie lachte. »Natürlich, mit einem Teil von dem, was du gesagt hast, nicht mit allem natürlich – du bist ein Mann, und ich bin eine Frau, und wir sehen die Dinge verschieden.«

»Eh? Wie?«

»Nun, zuerst zu den Pflichten«, sagte sie. »Die Aufgabe einer Frau besteht darin, sich um einen Mann zu kümmern und ein Heim zu schaffen, das hat man uns beigebracht. Heim und Familie sind die wichtigsten Dinge auf der Welt.« Als sie sah, daß Jamie sie unterbrechen wollte, fuhr sie schnell fort: »Mein Dad meint, das Empire käme zuerst, aber er ist ein Mann. Männer haben Arbeit, zu der sie gehen müssen, Arbeit, die den Haferbrei einbringt, ein bißchen Fleisch und, aye, ein bißchen Whisky. Aber es muß ein Heim geben, wo sie das hinbringen können. Ohne Frau gibt es kein Heim. Es ist sehr wichtig für einen Mann, daß er jemanden hat, auf den er sich verlassen kann und der seine Bürde teilt, während er eine Arbeit sucht oder ein eigenes Geschäft gründet. Mir kannst du vertrauen. Es ist am besten für dich, ein eigenes Geschäft zu gründen. Mr. Gornt will dasselbe tun.«

»Ja?«

»Aye, irgendwann später, sagt er. Jetzt ist er wieder hier, um Brock and Sons zu übernehmen, und...«

»Ach, ja?« Jamie war abgelenkt und blinzelte.

»Aye. Er sagt, er übernehme die Arbeit von diesem Mann, der versucht hat, dich umzubringen, Mr. Greyfifth.«

»Greyforth. Norbert Greyforth.« Jamie kam wieder zur Besinnung. Ich muß den Verstand verloren haben, als du ankamst wie ein Geist, ich habe Hoag und Malcolm und Hongkong ganz vergessen. »Was ist in Hongkong passiert? Wegen Malcolm Struan? Hat Gornt irgend etwas über Morgan Brock oder Tyler Brock gesagt?«

»Geduld, mein Guter, das kommt später. Zurück zu dir und mir,

da du das Thema ja aufgebracht hast. Wir werden ein großartiges Team sein, das beste, das verspreche ich dir. Wir sind verlobt. Ich verspreche, ich werde dir die beste aller Frauen sein, ich verspreche es.«

»Aber sieh doch ein, Kleines, es wird nicht funktionieren«, sagte er und haßte sich dabei, aber er war vollkommen sicher. »Dieser Ort ist rauh, das Leben ist rauh, es gibt nur wenige Frauen hier, du wirst keine Freunde haben und nichts zu tun.«

Sie lachte. »Jamie, Jamie, du hast kein Wort von dem gehört, was ich gesagt habe. Also, es ist so...«

Ein Klopfen an der Tür unterbrach sie. Sie rief: »Einen Augenblick noch!« stand auf und fuhr mit derselben sanften, aber entschiedenen Stimme fort: »Das wird Dr. Hoag sein, er wollte dich dringend sehen, aber ich bat ihn, mir zuerst ein paar Minuten zu lassen, ich konnte es nicht erwarten, dich zu sehen. Jetzt werde ich dich ihm überlassen.« Sie nahm Hut, Handschuhe, Mantel und Tuch. »Mach dir keine Sorgen um mich, ich werde rechtzeitig umgezogen und fertig sein. Ich klopfe an deine Tür. Dinner ist um neun, vergiß es nicht.«

»Wie?« fragte er verständnislos.

»Der russische Graf, Serejew oder so ähnlich. Wir haben seine Einladung zum Dinner angenommen, Mr. MacStruan hat mir alles darüber gesagt.«

Sie rauschte hinaus, bedankte sich bei Hoag, und ehe Jamie etwas sagen konnte, hatte Hoag die Tür geschlossen, kam zu ihm geeilt und stieß atemlos hervor: »In Hongkong lief alles glatt, Jamie. Malcolm wurde mit allen Ehren bestattet, auf See, wie er und Angélique es wollten!«

»Er wurde was?«

Hoag kicherte. »Sie hätten mich auch mit einer Feder umstoßen können. Tess arrangierte es von Shek-O aus, einem seiner Lieblingsplätze auf der Welt, ein paar Tage vor meiner Ankunft. Mit allen

Ehren, Jamie, alle Flaggen auf halbmast, die Schiffe setzten die Flaggen auf halbmast, die Kanonen schossen Salut, eine richtige Bestattung des Tai-Pan, obwohl er es ja niemals war. Die Zeitungen haben über alles berichtet, ich habe die Ausschnitte, ein Monat Trauer für Hongkong, der Gouverneur befahl einen besonderen Gottesdienst in der Kirche auf dem Peak in Happy Valley, Gordon Chen veranstaltete die größte, teuerste Prozession und Totenwache in der Geschichte von Chinatown – mit Ausnahme der, die er für Dirk machte –, und natürlich gab es die üblichen verdammten Feuer an den Hängen, und es heißt, tausend Elendshütten seien in Rauch aufgegangen, nicht nur das, als ich Tess sah... kann ich einen Drink haben, ich bin ausgedörrt!«

»Natürlich. Fahren Sie fort, hören Sie nicht auf«, sagte Jamie und schenkte ihnen beiden ein, da sein eigenes Glas längst leer war. Er merkte, daß seine Hände zitterten. Himmel, warum hat Tess das getan, eine Seebestattung, und was zum Teufel veranlaßt Maureen, eine Einladung zum Dinner anzunehmen, wo wir doch miteinander reden müssen? »Sprechen Sie weiter, um Himmels willen!«

»Mein Gott, das tut gut!« Hoag zog seinen Mantel aus, setzte sich, atmete tief ein und fühlte sich wohler. »Gott, ich bin froh, Sie zu sehen. Wo war ich? Ach, ja! Als ich Tess das erste Mal sah, war ich ganz durcheinander. Es war entsetzlich. Ich traf sie in Culums altem Büro, und sie sagte: ›Ronald, erzählen Sie mir das Schlimme, alle Einzelheiten, erzählen Sie so, wie es war.‹ Sie stand an dem riesigen Schreibtisch, kerzengerade, blaß wie noch nie – das Gemälde von Dirk an der Wand, das mit den grünen Augen so herausfordernd dreinblickt, daß man nicht zu lügen wagt. Ich informierte sie, so gut ich konnte, natürlich hatte sie von Strongbow dies und das gehört – Sie erinnern sich, ich hatte ihm gesagt, er soll ihr erzählen, daß ich auf dem Postdampfer war und es mir leid tat, nicht mit der *Cloud* kommen zu können, weil ich eine Operation durchführen mußte. Sie wankte nicht, Jamie, sie wankte kein einziges

Mal, sie hörte nur zu, wie ich von der Tokaidō erzählte, der Verlobung, der Trauung und seinem Tod, so gut ich konnte, so schonend ich konnte, und von dem Duell, Norbert, Ihnen und Gornt. Ich habe alles gesagt, ich weiß meine genauen Worte nicht mehr, aber ich hab's erzählt, wie es war.« Er hielt einen Augenblick inne, jetzt weniger nervös. »Sie wissen, wie sie ist, immer zurückhaltend, immer verschlossen, die verkniffenste Oberlippe der ganzen Christenheit. Sie dankte mir nur und sagte, sie hätte die Todesurkunde und die Untersuchungsunterlagen von Strongbow. Bemerkenswerte Frau. Unheimlich. Das ist so ziemlich alles – ach ja, sie dankte mir, daß ich mich bei dem Bestattungsunternehmer um den Sarg gekümmert hatte, was perfekt verlief, Gott sei Dank.«

»Wie?«

Hoags Augen erhellten sich. »Natürlich wollte ich nicht, daß der Sarg geöffnet wurde. Ich hatte Strongbow gesagt, er solle ihn direkt zu Blore, Cristenson, Herberts, Herberts und Crink schicken, ich arbeite viel mit ihnen, und aus ›medizinischen Gründen‹ ordnete ich an, unseren Sarg unmittelbar in einen von ihnen zu verpacken, erste Qualität, Silbergriffe, und ihn sofort fest zu verschrauben, keine Aufbahrung und keine Öffnung, ich riet davon ab wegen der Zersetzung und ließ das auch Tess schriftlich dringend empfehlen. Ich freue mich zu sagen, daß aus unserer und auch aus Malcolms Sicht alles perfekt gelaufen ist.« Hoag füllte sein Glas nach. »Bin froh, daß ich gefahren bin. Ansonsten: Ende gut, alles gut.«

»Haben Sie ihr von unserer Bestattung erzählt?«

»Himmel, nein! Haben Sie den Verstand verloren, Jamie?«

»Ich wollte mich nur vergewissern.« Jamie erinnerte sich, daß Maureen die gleichen Worte benutzt hatte, und das freute ihn nicht. Vielleicht verliere ich ihn wirklich allmählich. Was zum Teufel soll ich mit ihr machen? »Hat Tess etwas zu Angélique gesagt?«

»Was sie vorhat? Nein, obwohl sie Dutzende von Fragen stellte. Wie geht es Angélique?«

»Gut – nach außen hin. Ruhig, zurückgezogen, gelegentlich kommt sie zum Dinner. Heute abend geht sie auf Sir Williams Bitten hin zu Sergejew. Sie hat nichts mehr von ihrem alten Funkelein...« Wieder dieses Wort, dachte er unglücklich. »Aber, nun ja, liebevoller denn je. Was hat Tess gefragt?«

»Nicht viel, nur nach den Tatsachen, die ich weiß; daß sie sich wirklich liebten, daß Malcolm hinter ihr her war und nicht umgekehrt, daß sie sich ihm gegenüber wie eine Lady benommen hat, daß sie seinen Antrag angenommen hat und einwilligte, auf der *Pearl* getraut zu werden.«

»Aber nichts darüber, was sie vorhat?«

»Nein, das ist das Seltsame. Ich dachte, sie würde wegen Angélique in Wut geraten, mich um Rat fragen, mir einen Hinweis geben, aber das tat sie nicht; immerhin bin ich seit Jahren der Hausarzt der Familie, und ich kenne sie besser als jeder andere. Sie hat zu nichts einen Kommentar abgegeben, von sich aus nichts verraten, die Fragen betrafen nur Details, die ich zu erwähnen vergessen hatte. Eigenartig.«

»Ja«, sagte Jamie. »Sie wird einen Plan haben.«

»Da bin ich Ihrer Meinung. Natürlich war die Geschichte in allen gespenstischen Einzelheiten in der ganzen Presse, TAI-PAN STIRBT IN DERHOCHZEITSNACHT, diese Art von Schlagzeilen, obwohl sie versucht hatte, sie zu unterdrücken. Ich habe alle Zeitungsausschnitte für Sie, und das hier.« Seine Augen nahmen einen anderen Glanz an. Er reichte Jamie einen Umschlag. Tess' Handschrift. *Mr. J. McFay, persönlich, zu übergeben.* »Bevor Sie fragen – ich weiß nicht, was drinsteht. Sie sagte nur: Geben Sie ihn bitte Mr. McFay, sobald Sie ankommen.«

Jamie legte den Brief auf den Schreibtisch. »Warum sind Sie zurückgekommen?«

»Ehe ich's vergesse, noch etwas. Der alte Brock und sein ebenso gemeiner Sohn tauchten bei der Bestattung auf.«



»Was, uneingeladen?«

»Das sorgte vielleicht für Aufregung! Es ging so. Tess arrangierte die Bestattung auf der *China Cloud*. Stafette zum Clipper über die Promenade. Vierzig geladene Gäste an Bord, der Gouverneur, der ganze Adel, Admiral Sir Vincent-Sindery, General Skaffer – der neue Oberkommandierende für Asien –, alle Tai-Pane und Gordon Chen. Keine Presse. Gerade, als die *China Cloud* von Shek-O aus in den Wind drehte und der Gottesdienst beginnen sollte, kamen der alte Brock und Morgan mit ihrem Clipper *Hunting Witch* daher. Er hielt sich in einer gewissen Entfernung, über die Toppen beflaggt, Brocks Flagge auf halbmast; er und Morgan auf dem Achterdeck feingemacht in Trauerkleidung, Zylinder, Rüschenhemden, und als der Sarg ins Meer gelassen wurde, feuerte der Bastard einen Kanonensalut ab und öffnete Champagner – alle an Bord sagen, sie hätten den Knall gehört. Sie brachten einen Toast aus, warfen die Gläser und die Flasche ins Meer und lüfteten die Zylinder, als sie lärmend davonsegelten.«

»Schurken! Verdammte Schurken!«

»Ja! Später behaupteten sie, sie hätten ›den armen toten Jungen‹ ehren wollen! Der Gouverneur stand neben Tess. Er sagte mir, sie hätte nichts getan, nichts gesagt, sondern nur zischend den Atem ausgestoßen mit einer Heftigkeit, die ihn erschreckt habe... ach, ich vergaß zu erwähnen, daß Gornt ebenfalls auf Brock's Achterdeck war.«

»Maureen sagte, er werde Brock's hier übernehmen.«

»Ja. Trotzdem ist er ein netter junger Mann, glaube ich. Er sagte mir, er sei an Bord der *Hunting Witch* befohlen worden... bei Gott, ich habe vergessen, Maureen zu erwähnen. Jamie, Sie haben Glück.«

»Danke.«

»Großes Glück.« Hoag streckte die Hand aus. »Meinen Glückwunsch.«

»Danke.« Jamie nahm die Hand und tat, als sei er erfreut. »Wir

dachten... ich dachte, sie wäre Tess. In der Dunkelheit und so verummmt... man konnte sich leicht irren.«

»Was? Unsinn, sie ist ganz anders als Tess!«

Aufgebracht sagte Jamie: »Ich weiß das, aber sie sind etwa gleich groß, und es war die Art, wie sie stand, genau wie Tess, steif, wissen Sie.«

Hoag runzelte die Stirn und grunzte dann: »Ist mir nie aufgefallen. Jetzt, da Sie es erwähnen – ja, es stimmt, aber sie ist im Aussehen nicht mit Tess zu vergleichen, sie muß mindestens zehn bis fünfzehn Jahre jünger sein, und dieses rotbraune Haar, das sie hat, und ihre funkelnde Persönlichkeit...«

»Herrgott, hören Sie auf! Ich weiß das! Man konnte sich leicht irren.«

»Zum Glück war es ein Irrtum.« Hoag war unbehaglich zumute. »Die Reise mit Tess hätte mir keinen Spaß gemacht, bei Gott, nein! Aber Ihre Maureen ist hinreißend! Sie sagte, sie hätte geschrieben, daß sie kommt.«

»Ja, nach Hongkong, aber nicht nach hier. Und kein Ankunftsdatum.«

»Ach, natürlich war keine Zeit, da die *Prancing Cloud* sofort auslaufen sollte und sie gerade erst angekommen war.« Hoag kicherte. »Passen Sie nur gut auf sie auf, oder Sie verlieren sie. Gornt war ganz hingerissen.«

Jamie errötete, wider Willen eifersüchtig. »Danke für den Tip. Wie geht es Tess' Kindern? Haben Sie sie gesehen?«

»O ja. Sie sind alle gesund, obwohl Duncan wieder eine schlimme Erkältung hatte. Sie waren alle bei der Bestattung. Wie ich hörte, war es sehr traurig, der junge Duncan bemühte sich, tapfer zu sein, Eliza und Ronalda weinten, Tess war verschleiert, dicht verschleiert – alle wußten, daß es das Ende einer Ära war, das Ende von Dirks direkter Linie mit Ausnahme von Duncan, und der kann noch auf Jahre hinaus nicht erben, der Kleine ist gerade zehn. Die Vorzei-

chen für das Noble House stehen nicht gut. Das heißeste Gerücht in Hongkong besagt, daß Brock's dem Noble House Beine machen wird.«

»Ausgeschlossen!« Jamie versuchte, überzeugend zu klingen. »Der neue Tai-Pan wird aus der Linie von Robb kommen, Robb Struan, Dirks Stiefbruder. Einer seiner Söhne oder Enkel wird Tai-Pan werden.«

»Vermutlich haben Sie recht, aber es wird nicht dasselbe sein. Verdammt schrecklich, das mit Malcolm, er war Tess' Hoffnung. Die ganze Zeit, als ich in Hongkong war, dachte ich an unsere Bestattung – so überflüssig, nicht? Am besten vergessen wir das für alle Zeit. Malcolm wurde dort bestattet, vor Shek-O.«

»Ich wünschte, es wäre so gewesen, wie Sir William und wir alle wollten.« Gestern nacht hatte Jamie wieder einen Alptraum über das gehabt, was der Bootsmann gesehen hatte, die Leiche, die mit weit offenen Augen nicht untergehen wollte. Er fröstelte. »Wir haben unser Bestes getan. Aber nun«, sagte er, »warum sind Sie zurückgekommen?«

Hoag stand auf. »Tess fragte mich, ob ich, äh, ob ich Post für MacStruan und Sie überbringen und... und Angélique aufsuchen und ihr einen Brief geben könnte.« Er sah Jamies Blick. »Ich weiß nicht, was in ihnen steht.«

»Ihnen?« fragte Jamie scharf. »Sie sprachen von einem Brief.«

Hoag errötete. »Oh, äh, ja. Ja, ja, ein Brief. Ich weiß nicht, was drin steht. Nun, jetzt sollte ich wohl besser geh...«

»Kommen Sie schon, um Gottes willen!«

»Tess bat mich, ihr einen... einen Brief zu geben, das ist alles.«

»Kommen Sie schon, ich kenne Sie!«

Hoag sah ihn gereizt an. »Ich denke, wir sollten jetzt zu ihr gehen, sie wird wissen wollen...«

»Setzen Sie sich hin! Was für Briefe, um Gottes willen?«

»Ich weiß nichts üb...«

»Erzählen Sie mir keinen Mist! Was für Briefe?«

Hoag zögerte und platzte dann heraus: »Wenn Sie beim Haupte Ihrer Mutter schwören, dann... dann werde ich es Ihnen sagen.«

»Ich schwöre!«

Der Arzt setzte sich. »Sie, Tess, sie sagte nur: ›Geben Sie dieser Frau den Brief, warten Sie eine Woche oder so, und dann geben Sie ihr einen von diesen beiden Briefen.‹ Sie gab mir insgesamt drei Briefe, ich weiß nicht, was drinsteht, ich schwöre bei Gott, ich weiß es nicht.«

»Eine Woche? Sie meinen, bis zum elften, was, wegen der Schwangerschaft? Einen von zwei Briefen, ja? Einen, falls sie schwanger ist, einen, falls nicht?«

»Der elfte wäre... wäre der erste Tag, aber es ist nicht möglich, dann schon etwas zu sagen, danach muß man noch mindestens zwei Wochen warten, und selbst dann, sicherer wäre, den Monat abzuwarten und zu sehen, ob sie... ob sie menstruiert oder nicht. Das Datum kann sich verschieben, das ist manchmal schwer zu sagen, und das arme Mädchen war einer ungeheuren Belastung ausgesetzt – Tess bat mich zu warten, bis ich sicher sein könnte.« Er stieß den Atem aus. »So, nun wissen Sie alles.«

»Tess bat Sie zu warten, bis Sie sie untersucht haben?«

»Nun, ja, bis ich sicher bin.«

»Also gibt es einen Brief, falls sie schwanger ist, und der andere, falls sie es nicht ist?«

»Ja... sagte ich doch. Ja.«

»Wem sonst haben Sie das noch erzählt?« Jamies Blick brannte sich in sein Gesicht.

»Keinem.«

»Wem?«

»Gehen Sie zur Hölle!« rief Hoag. Dann spie er aus: »Gornt!«

»Großer Gott, warum ihm?«

»Ich weiß nicht, er schien zu wissen, er kam zu denselben Schluß-

folgerungen, zu denen wohl alle kommen werden, ich stimme zu, jetzt, da ich zurück bin, ist es ziemlich offensichtlich – ich habe Tess das gesagt, aber sie gab keine Antwort, sah mich nur mit ihren grauen Augen an. Für Sie ist es leicht, Jamie«, sagte er erregt. »Für Sie und die Gornts dieser Welt ist es leicht, Sie sind stark und an Geschäfte gewöhnt, und sind Geschäfte nicht meistens Lügen? Nun, bei Ärzten ist das anders.« Angewidert von der eigenen Unfähigkeit, Geheimnisse zu wahren, stieß Hoag den Atem aus. »Ich kann mich nach all dieser Zeit nicht mehr ändern. Tess sagte mir, ich solle Sir William, Albert und Ihnen mitteilen, warum ich zurückgekommen bin, und sonst niemandem.«

»Machen Sie sich keine Sorgen, Sie haben recht, kein Mensch in Yokohama wird sich nicht darüber im klaren sein, warum Sie wieder hier sind, bei Gott. Verdammt, arme Angélique! Für wen haben Sie sonst noch Post von Tess?«

»Ich... Sir William.«

»Und?«

»Für Skye.«

Eine Gelassenheit vortäuschend, die er nicht empfand, reichte Hoag Angélique den mit dem Siegel des Noble House versiegelten Umschlag. Ihr Magen war verkrampft, seit Jamie ihr gesagt hatte, wer mit der *Prancing Cloud* angekommen war, und hatte sich selbst nachdem ihr Vargas gesagt hatte, daß es sich bei der Frau um Senhor McFays Verlobte und nicht um Tess Struan handelte, nicht beruhigt. Auch nicht nach Hoags weitschweifiger Geschichte über Malcolms Bestattung. Die hatte sie nur noch mehr verwirrt. Die Schrift auf dem Umschlag war gestochen scharf: »Angélique Richard, persönlich zu überbringen.«

»Warum lesen Sie ihn nicht, solange ich hier bin?« sagte er, besorgt über ihre plötzliche Röte.

»Sie meinen für den Fall, daß ich ohnmächtig werde?« fragte sie scharf und setzte sich in den hohen Lehnstuhl am Feuer, Malcolms Stuhl, den sie aus seiner Suite hierher hatte bringen lassen, bevor sie diese für Albert MacStruan räumte.

»Ich meine, daß Sie vielleicht reden möchten, ich bin nicht nur Arzt, sondern auch Ihr Freund.« Hoag war direkt von Jamie aus nach oben geeilt, froh, den inquisitorischen Fragen zu entkommen. Er hatte sie begrüßt und ihr sofort »Was ist in Hongkong passiert?« unbeantwortet gelassen. »Einen Augenblick, lassen Sie sich zunächst anschauen«, hatte er gesagt, sie erst als Arzt und dann als Freund genau betrachtet. In beiden Fällen gefiel ihm das, was er sah.

»Der Brief ist nicht richtig adressiert. Er sollte an Mrs. Angélique Struan oder Mrs. Malcolm Struan gerichtet sein.« Verlegen gab sie ihn zurück.

»Tess sah voraus, daß Sie das tun würden.«

»Wenn sie so klug ist, warum hat sie ihn dann nicht richtig adressiert?«

»Es ist für sie genauso schwer wie für Sie. Sie ist eine Mutter, die ihren Sohn verloren hat. Seien Sie geduldig, Angélique.«

»Geduldig? Ich? Während ich belagert werde, weil ich einen Mann geliebt und geheiratet habe, der... Sie sind auf ihrer Seite, Struan's bezahlt Sie.«

»Stimmt, aber ich tue immer das, was ich für das Beste halte, und das ist nicht käuflich, nicht einmal für Sie.« Hoag setzte sich lächelnd. Er sah, wie eine Ader an ihrem Hals heftig pulsierte und ihre Finger sich ein wenig verkrampften. »Ich habe Ihnen und Malcolm geholfen, aber nur, weil ich es für das Beste hielt. Und ich verrate Ihnen nun, daß ich gekündigt habe, während ich in Hongkong war. Dies ist meine letzte Aufgabe für das Noble House.«

Sie war verblüfft. »Warum haben Sie das getan?«

Wieder dasselbe seltsame Lächeln. »Ich kehre zurück nach Indien,

ich werde versuchen, das zu finden, was ich verloren habe. Sobald ich kann.«

»Ah! Arjumund.« Nun fühlte sie sich wohler, beugte sich zu ihm hinunter. »Verzeihung. Tut mir leid, was ich gesagt habe, es war falsch. Tut mir leid. Es ist nur – Entschuldigung.«

»Machen Sie sich nichts draus. Vergessen Sie nicht, daß ich Arzt bin, ich verstehe wirklich die Belastung, unter der Sie stehen. Ich war auf Schlimmeres vorbereitet.« Er erbrach das Siegel und öffnete den Brief. »Sie sagte mir, ich soll das tun.« In dem Umschlag befand sich ein weiterer Umschlag. Dieser war nur mit ›Angélique‹ adressiert. »Ein Kompromiß, ja? Ein Kompromißvorschlag.«

»Von Ihnen?«

»Ja.«

»Wissen Sie, was er enthält?«

»Nein. Bei Gott, das ist die Wahrheit. Möchten Sie, daß ich gehe?«

Sie wandte den Blick nicht von dem Brief. Nach einem Moment schüttelte sie den Kopf. Taktvoll ging er zum Fenster, zog die Vorhänge beiseite und schaute hinaus in die Nacht. Sein Herz pochte.

Sie zögerte und öffnete dann den Umschlag. Kein Gruß. Kein Name.

*Ich kann Ihnen nicht verzeihen, was Sie meinem Sohn angetan haben. Ich glaube wahrhaftig, daß Sie auf Geheiß Ihres Vaters und von ihm ermutigt meinen Sohn becirt haben, um ihn zu einer Ehe, irgendeiner Form von Ehe zu drängen. Ihre ›Trauung‹ mit meinem Sohn ist, wie man mir versichert, ungültig. Diese ›Trauung‹ beschleunigte seinen Tod, wie man mir versichert – die Todesurkunde deutet daraufhin, wie man mir versichert. Daher setzen die Anwälte von Struan's Schriftsätze auf, damit der Fall schleunigst vor das Oberste Gericht in Hongkong kommt. Falls Sie von meinem Sohn schwanger sind, wird dies den Lauf der Gerechtigkeit nicht ändern und auch nicht verhindern, daß das Kind für*

*unebelich erklärt wird.*

*Ich kann Ihnen nicht genug für die unendlich wertvolle Information danken, die ich auf Ihre Anregung hin von einem gemeinsamen Bekannten erhielt.*

*Wenn sich, wie ich es für wahrscheinlich halte, dieses Material als zutreffend erweist, werden ich und das Noble House unendlich in Ihrer und in der Schuld dieser Person stehen. Daß der Betreffende einen Preis genannt hat, der angesichts des Wertes der Information vernünftig ist, ist nicht Ihre Sache. Sie haben keinen Preis verlangt und werden keinen erhalten. Aber Ihr Geschenk zum Gedenken an meinen Sohn und für die Zukunft von Struan's verdient es, berücksichtigt zu werden.*

*Welchen Ausweg gibt es aus dieser Sackgasse?*

*Die Lösung, wenn es denn eine gibt, muß vertraulich zwischen uns als Gegnerinnen – was wir immer sein werden – und als Frauen gefunden werden.*

*Erstens bitte ich Sie, mit Dr. Hoag zusammenzuarbeiten, ihm zu gestatten, Sie zum entsprechenden Zeitpunkt zu untersuchen, damit er feststellt, ob Sie ein Kind erwarten oder nicht. Natürlich kann Dr. Babcott oder jeder andere Arzt Ihrer Wahl zugezogen werden, um die Diagnose zu bestätigen.*

*Zweitens: Warten wir zur Sicherheit den zweiten Monat ab, dann können wir etwas unternehmen. Bis dahin wird der juristische Schriftsatz vollständig sein und dem Gericht vorgelegt werden können – das ist nicht als Drohung gemeint, sondern eine Tatsache. Bis dahin wird auch das Beweismaterial Ihres Bekannten teilweise zu Aktionen geführt haben. Daß Sie ihn überredet haben, mich aufzusuchen, ist mir und dem Noble House, wie ich oben schon sagte, eine Verpflichtung Ihnen gegenüber.*

*Vielleicht wird mit Gottes Hilfe bis dahin ein Ausweg aus der Sackgasse gefunden sein.*

*Tess Struan, Hongkong, 50. Dezember 1862.*



Angélique schwankte zwischen Jubel und Entsetzen, Sieg und Niederlage. Hatte sie nun gewonnen oder verloren? Tess Struan versprach nichts, aber hatte sie nicht mit dem Ölzweig gewinkt? Juristischer Schriftsatz? Gericht? Zeugenstand? Sie wurde aschfahl, als sie sich jetzt an Skyes Aussage erinnerte, wie leicht es für die gegnerische Seite sein würde, sie als mittellose Dirne und Tochter eines Schurken hinzustellen und andere schrecklich verzerrte Wahrheiten aufzutischen. ›Sackgasse‹ und ›Ausweg‹? Bedeutete das nicht, daß sie gesiegt hatte, zumindest teilweise?

Edward! Heute abend oder morgen wird Edward es mir sagen! Und Mr. Skye, er ist schlau, er wird es wissen, heilige Mutter Gottes, ich hoffe, daß er es wissen wird.

Sie blickte auf und sah, daß Hoag sie beobachtete. »Oh! Tut mir leid, ich hatte vergessen...« Verlegen zupfte sie am Stoff ihres Ärmels herum. »Oh, möchten Sie einen Drink, ich kann nach Ah Soh läuten, ich... Verzeihung... anscheinend habe ich nicht...« Es fiel ihr schwer, die Worte zu formulieren, und er hörte die Veränderung und fragte sich, ob dies der Anfang des Zusammenbruchs war, den er vorhergesagt hatte. Die Anzeichen waren da, die Hände bewegten sich unkontrolliert, ihr Gesicht war weiß, die Augen geweitet, die Pupillen verändert.

»Was hat sie geschrieben?« fragte er beiläufig.

»Ich... nein, nichts, nur, daß ich warten soll, bis...« Sie verstummte, und ihr Blick richtete sich in die Ferne.

»Bis?« fragte er, um sie zurückzuholen, und verbarg seine Sorge.

Doch sie war versunken in das, was sie gelesen hatte. Die Fronten waren also geklärt. Ihre Feindin hatte den ersten Schritt getan und sich erklärt. Nun konnte sie in den Kampf ziehen. Zu ihren eigenen Bedingungen. Ihre Übelkeit verging. An ihre Stelle trat Feuer. Der Gedanke an den Brief ließ sie vor Zorn kochen – kein einziges Wort der Sorge um sie, nicht das geringste Anerkennen der Qualen und des Schmerzes über Malcolms Tod, nichts. Nichts. Und am

schlimmsten von allem das Wort ›unehelich‹, wo sie doch nach britischem Gesetz rechtmäßig verheiratet gewesen waren... wie man mir versichert!

Keine Angst, dachte sie wutschäumend, das ist für alle Zeit in mein Gedächtnis gebrannt. Zitternd sah sie Hoag an. »Sie sagt, daß sie warten will, bis wir, Sie und ich, wissen, ob ich ein Kind von Malcolm erwarte oder nicht. Sie will sichergehen.«

»Und dann?«

»Das sagt sie nicht. Sie... sie will warten, und ich soll warten... Ich glaube, sie sagt, daß es vielleicht einen Frieden geben kann, einen Ausw...« Das Zittern hörte auf, als es von einem Entschluß vertrieben wurde, und ihre Stimme wurde zischend. »Ich hoffe, daß es einen Frieden geben wird, weil... weil ich, bei der Mutter Gottes, Malcolms Witwe bin, und niemand, kein Gericht, nicht einmal die verdammte Tess Struan, kann mir das wegnehmen!«

Er verbarg seine Nervosität und sagte vorsichtig: »Wir alle glauben, daß Sie das sind. Aber Sie müssen ruhig sein und sich keine Sorgen machen. Wenn Sie zusammenbrechen, gewinnt sie und Sie verlieren, wie immer die Wahrheit auch aussehen mag. Nicht nötig...«

Die Tür flog auf, und Ah Soh watschelte herein. »Missee Tai-tai?«

»Ayeeyah!« schrie Angélique. »Hinaus! Warum du nicht klopfen?«

Ah Soh pflanzte sich vor ihr auf, insgeheim erfreut, daß die fremde Teufelin die Beherrschung verloren hatte. »Nachricht, Sie wollen, heya? Nachricht, Missee Tai-tai?«

»Was für eine Nachricht?«

Ah Soh watschelte näher zu ihr und reichte ihr den kleinen Umschlag. Gornts Handschrift. Angélique wurde schlagartig ruhiger. Ah Soh schnaubte und ging hinaus.

Der Umschlag enthielt eine Karte mit dem Monogramm E. G. Die Botschaft lautete: ›Herzlichste Grüße. Höchst faszinierender Besuch in Hongkong. Können wir uns morgen früh treffen? Ihr ge-

horsamer Diener Edward Gornt.«

Plötzlich fühlte sie sich wieder stark, voller Hoffnung und Kampfeswillen. »Sie haben recht, Doktor, aber ich werde nicht zusammenbrechen, das schwöre ich Ihnen, um Malcolms willen und um meinetwillen und auch für Sie und Jamie und Mr. Skye. Sie sind ein lieber Freund, und jetzt bin ich wieder in Ordnung. Nicht nötig, noch weiter über diese Frau zu sprechen.« Sie lächelte ihn an, und er wußte, daß dieses Lächeln sowohl gut als auch schlecht war – ein weiteres Gefahrensignal. »Wir werden warten und sehen, was die Zukunft bringt. Machen Sie sich keine Sorgen, wenn ich mich nicht wohl fühle, lasse ich Sie sofort rufen.« Sie stand auf und küßte Hoag auf beide Wangen. »Nochmals vielen Dank, lieber Freund. Werden Sie bei Graf Sergejew dinieren?«

»Vielleicht, ich weiß es noch nicht. Ich bin ein wenig müde.« Dann verabschiedete er sich besorgt.

Wieder las sie die Karte. Edward ist umsichtig, ein weiteres gutes Zeichen, dachte sie. Falls die Karte abgefangen oder gelesen würde, verriet sie nichts. »Faszinierend« war eine gute Wortwahl, und »gehorsamer Diener« war ebenfalls sorgfältig gewählt. Wie die Worte dieser Frau, Gott möge sie verfaulen lassen.

Was tun?

Dich zum Dinner umkleiden. Deine Verbündeten sammeln. Sie an dich binden. Die Pläne, die du dir ausgedacht hast, ins Werk setzen. Und Yokohama zu deiner uneinnehmbaren Festung machen.

»Nimm die Gai-Jin-Soldaten, die dich suchen, nicht zur Kenntnis, Hiraga, und vergiß Akimoto«, sagte Katsumata, erboßt über die unerwartete Komplikation. »Drei von uns sind genug. Wir greifen morgen an, brennen die Kirche nieder und versenken das Schiff. Takeda, du übernimmst die Kirche.«

»Gern, Sensei, aber warum gehen wir nicht nach Oris Plan vor und brennen Yokohama nieder? Hiraga hat recht, wir sollten das Schiff vergessen, er hat recht, tut mir leid«, sagte Takeda, der Hiragas Bedenken teilte – schließlich war er der Führer aus Choshu und tat klug daran, den Rückzug zu bedenken. »Er hat recht, es würde schwer sein, bei dieser See und dem Wind unbeobachtet in die Nähe eines Schiffes zu gelangen. Warum verwirklichen wir nicht statt dessen Oris Plan und brennen das ganze Gai-Jin-Nest nieder?«

Hiraga sagte: »Oris Plan erfordert Zeit und einen Wind von Süden. Ich finde auch, daß er ein besserer Plan ist. Wir sollten warten.«

»Nein«, sagte Katsumata hart, »mit Mut können wir beides tun, mit Mut! Wir können es. Beides. Mit Shishi-Mut!«

Hiraga war immer noch erschüttert von dem Auftauchen der Soldaten und konnte nur langsam denken. Daß er glaubte, den Aasgeier getötet zu haben, störte ihn nicht im geringsten – der Mann hatte reglos im Staub gelegen, als er später zum Brunnen geschlichen, in den Schacht gestiegen und dann blind durch den Tunnel und das eisige Wasser getappt war.

»Unmöglich, wenn wir nur zu dritt sind«, widersprach er, »und morgen nacht ist zu früh. Wenn der Plan darin besteht, die Niederlassung in Brand zu setzen, dann brauchen wir drei Tage, um die Brandsätze und die Luntten anzubringen. Ich rate von überstürzter Eile ab.«

Nackt bis auf das Lendentuch hatte er sich in eine Decke gewickelt – Dienerinnen trockneten seine vom Tunnelwasser tropfnassen Kleider. Das kleine Haus war kalt, der Wind heulte um die Shoji-Türen, und er brauchte einen großen Teil seiner Willenskraft, um nicht unverhohlen zu zittern. Es fiel ihm schwer, sich zu konzentrieren. Noch immer konnte er nicht verstehen, warum die Soldaten ihn suchten. In dem Augenblick, in dem er hier angekommen war, hatte Katsumata Raiko ärgerlich aufgefordert, Spione in

der Niederlassung auszusenden, um festzustellen, was passiert war, und zu dritt hatten sie Pläne geschmiedet, aus der Herberge ›Zu den drei Karpfen‹ zu fliehen, falls die Yoshiwara durchsucht würde.

Jetzt sah er zu, wie Katsumata weiteren Saké einschenkte. Zorn hatte seine ohnehin scharfen Züge verhärtet, und dadurch wirkte er noch gefährlicher. »Hiraga, ich bin der Meinung, daß wir morgen angreifen sollten.«

»Und ich bin der Meinung«, sagte Hiraga ebenso entschlossen, »daß wir zuschlagen sollten, wenn wir eine Chance auf Erfolg haben und nicht vorher – dazu hast du immer geraten –, es sei denn, wir müssen Tod oder Gefangenschaft befürchten. Takeda, was ist deine Meinung?«

»Zuerst würde ich gern wissen, wie dein Plan aussehen würde. Du kennst die Zielscheibe wie kein anderer. Was würdest du tun?«

Hiraga schlürfte seinen heißen Tee, zog die Decke enger um sich und tat, als denke er nach, dankbar, daß Takeda seiner Seite zuneigte. »Wenn ich wie üblich Zugang hätte, könnten Akimoto und ich alle Brandsätze binnen drei Tagen gelegt haben – vier habe ich bereits vorbereitet und in meinem Haus im Dorf versteckt«, sagte er, die Geschichte ausschmückend. »Wir brauchen etwa sechs, acht wären am besten: einen in jedem der zweistöckigen Gebäude, sie bestehen aus Holz, sind trocken wie Zunder und wären beim letzten Erdbeben beinahe verbrannt; das Haus des Gai-Jin-Führers; das Haus daneben; drei oder vier in Drunk Town; einer in jeder Kirche. In dem Durcheinander können wir mit unserem Boot nach Edo entkommen.«

»Und wie lange würde das dauern?« fragte Katsumata noch barscher, und die beiden Männer rutschten unbehaglich herum. »Wie viele Tage, da du ja nun keinen ›üblichen Zugang‹ mehr hast?«

»Das kann ich dir sagen, sobald ich weiß, warum die Soldaten mich suchen«, antwortete Hiraga knapp. Katsumatas Schwerter lagen neben ihm, seine eigenen waren in Reichweite. In dem Augen-

blick, in dem er angekommen war, hatte er Raiko um die Schwerter gebeten, die sie für ihn versteckt hatte – für den Fall, daß sie plötzlich über die Mauern und in das Reisfeld hinter der Yoshiwara fliehen müßten. Alle hatten entschieden, es sei zu gefährlich, sich im Tunnel zu verstecken. »Takeda?«

»Ich schlage vor, daß wir warten, bis wir wissen, was unser Problem ist. Dann können wir uns auf einen endgültigen Plan einigen, Sensei – aber wenn wir das tun könnten, was Hiraga vorschlägt, dann wäre ich dafür.«

»Wir müssen morgen angreifen. Das ist unser endgültiger Plan.«

Hiraga, der nun wieder besser denken konnte, warf einen Köder aus. »Wenn wir beides tun könnten, sowohl ein Schiff versenken als auch die Niederlassung in Brand stecken, wäre das am besten«, sagte er, um Katsumata zu besänftigen. »Das ist möglich, wenn wir es umsichtig planen, aber wir brauchen mehr Männer. Ein paar weitere Männer, Sensei«, fügte er hinzu, den Ehrentitel benutzend, den er vorher vermieden hatte, um ihm weiter zu schmeicheln. »Wir könnten drei Männer aus Edo bekommen. Takeda könnte gehen, er wird nicht gesucht, er könnte sie in drei oder vier Tagen herbringen. Ich kann mich nun leider bis zum Angriff nicht rühren. Du wirst uns zum Schiff führen – ich kann den anderen sagen, wo sie die Brandsätze anbringen sollen, und kann sie anleiten, wohin sie gehen sollen und wie sie es machen sollen.«

»Das ist ein guter Plan, Sensei«, sagte Takeda, der die Chance einer Flucht im Boot begriffen hatte – er war nie für selbstmörderische Aktionen gewesen. »Ich werde nach Edo gehen und die Männer holen.«

»Du würdest gefaßt«, sagte Katsumata, die Lippen zu einer dünnen Linie zusammengepreßt. »Du warst nie dort, kennst die Verbündeten nicht und weißt nicht, wohin du gehen mußt. Man würde dich schnappen.« Sein Zorn war kurz davor zu explodieren, denn er konnte allein nicht angreifen und brauchte diese beiden

oder andere Männer, aber ohne Einigung war nichts zu erreichen. Wenn jemand gehen sollte, dann er. Dieser Gedanke mißfiel ihm nicht, denn er mochte Yokohama nicht, es gab hier nicht genügend Fluchtwege und Verstecke – er fühlte sich nur in Kyōto oder Osaka, oder Edo sicher und nur in Kagashima zu Hause. Eeee, es wäre gut, mein Heim und meine Familie wiederzusehen. Aber die müssen warten, dachte er und verschloß sein Herz: »*Sonno-joi* muß vorankommen, Yoshi muß gedemütigt werden...« Im selben Augenblick hatten die drei Männer die Hände an den Schwertern. Schatten erschienen auf der Shoji-Tür.

»Katsumata-sama?« Es war Raiko. »Ich habe eine Dienerin bei mir.«

Als sie sahen, daß es Raiko war, entspannten sich die Männer. »Bitte, kommen Sie herein.« Sie verneigte sich, die Dienerin tat dasselbe, und sie erwiderten die Verneigung.

»Sagen Sie es ihnen, Tsuki-chan«, sagte Raiko zu der Dienerin.

»Ich ging zum Haus des Shoya. Er sagte, Akimoto-sama sei zum Gai-Jin-Führer gebracht worden und kurz danach in deren Gefängnis. Es war noch nicht möglich, mit ihm zu sprechen, aber bei seiner ersten Mahlzeit, die jemand von unserem Volk bringen wird, können wir mehr in Erfahrung bringen.«

»Gut. Ist er geschlagen oder mißhandelt worden?« fragte Katsumata.

»Nein, Herr, keins von beiden.«

»Nicht geschlagen, sind Sie sicher?«

»Der Shoya war ebenfalls überrascht, Herr. Akimoto-sama hat gepfiffen und gesungen und soll, als sei es ein Teil des Volksliedes, gesagt haben: »Jemand hat jemanden verraten.««

»Das hat er auch im Dorf gerufen. Was hat der Shoya noch gesagt?« fragte Hiraga aufgeregt.

»Der Shoya sagt, er weiß noch nicht, warum die Soldaten Sie suchen. Es sind noch immer Wachen da. Sobald er den Grund kennt,

schickt er uns Nachricht.«

»Danke, Tsuki-chan«, sagte Raiko und entließ sie.

»Wenn er nicht geschlagen worden ist«, meinte Katsumata, »muß er ihnen die Informationen gegeben haben, die sie von ihm wollten, und sie haben ihn eingesperrt, um ihn vor dir zu schützen.«

»Nein. Er würde ihnen nichts verraten«, sagte Hiraga, dessen Gedanken sich nur auf eines konzentrierten: Wer ist der Verräter? Sein Blick huschte zu Raiko, die gerade sagte: »Vielleicht kann ich es herausfinden. Ein Gai-Jin-Kunde, der es vielleicht weiß, muß jeden Augenblick kommen. Vielleicht weiß er es, sonst kann er es sicher herausfinden.«

Mit einem aufgesetzten Lächeln betrat André ihr Zimmer. »Abend, Raiko-san«, sagte er, angewidert von seiner Schwäche. Sie begrüßte ihn kühl und bot ihm Tee an. Nachdem der Tee getrunken war, händigte er ihr den kleinen Beutel mit Münzen aus. »Hier eine weitere Zahlung, tut mir leid, nicht alles, aber genug für den Augenblick. Sie wollten mich sehen?«

»Ein wenig warten ist unter Freunden nicht schlimm, Furansu-san«, meinte sie ärgerlich. Als sie das Gewicht des Beutels fühlte, war sie insgeheim zufrieden mit dem Betrag und damit, daß die erste wichtige Angelegenheit erledigt war. Dann fügte sie, um den Druck aufrechtzuerhalten, was bei Kunden so wichtig war, hinzu: »Ein wenig ist unter Freunden nicht schlimm, aber lange ist nicht richtig, überhaupt nicht richtig.«

»Mehr in ein oder zwei Tagen. Hören Sie, ich habe Informationen...«

André fühlte sich überhaupt nicht wohl, einerseits wegen ihres kühlen Empfangs und andererseits wegen einer Migräne, die bei der Besprechung mit Yoshi begonnen hatte und nicht vergehen wollte. Und wegen Angélique. Und weil Tess Struan nicht an Bord der



*Prancing Cloud* war, denn das hätte es ihm sicher leichter gemacht, eine Regelung auszuhandeln und so an das Geld zu kommen, das er brauchte.

Angélique ist noch immer die einzige Chance, die du hast, hämmerte es in seinem Kopf. Seratard hatte erneut Ketterer, Sir William und sogar Skye nach der Gültigkeit der Trauung gefragt. Sie waren alle überzeugt, sie werde vor Gericht standhalten. »In Hongkong? Da bin ich nicht sicher«, hatte Ketterer höhnisch gesagt, und die anderen hatten mit unterschiedlichen Worten dasselbe gesagt. »Zu viele Lumpen hier, die Richter sind nicht so wie in London – sie sind Kolonialbeamte, einfach korrupt. Ein paar Taels Silber... vergessen Sie nicht, Struan's ist das Noble House...«

Raiko beugte sich dichter zu André. »Information, Furansu-san?«

»Ja.« Jetzt oder nie. »Ganz besondere Geheimnisse, über geheimes Treffen von Yoshi mit Gai-Jin.«

»So ka!« sagte sie, ganz Aufmerksamkeit. »Fahren Sie fort.«

Er erzählte ihr, was geschehen war, in allen Einzelheiten, und sie war höchst interessiert, sog die Luft ein und unterbrach ihn mit gezischten Ausrufen. Als er abrupt darauf zu sprechen kam, daß Yoshi Hiraga haben wollte, wurde sie blaß. André verbarg seine Freude und ließ die Falle zuschnappen: »Hiraga ist also Freund von Ihnen?«

»Nein, überhaupt nicht, er ist Kunde einer Freundin«, sagte sie hastig, fächelte sich und freute sich insgeheim über die wunderbaren geheimen Informationen, die sie dem Shoya weitergeben konnte und die ihn ganz in ihre – und Meikins – Schuld bringen würden. Ach, Meikin, dachte sie kurz, wie lange wirst du noch am Leben bleiben? Bedauere sehr, du und die Deinen werden zahlen müssen, auf die eine oder andere Weise, Yoshi hat zu viel in deine Koi-ko investiert, aber das weißt du ja. Das bringt mich auf mein drängendes Problem. Wie im Namen aller Götter befreie ich mich von Hiraga, Katsumata und den beiden anderen, sie sind viel zu gefähr-

lich geworden, und...

Dann hörte sie Andrés veränderte Stimme. »Also ist Hiraga Kunde von Mama-san-Freundin in Yoshiwara. Hiraga ist jetzt bei Freundin, *neh?*«

Sie war wieder auf der Hut. »Ich weiß nicht, wo er ist. Ich nehme an, er ist wie üblich in der Niederlassung. Herr Yoshi will ihn haben? Warum?«

»Weil Hiraga Shishi ist.« André benutzte das Wort zum erstenmal, durch Yoshi darüber aufgeklärt, was es bedeutete. »Auch weil Daimyo töten. Daimyo Utani. Andere Morde auch.«

Sie ließ sich ihre Angst nicht anmerken. »Schrecklich. Shishi, sagen Sie? Ich habe von ihnen gehört. Diese Information, alter Freund, darf ich fragen...«

»Hiraga verschwunden, Raiko. Nicht in Niederlassung. Viele Soldaten suchen. Fort, Raiko. Überall suchen. Er fort.«

»Eeee, verschwunden? Soldaten? Verschwunden wohin?«

»Hierher. Zu Ihrer Freundin, vielleicht. Wo ist Ihre Freundin?«

»Ach, tut mir leid, ich bezweifle, daß er kommen würde«, sagte sie vollkommen aufrichtig und schüttelte den Kopf. »Vermutlich ist er gewarnt worden und ist weggelaufen nach Kanagawa oder so, tut mir leid, alter Freund, aber das ist keine gute Frage. Ihre Informationen sind sehr interessant. Gibt es noch mehr?«

André seufzte. Er wußte, daß sie es wußte. Jetzt war sie ihm ausgeliefert. Für eine Weile. »Yoshi-Samurai kommt morgen für Hiraga«, sagte er. Er hatte keine Angst mehr, denn ein Wort von ihm, und Patrouillen, japanische oder britische, würden die Herberge ›Zu den drei Karpfen‹ in alle Einzelteile zerlegen – nachdem er Hinodeh in Sicherheit gebracht haben würde. »Wenn Gai-Jin Hiraga morgen nicht haben, große Probleme, Raiko. Für Gai-Jin, Yoshiwara, alle.« Die Art, wie er das sagte, ließ Raiko erbeben. »Vielleicht Gai-Jin stellen hier Wachen auf, überall.« Er ließ das in der Luft hängen.

»So?« fragte sie. Eine Schweißperle bildete sich auf ihrer Oberlippe. Sie fürchtete sich vor dem, was kam, und vergaß alles andere.

»Habe Idee«, sagte er liebenswürdig, »falls ihre Freundin Hiraga paar Tage verstecken, geheim, sicherer Ort. Dann, wenn richtige Zeit, geben Gai-Jin-Führer Hiraga... vielleicht bekommen viel Geld, genug für Sie... und Hinodeh, *neh?*« Er beobachtete sie lauernd, und sie bemühte sich, nicht mit der Wimper zu zucken. »Oder Ihre Leute geben Hiraga an Yoshi. Hiraga sein Shishi – wertvoll – besser als Ohrringe«, sagte er wieder und sah, wie sie erschauerte. »Shishi wertvoll, *neh?*«

Als ihr Herz nicht mehr so stark pochte und sie ihrer Stimme trauen konnte, setzte sie ihr schönstes Lächeln auf. Es war offensichtlich, daß er annahm, sie wisse, wo Hiraga war, und könne, falls er provoziert werde, sie und ihre Herberge in tödliche Gefahr bringen. »Ich werde meine Freundin fragen, ob sie ihn gesehen hat oder weiß, wo er ist, dann können wir sprechen, schnell«, sagte sie in versöhnlichem Ton, denn sie entschied, daß es am besten sei, sobald wie möglich alle Shishi aus ihrem Leben zu entfernen. Am besten heute abend. »Was für wunderbare Informationen Sie entdeckt haben, wie wertvoll, wie klug, so viel zu wissen, das wird zweifellos Gewinn bringen! Ach, Furansu-san«, sagte sie, als sei es ihr plötzlich eingefallen, um ihn noch weiter abzulenken, »wir haben gehört, daß heute abend eine Gai-Jin-Dame aus Hongkong angekommen ist. Ist sie die berühmte Mutter des Tai-Pan?«

»Eh? Nein«, sagte André abwesend, »nein, sie ist verlobt mit Handelsmann. Warum?«

»Könnte es sein, daß er einer meiner Kunden ist?«

»Nein, ich glaube Herberge ›Zur üppigen Freude‹ für ein Jahr, vielleicht länger, Jamie McFay.«

»Jami-san? Jami-san von Stru'n?« Eeee, dachte sie blitzschnell, das muß Nemi schleunigst erfahren. Sie muß sich darauf vorbereiten, sich im großen Struan-Haus dieser Dame vorzustellen, sich vor ihr

zu verneigen und sie willkommen zu heißen und ihr zu versichern, daß sie sich kundig um Jami-san gekümmert hat, als sie sein Bett teilte – gute Beziehungen zwischen *nee-go-san* – zweite Dame, Gemahlin – und *oku-san* zu haben – Ehefrau – sind sehr wichtig, weil die Ehefrau alle Rechnungen bezahlt. Und dann muß sie sie zu einem Gegenbesuch in das Jami-Haus in den Gärten der Herberge ›Zur üppigen Freude‹ einladen.

Eeee, das wäre großartig, dann könnten wir sie uns alle genau ansehen. Sie fuhr fort: »Furansu-sama, es gibt ein Gerücht, die Gai-Jin hätten heute abend einen Japaner ins Gefängnis gesteckt.«

»Was? Davon ich nicht weiß. Vielleicht später herausfinden. Nicht wichtig. Nun wegen Hinodeh.«

Sie unterbrach ihn fröhlich: »Hinodeh hat mich vorhin gefragt, ob Sie ihr heute abend die Ehre erweisen. Sie wird so erfreut sein, daß Sie hier sind – sie schätzt Sie sehr.«

André spürte eine Enge in der Brust. Jetzt, da er Raiko in der Hand hatte, würde er sie bitten, nein, ihr sagen, sie solle Hinodeh veranlassen, auf die Bedingung mit dem Licht zu verzichten. Plötzlich hatte er Angst davor.

»Ja?«

»Nichts«, murmelte er. »Ich gehe Hinodeh.«

Nachdem er fort war, trank sie etwas Brandy, um ihre Nerven zu beruhigen, kaute ein paar aromatische Teeblätter, um den Geruch zu vertreiben, und ging dann besorgt zu den Shishi. Sie verriet ihnen einen Teil von Andrés Informationen, nämlich, daß Yoshi nach Hiraga verlangte und daß seine Männer morgen kommen würden, um ihn festzunehmen. »Tut mir leid, es wäre am besten, wenn Sie heute abend fortgingen, so viel sicherer für Sie«, sagte sie mit vor Angst belegter Stimme. »Katsumata-sama, dieser Kunde schwor, daß Wachleute und Gai-Jin-Soldaten jeden Augenblick kommen müssen, um alles zu durchsuchen.«

Die drei Männer schwiegen. Als er von Yoshis geheimen Verhand-

lungen mit den Gai-Jin erfuhr, war Katsumata entschlossener denn je, Schwierigkeiten zwischen ihnen zu stiften. »Danke, Sie waren sehr hilfreich, Raiko-san. Vielleicht gehen wir, vielleicht müssen wir bleiben, in beiden Fällen werden Sie gut belohnt werden.«

»Ich glaube wirklich, es wäre besser zu gehen, und...«

Mit schneidender Stimme unterbrach Katsumata sie: »Sie werden auf jeden Fall gut belohnt. Inzwischen werden wir besprechen, wie man Sie am besten beschützt.«

Sie wollte nicht gehen, doch sie verneigte sich, dankte ihm und trat in die Nacht hinaus. In sicherer Entfernung verfluchte sie ihn und André und überlegte gleichzeitig, wer ein vertrauenswürdiger Bote sein würde, um Andrés geheime Informationen schnellstens Meikin zu überbringen.

»Zündet die Lampen an«, befahl Katsumata. Die meisten waren erloschen, als Raiko die Tür öffnete und Wind in den Raum wehte. Nachdem die Tür wieder geschlossen war, ging nur noch ein schwacher Luftzug. »Hör zu«, sagte er so leise, daß es von draußen niemand hören konnte. »Hiraga, ich werde weitere Männer holen und in drei Tagen wiederkommen. Du versteckst dich hier, das ist sicherer, als mit mir zu gehen, benutze eine neue Verkleidung und verbirgst dich im Tunnel. Wenn du schlau bist, wirst du nicht in Gefahr geraten.«

»Ja, Sensei.«

»In drei Tagen vernichten wir Yokohama, versenken das Schiff, töten so viele Gai-Jin wie möglich und fliehen. Ich werde Bakufu-Uniformen mitbringen. Takeda, hilf Hiraga mit den Brandsätzen. Sie müssen fertig sein, wenn ich zurückkomme.«

»Besser, wenn ich mit dir gehe, Sensei«, flüsterte er. »Ich kann dir den Rücken freihalten, falls du gesehen oder aufgehalten wirst.«

»Nein. Du bleibst bei Hiraga.« Katsumata wollte nicht behindert werden und fühlte sich innerhalb des Yoshiwara-Zaunes unwohl. »Ich werde gehen, sobald die Schranken offen sind.«

»Das ist der beste Plan. *Sonno-joi*«, sagte Hiraga.

Ihm war schwindlig, und der Gedanke, daß Yoshis Männer oder Wachtruppen morgen kommen und ihn verhaften würden, entsetzte ihn – unvermeidlich jetzt, da Yoshi persönlich hinter ihm her war. Er wußte auch, daß der Sensei recht hatte: Die ummauerte Niederlassung und die eingezäunte Yoshiwara waren Fallen.

Gleichzeitig aber war er wunderbar erleichtert, jetzt, da sein Ende unausweichlich war, gab es keinen Grund mehr, sich nicht mit vollem Herzen in den Angriff zu stürzen.

Drei Tage sind ein ganzes Leben. Wenn Katsumata fort ist, wer weiß, was geschehen wird? Auf jeden Fall wird man mich nicht lebend fangen.

»Mein Gott, Jamie, sehen Sie, da!« flüsterte Dimitri.

Jamie blickte zur Tür, und gleichzeitig wandten sich die Köpfe der zwanzig anderen Gäste, die im Empfangssaal der russischen Gesandtschaft herumstanden, um. Die Gespräche verstummten. Am Arm von Sir William kam Angélique herein. Sie trug ein langärmeliges, schlichtes schwarzes Kleid, das die Blässe, aber auch den zarten Schimmer ihrer Haut vorteilhaft hervorhob und ihren schlanken Hals betonte. Der perfekte Schnitt unterstrich zurückhaltend ihre schmale Taille und ihren üppigen Busen. Ihr Haar war hochgesteckt. Außer einer dünnen goldenen Halskette und einem Ehering trug sie keinen Schmuck – es war Malcolms Siegelring, den sie hatte enger machen lassen.

»Sie ist wunderschön.«

»Ja«, sagte Jamie. Dann spürte er eine neue Bewegung und sah sich um. Von der anderen Seite des Raumes aus lächelte Maureen ihm zu, umgeben von Männern, darunter auch Pallidar. Er erwiderte das Lächeln, erfreut über das, was er sah, noch immer verblüfft von ihrer Ankunft und ihrem Mut, eine so große Reise allein zu

unternehmen. Was zum Teufel soll ich nur machen?

»Unglaublich, das mit Hongkong und Malcolms Bestattung, nicht wahr?«

»Sie haben recht, Dimitri. Ich hätte gewettet, daß Tess das niemals tun würde.« Worauf ist sie aus, fragte er sich wieder, und was steht in ihrem Brief an Angélique? Er hatte noch keine Gelegenheit gehabt, sie zu fragen, und ihrem Aussehen ließ sich nichts entnehmen. Sein eigener Brief war aufschlußreich gewesen.

*Lieber Jamie,*

*Mr. Gornt hat mir in Einzelheiten berichtet, welch guter Freund Sie meinem Sohn waren. Ich danke Ihnen von ganzem Herzen. Aber ich kann Ihnen noch immer nicht vergeben, daß Sie nicht meinen Wünschen – der Firmenpolitik – entsprochen, meinen Sohn nicht zu seiner Pflicht zurückgeführt und ihn nicht überzeugt haben, seine Werbung um diese Frau aufzugeben oder zumindest, sie auf das richtige Maß zurückzustutzen und hierher zurückzukommen; ich kann Ihnen nicht verzeihen, daß Sie ihn in seiner Torheit unterstützt und ermutigt haben, vor allem, da ich ausführlich auf seine Minderjährigkeit und darauf hingewiesen habe, daß er zwar dem Namen nach Tai-Pan war, diese Macht jedoch bis zu seiner förmlichen Ernennung nicht ausübte, was ich zu meinem Bedauern zeitweilig zu tun hatte.*

*Von Mr. Gornt höre ich, daß Sie die Absicht haben, eine eigene Firma zu gründen. Ich wünsche Ihnen Glück und danke Ihnen für viele Jahre treuer Dienste. In geschäftlichen Angelegenheiten wird Struan's Ihnen gegenüber niemals feindselig sein. Ich lege einen Sichtwechsel über fünftausend Guineas bei. Bitte übermitteln Sie Ihrer Verlobten meine besten Wünsche. Es hat mich gefreut, sie kennenzulernen. Tess Struan.*

Er strahlte beim Gedanken an all das Geld. Das machte seine Firma möglich, gab ihm die Zeit, die er brauchte, und gestattete ihm auch die weitere Zusammenarbeit mit dem Shoya, obwohl er nicht wuß-

te, ob diese ohne Nakama/Hiraga gedeihlich sein würde. »Was sagten Sie, Dimitri?«

»Sie haben allen Grund, zufrieden zu sein. Ihre Maureen ist fabelhaft.«

»Oh! Ja. Ja, das ist sie.«

»Was ist mit Nemi?« fragte Dimitri.

Jamies Lächeln schwand, sein Unbehagen kehrte zurück, und er wandte der Tür den Rücken. »Ein verflixtes Problem, Dimitri. Ich bin heute abend mit ihr verabredet.«

»Himmel, im Struan-Building?«

»Nein, Gott sei Dank. In unserem... in ihrem Haus.«

»Himmel, da haben Sie aber Glück gehabt. Gehen Sie hin?«

»Ja, warum nicht? Allmächtiger, ich weiß nicht... Als Maureen da einfach so aus dem Nichts auftauchte... nicht, daß ich sie nicht mögen würde, aber ich bin immer noch in einem Schockzustand.«

»Hören Sie, wir sind alte Kumpane und können offen miteinander reden. Wenn Sie... wenn Sie sich entschließen, mit Nemi aufzuhören, sie in Pension zu schicken, sie eines Tages aufzugeben, was auch immer, dürfte ich Sie dann bitten, es mich wissen zu lassen? Sie ist ein nettes Mädchen, amüsant, und sie spricht unsere Sprache gut genug.«

»In Ordnung, aber...« Gelächter der Männer rings um Maureen lenkte ihre Aufmerksamkeit dorthin. Und dann auf Angélique. »Hinreißend, nicht?« sagte Jamie. »Angélique, meine ich.«

Angélique und Sir William warteten darauf, daß Sergejew sich ihnen anschloß. Kleid und Frisur für heute abend waren schon früher beschlossen worden – speziell für Tess und diese Gesellschaft ausgewählt, die ihr erstes Schlachtfeld hätte sein sollen. Obwohl ihre Feindin nicht erschienen war, hatte sie sich entschieden, ihren Plan nicht zu ändern, denn die Wirkung war höchst erfreulich. Sie hatte



erwogen, den kaiserlichen Jadering zu tragen, den Malcolm in Hongkong bestellt hatte und der mit dem Postschiff eine Woche nach seinem Tod geliefert worden war. Eine weitere Flut von Tränen, schließlich entschlossen abgewischt. Wenn Tess dagewesen wäre, hätte sie nicht gezögert, den Ring zu tragen. Ohne Tess gab es keinen Grund.

Eigentlich bin ich froh, daß sie nicht hier ist, sagte sich Angélique. Gott sei Dank hat Vargas mich gewarnt. Ich brauche mehr Zeit, um mich auf diese Herausforderung von Angesicht zu Angesicht vorzubereiten – ach, Zeit! Bin ich nun von Malcolm schwanger oder nicht... »Guten Abend, Graf Sergejew«, sagte sie mit ihrem sanften Lächeln. »Danke für die Einladung.«

»Herzlich willkommen, Sie haben den Abend schon jetzt zum Erfolg gemacht. Abend, Sir William. Sie beide kennen alle, bis auf einen neuen Gast.« In einer plötzlichen Stille, in der jedermann beobachtete und verglich, winkte Sergejew Maureen aus dem Kreis ihrer Bewunderer, zu denen sich jetzt auch Marlowe gesellt hatte. »Miß Maureen Ross aus Edinburgh, Jamies Verlobte. Madame Angélique Struan.«

Angélique hatte Maureen in dem Augenblick gesehen, als sie hereingekommen war, sie auf der Stelle taxiert und entschieden, daß sie keine Bedrohung war. Im Vorübergehen hatte sie Gornt bemerkt, aber den hob sie sich für später auf. »Willkommen auf dem entlegensten britischen Außenposten der Welt, M'selle Ross«, sagte sie liebenswürdig, während sie bei sich dachte: Ja, bei Nacht könnte man sie leicht für diese Frau halten – dieselbe imposante Haltung, derselbe direkte Blick.

»Danke.« In dem Moment, da Angélique den Raum betrat, hatte auch Maureen sie abgeschätzt, ihre Schönheit anerkannt und sie zwar instinktiv gemocht, aber dennoch sofort entschieden, daß sie eine Bedrohung war – ihre Augen waren zu Jamie gewandert und hatten bei ihm und den Männern ringsum offene Bewunderung er-

kannt. Das allgemeine anerkennende Stimmengesumm war nicht zu überhören. Die anderen sind mir egal, hatte sie gedacht, bereit zum Kampf, aber nicht mein Mann.

»Ich freue mich so, Sie kennenzulernen, und habe von Ihrer Tragödie in Hongkong gehört. Es tut mir so... es tut allen so leid.« Mit echtem Mitgefühl berührte sie mit ihrer Wange die von Angélique. »Ich hoffe wirklich, daß wir Freundinnen sein werden.« Ein besonderes Lächeln. »Bitte, lassen Sie uns Freundinnen sein. Ich werde eine Freundin brauchen, nicht wahr? Jamie sagte mir, was für eine gute Freundin Sie ihm sind.«

»Sie brauchen nicht zu bitten, Maureen – darf ich Sie Maureen nennen, und würden Sie bitte Angélique zu mir sagen?« erwiderte sie mit einem speziellen Lächeln. Sie nahm die freundlich und unaggressiv ausgedrückte Warnung zur Kenntnis und verstand, daß Jamie persönliches Eigentum war, mit dem man nicht flirtete. »Ach, es wäre so gut, eine Freundin zu haben. Vielleicht könnten wir morgen zusammen Tee trinken?«

»Das würde mich freuen. Angélique – was für ein hübscher Name, und was für ein hübsches Kleid.« Etwas zu figurbetont für ein Trauerkleid.

»Das Ihre auch, die Farbe paßt wundervoll zu Ihrem Haar.« Grüne Seide, teuer, aber englisch und von altmodischem Schnitt. Macht nichts. Das läßt sich verbessern, wenn sie eine intime Freundin wird. »Jamie war sehr mit meinem Mann befreundet und auch mit mir, als ich dringend einen Freund brauchte. Sie haben großes Glück«, sagte sie aufrichtig. »Seien Sie vorsichtig, Jamie, man kann leicht sehen, daß diese Dame sehr kostbar ist – es gibt zu viele Piraten in Yokohama.«

Die Umstehenden lachten, und sie verließ sie und ging zu Sir William zurück, wobei sie unterwegs Ketterer begrüßte – ein besonderes Kompliment und ein Lächeln für ihn und später für Marlowe – und dann auch Settry Pallidar, der großartig aussah und Ser-

gejew in seiner Kosakenuniform Konkurrenz machte. »Ach, Sir William«, sagte sie. »Welch ein Glück wir doch haben.«

»Daß wir...« Sergejew hielt gerade noch rechtzeitig inne. Daß wir noch am Leben sind, hätte er beinahe gesagt. Statt dessen nahm er ein Glas Champagner von einem Silbertablett, das ein livrierter Diener präsentierte, und sagte: »Daß wir die Gegenwart zweier so reizender Damen genießen. Wir haben wirklich Glück! Auf Ihre Gesundheit.« Alle tranken und fuhren fort zu vergleichen. Nur Sergejew war zu besorgt, um das auch zu tun, er machte sich zu große Gedanken über unangenehme Nachrichten, die mit der *Prancing Cloud* gekommen waren, insbesondere für die anderen Gesandten.

Eine dringende, verschlüsselte Depesche aus St. Petersburg – drei Monate alt – war eingetroffen. Zuerst berichtete sie von den üblichen Problemen mit Preußen, Truppen, die sich an Rußlands Westgrenzen sammelten, und dorthin entsandten Truppen; Schwierigkeiten mit dem Osmanischen Reich und den Moslems im Süden wurden bald erwartet, und man hatte Truppen auch dorthin geschickt. Überall herrschte Hungersnot, und Intellektuelle wie Dostojewski und Tolstoi rieten zu Wandel und Liberalisierung. An zweiter Stelle befahl ihm die Depesche, die Japaner zu drängen, ihre Fischerdörfer auf den Kurilen und Sachalin zu räumen, und zwar unter Androhung »schwerwiegender Konsequenzen«. Und drittens drohten ihm persönlich große Probleme: *Sie sind zum Genendgouverneur von Russisch-Alaska ernannt. Im Frühling wird das Kriegsschiff Zar Alexander mit Ihrem Nachfolger für Japan eintreffen und dann Sie und Ihre Mitarbeiter zu unserer alaskischen Hauptstadt Sitka befördern, wo Sie mindestens zwei Jahre residieren werden, um Freundschaft zu fördern.*

»Warum so düster, mein Freund?« fragte Sir William auf russisch.

Sergejew zog Sir William beiseite und berichtete ihm von seinem neuen Posten. Aber nicht von »Freundschaft«. Das war der verschlüsselte Name eines höchst geheimen Staatsplans, nämlich die massive Einwanderung sibirischer Stämme in die riesigen alaska-

amerikanischen Territorien zu fördern. Diese abgehärteten, zähen, kriegesischen Völker sollen im Laufe von einer bis drei Generationen südwärts und ostwärts in die endlosen Prärien Kanadas einsickern, um schließlich Amerika in Besitz zu nehmen. Der Plan war vor fünfundzwanzig Jahren von einem seiner Onkel vorgeschlagen worden. »Zwei Jahre! Eine Ewigkeit! Aber leider half vor ungefähr sechzig Jahren einer meiner Großonkel mit, die russisch-amerikanische Pelzgesellschaft zu gründen, unser Pelzhandelsmonopol, und setzte einen gebieterischen Hurensohn – einen Cousin namens Baranof – zum Direktor ein, der die Hauptstadt nach Sitka verlegte. Sie sehen, meine Familie nahm leider ein besonderes Interesse an Alaska. Daher die Versetzung. *Matyeryebitz!* Alle beide!«

Sir William lachte, und Angélique kam zu ihnen zurück. »Darf ich an dem Scherz teilhaben?«

»Äh, es war nicht... nun, nicht sehr lustig, meine Liebe«, sagte Sir William und merkte sich die hochinteressanten Daten zur Übermittlung nach London. »Nur eine russische Vulgarität.«

»Englischer Humor, Angélique«, lachte Sergejew. »Und mit diesem glücklichen Gedanken ist es Zeit zum Dinner.«

Galant verbeugte er sich, ging hinüber und führte Maureen in den Speisesaal, gefolgt von Sir William mit Angélique und den anderen. Üppiges Silber, livrierte Lakaien hinter jedem Stuhl, andere, die riesige Mengen Fleisch, Borschtsch, rote Bete, Pasteten und Krüge mit geistigem Wodka, Champagner und französische Weine und Sorbets hereintrugen. Zigeunermusiker vom russischen Kriegsschiff und später Kosakentänzer aus seiner Gesandtschaft sorgten für Unterhaltung.

Überall Stimmengewirr, und noch immer stellten alle Vergleiche an: klein gegen groß, französisch gegen eine von uns, bezaubernder französischer Akzent, altbekanntes Schottisch. Beide physisch begehrenswert, Angélique allerdings viel mehr, beide in Frage kommend und mögliche Heiratskandidatinnen, Maureen allerdings sehr

viel mehr.

## 54

*Samstag, 5. Januar*

**M**ass'r unten, Missee Tai-tai.«  
»Master Gornt?«

Ah Soh, die an der Tür von Angéliques Boudoir stand, zuckte die Achseln. »*Kwai loh* Mass'r.« Mit der Hand deutete sie jemand Großen an und schloß die Tür mit dem üblichen Knall.

Angélique warf rasch einen Blick in den Spiegel. Ihre unterdrückte Erregung verlieh ihr die Farbe, die sie brauchte. Ein Augenblick, um ihr Tagebuch abzuschließen und wegzuräumen. Ein letzter prüfender Blick, und sie eilte hinaus. Schwarzes Seidenkleid mit vielen Rüschenunterröcken, das Haar mit einem Chiffontuch zurückgebunden, ebenfalls schwarz. Siegelring. Die Treppe hinunter, ohne die Dienerschaft bei ihren frühmorgendlichen Aufgaben zu beachten.

Hinein ins Büro das Tai-Pan. Gornt stand am Fenster und blickte auf die Bucht hinaus. Chen wartete anklagend. »Guten Morgen, Edward.«

Er drehte sich um und lächelte ein Willkommen. »Morgen, Ma'am.«

»Kann ich Kaffee oder Champagner kommen lassen?«

»Nichts, danke, ich habe bereits gefrühstückt. Ich wollte nur von Hongkong und Ihrer Einkaufsliste berichten. Hoffentlich störe ich Sie nicht.«

»Danke. Chen, warte draußen, heya.«

In dem Moment, da sie allein waren, sagte sie leise: »Das ist jetzt Alberts Büro, ich kann es benutzen, während er mit Vargas im Kontor ist, also haben wir vielleicht nicht viel Zeit – es ist sehr schwer, einen Ort zu finden, wo man vertraulich reden kann. Setzen wir uns dorthin, Edward«, sagte sie und zeigte in die Fensternische. »Nur Passanten können uns sehen, aber das macht nichts, Sie waren Malcolms Freund. Bitte, schnell, was ist passiert?«

»Darf ich zuerst sagen, wie wundervoll Sie aussehen?«

»Danke.« Ihre Besorgnis war jetzt unverkennbar. »Bitte?«

»Ich glaube, es ist sehr gut gegangen«, sagte er ebenso leise. »Tess wäre eine fabelhafte Pokerspielerin, Angélique, darum bin ich mir nicht ganz sicher. Bei unserer ersten Begegnung erzählte ich ihr von meiner Brock-Information, wie wir vereinbart hatten, und sagte mehrmals auf unterschiedliche Weise, ich hätte sie auf Ihre Veranlassung aufgesucht, nicht d...«

»Waren Sie der erste vom Schiff, mit dem sie sprach?«

»Ja, ich bin ziemlich sicher, weil ich mit dem Lotsenboot an Land ging, bevor die *Prancing Cloud* andockte, zusammen mit Captain Strongbow. Nachdem ich Tess von den Brocks erzählt hatte, zeigte sie keine große Reaktion, hörte nur aufmerksam zu, stellte ein paar Fragen und sagte dann: ›Bitte kommen Sie morgen mit Ihren Beweisen wieder, kurz nach der Morgendämmerung. Benutzen Sie die Seitentür in der Gasse, sie wird unverschlossen sein, und seien Sie diskret und vorsichtig, Brock's hat überall Spione.‹ Am nächsten Tag...«

»Warten Sie! Haben Sie ihr von... von Malcolms Tod und von unserer Trauung erzählt?«

»Nein, das habe ich Strongbow überlassen«, antwortete Gornt. »Ich beginne am Anfang. Auf meinen Vorschlag hin gingen wir zusammen im Lotsenboot an Land und ließen Hoag aus dem Plan heraus – er kann den Mund nicht halten. Ich hatte mich bereiter-

klärt, Strongbow zu unterstützen und zu helfen, weil ich teilweise Zeuge war... der arme Kerl hatte eine Heidenangst, obwohl es wirklich seine Pflicht war, ihr zu berichten. Als er damit herausplatzte, daß Malcolm tot ist, wurde sie kreidebleich. In ein paar Sekunden hatte sie sich wieder gefaßt, erstaunlich schnell, aber so war es, und dann fragte sie mit tonloser Stimme, wie Malcolm gestorben sei. Strongbow war verwirrt und stotterte: ›Ich habe den Totenschein mitgebracht, Mrs. Struan. Und die Untersuchungsergebnisse und einen Brief von Sir William; es war ein natürlicher Tod an Bord der *Prancing Cloud* in der Nacht nach seiner Trauung, und wir fanden ihn morgens tot auf, und wir konnten nichts mehr tun.‹

Sie sprang pfeilschnell auf die Füße und schrie: ›Sie haben meinen Sohn mit dieser Frau getraut?‹ Strongbow wäre fast gestorben und brabbelte die Geschichte herunter, so schnell er konnte, über die *Pearl*, das Duell, daß ich Jamie das Leben gerettet hatte, indem ich Norbert umbrachte, wie man Malcolm gefunden hatte, erzählte alles, was er wußte, auch von Ihrem Schockzustand. Sein Schweiß strömte nur so, Angélique. Ich muß gestehen, daß auch ich schwitzte – nach dem ersten Schrei stand Tess einfach nur da mit feurigen Augen wie eine Medusa. Dann gab er ihr ein paar Briefe, ich sah, daß einer von Sir William war, stammelte eine Entschuldigung und stolperte davon.«

Gornt zog ein Taschentuch heraus und trocknete sich die Stirn. Angélique fühlte sich elend vor ihrer Feindin – wenn Tess sogar Gornt ins Schwitzen brachte, was würde sie dann erst ihr antun! »Sie stand einfach da, und dann richtete sie den Blick auf mich. Erstaunlich, daß eine so kleine Frau so... so groß wirken kann. Und hart. In einer Minute hart, in der nächsten sanft, aber nie ungewappnet. Ich mußte mich zwingen, nicht zurückzuweichen, und sah mich um, als hätte ich Angst, belauscht zu werden. Dann sagte ich eilig, es täte mir auch entsetzlich leid, Malcolm sei wirklich mein Freund gewesen, und Sie seien ihre Freundin, und auf Ihre

Veranlassung sei ich gekommen, denn ich hätte Informationen, die Tyler und Morgan Brock ruinieren würden. In dem Moment, als ich ›Tyler ruinieren‹ sagte, hörte ihre Raserei auf, zumindest dieses erschreckende Feuer verging, und sie setzte sich hin. Noch immer wandte sie keinen Blick von mir. Sie setzte sich hin, und nach einer langen Weile sagte sie: ›Welche Informationen?‹ Ich sagte, ich würde morgen wiederkommen, aber sie wiederholte mit messerscharfer Stimme: ›Was für Informationen?‹ Ich gab ihr nur die nackten Knochen... Verzeihung, Angélique, könnte ich einen Drink haben? Keinen Champagner, sondern Whisky, Bourbon, wenn Sie welchen haben.«

Sie ging zum Sideboard, während er fortfuhr: »Am nächsten Tag brachte ich die Hälfte der Beweise und ließ sie ihr da. Sie...«

»Warten Sie. War sie genauso wie am Tag zuvor?«

»Ja und nein.« Er nahm das ihm angebotene Glas entgegen, trank einen Schluck und atmete tief auf, als der Alkohol durch seine Kehle rann. »Danke. Als ich fertig war, sah sie mich an, und ich dachte, ich hätte versagt. Diese Frau ist verdammt angsteinflößend, ich würde nicht gern ihr Feind sein.«

»Aber ich bin es, nicht wahr? *Mon Dieu*, Edward, sagen Sie mir die Wahrheit.«

»Ja, das sind Sie, aber das spielt für den Augenblick keine Rolle, lassen Sie mich fortfahren. Ich...«

»Sie haben Ihr meinen Brief gegeben?«

»O ja, Verzeihung, daß ich vergessen habe, es zu erwähnen, das tat ich am ersten Tag, bevor ich ging, genau, wie wir es vereinbart hatten, und ich betonte abermals, das Ganze sei Ihre Idee. Dann sagte ich ihr, da meine Vereinbarung mit Malcolm als Tai-Pan bestanden habe und er tot sei, hätte ich gedacht, die Sache sei hinfällig, ich hätte daher vorgehabt, nach Shanghai zurückzukehren, um auf den neuen Tai-Pan zu warten. Aber Sie hätten mich ausfindig gemacht und mich gebeten, Tess aufzusuchen, gesagt, das sei ich



meinem Freund Malcolm schuldig. Er hätte Ihnen gegenüber insgeheim meinen Vorschlag erwähnt – aber ohne alle Einzelheiten –, und Sie seien sicher, es wäre sein Wunsch, daß ich diese Informationen so bald wie möglich an seine Mutter weitergäbe. Zuerst hätte ich nicht gewollt, aber Sie hätten mich schließlich dazu überredet. Also sei ich auf Ihre Veranlassung da, und Sie hätten mich gebeten, ihr einen Brief zu geben. Dann händigte ich ihn ihr aus.«

»Hat sie ihn in Ihrer Anwesenheit gelesen?«

»Nein. Das war am ersten Tag. Am nächsten Tag, als wir uns frühmorgens trafen und ich ihr einen Teil der Informationen gegeben hatte, stellte sie eine Menge Fragen, kluge Fragen, und sagte, ich solle nach Sonnenuntergang wiederkommen, wieder durch die Seitentür. Das tat ich. Sofort erklärte sie, das Dossier sei unvollständig. Ich antwortete, ja, sicher, es hätte ja keinen Sinn, alles zu zeigen, bevor ich nicht wisse, wie weit dies für sie bindend sein würde – ob sie wirklich daran interessiert sei, die Brocks zu ruinieren. Sie sagte ja und fragte, warum ich hinter ihnen her sei, welches Interesse ich daran hätte.

Ich sagte es ihr unverblümt. Die ganze Geschichte mit Morgan, die Wahrheit. Es sei Morgan, den ich zerstören wolle, und wenn sein Vater mit untergehe, solle es mir recht sein. Ich erwähnte nicht, daß sie dies zu meiner Stieftante machte, nicht ein einziges Mal bei allen Zusammenkünften, und sie erwähnte es auch nicht. Niemals. Sie erwähnte auch Ihren Brief an sie nicht. Kein einziges Mal. Sie stellte nur Fragen. Nach den Enthüllungen über Morgan erwartete ich, daß sie etwas sagen würde, wie leid es ihr täte oder daß das für Morgan typisch wäre – schließlich ist er ihr Stiefbruder. Aber nichts. Sie sagte kein Wort, fragte nach Einzelheiten über meinen Handel mit Malcolm, und ich gab ihr den Vertrag.« Er trank sein Glas leer. »Ihren Vertrag.«

»Ihren Vertrag«, sagte sie und war auf der Hut. »Wie müssen Sie sie hassen. Sprechen Sie weiter, Edward.«

»Sie irren sich, ich hasse sie nicht, ich glaube, ich verstehe, daß sie am Rand ihrer Nervenkraft stand. Malcolms Tod hatte sie entsetzlich getroffen, so sehr sie das auch zu verbergen suchte. Malcolm war die Zukunft des Noble House, nun steht sie vor dem Chaos – ihr einziger Hoffnungsstrahl waren ich und mein Plan, der übrigens kaum legal ist, selbst in Hongkong, wo die Regeln verboten werden wie nirgendwo sonst. Darf ich?« Er hob sein Glas.

»Natürlich«, sagte sie und wunderte sich über ihn.

»Sie las den Vertrag sorgfältig, trat dann ans Fenster und starrte auf den Hafen von Hongkong. ›Wann bekomme ich den Rest der Beweise?‹ fragte sie, und ich sagte, gleich, wenn sie dem Handel zustimme. ›Einverstanden«, sagte sie, setzte sich hin, unterschrieb mit ihrem Namen, stempelte die Unterschrift in Gegenwart ihrer Sekretärin und sagte ihr dann, sie solle abschließen und gehen. Sie...«

»Sie hat meine Unterschrift als Zeugin gar nicht erwähnt?«

»Nein, obwohl sie diese, wie Sie vorhersagten, sicher sofort bemerkt hat. Weiter: Ich blieb vielleicht vier Stunden bei ihr und half ihr durch das Labyrinth von Papieren und Abschriften von Papieren. Viel Anleitung brauchte sie allerdings nicht. Dann legte sie alles zu einem sauberen Stapel zusammen und fragte mich nach der Tokaidō-Affäre, Malcolm, Ihnen, McFay, Tyrer, Sir William, Norbert, was Morgan und Tyler mir in Shanghai gesagt hätten, meiner Meinung über Sie, über Malcolm, ob er hinter Ihnen her war oder Sie hinter ihm. Sie gab nichts preis, nur Fragen und noch mehr Fragen. Meinen Fragen wich sie aus. Ihr Verstand ist so scharf wie ein Samurai-Schwert. Aber ich schwöre bei Gott, Angélique, jedesmal, wenn der Name von Morgan oder dem alten Brock fiel, jedesmal, wenn ich einen neuen Kniff erwähnte, den die Papiere zuließen, dann schien Tess beinahe das Wasser im Mund zusammenzulaufen.«

Angélique schauderte. »Gibt es... gibt es eine Chance auf Frieden mit mir, was glauben Sie?«

»Ich glaube schon, aber lassen Sie mich der Reihe nach erzählen. Sie fragte wieder, ob der Handel, den Malcolm unterzeichnet hatte, für mich noch immer eine akzeptable Belohnung wäre. Ich bejahte. Morgen würde sie diesen Vertrag durch ein legaleres Dokument ersetzen, das ebenso unterschrieben und gestempelt sein würde. Dann: »Und nun zur letzten Angelegenheit für heute abend, Mr. Gornt. Was sollte ich dieser Frau geben?« Angélique, ich hatte ihr gesagt, Sie hätten mich um nichts gebeten, sondern wollten ihr nur die Wünsche und Hoffnungen Ihres Gatten zur Kenntnis bringen, und falls diese sich als fruchtbar erwiesen – ich hatte ihr gesagt, Sie wüßten nichts vom Inhalt –, wäre Ihnen das Belohnung genug.«

»Sie haben dieses Wort benutzt, ›Gatte?‹ Und sie ließ es durchgehen?«

»Ja, aber sie sagte sofort: ›Wie man mir sagt, ist die Trauung nicht gültig, was immer sie behauptet oder Sir William sagt.‹«

Angélique wollte schon widersprechen, aber Gornt kam ihr zuvor: »Nicht so schnell, meine Liebe, seien Sie geduldig. Ich berichte Ihnen, was sie gesagt hat. Geduld, wir haben genügend Zeit, unser Spiel zu machen. Nach diesem Treffen wollte sie ein weiteres am nächsten Abend. Ich sagte ihr, ich hätte die Brocks gesehen und ihnen dieselbe Geschichte aus Yokohama erzählt, insbesondere über das Duell, und hätte ihnen eine Kopie von Norberts Untersuchung gegeben. Der alte Tyler geriet außer sich vor Wut, aber Morgan beruhigte ihn und sagte, ein Schuß in den Rücken von Jamie McFay hätte ihnen mehr geschadet als der Verlust eines leicht ersetzbaren Geschäftsführers.«

Angélices Herz pochte. So viele Fragen waren noch unbeantwortet. »Wird sie... wird sie infolge der Informationen etwas unternehmen?«

»So wie ich das sehe, ja. O ja, und zwar schnell. Ich werde meine Rache bekommen und Sie eine Regelung.«

»Was macht Sie so sicher?«

»Ich bin sicher, Ma'am, keine Angst, jahrelang habe ich meine Zunge im Zaum halten und Kotau machen müssen, aber bald... Sie werden sehen! Als ich ihr von meinem Treffen mit den Brocks erzählte – sie fragte dauernd nach ihnen, wollte wissen, wie Tyler auf die Heirat und den Tod ihres Sohnes reagiert hätte, und benutzte kein einziges Mal das Wort ›Vater‹ –, sagte ich ihr offen, wie die beiden über die Seetrauung gelacht hätten und darüber, daß sie gegen ihren Willen erfolgte. Der alte Brock hat gesagt: ›Das geschieht dem Weibsbild recht, nachdem sie gegen meine war!‹ Ich erzählte ihr offen, wie sich beide hämisch über Malcolms Tod freuten und Morgan gesagt hat, jetzt hätten sie keinen Tai-Pan mehr, und am ersten Februar würde Tess aus dem Jockey Club draußen sein und erledigt, und Tyler hat dazu gesagt, dann würde er der Tai-Pan, Dirk wäre endlich besiegt und das Noble House und sein Name für alle Zeiten vergessen!«

»Das haben Sie ihr gesagt?« Angélique drehte sich der Kopf.

»Ja, Ma'am, aber es war Tyler, der das gesagt hat – er hat es wirklich getan. Und er ist derjenige, der sie verrückt macht, also dachte ich, ich sollte korrekt darüber berichten, und als ich es tat, Ma'am, da zitterte ihr Kopf so, daß ihre Augäpfel kaum mithalten konnten, und ich dachte schon, die Medusa käme zurück. Aber das passierte nicht, diesmal nicht. Diesmal war das Satansfeuer beherrscht, es war zwar noch da, o ja, aber sie hatte es unter Kontrolle, sie behielt es für sich, obwohl ich verdammt... Verzeihung, obwohl ich ganz schön geschwitzt habe. Es paßt nicht zu einer Frau, so wütend zu sein, aber nach Tyler und Morgan ist leicht zu sehen, woher sie das hat.

Nachdem sie sich ein bißchen beruhigt hatte, sagte ich ihr, Tyler hätte schließlich Morgans Vorschlag zugestimmt, daß ich als Manager hierherkommen sollte, versuchsweise auf ein Jahr, unter allerhand Drohungen, falls meine Leistungen nicht gut wären. Sie fragte nach meinem Gehalt.

»Ausgezeichnet. In der Öffentlichkeit werden wir Feinde sein, insgeheim enge Verbündete, und wenn Brock and Sons für immer untergehen, worum ich zu Gott bete, wird Ihr Rothwell-Gornt an deren Stelle treten.« Das ist so ziemlich alles, Angélique, bis auf die Tatsache, daß sie Hoag hierher zurückgeschickt hat und Ihnen einen Brief schrieb.«

Er trank seinen Bourbon, der jetzt nicht mehr brannte. »Ich habe nicht gefragt, was darin stand, und Sie auch nicht verteidigt, ich habe nur immer wieder in verschiedener Form gesagt, wenn mein Plan ihr helfen würde, Brock's zu zerstören, dann hätte sie das Ihnen zu verdanken. Was stand in ihrem Brief?«

Sie reichte ihn ihm.

»Viel Drumherum und wenig Klartext«, sagte er, als er ihn ihr zurückgab. »Das ist ihre erste Verhandlungsposition – und aus ihr geht klar hervor, daß ich meine Abmachung gehalten habe: Sie ist überzeugt, daß Sie auch Ihnen Dank schuldet. Sie werden gewinnen.«

»Was gewinnen? Keine gesetzlichen Scherereien?«

»Das und ein Einkommen. Sie gibt zu, daß sie in Ihrer Schuld steht.«

»Ja, aber nichts weiter, nur Drohungen.«

»Wir haben ein paar Trümpfe in der Hand.«

»Welche?« Draußen waren Stimmen zu hören.

»Zeit, Angélique, unter anderem. Heute abend werde ich Sie zu einem formlosen Nachtmahl einladen, dann können wir unbelauscht sprechen, und...«

»Nicht im Brock-Building, und nicht allein. Wir müssen vorsichtig sein«, sagte sie hastig. »Bitte, laden Sie Dimitri und Marlowe ein. Wir müssen sehr vorsichtig sein, Edward, so tun, als stünden wir uns nicht zu nahe – das würde diese Frau argwöhnisch machen, und sie wird zweifellos davon erfahren, Albert ist völlig auf ihrer Seite. Wenn wir heute abend nicht reden können, werde ich mor-

gen um zehn einen Spaziergang machen, und wir können mit unserer Unterhaltung fortfahren...« Um der Umarmung zuvorzukommen, die sie herannahen fühlte, hatte sie ihm rasch die Hand gereicht und ihm überschwenglich gedankt.

Als sie wieder allein in ihrem Boudoir war, ließ sie ihre Gedanken schweifen. Welche Trümpfe? Welche Asse? Und warum dieses seltsame Lächeln? Was hat er wirklich mit Tess vereinbart? Verheimlicht er mir etwas? Es stimmt, aus ihrem Brief geht hervor, daß er sie von meiner Hilfe überzeugt hat, und das ist wichtig. Oder bin ich bloß übertrieben argwöhnisch? Hätte ich doch nur dort sein können!

Dann drängte sich die Frage, ob sie nun schwanger war oder nicht, wieder in den Vordergrund und quälte sie. Einmal hatte sie sie Babcott gegenüber erwähnt, der gesagt hatte: »Seien Sie geduldig, machen Sie sich keine Sorgen.« Einen Augenblick lang fragte sie sich, ob Babcott und Phillip Tyrer wieder aus dem Netz der Feinde herauskommen würden, in das sie, von Sir William geschickt, bereitwillig gegangen waren.

Ach, die Männer mit ihrem Gerede über Geduld, Verlogenheit und falsche Prioritäten, was wissen sie schon?

Yoshi war gereizt. Es war später Vormittag, er befand sich in seinen Gemächern in der Burg von Edo, und er hatte noch immer nicht gehört, wie die Untersuchung des *taikō* durch den Gai-Jin-Doktor verlaufen war. Als er gestern mit Babcott und Tyrer aus Kanagawa zurückgekehrt war, hatte er sie in einem der Paläste außerhalb der Burgmauern untergebracht, den er sorgfältig ausgewählt, mit Personal versehen und zur weiteren Sicherheit mit einem Ring zuverlässiger Wachen umgeben hatte. Dann hatte er sofort Anjo zur Untersuchung gebeten.

Der *taikō* war in einer geschlossenen Sänfte gekommen, geschützt

von seiner eigenen Leibwache – der Versuch, ihn zu ermorden, war kaum hundert Meter von hier unternommen worden. Yoshi, begleitet von Babcott und Phillip Tyrer, hatte die Sänfte im Hof erwartet. Sie hatten sich verneigt, Yoshi am wenigsten tief; er hatte heimlich in sich hineingelacht, als Anjo sich unter Schmerzen aus der Sänfte helfen ließ. »*taikō*, dies ist der Gai-Jin-Doktor. B'bc'tt, und Dolmetscher Taira.«

Anjo hatte mit offenem Mund zu Babcott aufgesehen. »Eeee, der Mann ist wirklich groß wie ein Baum! So groß, eeee, ein Ungeheuer! Ist sein Penis dementsprechend?« Dann hatte er Phillip Tyrer angesehen und war herausgeplatzt: »Strohhaare, ein Gesicht wie ein Affe, blaue Schweineaugen und ein japanischer Name – einer von Ihren Familiennamen, Yoshi-donno, *neb?*«

»Der Name klingt fast genauso«, hatte Yoshi kurz angebunden gesagt und sich an Tyrer gewandt. »Wenn die Untersuchung beendet ist, schicken Sie diese beiden Männer mich holen.« Er hatte auf Misamoto gewiesen, den Fischer, seinen Spion und falschen Samurai, und Misamotos ständigen Bewacher, ein Samurai, dessen Befehl lautete, ihn niemals mit irgendeinem Gai-Jin allein zu lassen. »Anjo-donno, ich glaube, Ihre Gesundheit ist in guten Händen.«

»Danke, daß Sie das arrangiert haben. Der Arzt wird zu Ihnen geschickt werden, wenn es mir paßt, nicht nötig, diese Männer oder irgendwelche von Ihren Leuten hierzulassen...«

Das war gestern gewesen. Die ganze Nacht und heute morgen hatte er sich Sorgen gemacht, Sorgen und Hoffnungen. Sein Zimmer war verändert, war noch strenger; alle Spuren von Koiko waren entfernt worden. Zwei Wachen standen hinter ihm und zwei an der Tür. Gereizt stand er von seinem Schreibtisch auf und ging zum Fenster, lehnte sich auf die Brüstung. Weit unten sah er den Palast, wie die Männer des *taikō* Wache standen. Ansonsten keine Zeichen von Aktivität. Über die Dächer von Edo hinweg konnte er den Ozean, Rauchwolken einiger Handelsschiffe und ein Kriegsschiff

sehen, das sich auf der Heimfahrt nach Yokohama befand.

Was befördern sie, fragte er sich. Waffen? Truppen? Kanonen? Welches Unheil planen sie?

Um seine Nerven zu beruhigen, setzte er sich wieder an den Schreibtisch und fuhr fort, Kalligraphie zu üben. Gewöhnlich besänftigte ihn diese Übung, aber heute brachte sie keinen Frieden. Immer wieder erschienen Koikos exquisite Pinselstriche auf dem Papier, und so sehr er sich auch bemühte, er konnte nicht verhindern, daß er ständig ihr Gesicht vor sich sah.

»*Baka!*« sagte er, machte einen falschen Pinselstrich und verdarb die Arbeit einer Stunde. Gereizt warf er den Pinsel hin und verspritzte Tinte auf den Tatamis. Seine Wachen wechselten unbehaglich die Position, und er verfluchte sich selbst für den Fehler. Du mußt deine Erinnerungen beherrschen. Du mußt.

Seit jenem bösen Tag hatte sie ihn verfolgt. Ihr zarter Hals, der den Schlag kaum gefühlt hatte... dann war er davongeeilt, statt ihren Scheiterhaufen zu entzünden. Die Nächte waren am schlimmsten. Einsam und frierend im Bett, aber kein Verlangen nach einem weiblichen Körper oder nach Schutz. Alle Illusionen verloren. Ihr Verrat, die Drachenfrau Sumomo in seine inneren Gemächer einzuführen, ungeheuerlich – dafür gab es keine Entschuldigung, keine, sagte er sich immer wieder, keine. Sie muß über sie Bescheid gewußt haben. Keine Entschuldigung, keine Vergebung, nicht einmal, wie er jetzt glaubte, nachdem sie sich geopfert und das Shuriken aufgefangen hatte, das sonst ihn durchbohrt hätte. Er konnte keiner Frau mehr trauen. Außer seiner Gemahlin, vielleicht, und seiner Konsortin, vielleicht. Er hatte nach keiner von ihnen geschickt, nur geschrieben, ihnen gesagt, sie sollten warten und ihre Söhne hüten.

Er spürte keine wirkliche Freude, nicht einmal über seinen Sieg über die Gai-Jin, obwohl er sicher war, daß dies ein großartiger Fortschritt war, und wenn er es den Ältesten erzählte, würden sie in Ekstase geraten. Sogar Anjo. Wie krank ist dieser Hund? Hoffent-



lich todkrank. Wird der Riese seinen Zauber wirken? Oder soll man dem chinesischen Arzt glauben, der sich, wie Inejin sagt, nie geirrt und etwas von einem frühen Tod geflüstert hat?

Macht nichts. Anjo wird jetzt auf mich hören, auch die anderen werden endlich zuhören und meinen Vorschlägen zustimmen, ich habe viel erreicht. Die Flotte ist nicht länger eine Bedrohung, Sanjiro ist von den Gai-Jin schon so gut wie erledigt, Ogama in Kyōto zufrieden. Shōgun Nobusada wird nach Edo zurückbefohlen, wohin er gehört, sobald er, Yoshi, den Ältesten die Rolle erklärt hat, die der Junge in dem großen Plan spielen soll. Und er wird nicht nur zurückkehren, sondern allein zurückkehren und seine Frau, Prinzessin Yazu, zurücklassen, damit sie ›in ein paar Tagen folgt‹, was nie geschehen wird, wenn Yoshis Wille sich durchsetzt – nicht nötig, daß die anderen ins Vertrauen gezogen wurden. Nur Ogama.

Nicht einmal Ogama kannte alles, nur den Teil, die Prinzessin im Netz zu fangen und auf ›Wunsch‹ des Kaisers ihre Scheidung zu erwirken. Ogama würde schon dafür sorgen, daß sie kein Problem darstellte, bis sie sicher und dauerhaft neutralisiert war, zufrieden, für alle Zeit innerhalb des Palastsumpfes aus Poesiewettbewerben, Konzertdarbietungen und anderen weltlichen Vergnügungen zu leben. Und mit einem neuen Ehemann. Ogama.

Nein, nicht Ogama, dachte er amüsiert, obwohl ich die Verbindung natürlich vorschlagen werde. Nein, ein anderer, jemand, mit dem sie zufrieden sein wird – der Prinz, dem sie einmal versprochen war und den sie noch immer verehrt. Ogama wird ein feiner Verbündeter sein. In vieler Hinsicht. Bis auch er hinübergeht.

Inzwischen bewache ich noch immer die Tore, wenn auch Ogamas Männer meine Leute kontrollieren, die die Tore hüten. Das spielt keine Rolle. Bald werden wir sie vollständig besitzen, und auch den Sohn des Himmels. Wieder. Werde ich das noch erleben? Falls ja, dann ja, falls nein, dann nicht. Karma.

Koikos Lachen ließ ihn im Innersten erschauern: Ah, Tora-chan,

du und dein Karma! Gehetzt sah er sich um. Das Lachen kam aus dem Korridor, vermischt mit Stimmen.

»Sire?«

»Kommen Sie herein.« Er hatte Abeh erkannt.

Abeh trat ein, die Wachen entspannten sich. Bei Abeh war eine der Hausdienerinnen, eine fröhliche Frau mittleren Alters, die ein Tablett mit frischem Tee trug. Beide knieten nieder und verbeugten sich. »Stell das Tablett auf den Tisch«, befahl er. Die Dienerin gehorchte lächelnd, Abeh verharrte kniend an der Tür. Dies waren neue Befehle: Niemand durfte sich Yoshi ohne Erlaubnis weiter als auf zwei Meter Entfernung nähern. »Worüber hast du gelacht?«

Zu seiner Überraschung sagte sie fröhlich: »Über den Gai-Jin, Sire, ich sah ihn im Hof und dachte, er wäre ein Kami – eigentlich zwei, Sire, er und der andere mit den gelben Haaren und den blauen Augen einer Siamkatze. Eeee, Sire, ich mußte lachen. Stellen Sie sich vor, blaue Augen! Der Tee ist von dieser Saison, wie Sie befohlen hatten. Möchten Sie etwas essen?«

»Später«, sagte er und entließ sie. Er fühlte sich ruhiger, ihre warmherzige Natur war ansteckend. »Abeh, sie sind im Hof? Was geht da vor?«

»Bitte verzeihen Sie, Sire, ich weiß es nicht«, sagte Abeh, noch immer wütend, daß Anjo sie gestern alle weggeschickt hatte. »Der Hauptmann der Leibwache des *taikō* kam vor einem Moment und befahl... und befahl mir, sie nach Kanagawa zurückzubegleiten. Was soll ich tun, Sire? Sie werden sie natürlich vorher sehen wollen.«

»Wo ist *taikō* Anjo jetzt?«

»Ich weiß nur, daß die beiden Gai-Jin nach Kanagawa zurückgebracht werden sollen, Sire. Ich fragte den Hauptmann, wie die Untersuchung verlaufen sei, und er entgegnete impertinent: ›Was für eine Untersuchung?‹ und ging.«

»Bringen Sie die Gai-Jin her.«

Bald hörte er schwere, fremde Schritte. Ein Klopfen. »Die Gai-Jin,

Sire.« Abeh trat beiseite und winkte Babcott und Tyrer herein, kniete nieder und verneigte sich. Die beiden Gai-Jin, unrasiert und sichtlich müde, verneigten sich stehend. Sofort schubste eine der Türwachen Tyrer wütend auf die Knie, worauf er hinfiel.

Der andere Wachmann versuchte dasselbe mit Babcott, doch der Arzt bewegte sich mit für einen so großen Mann unheimlicher Geschwindigkeit, packte den Wächter dicht vor dem Hals bei seiner Kleidung, hob ihn mit einer Hand hoch und schleuderte ihn gegen die steinerne Wand. Einen Augenblick hielt er den Bewußtlosen noch fest, dann ließ er ihn sanft zu Boden gleiten.

In die schockierte Stille hinein sagte Babcott lässig: »*Gomen nasai*, Yoshi-sama, aber so sollte man mit Gästen nicht umgehen. Phillip, bitte übersetzen Sie das und sagen Sie, daß ich ihn nicht umgebracht habe; allerdings wird der Kerl eine Woche lang Kopfschmerzen haben.«

Die anderen Samurai erwachten aus ihrer Trance und griffen nach ihren Schwertern. »Halt!« befahl Yoshi, wütend auf die Gai-Jin und wütend auf die Wachen. Sie erstarrten.

Phillip Tyrer hatte sich mühsam aufgerappelt, ignorierte den reglosen Wächter und sagte in seinem einfachen, stockenden Japanisch: »Bitte entschuldigen, Yoshi-sama, aber Doktor-sama und ich, wir verneigen wie fremde Sitte. Höflich, ja? Bedeutet nichts Böses, Doktor-sama sagen. Bitte entschuldigen, Mann nicht tot, nur...« Er suchte nach dem Wort, konnte es nicht finden und zeigte daher auf seinen Kopf. »Schmerzen, eine Woche, zwei.«

Yoshi lachte, ohne zu wissen warum. Die Spannung ließ nach. »Bringt ihn fort. Wenn er aufwacht, bringt ihn zurück.« Er winkte die anderen auf ihre Plätze und gab den Engländern zu verstehen, sie sollten sich ihm gegenübersetzen. Als sie ungeschickt Platz genommen hatten, sagte er: »Wie geht es dem *taikō*, wie ist die Untersuchung verlaufen?«

Sofort antworteten Babcott und Phillip mit einfachen Worten

und Gesten, die sie vorher abgesprochen hatten, erklärten, die Untersuchung sei gut verlaufen und der *taikō* habe eine schlimme Hernie – einen Leistenbruch. Babcott könne helfen, den Schmerz zu lindern, und zwar mit einem Bruchband und Medikamenten, die in der Niederlassung hergestellt und dann gebracht werden sollten. Der *taikō* sei einverstanden gewesen, daß sie in einer Woche wiederkommen würden, um ihm das Bruchband anzupassen und die Ergebnisse der Untersuchungen mitzubringen. Inzwischen habe Babcott ihm Medizin gegeben, die ihm die größten Schmerzen nehmen und ihm helfen würde zu schlafen.

Yoshi runzelte die Stirn. »Ist diese ›Hernie‹ dauerhaft?«

»Doktor-sama sagen, daß...«

»Ich weiß, daß der Doktor durch Sie spricht, Taira«, versetzte Yoshi unwirsch, verärgert über das, was er gehört hatte, »übersetzen Sie einfach seine Worte.«

»Ja, Sire. Er sagt, der Schaden sei dauerhaft.«

›Dauerhaft‹ war ein neues Wort für Tyrer. »*taikō* Anjo brauchen... brauchen Medizin immer, um Schmerz zu töten, alle Zeit, Verzeihung, jede Tageszeit, und auch tragen jede Tageszeit dieses ›Bruchband‹.« Tyrer benutzte das englische Wort, zeigte mit den Händen den Gürtel und erklärte den Druckpunkt. »Doktor denken, *taikō-sama* gut, wenn hat Pflege. Nicht können... nicht können kämpfen, Schwert leicht gebrauchen.«

Yoshi grollte, denn die Ergebnisse waren nicht ermutigend. »Wie lange...« Er hielt inne und winkte seine Wachen hinaus. »Wartet draußen.« Abesh blieb. »Sie auch.« Widerwillig zog sein Hauptmann sich zurück und schloß die Tür. Yoshi sagte: »Die Wahrheit – wie lange wird er leben?«

»Das nur Gott sagen.«

»Ha, Götter! Wie lange glaubt der Doktor, daß der *taikō* leben wird?«

Babcott zögerte. Er hatte erwartet, der *taikō* werde ihm befehlen,

nicht mit Yoshi zu sprechen, doch nachdem er ihm von der Hernie und der Medizin erzählt und ihm etwas von seiner Laudanum-Tinktur gegeben hatte, die den Schmerz fast sofort linderte, hatte der *taikō* gekichert und ihn ermuntert, »die gute Nachricht« weiterzugeben. Doch die Hernie war nur ein Teil des Problems.

Seine umfassendere Diagnose, die er Anjo und auch Phillip Tyrer nicht mitgeteilt hatte, weil er mit seinem Urteil warten wollte, bis er eine Analyse der Urin- und Stuhlproben vorgenommen, sich mit Sir William besprochen und eine zweite Untersuchung durchgeführt hatte, war eine mögliche gefährliche Degeneration der Gedärme aus unbekannter Ursache.

Die körperliche Untersuchung hatte nur etwa eine Stunde gedauert, die verbale viele Stunden. Mit sechsundvierzig Jahren war Anjo in schlechter körperlicher Verfassung. Verfaulte Zähne, die früher oder später gewiß zu Problemen führen würden. Schlechte Reaktionen auf vorsichtige Untersuchung von Magen und anderen inneren Organen, offensichtliche innere Einschnürungen, stark vergrößerte Prostata.

Das größte diagnostische Problem waren seine und Phillips sprachliche Unzulänglichkeiten, denn der Patient war ungeduldig, vertraute ihm noch nicht und rückte nicht von sich aus mit Symptomen oder Hinweisen heraus. Eingehende Befragung war nötig gewesen, damit Babcott zu dem wahrscheinlichen Schluß gelangen konnte, daß der Mann Schwierigkeiten mit der Verdauung hatte, Probleme beim Wasserlassen und eine Unfähigkeit, Erektionen aufrechtzuerhalten – was ihm am meisten Sorgen zu machen schien –, obwohl Anjo die Achseln gezuckt hatte und keines der Symptome direkt zugeben wollte.

»Phillip, sagen Sie ihm, ich glaube, er hat etwa die durchschnittliche Lebenserwartung eines Mannes in seinem Zustand und Alter.«

Tyrers Kopfschmerzen waren zurückgekehrt, verstärkt durch sein verzweifelter Bemühen, seine Sache gut zu machen. »Er leben unge-

fähr so lange wie Mann gleiches Alter.«

Yoshi dachte darüber nach. Auch er verstand die Schwierigkeiten, in einer fremden Sprache bei unzulänglicher Übersetzung heikle Angelegenheiten zu erkunden. Deshalb mußte er seine Fragen einfach formulieren. »Fragen Sie. Zwei Jahre, drei Jahre, ein Jahr?« Er beobachtete Babcott, nicht Tyrer, genau.

»Schwer sagen, Herr. In einer Woche vielleicht wissen besser.«

»Aber jetzt? Die Wahrheit. Eins, zwei oder drei, was denken Sie?«

Ehe er Kanagawa verließ, hatte Babcott erkannt, daß seine Funktion hier nicht nur die eines Arztes war. Sir William hatte gesagt: »Um es unverblümt auszudrücken, alter Knabe, wenn sich herausstellt, daß der Patient Anjo ist, dann sind Sie auch ein wichtiger Vertreter der Regierung Ihrer Majestät, meiner Person und der Niederlassung, und außerdem ein verdammter Spion... also, George, spucken Sie nicht auf diese goldene Gelegenheit...«

Für sich selbst war er zuerst und vor allem Arzt, der die Vertraulichkeit zwischen Arzt und Patient wahrte. Kein Zweifel, Yoshi war der Feind des Patienten, ein mächtiger Feind, aber auch ein potentiell mächtiger Freund für die Regierung Ihrer Majestät. Wog man beides ab, so war Yoshi auf lange Sicht wichtiger. Anjo hatte das Ultimatum gestellt, Yokohama zu evakuieren, er war der Anführer der Bakufu, der, falls Yoshi nicht durch eine Gewalttat zu Tode kam, sicherlich früher sterben würde als dieser. Wenn du gezwungen würdest, was würdest du antworten? fragte sich Babcott. Binnen eines Jahres. Statt dessen antwortete er: »Eins, zwei oder drei, Yoshi-sama? Wahrheit, bedaure, nicht jetzt wissen.«

»Könnte es mehr sein?«

»Bedaure, nicht möglich sagen jetzt.«

»Können Sie es nächste Woche sagen?«

»Vielleicht kann sagen nicht mehr als drei Jahre nächste Woche.«

»Vielleicht wissen Sie mehr, als Sie sagen, jetzt oder nächste Woche.«

Babcott lächelte nur mit den Lippen. »Phillip, sagen Sie ihm höflich, daß ich auf seine Einladung hier bin, als Gast. Als Arzt, nicht als Zauberer, und ich muß nicht in der nächsten oder irgend-einer Woche wiederkommen.«

»Verdammt, George«, murmelte Tyrer, der auf der Hut war. »Wir wollen keine Probleme, ich weiß nicht, was ›Zauberer‹ heißt, und ich will verdammt sein, wenn ich mit diesen Nuancen zurechtkomme. Um Gottes willen, drücken Sie sich einfach aus.«

»Was haben Sie gesagt, Taira?« fragte Yoshi scharf.

»Oh! Sire, daß... schwierig übersetzen Worte von hohen Führern, wenn... wenn viele Bedeutungen und nicht wissen... nicht wissen bestes Wort, bitte um Verzeihung.«

»Sie sollten eifriger studieren«, sagte Yoshi mürrisch, wütend, keinen eigenen Dolmetscher zu haben. »Sie machen Ihre Sache gut, aber nicht gut genug. Lernen Sie fleißiger! Es ist wichtig, daß Sie härter arbeiten! So, und nun: Was hat er gesagt, genau!«

Tyrer atmete tief ein. »Er sagen, er Arzt, nicht wie Gott, Yoshi-sama, nicht genau wissen über *taikō*. Er... er hier, weil Yoshi einladen. Tut mir leid, wenn nicht wollen kommen Edo, Doktor-sama nicht kommen Edo.« Er wand sich innerlich, als er sah, daß Yoshi genauso unaufrichtig lächelte wie Babcott eben und genau den Sinn verstanden hatte, und er verfluchte den Tag, an dem er beschlossen hatte, Dolmetscher zu werden. »Tut mir leid.«

»*So ka!*« Grimmig erwog Yoshi seinen nächsten Schritt. Der Arzt hatte sich als nützlich erwiesen, obwohl er Tatsachen vor ihm verbarg. Wenn dies der Fall war, schloß er, so waren die realen Fakten schlecht, nicht gut. Dieser Gedanke gefiel ihm. Ein zweiter Gedanke gefiel ihm ebenfalls. Er beruhte auf einer Idee, auf die ihn Misamoto, ohne es zu ahnen, vor Monaten gebracht hatte. Yoshi hatte sie sofort durch seinen Meisterspion, Inejin, für zukünftigen Gebrauch in die Praxis umgesetzt – eine Möglichkeit, die Barbaren zu kontrollieren, waren ihre Huren.

Inejin war fleißig gewesen wie immer. Yoshi wußte jetzt also eine Menge über die Yoshiwara der Gai-Jin, welche die beliebtesten Herbergen waren, über Raiko und die Hure dieses seltsamen und so häßlichen jungen Mannes Taira, die Alte mit den vielen Namen, die sich jetzt Fujiko nannte. Und über die seltsame Hure von Furansu-san. Der Gai-Jin Führer, Sir William, hatte keine spezielle Hure, Seratard benutzte sporadisch zwei. Nemi wurde als Gefährtin des obersten Gai-Jin-Händlers genannt und war eine besonders gute Informationsquelle. Der Doktor besuchte die Yoshiwara nicht. Warum? Meikin wird das herausfinden...

Ach, ja, Meikin, die Verräterin, du bist nicht vergessen!

»Sagen Sie dem Doktor, daß ich mich darauf freue, ihn nächste Woche zu sehen«, sagte er mit gepreßter Stimme. »Und danken Sie ihm. Abeh!«

Binnen Sekunden war Abeh im Raum und kniete nieder. »Geleiten Sie sie nach Kanagawa. Nein, bringen Sie sie persönlich zu dem Gai-Jin-Führer in Yokohama, und bringen Sie auf dem Rückweg den Verräter Hiraga mit.«

»Hallo, Jamie! Zeit zum Lunch! Gestern abend hast du gesagt, ich sollte dich um ein Uhr abholen!« Maureen lächelte ihm durch die Tür seines Büros zu, hübsch gekleidet, die Wangen rosig von ihrem raschen Spaziergang vom Struan-Building über die Promenade. »Ein Uhr, sagtest du, zum Lunch in diesem Club von dir.«

»Bin gleich fertig, Kleines«, sagte er abwesend und beendete den Brief an seinen Bankier in Edinburgh über das gemeinsame Unternehmen mit dem Shoya. Tess Struans Sichtwechsel legte er zur Einzahlung bei. Irgendwie muß ich mit Nakama-Hiraga reden, sobald er gefunden wird, dachte er. Wo zum Teufel steckt er nur? Ich hoffe bei Gott, daß er nicht geflohen ist, wie alle denken. »Setz dich, Albert schließt sich uns an.« Er war so vertieft, daß er ihre Enttäu-



schung nicht bemerkte.

Das neue Büro befand sich im Gebäude des *Guardian* in der Nähe von Drunk Town in der High Street. Es war viel kleiner als das bei Struan's, hatte aber einen schönen Blick auf die Bucht, und es war so wichtig, daß der Händler das Kommen und Gehen der Schiffe verfolgen konnte. Keine Möbel bis auf einen Schreibtisch, drei Stühle und ein halbes Dutzend Aktenschränke. Weißes Papier, Federn und neue Hauptbücher, die er stibitzt hatte, bis seine Bestellung aus Hongkong ankam, waren überall verteilt. Auf seinem Schreibtisch stapelten sich weitere Papiere, Briefe, Bestellungen und ein großer Packen Werbebriefe, in denen der Start seiner neuen Firma verkündet und um Geschäftsverbindungen geworben wurde. Alles mußte für das Ablegen der *Prancing Cloud* bereitgemacht werden. »Hast du gut geschlafen?«

Er versiegelte den Brief. Ihr »Ja, danke, und du?« vernahm er kaum. Er nahm eines der Werbeschreiben zur Hand, das von zwei fleißigen portugiesischen Angestellten in ihrem Büro am anderen Ende des Ganges kopiert wurde. MacStruan hatte sie ihm ausgeliehen, bis er dauerhafte Vereinbarungen treffen konnte. »Albert ist ein netter Kerl, nicht wahr? Ich habe gesagt, wir würden vielleicht zu spät kommen«, bemerkte er zerstreut. Wenn es an ihm gelegen hätte, hätte er das Essen im Club geschwänzt und sich von einem der Angestellten ein Sandwich herrichten lassen oder ein chinesisches Gericht bestellt. Eine halbe Stunde später legte er den Federhalter aus der Hand. »Alles klar?« fragte er heiter.

»Aye.«

»Was ist los?« fragte er, als er ihren Ausdruck sah.

»Tja, Lieber, ich hatte gehofft, wir könnten beim Lunch allein sein, es gibt eine Menge zu bereden – gestern abend war dazu natürlich keine Zeit. Aber es war trotzdem eine reizende Gesellschaft, nicht wahr?«

»Ja, in der Tat. Die Kosakentänzer waren erstaunlich. Wir haben

noch viel Zeit, um zu reden, tut mir leid, ich dachte nicht, daß es wichtig wäre.«

»Angélique war auch erstaunlich, aye, und viele von deinen Freunden. Marlowe und Settry!« Sie lachte unbeschwert.

Er entspannte sich, nahm seinen Hut und Mantel und öffnete die Tür. »Freut mich, daß es dir gefallen hat.«

»Du bist gestern nacht noch ausgegangen, nachdem wir uns verabschiedet hatten.«

Er konnte ein schuldbewußtes Erröten nicht vermeiden. »Ja, äh, ja, stimmt.«

»Ich habe an deine Tür geklopft, aber keine Antwort bekommen – ich wollte einfach reden, ich war nicht müde. Du sagtest, du wärst müde.«

»Ja, äh, das war ich auch, aber dann war ich es nicht mehr. Gehn wir?«

»Aye, ich bin hungrig.« Sie gingen auf die Promenade hinaus, wo nur wenige Menschen unterwegs waren. Das Wetter war nicht das beste, die See kabbelig und der Wind eisig kalt. »Nicht so schlimm wie Glasgow um diese Jahreszeit«, sagte sie scherzend und nahm seinen Arm.

»Das stimmt, aber die Kälte wird nicht anhalten, bald kommt die beste Zeit, Frühling und Herbst sind am schönsten.« Er atmete jetzt leichter, da sie das Thema hatte fallenlassen. »Frühjahr und Herbst sind am schönsten.«

»Bist du in die Yoshiwara gegangen?« fragte sie in scherzendem Ton.

Sein Herz setzte für mehrere Schläge aus, dann fielen ihm tausend Antworten ein, deren beste lautete: Wenn ich in die Yoshiwara gehen will, bei Gott, dann gehe ich, und wir sind nicht verheiratet, und selbst wenn ich... und ich habe dir gesagt, daß ich nicht heiraten möchte, zumindest noch nicht, nicht jetzt, wo das neue Geschäft eine Chance hat. Zuversichtlich öffnete er den Mund, um all

das zu sagen, aber aus irgendeinem Grund kam seine Stimme erstickt und schwach heraus: »Ich, äh, ja, bin ich, aber d...«

»Hast du dich gut amüsiert?«

»Hör zu, Maureen, da ist eini...«

»Ich weiß Bescheid über die Yoshiwara, Lieber, und über die Männer«, sagte sie freundlich. »Hast du dich gut amüsiert?«

Er blieb stehen, erschüttert über die sanfte Stimme und ihr Verhalten. »Ich, ja, nun, ich glaube... aber siehst du, Maur...«

»Es ist zu kalt, um stehenzubleiben, Jamie, Lieber.« Freundschaftlich nahm sie wieder seinen Arm, zwang ihn zum Weitergehen und fuhr fort: »Gut, also hast du dich gut amüsiert. Warum hast du mir nichts gesagt? Warum hast du mir weisgemacht, du seist müde?«

»Nun ja, weil...« Wieder ein Dutzend Antworten, aber sein Mund brachte nur heraus: »Weil es auf der Hand liegt, um Gottes willen. Ich wollte nicht...« Er konnte nicht sagen: Ich wollte dich nicht verletzen, weil ich eine Verabredung hatte, Nemi sehen und doch nicht sehen wollte, vor allem nicht wollte, daß du von ihr erfährst, und tatsächlich habe ich mich überhaupt nicht amüsiert.

Als er ihr Häuschen betreten hatte, trug Nemi ihren besten Schlafkimono. Ihr kleines Heiligtum war unangetastet, Essen und Saké standen bereit, und sie hatte gelacht und war glücklich und vollkommen aufmerksam gewesen. »Heya, Jami-san, gut dich sehen, ah! Höre gute Nachricht von Schiff. Du heiraten Lady aus Schottland, heiraten, heya?«

Er war verblüfft gewesen, wie schnell die Nachricht sich verbreitet hatte. »Woher weißt du das?«

»Ganze Yoshiwara wissen!« hatte Nemi geplappert. »Zwei Tage ich kommen Großes Haus machen Kotau und treffen bald deine *oku-san*.«

»WIE BITTE?«

»Wichtig, Tami-san. Wann Heirat? Wichtig, für *oku-san*, *neh*, *goh-san* Freundin, *neh*?«

»Bist du verrückt?« war er herausgeplatzt.

Sie hatte ihn angestarrt, ohne zu verstehen. »Warum böse, Jami-san? *Oku-san* bezahlen jetzt Rechnung. *Oku-san* bezahlen, Jami-san, *iyé!* Wichtig *oku-san*, *neh...*«

»So geht das nicht, um Himmels willen.«

»Nicht verstehen... wichtig Nemi gehen *oku-san...*«

»Du bist verrückt!«

»Nicht verstehen«, hatte sie traurig gesagt, entsetzt über seine Feindseligkeit. Dann hatte sie beschlossen, daß Flucht die beste Verteidigung gegen dieses unglaubliche Benehmen war – aber natürlich unter Tränen.

Sie war gegangen, bevor er sie aufhalten konnte. Die Mama-san hatte sie nicht überreden können, zurückzukommen, und so war er wütend nach Hause gestapft, hatte sich zu Bett gelegt und schlecht geschlafen. Allmächtiger Gott, Nemi, die zu Struan's kommt, um Maureen zu sehen? Maureen soll in Zukunft Nemi bezahlen? Wichtig, daß Geliebte und Ehefrau gute Freundinnen sind? Gott im Himmel! Ich muß das mißverstanden haben.

Nein, verdammt, hast du nicht. Verdammt, genau das hat sie gesagt.

Schließlich war er ins Büro gegangen. Vor der Morgendämmerung. Verdammt Mist, hatte er den ganzen Morgen gedacht, und nun hatte er zwei verdammte Frauen, mit denen er fertig werden mußte. »Schau, Maureen tut mir leid, daß ich gelogen habe«, sagte er lahm, »aber... nun ja, ich weiß nicht recht, was ich sonst noch sagen soll.«

»Mach dir nichts draus, solche Sachen passieren.« Sie lächelte.

»Wie? Du bist nicht sau... Verzeihung, du bist nicht böse?«

»Nein, Lieber, diesmal nicht«, sagte sie sehr liebevoll, »nicht, ehe wir einen kleinen Schwatz gehalten haben.«

In ihrer Stimme und ihrem Verhalten konnte er keine Drohung entdecken. Noch immer hielt sie zärtlich seinen Arm, aber in sei-

nen Ohren schrillten Alarmglocken. Um Gottes willen, halt den Mund, sag nichts. »Einen kleinen Schwatz?« hörte er sich fragen.

»Aye.« Dann folgte eine betäubende Stille, obwohl der Wind mit Dachschindeln und Läden klapperte, die Kirchenglocken läuteten, Dampfsirenen aus dem Hafen ertönten und Hunde bellten.

Halt den Mund, mahnte er sich. »Aye? Was soll das bedeuten?«

Maureen tastete sich vorsichtig voran. Sie genoß den Vorgang des Lernens – und Lehrens. Dies war nur die erste in einer unendlichen Reihe von Konfrontationen.

»Alle Männer sind schrecklich, Maureen«, hatte ihre Mutter unter anderen Ratschlägen gesagt. »Einige sind schlimmer als andere, aber alle sind Lügner, nur – eine kluge Frau kann die Lügen ihres Mannes immer durchschauen. Am Anfang sind Ehemänner reizend und heben dich in den Himmel mit ihrer Wärme und Liebe und ihren albernen kleinen Nettigkeiten. Am Anfang. Dann kommen die Kinder, der Haushalt, meistens ohne genügend Geld. Inzwischen bist du soweit, daß du dich am liebsten gehenlassen würdest. Es ist schrecklich schwierig mit Kindern, mit dem Mangel an Schlaf, man ist todmüde, und bald dreht dir dein Mann im Bett den Rücken zu, beginnt zu schnarchen, aye, und das ist kein kleines Problem, wenn du nicht lernen kannst, deine Ohren fest zuzumachen. Dann gehen sie auf Abenteuer aus... aber mach dir nichts draus, das ist ein vorübergehendes Spiel und hält nicht an, und wenn du eine kluge Frau bist, kommt dein Mann immer zurück, du hast immer die Kinder, und du hast Gott. Denk daran, es ist nicht leicht, das tägliche Brot zu verdienen, und er sollte daran denken, daß es auch nicht leicht ist, Kinder großzuziehen und ein gemütliches Heim zu schaffen, aber daran denken sie nie. Dein Vater war auch nicht anders mit seinen Frauen oder seiner Frau in Indien, aber jetzt ist er zu Hause, und das Problem ist ein ganz anderes. Ich hätte wissen sollen, daß er schon mit seinem Regiment verheiratet war, als wir heirateten. Wenigstens ist dieser Jamie kein Soldat; es ist schrecklich

schwer für eine Frau, damit zu konkurrieren.«

»Wie wird man eine kluge Ehefrau, Ma?«

»Ich wünschte, ich wüßte es, mein Mädchen, ich wünschte, aber ein paar Regeln stehen fest: Wähle deinen Mann klug aus. Es ist hilfreich, wenn man seine Zunge im Zaum halten kann. Ein guter, steifer Besen und ein wildes Temperament sind hilfreich, wenn sie klug eingesetzt werden, aber auch Verständnis und Vergebung und ein warmer, weicher Busen, an dem der arme kleine Kerl sich ausweinen kann...«

»Kleiner Schwatz?« hörte sie Jamie noch einmal mit erstickender Stimme sagen, und sie hätte beinahe laut gelacht. Ihr Lächeln blieb nachsichtig; den Besenstiel und den Wutanfall hielt sie für alle Fälle bereit. »Ich habe auf dem Schiff von der Yoshiwara erfahren.« Sie ließ diese Feststellung in der Luft hängen, und er schnappte nach dem Köder.

»Hat Gornt dir davon erzählt? Oder Hoag? War er es? Dieser Idiot.«

»Nein, es war dein feiner Captain Strongbow – und Dr. Hoag ist kein Idiot, mein Lieber. Ich fragte Strongbow, wie ihr alle es schaffen würdet, ohne weibliche Freunde nicht verrückt zu werden, und ob es genauso sei wie in Indien oder China.« Sie lachte bei der Erinnerung daran, wie schwer es gewesen war, ihn zu offenen Äußerungen zu bewegen. Whisky ist wunderbar, dachte sie und segnete ihren Vater, daß er ihr beigebracht hatte zu trinken, wenn es nötig war. »Ich glaube, eure Yoshiwara ist eine sehr vernünftige Einrichtung.«

Beinahe hätte er gesagt: Ach, wirklich? Doch diesmal sagte er nichts. Ihr Schweigen quälte ihn. Als sie bereit war, sagte sie: »Morgen ist Sonntag.«

Er war verwirrt über diesen plötzlichen Themenwechsel. »Ja, ich... ja, ich glaube, morgen ist Sonntag. Wieso?«

»Ich dachte, wir könnten heute nachmittag zu Reverend Tweet

gehen, ich hoffe, er ist nicht so albern wie sein Name, und wir sollten ihn bitten, das Aufgebot zu veröffentlichen.«

Er blinzelte. »Was?«

»Aye, das Aufgebot, Jamie.« Sie lachte. »Du hast doch nicht vergessen, daß das Aufgebot an drei aufeinanderfolgenden Sonntagen verlesen werden muß, oder?«

»Nein, aber ich sagte dir doch, ich habe dir geschrieben, daß...«

»Das war, als ich dort war. Nun bin ich nicht mehr dort, sondern hier, und ich liebe dich«, sagte sie, blieb stehen, sah zu ihm auf und erkannte, daß er alles war, was sie sich im Leben wünschte, und auf einmal verlor sie ihre Kontrolle. »Jamie, Liebling, wir sind verlobt, und ich glaube, wir sollten heiraten, denn ich werde die beste Ehefrau werden, die ein Mann jemals hatte, das verspreche ich dir, ich verspreche es, und nicht bloß, weil ich hier bin; ich habe dich vom ersten Augenblick an geliebt, und jetzt ist die richtige Zeit zum Heiraten, ich weiß es, aber ich werde zurückkehren, nach Schottland, und niemals... wenn du willst, daß ich zurückfahre, werde ich es tun, mit dem nächsten Schiff, aber ich liebe dich, Jamie. Ich schwöre, ich werde fahren, wenn du das willst.« Tränen stiegen ihr in die Augen, und sie wischte sie weg. »Verzeihung, das ist bloß der Wind, Lieber.« Aber es war nicht der Wind, alle Verstellung verschwand, ihre Seele lag offen und nackt vor ihm. »Ich liebe dich einfach, Jamie...« Seine Arme legten sich um sie, und sie vergrub den Kopf an seiner Schulter. Sie sehnte sich verzweifelt nach seiner Liebe, und ihre Tränen flossen.

Als ihre Verzweiflung nachgelassen hatte, hörte sie ihn liebevolle Dinge sagen, vermischt mit dem Wind und der Gischt, daß er sie liebe und sie glücklich und nicht besorgt und traurig sehen wolle, aber heute nachmittag sei es zu früh. Er habe so viel für die Firma zu arbeiten, und es werde schwer sein, sie in Gang zu bringen und am Leben zu erhalten.

»Mach dir keine Sorgen über die Geschäfte der neuen Firma, Ja-

mie, Mrs. Struan hat gesagt, sie würde...« Erschrocken hielt sie inne. Sie hatte es ihm nicht sagen wollen, aber nun war es zu spät, da seine Arme sich versteiften und er sie von sich weg hielt.

»Was hat sie gesagt?«

»Es spielt keine Rolle. Laß uns...«

»Was hat sie zu dir gesagt?« Sein Gesicht war grimmig, seine Augen durchdringend. »Hat sie dir gesagt, sie würde mir Geld schicken?«

»Nein, nein, das hat sie nicht, sie hat nur gesagt, daß du ein guter Händler bist und Erfolg haben wirst. Laß uns essen, ich bin am Verhung...«

»Was hat sie gesagt? Genau.«

»Ich hab's dir doch gesagt. Nun laß uns ess...«

»Sag mir, was sie gesagt hat, bei Gott! Die Wahrheit. Sie hat mit dir über das Geld gesprochen, ja?«

»Nein, eigentlich nicht.« Sie wandte den Blick ab, wütend über sich selbst.

»Die Wahrheit!« Er hielt sie an den Schultern, »jetzt gleich!«

»Also gut.« Sie atmete tief ein und begann dann rasch zu sprechen. »Es war so, Jamie. Als ich zu Struan's ging, in das Gebäude an der Promenade, um mich zu erkundigen, wo du bist, ob in Japan oder sonstwo, sagte man mir, ich solle warten, und dann schickte sie nach mir. Mrs. Struan ließ mich rufen, in das große Büro mit dem Blick über ganz Hongkong. Sie war so traurig und doch so stark, die arme Frau. Laß mich einen Augenblick.«

Wieder trocknete sie sich die Augen, nahm ein Taschentuch heraus, schneuzte sich, und da sie danach nicht wußte, was sie mit ihren Händen tun sollte, hakte sie sich bei ihm unter und schob eine Hand in seine Manteltasche. »Laß uns gehen, Jamie, im Gehen redet es sich leichter, es ist so kalt. Mrs. Struan bot mir Platz an und sagte mir, du seist entlassen. Ich fragte, warum, und sie sagte es mir, und ich antwortete, das sei nicht fair, es sei nicht dein Pro-



blem, daß ihr Sohn ein kleiner Teufel und wahnsinnig in eine Abenteurerin namens Angélique verliebt sei – ich verstehe nichts von Abenteurerinnen, aber nachdem ich Angélique gesehen habe, Jamie, kann ich verstehen, warum ihr Sohn oder jeder andere Mann sich in sie verliebte, und nachdem ich seine Mutter kennengelernt habe, begreife ich, wieso es Ärger zwischen ihnen gab...«

Ein Windstoß zerrte an ihren Hüten, und sie hielten sie fest. »Wir... wir hatten einen Streit«, fuhr Maureen fort, »vergiß nicht, das war Tage, bevor wir von seinem Tod erfuhren. Es war ein schrecklicher Streit, Jamie. Ich fürchte, ich habe die Beherrschung verloren, du hättest dich meiner geschämt, und ich habe ein paar schreckliche Ausdrücke meines Vaters gebraucht.«

Er blieb stehen und starrte sie mit offenem Mund an. »Du hattest einen Streit mit Tess?«

»Aye, nie in meinem Leben war ich so böse, nicht einmal insgeheim zu meinen Schwestern und meinem Bruder. Ich war nicht sonderlich tapfer, aber ihre Unfairneß machte mich wütend, und ich habe kein Blatt vor den Mund genommen und ihr...« Maureens Gutartigkeit und ihr Sinn für Humor kehrten zurück, und sie lachte nervös. »Tja, es war ein richtiger Glasgower Krach, wie zwei Fischweiber im Hafen, die sich fast die Haare ausreißen. Einmal kam jemand herein, und sie warf ihn hinaus... ›Also, Miß Ross«, sagte sie mit verkniffenen Lippen, während wir beide keuchten und uns alles andere als wohlgesonnen waren, ›was soll ich denn tun?‹ ›Tun?‹ fragte ich. ›Zuerst geben Sie Mr. McFay eine nette Abfindung, die er sich im Laufe seiner Jahre in Ihren Diensten ein Dutzend Male verdient hat, und Sie geben ihm Aufträge, um seine Firma zu starten, und Sie schreiben ihm einen freundlichen Brief.«

»Das hast du gesagt? Zu Tess?«

»Aye, hab ich.« Sie sah und hörte seinen Unglauben und verwahrte sich sofort dagegen. »Ich schwöre bei Gott, das ist die Wahrheit, Jamie, ich schwöre es. Ich wollte es dir eigentlich nicht sagen, aber

du hast darauf bestanden, und ich wollte nicht lügen. Beim Allmächtigen, ich schwöre, es ist die Wahrheit.«

»Ja, tut mir leid. Bitte sprich weiter.«

»Es braucht dir nicht leid zu tun, Lieber, damals glaubte ich es selbst kaum. Nachdem ich meinen Standpunkt vertreten hatte, alles andere als freundlich, hat Mrs. Struan gelacht, sie hat gelacht und gesagt, ich soll mich setzen. Sie sei einverstanden, aber nicht mit dem freundlichen Brief. ›Das reicht nicht‹, sagte ich. Ich habe sie gefragt, was eine faire Belohnung sei. Ihr Lächeln verschwand, und sie sagte: ›Tausend Guineas.‹ Sie spie es förmlich aus, genau wie Dad, wenn er wütend ist. ›Unsinn‹, sagte ich. ›Zehntausend.‹«

Maureen hielt inne und sah ihn forschend an. »Ich mußte mich mit fünftausend zufriedengeben. War das in Ordnung? Ich wußte nicht, ob es genug ist.«

»Du gabst dich zufrieden? *Du* gabst dich mit fünf zufrieden?«

»Aye. Es kostete Zeit und weitere Flüche... an dem Abend habe ich Gott wegen der Flüche und weiterer Ausdrücke von meinem Dad um Verzeihung gebeten. Ich hoffe, es war fair, Jamie, zusammen mit zusätzlichen Aufträgen... Und sie war einverstanden, dir nicht zu schaden, dich als Geschäftsfreund zu behandeln, ich hielt das für wichtig. Nachdem sie eingewilligt hatte, bot sie mir mit ihrem eisigen Lächeln freie Überfahrt an und sagte, ich solle zu Mr. McFay fahren, mit ihren besten Empfehlungen.« Maureen schaute einen Augenblick auf die Gischt und sammelte ihre Gedanken. Noch ein leichtes Achselzucken, dann blickte sie arglos zu ihm auf. »So ist es gewesen, aber es war für dich, nicht für mich oder für uns, nur für dich. Ich wollte es eigentlich nicht erwähnen.«

»Jamie! Miß Ross!« Lunkchurch war aus seinem Büro gestürmt und stand bei ihnen, ehe sie sich versahen. Er begrüßte sie überschwenglich, erstickte Maureen beinahe mit seinem Whiskyatem, lud sie für den Abend zum Dinner ein und stürmte wieder davon.

»Er ist immer schon um zwei Uhr betrunken, aber er ist in Ord-

nung«, sagte Jamie. »Er wird sich weder an die Einladung noch an unsere Ablehnung erinnern.« Nun nahm er ihre Hand und schob sie in seine Tasche, um sie zu wärmen. »Maureen, ich glau...«

»Bevor du etwas sagst, laß mich zu Ende erzählen. Ich wollte dir nichts von ihr und mir erzählen, es ist mir einfach so rausgerutscht. Es tut mir schrecklich leid, ich schwöre bei Gott, ich wollte es dir nicht sagen, das ist die Wahrheit, nicht, wenn wir ernsthaft reden, über... über uns reden, über dich und mich. Bitte, glaub mir, bei Gott, das ist die Wahrheit.«

»Ich glaube dir ja, keine Sorge deswegen, und Tess hat mir geschrieben, sie hat ihr Wort gehalten und mir das Geld geschickt, mehr, als ich in meinem ganzen Leben hatte, genug, um einen Anfang zu machen, und all das deinetwegen.«

Sie vergoß Tränen der Reue. »Nicht meinetwegen, Jamie, man hatte dir Unrecht getan, und Mrs. Struan war dir das schuldig – ich hätte es dir nicht erzählt, aber du... du wolltest es ja. Und du hattest recht, ärgerlich zu sein, ich hätte das nicht sagen sollen mit heute nachmittag, bitte verzeih mir, es war nur... du hattest recht, heute nachmittag ist zu früh. Können wir warten, Jamie? Bitte. Können wir vielleicht eine Woche warten, oder zwei, oder einen Monat, und sehen, ob du mich magst? Bitte?«

»Jetzt hör zu«, sagte Jamie und drückte ihre Hand. »Ich habe dich zu gern, und nein, ich will nicht, daß du fährst, und ja, wir werden ein Weilchen warten, und nein, ich bin nicht wütend, und ja, ich glaube dir und danke dir von ganzem Herzen, und nein, du hattest nicht unrecht, den Vorschlag zu machen. Denken wir darüber nach und sprechen wir beim Abendessen darüber, Fünkchen, nur du und ich, ja?«

Ehe sie wußte, was sie tat, reckte sie sich hoch und küßte ihn dankbar. Daß er ihren Kosenamen benutzt hatte, war für sie ein gutes Vorzeichen. Ihre Hand faßte nach seiner, und sie schob sie wieder in seine Tasche. »Du bist lieb, Jamie, das ist die Wahrheit,

und ich liebe dich, und...« Beinahe hätte sie gesagt: Und du brauchst das erst zu sagen, wenn du bereit bist. Aber sie wich vor dieser Klippe zurück. »Du bist ein lieber Kerl.«

»Und du ein liebes Mädchen«, sagte er lächelnd. Er fühlte sich ihr gegenüber ruhiger als seit Jahren, Schmerz und Schuldgefühle waren verschwunden. Wie wäre es mit einer Heirat? Das fragte er sich zum erstenmal ohne Schauer. Ein Mann muß unbedingt heiraten und Kinder haben, zur richtigen Zeit. Ich bin nicht gegen die Ehe, ganz und gar nicht. Wann? Wenn das Geschäft läuft und wir Gewinn machen? Sie ist großartig, klug, sieht gut aus, kommt aus guter Familie, ist geduldig und treu und liebt mich. Unglaublich, daß sie sich gegen Tess behauptet und getan hat, was sie getan hat. Das zeigt, wie schlau sie ist. Es könnte klappen. Liebe ich sie? Ich mag sie schrecklich gern...

Ich bin neununddreißig. Ich bin gesund und sollte verheiratet sein – ich hätte schon längst heiraten sollen. Sie ist achtundzwanzig und weiß, was sie will. Und zweifellos sprüht sie Funken...

Marlowe und Pallidar haben das gestern abend auch gemerkt, nur allzu sehr! Dieser geile Bastard Settry wollte sie gar nicht mehr in Ruhe lassen. Nicht, daß es mir etwas ausmacht... ein Kopfnicken, und meine Kleine kam angelaufen. Er drückte ihren Arm, weil ihm das gefiel.

»Was?«

»Nichts. Ich bin froh, daß die Gesellschaft dir gestern abend gefallen hat«, sagte er, aber er dachte: In drei oder vier Monaten, das hat keine Eile. Es ist keine schlechte Idee. »Da sind wir.«

Sie betraten den Vorhof des Clubhauses, wo sich MacStruan unterhielt. Er sah sie kommen, und Dimitri winkte fröhlich. Plötzlich wurde Jamie wieder eiskalt. Nemi! Wenn Nemi das herausbekommt...

Allmächtiger Gott, dachte er entsetzt, wie zum Teufel werde ich mit Nemi, der Yoshiwara *und* Fünkchen fertig? Das ist unmöglich.

Aber es muß sein. Was hat sie über die Yoshiwara gesagt? Sie war diesmal nicht sauer... »nicht, ehe wir einen kleinen Schwatz gehalten haben«. Schwatz?

»Ist dir kalt, Jamie, Liebling?«

»Nein, nein, alles in Ordnung.«

»Phillip, sagen Sie Hauptmann Abeh noch einmal, es tut mir leid, aber Hiraga ist im Augenblick nicht zu finden.« Sir William stand mit dem Rücken zum Kamin in einem der Empfangsräume der Gesandtschaft. Tyrer, Babcott und Abeh waren soeben aus Edo eingetroffen. Es dämmerte schon. »Wir suchen noch immer überall. Und, Phillip, verkneifen Sie sich diesen selbstgefälligen Gesichtsausdruck, oder wollen Sie ihn wirklich reizen?«

Abeh war wütend, Sir William ebenfalls. Er hatte getan, was er konnte, die Niederlassung war durchkämmt worden, und zweimal hatten Soldaten Drunk Town und das Dorf durchsucht. Mit der Yoshiwara war das schwieriger. Waffen waren nicht erlaubt, der Zugang zu den Herbergen war nur mit Gewaltanwendung möglich, ein schrecklicher Gedanke, der internationale Verwicklungen nach sich ziehen würde. Wenn er es tat, würden die Samurai an den Toren dasselbe Recht für sich verlangen. Bei der Gründung der Niederlassung war vereinbart worden, daß die Yoshiwara unbeeinträchtigt ihre Dienste leisten durfte, solange es nicht zu Aufständen kam.

»Er sagt, er kann ohne Hiraga nicht zurückgehen, und Hiraga sei Herrn Yoshi für heute versprochen worden.«

Sir William unterdrückte einen Fluch und sagte liebenswürdig: »Bitten Sie ihn zu warten. Im Wachhaus. Gewiß wird Hiraga bald gefunden werden, wenn er noch hier ist.«

»Er sagt: Noch hier? Wenn nicht hier, wo ist er dann?«

»Wenn ich das wüßte, würde ich ihn gewiß für Herrn Yoshi holen. Vielleicht ist er geflohen, nach Edo oder Kanagawa oder an-

derswohin.« Selbst Sir William war schockiert über die blanke Wut in Abehs Gesicht, der auf japanisch verächtlich etwas sagte und davonstampfte.

»Grobian!«

»Er sagte, wir sollten Hiraga besser finden, Sir William.« Tyrer rieb sich das unrasierte Gesicht, fühlte sich schmutzig und sehnte sich vor dem Treffen mit Fujiko nach einem Bad, einer Massage und einer Siesta. Seine Erschöpfung hatte sich bei der frohen Nachricht, daß Hiraga nicht eingesperrt und in Eisen war, sofort gelegt. »Abeh ist zu bedauern, Sir. Er kann nicht zurückgehen ohne Nak... ohne Hiraga, wenn ihm sein Leben lieb ist.«

»Nun, das ist sein Problem. Phillip, haben Sie irgendeine Idee, wo Nakama sein könnte?«

»Nein, Sir, wenn er nicht im Dorf oder in der Yoshiwara ist.«

»Sie könnten versuchen, das festzustellen, weil es natürlich wichtig ist. Noch wichtiger aber ist, wer der Patient war, George. War es Anjo?«

»Ja.«

»Hurra! Phillip, Sie sehen erschöpft aus. Sie brauchen nicht zu warten, wir können später reden. George kann mir alles berichten. Wenn Nakama-Hiraga auftaucht, dann lassen Sie ihn sofort in Eisen legen. Hören Sie: Sofort!«

»Ja, Sir, danke, Sir. Bevor ich gehe, darf ich fragen, was in Hongkong passiert ist?« Als sie sahen, daß die *Prancing Cloud* zurückgekehrt war, hatten die beiden sofort danach gefragt, aber Sir William hatte sich zuerst mit Hauptmann Abeh befassen wollen.

»In Hongkong ist alles ruhig, und hier auch. Gott sei Dank.« Er erzählte ihnen von der Bestattung und von Hoags Rückkehr. »Eigentlich sollte sein Besuch hier vertraulich sein, aber sie kennen ja die Niederlassung. Nun wird gewartet, wie Hoag sagt, aber sie kann auch nicht viel anderes tun. Entweder ist sie schwanger oder nicht.«

Babcock sagte: »Wenn sie es nicht ist, wird sie es in ein paar Ta-

gen wissen. Und wir auch.«

»Großer Gott«, murmelte Tyrer. »Was passiert, wenn sie schwanger ist?«

Sir William zuckte die Achseln. »Wir müssen abwarten. Nun gehen Sie, Phillip. Whisky oder Brandy, George? Macht es Ihnen etwas aus, mir jetzt zu berichten – sind Sie nicht zu müde?«

»Nein.« Die beiden Männer waren nun allein. »Brandy, bitte. Edo war sehr interessant, William.«

»Zum Wohl! Und?«

»Zum Wohl! Bevor ich von Edo berichte – wissen wir mehr über Hongkong?«

Sir William lächelte. Die Männer waren alte Freunde, und Babcott war stellvertretender Gesandter. »Es lief perfekt. Tess hat mir vertraulich geschrieben, um mir zu danken. Das meiste kann ich Ihnen jetzt schon sagen: Hoag hat drei Briefe für Angélique mitgebracht, was sie übrigens nicht weiß. Einen hat Hoag ihr sofort gegeben und mir berichtet, sie habe darauf keine erkennbare Reaktion gezeigt, keinen Hinweis. Er nahm an, daß sie in dem Brief nur aufgefordert wurde zu warten. Mir gegenüber hat Tess den Inhalt dieses Briefes bestätigt; sie hat eine Ruhepause vorgeschlagen, bis feststeht, ob Angélique schwanger ist oder nicht. Wenn Angélique ihre Periode bekommt, gibt er ihr einen Brief, wenn nicht, wartet er noch einen Monat ab, um sicher zu sein, und gibt ihr dann den anderen Brief. Hoag hat geschworen, er kenne den Inhalt nicht; Tess hat in ihrem Brief an mich auch nichts darüber verraten.«

Mit angespannter Miene trank er seinen Whisky. »Ich fürchte allerdings, daß es in ihrem Brief einen Hinweis darauf gibt, wie Tess denkt. Die Anwälte von Struan's entwerfen einen Schriftsatz, um vor Gericht die ›lächerliche Zeremonie‹ – sie schreibt das in Großbuchstaben – annullieren zu lassen, ob schwanger oder nicht, und jedes Testament anzufechten, das möglicherweise hier oder in Japan gefunden wird.«

»Mein Gott! Arme Angélique... wie schrecklich!«

»Und deutlich, kann man wohl sagen. Mein Brief, in dem ich um Nachsicht bat, hat nichts bewirkt. Beschissen, eh?« Sir William stapfte zu seinem Schreibtisch und nahm eine Depesche heraus. »Darüber wollte ich eigentlich reden – natürlich streng vertraulich.«

Babcott drehte das Licht der Öllampe höher, denn das Tageslicht schwand rasch. Der Brief war vom Gouverneur von Hongkong.

*Mein lieber Sir William,*

*danke für Ihre Depesche vom 13. Ich fürchte, es ist im Augenblick nicht möglich, zusätzliche Truppen zu schicken. Ich hörte soeben aus London, daß alle Truppen anderswo benötigt werden, daß Budgeterwägungen es verbieten, in Indien oder anderswo neue Kräfte auszuheben; Sie werden also mit dem auskommen müssen, was Sie haben. Ich überlasse Ihnen jedoch vorübergehend eine weitere Segelfregatte mit zwanzig Kanonen, die H.M.S. Avenger. Seien Sie versichert, wenn es zu einem größeren Angriff auf Yokohama kommt, wird die Strafe dafür zu gegebener Zeit erfolgen.*

*London befahl mir, Ihnen folgende Direktiven mitzuteilen: Sie sollen auf der verlangten Entschädigung und der Auslieferung der Mörder bestehen. Sie sollen den verantwortlichen Tyrannen, Sanjiro von Satsuma, bestrafen und zur Räson bringen. Weiter soll ich Sie darauf hinweisen, daß die Navy- und Army-Streitkräfte, über die Sie gegenwärtig verfügen, für mehr als ausreichend erachtet werden, um mit einem unbedeutenden Fürsten fertig zu werden.*

Babcott stieß einen leisen Pfiff aus. Nach einer Weile sagte er: »Eine Horde von Idioten, der ganze verdammte Verein.«

Sir William lachte. »Das habe ich auch gedacht. Aber nachdem wir uns darüber einig sind: Was denken Sie?«

»Sofortiges vorsichtiges Befolgen? Das heißt gar nichts.«

»Diplomatisches Gerede; sie wollen sich natürlich bedeckt hal-



ten.«

»Wir haben die Entschädigung, wir...«

»Das Silber wurde in Sanjiros Namen vorgestreckt. Es war eine Anleihe, keine Bezahlung durch die schuldige Partei.«

»Richtig. Und wahrscheinlich sind beide Mörder tot.«

»Ja, durch Zufall, nicht mit hundertprozentiger Sicherheit und nicht als Strafe für das Verbrechen.«

»Gewiß, ja. Wir...« Babcott sah Sir William an und seufzte. »Was meinen Sie? Unter uns, ich glaube, Sie haben bereits beschlossen, eine Strafaktion gegen Sanjiro durchzuführen, vermutlich in Kago-shima, vor allem, da Yoshi dies stillschweigend gebilligt hat.«

»Möglicherweise gebilligt. Reichen die Depesche und meine Antworten aus, Ketterer zu überzeugen, daß ein Schlag genehmigt ist?«

»Zweifellos, man hat Ihnen Direktiven gegeben. Die Depesche verpflichtet Sie eindeutig dazu, so dumm das auch ist und so sehr ich es auch mißbillige.«

»Weil Sie Arzt sind?«

»Ja.«

»Wenn Sie jemals die Verantwortung übernehmen müssen, George, dann hoffe ich, daß Sie das vergessen werden.«

»Das brauchen Sie mir nicht zu sagen, William. Aber bis dahin: *Vertraue nicht auf Fürsten, Bürokraten oder Generäle, denn sie werden für zweckdienliches Vorgehen plädieren, während sie aus sicherer Entfernung dein Blut vergießen.*« Er hob sein Glas. »Auf London. Gott, bin ich müde.«

»Denken Sie daran, daß Machiavelli auch gesagt hat: *Die Sicherheit des Staates ist die vorrangige Pflicht des Herrschers* oder eine ähnliche Platitude.« Er kniff die Augen zusammen. »Und nun zu Anjo.«

Babcott berichtete. Auf Sir Williams Frage stellte er die Diagnose, zu der er gelangt war. »Sechs Monate. Ein Jahr, nicht mehr, je nach meinen Untersuchungsergebnissen.«

»Interessant.« Sir William dachte lange und eingehend nach.

Draußen war es dunkel geworden, und die Flotte bereitete sich auf die Nacht vor. Schließlich stand Sir William auf, schloß die Vorhänge gegen die Zugluft, ging zum Feuer und fachte es an. »Wenn wir das für den Augenblick beiseite stellen, so neige ich dazu, sofortige Flottenpräsenz vor Kagoshima und die sofortige Beschießung zu befehlen, wenn Sanjiro uns keine Genugtuung gibt – sowohl zum Nutzen von Yoshi, Anjo und seinem Ältestenrat als auch dieses Lumpen Sanjiro wegen, aber vor allem für Yoshi.«

»Wenn Sie die Flotte dorthinschicken, ist die Niederlassung ungeschützt. Was ist mit den Berichten, daß wir in aller Heimlichkeit von Samurai eingekreist werden – wir haben in der Gegend der Tokaidō viele gesehen.«

»Das ist das Risiko.«

Babcott erwiderte Sir Williams Blick unbewegt und schwieg. Die Entscheidung lag nicht bei ihm. Er würde wie alle anderen gehorchen und darauf bestehen, an der Expedition teilzunehmen. Er stand auf. »Ich denke, ich werde vor dem Dinner ein Nickerchen machen, ich habe letzte Nacht nicht viel geschlafen. Übrigens, Philip hat seine Sache großartig gemacht. Ich fange später mit meinen Untersuchungen an und lasse Sie wissen, was dabei herauskommt.«

»Möchten Sie einen späten Imbiß einnehmen? Neun Uhr? Gut, und danke für Anjo, das ist sehr wichtig. Und es macht Yoshi noch wichtiger. Wenn man ihm vertrauen kann. Wenn.«

»In diesem Land ist das ein großes Problem.« Dann, noch immer bestürzt über Tess' Einstellung, sagte Babcott: »Gemein, daß sie vor Gericht gehen will. Das wird schwierig für Angélique, und es ist verdammt unfair, nicht?«

»War das Leben jemals sehr fair, alter Knabe?«

Zur Dinnerzeit klopfte Angélique, zum Ausgehen gekleidet, an die Bürotür des Tai-Pan. »Albert?«

»Kommen Sie herein! Ach, was für ein hübscher Hut.« Es war ein eleganter Abendhut, passend zur Trauerkleidung.

»Danke. Noch so spät an der Arbeit?«

»Das gehört zu meinen Aufgaben.« Wie alle anderen fragte er sich, was in dem Brief stand, den Tess ihr geschrieben hatte. In der Niederlassung gingen wilde Gerüchte um, von Tess' Befehl an Angélique, Asien zu verlassen, bis zu einer Mordanklage. Ihr Gesicht verriet nichts außer einer kleidsamen Melancholie.

In dem an ihn selbst gerichteten Brief hatte Tess ihn gewarnt, er solle vorsichtig mit Verträgen über Waffen sein und sie, falls sie ihm vorgeschlagen würden, höchst vertraulich behandeln. Und McFay einschalten, falls das nötig sein sollte.

*Ich habe ihn gebeten, mit Ihnen zusammenzuarbeiten. Natürlich wird sein Hauptinteresse die Förderung seines eigenen Geschäfts sein, aber behandeln Sie ihn als Freund. Jetzt, da Mr. Edward Gornt die Kontrolle von Brock's in Japan übernommen hat, ist er unser Feind – hüten Sie sich vor ihm, er ist gerissener, als wir angenommen hatten. Was die andere Person betrifft, so hat Dr. Hoag sich bereit erklärt, mich zu unterstützen. Ich höre, daß sie noch immer Räume in unserem Haus bewohnt, die mein Sohn ihr gewährt hat. Sie werden später über neue Arrangements unterrichtet werden.*

»Wo dinieren Sie? In der französischen Gesandtschaft?« fragte er.

»Ich habe eingewilligt, nebenan mit Mr. Gornt zu speisen.« Sie sah, wie sein Gesicht sich verhärtete. »Es war eine Einladung in letzter Minute, zusammen mit gemeinsamen Freunden, Dimitri und Marlowe. Er bat mich, Sie einzuladen, sich uns anzuschließen und mich zu begleiten, wenn es Ihnen recht ist – sind Sie frei?«

»Tut mir leid, ich kann nicht; ich begleite Sie gern bis dorthin, aber das ist Brock and Sons, er ist der Chef, und wir sind das Noble House.«

»Sie sollten Freunde sein; Sie könnten ja trotzdem Konkurrenten bleiben. Er war tatsächlich mit meinem Mann, mit mir und mit Jamie befreundet.«

»Tut mir leid, aber das ist mein Problem, nicht Ihres.« Er lächelte wieder. »Kommen Sie.« Er nahm ihren Arm, ohne sich die Mühe zu machen, einen Mantel anzuziehen, und sie traten in die Kälte hinaus.

»Guten Abend, Ma'am.« Der Wachmann vor Brock's verbeugte sich.

»Guten Abend. Danke, Albert. Sie brauchen mich nicht abzuholen, einer von den anderen wird mich nach Hause begleiten. Und nun gehen Sie. Sie werden sich sonst erkälten.« Er lachte und ging. Im selben Moment erschien Gornt, um sie zu begrüßen.

»Abend, Ma'am. Meine Güte, Sie sehen hinreißend aus.«

Während er ihr den Umhang abnahm, wallten ihre Ängste wieder auf. Welche Trümpfe? Aus einem der inneren Räume ertönte Gelächter. Sie erkannte Marlowe, sah, daß der Wachmann gegangen und keine Dienstboten in der Nähe waren; sie waren für einen Augenblick allein: »Edward«, flüsterte sie, und ihre Besorgnis siegte über ihre Vorsicht, »wieso sind Sie so sicher, daß alles gut werden wird?«

»Tess hat mich eingeladen zurückzukommen. Keine Sorge, alles ist unter Kontrolle. Wir unterhalten uns besser morgen bei Ihrem Spaziergang – der heutige Abend eignet sich nur für eine nette Unterhaltung unter Freunden, zum Vergnügen. Ich fühle mich wirklich geehrt, daß Sie meine Einladung angenommen haben – Ihnen habe ich es zu verdanken, daß ich hier der Chef bin.« Gornt nahm ihren Arm und sagte mit normaler Stimme: »Willkommen bei Brock and Sons, Angélique. Wollen wir hineingehen?«

Der Speisesaal war ebenso groß wie der von Struan's, das Silber genauso gut; der Wein war besser und die Tafeltücher kostbarer. Livrierte chinesische Diener. Marlowe, Pallidar und Dimitri standen

vor einem lodernden Feuer und warteten darauf, sie zu begrüßen. Sie küßten ihr die Hand und bewunderten ihren Hut, den sie aufbehalten hatte, wie es üblich war; Marlowe und Pallidar trugen ihre inoffiziellen Uniformen. Während sie die Anwesenden begrüßte und ihnen ruhig zuhörte, dachte sie über Gornt nach, über das, was er gesagt hatte, und über das, was fehlte.

»Wollen wir jetzt Platz nehmen, nachdem unser geehrter Gast uns die Freude seines Erscheinens gemacht hat?« Gornt führte sie zu einem Ende des Tisches und setzte sich selbst an das andere. »Ein Toast!« sagte er und hob sein Champagnerglas. »Auf die Dame!« Sie tranken, und er ließ sie nicht aus den Augen. Es war eine diskrete Einladung. Sie lächelte zurück und ließ weder Ja noch Nein erkennen.

Reichlich Zeit, dachte er, entzückt, der Gastgeber zu sein, und noch mehr von sich selbst entzückt. So vieles war noch zu erzählen. Vielleicht das Beste. Aber nicht für sie.

Am letzten Tag in Hongkong hatte Tess Struan noch einmal nach ihm geschickt, heimlich. »Ich habe alle Papiere durchgesehen, Mr. Gornt. Es ist nicht absolut sicher, daß die Unterstützung, die die Papiere für Ihren Plan bedeuten, den Zusammenbruch von Brock's herbeiführen wird.«

»Doch, ich glaube, das wird sie tun, Ma'am«, widersprach er beeindruckt von ihrem Gespür für Geschäfte. »Ich glaube wirklich, daß Sie alles haben, was nötig ist, um die Büchse der Pandora zu öffnen.« Das war der Codename, auf den sie sich geeinigt hatten. »Es gibt ein letztes Stückchen des Puzzles, das das Bild vervollständigen und den Erfolg garantieren würde.«

»Und was ist das?«

»Norberts offizieller Chop. Er liegt in seinem Tresor in Yokohama.«

Sie hatte geseufzt und sich in dem geschnitzten Lehnstuhl zurückgelehnt. Keiner von beiden brauchte zu erwähnen, daß dieser

Chop, korrekt angebracht und zur Bestätigung datiert, Brock's in Yokohama auf alles verpflichtete, was auf dem entsprechenden Papier stand.

Unnötig zu sagen, daß alle möglichen belastenden Informationen jetzt niedergeschrieben, rückdatiert und dann aufgefunden oder heimlich in den Stapel geschoben werden konnten. Wer würde einen solchen Brief anfechten, nachdem Greyforth nun tot war?

Beide kannten den Wert des Chops.

Morgan und Tyler Brock hatten ganz auf diesen komplizierten, aber unglaublich einfallsreichen Plan gesetzt, den Zuckermarkt von Hawaii in die Hand zu bekommen – im Prinzip war er bereits in die Tat umgesetzt. Sie hatten die Zuckerernte im voraus gegen Baumwolle aus dem Süden eingetauscht, die sie legal an garantierte französische Interessenten vorverkauft hatten – historische Verbündete der USA und in diesem Falle aufgrund gewisser Kongreßhilfen und Sicherungen nicht der nördlichen Blockade unterworfen –, um sie danach legal von Frankreich nach Genua zu verschiffen und von da aus zu den Baumwollspinnereien in Lancashire, die fast kein Rohmaterial mehr besaßen und diese Lieferung dringend brauchten.

Ein ganz kleines Risiko: Wenn die Unionsregierung den endgültigen Bestimmungsort erfuhr – Großbritannien war offiziell neutral, die meisten Briten waren aktiv für die Konföderierten – und dies öffentlich bekannt wurde, würden sie mittels Abfangen den Export verhindern. Doch diese Gefahr war klein wegen der hochrangigen Billigung der französischen Verbindung, die sich durch Gornts Papiere erstmalig als Firmenmantel von Brock's erwies: ein Eingreifen der Regierung war noch unwahrscheinlicher, weil ein beträchtlicher Anteil des Zuckers, der ebenfalls dringend benötigt wurde, gegen umgeleitete Unionswaffen eingetauscht werden sollte, die Brock's unverzüglich nach Asien importieren würde. Die vorgesehenen Gewinne waren ungeheuer. Der Plan konnte unmöglich fehlschlagen, weil die Victoria Bank in Hongkong die Unterzeichnerin war.

Die Bank, die größte der Kolonie, hatte diese Unternehmung bereitwillig unterstützt, und zwar mit Zustimmung des zwölfköpfigen Aufsichtsrates, dem Tyler Brock angehörte; Anteile und Liquidität von Brock and Sons bildeten eine nominelle Nebenbürgschaft. Die Victoria war sozusagen die Hausbank von Brock's. Der alte Brock war im Jahre 1843 einer ihrer Gründer gewesen und hatte die anderen Mitglieder gewählt – sämtliche Direktoren von Struan's waren für immer aus dem Aufsichtsrat ausgeschlossen –, sich einen Anteil von vierzig Prozent vorbehalten und besaß die ständige Kontrolle von mindestens neun zu drei Stimmen. Während der Aufsichtsrat auf der internationalen Bühne Brock's unterstützte, hatte er eingewilligt, Struan's durch Wiederinbesitznahme all seiner am 30. Januar fälligen Schuldentitel zu vernichten – der Zeitplan und die fragwürdigen Methoden des heimlichen, langfristigen Erwerbs gingen ebenfalls aus Gornts Beweismaterial hervor.

Gornt hatte aufgeregt darauf hingewiesen, daß Brock and Sons zum erstenmal verwundbar waren – nie zuvor hatten sie die Kontrolle über ihre Firma als Nebenbürgschaft eingesetzt. Die Victoria Bank war der Schlüssel zur Büchse der Pandora. Der Aufsichtsrat war der Schlüssel zur Bank. Er mußte gestürzt und umgedreht werden, und am richtigen Tag mußte Tyler und Morgan die finanzielle Unterstützung entzogen werden, damit sie mittellos waren und nicht mehr über die notwendigen Gelder verfügten, um die Räder zu schmieren. Inzwischen mußten Beweise für den Plan und die Mitteilung, daß die Victoria Bank den Deal nicht länger unterstützte, auf schnellstem Wege per Clipper nach Washington in die richtigen Hände gebracht werden, die ein Eingreifen wahrscheinlich machten – ohne Rückendeckung der Bank gab es keinen Zucker, den man gegen Baumwolle oder Waffen eintauschen konnte. Doch dies mußte sofort geschehen, ehe die Kontrolle über die Stimmrechte der Bank neu hergestellt werden konnte.

Wie der Aufsichtsrat umgedreht werden konnte, war der entschei-

dende Angelpunkt von Gornts Plan.

Die Papiere enthüllten überaus peinliche Tatsachen über zwei Tyler freundlich gesinnte Aufsichtsratsmitglieder, die so schwerwiegend waren, daß ihre Stimmen demjenigen zufallen würden, der die entsprechenden Dokumente besaß. Damit stand es sieben zu fünf. Weitere Tatsachen über einen anderen Mann, weniger schädlich und fragwürdig, waren ebenfalls belegt. Möglicherweise lief es also auf sechs zu sechs hinaus.

Gornts Idee bestand darin, daß Tess vertraulich an den Aufsichtsratsvorsitzenden herantreten, ihm die Fakten mitteilen und ihm sagen sollte, Details des Planes seien bereits unterwegs nach Washington. Dann sollte sie den Vorschlag machen, Brock's die Unterstützung zu entziehen, Struan's einen sechsmonatigen Zahlungsaufschub zu gewähren, sofort die Kontrolle über Brock's zu übernehmen und die Aktiva zu Sonderpreisen zu verkaufen, genug, um die Schulden zu decken, so daß Tyler und Morgan Brock in Zucker ertranken, den sie nicht bezahlen konnten. Schließlich sollte die Bank sich noch bereit erklären, Brock's verpfändete vierzig Prozent an der Bank in vier Teile aufzuteilen, einen für den Aufsichtsratsvorsitzenden, einen für zwei Aufsichtsratsmitglieder seiner Wahl, einen für das Noble House.

»Als Gegenleistung für was? Warum sollte die Bank Tyler einen Strich durch die Rechnung machen?« hatte Tess gefragt.

»Nun«, hatte Gornt geantwortet, »weil sie dabei große Gewinne machen, der Vorsitzende und alle anderen, und weil sie Tyler eigentlich hassen und fürchten. Sie, Mrs. Struan, werden nicht gehaßt, Sie sind das Noble House und keine Bedrohung für sie. Haß, nicht Geld allein ist das Öl, das die Welt schmiert.«

»Da bin ich anderer Meinung, aber lassen wir das. Zurück zu diesem sagenhaften Chop. Was schlagen Sie vor, was damit geschehen soll?« Ihr Lächeln war zynisch gewesen. »Falls Sie ihn bekommen.«

»Was immer Sie wollen, Ma'am.«



»Vielleicht sollten Sie ihn mit der *Prancing Cloud* nach Hongkong bringen.«

»Nein, Verzeihung, das ist zu früh, es sei denn, Sie lassen die *Cloud* ein oder zwei Wochen irgendwo liegen. Ich werde ihn rechtzeitig bringen.«

»Warum warten? Schicken Sie ihn, Strongbow ist vertrauenswürdig.«

»Ich werde ihn rechtzeitig herbringen.« Er erinnerte sich, daß ihre Augen, meistens so farblos und scheinbar unschuldig, ihn durchbohrt hatten. »Ich verspreche es.«

»Lassen wir das für den Augenblick beiseite. Der Preis, Mr. Gornt?«

»Den würde ich Ihnen gern nennen, wenn ich zurückkomme, Ma'am.«

Sie hatte trocken gelacht. »Ich bin sicher, daß Sie das tun werden. Ich dachte, Sie kennen mich inzwischen gut genug, um keinen Versuch zu unternehmen, mich oder Struan's zu erpressen. Sie könnten es aufschieben bis zum letzten Moment, bis ich mit dem Angriff auf Tyler und die Bank begonnen habe; Struan's wäre dann schrecklich exponiert, und ich würde allem zustimmen müssen, was immer Sie auch verlangen.«

»Es muß auf beiden Seiten Vertrauen herrschen. Ich habe mich an meinen Teil des Vertrags gehalten und Ihnen die Beweise gegeben, die Sie brauchen, um Tyler Brock und Morgan zu vernichten; ich vertraue darauf, daß Sie sich auch an Ihren Teil halten, Ma'am. Ein kurzer Aufschub ist nicht zuviel verlangt, ich schwöre, ich werde rechtzeitig zurück sein. Was ich aus Yokohama mitbringe, ist der Zuckerguß auf dem Kuchen, und der Preis wird fair sein.«

»Ich habe Kuchen und Zuckerguß nie gemocht, Mr. Gornt – alle derartigen Vorlieben wurden mir von meinem Vater ausgeprügelt, der solche Verweichlichungen mißbilligte, als ich noch sehr jung war. Der Preis?«

»Ma'am, ich darf Ihnen versichern, daß es ein Preis sein wird, den Sie gern bezahlen werden, bei meiner Ehre und meinem Wort als Gentleman.«

Sie hatte ihn angesehen. »Mr. Gornt, ich darf Ihnen meinerseits versichern, daß Sie, wenn Sie mich betrügen, ein überaus unglücklicher Mann und darüber hinaus Persona non grata in Asien und im ganzen Empire sein werden – bei meiner Ehre und meinem Wort als Tai-Pan des Noble House...«

Gornt wurde kalt, als er sich daran erinnerte, wie Tess ihn mit Worten eingekreist hatte, mit welchem Stolz sie Tai-Pan des Noble House gesagt hatte, selbst als sie hinzufügte: »Für wie kurze Zeit auch immer.« Plötzlich war ihm aufgegangen, daß diese Frau jetzt tatsächlich Tai-Pan war, und er hatte begriffen, daß derjenige, der bald den Titel tragen würde, damit noch lange nicht die Macht hatte. Angst stieg in ihm auf, als ihm klarwurde, daß er lange Zeit mit ihr würde umgehen müssen und vielleicht, indem er Brock's zerstörte, ein Ungeheuer geschaffen hatte, das seinen eigenen Untergang herbeiführen würde.

Gott im Himmel, sie kann mich nach Lust und Laune in Stücke zerlegen! Wie mache ich sie zu meiner Verbündeten, und zwar auf Dauer? Sie muß meine Verbündete sein, um welchen Preis auch immer.

Gelächter von Dimitri und Marlowe brachte ihn zurück in die Gegenwart. Seine Welt kam wieder ins Gleichgewicht. Kerzenlicht, Speisetafel, feines Silber, Freunde. Er war sicher in Yokohama, der Chop war bereits aus dem Tresor entfernt und sicher versteckt, ein Brief bereits geschrieben, rückdatiert und gestempelt, in dem die diversen Beweise gegen das wichtigste Aufsichtsratsmitglied erhärtet wurden, ein anderer Brief belegte das heimliche Einverständnis des Vorsitzenden. Ohne diese beiden Männer wird der Aufsichtsrat uns in den Schoß fallen wie eine reife Birne, und sie werden ihrer einzigen Chance zur Rache an Tyler und Morgan Brock nicht widerste-

hen können. Nicht nötig, Tess Struan zu fürchten. Ich habe sie genauso in der Hand, wie sie meine Zukunft in der Hand hat.

Ich habe eine Menge, worüber ich froh sein kann. Hier bin ich, siebenundzwanzig Jahre alt, Morgans Kopf ist schon fast im Korb, ich bin Tai-Pan der zukünftigen Firma Rothwell-Gornt, sitze an einer prachtvollen Tafel, die Diener warten auf meine Befehle. Und sie ist da, schön, demnächst reich, und sie liebt mich, so sehr sie das auch zu verbergen sucht. Sie ist meine zukünftige Braut, wie auch immer es ausgehen mag – ein Kind von Malcolm macht den Preis für Tess nur höher, ein üppiger Preis, aber dennoch ein Sonderpreis, den sie mit Freuden bezahlen wird!

Er brachte im stillen einen Toast aus auf Angélique, auf sich selbst und auf sie beide zusammen, sicher, daß seine Zukunft unbegrenzte Möglichkeiten barg.

Seine Gäste bemerkten den privaten Trinkspruch nicht, waren zu sehr in ihre Plaudereien und in das Buhlen um Angéliques Aufmerksamkeit vertieft. Zufrieden beobachtete er sie. Vor allem beobachtete er Angélique. Dann klopfte er auf den Tisch.

»Angélique, meine Herren, ich bitte um Ihre Aufmerksamkeit. Es gibt indische Fleischsuppe mit Curry, gebratenen Fisch mit Zwiebeln und Oliven, eisgekühlten Pouilly Fuisse, Sorbet und Champagner, dann den Braten mit Kartoffeln und St. Emilion – der Koch ›fand‹ ein schönes Stück Struan-Rindfleisch... keine Sorge, Ma'am«, sagte er mit einem Lachen, »es wurde gekauft, nicht gestohlen. Dann Geflügelpastete und zum Schluß die Überraschung aller Überraschungen.«

»Und was ist das?« fragte Marlowe.

»Warten Sie ab.« Er sah Angélique an.

Sie lächelte ihr rätselhaftes Lächeln, das Lächeln, das ihn so sehr erregte, genau wie das der Mona Lisa, das er als Student auf einer Reise nach Paris gesehen hatte – unvergeßlich.

»Ich glaube, wir müssen unserem Gastgeber vertrauen, Captain«,

sagte sie leise. »Meinen Sie nicht?«

## 55

*Sonntag, 13. Januar*

**I**n der Nacht erwachte Angélique schweißgebadet, zurückversetzt in die Vergangenheit, in die französische Gesandtschaft, die kleinen Flaschen der Mama-san auf dem Nachttisch, eine bereits leer, die andere bereit zum Entkorken und Austrinken, sobald die Krämpfe begannen.

Nachdem sie festgestellt hatte, daß sie im Bett in ihrer eigenen Suite lag, das Kohlenfeuer noch glühte und ihre Nachtlampe Schatten warf, schwand das Entsetzen, ihr Puls wurde langsamer, und sie wartete auf die Anzeichen. Nichts. Kein Krampf, keine Leibschmerzen. Sie wartete. Noch immer nicht. Gott sei Dank, dachte sie, ich muß geträumt haben. Sie entspannte sich, beobachtete im Halbschlaf das Feuer und sah in den Kohlen gute, glückliche Bilder, die Dächer von Paris bei Sonnenuntergang, eine Sommerlandschaft mit ihrem Traumhaus in der Provence, ihren kleinen Sohn zufrieden schlafend in ihren Armen. »Madonna, bitte, laß es nicht anfangen. Bitte.«

Gestern nachmittag war Babcott gekommen. »Kam zufällig vorbei und wollte sehen, wie es Ihnen geht.«

»Sie brauchen mir keine Märchen zu erzählen«, sagte sie scharf. »Dr. Hoag hat heute morgen dasselbe gesagt. Mit genau denselben Worten.«

»Nur die Ruhe, liebe Angélique, ich bin wirklich zufällig vorbei-

gekommen, und ich wollte Sie wirklich sehen. Um Sie zu beruhigen.«

»Ach?«

»Ja, der alte Hoag sagte, Sie seien ein bißchen reizbar. Mit Recht.« Er nickte lächelnd. »Und ich wollte Ihnen sagen, was er Ihnen nicht sagen konnte, weil Sie ihm keine Zeit dazu ließen, daß es nämlich durchaus möglich ist, daß Ihre Regel sich verzögert und daß Sie leichte Krämpfe haben, die vergehen und nach etwa einem Tag wiederkommen. Oder überhaupt nicht wiederkommen.«

»Warum seid Ihr Ärzte so klug und wißt doch nichts, zum Beispiel nichts über so einfache Dinge wie eine Schwangerschaft oder keine Schwangerschaft, eine Sache, mit der wir schon seit vielen Jahren leben«, hatte sie wütend gesagt, verzweifelt und all der Seitenblicke der letzten paar Tage und des plötzlichen Verstummens müde, wenn sie vorbeiging. »Bitte, lassen Sie mich freundlicherweise in Ruhe, alle beide, ich werde es Sie wissen lassen, wenn ich Sie brauche, falls es dazu kommt. Lassen Sie mich allein!«

Er war gegangen, geknickt, aber das machte ihr nichts aus. Seit dem flammenden Streit mit Pater Leo am letzten Sonntag war sie so oft wie möglich allein geblieben.

»Ich hasse diesen Mann«, murmelte sie, »ich hasse ihn, weil er mich so aufregt. Er ist gemein, er ist kein Mann Gottes!«

Während der Beichte hatte er gesagt: »Vielleicht sollten Sie um Verzeihung bitten für diese vorgetäuschte Trauung, an der Sie beteiligt waren, mein Kind, oh, ich weiß, man hat Sie getäuscht, überlistet. Aber dennoch ist es eine Sünde.«

»Es war keine Täuschung, Pater, und es ist auch keine Sünde und kein Betrug«, hatte sie gesagt. »Nach dem Gesetz war die Trauung vollkommen legal.«

»Nach diesem häretischen Gesetz? Das ist falsch. Sie sind verblendet. Natürlich ist sie nicht gesetzlich und vor Gott nicht gültig.«

»Nach dem englischen Gesetz ist sie gültig«, hatte sie wutschäu-

mend gesagt. »Und sie ist es auch vor Gott, wahrhaftig.«

»Ach, mein armes Kind, das ist sie nicht, und Sie wissen das ganz genau. Die Kirche erkennt eine häretische Trauung nicht an, schon gar nicht vor einem Schiffskapitän. In den Augen Gottes sind Sie nicht verheiratet.«

»Ich bin verheiratet, Malcolms Kirche erkennt meine Ehe an, sein Gesetz ebenfalls. Ich bin rechtmäßig verheiratet.«

»Wie töricht Sie sind. Machen Sie sich nichts vor. Sie sind katholisch, und die Wahre Kirche erkennt eine solche Trauung nicht an. Bereuen Sie, mein Kind.«

»Ich bin verheiratet, und damit basta!« Sie war aufgesprungen.

»Warten Sie! Wir sind noch nicht zu Ende, mein Kind, damit ich Ihnen die Absolution erteilen kann, müssen Sie Ihre Sünden gestehen, um makellos vor Ihn zu treten! Wie kann ich Ihnen die Absolution erteilen?«

»Ihr Gott ist derselbe wie unser Gott, mein Gott«, hatte sie gesagt, blind von Tränen der Wut und Enttäuschung. »Ich kann ihn genauso gut in ihrer Kirche wie in unserer verehren.«

»Sie riskieren Verdammnis und ewige Qual. Exkommunikation, den Entzug des Sakraments. Hüten Sie sich, Ketzer haben sich Ihrer Seele bemächtigt, beten Sie um Vergebung...«

Sie war geflohen.

André und Seratard waren beim Gottesdienst. Später hatte André sie gefragt, was sie habe, und sie hatte es ihm erzählt. Er lachte. »Tausende von Katholiken sind unter dem protestantischen Dogma glücklich getraut worden und umgekehrt, was immer die kirchlichen Hierarchien auch behaupten.«

»André, bin ich nun verheiratet oder nicht?«

»Sie sind es nach britischem Recht und britischem Seerecht, bis ein britisches Gericht befindet, daß Sie es nicht sind.«

»Aber nach Auffassung der Kirche bin ich es nicht?«

»Nach deren Kirche ja, wie schon gesagt, nach unserer nein.«

»Ich hasse diesen Mann.«

»Er ist Priester. Nicht alle Priester sind gut, das wissen wir beide. Hören Sie zu, Angélique, sobald Sie etwas wissen über sich und Ihre Regel, so oder so, bitte sagen Sie es mir im Vertrauen, damit wir anfangen können zu planen. Henri erwartet jeden Tag die Zustimmung des französischen Botschafters, Sie zum Mündel des Staates zu erklären. Keine Sorge, ich habe versprochen, daß wir Sie und Ihre Interessen schützen werden, und das werden wir auch tun«, sagte er und ging. Sie blieb grübelnd zurück.

Nach Ansicht der Kirche nicht verheiratet? Dann zur Hölle mit der römischen Kirche, hatte sie gedacht, krank vor Sorge. Vorsicht! Gib das niemals offen zu, niemals. Du bist Französin, Franzosen wissen über das katholische Rom Bescheid, über Korruption, Ketzerei, irregeleitete Päpste. Jede Nacht flehte sie in ihren Gebeten die Mutter Gottes um Führung und Beistand an.

Der Montag und alle anderen Tage schleppten sich dahin; sie fühlte sich von Blicken und unausgesprochenen Fragen verfolgt, also ging sie immer weniger aus. Um sich die Zeit zu vertreiben, las sie, schlief viel und schrieb Briefe, begann eine Geschichte über ein französisches Mädchen, das an der Küste Yokohamas strandete. Sie hörte abrupt damit auf und verbrannte die Seiten, als sie anfang, Kanagawa und ihn und die Nächte und Tage mit Malcolm und ihre einzige Nacht auf der *Prancing Cloud* wieder zu durchleben.

Die *Prancing Cloud* war ausgelaufen. Sie war froh gewesen, als sie diese Vorbotin böser Winde in der Ferne verschwinden sah.

Seit ihrem Spaziergang, bei dem sie abermals mit Gornt gesprochen hatte – ohne Neues zu erfahren –, hatten sie sich darauf geeinigt, sich für ein paar Tage nicht zu treffen. Zweimal hatte sie Maureen Ross zum Tee eingeladen, und beim zweitenmal hatte sie sie absichtlich im Bett empfangen, um Gerüchte zu fördern, sie leide an einem Fieber. Die Unterhaltung war eine gewöhnliche Plauderei gewesen über Mode, die Probleme der Niederlassung, das Leben

dort, nichts Ernsthaftes. Später würden diese Besuche Spaß machen, wenn sie erst intimere Dinge und Gedanken austauschen konnten. Aber jetzt noch nicht. Doch sie mochte Maureen, die ihr willkommene Bücher und Magazine mitgebracht und von Jamies neuem Büro erzählt hatte, davon, wie er ständig arbeitete, und von ihrer scheuen Hoffnung, sie würden bald heiraten.

Der einzige Mensch, den zu sehen sie sich gefreut hatte, war Phillip Tyrer. Er war von Sir William mit den besten Wünschen für eine schnelle Genesung geschickt worden, brachte die neuesten Londoner Zeitungen sowie Blumen mit, die er im Dorf gekauft hatte. »Auf Befehl der Regierung Ihrer Majestät«, hatte er in blumigem Französisch gesagt, und sein jungenhaftes Grinsen und seine Lebensfreude waren ansteckend gewesen.

Eine Stunde oder länger hatte er geschwätzt, größtenteils französisch, und ihr von den neuesten Gerüchten berichtet. Über seine Reise nach Edo, über Nakama Hiraga, der spurlos verschwunden war und Sir William ein diplomatisches Problem aufgehalst hatte, und über Hauptmann Abeh, der am Nordtor »noch immer wartet und schäumt«.

»Was wird passieren, Phillip?«

»Ich weiß nicht. Wir hoffen, daß das Problem verschwinden wird. Schade, daß wir Nakama beschreiben mußten, sein Aussehen, so daß er jetzt keine großen Chancen mehr hat zu entkommen. Verdammt lästig, er war nämlich ein feiner Kerl und hat mir sehr geholfen. Ich glaube kein Wort von der Geschichte, daß er ein Mörder sein soll. Aus diesem anderen Burschen, Nakamas Freund, dessen Familie in Choshu Schiffe baut, konnten wir nichts herausholen. Ich habe dafür gesorgt, daß er sich auf einer unserer Fregatten umsehen durfte. Netter Kerl, aber ziemlich einfältig. Er wußte nichts über Nakama oder wollte nichts sagen. Sir William wollte ihn nicht den Bakufu übergeben und ließ ihn daher gehen. Ach, verdammt, Angélique, Nakama hat mir ungeheuer geholfen – nicht



nur bei meinem Japanisch, und wenn er nicht wäre...«

Später hatten sie zusammen Suppe gegessen, und auf ihre Fragen hin hatte er, nachdem sie Geheimhaltung hatte schwören müssen, zugegeben, daß er ein Mädchen hatte, ein besonderes Mädchen in der Yoshiwara. »Oh, sie ist so schön und liebenswürdig, Angélique, ich glaube, ich kann das Geld für den Kontrakt aufbringen, ohne die Staatskasse anzupumpen...« Es hatte sie amüsiert, wie jung er wirkte, und sie hatte ihn um seine schlichte Liebe beneidet. Im Vergleich zu ihm fühlte sie sich alt.

»Eines Tages würde ich sie gern kennenlernen«, hatte sie gesagt. »Ich kann mich leicht in eure Yoshiwara schleichen. Ich werde mich verkleiden.«

»Nein, Angélique, das können Sie nicht. Das dürfen Sie nicht.«

Es könnte amüsant sein, das zu tun, dachte sie kichernd und drehte sich im Halbschlaf im Bett um. André wird mich hinbringen. Ich würde gern seine Hinodeh sehen, in die ich so viel investiert habe. Möchte wissen, wie sie aussieht.

Auf der Schwelle des Schlafes hatte sie einen Krampf im Leib gespürt.

Noch ein Krampf, anders. Dann noch einer. Jetzt war sie hellwach. Ängstlich rieb sie sich Bauch und Lenden, um den Schmerz zu beseitigen, aber er verging nicht, und nun war sie sicher, daß es die alten, vertrauten Beschwerden mit dem leicht aufgeblähten Gefühl waren.

Es hatte begonnen. Und mit dem Einsetzen der Regel schwanden all ihre Sehnsüchte, Sorgen und Hoffnungen dahin. In tiefem Kummer begann sie zu weinen und vergrub den Kopf in den Kissen. »O Malcolm, ich hatte es so sehr gehofft, so sehr, jetzt habe ich nichts mehr, was ich dir geben kann, nichts mehr von dir, nichts für dich, o Malcolm, Malcolm, es tut mir so leid, so schrecklich leid... ich... Gott, es tut mir so schrecklich leid... DEIN Wille geschehe...«

Sie weinte und weinte, weinte sich in den Schlaf, bis sie keine Trä-

nen mehr zu vergießen hatte.

»Missee, aufwachen! Missee Tai-tai, Kaffee, heya!«

Während sie zu sich kam, stellte Ah Soh das Tablett krachend auf den Nachttisch, und Angélique roch den warmen, himmlischen Duft von frisch gebrühtem Kaffee – einer der wenigen Dienste, die Ah Soh ihr angemessen erweisen konnte und wollte. Der Duft trug sie ohne Schmerz in den Tag.

Sie setzte sich im Bett auf und reckte sich, erstaunt und entzückt, daß sie sich so wach und wohl fühlte. Die Krämpfe waren verschwunden, der Schmerz war dem normalen Gefühl gewichen, aber besser als sonst; sie fühlte sich weniger aufgeschwemmt als gewöhnlich.

Und das Beste war, daß ihre Verzweiflung sie verlassen hatte. Das ist IHR Wunder, dachte sie ehrfürchtig. Im letzten Monat hatte sie bei nächtlichen Gebeten zur Mutter Gottes geredet, gefragt, gefleht, und als sie eines Nachts von ihrer Angst ganz erschöpft gewesen war, hatte sie zugehört. »Überlaß es mir, mein Kind, es ist MEINE Entscheidung, nicht deine«, hatte sie gehört, nicht mit den Ohren, sondern mit ihrem innersten Selbst. »MEINE Entscheidung, all das; geh in Frieden.« Danach hatte die Angst sie verlassen.

Es war IHRE Entscheidung, wie wundervoll! Angélique würde IHR Verdikt akzeptieren. Den Willen Gottes. Und sie hatte es getan.

Impulsiv kniete sie neben dem Bett nieder, schloß die Augen, segnete SIE und dankte IHR leidenschaftlich. Sie wiederholte, wie sehr sie es bedaure, dankte IHR aber dafür, daß Sie die Bürde von ihr genommen hatte. Dein Wille geschehe. Dann schlüpfte sie wieder unter die Decke, bereit für ihren Kaffee und die Welt. Sonntags war Kaffee um neun Uhr üblich; ihr blieb noch gerade genug Zeit, um zu baden und sich für die Kirche anzukleiden.

Kirche? Warum nicht? Ich muß mich angemessen bedanken, dachte sie, aber ich werde nicht beichten. »Ah Soh, bring mein Bad und...« Ah Soh starrte sie mit glasigen Augen an. Abrupt wurde ihr klar, daß sie Blutflecken auf der Rückseite ihres Nachthemdes gesehen haben mußte.

Hastig sagte Ah Soh: »Ich holen Bad«, und watschelte zur Tür, aber Angélique war vor ihr da und stieß sie zurück. »Wenn du es irgend jemandem sagst, kratze ich dir die Augen aus!«

»Ayeeyah, nicht verstehn. Missee Tai-tai«, knurrte Ah Soh, erschrocken über die Gehässigkeit in Gesicht und Stimme ihrer Herrin. »Nicht verstehn!«

»Oh, und ob du verstehst! *Dew neh loh moh-ah!*« Sie spie die kantonesischen Flüche aus, die sie Malcolm einmal Chen gegenüber hatte gebrauchen hören, als er wütend war, und Chen war bleich geworden. Er hatte ihr nie gesagt, was die Worte bedeuteten, aber sie hatten dieselbe Wirkung auf Ah Soh, die weiche Knie bekam.

»Ayeeeeyahhh!«

»Wenn du redest, Ah Soh, Tai-tai wird...« Wütend stieß Angélique ihr ihre langen Fingernägel einen Millimeter unter den Augen ins Gesicht und ließ sie dort. »Tai-tai wird dies tun! Verstehn?«

»Verstehn! Geheimnis, Tai-tai!« Die erschrockene Frau stöhnte etwas auf kantonesisch und legte die Finger auf die Lippen. »Ah Soh nicht reden, verstehn!«

Angélique beherrschte ihre Wut, obwohl ihr Herz noch immer raste, stieß die Frau zum Bett und legte sich wieder hinein. Gebieterisch wies sie auf die Kaffeetasse. »*Dew neh loh moh!* Gieß mir Kaffee ein!«

Demütig und voller echter Angst schenkte Ah Soh den Kaffee ein, reichte ihr die Tasse und blieb lammfromm stehen.

»Nicht reden, ganzes Bett machen, Laken sauber. Geheim!«

»Verstehn, Tai-tai, nicht reden, Geheimnis, verstehn.«

»Nicht reden! Oder...« Ihre Nägel kratzten in die Luft. »Bad!«

Ah Soh trippelte davon, um heißes Wasser zu holen, aber zuerst machte sie sich atemlos auf den Weg zu Chen, um ihm die Nachricht zuzuflüstern. Er würde die Augen zum Himmel drehen und sagen: »Ayeeyah, was wird Tai-Pan Tess jetzt machen?« Dann würde er loslaufen, um die Neuigkeit mit dem schnellsten Schiff hastig Comprador Chen zu überbringen, der ihnen befohlen hatte, ihn sofort zu informieren, was auch immer das kosten mochte.

Der Kaffee war köstlich. Er beruhigte ihren Magen und ihren Geist und beseitigte die leichte Schwellung. Eine von Angélices wahren Freuden auf Erden war der Kaffee am frühen Morgen, am liebsten mit Croissants.

Zuerst die Kirche. Ich werde so tun, als sei noch nichts passiert – Ah Soh wird nicht wagen, irgend etwas zu sagen. Wem soll ich es zuerst berichten? Hoag? André? Edward? Mr. Skye?

Sie hatte bereits ein Gespräch mit Skye gehabt. Sein Rat hatte gelautes, sie könnten nichts tun als abwarten und sehen, was Hoag und danach Tess tun würden. Tess' Brief an ihn war kurz gewesen: *Lieber Mr. Skye, ich weiß, daß mein Sohn mit Ihnen zu tun hatte. Hören Sie auf, sich um unsere Angelegenheiten, die meines Sohnes und meine, zu kümmern. Es würde nichts Gutes dabei herauskommen.*

»Interessante Wortwahl«, hatte er dazu gesagt.

»Sie klingen ängstlich, als hätten wir schon verloren.«

»Keineswegs, Angélique. Wir können nichts tun als warten. Nur warten.«

»Ich möchte, daß Sie mit der nächsten Post an die Anwälte von Struan's schreiben und um eine Aufstellung des Vermögens meines Mannes bitten.« Diese Idee hatte André ihr eingepflanzt, der für die sofortige Eröffnung der Offensive war.

»Gern, wenn Sie in ihre Falle gehen möchten.«

»Was?«

»Die einzige uns mögliche Haltung ist die der trauernden blutjungen Witwe, der Unrecht geschah und die von einem Mann mit star-

kem Willen in eine frühe Ehe getrieben wurde – nicht die der verarmten, habgierigen Witwe eines reichen Minderjährigen, der gegen den Willen seiner Mutter eine mittellose Dame zweifelhafter Herkunft geheiratet hat – bitte, seien Sie nicht ärgerlich, ich sage Ihnen nur, was gesagt werden könnte und wahrscheinlich gesagt werden wird. Sie müssen warten, Angélique, und so tun, als hofften Sie, daß Tess sich wie ein menschliches Wesen benehmen wird. Wenn Sie, äh, ein Kind von ihm erwarteten, wäre das überaus hilfreich.«

»Und wenn nicht?«

»Denken wir darüber nach, wenn es geschieht, ich meine, wenn es nicht geschieht. Reichlich Zeit, um...«

»Ich habe nicht reichlich Zeit. Mir wird das Geld ausgehen.«

»Seien Sie geduldig.«

*Mon Dieu*, Geduld! Männer und ihre Geduld.

Jetzt, da Angélique wußte, daß sie kein Kind von Malcolm erwartete, schob sie alle Pläne beiseite, die sie für den Fall einer Schwangerschaft geschmiedet hatte, und konzentrierte sich auf die anderen Überlegungen.

Ein sofortiger Angriff auf diese Frau? Nein, das kommt später, da hat Mr. Skye recht. Ich muß zuerst herausfinden, was sie tun wird. Dazu muß ich Hoag oder Babcott informieren. Hoag hat mir ihre Botschaft überbracht, also ist er derjenige, der es als erster erfahren soll. Nicht nötig, mich von ihnen betatschen zu lassen, von keinem von ihnen. Ich kann es ihm einfach sagen. Sofort oder später? Lohnt es sich, André oder Edward zu fragen? Ich glaube nicht.

Daß ich mich nicht mit einem Baby herumschlagen und auf es Rücksicht nehmen muß, macht mein Leben einfacher und verbessert meine Chancen auf eine neue Heirat. Was immer auch geschieht, wie jedes Mädchen auf der Welt brauche ich einen Beschützer, den richtigen Ehemann. Ich habe nicht genug Geld, um nach Paris zurückzukehren und mich dort niederzulassen. Ich habe keine Aussichten, außer durch eine Vereinbarung mit Struan's –

nein, nicht mit der Firma, sondern mit dieser Frau. Selbst Edward ist darin verwickelt. Vor allem er. Ohne eine gute Regelung für mich wird sein Interesse an einer Heirat verschwinden. Das ist nur fair, denn meines wird noch schneller verschwinden. Er ist in mich verliebt, ich bin nicht in ihn verliebt, obwohl ich ihn sehr mag, aber ohne beiderseitige finanzielle Sicherheit ist die Verbindung unsinnig.

Immer wieder diese Frau, dachte Angélique, nicht wenig erfreut über die Art, wie ihr Geist arbeitete, kühl und logisch, alle Aspekte prüfend, wie eine vorsichtige Frau das tun sollte.

Ich kann einen Monat auskommen oder zwei, mehr nicht – wenn ich André kein Geld mehr gebe. Bald werden mir die Chits ausgehen, Albert kann jeden Tag Anweisung bekommen, meinen Kredit zu sperren und mich hinauszuerwerfen. Ich kann ihre Tücke beinahe spüren. Macht nichts, ich kann in die französische Gesandtschaft ziehen. Aber sie werden mich nicht sehr lange aushalten.

Sir William? Er hat keinen Grund, mehr für mich zu tun, als er bereits getan hat. André ist der einzige, über den sie keine Macht hat und der mir helfen kann. Klar denken, Angélique, das stimmt nicht! Wenn André sieht, daß mir das Geld ausgeht oder ausgegangen ist, ist nicht vor auszusehen, wozu er in seiner Verzweiflung fähig ist. Er könnte Tess dieses schreckliche Papier verkaufen, er könnte ihr den Beweis für die... die Vergangenheit liefern. Er ist ein Zyniker, gefühllos genug oder schlau genug, um den Nachweis dafür zu behalten, daß ich mit den Ohrringen, die ich verloren habe, für die Medizin bezahlt habe. Er würde sich mit wesentlich weniger Geld zufriedengeben als ich. Trotzdem ist er hier der einzige Mann, der böse genug ist, um sie zu bekämpfen. Edward wird sich gegen sie stellen, aber nur bis zu einem gewissen Punkt. Rothwell-Gornt will er nicht verlieren.

Sollte ich Edward veranlassen, sofort nach Hongkong zurückzukehren? Oder Hoag? Er ist ein Freund, eine Art Freund, und er ist

derjenige, den sie zu mir geschickt hat. Oder André? Nein, ihn nicht, denn ich würde keinen Augenblick mehr schlafen, wenn ich wüßte, daß er in Hongkong bei dieser Frau ist, unbeobachtet.

Der Kirchgang war ein großer Erfolg, und das trotz ihrer Melancholie. Sie hatte sich wie gewöhnlich schwarz gekleidet, ein mittellanger Schleier bedeckte ihren Hut und ihr Gesicht. Mit dem Gebetbuch in der Hand hatte sie sich an diesem stürmischen Tag auf den Weg gemacht, und als sie auf der Promenade an der katholischen Kirche vorbeikam und sich der Menge anschloß, die unterwegs zur Holy Trinity war, den Pfad hinaufging, die Kirche betrat und sich in die leere hintere Reihe setzte, sofort niederkniete und zu beten begann, ging ein Murmeln durch das bereits halb gefüllte Kirchenschiff, das immer stärker wurde und sich durch die ganze Niederlassung und Drunk Town verbreitete.

»Allmächtiger, der Engel ist in die Kirche gegangen, unsere Kirche...«

»In die Holy Trinity? Donnerwetter, sie ist doch katholisch...«

»Donnerwetter oder nicht, sie ist drin, hell wie eine Beere, ganz in Rot und ohne Unterhosen...«

»Oh, um Gottes willen, verbreite bloß keine Gerüchte...«

»Holy Trinity? Heiliger Gott! Ist sie eine von uns geworden?«

»Der alte Tweet wird sich vor Freude in die Hosen machen...«

Maureen und Jamie waren nach ihr gekommen. Sie zögerten neben der letzten Reihe und wollten schon fragen, ob sie sich zu ihr setzen dürften, doch Angélique kniete noch immer wie im Gebet versunken und nahm sie nicht zur Kenntnis, obwohl sie ihre Anwesenheit bemerkt hatte. Sie beneidete Maureen nicht wenig um das fröhliche Grün ihres Kleides und Mantels und um den passenden Hut mit der gelben Chiffonschleife, die ihr bis auf den Rücken hing. Nach einem Augenblick gingen Jamie und Maureen weiter

nach vorn, gedrängt von den Nachkommenden, da sie Angélique nicht stören wollten – und genau darauf hatte sie es angelegt. Nach ihrem anfänglichen leidenschaftlichen Dankgebet zur Mutter Gottes, bei dem sie um Kraft gefleht hatte, ihre große Enttäuschung zu überwinden, blieb sie auf Knien; das Polster war bequem, und im Schutz ihres Schleiers beobachtete sie mit großen Augen, was vor sich ging. Es war der erste protestantische Gottesdienst, den sie miterlebte.

Die Andacht war nicht so groß wie in ihrer eigenen Kirche, aber das Gebäude war voll, hier und da waren Kohlepfeifen gegen die Feuchtigkeit aufgestellt, und alles, was gehen konnte, war gekommen. Die bunten Glasfenster waren üppig, Altar und Schmuck kahler, als sie erwartet hatte.

Es gab noch andere Leute, die gern stehengeblieben wären, um sie zu grüßen oder ihr zuzunicken – teilweise entzückt, teilweise verwirrt –, aber sie taten es nicht, da auch sie nicht stören wollten. Gornt nahm in der gegenüberliegenden Bankreihe Platz.

So ließ man sie in Ruhe, und bald begann der Gottesdienst. Beim ersten Lied tat sie es den anderen nach, stand auf, wenn sie aufstanden, setzte sich, wenn sie sich setzten, betete, wenn sie beteten, aber immer zur Mutter Gottes. Sie lauschte der Predigt, die Reverend Tweet, völlig verwirrt über ihre Anwesenheit, nur holpernd hielt. Weitere Hymnen und Gesänge, dann die Kollekte, bei der sie verlegen nach ein paar Münzen kramte, eine weitere Hymne, der Segen, und dann war es zur hörbaren Erleichterung aller vorbei.

Die Gemeinde stand auf, als der Reverend hinter einem angejahrten Kirchendiener in die Sakristei ging. Die meisten strebten dem Ausgang zu, bereit für das traditionelle sonntägliche Mittagessen, die beste Mahlzeit der Woche: Roastbeef, Yorkshire-Pudding und Röstkartoffeln für die Glücklichen, die sich ein Fleischstück aus der letzten Schifflieferung leisten konnten.

Ein paar Leute blieben zu einem letzten Gebet zurück. Angélique



betete um Vergebung, daß sie in diese Kirche gekommen war, aber sie vertraute auf das Verständnis der Mutter Gottes dafür, daß es sich nur um einen vorübergehenden, notwendigen Protest gegen Pater Leo handelte. Die Augen aller Hinausgehenden beobachteten sie. Dann schloß sie sich den letzten an, nickte und erwiderte gemurmelte Grüße mit einem »Guten Morgen«.

Der Reverend stand draußen vor der Tür und begrüßte einige Leute, während er andere mit finsternen Blicken maß. Als sie ihn erreichte, strahlte er und stotterte: »Oh, Miß Ange... oh, Madam, wie wunderbar, Sie zu sehen, willkommen in Holy Trinity. Werden wir Sie öfter sehen... wenn ich Ihnen irgend etwas erklären kann... Oh! Nein? Nun, ich hoffe, es hat Ihnen gefallen, ja, bitte, kommen Sie wieder, bitte, wunderbar, Sie zu sehen, Sie sind willkommen...«

»Danke, Reverend«, sagte sie, machte einen kurzen Knicks und ging hastig den Pfad zur Promenade hinunter.

Sir William wartete mit Babcott auf sie. Beide waren wie alle anderen warm verpackt gegen das windige Wetter. »Freut mich, Sie wohlauf zu sehen«, sagte Sir William herzlich, »besonders hier. Wir sind ziemlich stolz auf Holy Trinity, und Sie sind sehr willkommen, sehr, wir sind alle glücklich, daß Sie hier sind. Der Reverend war heute nicht ganz auf der Höhe, tut mir leid, gewöhnlich ist er recht gut und hat es nicht allzusehr mit Feuer und Schwefel. Hat der Gottesdienst Ihnen gefallen?«

»Er war so anders, Sir William«, sagte sie. »Für mich war es exotisch, ihn auf englisch und nicht auf lateinisch zu hören.«

»Ja, sicher. Dürfen wir Sie begleiten?«

»Bitte.« Sie schritten flott aus, tauschten scherzhafte Bemerkungen und freundliche Fragen und wichen dem Thema aus, das ihnen am meisten am Herzen lag. Das Wetter ist entsetzlich, nicht wahr? Das Fußballspiel gestern nachmittag war großartig – dürfen wir Sie nächste Woche begleiten? Haben Sie die neuesten Zeitungen gesehen oder gehört, daß die Yokohama Players eine Vorstellung von

*Romeo und Julia* geben? Mrs. Lunkchurch hat sich freundlicherweise bereiterklärt, neben Mrs. Grimms *Romeo* die weibliche Hauptrolle zu spielen. »Haben Sie je auf den Brettern gestanden, haben Sie Theater gespielt, Ma'am?«

»Nur bei den Krippenspielen im Pensionat«, sagte sie. »Und nicht sehr gut... oh!«

Eine Bö hatte Sir Williams Zylinder erfaßt und ließ ihn durch die Luft wirbeln; Babcott konnte seinen gerade noch festhalten, Angélique war nicht schnell genug, und ihr Hut segelte wie viele andere auf der Promenade davon, begleitet von Flüchen, Stöhnen, Jubel und Lachen. Sie mischte sich unter die Menge und eilte hinterher, aber Babcott fing den Hut ein, ehe er zum Strand hinunterrollte. Sir Williams Zylinder wurde von Phillip Tyrer aufgehalten, der ihn schnell übergab, um dann seinem eigenen nachzulaufen.

»Mein bester Hut«, sagte Sir William säuerlich und bürstete den Schmutz ab, der verdächtig nach Jauche aussah. Angéliques Hut hatte keinen Schaden genommen; lächelnd setzte sie ihn wieder auf und befestigte ihn mit der Hutnadel. »Danke, George, ich dachte schon, er würde ein Bad nehmen.«

»Ich auch. Dürfen wir Sie zum Lunch einladen?«

»Danke, aber ich möchte heute nicht ausgehen.«

Bald hatten sie das Tor von Struan's erreicht. Beide Männer küßten Angélique die Hand, und sie verschwand im Haus.

»Entzückende Dame«, meinte Sir William.

»Ja.« Babcott blickte mit gerunzelter Stirn aufs Meer hinaus.

Sir William folgte seinem intensiven Blick. In der Bucht konnte er nichts Ungewöhnliches entdecken. »Was ist los?«

»Ihre Periode hat begonnen.«

»Allmächtiger, haben Sie sie untersucht? Oder Hoag? Warum zum Teufel haben Sie mir nichts gesagt?«

»Wir haben sie nicht untersucht. Ich weiß es einfach, das ist alles.«

»Hä? Wie haben Sie...« Er hielt inne, als MacStruan und Dimitri vorbeigingen. »Morgen, guten Morgen«, sagte er ungeduldig. Dann nahm er Babcott beim Arm und ging mit ihm die Straße entlang in Richtung Gesandtschaft. »Woher wissen Sie das?«

»Mein Gott, ich bin Arzt. Ich habe sie gestern gesehen, und als ich sie heute ohne Schleier sah, sprang es mir ins Auge. Ihr Gesicht war ein bißchen aufgedunsen, und als sie ihrem Hut nachlief, bemerkte ich ihren gehemmten Gang.«

»Verdammt, ich habe nichts bemerkt! Allmächtiger Gott! Sind Sie sicher?«

»Nein, aber ich würde hundert Guineas gegen einen Furz wetten.«

Sir William zog die Stirn in Falten. »Würde Hoag es auch bei bloßem Anschauen merken?«

»Kann ich nicht sagen.«

»In dem Fall informieren Sie ihn nicht.«

»Warum denn das?«

»Es wäre am besten, wenn es unter uns beiden bliebe.« Dann fügte Sir William freundlich hinzu: »Lassen wir Angélique ihre Karten so ausspielen, wie sie möchte. Es ist ihr Spiel, ihres und das von Tess Struan, nicht unseres. Uns geht das nichts mehr an.«

Am frühen Nachmittag kamen vier Bakufu-Häscher durch das Yoshiwara-Tor. Trotz des Wetters bewegte sich der traditionelle, gemächliche Zug der Kurtisanen, begleitet von Zofen, auf und ab, um ihren Putz einander und den Gruppen von Gai-Jin vorzuführen, die in den Cafés und im Teehaus saßen und tranken und Stielaugen machten; wenn der Wind ein paar dekorative Schirme in die Luft entführte, lachten sie.

Von Zeit zu Zeit trat einer der Häscher zum Türsteher einer Herberge oder zum Chef eines Teehauses. Sofort verneigte sich die betreffende Person unterwürfig und versicherte: »Nein, Herr, der Ver-

räter Hiraga ist nicht gesehen worden, nein, Herr, danke, Herr, ja-wohl, sofort, Herr, nein, ich kenne ihn nicht, Herr.«

Fast jeder wußte, wo er war, aber sie wahrten ihr Schweigen. Sie haßten die Häscher und wußten, daß keine Belohnung groß genug war, um der Rache der Shishi und dem Abscheu der Schwimmenden Welt nach einem Verrat zu entgehen. In dieser Welt waren Geheimnisse Würze des Lebens und steigerten die Erregung des Tages.

Schließlich bogen die Häscher in die Gasse zur Herberge ›Zu den drei Karpfen‹ ein und hämmerten an das Tor im Zaun.

Hiraga saß in der Falle. Er befand sich auf der anderen Seite des Tors, weil er hier eilig zu entkommen hoffte, da der andere Ausgang blockiert war.

Immer wenn Patrouillen in der Nähe waren, wurde er von Spähern rechtzeitig gewarnt und konnte in sein unterirdisches Versteck im Tunnel fliehen, wo er jetzt ein primitives Bett, Kerzen, Streichhölzer, Nahrung, Schwerter, Pistole und Katsumatas Sprengstoff hatte. Heute, als der Alarm ihn erreichte, entdeckte Hiraga andere Samurai, die den Garten durchsuchten, so daß er keine Möglichkeit hatte, den Brunnen zu erreichen.

In Panik eilte er zum Küchenbereich und hatte gerade noch Zeit, eine dort versteckte Verkleidung anzulegen, die Katsumata ihm gegeben hatte, bis in einigen Metern Entfernung, durch eine Hecke verdeckt, der Anführer der Häscher, ein Feldwebel, an einem sich verneigenden Türsteher vorbeieilte, die Sandalen von den Füßen schleuderte und auf die Veranda des Haupthauses stapfte.

Raiko, die nicht wußte, daß Hiraga sein Versteck nicht erreicht hatte, kam heraus, um den Feldwebel zu begrüßen, kniete nieder und verneigte sich mit liebenswürdiger Miene.

Innerlich zitterte sie, denn dies war bereits der dritte Tag, an dem sie zu Durchsuchungen kamen. »Guten Tag, Herr, bedaure sehr, die Damen ruhen und sind nicht bereit, Kunden zu empfangen.«

»Ich möchte eine Durchsuchung durchführen.«

»Mit Vergnügen. Bitte, folgen Sie mir.«

»Gehen Sie zur Küche.«

»Küche? Bitte, bitte folgen Sie mir.« Freundlich ging sie voran. Als sie Hiraga mit gesenktem Kopf unter einem Dutzend Köchen und Arbeitern entdeckte, blieb ihr Herz stehen.

Hiraga starrte vor Schmutz, sein Kopf war von der verfilzten Perücke bedeckt, die Katsumata in Hodogaya getragen hatte, und bis auf ein fleckiges Lendentuch und ein zeretztes Unterhemd war er nackt. »Binde dir einen Kieselstein unter den Fußrist, Hiraga«, hatte Katsumata geraten. »Dein Gang verrät dich genauso wie dein Gesicht; schmier dir Dreck in Gesicht und Achselhöhlen, noch besser Dung, und gib dich als Tellerwäscher aus, spiel nicht, sei einer. In der Zwischenzeit fertigst du Brandsätze an, bringst das auch Takeda bei und hältst dich für meine Rückkehr bereit...«

Der Feldweibel mit dem wettergegerbten Gesicht stand mit in die Hüften gestemmtten Fäusten schweigend da und sah sich um. Genau. Jede Ecke, jeder Schrank, jeder Lagerraum wurde untersucht. Reihen von seltenen Gewürzen, Tees, Sakéfässern und Flaschen mit Gai-Jin-Schnaps, Säcke mit feinstem Reis. Er knurrte, um seinen Neid zu verbergen.

»Du! Chefkoch!« Der beleibte, erschrockene Mann hob den Kopf. »Da hinüber! In einer Reihe aufstellen, ihr alle.« In ihrer Eile, ihm zu gehorchen, stolperten die Männer übereinander. Stark hinkend schob Hiraga sich in die Reihe. Flüche murmelnd starrte der Samurai jeden Mann durchdringend an, während er die Reihe entlangging. Als er zu Hiraga kam, krauste er angewidert über den Gestank die Nase. Dann ging er zum nächsten Mann weiter, zum übernächsten, wieder zum nächsten, und schließlich machte er seiner angestauten Wut Luft, indem er den letzten Mann in der Reihe anschrie. Dieser sackte vor Schreck erstarrt in sich zusammen. Dann stapfte der Feldweibel wieder zurück und baute sich breitbeinig vor Hiraga auf. »Du!« bellte er. »Du!«

Raiko wäre fast in Ohnmacht gefallen. Alle hielten den Atem an. Hiraga warf sich Demut vortäuschend bäuchlings zu Boden und stemmte die Füße gegen die Mauer, um sich auf die Beine des Feldwebels stürzen zu können. Doch der Mann begann zu schimpfen: »Eine Schande für die Küche bist du, und Sie«, er wirbelte zu Raiko herum, die erschrocken an die Mauer zurückgewichen war, während es Hiraga gerade noch rechtzeitig gelang, den Sprung zu unterlassen, »Sie sollten sich schämen, einen mit Dung bedeckten Kerl wie diesen in einer Küche für die Reichen zu beschäftigen.« Sein eisenharter Zeh traf den Beschimpften an Hals und Schultergelenk, und Hiraga schrie in echtem Schmerz auf. Fast hätte er die Perücke verloren. In panischer Angst hielt er sie fest und hob die Hände über den Kopf. »Werfen Sie ihn raus! Wenn dieser Flohsack bei Sonnenuntergang noch hier oder in der Yoshiwara ist, lasse ich Ihr Haus wegen Unsauberkeit schließen. Rasieren Sie ihm den Kopf!« Noch ein Tritt, und er marschierte davon.

Niemand rührte sich, bis die Entwarnung kam. Danach rappelten sich alle vorsichtig auf; Dienerinnen eilten mit Riechsalz für Raiko herbei, die auf sie gestützt davonwankte, während die Küchenarbeiter Hiraga auf die Füße halfen. Er hatte Schmerzen, ließ sich aber nichts anmerken. Sofort zog er sich aus, ging in die Quartiere der Dienerschaft und wusch sich. Angewidert schrubbte und schrubbte er an sich herum – er hatte gerade noch Zeit gehabt, seine Hände in den nächsten Eimer mit den Fäkalien der Nacht zu tauchen, sich zu verschmieren und auf einen Platz in der Nähe der Feuer zu eilen.

Als er halbwegs zufrieden war, ging er nackt zu seinem Haus, um erneut zu baden, diesmal in heißem Wasser, sicher, er werde sich nie wieder sauber fühlen. Raiko fing ihn auf der Veranda ab. Auch sie hatte sich noch nicht ganz von ihrem Schrecken erholt.

»Tut mir so leid, Hiraga-sama, der Späher hat uns nicht gewarnt, aber der Samurai in diesem Garten... Heißes Wasser und eine Bade-

dienerin erwarten Sie drinnen, aber jetzt, bedaure sehr, sollten Sie vielleicht gehen, es ist zu gefährlich...«

»Ich warte auf Katsumata, dann werde ich gehen. Er hat Sie für den Dienst gut bezahlt.«

»Ja, aber die Häscher...«

»*Baka!* Sie sind für das Warnsystem verantwortlich. Wenn ein weiterer Fehler passiert, ist Ihr Kopf im Eimer!«

Mit grimmiger Miene stapfte er ins Badehaus, wo die Dienerin sich so schnell auf die Knie warf und verneigte, daß sie sich den Kopf anstieß. »*Baka!*« schnaubte er. Er hatte seine schreckliche Angst noch nicht überwunden und den fauligen Geschmack von Furcht im Mund. Er kauerte sich auf dem winzigen Hocker zusammen und wartete darauf, daß die Magd ihn abbürstete. »Beeil dich!« *Baka*, dachte er wütend. Alle sind *baka*, Raiko ist *baka*, aber nicht Katsumata – der ist nicht *baka*, der hatte wieder einmal recht: Ohne die Scheiße wäre ich tot.

Die Abenddämmerung war eine geschäftige Zeit in der Yoshiwara von Edo, der größten und feinsten in ganz Nippon, die fast zweihundert Morgen bedeckte und wo Katsumata und andere Shishi oder Ronin sich sicher verstecken konnten – wenn sie akzeptiert wurden.

Katsumata wurde ohne weiteres akzeptiert. Geld war für ihn kein Problem. Er bezahlte bei der Dienerin Suppe und Nudeln und schlenderte gemächlich dem Haus der Glyzinie zu, noch immer als Bonze verkleidet, obwohl er jetzt einen falschen Schnurrbart trug und anders angezogen war; seine Schultern waren durch Polster verbreitert, und sein Gewand war üppiger.

Überall wurden bunte Laternen entzündet, frische Blumenarrangements wurden gesteckt. In den Teehäusern und Herbergen wurden Geishas, Kurtisanen und Mama-sans gebadet und bereiteten sich

auf die Nacht vor. In den Küchen herrschte summende Aktivität, Männer hackten und würfelten Zutaten und bereiteten Saucen, Zuckerwerk, Dekorationen und große Kessel voll erlesenstem Reis vor, säuberten Fische und füllten sie liebevoll mit Marinade.

Man hörte viel Gelächter. Hier und da war jemand unglücklich, dachte tränenreich an zugeteilte Kunden oder Fremde, die empfangen, mit Lächeln und Lachen willkommen geheißen und zufriedengestellt werden mußten – statt der jungen Liebhaber, nach denen ihre Herzen sich sehnten, doch das Sehnen mußte man vergessen und schlafen lassen. Wie immer wurden diese Mädchen von den Mama-sans und älteren, erfahrenen Kurtisanen besänftigt, und sie riefen ihnen dasselbe Dogma in Erinnerung, das nun auch Meikin dem Mädchen Teko in Erinnerung rief, der *maiko* Koikos, die jetzt in Tränen aufgelöst ihrem ersten Auftreten als Kurtisane in der bevorstehenden Nacht entgegensah. »Trockne deine Tränen, Mondstrahl, akzeptiere ohne nachzudenken die traurige Kürze des Lebens, akzeptiere, was vor dir liegt, lache mit deinen Schwestern, genieße den Wein und die Lieder und deine hübschen Kleider, betrachte den Mond oder eine Blüte und laß dich mit dem Strom treiben wie ein Kürbis, der flußabwärts treibt. Und nun lauf.«

Ich werde nicht hinnehmen, daß Katsumata meine Koiko für die gute Sache verraten hat, dachte Meikin mit wehem Herzen. Es war nicht notwendig, daß er meiner Koiko diese weibliche Shishi aufdrängte! Er war *baka*, eine so wunderbare Quelle von Einfluß aus Yoshis Schatten dahingehen zu lassen! Aber es ist passiert. Vorbei. Nimm deinen eigenen Rat an, Meikin: Laß dich treiben. Was spielt das in Wahrheit für eine Rolle?

Ich akzeptiere, daß es eine Rolle spielt. Koiko war für uns alle wichtig, nicht zuletzt für Yoshi, der jetzt erbarmungslos gegen alle Shishi ist.

Wieder setzte sich die Mama-san vor ihren Spiegel. Das Bild erwiderte ihren starren Blick. Ihre dicker als gewöhnlich aufgetragene



Schminke konnte die Schatten und die Sorgenfalten nicht verdecken.

Ich akzeptiere auch, daß ich schrecklich gealtert bin, seit der Shoya uns gestört hat, Raiko und mich – am Elften Tag des Zwölften Monats. Das ist erst dreiunddreißig Tage her. Nur dreiunddreißig Tage, und ich sehe aus wie ein altes Weib. Dreiunddreißig Tage Tränen, ein Meer von Tränen, und dabei dachte ich, ich sei über alle Tränen hinaus, hätte sie schon vor langer Zeit verbraucht, sie über Liebhaber vergossen, an die ich mich kaum erinnern kann, und einen, den ich noch immer fühlen, riechen und schmecken, nach dem ich mich noch immer sehnen kann, meinen mittellosen jungen Samurai, der ohne Vorwarnung ging, ohne ein Wort oder einen Brief, in ein anderes Teehaus, zu einer anderen Frau, und der das wenige Geld mitnahm, das ich gespart hatte. Und später dann weitere Tränen um meinen kleinen Sohn, tot beim Feuer im Haus seiner Pflegeeltern, sein reicher alter Kaufmannsvater davongewandert wie der andere, mein Selbstmord erfolglos.

Zu viele Schwimmende Jahre. Zweiunddreißig Jahre dahingetrieben, eines für jeden der quälenden Tage. Jetzt bin ich dreiundvierzig, heute vor dreiundvierzig Jahren wurde ich geboren. Was soll ich jetzt tun? Bald wird Herr Yoshi Bezahlung verlangen. Karma.

Ich akzeptiere, daß ich Koiko ausgebildet, sie angeboten, für sie garantiert habe. Was kann ich sonst noch demütig offerieren? Was kann ich tun?

Ihr Spiegelbild gab keine Antwort.

Ein Klopfen. »Herrin, Katsumata-sama ist hier, er ist früher gekommen.«

Ihr Magen fühlte sich hohl an. »Ich komme sofort.«

Um sich zu beruhigen, trank Meikin etwas von dem Gai-Jin-Brandy, den Raiko ihr gegeben hatte. Als sie sich besser fühlte, ging sie hinaus und durch den Korridor zum Empfangsraum für Gäste, dessen Hölzer, Tatamis und Shoji-Türen aus erlesensten Materialien

waren. Wunderbar geschmackvoll. Erkauft und bezahlt mit so viel Mühe und Schmerzen und Liebesdienerei, doch durch Koiko war ihr Haus überaus gewinnbringend und eine Freude für ihre Bankiers. Heute hatte sie eine Verabredung mit ihnen. »Wir bemerken, tut uns leid, daß Ihre Einnahmen im Vergleich zum letzten Monat beträchtlich gesunken sind.«

»Das ist die Jahreszeit, eine schlechte Saison für alle Teehäuser, ungewöhnlich kalt. Mit dem Frühjahr wird das Geschäft besser werden. Wir haben für das Jahr schon großen Gewinn gemacht, keine Sorge.« Aber sie wußte – und wußte, daß auch die Gyokoyama dies wußten –, daß der größte Teil ihres Gewinns Koiko zu verdanken war und nun nur noch ein hauchdünner Vorhang zwischen ihr und dem Ruin hing. Wenn Yoshi sich entschied.

Warum also mein Risiko erhöhen, indem ich hier Shishi zulasse, fragte sie sich. Vor allem Katsumata – er ist jetzt der wichtigste von Yoshis Feinden. Was spielt das für eine Rolle? Das Gute ist nicht vom Schlechten zu trennen, das Schlechte muß man bewältigen und sich am Guten erfreuen. Aufregend, zu den Shishi zu gehören, ihre Tapferkeit und *sonno-joi*, ihr Kampf um Freiheit vom Joch der Jahrhunderte, sie opfern ihr Leben für den Kaiser, alle so jung und heldenhaft, zum Mißerfolg geboren, so traurig. Und falls sie gewinnen sollten, würden die, die als nächste regieren, uns von unserem jahrhundertealten Joch befreien?

Nein. Niemals. Nicht uns, nicht die Frauen. Wir werden bleiben, wo wir jetzt auch sind, in der Knechtschaft des Yang.

Ihre Augen sahen den Mond durch eine vom Sonnenuntergang gerötete Wolke brechen, für einen Augenblick unvergleichlich, um dann wieder verschluckt zu werden. Das Rot färbte sich zum Braun und dann Gold und dann zu dunkler werdenden Flammen – in einem Augenblick lebendig, im nächsten tot.

»Schön, *neh?*«

»Ja, Katsumata-sama, so traurig und so schön, ja. Ah, sie haben

Tee gebracht. Es tut mir so leid, daß Sie uns verlassen.«

»Ich werde in wenigen Tagen zurück sein. Haben Sie noch etwas von Raiko? Irgend etwas Neues über die Gai-Jin, ihre Pläne?«

Meikin schenkte ihm Tee ein und hielt einen Augenblick inne, um die prächtigen Schalen zu bewundern. »Es scheint, daß Herr Yoshi sich mit dem Gai-Jin-Führer getroffen hat, um sich mit ihnen anzufreunden.« Sie gab Furansu-sans Information weiter, die Raikos Abgesandter ihr vor ein paar Nächten zugeflüstert und die sie ihm bisher verschwiegen hatte. »Außerdem hat der Gai-Jin-Doktor hier heimlich am selben Tag den *taikō* untersucht und ihm Gai-Jin-Medizin gegeben – wie ich höre, soll es ihm bessergehen.«

»*Baka*«, sagte er angewidert.

»Ja. Dieser Arzt sollte gestoppt werden. Raikos Quelle sagt, daß er morgen oder übermorgen wiederkommt, um den *taikō* erneut zu sehen.«

»*So ka?*« Sein Interesse verdoppelte sich. »Wo? In der Burg?«

Sie schüttelte den Kopf. »Nein. Das ist das beste, außerhalb der Mauern, im Palast von Zukumura dem Idioten, wie letztes Mal.«

Sein Gesicht verzerrte sich. »So viele Möglichkeiten, Meikin, seltene Möglichkeiten. Genau wie Utani, *neh?* So verlockend. Utanis Tod erschütterte ganz Nippon! Hiraga? Hat man ihn schon gefaßt?«

»Nein, der oberste Gai-Jin hat Akimoto gehen lassen, und Takeda ist auch noch immer in Sicherheit.« Sie beobachtete ihn, fragte sich, was er denken mochte, und fügte leise hinzu: »Noch zwei letzte Tatsachen, die Sie erfahren sollten. Herr Yoshi war bei dem Treffen des Arztes mit dem *taikō* anwesend, ebenfalls mit nur wenigen Wachen. Wie ich höre, wird er jetzt wieder dabeisein.« Sie sah seine Augen in dem Licht glitzern, das den Raum durchdrang, und empfand plötzlich Furcht, da sie seine unterdrückte Gewalttätigkeit spürte.

»Yoshi und Anjo zusammen, diese Hunde zusammen außerhalb

der Mauern? Eeee, Meikin, wie außergewöhnlich!« Katsumata zitterte vor Erregung. »Können Sie herausfinden, wann genau der Arzt eintrifft?«

Sie beugte sich vor, fast krank vor Hoffnung, und flüsterte: »Ein weiterer Kurier soll heute abend kommen. Dann werde ich es wissen, Raiko wird verstehen, welche entscheidende Chance das für uns sein könnte, für uns alle, um viele Rechnungen zu begleichen.«

Es war tatsächlich eine einmalige Gelegenheit, wenn es dazu kam. Er zog die Stirn in Falten. »Ich kann hier nicht warten oder heute nacht zurückkehren. Wann war das andere Treffen, um welche Tageszeit?«

»Früh.«

Sein Stirnrunzeln vertiefte sich und verschwand dann. »Meikin, alle Shishi werden Ihnen danken. Wenn das Treffen morgen stattfindet, lassen Sie mir sofort die Zeit übermitteln, in die Herberge ›Zum blauen Himmel‹ in der Nähe der Brücke in Nihonbashi.«

Er verneigte sich, sie verneigte sich, und einstweilen waren beide zufrieden.

Die Brücke in Nihonbashi galt als Teil der Tokaidō am Rande von Edo. Die Nacht war schwarz und kalt, der Himmel bewölkt, Mitternacht noch Stunden entfernt. Die Herberge ›Zum blauen Himmel‹ lag in einer schmutzigen kleinen Gasse, war eines der ärmlicheren Etablissements, ein nichtssagendes, auffälliges zweistöckiges Haus mit Außengebäuden, Küchen und ein paar separaten Einzimmer-Häuschen im Garten hinter den Mauern. Auf der Veranda eines dieser Häuser saß Katsumata und meditierte. Gegen die Kälte trug er ein wattiertes Gewand, und er erfreute sich an dem Garten, der im Gegensatz zu den Gebäuden sorgfältig gepflegt war.

Bunte Laternen zwischen erlesenen Pflanzen um einen winzigen Bach herum, eine Brücke, das beruhigende Geräusch von plät-

scherndem Wasser und das Klapp-Klapp der sich drehenden Bambusschale, die sich mit Wasser aus dem Miniaturwasserfall füllte und leerte, solange das Wasser floß. Katsumatas lautloser Shishi-Leibwächter blieb einen Augenblick stehen, gab ihm ein Zeichen, daß alles in Ordnung war, und setzte seinen Rundgang um die Herberge fort.

Katsumata war zufrieden, seine Pläne geschmiedet. Zwei Shishi sollten sich ihm am Morgen auf dem Weg nach Yokohama anschließen, dieser Wachmann und noch ein anderer. Indem er diese beiden sowie Hiraga, Takeda und Akimoto opferte, kam es bestimmt zum Brand in der Niederlassung und damit zur Beschießung und zur Vernichtung Edos mit allen sich daraus ergebenden Folgen. In letzter Minute würde er das Anzünden der Kirche übernehmen, wie er es immer geplant hatte, und Hiraga gestatten, den Angriff gegen das Kriegsschiff zu führen. So würde er reichlich Gelegenheit zur Flucht haben, während die anderen nicht entkommen konnten.

Seine Finger spielten mit dem Heft eines Langschwertes, das auf seinem Schoß lag. Er genoß die Berührung des feinen Leders und sah sich schon als Held dieses Anschlags, der *sonno-joi* aus der Apathie herausreißen und seine Führerschaft über die neu gebildeten Shishi-Kader sichern würde.

Weiter: Yoshi und Anjo, so verlockend sie auch sein mochten, waren nicht so wichtig wie Yokohama. Daher hatte er sie anderen Shishi überlassen. Sie verfügten über nicht genug Leute, um einen Frontalangriff zu führen, daher hatte er sich einen Hinterhalt ausgedacht. Ein Hinterhalt könnte Erfolg haben, obwohl das nicht sehr wahrscheinlich war, aber die bloße Kühnheit der Tat würde wieder einmal erhebend sein. Dazu mußte er den genauen Zeitpunkt der Rückkehr des Arztes wissen. Wenn er von Meikin erfuhr, daß es morgen sein würde, würde er bestimmte Männer alarmieren und in einer nahen Herberge diese Selbstmordmission abwarten.

Es wird ausreichen, wenn der Hinterhalt ganz dicht bei der Burg gelegt wird, sagte er sich, schwindlig vor Erregung. Das, zusammen mit Yokohama, wird *sonno-joi* sichern und für eine großartige Zukunft sorgen. Wenn nur mehr Zeit zur Vorbereitung wäre! Ach, Zeit! »Zeit ist ein Gedanke«, hatte er seinen Schülern in den Zen-Klassen gesagt und durch das Öffnen und Schließen seiner Faust betont. »Die Zeit existiert, aber sie existiert auch nicht, sie ist dauerhaft und unbeständig, fest und dehnbar, notwendig und überflüssig, man kann sie in der Hand halten und sich fragen: Warum?«

Feierlich öffnete er die Handfläche und starrte sie an. Dann kicherte er. Was für ein Unsinn! Aber ach, wie diese Jungen sich das Gehirn zermarteten, um einen Sinn zu suchen, wo es keinen gab, vor allem Ori und Hiraga, meine besten Schüler, zukünftige Führer, wie ich gehofft hatte. Aber Ori ist tot, und Hiraga ist korumpiert und verräterisch.

Das Geklapper der Wassermühle war tröstlich. Das Plätschern des Wassers auch. Er fühlte sich vital, angefüllt mit Plänen und Ideen, die Zukunft war wieder köstlich, keine Müdigkeit heute nacht, reichlich Zeit, damit Meikin jemanden schicken konnte...

Im Gebüsch bewegte sich ein Schatten, dann noch einer, er hörte ein leises Geräusch im Hintergrund, und schon war er auf den Füßen, das Schwert in der Hand, und raste auf die Geheimtür zu, die in den Büschen verborgen war. Doch drei als Ninjas gekleidete Männer kamen aus dem Schatten und versperrten ihm mit erhobenen Schwertern den Weg. Sofort fuhr er herum, wollte einen anderen Weg einschlagen, doch da waren weitere Ninjas, der ganze Garten füllte sich, einige bewegten sich auf ihn zu, andere standen reglos und warteten, bis er zu ihnen kam. Sofort führte er einen wilden Angriff gegen ein leichtes Ziel, die vier Männer, die ihn von links einkreisten. Er tötete einen, die anderen verschwanden so schnell, wie sie gekommen waren. Ein plötzlicher Schmerz in seinen Augen, der ihm die Sicht nahm, Säurepulver, das sie ihm ins

Gesicht geschleudert hatten. Gequält brüllte er auf, warf sich blind auf den Feind. Der rasende Zorn darüber, daß man ihm eine Falle gestellt und ihn überlistet hatte, verlieh seinen Armen wahnsinnige Kraft und seinen Füßen Flügel.

Sein Schwert fand Fleisch, der Mann schrie auf, sein Arm war abgetrennt; Katsumata duckte sich und schlug blindlings wieder zu, sprang nach links und rechts und wieder nach links, vollführte Finnten und versuchte, seine Augen sauberzuwischen. Er wand sich, schlug zu, stürzte panisch hierhin und dorthin und rieb sich die Augen.

Für einen Augenblick konnte er sehen. Ein offener Pfad zur Sicherheit und der Zaun lagen vor ihm. Wild sprang er vorwärts, doch ein ungeheurer Schlag auf seinen Hinterkopf ließ ihn taumeln. Verzweifelt drehte er sein Schwert um, damit er in die Klinge fiel, aber ein weiterer Hieb schlug es ihm aus der Hand und brach ihm den Arm. Er kreischte. Sein Bewußtsein schwand.

Das kreiselnde schwarze Loch war eine Ewigkeit von Schmerz mit roten und grünen Blitzen hinter seinen Augen. Er konnte nichts sehen und nichts hören bis auf ein ungeheures Hämmern. Seine Brust stand in Flammen, sein Herz raste, alle seine Körperöffnungen waren außer Kontrolle. Eisiges Wasser näßte ihn, und er keuchte. Noch ein Schwall in sein Gesicht, dann noch einer. Hustend und ächzend kam er aus der Dunkelheit. Qualvoller Schmerz in seinem gebrochenen Arm, der Knochen war gesplittert und stand heraus; er kam zu sich und konnte wieder sehen. Er lag, alle viere von sich gestreckt, auf der Erde, hilflos. Auf beiden Hand- und Fußgelenken stand je ein Ninja, doch nein, es waren keine Ninjas. Nun hatten sie die Masken abgenommen, und er erkannte Abeh, der über ihm stand. Dann sah er Yoshi in der Nähe, dunkel gekleidet, aber anders als die Kämpfer. Zwanzig oder dreißig weitere umgaben sie. So still wie die Nacht und der ganze Bezirk.

»Aha, Katsumata! Katsumata der Rabe, Katsumata der Shishi, der

Schutzherr der Frauen«, sagte Yoshi mit überaus freundlicher Stimme. »Was für ein Jammer, daß Sie leben. Die Wahrheit, bitte. Koiko war Teil Ihrer Verschwörung, *neh?*«

Katsumata versuchte in panischer Angst, seinen Verstand zu sammeln, und als er nicht gleich antwortete, verdrehte der Samurai, der auf seinem gebrochenen Arm stand, boshaft den herausragenden Knochen, und er brüllte auf. Der eiserne Wille, den er immer zu besitzen geglaubt hatte, war ihm zusammen mit seiner Freiheit abhanden gekommen. »Bitte, o bitte...«

»War Koiko Teil Ihrer Verschwörung?«

»Nicht meiner Verschwörung, Herr, es war ihre und die der Mama-san, Herr«, stammelte der gebrochene Mann. Sein Kopf und sein Arm brannten wie Feuer, der Schmerz war unerträglich. »Nein... sie war... sie war es, sie und die Mama-san, nicht ich, Herr, ich hatte nichts damit zu tun, sie war es, sie und Meikin, ihre Mama-san, nicht ich, sie waren es, ich nicht...«

»So *ka?* Und Sumomo, die Shishi, die mit Ihnen durch den Tunnel entkam, den Kyōto-Tunnel, erinnern Sie sich? Erinnern Sie sich an Sumomo? Sie haben Koiko erpreßt und ohne ihr Wissen Sumomo insgeheim den Befehl zum Mord gegeben, *neh?*«

»Sum...momo, Herr? Ich weiß nicht, wer sie ist... nichts mit mir zu tun, nichts...« Die Worte gingen in einen weiteren Schrei über, als der Mann, der auf seinem Arm stand, sein Gewicht verlagerte.

Yoshi seufzte. Sein Gesicht war maskenhaft. Er winkte Meikin, die auf einer Seite stand, außerhalb von Katsumatas Blickfeld. Inejin stand neben ihr. »Haben Sie Ihren Ankläger gehört, Meikin?«

»Ja, Herr.« Schwankend trat sie vor, ihre Stimme klang leise und zitterig. »Bedaure sehr, er ist ein Lügner. Wir waren niemals Teil irgendeiner Verschwörung gegen Sie, niemals, er ist ein Lügner. Wir sind schuldlos.« Sie schaute auf Katsumata nieder, verachtete ihn, war froh, ihn verraten zu haben und nun gerächt zu sein – seine Feigheit und daß man ihn lebendig gefangen hatte, waren mehr, als



sie je zu hoffen gewagt hatte.

»Lügner!« zischte sie und wich zurück, als er zu toben begann und versuchte, an sie heranzukommen, bis ein anderer von den Männern ihn trat und er keuchend und anfallsweise stöhnend nach hinten fiel. Keiner von ihnen empfand Mitgefühl.

Meikins Kopf dröhnte, und sie hatte einen üblen Geschmack im Mund. »Aber, Herr, tut mir leid, es stimmt schon, daß ich ihn kannte, und mein Schatz kannte ihn auch, aber nur als alten Kunden, nur das. Er war ein alter Kunde, und ich wußte damals nicht, wer er war oder was dieses...« Sie zögerte und suchte nach einem Wort, das ihre Verachtung ausdrückte. »Was dieses... dieses Ding wirklich getan hat.«

»Ich glaube Ihnen, Meikin. Gut, endlich die Wahrheit. Gut. Und weil er ein Lügner ist, können Sie ihn haben, wie ich Ihnen zugesagt habe.«

»Danke, Herr.«

»Gehorcht ihr«, sagte er zu Abeh, »und bringt sie dann hinaus.«

Er schlenderte davon. Alle Männer gingen mit ihm, umringten ihn, schirmten ihn ab. Nur Abeh und die, die den ausgestreckt am Boden Liegenden festhielten, blieben zurück. Katsumata stöhnte und verlor wieder das Bewußtsein. Meikin wartete. Sie genoß den Augenblick, um ihretwillen, um Koikos willen, um der ganzen Schwimmenden Welt willen. Es war so selten, daß man seine Rache bekam, so selten.

»Bitte, zieht ihn aus«, sagte sie ganz ruhig. Die Männer gehorchten ihr. Sie kniete nieder und zeigte Katsumata ihr Messer. Es war klein, aber für ihre Zwecke ausreichend. »Verräter, du wirst nicht in der Hölle herumhuren, wenn es eine Hölle gibt.«

Als nach einer langen Weile die Schreie erstarben, gab sie ihm den Rest, indem sie ihn abstach wie ein Schwein. »Das bist du«, murmelte sie, wischte ihr Messer sauber und schob es in ihren Obi. Noch immer hatte sie Blut an Händen und Ärmeln.

»Bitte, ich nehme das«, sagte Abeh, dem von ihrer Rache übel war. Schweigend gab sie ihm das Messer und folgte ihm in den Hof, umgeben von Männern. Yoshi erwartete sie. Sie kniete im Schmutz nieder. »Danke, Herr. Ich glaube, er hat es bereut, Sie verraten zu haben, uns verraten zu haben, ehe er ging. Danke.«

»Und Sie, Meikin?«

»Ich habe Sie niemals verraten, ich habe Ihnen alles gesagt, was ich weiß, und Ihnen heute abend den Verräter ausgeliefert.«

»Und?«

Ohne Angst sah sie ihn offen an; nicht viele konnten seinem Blick standhalten. Sie aber sah ihn als Mann, als einen von tausend Kunden oder Beamten, denen sie in ihrem Leben hatte trotzen müssen, für sich selbst oder ihr Haus. »Es ist Zeit, hinüberzugehen, Herr.« Sie schob die Hand in den Ärmel und holte die kleine Phiole heraus. »Ich kann es hier tun, wenn Sie wünschen, mein Todesgedicht ist geschrieben, die Gyokoyama besitzen das Haus der Glyzinie. Aber ich gehöre zur Schwimmenden Welt«, sagte sie stolz. »Es ziemt sich nicht, befleckt Abschied zu nehmen, mit unreinem Blut an mir und meinen Händen. Ich würde gern sauber davongehen. Ich möchte in mein Haus zurück. Ein Todeswunsch, Herr: ein Bad und saubere Kleider. Bitte?«

## 56

*Dienstag, 15. Januar*

**A**ngélique war unter den Reitern, die auf der Rennbahn von Yokohama im frühen Morgenlicht ihre Pferde trainierten. Sie ga-

loppierte absichtlich allein dahin und beachtete die anderen kaum, wurde aber von allen heimlich beobachtet. Eine Menge Geld ritt an diesem Morgen mit ihr.

»Edward, ist sie es oder ist sie es nicht?« fragte Pallidar, der neben Gornt auf der anderen Seite des Platzes ritt. »Äh, überfällig.«

»Tja, gute Frage.« Gornt schaute zu ihr hinüber und überlegte, was er tun sollte. Sie saß auf einem Rappen, trug ein enganliegendes schwarzes Reitkostüm, schwarze Stiefel und einen Hut mit Halbschleier. »Ihr Schneider ist nicht schlecht, dieses Kostüm habe ich noch nie gesehen.«

»Ja, sehr hübsch, aber sagen Sie schon, was denken Sie? Ich meine, es gibt alle möglichen Gerüchte über Daten, nicht viele von uns hatten jemals... ich meine, kaum einer von uns kennt den Fluch, die Abstände und all das. Haben Sie Geld darauf gesetzt?«

So viel, daß du es nie glauben würdest, dachte Gornt. »Gestern habe ich Hoag unverhohlen gefragt.«

»Großer Gott, einfach so? Das hätte ich nie gewagt, alter Junge.« Pallidar beugte sich zu ihm hinüber. »Was hat er gesagt?«

»Er hat gesagt, daß er auch nicht mehr weiß als wir. Sie wissen, wie er ist, also glaube ich ihm.« Gornt vermißte ihre Gesellschaft. Sie hatten vereinbart, einander aus dem Weg zu gehen, bis sie sicher war, nicht schwanger zu sein. Vorher konnte nichts beginnen – oder vor dem zweiten Monat. »Es stimmt, es müßte der elfte oder zwölfte sein, obwohl Hoag gesagt hat, sie könne etwas später dran sein, aber nicht viel später. Wenn es nicht kommt, ist sie schwanger.«

»Mein Gott! Das gibt einem zu denken, was? Schwer für sie, wenn sie es ist, armes Mädchen, sehr schwer, wenn man Hongkong, Tess und die Probleme bedenkt. Und noch schwerer, wenn sie es nicht ist, falls man den Gerüchten glaubt – ich weiß wirklich nicht, was schwerer wäre.« Signalhörner ertönten vom Steilufer über dem Rennplatz, wo das Zeltlager der Soldaten lag. »Verdammte Scheiße«,

murmelte Pallidar.

»Was?«

»Das heißt ›Rückkehr zur Basis‹. Vermutlich hat der General bloß einen Kater und will jeden anschnauzen.«

»Begleiten Sie morgen Sir William?«

»Zum Treffen mit Yoshi in Kanagawa? Vermutlich. Ich bin im allgemeinen das Mädchen für alles. Ich sollte besser gehen. Dinner in der Messe?«

»Danke, gern.« Gornt sah zu, wie Pallidar sein Pferd eine makello-se Pirouette drehen ließ, um dann davonzugaloppieren und sich unter die anderen Armeecoffiziere zu mischen. Er sah, wie Hoag aus der Niederlassung kam, um sich dem Korso anzuschließen. Der Doktor ritt gut und saß für einen so schweren Mann leicht im Sattel. Er beschloß, ihn abzufangen, und gab seinem Pferd die Sporen – einem braunen Hengst, dem besten im Stall von Brock's. Er ließ ihn galoppieren, doch dann überlegte er es sich anders. Für heute war er genug geritten. Sie würden es bald hören, Hoag würde niemals diese Neuigkeit für sich behalten können, wenn es soweit war.

Ehe er den Platz verließ, winkte er Angélique zu und rief laut: »Guten Morgen, Ma'am, Ihr Anblick ist eine Freude an einem kalten Tag.«

Sie blickte auf, aus ihren Gedanken gerissen. »Oh, danke, Mr. Gornt.«

Er sah ihre Melancholie, aber sie lächelte ihm zu. Beruhigt trabte er weiter. Nicht nötig, sie zu drängen. Zuerst muß ich wissen, ob sie schwanger ist oder nicht. Mir wäre beides recht.

Angélique hatte sich gefreut, ihn zu sehen, sie genoß seine offene Bewunderung, seine Eleganz, seine Männlichkeit. Das ewige Warten, das Alleinsein, die Trauer und das Verschweigen aller Geheimnisse zermürbte sie – der frühmorgendliche Ausritt, gelegentliche Spaziergänge, die Lektüre aller neuen Bücher, die sie auftreiben konnte, Gespräche mit Vargas über Seide und Seidenraupen und

der Versuch, sich dafür zu begeistern, waren der einzige Luxus, den sie sich gönnte. Dann sah sie Hoag.

Hoag! Wenn sie weiter galoppierte, würde sie ihn einholen. Im Trab konnte sie ihm ausweichen, und noch leichter war es, kehrtzumachen und nach Hause zu gehen. »Guten Morgen, *Monsieur le docteur*, wie geht es Ihnen?«

»Oh, hallo, Sie sehen gut aus.«

»Danke«, sagte sie. »Aber ich fühle mich nicht besonders wohl.« Ein leichtes Zögern, dann fügte sie beiläufig hinzu: »Eine Frau fühlt sich während dieser Zeit des Monats nie wohl.«

Verblüfft machte er eine heftige Bewegung, und seine Stute warf den Kopf hoch, wieherte, schüttelte den Kopf und erschreckte Angéliques Rappen. Sofort hatten beide ihre Tiere wieder fest in der Hand. »Verzeihung«, sagte er, »ich... ich hatte das Gegenteil erwartet.« Die Plötzlichkeit und ihre Nonchalance verwirrten ihn so, daß er beinahe gefragt hätte: Sind Sie sicher? Ich werde wohl alt, dachte er, über sich selbst ärgerlich, weil er das Offenkundige nicht gesehen hatte – offenkundig nun, da er sie ansah. »Nun, wenigstens wissen Sie jetzt Bescheid.«

»Ich bin schrecklich enttäuscht, Malcolms wegen, aber irgendwie scheint es... mir nichts mehr auszumachen. Natürlich habe ich mir die Seele aus dem Leib geweint, aber jetzt ...«

»Bei allem, was passiert ist, ist das verständlich, Angélique. Besser so. Ich sagte Ihnen schon, solange Sie weinen können, werden Sie keinen Schaden davontragen. Darf ich fragen, wann es begonnen hat?«

Weitere Signaltöne waren von der Steilküste zu hören. »Was ist los? Ich habe gesehen, wie Settry und andere Offiziere eilig davongoritten.«

»Die Signalthörner rufen nur die Offiziere zurück, reine Routine, nichts, worüber man sich Sorgen machen müßte.« Hoag schaute sich um, um sicherzugehen, daß keiner in der Nähe war. »Danke,

daß Sie es mir gesagt haben«, er lachte nervös, »wenn auch ein bißchen plötzlich. Können wir uns unterhalten, während wir reiten?«

»Gewiß«, sagte sie. Sie wußte sehr genau, warum sie es ihm gesagt hatte. Weil sie nämlich Gornt gesehen hatte und Hoag bequemerweise gerade des Weges kam und weil sie wollte, daß der Kampf begann. »Es hat am Sonntag angefangen.«

»Ich weiß nicht, ob ich sagen soll, Sie hätten Glück oder Pech gehabt.«

»Keines von beiden«, sagte sie. »Es war Gottes Wille, und ich akzeptiere es. Mir tut es Malcolms wegen leid, nicht meinetwegen. Für mich ist es der Wille Gottes. Was tun Sie jetzt? Informieren Sie sie?«

»Ja, aber zuerst muß ich Ihnen einen Brief geben.«

Nun war sie verblüfft. »Sie hatten die ganze Zeit einen Brief und haben ihn mir nicht gegeben?«

»Tess bat mich, ihn Ihnen zu geben, falls Sie nicht von Malcolm schwanger wären.«

»Oh.« Sie dachte darüber nach und verspürte eine leise Übelkeit. »Und falls ich es doch gewesen wäre, was dann?«

»Das ist doch nun eine hypothetische Frage, nicht?« sagte er sanft. Ihre plötzliche Blässe machte ihn besorgt. Diese junge Frau ist noch nicht über den Berg, noch lange nicht.

»Ich möchte es wissen.«

»Ich wurde aufgefordert, Ihnen diesen Brief zu geben, falls Ihre Periode einsetze, Angélique. Möchten Sie nun zurück? Ich bringe ihn in Ihre Suite.«

»Danke, aber ich... ich werde warten, bis Sie ihn geholt haben, ich werde vor dem Struan-Building warten.« Sie gab ihrem Pferd die Sporen und ritt voran, beendete die Runde, ohne die anderen zu beachten – alle beobachteten sie. Einer plötzlichen Laune folgend, machte sie kehrt, um mit einem kurzen Galopp die Angst aus ihrem Kopf zu vertreiben. Sporen und Knie und Hände, und das

Pferd flog dahin.

Vor ihr lagen zwei Kirchturmspitzen und der Zaun, außerhalb die Yoshiwara, aber selbst von Mauern umgeben, die Brücke und das Wachhaus. Einen Moment lang fühlte sie sich in der Zeit zurückversetzt, es war, als galoppiere sie in panischer Angst darauf zu, die blutige Tokaidō hinter ihr, ohne Hut, mit zerrissenen Kleidern und zu Tode erschreckt. Die Vision verging, als sie ihr Pferd zügelte – wie lange das alles her zu sein schien. Eine andere Art von Furcht blieb. Der Würfel war gefallen.

Tess' Brief lautete:

*Ich bin sicher, Sie werden mir zustimmen, daß es zwischen uns keiner geheuchelten Liebenswürdigkeiten bedarf.*

*Ich bin froh, daß Sie kein Kind von meinem Sohn tragen. Das macht die Zukunft einfacher und weniger verworren. Ich akzeptiere und anerkenne weder die ›Trauung‹ noch irgendwelche gesetzlichen Ansprüche ihm gegenüber – ganz im Gegenteil.*

*Wenn Sie dies lesen, wird für das Noble House eine neue Ära begonnen haben, oder es wird am Rande des Bankrotts stehen. Wenn das erste eintrifft, wird es teilweise daran liegen, daß Sie die erwähnte Person zu mir geschickt haben.*

*Als Entgelt dafür werde ich der Bank von England treuhänderisch ein Kapital übergeben, das ausreicht, ihnen ein Einkommen von zweitausend Guineas im Jahr zu sichern – falls Sie mir dafür binnen dreißig Tagen vom heutigen Datum an (wenn Ihre Periode sicher festgestellt ist) eine eidesstattliche Erklärung mit folgenden Abmachungen übersenden:*

*Erstens, daß Sie für immer auf sämtliche Ansprüche verzichten, die Sie oder Ihre Vertreter möglicherweise auf das nicht existierende Vermögen meines Sohnes erheben zu können glauben – Ihnen ist klar, daß er als Minderjähriger und niemals legal eingesetzter Tai-Pan keinerlei Vermö-*

gen besaß, das er hätte hinterlassen können.

Zweitens, daß Sie sich einverstanden erklären, niemals mehr den Titel ›Mrs. Malcolm Struan‹ oder jede andere Version davon zu benutzen oder darauf Anspruch zu erheben. (Damit Sie Ihr Gesicht wahren können, schlage ich vor, Sie lassen verbreiten, daß Sie sich mit großem Bedauern dazu entschlossen haben, weil Sie als Katholikin akzeptieren, daß Sie Ihrem Glauben und Ihrer Kirche zufolge nicht gesetzmäßig verheiratet waren – wobei ich die Zeremonie in keiner Weise als gültig anerkenne.)

Drittens, daß Sie Hongkong nie wieder betreten werden, es sei denn, um das Schiff zu wechseln, und nicht versuchen werden, mich zu treffen, mir zu schreiben oder in der Zukunft irgendeinen Kontakt mit mir oder meiner Familie aufzunehmen.

Viertens, daß Ihre eidesstattliche Erklärung von Sir William Aylesbury, dem Gesandten Ihrer Majestät in Japan, offiziell bestätigt und mir durch Dr. Hoag als Bürgen bis zum 14. Februar hier nach Hongkong überbracht wird, etwas über annähernd dreißig Tage von heute an (dem Datum der Festsetzung Ihrer Periode).

Fünftens, daß, falls Sie binnen eines Jahres heiraten, das Kapital aufgestockt werden wird, um Ihr jährliches Einkommen auf dreitausend Guineas für die ersten zehn Jahre zu erhöhen. Bei Ihrem Tode fällt das Kapital an mich oder meine Erben zurück.

Binnen drei Wochen nach Lektüre des vorliegenden Briefes bitte ich Sie, aus dem Struan-Building auszuziehen. Mit heutigem Datum habe ich Mr. Albert MacStruan diesbezüglich Anweisungen gegeben und auch bestimmt, daß von heute an Ihr Kredit bei Struan's endet und irgendwelche von meinem Sohn ausgestellte oder angeblich ausgestellte Chits, bestätigt durch seinen Chop, nicht mehr einzulösen sind – mit Ausnahme derer, die von ihm persönlich unterschrieben und datiert und daher über jeden Zweifel erhaben sind.

Falls binnen drei Wochen Ihre eidesstattliche Versicherung unterzeichnet und für Dr. Hoag bereit ist, ist Mr. MacStruan autorisiert, Ihnen



*unverzüglich fünfhundert Guineas als Anzahlung auf Ihr Treuhand Einkommen auszuhändigen, das binnen dreißig Tagen eingerichtet werden wird; der Betrag wird Ihnen vierteljährlich ausbezahlt.*

*Sollten Sie die obigen Bedingungen ablehnen (ich versichere Ihnen feierlich, daß ich darüber nicht verhandeln werde) oder sollte ich Dr. Hoag bis zum genannten Datum, dem 14. Februar, nicht sehen, werden am folgenden Tag, am Freitag, dem 15., meine Anwälte alle gerichtlichen Schritte gegen Sie unternehmen, die wir für gerechtfertigt halten; als erstes werden wir Sie beschuldigen, vorsätzlich den Tod meines Sohnes herbeigeführt zu haben.*

*Ein Ratschlag: Mr. Skye mag von Nötigung und Drohungen gegen Ihre Person reden – dem ist nicht so. Meine Anwälte teilen mir mit, daß es sich nicht darum handelt, sondern um eine großzügige und legale Art, ein lästiges Problem aus der Welt zu schaffen, das mein Sohn, aus welchen unbedachten Gründen auch immer, verursacht hat.*

*Bitte fordern Sie Dr. Hoag auf, so bald wie möglich mit Ihrer eidesstattlichen Versicherung oder Ablehnung zurückzukehren.*

*Tess Struan, Hongkong, am 28. Dezember im Jahre des Herrn 1862.*

Gornt blickte von dem Brief auf. »Das werden Sie nicht akzeptieren.«

»Dasselbe hat mir Mr. Skye auch gesagt.« Sofort war etwas von Angeliques Zorn verflogen. Sie saß in ihrem Boudoir in ihrem hohen Lehnstuhl, steif und mit beherrschter Miene, Gornt ihr gegenüber. »Ich bin froh, daß Sie das auch so sehen. Ich werde dieser... dieser Frau heute nachmittag in diesem Sinne antworten!«

»Nein, das wäre falsch. Ich habe Ihnen doch gesagt, daß Sie nicht kämpfen sollen, das wäre das Schlimmste, was Sie tun könnten. Sie werden einen Kompromiß schließen!«

Wieder wurde sie aschfahl. »Sie akzeptieren diese... diese Gemeinheit?«

»Ich sage nur, daß Sie zur rechten Zeit einen Kompromiß einge-

hen sollen«, sagte er geduldig. »Ich bin sicher, daß Sie bessere Bedingungen erzielen können.«

»Bedingungen? Soll das heißen, daß Sie dem hier im Prinzip zustimmen? Ich dachte, Sie wären ein Kämpfer und mein Freund, aber Sie lassen zu, daß sie mein Gesicht in den Dreck zieht!«

»Ich weiß, sie hat gesagt, sie würde nicht verhandeln, aber das glaube ich nicht, man kann bessere Vereinbarungen erreichen. Ihr erstes Angebot, zwei- oder dreitausend, macht Sie bereits wohlhabend; fünf, und Sie würden reich sein.«

»Das macht ihre bösen Drohungen und ihre Beleidigungen nicht wieder gut! Ich war rechtmäßig verheiratet. Rechtmäßig!« Angélique stampfte mit dem Fuß auf. »Ich soll darauf verzichten, Mrs. Struan zu sein? Hongkong nicht mehr betreten? Wie kann sie es wagen, so mit mir umzuspringen? Als ob ich... als ob ich eine Schwerverbrecherin wäre!«

»Sie haben recht. Ich werde in Ihrem Namen neu verhandeln.«

»*Merde*, ich will, daß sie gedemütigt, zerschmettert wird.«

»Ich auch, aber dazu ist jetzt nicht der richtige Zeitpunkt.«

»Was?«

»Der große Dirk Struan hat der Familie meiner Mutter, den Tillmans, übel mitgespielt, nicht so schlimm wie Morgan, aber es reicht.« Sein Lächeln war grausam. »Wenn ich Brock's zerstören kann, warum dann nicht auch Struan's? Für mich ist das alles eins. Die Rache ist eine Mahlzeit, die wir in aller Ruhe zusammen genießen können, Stückchen für Stückchen.«

»Können wir das?« Eine plötzliche Wärme fuhr in ihre Lenden. Er sah so zuversichtlich und stark aus. »Wie?«

»Zuerst: Was hat Skye gesagt?«

»Er hat sofort gesagt, wir sollten kämpfen, und mir Papiere gezeigt, die er vorbereitet hat, um sie in Hongkong und London und Paris zu...«

»Paris? Warum Paris?«

Sie erklärte ihm das ›Mündel des Staates‹. »Er sagt, daß ich in Paris als Mündel Frankreichs tatsächlich gewinnen werde. Die Trauung wird nach französischem Recht für legal erklärt, und dann kann ich nach Laune die Bedingungen bestimmen und nicht sie.«

»Hat er irgendwelche Gebühren erwähnt, Angélique?«

Sie errötete. »Das hat nichts mit seinem Ratschlag zu tun.«

»Unsinn«, erwiderte er grob. »Unsere einzige Sicherheit besteht darin, der Wahrheit ins Auge zu sehen und die Spiele zu begreifen, die gespielt werden. Dieser kleine Bastard – bitte entschuldigen Sie, aber ich benutze das Wort bewußt, er ist einer, das habe ich in Hongkong herausgefunden –, dieser kleine Bastard denkt nur an seine Zukunft, nicht an Ihre, und sieht sich schon vor verschiedenen Gerichten diese arme, aber schöne französische Witwe verteidigen und verschiedene Geschworene beeinflussen – und stellvertretend für Sie alles verlieren.«

»Ich verstehe nicht... Warum?«

»Malcolm hat kein Vermögen.«

»Aber... aber Mr. Skye sagt, nach französischem Recht würde...«

»Wachen Sie auf, Angélique!« Seine Stimme klang noch barscher. Es war von entscheidender Bedeutung, sie aus dieser törichten, nutzlosen Wut herauszuholen.

In dem Augenblick, da er ihr Boudoir betreten und gesehen hatte, daß sie die Lippen zusammenbiß, vor Zorn schäumte und einen Brief in der zitternden Hand hielt, war ihm klargewesen, daß es sich dabei um den Brief handelte, von dem Hoag ihm erzählt hatte, daß es daher kein Kind gab und nun Plan A in die Tat umgesetzt werden konnte. Seine Freude war überschäumend gewesen.

Er hatte so getan, als wisse er von nichts, hatte sie fröhlich begrüßt und ihr Komplimente gemacht, doch sie streckte ihm nur wütend den Brief hin, und ihre Wut machte sie noch attraktiver – die Leidenschaft ist für uns beide gut, hatte er zufrieden gedacht. Aber jetzt muß sie kanalisiert und verfeinert werden wie meine. »Al-

les, was Skye sagt, ist nur heiße Luft!«

»Das stimmt nicht, glauben Sie bloß nicht...«

»Seien Sie still! Und benutzen Sie Ihren Verstand, um Gottes willen! Sie sind diejenige, die ein Risiko eingeht, nicht er!« Einen Moment lang fragte er sich wieder, was in Tess' anderem Brief gestanden hatte, den nun niemals jemand sehen würde – Hoag hatte gesagt, er habe mit Tess unter anderem vereinbart, vor der Übergabe des vorliegenden Briefes würde er den anderen ungeöffnet verbrennen. Würde Hoag das wirklich tun, oder hatte er ihn gelesen, bevor er ihn verbrannte, obwohl er einen heiligen Eid geschworen hatte, ihre Wünsche genau zu befolgen?

»Angélique, liebe Angélique...« Er warf den Brief auf den Tisch, als sei er schmutzig, obwohl er ihn für wundervoll hielt, stand auf, setzte sich neben sie und nahm ihre Hand. »Paris und die französischen Gesetze und alles übrige dienen nur Skyes Profit, nicht Ihnen. Selbst wenn er gewinnen würde, und ich wette zehntausend zu eins dagegen, würde diese Regelung keinen Einfluß auf Tess Struan und Hongkong haben... Hören Sie mir zu«, sagte er lauter, da sie ihn unterbrechen wollte, »wir haben nicht viel Zeit, und Sie müssen vernünftig sein. Während Sie sich verschulden, um seine Unkosten zu bezahlen, ganz zu schweigen von den Gebühren, die er braucht, verlieren Sie Ihre einzige Chance. Er hat nur ein paar Dollar. Wie soll er nach Hongkong reisen, von Paris oder London gar nicht zu reden? Das ist ein Hirngespinnst.« Verdrossen zog sie ihre Hand weg. Er lachte. »Sie sind wie ein verwöhntes Gör, und ich liebe Sie dafür.«

»Merde, Sie...« Abrupt hielt sie inne. »Sie tun was?«

»Denken, daß Sie ein verwöhntes Gör sind, oder Sie lieben?«

Mit veränderter Stimme sagte sie: »Beides.«

»Beides«, sagte er mit ebenfalls veränderter Stimme, nahm ihre Hand und grinste, als sie diese wegzuziehen versuchte. Aber er ließ es nicht zu. Mit ruhiger Bestimmtheit zog er sie näher und küßte

sie leidenschaftlich. Zuerst wehrte sie sich heftig, dann immer weniger, dann genoß sie den Kuß. Beide genossen ihn. Als er sie losließ, duckte er sich im selben Moment, da er zu Recht erwartete, sie werde mit den Fingernägeln auf ihn losgehen. »Hoppla«, sagte er wie zu einem feurigen Pferd, entzückt, sie richtig eingeschätzt zu haben.

Sie lachte trotz ihrer Wut. »Sie sind ein Teufel.«

»Ja, aber ich werde einen prima Ehemann abgeben, Ma'am.«

Ihr Lächeln verging. Und die Wut. Sie stand auf, trat ans Fenster und starrte auf die Bucht und die dort liegenden Schiffe hinaus. Er beobachtete sie und wartete, hoffte, richtig geurteilt zu haben. Als sie bereit war, sagte sie: »Sie sprachen von einem Kompromiß, Edward. Wie?«

»Ich würde das nächste, schnellste Schiff nach Hongkong nehmen«, sagte er. »Ich gehe sofort zu ihr und Sorge für die Änderungen, auf die Sie und ich uns geeinigt haben – und die, wie ich glaube, möglich sind. Ich bin sicher, daß ich Ihr Einkommen erhöhen kann. Fünf- statt zwei- oder dreitausend wären annehmbar, nicht?«

»Sie sagte, diese abstoßenden Bedingungen würden nicht geändert.«

»Ich werde sie ändern, zumindest einige davon.«

»Welche?«

»Darüber können wir heute und morgen sprechen. Was das Geld angeht, bin ich zuversichtlich.«

»*Mon Dieu*, Geld ist nicht alles, und warum so schnell? Wir haben Zeit bis zum vierzehnten des nächsten Monats.«

»Ich muß vorher zu ihr gehen, um sie unvorbereitet zu erwischen. Das verbessert meine Verhandlungsposition. Für Sie«, fügte er hinzu.

Sie drehte sich um und sah ihn an. »Und auch für Sie.«

»Auch für mich«, nickte er. Das Spiel, das er gerade spielte, war für ihn erregender als das beste Pokerspiel, an dem er je teilgenommen

men hatte, und es ging um den höchsten Einsatz. Um sie. Sie und seine Zukunft waren untrennbar verbunden. Und sie hat die meisten Trümpfe in der Hand, sagte er sich, obwohl sie es gar nicht weiß. Wenn ich Angélique überrede, sofort Tess' Forderungen zuzustimmen, macht das Tess begieriger denn je, meine Verbündete zu sein, und das ist entscheidend wichtig für meine Zukunft; ihre fünftausend Guineas werden dazu beitragen, Rothwell-Gornt zu festigen; und ihr Haß wird Tess' Ende sichern.

»Ich liebe Sie und möchte Sie heiraten«, sagte er. »Bitte.«

»Es ist viel zu früh, darauf zu antworten.«

»Das finde ich nicht, Sie sind frei und ungebunden.«

»Weil ich nicht verheiratet bin und es niemals war?« versetzte sie barsch.

»Beruhigen Sie sich, meine Schöne! Wir sind erwachsen, ich habe ein Recht zu fragen, Ihnen zu sagen, daß ich Sie liebe und heiraten möchte.«

Sie senkte den Blick und gab nach. Sie brauchte ihn. Er allein konnte sie vor Tess schützen. »Verzeihung, ja, Verzeihung, der... der Brief hat mich verwirrt. Aber es ist wirklich zu früh.«

»Das finde ich nicht. Ich glaube, daß Sie mich lieben, das Versprechen könnte vertraulich sein, nur zwischen uns beiden, niemand braucht davon zu erfahren. Ich liebe Sie, und wir wären ein fabelhaftes Team«, sagte er und meinte es aufrichtig. »Wir haben eine große Zukunft vor uns, sobald dies...«, er wies auf den Brief, »sobald dies Sie nicht mehr bedroht. Wir haben viel gemeinsam und ein gemeinsames Ziel, nämlich Ihren und meinen Feind zu zerstören, wie es uns gefällt.«

»Ich liebe Sie nicht, aber ich mag Sie gern, sehr gern sogar, und vielleicht könnte, vielleicht würde ich Sie mit der Zeit lieben. Ich würde es versuchen, falls... falls ich Sie heiraten sollte. Nein, bewegen Sie sich nicht, lassen Sie mich zu Ende sprechen.« Ihre Finger spielten mit einer Perlenkette, die sie im Dorf gekauft hatte und die

sie daran erinnerte, daß abgesehen von ihrem Verlobungsring und dem Jadering die Kette das einzige wertvolle Schmuckstück war, das sie besaß, da MacStruan nun ihre restlichen Chits nicht mehr einlösen würde. Und André würde heute nachmittag wieder in der Nähe sein. Sie schob diese Sorge einstweilen beiseite und konzentrierte sich. Seltsam, daß Edward dieselbe Idee hat wie ich. Wir denken in vieler Hinsicht ähnlich. »Gestatten Sie mir einstweilen, später darauf zu antworten. Wann geht das nächste Schiff nach Hongkong?«

»Das beste und schnellste wäre das morgen abend. Cooper-Tillmans *Atlanta Belle*, ohne Zwischenstopp nach Hongkong und dann nach San Francisco«, sagte er sofort, da jeder Händler die Ankünfte und Abfahrten im Kopf hatte. »Sie wird vor unserem Clipper *Night Witch* in Hongkong sein – der soll hier erst in drei Tagen einlaufen.«

»Möchten Sie mit der *Atlanta Belle* fahren?«

»Ja.«

»Dann lassen Sie uns morgen früh darüber reden, was Ihrer Meinung nach bei dieser Frau Besseres zu erreichen ist, Edward, so habe ich Zeit zum Nachdenken. Wenn wir uns einigen, dann fahren Sie bitte schnell... und kommen rasch zurück.«

»Gut. Aber Ihre Antwort auf meinen Antrag?«

»Die gebe ich Ihnen, wenn Sie wiederkommen.«

»Ich muß sie haben, bevor ich abreise.«

»Warum?«

»Zu meinem Vergnügen.«

Sie sah das seltsame Lächeln und fragte sich, was dahinterstehen mochte. »Warum? Im Ernst?«

Er stand auf und beugte sich über sie. »Weil sie für mich entscheidend wichtig ist. Wenn Sie mich heiraten, steht uns die Welt offen, Sie werden Shanghai lieben, es ist die prachtvollste Stadt in Asien, Hongkong wirkt daneben rückständig. Sie werden die Stadt-

schönheit sein und in Freuden leben. Das verspreche ich Ihnen. Und nun geben Sie mir Ihr Versprechen.«

»Ich verspreche, daß ich Ihnen die Antwort gebe, wenn Sie wiederkommen. Zwischen uns sollte Vertrauen bestehen«, sagte sie, und er erinnerte sich, dasselbe zu Tess gesagt zu haben. »Wenn Sie wiederkommen.«

»Tut mir leid, meine liebe Angélique, ich muß es wissen, bevor ich abreise.«

»Sonst verhandeln Sie nicht für mich mit Tess?«

Er antwortete nicht sofort. »Ich werde für Sie verhandeln. Und ich würde Sie gern morgen oder heute abend heiraten – das hat nichts mit Tess zu tun, aber es ist nicht möglich.« Er trat näher zu ihr, legte die Hände auf ihre Schultern und küßte sie auf die Nasenspitze. »*Jolie M'selle*, eine Antwort, bitte! Bis morgen bei Sonnenuntergang? Dann muß ich an Bord gehen. Eine Antwort vor Gott.«

Die Nachricht von Katsumatas Tod und Meikins Selbstmord erreichte Raiko an diesem Nachmittag. Sie fiel in Ohnmacht. Als sie sich allmählich wieder erholte, schickte sie eine Dienerin, um Hiraga zu bitten, sofort Akimoto und Takeda zu holen, es gäbe schlimme Nachrichten. Alle drei kamen rasch. Ohne sich ihrer Tränen zu schämen, erzählte sie ihnen händeringend von Katsumatas Tod und dem von Meikin, Koikos Mama-san, erwähnte aber nicht, daß sie ihn verraten hatte. »Das ist das Ende... wenn Yoshi das mit Katsumata und Meikin herausgefunden hat, dann weiß er auch von mir und von Ihnen. Wir sind alle verraten worden. Wer ist der Verräter? Es ist nur eine Frage der Zeit...« Wieder stieg das Entsetzen in ihr hoch. »Sie alle müssen sofort gehen, ehe die Häscher Sie entdecken... Sie müssen gehen...«

»Halt!« zischte Hiraga mit kreidebleichem Gesicht. Er konnte nicht glauben, daß der Sensei sich lebend hatte fangen lassen. *Baka*,



lebendig gefaßt zu werden! »Lassen Sie uns allein, Raiko. Wir sprechen uns später.«

»Danke, Herr, tut mir leid, aber...«

»Gehen Sie!«

Sie stolperte davon, haßte alle Shishi, war aber klug genug, diesen Haß nicht zu zeigen.

Wütend spuckte Takeda aus. »Katsumata muß gerächt werden!«

Akimoto sah Hiraga an; auch ihm war übel. »Was sollen wir tun, Cousin? Dieses alte Weib hat recht, die Suche wird verstärkt werden. Wir sollten uns heute nacht davonmachen oder es wenigstens versuchen.«

»Du bist *baka*! Wir sind eingekreist wie Ratten an einem Kadaver.« Obwohl er den Wütenden spielte, zitterte Hiraga innerlich vor Erleichterung. Da Katsumata tot war, brauchte der Angriff nicht stattzufinden. Er hatte sein eigenes Schicksal wieder in der Hand. »Wir dürfen keinen Fehler machen.«

»Ich finde auch, daß wir hier wie Ratten in der Falle sitzen«, meinte Takeda. »Greifen wir also an, wie der Sensei es geplant hatte. Wir haben jetzt die Bomben. *Sonno-jo!*«

»Nein. Für den Augenblick sind wir sicher.«

»Hiraga«, gab Akimoto zu bedenken, »wenn Yoshi Katsumata dieser Meikin ausgeliefert hat, dann war das eine Belohnung, *neh?* Dafür, daß sie ihn verraten hat. Raiko wird mit uns dasselbe tun. Vielleicht ist sie überhaupt die Verräterin, die die beiden an Yoshi verraten hat, *neh?*«

Takeda rappelte sich auf. »Bringen wir sie um und fangen an.«

»Setz dich!« herrschte Hiraga ihn an. »Wir brauchen Raiko. Sie hat in der Vergangenheit ihren Wert bewiesen, und du vergißt, daß keiner Mama-san ganz zu trauen ist. Setz dich, Takeda, denk logisch. Sie wird uns nicht verraten – sie ist nur eine geldgierige alte Vettel wie jede andere Mama-san und würde dir, wenn man sie ließe, den Preis einer Hure dritten Ranges berechnen, wenn das

Mädchen nur eine Straßendirne und kaum einen Kupfer-*momme* wert ist. Meikin hat uns in der Vergangenheit gute Informationen gegeben, ihretwegen haben wir Utani geschnappt. Sie selbst wurde verraten. Yoshi und die Bakufu haben Tausende von Spionen.«

»Wir sind hier nicht sicher.« Akimoto schauderte. »Ich hasse diesen Ort. Diese Gai-Jin-Yoshiwara ist mit deren Seuche infiziert, ich stimme Takeda zu. Angreifen und entkommen oder sterben.«

»Noch nicht. Laßt mich nachdenken!«

Takeda beobachtete ihn aufmerksam. »Kannst du diese Meikin?«

»Vor vielen Jahren...« Beinahe hätte Hiraga hinzugefügt: und Koiko auch. Er war versucht, ihnen von dem wirklichen Grund für den Verrat zu erzählen, entschied sich aber dagegen, da er die Art und Weise von Katsumatas Tod guthieß. Jetzt ist Sumomo gerächt, und Koiko auch, jetzt werden ihre Geister Kami werden, oder sie werden am ersten Tag wiedergeboren, wie es die Götter beschließen – wenn es denn Götter gibt, jetzt kann ich sie vergessen, obwohl sie alle ewig leben werden.

Der Sensei, der um Gnade bittet? All diese Jahre war er unser Idol, und wir haben auf ihn gehört. Wir waren Dummköpfe, dachte er angewidert. Macht nichts, dieser Feigling wird in unseren Erzählungen verächtlich gemacht und bespuckt werden, und bald werden Sänger und Theaterstücke die Geschichte ausschmücken, wie er Sumomo und Koiko betrog, und die Rache der Mama-san schildern. Ach, wieviel Stil sie hatte!

Unwillkürlich kicherte er nervös und imitierte die hohe Stimme eines *omagaki* – eines Schauspielers, der sich auf weibliche Rollen spezialisiert hat, da nur Männer die Bühne betreten dürfen. »Ein Bad und saubere Kleider. Bitte?« Kabuki- und Puppentheater werden damit generationenlang Häuser füllen!«

»*Baka* auf die Kabuki-Theater«, sagte Takeda wutschäumend. »Der Sensei wird gerächt, und die Ehre Satsumas wird wiederhergestellt

werden. Heute nacht greifen wir an wie geplant, du übernimmst das Schiff, ich nehme die Kirche und die andere Kirche und bringe jeden Gai-Jin um, den ich treffe, bis ich tot bin. Was meinst du dazu, Akimoto?» Er stand auf und spähte aus dem Fenster. Die Nacht war nicht mehr fern. Plötzlich bemerkte er den Wind, der in den Büschen raschelte. »Seht! Das ist ein Zeichen der Götter! Der Wind frischt auf. Er kommt von Süden, heute nacht wird es perfekt sein!«

Mit einem Satz war Akimoto an seiner Seite. »Es stimmt, Hiraga!«

Einen Augenblick lang war Hiraga aus dem Gleichgewicht gebracht. War das ein Omen? »Kein Angriff, nicht heute nacht. Kein Angriff!«

Takeda fuhr herum. »Ich sage, Angriff.« Er schaute Akimoto an. »Bist du einverstanden? *Sonno-joi*.«

Akimoto schwankte. Sowohl Takedas Wut als auch seine Zuversicht waren ansteckend. »Das Feuer würde unsere Flucht decken, Hiraga.«

»Es wird uns nicht gelingen, ganz Yokohama niederzubrennen«, sagte Hiraga gereizt. Seine Gedanken rasten, ihm fiel als Lösung nur sein Plan ein, aber er wußte keine Möglichkeit, diesen in die Tat umzusetzen, ohne daß Taira ihm half und er Yoshis Würgegriff um seinen Hals loswurde. »Morgen oder übermorgen könnten wir...«

»Heute nacht«, sagte Takeda und konnte seinen Zorn kaum beherrschen. »Die heutige Nacht ist ein Geschenk, die Götter sprechen zu uns!«

»Wir brauchen mehr Männer, um die ganze Niederlassung in Brand zu setzen. Einer von uns sollte nach Edo gehen und sie holen. Takeda, du könntest gehen.«

»Wie? Du sagtest, daß die Häscher überall sind. Wie?«

»Ich weiß es nicht, Takeda.« Unsicher erhob sich Hiraga. »Warte, bis ich zurückkomme, dann können wir entscheiden. Ich werde zu Raiko gehen und ihr sagen, daß wir morgen aufbrechen – das werden wir zwar nicht tun, aber ich werde es ihr sagen.«

»Ihr ist nicht mehr zu trauen.«

»Ich sagte doch schon, ihr war nie zu trauen.« Damit ging er zu Raiko.

»In Ordnung, Hiraga-sama, Sie können bleiben.« Raiko hatte ihre Panik überwunden, ihren Magen mit Brandy gefüllt und ließ dumpf das Schicksal Schicksal sein.

»Ist Taira heute nacht hier?«

»Nein. Aber Furansu-san. Ich weiß, daß er da ist.«

»Schicken Sie nach Taira. Das können Sie doch, nicht wahr?«

»Ja. Und was soll ich ihm sagen, wenn er kommt?« fragte sie lustlos. Dann war sie plötzlich hellwach, als Hiraga mit zusammengebissenen Zähnen hervorstieß: »Sie sagen ihm, Raiko, daß Fujiko den Kontrakt nicht mehr unterschreiben will. Ein anderer Gai-Jin sei mit einer besseren geschäftlichen Vereinbarung an Sie herangetreten.«

»Aber ihr Kontraktpreis ist phantastisch gut, er ist kein Narr, er wird die Preise vergleichen, und ich werde ihn an ein anderes Haus verlieren. Er hat schon einige besucht. Ich werde ihn verlieren«, jammerte Raiko.

»Sie werden Ihren Kopf verlieren, wenn das Durcheinander, in dem Sie gefangen sind, nicht gelöst wird«, sagte er säuerlich, »und mit dem Rest Ihres wohlgenährten Körpers werden Sie die Fische füttern.«

»Gelöst?« Auf einmal war sie höchst aufmerksam. »Gibt es eine Chance, Hiraga-sama? Ich habe eine Chance? Sie wissen eine Möglichkeit?«

»Tun Sie, was ich Ihnen sage, und ich werde Sie vielleicht retten können. Schicken Sie jetzt nach Taira.«

Kühl sah Hiraga sie an und ging zu den beiden anderen Männern zurück, die auf der Veranda beobachteten, wie der Wind die Büsche bog. »Für ein oder zwei Tage sind wir sicher.«

Verächtlich sagte Takeda: »Sie weiß noch nicht, daß sie tot ist,

und heute nacht wird auch Yokohama tot sein und von Schädlingen gereinigt.«

»Wir verschieben es um einen Tag. Morgen nacht ist es am besten.«

Takedas Zorn kehrte zurück. »Warum?«

»Willst du nicht entkommen? Den tödlichen Schlag führen und am Leben sein, um ihn zu genießen? Wir alle? Ich finde, daß es an der Zeit ist. Du hast recht, Takeda. Aber wenn wir es morgen machen, habe ich Zeit zu planen.«

Nach einem Augenblick fragte Takeda: »Akimoto?«

»Einigen wir uns auf den Aufschub. Und auch auf die Flucht... Hiraga ist klug, Takeda, *neh?*«

Das Schweigen wurde erdrückend. »Aufschub. Um einen Tag. Ich bin einverstanden.« Takeda stand auf und ging, um sein Versteck im nächsten Teehaus aufzusuchen.

Nach einem Moment sagte Hiraga: »Akimoto, später solltest du zu ihm gehen, dich hinsetzen und ihn trösten.«

»Er ist Satsuma, Cousin, Katsumata war Satsuma.«

Hiraga betrachtete die Büsche, die sich im Südwind bogen. »Setz dich zu ihm. Tröste ihn.«

Tyrer war entsetzt. »Kein Kontrakt, Raiko-san?«

»Nein, tut mir leid, Fujiko hat es sich anders überlegt und möchte zu ihrer Familie zurück, tut mir leid, aber sie ist unnachgiebig.«

»Bitte?« fragte er, da er die meisten japanischen Worte nicht verstanden hatte.

Sie wiederholte ihren Satz und fügte hinzu: »Deswegen wollte ich Sie dringend sehen. Tut mir leid, sie will sie nicht sehen, heute nacht nicht und auch sonst nicht mehr.«

Tyrer war, als fiel er in ein tiefes, schwarzes Loch. Er befragte Raiko in seinem höflichsten und besten Japanisch, aber sie schüt-

telte den Kopf. »Es tut mir so leid«, sagte sie abschließend und verneigte sich, um ihn zu entlassen. »Gute Nacht, Taira-sama.«

Wie betrunken taumelte Tyrer hinaus auf die Veranda, und die Shoji-Tür glitt zu. Er stolperte den Gartenweg entlang und fluchte, als er merkte, daß er seine Schuhe vergessen hatte. Benommen setzte er sich auf die Veranda und schlüpfte hinein. »Was zum Teufel ist nur passiert?«

Vor drei Tagen, als er mit Babcott aus Edo zurückkam, war alles perfekt gewesen, der Kontrakt vereinbart bis auf einen einzigen geringfügigen Punkt, und die Zahlung sollte noch in dieser Woche erfolgen. Seine vorherige Rechnung war unter Lächeln und Verbeugungen beglichen worden, und Fujiko war in dieser Nacht liebevoller und süßer gewesen denn je. Als Raiko heute abend durch einen Diener dringend um sein Kommen bat, hatte er vermutet, es gehe um die Unterzeichnung des Papiers. Er hatte zuvor eine Botschaft in der Yoshiwara hinterlassen, er werde wahrscheinlich weder heute abend noch morgen kommen können – er müsse nach Kanagawa.

Und nun das. »Ich verstehe es nicht.« Windböen wirbelten Blätter auf. Unglücklich zog er seinen Mantel enger um sich. Die Nacht schien schwärzer als vorher. Mit einem tiefen Seufzer stand er auf und tappte den Weg hinunter. Als ein Samurai um die Ecke bog und fast mit ihm zusammenstieß, blieb er abrupt stehen.

»Allmächtiger Gott, Nakama!« platzte er heraus.

Hiraga griff nach seinem Schwert, und Tyrer dachte, er sei ein toter Mann. Aber das Schwert blieb halb in der Scheide, und er sah die Augen, die ihn in höchster Wachsamkeit anstarrten. »Nicht...«, sagte Tyrer mit vor Schreck fast versagender Stimme, »ich bin... ich bin nicht bewaffnet.« Er hob ergeben die Arme, erstarrte und verfluchte sich für seine Dummheit. Beinahe wäre er noch einmal gestorben, als Hiraga das Schwert in die Scheide zurückstieß.

»Taira-sama, ich Ihnen nichts tun, ich dachte, Sie Feind. Sie sind Freund.« Hiraga lächelte und streckte die Hand aus.

Verständnislos schüttelte Tyrer sie und stieß dann hervor: »Was machen Sie, wir dachten, Sie wären nach Edo geflohen, was ist damit, daß Sie angeblich ein Ronin sind? Wir müssen Sie an ihn ausliefern, an Yoshi, Sie wissen, daß Yoshi hinter Ihnen her ist?«

»Nicht hier!« warnte ihn Hiraga, nahm seinen Arm, und Tyrer spürte seinen eisernen Griff. »Mit mir kommen.« Mit einer Geste befahl er ihm Schweigen, führte ihn einen anderen Weg entlang und dann in ein Gewirr schmaler Pfade, die durch Hecken voneinander abgeschildert waren, bis Tyrer jede Orientierung verloren hatte. Der Pfad endete vor einem kleinen Haus.

Hiraga winkte ihn auf die Veranda, schleuderte seine Schuhe von den Füßen, wartete, bis Tyrer dasselbe getan hatte, und schob ihn weiter. »Herein, bitte.«

Schweißnaß vor Angst gehorchte Tyrer. Er hatte keine Chance wegzulaufen. Er sah, wie Hiraga sich vergewisserte, daß ihnen niemand gefolgt war. Die Shoji-Tür wurde geöffnet. Eine Kerze erleuchtete spärlich ein kleines Zimmer, an das ein winziger Badezimmer angeschlossen war. Die Flamme flackerte und erlosch beinahe.

»Sitzen, bitte! Jetzt noch einmal sagen, aber nicht schnell, und Stimme leise.« Unheildrohend zog Hiraga sein Kurzsword aus dem Gürtel und legte es neben sich auf die Tatami. »Also?«

Tyrer versuchte sein Zittern zu unterdrücken und berichtete von Yoshi und Abek und dem Mord an Utani und daß alle dachten, Hiraga sei geflohen. »Wir müssen Sie an Yoshi ausliefern, an Wachen am Tor – Hauptmann Abek ist nach Edo zurückgekehrt, Nakama, und... wie soll ich Sie nennen, Nakama oder Hiraga?«

»Wie wünschen, Taira-sama.«

»Also Hiraga, das ist Ihr wirklicher Name, nicht?«

»So ich genannt. Aber Japaner haben viele Namen, einen bei Geburt, einen, wenn sieben Jahre alt, einen anderen, wenn Mann werden, noch einen, wenn wollen. Ich sein Nakama, oder Hiraga, Ihr

Freund.«

»Freund?« sagte Tyrer bitter und vergaß seine Angst. »Warum haben Sie mir nicht gesagt, daß Sie ein Mörder sind? Sie haben Utani umgebracht, Sie haben ihn getötet, nicht wahr?«

»Ja, er ein Ziel, sehr schlechter Mann. Yoshi auch einer. Dies nicht England, Taira-sama, nicht England. Diese bösen Männer, die Bakufu, stehlen Macht von Kaiser, sie Tyrannen.«

Feierlich erklärte Hiraga, so gut ihm das möglich war, die Ziele der Shishi und berichtete von ihrem Kampf, um die despotische Regierung zu beseitigen – wobei seine Aufrichtigkeit offensichtlich war –, er erzählte von Utanis Gier und seinen ausbeuterischen Steuern und wie der Toranaga-Clan und die Daimyos alle Reichtümer des Landes besaßen, die Toranagas am meisten, sprach von der Korruption der Bakufu und davon, daß das Volk verhungerte und machtlos war. »Wir wollen Nippon zurückgeben an Kaiser, sollen gerecht regiert werden alle Menschen.«

Mit »alle Menschen« meinte Hiraga alle Samurai; Tyrer allerdings nahm an, er meine alle Japaner. Und während er Hiraga ausfragte, fasziniert von diesem einzigartigen Einblick in das innere Funktionieren Nippons – und seine Mentalität –, war er mehr und mehr davon überzeugt, daß Hiragas Ansichten etwas für sich hatten. Er brauchte nur an die englische Geschichte und den Kampf des Volkes zu denken, das »göttliche Recht der Könige« und die Herrschaft von Tyrannen abzuwerfen. Es war nicht schwer, sich an die vielen Menschenleben zu erinnern, die es gekostet hatte, das Parlament und die Herrschaft für das Volk zu schaffen: den Kopf eines Königs, die Demütigung anderer, Revolution, Aufstände, Tode, ehe der British Rat und die Pax Britannica erblüht waren.

Er erinnerte sich auch daran, was er diesem Mann schuldig war, und sagte düster: »Dennoch sehe ich keine Hoffnung für Sie. In dem Moment, in dem man Sie sieht, werden Sie gefangengenommen, entweder von ihrem Volk oder von meinem. Ich kann nichts



tun, um das zu verhindern.«

Hiraga atmete tief ein und stürzte sich ins Leere: »Eine Sache, ja, eine Sache können tun, mir zu helfen. Helfen mir auf Schiff, Schiff nach England.«

Tyrer starrte ihn mit offenem Mund an. »Was? Sie sind verrückt!«

»Bitte, bleiben leise, viele Feinde hier«, flüsterte Hiraga, erregt von dieser verblüffenden, radikalen Idee, die ihm plötzlich gekommen war. »Bitte hören. Viele Male Sie sagen, ich lernen über Gai-Jin, Ihr Land bestes, *neh!* Ich dort gehen mit meinem Cousin. Wir lernen beste Art zu regieren, Ihr Parlament. Wir lernen, wie Sie machen. Yoshi recht mit Navy und Army, aber ich denke viel besser lernen Bankwesen und Geschäft und Handel. Wir müssen kennen beste Art, *neh?* Ihre Art, englische Art, *neh!*«

Beredt fuhr Hiraga fort, sein Netz zu spinnen; seine Angst verlieh ihm zusätzliche Worte und glatte Phrasen. Dies war sein endgültiger Plan, sein einzig mögliches Entkommen aus Yoshis Falle. Er war sicher, daß ein oder zwei Jahre bei den Gai-Jin von enormen Wert für *sonno-joi* sein würden.

Das ist die perfekte Antwort auf den sonst unvermeidbaren Tod, dachte er. In ein oder zwei Jahren werden wir zurückkommen, perfekt Englisch sprechen und alle ihre Geheimnisse über Produktion und Aktienmarkt, Gewehre, Kanonen, Taktik, Strategie und die Methoden kennen, die sie benutzt haben, um die Außenwelt zu erobern und China zu demütigen!

Das ist das Land der Götter! China sollte uns gehören, nicht den Gai-Jin! Bevor ich abreise, werde ich unseren Choshu-Shishi-Führern von meinem Plan erzählen und irgendwie durch Briefe mit ihnen in Verbindung bleiben. »Es sein einfach, Taira-sama. Sie sprechen mit Captain, wir an Bord schleichen, kein Problem. Niemand braucht zu wissen.«

»Sir William würde niemals einwilligen.«

»Vielleicht nicht nötig ihm sagen.« Hiraga beugte sich vor, un-

sicher. »Oder, wenn sagen, ich auch sprechen, ich denke, er zustimmen, *neh*? Sehr wichtig für Engländer, japanischen Freund haben. Ich guter Freund. Jami-sama, er auch helfen, wenn bitten.«

»Wer?«

»Jami, großer Bart-Mann, größer als Sie. Jami.«

»Jamie? Jamie McFay?«

»Ja, Jami Makfey.«

Langsam konnte Tyrer wieder klarer denken. Wenn man das tat, was Hiraga vorschlug, boten sich auf lange Sicht ungeheure Möglichkeiten. Wenn es je britische Politik gewesen war, ausgewählte ausländische Studenten zu erziehen – umzuerziehen –, dann war es um so besser, je wichtiger oder hochrangiger diese waren. Viele waren in ihrem eigenen Land, vor allem in Indien, Radikale oder Revolutionäre. Hiraga war sehr intelligent, und falls er ein Feind von Yoshi war, war er wichtig. Beurteile einen Mann nach seinen Feinden, sagte sein Vater immer. Hiragas Idee war gut. Und würde funktionieren. Aber wie soll man ihn herausschaffen und Sir Williams Hilfe gewinnen? Wee Willie ist der Schlüssel.

Je mehr er darüber nachdachte, desto mehr sank seine Hoffnung, desto mehr mußte er einräumen, daß es dumm war, so etwas auch nur in Erwägung zu ziehen. Er wurde immer sicherer, daß Sir William eine solche List nicht gutheißen würde und könnte – nicht mit diesem Mann, der selbst einräumte, ein Mörder zu sein, nicht mit Hiraga, der nur ein Pfand in dem viel größeren Pokerspiel mit Yoshi war. Es gab keinen Grund für Sir William, Hiraga zu helfen und Yoshis Feindschaft und die Zukunft zu riskieren, was immer Hiraga auch behauptete.

»Ich werde es versuchen«, meinte er schließlich und gab sich zuversichtlich, denn er vergaß nicht, daß er noch immer Hiragas Gefangener war. »Ich kann nichts garantieren, aber ich werde es versuchen. Wo werden Sie sein?«

Hiraga war zufrieden. Er hatte hoch gespielt, aber Handlungs-

spielraum bewahrt, hatte Taira überzeugt, der nun wieder auf seiner Seite war. Der Gai-Jin-Führer würde ein Verbündeter sein. »Sie halten geheim?«

»Natürlich.«

»Schicken Nachricht an Raiko. Ich kann treffen in Dorf oder hier. Sie sagen wo, Taira-sama. Denke, früher ist besser, für Schiff, *neh?*«

»Ja. Ich werde Ihnen morgen eine Botschaft schicken oder selbst kommen.« Vorsichtig schickte Tyrer sich an aufzustehen.

Hiraga strahlte. »Sie gehen Fujiko?«

Sofort war Tyrer wieder verdrossen. »Es gibt keine Fujiko mehr.«

»Was? Was Sie meinen, bitte?«

Tyrer sagte es ihm und sah, wie Hiragas Gesicht errötete. »Aber Sie haben Versprechen, Taira-sama. Ich, ich reden, arrangieren mit Raiko, *neh?*«

»Ja, aber der Kontrakt soll nicht mehr zustande kommen, Raiko sagt...« Tyrer hielt inne, erschrocken über den Ausdruck auf Hiragas Gesicht.

»Warten, bitte!« Hiraga stürmte hinaus. Tyrer spähte aus einem Seitenfenster. Niemand zu sehen, nur schwankende Äste – lauf, solange du kannst, sagte er sich, aber dann, verzweifelt und plötzlich, mußte er urinieren. Er benutzte den Eimer in der Badestube und fühlte sich wohler. Nun war er hungrig. Und durstig. Er sah sich um. Keine Teekanne, kein Wasserkrug. Hunger und Durst nagten an ihm – ebenso wie Hiragas Idee. Das eine konnte er nicht stillen, das andere nicht verwirklichen. Ohne Sir Williams Wohlwollen wäre Hiraga ein Kind in der Wildnis. Selbst Jamie konnte nicht viel helfen, nun, da er nicht mehr bei Struan's war. Warum sollte er oder irgend jemand helfen? Wieder spähte er aus dem kleinen Fenster.

Mach dich davon, solange es geht, dachte er und trat an die Tür, doch da hörte er Schritte. Rasch eilte er zu seinem Kissen zurück.

Die Shoji-Tür glitt rasch auf. Raiko wurde hineingestoßen und fiel vor ihm auf die Knie, Hiraga ragte drohend im Türrahmen auf.

»Oh, bedaure so sehr, Taira-sama«, sagte Raiko und verhaspelte sich in ihrem Eifer, sich zu entschuldigen und ihn zu besänftigen, »bedaure so sehr, ich habe einen schrecklichen Fehler gemacht...«

Ihre Worte sprudelten nur so hervor. Tyrer verstand nur wenig, aber er begriff genau, worum es ging. »Genug«, sagte er entschieden. »Bringen Kontrakt jetzt. Ich unterschreiben.«

Demütig zog sie die Rolle aus ihrem Ärmel und reichte sie ihm.

»Warten Sie!« befahl Hiraga. »Geben Sie ihn mir!«

Sie gehorchte auf der Stelle und senkte wieder den Kopf. Er prüfte das kurze Dokument und knurrte. »Sie später unterschreiben, Taira-sama«, sagte er, nun wieder auf englisch. »Diese Person...«, er zeigte wütend auf Raiko, »sagen, daß machen Fehler, sagen, daß Fujiko bittet, Sie jetzt sehen, bedauert Fehler so sehr. Ihr Fehler, *Baka!*« herrschte er Raiko an und fügte auf japanisch hinzu: »Behandeln Sie diesen Herrn angemessen, oder ich zerstöre Ihr Teehaus! Sorgen Sie dafür, daß Fujiko bereit ist, sehr bereit, jetzt sofort.«

»Hai, Hiraga-sama!« Entschuldigungen murmelnd, eilte Raiko davon.

In sicherer Entfernung begann sie zu kichern, entzückt über ihre Vorstellung, Hiragas List und den Abschluß des Handels.

Tyrer dankte Hiraga. Er war in Hochstimmung und zu glücklich, um sich darüber Gedanken zu machen, wie sein Freund so schnell diesen Sinneswandel Raikos zustande gebracht hatte. Einiges an diesen Menschen werden wir nie verstehen. »Ich werde den Vertrag unterschreiben, wenn ich nach Hause komme, und morgen zurückbringen.«

»Nur Zeit nehmen. Hündin warten lassen.« Hiraga lächelte und gab ihm die Rolle. »Jetzt ich bringe Sie Fujiko. *Ikimasho.*«

»*Domo arigato goziemashita.*« Tyrer verbeugte sich, wie ein Japaner

sich vor jemandem verneigen würde, dem er eine beträchtliche Gunst zu verdanken hatte.

»Freund helfen Freund«, sagte Hiraga schlicht.

## 57

Später an diesem Abend erwachte Tyrer, vollkommen befriedigt. Auf seiner Uhr war es zwanzig nach neun. Perfekt, dachte er. Er lag neben Fujiko, die fest schlief; Futons und Daunendecken waren so sauber und duftend wie sie, warm und behaglich – sehr viel besser als sein Bett, die grobe Strohmattatze und die schweren Wolldecken mit ihrem dumpfen Geruch. Fujikos Haut schimmerte golden im Kerzenlicht, der kleine Raum war behaglich, der Wind heulte um das Dach und die Shoji-Wände und ließ die Flammen flackern.

Noch ein kurzes Schläfchen, dann werde ich gehen, dachte er.

Sei nicht albern. Es ist nicht nötig, heute nacht noch zurückzukehren. Alle Papiere für das morgige Treffen mit Yoshi sind bereit, eine Abschrift des Vertrages auf japanisch und englisch befindet sich in Wee Willies Aktenmappe, und wir haben sie heute nachmittag noch einmal überprüft. Der vereinbarte Schlachtplan gegen Sanjiro von Satsuma liegt im Tresor bereit für seine und Ketterers Unterschrift. Ich werde aufstehen, wenn der Morgen hell wird, wie eine frisch aus der Münze kommende goldene Guinea – nach dem Schock mit Hiraga und dem noch größeren Schock mit Raiko habe ich mir eine Erholungspause verdient. Er lächelte. Ein zufriedener Seufzer. Guter alter Nakama, Hiraga, meine ich. Er gähnte und schloß die Augen, kuschelte sich enger an Fujiko. Sie wachte nicht auf, aber sie öffnete sich ihm.

In einem anderen Teil des Gartens wartete Hinodeh ungeduldig auf André, der nun jeden Moment kommen mußte, wie Raiko ihr gesagt hatte, krank vor Erwartung.

Raiko ruhte in ihren eigenen Gemächern und trank Saké. Bald würde sie zu Brandy und Vergessen übergehen, das Trinken würde alle schlimmen Gedanken wegsülen: Ihre Angst, ihre Verachtung für Hiraga und ihre Hoffnungen für ihn, ihr Entsetzen über Meikin und ihre Hochachtung vor ihrer Rache vertieften sich mit jeder geleerten Schale.

Auf der anderen Seite des Gartens, versteckt in seinem sicheren Haus, saß Hiraga im klassischen Lotussitz und meditierte, um die üblen Kopfschmerzen zu vertreiben, die die Nachricht über Katsumata und Meikin ausgelöst hatte. Bald würde Akimoto zurückkommen. Dann würde er eine Entscheidung über Takeda fällen.

Hinter dem nächsten Zaun in einem Gartenhaus der Herberge ›Zu den Kirschen‹ saß Akimoto, betrunken. Ihm gegenüber lag Takeda, rülpste und trank Bier. Akimoto leerte abwesend eine weitere Flasche Saké, bis sie ihm aus den Fingern glitt. Der Kopf sank ihm auf die Arme, und er begann zu schnarchen. Takeda lächelte. Er war bei weitem nicht so betrunken, wie er getan hatte.

Als er sicher war, daß Akimoto schlief, schob er leise die Shoji-Tür auf und hinter sich wieder zu. Die Nacht war kalt, von Süden her wehte ein starker, schneidender Wind, der sein unangenehm verfilztes Haar zerzauste. Er kratzte sich heftig am Kopf und beobachtete den Teil des Gartens, den er überblicken konnte. Eine Dienerin mit einem Tablett eilte aus einem kleinen Haus zum Haupthaus. In der Ferne hörte er den Gesang betrunkenen Männer. Irgendwo bellte ein Hund. Als die Dienerin verschwunden war, zog er seine dunkle, wattierte Jacke an, schob seine Schwerter in den Gürtel, schlüpfte in die Strohsandalen und eilte den Pfad hinunter, bog in einen anderen und dann in einen weiteren ein, bis er sich in der Nähe des Zauns befand. Sein Versteck lag unter einem Busch.

Fünf Bomben, die er und Hiraga hergestellt hatten, mit verschiedenen langen Zündern.

Die Bomben waren aus zwei zusammengebundenen Stücken Riesenbambus hergestellt, etwa dreißig Zentimeter lang und halb so breit, und die Höhlung jeweils eines Stücks war fest mit Katsumatas Schießpulver vollgestopft, die des anderen mit Öl gefüllt und verkorkt. Rasch versah er drei der Bomben mit den längsten Zündschnüren, die er hatte; jede brannte etwa eine Kerze lang – fast zwei Stunden. Die Zündschnüre bestanden aus Baumwollkordel, imprägniert mit einer Schießpulverlösung und dann getrocknet. Die beiden restlichen Bomben rüstete er mit Zündschnüren aus, die halb so lange brannten.

Ein letzter Blick zum Himmel. Der Wind trieb Wolken vor sich her. Gut. Er nahm zwei Bomben mit langen Zündschnüren, schlüpfte durch die geheime Tür im Zaun in den Garten der Drei Karpfen und schlug den Weg zum südlichsten Gartenhaus ein, das wie alle anderen auf halbmeterhohen Pfosten stand. Vorsichtig kroch er unter das Haus. Mit einem Feuerstein setzte er die Zündschnur in Brand; der Wind verschluckte das Geräusch. Die Zündschnur fing Feuer. Über sich hörte er die Schritte einer Frau und erstarrte. Er hörte, wie eine Shoji-Tür geöffnet wurde. Nach einem Augenblick schloß sie sich wieder.

Er häufte herumfliegende Blätter auf die glimmende Zündschnur, bis sie fast völlig bedeckt war. Dann war er wieder fort, ein Schatten unter Schatten – und duckte sich ins Gebüsch, als er einen Gai-Jin den Pfad herunterkommen sah. Der Mann ging vorbei, ohne ihn zu bemerken. Dann rannte Takeda zum Hauptgebäude, unter dem er einen weiteren Brandsatz anbrachte.

Jetzt zurück durch den Zaun. Er wartete, bis eine beleibte alte Dienerin vorbeigewatschelt war, erreichte das Versteck und nahm die letzte der Bomben mit langer Zündschnur an sich. Dann hastete er wieder davon, setzte die Zündschnur in Brand und legte die

Bombe unter sein eigenes Haus. Über sich hörte er Akimoto schnarchen. Takeda lächelte zufrieden. Ein letztes Mal huschte er zu dem Versteck zurück. Bislang entsprach alles Oris Plan. Hiraga war von den Gai-Jin angesteckt, und Akimoto auch. Er selbst aber war das nicht. Er würde es allein machen.

Mit den restlichen Bomben huschte er durch den Garten, kletterte über einen Zaun in den nächsten und dann in den übernächsten. Als er den Brunnen erreichte, kletterte er rasch hinein. Keine Gefahr, daß Hiraga unten war.

Als er in Sicherheit war, atmete er freier und zündete die Öllampe an. Unordentlich lagen Hiragas wenige Habseligkeiten herum. Katsumatas Rucksack mit den Bomben in Metallhülsen fand er unter einer Decke. Er packte seine eigenen beiden Bomben dazu, schulterte den Rucksack und eilte den Tunnel entlang. Bald lag die Wasserbarriere vor ihm. Rasch schlüpfte er aus den Kleidern und band sie zu einem Bündel zusammen.

Das eiskalte Wasser ließ ihn nach Luft schnappen. Als er den engsten Teil erreichte, wo die Decke dicht über dem Wasser lag, hatte sein Kopf gerade noch Platz, und das Wasser reichte ihm nicht ganz bis ans Kinn. Mühsam schaffte er es, die Lampe und den Ranzen über Wasser zu halten. Auf der anderen Seite zog er sich hastig an, zitternd und fluchend. Er hatte noch so viel zu tun. Doch das spielte keine Rolle, er hatte angefangen. Bald würde er fertig sein und dann für alle Zeit leben. Sein glühender Eifer wärmte ihn und vertrieb die Kälte.

Am anderen Ende des Tunnels, wo Eisenstangen aufwärts führten, hielt er inne, um Atem zu schöpfen. Das letzte Stück. Einmal rutschte er aus und wäre beinahe gefallen, aber er konnte sich gerade noch fangen und hielt sich fest, bis sein rasender Herzschlag sich beruhigt hatte. Weiter nach oben. Mit großer Vorsicht schob er den zerbrochenen Deckel beiseite und spähte hinaus. Das Niemandsland lag verlassen. In Drunk Town herrschte noch Betrieb, er



hörte vereinzelt Gejohle. Ein paar Männer taumelten, von Hunden verbellt, durch die nicht weit entfernten Gassen.

Drunk Town lag südlich vom Dorf und der Niederlassung, die sich in Nord-Süd-Richtung an die Küste schmiegte, die Yoshiwara lag südlich von Drunk Town. Ori und später Katsumata und Hiraga hatten geplant, wo man die Brandsätze anbringen mußte, damit der Südwind die Flammen vor sich hertrieb und diese alles verzehrten, was ihnen im Weg lag.

Er ließ den Rucksack im Unkraut zurück und versteckte eine der Bomben mit kurzer Zündschnur an einem verfallenen Lagerhaus, die andere hinter einem Schuppen. Schuttbrocken verbargen die rauchenden Zündschnüre.

Als er eilig zurücklief, um die restlichen Bomben zu holen, mußte er sich rasch hinter einen Abfallhaufen ducken, um sich zu verstecken. Aus dem Dorf näherte sich eine Militärpatrouille auf ihrer nächtlichen Runde. Ihr Weg führte von der britischen Gesandtschaft aus durch die High Street, das Dorf, über das Niemandsland nach Drunk Town hinunter und dann auf der Promenade wieder zurück. Zweimal pro Nacht. Als sie die Gasse erreichten, fünfzig Meter von ihm entfernt, hielten sie im Windschatten des Lagerhauses inne, um zu rauchen und sich zu erleichtern.

Takeda fluchte.

Mehr als drei Viertel einer Kerze waren vergangen, seit er die erste Zündschnur in Brand gesetzt hatte.

»Guten Abend, Hinodeh«, sagte André, als er ihr Haus im Garten erreicht hatte. »Tut mir leid, spät.«

»Guten Abend, Furansu-san. Sie kommen niemals zu spät. Was immer Sie tun, ist richtig.« Sie lächelte ihn an. »Wünschen Sie Saké?«

»Bitte.« Er setzte sich ihr gegenüber und sah zu, wie sie Saké ein-

schenkte. Ihre Anmut erfreute ihn wie immer. Ihre glänzenden Haare waren mit dekorativen Nadeln hochgesteckt, ihre Lippen zart geschminkt, und sie hielt ihre langen Ärmel elegant von der Flasche fern.

Heute abend trug sie einen Kimono, den er nie zuvor gesehen hatte, in einem wunderbaren Grünton, seiner Lieblingsfarbe, über und über mit Kranichen, dem Symbol für ein langes Leben, bestickt. Der Rand eines dünnen Unterkimonos blitzte verführerisch darunter hervor. Mit einer Verneigung reichte sie ihm die Tasse, und dann goß sie sich selbst zu seiner Überraschung auch ein, aus einer anderen Flasche, die gewärmten Saké enthielt – seiner war kalt, wie er es bevorzugte. Sie trank sonst nur selten.

Mit einem besonderen Lächeln hob sie ihre Tasse. »*A ta santé, chéri, je t'aime.*« Sie ahmte seinen Akzent nach, wie er es ihr beigebracht hatte.

»*A ta santé, chérie, je t'aime*«, sagte er mit wehem Herzen. Er konnte nicht glauben, was sie tat. Wie war das möglich?

Sie stießen mit ihren Tassen an, und sie leerte ihre, schnappte ein wenig nach Luft und goß dann sofort beide Schalen wieder voll. Dasselbe Lächeln, und wieder stieß sie mit ihm an. Sie tranken, und erneut schenkte Hinodeh nach.

»*Mon Dieu*, Hinodeh, du vorsichtig, ja?« sagte er mit einem Lachen. »Nicht gewöhnt Saké. Vorsichtig, nicht werden betrunken!«

Sie lachte mit blitzend weißen Zähnen und sinnlichen Lippen. »Bitte, Furansu-san, heute ist ein besonderer Abend. Trinken und fröhlich sein, bitte.« Nun schlürfte sie aus ihrer Schale, schaute ihn über den Rand hinweg an, und ihre Augen glitzerten im Tanz der Kerzenflammen, Augen, die er unergründlich und verwirrend fand.

»Warum besonders, Hinodeh?«

»Heute ist Sei-ji-no-Hi, Volljährigkeitstag – für alle Personen, die das zwanzigste Lebensjahr erreicht haben – Sie haben es doch schon erreicht, *neh?*« sagte sie munter und zeigte dann auf die große

Kerze auf dem Tisch. »Diese Kerze habe ich meinem Dorfgott Ujigami für Sie geweiht.« Dann wies sie auf die Shoji-Tür, über der ein Strauß aus Kiefer und Bambus hing. »Das ist ein Kadamatsu, der Stabilität symbolisiert.«

Ein scheues Lächeln, und sie schenkte erneut ein und trank. »Ich hoffe, Sie sind einverstanden.«

»O ja, danke, Hinodeh«, sagte er, und die Kehle wurde ihm eng.

Vor ein paar Wochen hatte er herausgefunden, daß sie Geburtstag hatte, und ihr Champagner und ein goldenes Armband mitgebracht. Sie hatte bei dem Prickeln die Nase in Falten gelegt und behauptet, der Champagner sei wundervoll, aber nur davon getrunken, wenn er darauf bestanden hatte. Den größten Teil der Flasche hatte er geleert, und dann hatte er sie wie rasend geliebt.

Im Laufe ihrer gemeinsamen Zeit hatte er gemerkt, daß die Heftigkeit seiner Stöße sie nicht störte. Sie reagierte immer gleich, was er auch tat, und legte sich danach ebenso erschöpft zurück wie er. Aber wie sehr sie ihre Vereinigung wirklich genoß, fand er nie heraus. Er war nicht imstande, es dabei zu belassen und ihre Verstellung hinzunehmen, wenn es denn wirklich Verstellung war – er konnte das Rätsel nicht vergessen, das sie für ihn geworden war. Eines Tages würde er dieses Rätsel lösen, davon war er überzeugt, und danach würden ihr Liebesakt und seine rasende, unersättliche Leidenschaft ruhiger werden, und er könnte in Frieden leben.

Noch immer war sie sein ein und alles. Nichts anderes zählte. An diesem Nachmittag hatte er sich vor Angélique gedemütigt und gebettelt und gefleht und gedroht, bis sie ihm statt Geld eine Spange gegeben hatte. Raiko hatte sie akzeptiert.

Angélique ist töricht. Warum zögert sie? Natürlich sollte sie Tess Struans Angebot annehmen, und zwar schnell, bevor es zurückgezogen wird. Das Angebot ist großzügig, mehr als großzügig, besser, als ich es angesichts ihrer unhaltbaren Position erwartet hatte: kein Testament zu ihren Gunsten und überhaupt kein Vermögen, auf

das sie Anspruch erheben kann! Fünfhundert Guineas als Anzahlung in drei Wochen! Wunderbar – ein Geschenk Gottes! Sie kann vierhundert davon entbehren, und ich werde Geldverleiher dazu bewegen, weitere tausend auf ihr treuhänderisches Einkommen vorzustrecken, oder auch zweitausend, was immer ich brauche. Skye ist ein Dummkopf. Wenn ich mit ihr gesprochen habe, wird sie sich zufriedengeben und dankbar jeden Vorschuß akzeptieren.

Er sah Hinodeh an und strahlte.

»Was ist?« Sie fächelte sich gegen die Röte, die der Alkohol in ihr aufsteigen ließ, die Zungenspitze zwischen den Zähnen.

Auf französisch sagte er: »Ich bin frei und unabhängig, meine Liebste, bald bist du bezahlt und gehörst mir für alle Zeit.«

»Tut mir leid, ich verstehe nicht.«

Er kehrte zum Japanischen zurück und sagte: »Heute nacht ich einfach glücklich und sagen, du mein. Du so hübsch, du mein.«

Bei seinem Kompliment neigte sie den Kopf. »Auch Sie sind schön, und ich bin froh, wenn Sie mit mir glücklich sind.«

»Immer.« Aber das stimmte nicht. Häufig war er wütend, ausgelöst durch eine zufällige Bemerkung, die erst zu Fragen, dann Schmähungen, Bitten, Forderungen und Schreien führte: Wir brauchen keine Dunkelheit! Wir sind ein Liebespaar, und wir brauchen es nicht mehr im Dunkeln zu tun, wir sind nicht nur Liebende, sondern auch Freunde, ich bin für immer an dich gebunden. Für immer! Ich liebe dich, du wirst nie begreifen, wie sehr ich dich liebe, du kannst es nicht wissen, ich bitte und bitte und bitte, aber du sitzt einfach da...

Immer dieselbe geduldige Antwort, unterwürfig, mit gesenktem Kopf, leiser Stimme, aber unerbittlich: »Bitte, verzeihen Sie mir, aber Sie waren einverstanden, bedaure sehr, aber Sie haben zugestimmt.«

Wieder trank sie, und er sah die zunehmende Röte ihrer Wangen, beobachtete, wie sie erneut einschenkte, mit unsicheren Fingern,

und einen Tropfen verschüttete. Kichernd holte sie Luft. »Tut mir leid.« Wieder wurden seine und ihre Tasse gefüllt und rasch geleert. Ihr leichter Schwips machte sie noch anziehender. »Oh, das ist sehr gut, sehr, sehr gut, *neh*, Furansu-san?«

Ihre langen Finger mit den perfekten Nägeln schüttelten die Flasche und fanden sie leer. Sofort erhob sie sich anmutig. Der überlange Kimono schleifte hinter ihr her, und sie schien zu gleiten, als sie zu dem Kohlenbecken hinüberging, wo weitere Flaschen in heißem Wasser standen, und zu dem winzigen Fenster, auf dessen äußerem Fensterbrett andere kalt gestellt waren. Einen Augenblick lang fuhr der Wind in den Raum und brachte einen unerwarteten Geruch mit sich. Schießpulver. Schwach, aber unverkennbar. »Was ist das?« fragte er auf französisch.

Sie schaute ihn verblüfft an: »Bitte?«

Jetzt, da das Fenster wieder geschlossen war, war der Geruch verschwunden. »Nichts. Ich dachte...« Heute nacht verlockte ihn alles an ihr. »Nichts. Bitte sitzen. Hier.«

Gehorsam setzte sie sich neben ihn, stieß ihn dabei an und kicherte. Unter der Decke berührte ihr Bein das seine. Seine Hand streckte sich nach ihr aus, er legte die andere um ihre Taille, und sie küßten sich. Ihre Lippen waren samtweich und feucht, ihre Zunge sinnlich. Seine Hand schob sich höher, und sie löste sich lachend aus der Umarmung. »Warten Sie, nicht hier, heute nacht...«

Wie ein aufgeregtes Schulmädchen entzog sie sich ihm, stand auf und ging in den Schlafraum mit der einzigen Lampe, um sie wie immer auszublasen und ihn dann, wenn sie in der Dunkelheit bereit war, hereinzubitten. Aber heute blieb sie an der Tür stehen, stützte sich dagegen und drehte sich mit glänzenden Augen zu ihm um. »Furansu-san.«

Sie beobachtete ihn, während sie summend die langen Nadeln aus ihrer Frisur zog und das Haar bis auf die Taille fallen ließ. Dann löste sie ihren Obi und ließ ihn fallen. Kichern. Nun der

Kimono. Auch ihn ließ sie fallen. Er starrte sie gebannt an. Das Gold ihres Unterkimonos schimmerte im Kerzenlicht, die dünne Seide bedeckte sie und enthüllte doch. Wieder spielte ihre Zungenspitze zwischen den Lippen. Kokett löste sie die Bänder, und der Unterkimono fiel leicht auseinander. Darunter war sie nackt. Er sah nur ihren schmalen Körper vom Hals bis zu den winzigen Füßen. Und dabei die ganze Zeit das rätselhafte Lächeln und die lockenden Augen, die ihn zu warten zwangen, ihm Versprechungen machten, ihn quälten.

Sein Herz pochte wie nie zuvor. Er zwang sich, sitzen zu bleiben. Nun konnte er sehen, wie ihre kleinen Brüste sich hoben und senkten, die zarten Brustwarzen waren hart unter der Seide. Dann seufzte sie. Mit vollkommener Anmut ließ sie ihre Hülle fallen und stand in all ihrer Reinheit da.

Für ihn blieb die Zeit stehen. Mit angehaltenem Atem genoß er ihr Geschenk, so unerwartet und so freimütig gewährt. Als er das Warten nicht mehr ertragen konnte, stand er auf. Seine Arme waren sanft, und er küßte sie mit aller Leidenschaft, die er besaß, kraftvoll an sie gepreßt. Sie war schlaff in seinen Armen. Mühelos hob er sie hoch und legte sie auf die Futons im Schlafzimmer. Er riß sich die Kleider vom Leib. Dann kniete er neben ihr nieder und betrachtete sie ekstatisch im Licht. *»Je t'aime, je t'aime.«*

»Sehen Sie, Furansu-san«, sagte sie, während sie mit ihrem liebebreienden Lächeln dalag. Ihre Finger zeigten auf die Innenseite ihres Schenkels. Einen Augenblick lang verstand er nicht. Dann sah er die Abschürfung. Das Herz wäre ihm fast aus dem Leib gesprungen, Galle füllte seinen Mund. »Sehen Sie«, sagte sie abermals, noch immer lächelnd. Ihre Augen waren dunkel in dem dämmrigen Licht. »Es hat angefangen.«

»Das... das nichts«, sagte er mit erstickter Stimme. »Nichts.«

»Es ist alles.« Sie sah zu ihm auf. »Bitte, geben Sie mir das Messer.« Sein Kopf drehte sich, seine Augen waren blind für alles, bis

auf diese wunde Stelle. Mit ungeheurer Anstrengung schüttelte er den Kopf, um wieder klar denken zu können. Und zwang seine Augen zu sehen. Doch der scheußliche, saure Geschmack verging nicht. »Das ist nichts, das ist nur... das ist nichts, überhaupt nichts«, krächzte er. Je genauer er hinschaute, desto unbedeutender erschien ihm der Makel. »Nur eine wunde Stelle, das ist alles.«

»Bitte? Sie müssen Japanisch sprechen, Furansu-san, tut mir leid.«

»Das... das nicht Krankheit. Das nicht. Nur... nur enges Lendentuch, nicht Sorgen machen.« Er streckte die Hand aus, um sie zu bedecken, und wollte das Licht ausblasen, aber sie hinderte ihn daran. Sanft. »Tut mir leid, es hat angefangen. Bitte. Geben Sie mir das Messer.«

Sein Messer steckte in der Scheide an seinem Gürtel. Wie immer. Bei seinen Kleidern, die hinter ihm lagen. »Nein, bitte, Hinodeh, nicht Messer, Messer schlecht, Messer nicht brauchen. Dieses... dieses Mal nichts.«

Durch seinen Alptraum hindurch sah er sie den Kopf schütteln, sanft, und die Bitte wiederholen, die zum Befehl geworden war. Seine Glieder begannen zu zittern, sein Kopf unkontrollierbar zu zucken, und er konnte weder das verhindern noch die gemurmelte, unzusammenhängende Litanei französischer und japanischer Sätze, die aus ihm hervorströmte und bat und flehte und erklärte, dieses kleine Mal sei nur ein Fleck, nichts weiter, obwohl er wußte, daß sie recht hatte. Es hatte angefangen. Angefangen, angefangen. Sein Magen hob sich, und er mußte sich zusammenreißen, um sich nicht zu erbrechen.

Sie unterbrach ihn nicht, schlimmer noch, sie lag geduldig da und wartete darauf, daß der Anfall verging. Dann würde es zu einer Lösung kommen.

Gebrochen sagte er: »Höre, Hinodeh, bitte nicht Messer. Bitte. Kann nicht... das... das nichts. Bald gehen weg. Mich ansehen, ansehen!« Verzweifelt zeigte er auf sich selbst. »Nichts, nirgends. Das

klein, bald weggehen. Kein Messer. Wir leben. Nicht Angst. Glück-  
lich. Ja?» Er sah den Schatten über ihr Gesicht ziehen. Wieder be-  
rührten ihre Finger die Hautabschürfung, wieder dasselbe mono-  
tone: »Es hat angefangen.«

Er verzog das Gesicht zu einem Lächeln und wußte nicht, daß es  
grotesk war. Sosehr er sich auch drehte und wand und ihr gut zu-  
redete, sie stellte immer wieder dieselbe Frage, sanft, höflich. Er  
wurde immer wütender, bis er nahe daran war zu explodieren. »Das  
nichts«, sagte er heiser. »Verstehen?«

»Ja, ich verstehe. Aber es hat angefangen. *Neb!*«

Er starrte sie an, mit bösem Gesicht, und dann brach die Wut aus  
ihm hervor, und er schrie: »Herrgott, ja! Ja! *Hail!*«

Jetzt herrschte große Stille. Dann sagte sie: »Danke, Furansu-san.  
Nun, bitte, da Sie einräumen, daß es angefangen hat, bitte, geben  
Sie mir das Messer, wie Sie versprochen haben.«

Seine Augen waren blutunterlaufen, er war schweißgebadet und  
dem Wahnsinn nahe. Er öffnete den Mund, und sein Mund sagte  
mit Entschiedenheit, was er immer gewußt hatte, daß er sagen wür-  
de: »Kein Messer. *Kinjuru!* Verboten! Kann nicht. Du zu wertvoll.  
Verboten. Kein Messer.«

»Sie weigern sich?« Ein unverändert sanfter Ton.

»Hinodeh, du Sonne, meine Sonne, mein Mond. Nicht können.  
Nicht wollen. Nie, nie, nie. Verboten. Du bleiben. Bitte. *Je t'aime.*«

»Bitte, das Messer.«

»*Nein.*«

Ein langer Seufzer. Gehorsam verneigte sie sich vor ihm. Ein  
Licht in ihr war erloschen. Sie holte ein trockenes und ein feuchtes  
Handtuch und kniete neben dem Bett nieder. »Hier, Herr.«

Finster und schweißbedeckt beobachtete er sie. »Du einverstan-  
den?«

»Ja, ich bin einverstanden. Wenn dies Ihr Wunsch ist.«

Er griff nach ihrer Hand. Sie überließ sie ihm. »Wirklich einver-



standen?«

»Wenn Sie es wünschen. Was immer Sie wünschen«, sagte sie tieftraurig.

»Nicht verlangen Messer, nie wieder?«

»Ich bin einverstanden. Es ist vorbei, Furansu-san, wenn das Ihr Wunsch ist.« Ihre Stimme war sanft, ihr Gesicht ruhig, verändert und doch dasselbe, mit Schatten von Traurigkeit. »Bitte, hören wir jetzt auf. Es ist vorbei. Ich verspreche, ich werde nie wieder darum bitten, bitte, verzeihen Sie mir.«

Die Last wich von ihm. Ihm war schwach vor Erleichterung. »O Hinodeh, *je t'aime*, danke, danke«, sagte er, und seine Stimme brach. »Bitte, nicht traurig, nicht traurig, *je t'aime*, danke.«

»Bitte, danken Sie mir nicht. Es ist Ihr Wunsch.«

»Bitte, nicht traurig, Hinodeh. Ich versprechen, alles jetzt sehr gut. Wunderbar. Ich versprechen.«

Sie nickte langsam. Ein plötzliches Lächeln erschien auf ihrem Gesicht, die Traurigkeit war verschwunden. »Ja, und danke, ja, nicht mehr traurig.«

Sie wartete, bis er sich abgetrocknet hatte, und entfernte dann die Handtücher. Seine Augen folgten ihr und erfreuten sich an ihr und an seinem Sieg. Sie tappte über die Tatami in den anderen Raum und kam mit den beiden Saké-Flaschen zurück. Mit liebenswürdigem Lächeln sagte sie: »Wir trinken aus den Flaschen, besser als die Tassen. Meine heiß, Ihre kalt. Danke, daß Sie meinen Kontrakt gekauft haben. *A ta santé*.«

»*A ta santé, je t'aime*.«

»*Ab, so ka! Je t'aime*.« Sie leerte die Flasche, hustete ein wenig, lachte dann und wischte sich das Kinn. »Das war gut, so gut. Kommen Sie zu Bett.« Munter schlüpfte sie unter die Decken. »Kommen Sie zu Bett, Furansu-san, sonst erkälten Sie sich.«

Der wunderbar schmeckende Saké reinigte seinen Mund und nahm ihm den Geschmack von Tod, den er gespürt hatte. Langsam

zog er die Decke von ihr. Er sehnte sich nach ihr. »Bitte, nicht mehr dunkel. Bitte?«

»Wenn Sie es wünschen. Keine Dunkelheit mehr. Nur zum Schlafen, *neh?*«

Zutiefst dankbar beugte er den Kopf über den Futon, neu geboren. Er legte sich neben sie, verlangte rasend nach ihr. Seine Finger griffen nach ihr.

»Ach, Furansu-san, darf ich zuerst ausruhen, bitte?« fragte sie zärtlich wie nie zuvor. »Soviel Leidenschaft hat mich ermüdet. Darf ich ein wenig ruhen, bitte? Später können wir... später, *neh?*«

Er konnte seine Enttäuschung, die fast in Wut umschlug, nur schwer beherrschen. Nach einem Zögern sagte er, so freundlich er konnte. »Natürlich.« Er ließ sie los und legte sich zurück.

»Danke, Furansu-san«, flüsterte sie müde. »Bitte, können Sie die Lampe erreichen? Drehen Sie die Flamme herunter, ich möchte ein wenig schlafen, nur eine kurze Weile.«

Er gehorchte und legte sich wieder hin. Quälendes Verlangen erfüllte seine Lenden.

In der Dunkelheit war sie zufriedener als seit Jahren, zufrieden wie in den Tagen, bevor ihr Mann gestorben war, als sie mit ihrem Sohn in ihrem kleinen Haus gelebt hatten, dem Jungen, der jetzt in Sicherheit war, schon bei seinen Großeltern, und dort zum Samurai heranwuchs.

Schlecht von Furansu-san, daß er mir nicht wie versprochen das Messer gegeben hat. Verächtlich. Aber schließlich ist er Gai-Jin und nicht vertrauenswürdig. Es macht nichts, ich wußte, daß er seinen Teil des Handels nicht einhalten würde, wie ich meinen eingehalten habe – was immer Raiko mir auch versprochen hat. Er hat gelogen, als er unterschrieb, und sie hat auch gelogen. Macht nichts. Macht nichts. Ich war darauf vorbereitet, daß sie beide Lügner sind.

Ihr Lächeln wurde breiter. Der alte Kräuterdoktor hat nicht gelogen. Ich habe nichts geschmeckt, ich fühle nichts, aber der Tod

kreist in meinen Adern, und für mich bleiben nur noch ein paar Minuten in dieser Welt der Tränen.

Für mich, und für die Bestie auch. Er hat es so gewollt. Er hat sein Versprechen gebrochen. So bezahlt der Unreine dafür, daß er mich betrogen hat. Er wird keine andere Dame mehr betrügen. Und geht unbefriedigt in den Tod!

Er bewegte sich, als er ihr leises, seltsames Lachen hörte. »Was ist?«

»Nichts. Später werden wir zusammen lachen. Keine Dunkelheit mehr nach heute nacht, Furansu-san, keine Dunkelheit mehr.«

Hiraga schlug mit der Faust auf die Tatami. Er hatte es satt, auf Akimoto zu warten. Daher ging er in die windige Nacht hinaus, stapfte durch den Garten zur Tür im Zaun und ging zu Takedas Haus, wobei er zum erstenmal die Abzweigung verpaßte. Auf der Veranda blieb er stehen. Von innen hörte er Schnarchen. »Akimoto? Takeda?« rief er leise. Er wollte die Shoji-Tür nicht ohne Vorwarnung öffnen, da beide gefährlich waren, wenn man sie überraschte.

Keine Antwort. Nur Schnarchen. Lautlos schob er die Tür auf. Akimoto lag über den Tisch hingestreckt, auf dem Fußboden waren Saké-Flaschen und Bierflaschen verstreut. Von Takeda keine Spur. Ärgerlich schüttelte Hiraga Akimoto und verfluchte ihn. Mit trüben Augen erwachte der junge Mann aus seiner Bewußtlosigkeit. »Was ist los?« lallte er.

»Wo ist Takeda? Wach auf! *Baka!* Wo ist Takeda?«

»Ich weiß nicht, wir haben... wir haben bloß getrunken...«

Eine Sekunde lang war Hiraga wie gelähmt. Dann eilte er hinaus und durch den Garten zum Zaun zu ihrem Versteck.

Die ganze Welt schien sich zu drehen. Dann fielen ihm plötzlich ihr Plan und die besten Plätze für die Brandsätze ein. Die Panik

verlieh ihm Flügel. Er spähte unter Takedas Haus, konnte aber nichts entdecken. Dann roch er Pulverqualm, duckte sich und kroch zwischen die niedrigen steinernen Pfosten, aber die Zündschnur war zu gut versteckt, und die steife Brise vertrieb ihren Rauch. Er kroch wieder ins Freie und lief hinauf in das Zimmer, um Akimoto wachzurütteln. »Aufwachen! Steh auf!« Als der junge Mann betrunken versuchte, ihn wegzuschieben, schlug Hiraga ihm mit der offenen Hand ins Gesicht, einmal, zweimal. Der Schmerz weckte Akimoto halbwegs auf.

»Takeda hat die Bomben genommen, er steckt die Herberge in Brand, eine liegt da unten...« Grob zerrte Hiraga ihn auf die Füße. Auf ihn gestützt und vor sich hinmurmelnd, stolperte Akimoto hinaus und fiel die Stufen zum Gartenweg herunter. In diesem Augenblick ging die Bombe hoch.

Die Explosion war nicht groß, reichte aber aus, um sie umzuwerfen und ein Loch in den Fußboden zu sprengen. Das Krachen wurde größtenteils von den Bodendielen und vom Wind gedämpft. Doch das verspritzte, brennende Öl war tödlich. Flammen loderten nach oben und außen.

»Geh in den Tunnel und warte da«, krächzte Hiraga heiser und rannte los. Der Schock der Explosion und die Todesnähe hatten Akimotos Benommenheit vertrieben. Er wollte loslaufen, doch der Wind trug einige der Glutbröckchen heran. Hektisch schlug er auf seine Kleidung ein und wich zurück, und als er sich noch einmal nach dem Haus umsah, sah er ein Inferno – trockene Tatamis aus Reisstroh, Wände aus trockenem Ölpapier, trockene Holzböden und Balken, Strohdach. Während er noch zusah, brach das Dach in einem Funkenregen zusammen, die vom Wind rasch aufgehoben und auf das nächste Haus geweht wurden. Schon fing dort das Dachstroh Feuer. Jetzt ertönten Feuerglocken – Zofen, Diener, Kunden, Kurtisanen und die Wachen am Tor begannen zu reagieren.

Hiraga lief den Weg zum südlichsten Haus hinunter. Die Bombe ging in nur ein paar Metern Entfernung hoch. Die Explosion war schwächer als die vorige, aber er flog in die Büsche und prallte gegen einen Schmuckdrachen aus Stein, was ihn vor Schmerz aufbrüllen ließ. Eine Ecke des Hauses brach ein, der Bau schwankte. Eine Wand ging in Flammen auf.

Ohne Zögern sprang Hiraga auf die Veranda und brach durch die brennende Shoji-Wand; das verspritzte Öl tat innen bereits seine Wirkung, der Qualm war erstickend. Er hob die Hand vor sein Gesicht, um sich vor der sengenden Hitze zu schützen, und hielt den Atem an.

Er sah Tyrer, der von der Wucht der Explosion zur Seite geflogen war und hilflos versuchte, auf die Füße zu kommen, nach Luft ringend, umgeben von Flammen, die innerhalb von Sekunden die ölbespritzte Shoji-Wand hinter ihm in einen Feuerschirm verwandelten. Andere Flammen züngelten an den Stützen und am Dach empor und leckten bereits an den Resten der Futons und Daunendecken, auf denen Tyrer lag. Der Saum seines zerrissenen Schlafkimonos fing Feuer. Hiraga tat einen Satz nach vorn, trat die Flammen aus und zog Tyrer hoch. Ein Blick auf Fujiko reichte. Die Bombe hatte sie in zwei Hälften gerissen.

Halb blind durch den Rauch, zerrte Hiraga Tyrer hinaus. In diesem Moment brach das brennende Dach zusammen, und sie stürzten übereinander, während der Wind Funken und Glut wie mit einem Flammenwerfer vor sich hertrieb und andere Häuser, Zäune und die nächste Herberge in Brand setzte. Schreie, Rufe und Feuerwarnungen; schon rannten Menschen mit Wassereimern hin und her.

Erstaunt, noch am Leben zu sein, hustend und würgend, schlug Hiraga auf eine brennende Stelle an der Brust seines Kimonos ein, um die Flammen zu löschen. Das Kurzsword steckte noch in seinem Gürtel, das Langsword war verschwunden. Soweit er sehen

konnte, war Tyrer unverletzt, aber mit Sicherheit konnte er das nicht sagen, denn er fühlte sich vom Qualm benommen.

Keuchend und spuckend stand Hiraga über Tyrer und versuchte, wieder zu Verstand zu kommen. Er sah sich nach neuen Gefahren um. Das nahegelegene Haus ging in Flammen auf, dann das nächste, und der Fluchtweg war abgeschnitten.

Katsumata hatte recht, dachte er. Bei diesem Wind ist die Yoshiwara zum Untergang verurteilt. Und mit ihr die ganze Niederlassung.

Am Rande vom Niemandsland blieb die Militärpatrouille wie angewurzelt stehen – und mit ihr alle anderen in Drunk Town, die halbwegs nüchtern waren. Alle starrten über den Zaun in Richtung Yoshiwara, wo zwei Flammensäulen gen Himmel stiegen und sich Qualmwolken auftürmten. Der Wind trug ferne Schreie und den Klang von Glocken heran. Schwach war eine dritte Explosion wahrzunehmen, dann eine weitere Kaskade von Feuer, die der Rauch rasch einzuhüllen begann. Ascheflocken flogen vorbei.

»Allmächtiger Gott«, murmelte der Sergeant und trat aus dem Windschatten des Lagerhauses, um besser sehen zu können, »war das eine Bombe?«

»Keine Ahnung, könnte auch 'n explodiertes Ölfäß sein. Wir sollten besser zurückgehen, das Feuer kommt direkt auf uns zu, und...«

In diesem Moment ging der Brandsatz, den Takeda auf der anderen Seite des Lagerhauses angebracht hatte, hoch. Instinktiv duckten sich alle. Weiterer Rauch, prasselndes Feuer, Schreie von den nahen Bewohnern von Drunk Town und Rufe nach Wassereimern. »Feuer! Feuer! Beeilt euch, um Gottes willen – das ist das Lampenöllager!«

Halbnackte Männer rannten in und aus benachbarten Häusern, um ihre Wertsachen in Sicherheit zu bringen. Weiter die Straße hin-

unter leerte sich Mrs. Fotheringills Etablissement, Bewohnerinnen und Kunden tobten und stiegen fluchend in ihre Kleider.

Disziplinierte Samurai strömten durch das Südtor herein und rannten mit Leitern und Wassereimern in Richtung Yoshiwara, nasse Rauchmasken vor den Gesichtern. Ein paar bogen ab, um das Feuer im Lagerhaus zu bekämpfen, die anderen liefen weiter. Flammen aus dem lodernden Dach des Lagerhauses übersprangen vom Wind getrieben die Gasse und griffen die nächste Zeile von Schuppen an, die sofort Feure fing.

Aus seinem Versteck im Niemandsland beobachtete Takeda die verwirrten Soldaten und weidete sich an seinem Erfolg. Ein großer Teil der Yoshiwara brannte bereits lichterloh. Höchste Zeit, sich auf den Weg zu machen. Rasch schob er seine Gesichtsmaske zurecht. Die Maske, der Schmutz und sein rußgeschwärzter, verdreckter Kimono ließen ihn noch bedrohlicher aussehen.

Im gespenstischen Wechsel zwischen Helligkeit und Dunkelheit eilte er zu dem Brunnen, fand den Rucksack, schob den Arm durch die Riemen und bahnte sich, so schnell er es wagte, den gefährlichen Weg durch das Chaos. Warnschreie hinter ihm. Er dachte, man hätte ihn gesehen, aber die Schreie galten nur einem Haus, dessen Wand krachend einstürzte und Menschen und benachbarte Häuser mit einem Funkenregen übersprühte. Dank der Flammen konnte er jetzt besser sehen. Freudig erregt begann er zu laufen.

»He, du!«

Er verstand die Worte nicht, aber der Schrei ließ ihn abrupt innehalten. Vor ihm stand eine weitere Gruppe britischer Soldaten mit einem Offizier, die aus dem Dorf herbeigelaufen waren, um die Gefahr zu erkunden, und verblüfft stehengeblieben waren. Sie versperrten ihm den Fluchtweg.

»Muß ein Plünderer sein! Oder ein Brandstifter! He, du!«

»Mein Gott, passen Sie auf, Sir, es ist ein Samurai, und er ist bewaffnet!«

»Geben Sie mir Deckung, Sergeant! Du! Du da, Samurai, was hast du hier zu suchen? Was trägst du da?«

In panischer Angst sah Takeda, wie der Offizier sein Halfter aufknöpfte und auf ihn zuing. Die Soldaten nahmen die Gewehre von den Schultern. Ringsum hörte man das Prasseln des Feuers, und die Flammen warfen seltsame Schatten. Er wirbelte herum und rannte. Sofort setzten sie ihm nach.

Auf der anderen Seite des Niemandslandes war das brennende Lagerhaus völlig außer Kontrolle geraten. Ohnmächtig versuchten die Soldaten, eine Feuerwehr zu organisieren, um angrenzende Häuser und Straßen zu schützen. Das Feuer erhellte den Weg, so daß er den Hindernissen mühelos ausweichen konnte. Als er in die leere Gasse neben dem brennenden Gebäude einbog, wallte Hoffnung in ihm auf. Mühelos ließ er die verfolgenden Soldaten hinter sich.

»Halt, oder ich schieße!« Die Worte bedeuteten ihm nichts, aber er verstand die Feindseligkeit. Er rannte weiter, jetzt mußte er jeden Augenblick in Sicherheit sein. Aber er hatte vergessen, daß das Licht, das ihm half, auch für die anderen arbeitete, denn er hob sich deutlich von den Flammen ab.

»Halten Sie ihn auf, Sergeant! Töten Sie ihn nicht, verwunden Sie ihn nur!«

»Jawohl, Sir... Warten Sie... Allmächtiger, ist das nicht der Kerl, hinter dem Sir William her ist, Nakama, der verdammte Mörder?«

»Verflucht will ich sein, Sie haben recht, das ist er. Schnell, Sergeant, halten Sie ihn auf, verwunden Sie ihn!«

Der Sergeant legte an und drückte ab. »Hab ihn!« schrie er erfreut und lud nach. »Los, Jungs!«

Die Kugel fällte Takeda. Sie schlug durch den Rucksack in seinen oberen Rücken, durchbohrte einen Lungenflügel und trat sauber aus der Brust wieder aus. Takeda schrie vor Schreck auf, fühlte aber keinen Schmerz. Ein Arm hing nutzlos herunter. Das Brüllen des nahen Feuers übertönte seine Stimme. Das Entsetzen trieb ihn auf



die Knie, die Hitze der herannahenden Flammen war unvorstellbar, aber er fühlte es, die Sicherheit nur ein paar Schritte die Gasse hinunter entfernt. Er kroch verzweifelt vorwärts. Dann hörte er trotz seines Weinens die Schreie der Soldaten dicht hinter sich.

Dann übernahmen seine Reflexe das Kommando. Seinen heilen Arm als Stütze benutzend, stemmte er sich auf die Füße und stürzte sich mit einem mächtigen Aufschrei in die Flammen. Der junge Soldat, der den anderen voranlief, taumelte rückwärts, um sich in Sicherheit zu bringen, die Hände schützend gegen das Inferno erhoben; das brennende Gebäude mußte jeden Augenblick einstürzen.

»Verfluchter Mist!« sagte der Soldat und starrte in die Flammen, wo seine Beute verschwunden war. Der Gestank von brennendem Fleisch ließ ihn würgen. »Noch eine Sekunde, und ich hätte den Kerl gehabt, Sir, er war es tatsächlich, der Bursche, den Sir William...«

Das waren seine letzten Worte. Die Bomben in Katsumatas Rucksack gingen in einer gewaltigen Explosion hoch, ein Metallstück zerriß dem Soldaten den Hals, und der Offizier und die anderen purzelten durcheinander wie Kegel. Wie ein Echo detonierte nun ein Ölfäß, dann noch eins, und ein weiteres. Die Auswirkungen waren verheerend. Flammen und Glut schossen in die Luft, und der durch die Hitze immer stärker werdende Wind packte sie und trug sie erbarmungslos weiter.

Die ersten Dorfhäuser begannen zu brennen.

Der Shoya, seine Familie und alle Dorfbewohner, bereits mit Masken gegen den Rauch ausgerüstet und Sekunden nach dem ersten Alarm bereit, arbeiteten mit gut geprobter, aber stoischer Ruhe weiter, um Wertgegenstände in die kleinen feuerfesten Ziegelbunker zu tragen, die sich in jedem Garten befanden.

Auf der ganzen Länge der Hauptstraße begannen die Dächer zu brennen.

Weniger als eine Stunde nach der Explosion der ersten Bombe existierte die Herberge ›Zu den drei Karpfen‹ nicht mehr, und der größte Teil der Yoshiwara war verbrannt. Nur noch gemauerte Kamine, steinerne Stützpfeiler von Häusern und die feuerfesten Schutzräume aus Ziegeln, Steinen und Erde ragten aus den Asche- und Gluthaufen. In Gruppen drängten sich benommene Bewohner zusammen. Wunderbarerweise hatten die Feuer zwei oder drei Herbergen verschont.

Auf der anderen Seite des Grabens brannte das Dorf lichterloh. Jenseits des Dorfes, in der eigentlichen Niederlassung, standen bereits die Dächer von drei Häusern in der Nähe von Drunk Town in Flammen. Eines davon war das Gebäude des *Guardian*, in dem Jamie McFay sein neues Büro hatte.

Nettlesmith und die Angestellten reichten Eimer an Jamie weiter, der oben auf einer Leiter stand und die Flammen des Daches zu löschen versuchte; das Nachbarhaus brannte ebenfalls. Chinesische Diener und Maureen rannten mutig durch die Haustür ein und aus und trugen Arme voll wichtiger Papiere ins Freie. Brennende hölzerne Dachschilden prasselten ringsum nieder. Die Qualmwolken, die aus Drunk Town herübertrieben, ließen sie husten und nach Luft schnappen, oben verlor Jamie die Schlacht. Ein Windstoß trieb Flammen auf ihn zu; fast wäre er von der Leiter gestürzt. Nun kletterte er geschlagen herunter. »Es ist hoffnungslos«, keuchte er mit von Ruß geschwärztem Gesicht und versengten Haaren.

»Jamie, helfen Sie mir bei der Presse, um Himmels willen!« rief Nettlesmith und rannte ins Gebäude. Maureen wollte ihm folgen, aber Jamie hinderte sie daran. »Nein, bleib hier! Paß auf dein Kleid auf!« schrie er über den Lärm hinweg, als ein Funkenregen sie einhüllte, und stürzte ins Haus.

Klugerweise zog sie sich auf die Seeseite der Straße zurück und half anderen, Dinge, die bereits gerettet waren, sicherer zu stapeln. Das ganze Dach stand jetzt in Flammen, und weitere Funken riesel-

ten auf Jamie und Nettlesmith nieder, als sie mit der kleinen, tragbaren Presse das Haus verließen. Als er sah, daß das Dach nicht mehr zu retten und das Gebäude zum Untergang verurteilt war, eilte Jamie zurück und half Nettlesmith, Lettern, Druckerschwärze, Tinte und etwas Papier zu retten. Bald war es zu gefährlich, den hölzernen Bau noch zu betreten. Die beiden Männer standen fluchend im Freien, und als einige Dachbalken einstürzten, wichen sie weiter zurück und brachten sich in Sicherheit.

»Verdammtes Feuer!« schrie Jamie und trat wütend gegen eine Kiste. Als er spürte, daß Maureen seine Hand nahm, drehte er sich um.

»Es tut mir so leid, Liebster«, schluchzte sie tränenüberströmt.

»Laß nur, du bist in Sicherheit, alles andere ist unwichtig.«

»Mach dir keine Sorgen, Jamie, warte bis morgen, dann können wir klarer und besser denken. Vielleicht ist es nicht so schlimm.«

In diesem Augenblick trabten Samurai-Feuerwehrlaute vorbei. Mit Gesten erkundigte sich Jamie bei einem von ihnen, wo er eine Feuermaske bekommen könne. Der Mann brummte etwas, zog eine Handvoll aus dem Ärmel und eilte weiter. Jamie tauchte die Masken in einen Eimer Wasser. »Hier, Maureen«, sagte er und gab ihr die erste und Nettlesmith, der niedergeschlagen auf einem Faß auf der Seeseite der Promenade saß, eine weitere. In diesem Moment stürzte das Dach ein.

»Schrecklich«, sagte Jamie zu Nettlesmith.

»Ja. Aber noch kein Desaster.« Der magere alte Mann zeigte die Promenade entlang. Das Nordende der Niederlassung war noch nicht vom Feuer erreicht worden, die Gebäude von Struan's, Brock's und den Gesandtschaften waren unversehrt. »Mit etwas Glück kommen die Flammen nicht so weit.«

»Der Wind ist tödlich.«

»Ja. Auf der Uferseite sind wir halbwegs sicher...«

Weitere Hilfskräfte mit Äxten eilten vorbei, Dimitri unter ihnen.

»Herrgott, das mit eurem Gebäude tut mir leid«, sagte er im Laufen. »Wir wollen versuchen, eine Schneise zu schlagen.«

»Jamie, geh mit und hilf«, drängte Maureen. »Ich bin hier in Sicherheit.«

»Hier können Sie ohnehin nichts mehr tun«, meinte Nettlesmith. »Ich passe auf sie auf. Hier sind wir sicher, und notfalls ziehen wir uns zum Struan-Building zurück.« Er nahm einen Stift und Papier heraus, leckte nachdenklich an der Spitze des Stifts und begann dann zu schreiben.

Die Äxte gruben sich in den hölzernen Schuppen, die Bauten im Süden standen in Flammen, und der Wind wurde von Minute zu Minute heißer und stärker. Sie verdoppelten ihre Anstrengungen. Dann zwang ein Windstoß voller Funken sie zum Rückzug, dann noch einer, und sie brachten sich in Sicherheit. Hilfloß stammelte Dimitri: »Mein Gott, hat man schon jemals gesehen, daß es sich so schnell weiterfrißt? Die Häuser sind Todesfallen, sie brennen wie Zunder. Was nun?«

»Wie steht's da drüben?« schrie Jamie und zeigte in Richtung Zaun. Alle folgten ihm, doch je näher sie dem Zaun und der Yoshiwara kamen, desto schlimmer wurden Rauch, Hitze und Feuer.

Sie konnten wenig tun, im Grunde gar nichts. Das Feuer breitete sich zu schnell aus. Menschen rannten mit Eimern hin und her, doch sobald ein Flammenherd gelöscht war, entstanden in der Nähe zehn neue.

Als die Yoshiwara unter dem qualmerfüllten Himmel fast verschwunden war, mischten sich Männer unter die Überlebenden und suchten ängstlich nach ihren Mädchen oder Mama-sans. Jamie schloß sich ihnen auf der Suche nach Nemi an. Wenn jemand entkommen konnte, dann sie, hatte er zunächst gedacht, aber jetzt war er nicht mehr so sicher. Besorgt hielt er Ausschau nach einem be-

kannten Gesicht. Keines. »*Gomen nasai, Nemi-san, wakarimasu ka?*« erkundigte er sich, ob jemand sie gesehen habe, aber alle schüttelten teilnahmslos den Kopf oder sagten mit einem gezwungenen Lächeln: »*Iyé, gomen nasai*« – nein, bedaure sehr.

Hustend und keuchend tauchte Dimitri aus dem Rauch auf. »Die Samurai sind verdammt gute Feuerwehreute, von denen könnten wir einiges lernen, aber diese Scheiße können auch sie nicht aufhalten. Haben Sie Nemi gesehen?«

»Nein. Gerade wollte ich Sie fragen.«

»Vielleicht ist sie auf der anderen Seite oder da drüben«, krächzte Dimitri. Er rang mühsam nach Luft und zeigte in Richtung Wiese, die zur Rennbahn führte, wo einige Öllampen die Dunkelheit erhellten. »Ein paar von ihnen sammeln sich da, ein paar auf der anderen Seite. Hören Sie, ich gehe Richtung Nordtor und über den Kanal. Versuchen Sie es auf der Wiese. Was soll ich sagen, wenn ich sie sehe?«

»Nur, daß ich hoffe, daß sie in Sicherheit ist, und ich käme morgen zu ihr.«

Beide duckten sich, als das Feuer über sie hinwegsprang und eine Dorfhütte hinter ihnen anfiel. In der entstehenden Verwirrung verlor Jamie Dimitri und setzte seine Suche fort, helfend, wo er konnte. Einmal lief Skye vorbei und schrie: »Jamie, gerade hab ich gehört, daß Phillip mit dem Rest der ›Drei Karpfen‹ umgekommen ist.«

»Allmächtiger Gott, sind Sie sicher? Was ist mit...«

Aber Skye war schon in der Dunkelheit verschwunden.

Die Gesandtschaften, die nordwärts lagen, waren noch nicht direkt gefährdet, und auch die Gebäude von Struan's und Brock's sowie die benachbarten Häuser und Lagerhäuser nicht, obwohl der Wind stark war und von Minute zu Minute heißer wurde. Die Promenade

und die Straßen waren voller Menschen, alle bereiteten sich auf einen letzten Kampf vor. Weitere Soldaten und Matrosen der Navy kamen an Land. Mit Feuermasken bewehrte Samurai strömten von ihren Baracken außerhalb der Tore mit Leitern und Eimern in die High Street und trabten in Gruppen zu den verschiedenen Brennerherden.

Sir William, einen weiten Mantel über dem Schlafanzug, hatte die Verteidigung der Gesandtschaft übernommen. Unten am Wasser überwachte Pallidar eine Gruppe Dragoner, die Pumpen durch lange Segeltuchschläuche mit dem Meer verbanden. Sir William drehte sich um und sah den General aus der Nacht auftauchen, eine Abteilung Soldaten hinter ihm.

»Ich bin unterwegs nach Drunk Town und zum Dorf«, sagte der General atemlos. »Habe vor, ein paar Häuser zu sprengen, um eine Feuerschneise zu schlagen – mit Ihrer Erlaubnis. In Ordnung?«

»Ja, tun Sie, was Sie können, es könnte funktionieren. Wenn der Wind sich nicht legt, sind wir am Ende. Beeilen Sie sich!«

»Hab zufällig vom Steilufer aus zugesehen, sah aus, als hätten an verschiedenen Stellen der Yoshiwara drei oder vier Feuer gleichzeitig begonnen.«

»Großer Gott. Brandstiftung, meinen Sie?«

»Weiß ich nicht, aber ob es nun das Werk Gottes, des Teufels oder eines verdamnten Brandstifters war – es wird uns niederbrennen!« Zusammen mit den Soldaten eilte er weiter.

Sir William sah den Admiral mühsam von der Pier der Gesandtschaft aus den Strand heraufkeuchen. »Boote zur Evakuierung sind bereit«, berichtete Ketterer. »Wir haben genug Vorräte für die ganze Bevölkerung. Wir können sie am Strand sammeln, dort sollte es einigermaßen sicher sein.«

»Gut. Das Ganze könnte schlimm ausgehen.«

»Ja. Wirft unsere Pläne total über den Haufen, was?«

»Ich fürchte, ja. Hätte zu keiner schlimmeren Zeit passieren kön-

nen.« Gottverdammtes Feuer, dachte Sir William wütend. Kompliziert alles – das morgige Treffen mit Yoshi und die Beschießung von Kagoshima, gerade jetzt, wo Ketterer endlich eingewilligt hat, die Anweisungen zu befolgen. Was zum Teufel sollen wir tun? Alle an Bord der Flotte nehmen und mit eingezogenem Schwanz nach Hongkong zurücksegeln? Oder alle nach Kanagawa bringen? Geht nicht. Kanagawa ist eine schlimmere Falle, die Bucht ist zu flach, die Flotte kann uns dort nicht wirklichen Schutz bieten.

Er sah Ketterer an. Das Gesicht des Admirals war hart und vom Wetter gegerbt, und seine kleinen Augen schauten in die Ferne. Er wird für Hongkong stimmen, dachte er angewidert.

Weiter unten an der Straße lehnten Leitern am Struan-Building. Diener und Angestellte reichten Eimer an andere weiter, die oben standen und die Dachschindeln benetzten. Nebenan bei Brock's taten Gornt und andere dasselbe.

»Herrgott, seht mal!« schrie jemand, jetzt hüllten Brände das ganze Dorf und die Silhouette von Drunk Town ein. Der Wind blies ihnen heiß und zornig ins Gesicht.

»*Mon Dieu*«, murmelte Angélique, die einen schweren Mantel über dem Nachthemd und ein Kopftuch trug. Bei der ersten Warnung war sie hastig ins Freie geeilt. Nun war ihr klar, daß das Feuer sie bald erreichen würde. Also lief sie ins Haus zurück und in ihr Zimmer hinauf, stopfte rasch Bürsten und Kämme, Salben, Cremes und Rouge in eine Tasche, dann ihre beste Wäsche. Sie überlegte einen Augenblick, öffnete dann entschlossen das Fenster, rief Ah Soh, die unten stand, zu, sie solle dort bleiben, und fing an, ihr Kleider und Mäntel zuzuwerfen.

Ah Soh schnaubte und rührte sich nicht. MacStruan, der in der Nähe war, schrie in perfektem Kantonesisch: »Ah Soh, du mutterlose Hure, hol Tai-tais Sachen, paß auf sie auf und bleib da, und wenn das Feuer der Hölle auf dich fällt, sonst schlage ich die Sohlen deiner Füße zu Brei!« Sie gehorchte auf der Stelle. »Angélique«,

rief er zum Fenster hinauf, »wir werden rechtzeitig gewarnt, bleiben Sie im Warmen, bis ich Sie rufe!«

»Danke, Albert.« Sie sah Gornt, der vom Nachbarhaus zu ihr hochblickte und winkte. Sie winkte zurück, jetzt verspürte sie keine Angst mehr. Albert würde sie rechtzeitig warnen, Sicherheit wartete auf der anderen Straßenseite oder in Booten, die sich am Ufer sammelten. Alle Sorge fiel von ihr ab. Vor einer Weile hatte sie entschieden, wie sie mit André und Skye und der Frau in Hongkong umgehen würde. Und, was sie morgen Gornt sagen würde. Und, was sie tun würde.

Eine Melodie von Mozart summend, setzte sie sich vor den Spiegel, um sich für jedermann präsentabler zu machen. Es war wie in alten Zeiten. So, und was ziehe ich jetzt an? Was wäre am besten?

Raiko folgte dem dicklichen Diener durch die Überreste ihrer Herberge. Ihr Gesicht war geschwärzt, ihre Haare schwer von Asche und Staub, ihr Kimono versengt und zerrissen. Beide trugen Rauchmasken, aber sie husteten und keuchten trotzdem von Zeit zu Zeit. »Mehr nach links«, krächzte sie mit trockener Kehle und setzte ihren Inspektionsgang fort. Nur noch Reste von steinernen Stützen, saubere Rechteckmuster in der Asche, zeigten an, wo Gebäude gestanden hatten.

»Ja, Herrin.«

Über das Heulen des Windes hinweg konnten sie vage Rufe, gelegentliches Weinen und das Läuten der Feuerglocken aus dem Dorf und der Niederlassung hören. Raiko hatte ihre anfängliche Panik überwunden. Feuer kommen vor, sie sind das Werk der Götter. Macht nichts, ich bin am Leben. Morgen werde ich herausfinden, wodurch das Feuer verursacht wurde, ob es eine Explosion war, wie einige behaupten, obwohl einem der üble Wind Streiche spielen und der Knall durchaus von einem schlecht platzierten Ölkrug



stammen kann, der in ein Küchenfenster gefallen und explodiert ist, als der Brand begann. Die Herberge ›Zu den drei Karpfen‹ gibt es nicht mehr. Und auch alle anderen nicht mehr, fast alle. Aber ich bin nicht ruiniert, noch nicht.

Eine Gruppe weinender Kurtisanen und Zofen tauchte aus der Nacht auf. Raiko erkannte Frauen aus der Herberge ›Zum grünen Drachen‹, aber keines ihrer eigenen Mädchen war dabei. »Hört auf zu weinen«, befahl sie. »Geht zu den ›Sechzehn Orchideen‹, da sammeln sich alle. Das Haus ist nicht schlimm beschädigt, es gibt Betten für alle, Essen und Trinken. Helft denen, die verletzt sind. Wo ist Huoko-san?« Das war die Mama-san der Herberge ›Zum grünen Drachen‹.

»Wir haben sie nicht gesehen«, sagte ein Mädchen unter Tränen. »Ich war mit einem Kunden zusammen und konnte nur noch mit ihm in den unterirdischen Schutzraum laufen.«

»Gut. Und nun geht da entlang, und seid vorsichtig«, sagte Raiko, mit sich selbst zufrieden, denn sie erinnerte sich, daß, als die Yoshiwara vor etwas über zwei Jahren gebaut worden war, sie den Vorschlag gemacht hatte, jedes Teehaus müsse in der Nähe des Haupthauses einen feuerfesten Keller bekommen. Zur weiteren Sicherheit hatte sie angeregt, die Schutzräume gegen Feuer unterirdisch anzu legen. Nicht alle Mama-sans waren einverstanden gewesen, hatten gemeint, die zusätzlichen Kosten lohnten sich nicht. Macht nichts, das ist ihr Verlust. Wir wollen sehen, wie viele von ihnen morgen jammern und sich an die Brust schlagen werden, weil sie meinem Beispiel nicht gefolgt sind.

Gerade hatte sie ihren Keller inspiziert. Stufen führten zu der eisenbeschlagenen Tür hinunter. Das Innere war unversehrt. Alle Wertsachen waren in Sicherheit, alle Verträge, Urkunden, Kreditbriefe, Anleihen an die Gyokoyama und Bankbestätigungen, Schuldscheine, das beste Leinen und die feinsten Kimonos – sowohl ihre als auch die ihrer Damen waren in den Hüllen so gut wie

neu. Von Anfang an hatte sie darauf bestanden, daß alle teuren Stoffe und Kleider, die an dem betreffenden Abend nicht getragen und benutzt wurden, unterirdisch gelagert wurden, und fast immer hatten die anderen über die zusätzliche Arbeit gemurrt. Morgen früh werden sie mir danken, dachte sie befriedigt.

Zu ihrer ungeheuren Erleichterung war der Verbleib all ihrer Damen, ihrer Dienerschaft und ihrer Kunden geklärt, ausgenommen Fujiko, Hinodeh, Teko, Furansu-san, Taira sowie zwei Diener und zwei Dienerinnen. Aber das machte ihr keine Sorgen. Bestimmt waren sie anderswo in Sicherheit. Ein Diener hatte einen oder vielleicht auch zwei Gai-Jin unverletzt zum Tor laufen sehen.

*Namu Amida Butsu*, betete sie, laß sie alle sicher sein, und segne mich für meine Weisheit, die dafür gesorgt hat, daß meine Leute ihre Feuerübungen gut geprobt haben.

Der Schrecken der Feuersbrunst in der Yoshiwara von Edo vor zwölf Jahren hatte ihr diese Lektion erteilt. Das Feuer hatte sie und ihren Kunden, einen reichen Reishändler der Gyokoyama, beinahe getötet. Sie hatte ihn gerettet, indem sie ihn aus seiner trunkenen Starre weckte und unter Lebensgefahr ins Freie zertrte. Als sie durch die Gärten flohen, hatten sie sich plötzlich von Feuer eingekreist und in der Falle wiedergefunden, aber sie hatten sich vor dem Tod gerettet, indem sie in wilder Hast mit Hilfe des Dolches in ihrem Obi in der weichen Erde einen Graben aushoben. So war das Feuer über sie hin weggegangen. Dennoch hatte sie am unteren Rücken und an den Beinen schwere Verbrennungen erlitten, die ihrer Karriere als Kurtisane ein Ende setzten.

Aber ihr Kunde hatte sie nicht vergessen, und als sie sich soweit erholt hatte, daß sie wieder gehen konnte, hatte er mit den Gyokoyama gesprochen, die ihr die Mittel liehen, eine eigene Herberge zu eröffnen. In dem Feuer damals waren über hundert Kurtisanen, sechzehn Mama-sans, zahllose Kunden und Zofen umgekommen. Bei dem Feuer in Kyōtos Shimibara hatte es noch mehr Tote gege-

ben. Bei anderen Feuern waren im Laufe der Jahrhunderte Tausende ums Leben gekommen. Das Große Feuer der Schleppenden Ärmel einige Jahre nach dem Bau der ersten Yoshiwara durch Mama-san Gyoko hatte Edo hunderttausend Menschenleben gekostet. Binnen zwei Jahren wurde die Yoshiwara wieder aufgebaut und blühte und gedieh, doch dann brannte sie wieder ab und wurde erneut aufgebaut. Und jetzt, schwor sich Raiko, werden wir unsere Yoshiwara ebenfalls besser denn je wieder aufbauen!

»Die Sechzehn Orchideen liegen wohl in dieser Richtung, Herrin, *neh?*« Der Diener zögerte, blickte sich unsicher um. Nichts als Qualm und Glut und Asche, ein paar Hausstützen, keine Pfade oder markante Steine, um sich daran zu orientieren. Dann blies ein Windstoß Asche weg und legte Grundsteine und einen steinernen Drachen frei, der in der Hitze geborsten war. Raiko erkannte ihn und wußte, wo sie waren: bei Hinodehs kleinem Haus.

»Wir müssen ein Stückchen zurück«, sagte sie, doch dann erregte ein Glitzern ihre Aufmerksamkeit. »Warte. Was ist das?«

»Wo, Herrin?«

Sie wartete. Wieder fachte der Wind Glutreste an, und wieder das Glitzern, ein wenig rechts von ihnen. »Da!«

»Ah, ja.« Vorsichtig räumte der Diener mit einem angekohlten Zweig einen Weg frei, trat vor, hob die Lampe und betrachtete eine Stelle am Boden. Ein weiterer vorsichtiger Schritt, doch dann, als ein Windstoß ihn mit Funken übersprühte, zog er sich hastig zurück.

»Komm zurück, wir werden morgen nachschauen.«

»Einen Augenblick, Herrin.« Rasch fegte er weitere Asche weg und schnappte dann nach Luft. Die zwei verkohlten Gestalten lagen nebeneinander, die linke Hand der einen in der rechten Hand der anderen. Das Glänzen kam von einem goldenen Siegelring, der sich verzogen hatte und teilweise geschmolzen war. »Herrin!«

Stocksteif stand Raiko neben ihm. Furansu-san und Hinodeh,

durchfuhr es sie sofort. Das müssen sie sein. Er trug immer einen Siegelring.

Und ebenso schnell hob sich ihre Stimmung beim Anblick der verschränkten Hände. Sie waren ein so schönes Bild auf ihrem Bett aus glühenden Kohlen, das ihr wie eine Wiege aus Rubinen erschien, glitzernd und verglühend und wiedergeboren durch den Luftzug.

Oh, wie traurig, dachte sie, und Tränen stiegen ihr in die Augen, so traurig und doch so schön. Wie friedlich sie daliegen, wie selig, zusammen gestorben. Hand in Hand. Sie müssen sich für den Gifttrank entschieden haben und dafür, zusammen zu gehen. Wie weise.

Sie wischte sich die Tränen ab und murmelte: »*Namu Amida Butsu*. Wir lassen sie in Frieden. Ich werde morgen entscheiden, was zu tun ist.« Dann machten sie sich wieder auf den Weg zum Sammelpunkt.

Plötzlich durchzuckte sie ein Gedanke. Wenn diese beiden Furanu-san und Hinodeh waren, dann mußte der Gai-Jin, der entkommen war, Taira sein. Das ist gut, viel besser als andersrum. Ich verliere eine gute Quelle geheimer Informationen, aber auf lange Sicht gewinne ich mehr. Taira und Fujiko sind gehorsamer und haben eine Zukunft. Wenn ich geschickt mit ihm umgehe, wird Taira leicht André als Informationsquelle ersetzen. Bald werde ich in der Lage sein, direkt mit ihm zu sprechen, sein Japanisch wird von Tag zu Tag besser und ist für einen Gai-Jin schon erstaunlich gut. Ich muß für zusätzliche Lektionen sorgen und ihm politische Ausdrücke beibringen, nicht nur die Sprache der Betten und der Schwimmenden Welt, die alles ist, was Fujiko kennt – und dazu noch mit einem bäuerlichen Akzent. Meine Investition in ihn ist sicherlich langfristig vielversprechender, und...

Herrin und Diener blieben im selben Moment wie angewurzelt stehen. Sie starrten einander und dann den südlichen Himmel an.

Der Wind hatte sich gelegt.

## 58

*Mittwoch, 16. Januar*

**Y**okohama ist erledigt, Sir William«, sagte der General beim ersten Tageslicht mit rauher Stimme. Sie befanden sich auf der Steilküste mit Blick über die Niederlassung, Pallidar war bei ihnen, und alle saßen zu Pferde. Noch immer wehte Rauch zu ihnen herauf. Das Gesicht des Generals war schmutzig, seine Uniform zerrissen, seine Mütze beschädigt und am Rand versengt. »Hielt es für das beste, Sie nach hier oben zu bitten, so bekommen Sie ein besseres Bild, so leid es mir auch tut. Gottes Wille.«

»Ich wußte, daß es schlimm war, aber das hier...« Sir William beendete den Satz nicht, er war wie betäubt. Keiner von ihnen hatte geschlafen. Alle wirkten müde und erschöpft, ihre Kleider waren versengt und schmutzig. Als die Sonne etwas höher stieg, konnten sie bis Hodogaya an der Tokaidō sehen.

Die Yoshiwara existierte nicht mehr, ebensowenig das Dorf, der größte Teil von Drunk Town und mehr als die Hälfte der Niederlassung, die Stallungen eingeschlossen. Noch gab es keine bestätigten Verlustzahlen, aber eine Menge Gerüchte, und alle waren schlimm. Noch keine genaue Ursache der Katastrophe. Viele glaubten, es sei Brandstiftung durch die Japaner gewesen, aber durch welche Japaner und auf wessen Befehl, wußte niemand.

»Werden Sie heute morgen die Evakuierung anordnen?«

Sir Williams Kopf schmerzte. »Zuerst eine Inspektion. Danke,

Thomas. Pallidar, Sie kommen mit mir.« Er gab seinem Pferd die Sporen und ritt den Abhang hinunter. Bei der Gesandtschaft hielt er einen Augenblick an. »Irgendwelche Neuigkeiten, Bertram?«

»Nein, Sir, noch keine bestätigten Namen oder Zahlen.«

»Schicken Sie nach dem Dorfältesten, dem Shoya, und bitten Sie ihn, festzustellen, wie hoch seine Verluste sind. Er soll sofort zu mir kommen.«

»Ich spreche kein Japanisch, Sir William, und Phillip Tyrer ist nicht hier.«

»Verdammt, dann suchen Sie ihn!« brüllte Sir William, froh über die Gelegenheit, einen Teil seiner angestauten Angst und der Sorge um Tyrer loszuwerden. »Und lernen Sie Japanisch, verdammt noch mal, oder ich kommandiere Sie ab nach Afrika! Holen Sie binnen einer Stunde alle alteingesessenen Händler her... Nein, nicht hierher, der Club ist besser, warten Sie, jetzt ist es zwanzig nach sieben, also um halb zehn, und nehmen Sie um Gottes willen den Finger aus der Nase, und fangen Sie an, Ihren verdammt Kopf zu benutzen!« Idiot, dachte er und trabte davon. Jetzt fühlte er sich wohler.

Unter dem heller werdenden Himmel waren die Menschen von Yokohama dabei, die Überreste ihrer Häuser zu inspizieren. Zunächst ritt Sir William, von Pallidar eskortiert, die High Street hinunter, grüßte jeden und beantwortete Fragen mit: »Lassen Sie mich zuerst einen Überblick gewinnen. Ich habe um halb zehn eine Versammlung im Club einberufen, bis dahin werde ich besser Bescheid wissen.«

Näher an Drunk Town wurde der Feuergeruch schlimmer. Am Morgen, als der Wind sich gelegt hatte, gegen zwei Uhr nachts, waren die Feuer rasch erloschen und sprangen nicht länger von Haus zu Haus. Nur das hatte die Niederlassung vor der völligen Zerstörung gerettet. Alle Gesandtschaften waren unversehrt, ebenso die Hafenmeisterei, die großen Handelshäuser und ihre Warenlager – Struan's, Brock's, Cooper-Tillman und andere. Lunkchurch's war

abgebrannt.

Das Feuer hatte unmittelbar vor Holy Trinity haltgemacht und die Kirche unberührt gelassen, und Sir William dankte Gott für dieses überaus passende Wunder. Weiter die Straße hinunter hatte die katholische Kirche die meisten Fenster und das Dach verloren.

»Morgen. Wo ist Pater Leo?« fragte er einen Mann, der im Garten arbeitete und aufräumte.

»In der Sakristei, Sir William. Guten Morgen auch Ihnen, und Gott sei Dank, daß Sie unversehrt sind, Sir William.«

»Danke. Das mit Ihrer Kirche tut mir leid. Ich habe um halb zehn eine Versammlung im Club einberufen, würden Sie das bitte weitersagen? Pater Leo ist natürlich eingeladen.« Damit setzte er seinen Weg fort.

Im Unterschied zum Dorf und der Yoshiwara, wo saubere Aschehaufen lagen, die wie Schneewehen aussahen, bildeten die zerstörten Bereiche der Niederlassung und Drunk Towns ein heilloses Durcheinander aus Ziegeln, Fliesen, verbogenem Metall, Resten von Maschinen, Werkzeugen, Geschützen, Ambossen und anderen Produkten, die nun nur noch Abfall waren. Die schwärende Wunde Niemandsland war jetzt gesäubert, und das gefiel Sir William.

Er ritt auf gewundenen Pfaden zum Südtor hinunter. Das Wachhaus war verschwunden, aber in der Lücke hatte man eine behelfsmäßige Sperre errichtet, an der Samurai Wache standen. »Dummköpfe«, murmelte Pallidar. »Gegen was errichten sie Barrikaden?«

Sir William antwortete nicht, zu sehr in das vertieft, was er sah. Weiter vorn, bei Kanal und Graben, irrten Dorfleute herum oder hockten in Gruppen zusammen. Auf der anderen Seite des Grabens, wo die Yoshiwara gewesen war, saßen oder standen Frauen, Köche und Diener um das einzige noch erhaltene Gebäude herum. Noch immer löschten Samurai hier und da Feuer.

»Schrecklich, Sir«, sagte Pallidar.

»Ja.« Sir William seufzte und riß sich zusammen – ihm oblag es,

ein Beispiel zu geben, und bei Gott, er würde sich so verhalten, wie es sich für einen Gesandten Ihrer Majestät in Japan geziemte. »Ja, das ist es, aber sehen Sie da, bei Gott!« Auf dem Steilhang war das Zelllager unversehrt. »All unsere Soldaten sind in Sicherheit, die Kanonen, die Artillerie, alle Waffen und auch das Munitionsdepot. Und sehen Sie, da!«

Die Flotte in der Bucht war unbeschädigt. Stolz flatterten Wimpel und Union Jacks, und als es heller wurde, fuhren alle verfügbaren Kutter hin und her, brachten Menschen ans Ufer oder an Bord, um zu essen, zu trinken und zu schlafen. »Alles andere ist ersetzbar, bei Gott, bis auf die Menschen. Nehmen Sie ein paar Soldaten und fangen Sie an, Leute und Reittiere zu zählen. Ich muß bis zu dem Treffen um halb zehn wissen, wen wir verloren haben. Also los!«

»Jawohl, Sir. Die meisten Ställe wurden geöffnet, und die Pferde rannten zur Rennbahn oder zum Steilhang. Ich habe dort Sergejews Hengst mit ein paar Pferdeknechten gesehen.«

Plötzlich strahlte Pallidar und war nicht mehr so erschüttert. »Sie haben recht, Sir William, mein Gott. Solange Army und Navy unversehrt sind, ist alles in Ordnung. Danke.« Damit galoppierte er davon.

Sir William wandte seine Aufmerksamkeit landeinwärts. Was tun? Sein Pferd ließ nervös das Zaumzeug klirren und stampfte mit den Hufen auf den Boden, da es seine Unruhe spürte.

»Guten Morgen, Sir William.« Grau vor Müdigkeit kam Jamie McFay hinter den Ruinen eines Gebäudes hervor. Seine Kleider waren zerrissen und stellenweise angesengt, sein Haar verfilzt. »Wie hoch sind die Verluste? Was sind die neuesten Zahlen?«

»Sicher wissen wir noch nichts. Guter Gott, ist das... ist das alles, was vom Gebäude des *Guardian* und den Druckpressen übrig ist?«

»Ich fürchte, ja. Aber hier«, Jamie hielt den Zügel und reichte ihm ein schlecht gedrucktes Blatt Papier mit einer verschmierten Schlagzeile: YOKOHAMA IN FLAMMEN AUFGEANGEN.



VERMUTETE BRANDSTIFTUNG. STRUAN'S UND BROCK'S UNVERSEHRT, ARMY, NAVY UND ALLE SCHIFFE HEIL. HOHE VERLUSTE IN YOSHIWARA UND DORF ERWARTET. Dann folgte ein kurzer Leitartikel mit dem Versprechen einer Nachmittagsausgabe.

»Nettlesmith ist da drüben.« Unter einem rohen Schuppendach konnten sie Nettlesmith sehen, der mühsam von Hand die Presse bediente. Seine Drucker sortierten Lettern in Kästen und waren noch immer dabei, aus der Asche zu retten, was zu retten war.

»Ich hörte, daß Sie einige Dorfbewohner aus einem Gebäude gezogen und gerettet haben.«

Es fiel Jamie noch immer schwer, klar zu denken. Vage erinnerte er sich, daß er Nemi nicht hatte finden und auch nichts über sie hatte erfahren können, aber an etwas anderes erinnerte er sich nicht. »Ich weiß nicht mehr viel davon, überall herrschte Chaos – andere taten dasselbe oder brachten Leute ins Lazarett...« Vor Erschöpfung war er ganz benommen. »Gestern Abend habe ich gehört, Phillip sei umgekommen. Stimmt das?«

»Ich weiß es nicht. Ich hoffe bei Gott, daß es nicht stimmt, aber ich habe das Gerücht auch gehört.« Laut stieß Sir William die Luft aus. »Ich habe dasselbe gehört, aber ich habe gelernt, Gerüchten zu mißtrauen. Sergejew soll in der Yoshiwara umgekommen sein, und André auch, aber ich habe ihn vorhin gesehen – Sergejew. Am besten sollten wir abwarten.« Er wies auf den Papierbogen. »Kann ich das behalten, Jamie? Danke. Ich habe um halb zehn eine Versammlung einberufen, um darüber zu sprechen, was wir tun sollen. Ich wäre froh, wenn Sie kommen könnten.«

»Da gibt es nicht viel zu besprechen. Ich bin am Ende.«

»Es gibt eine Menge zu besprechen, Jamie. Wir haben wirklich großes Glück gehabt. Die Army und die Navy...« Sir William schaute zur Seite und zog den Hut. »Guten Morgen, Miß Maureen.« Sie war noch immer in denselben Kleidern, aber sie lächelte heiter.

»Guten Morgen, Sir William, freut mich zu sehen, daß Sie und die Gesandtschaft unversehrt sind. Guten Morgen, Liebster.« Ihr Lächeln wurde noch froher. Sie schob ihren Arm durch den von Jamie und versagte es sich, näherzutreten und ihn zu küssen, so gern sie das auch getan hätte – er sah so gut aus mit den versengten Kleidern – nichts, was nicht mit heißer Suppe, heißem Whisky und einem guten Schlaf zu kurieren war.

Während sie auf der Suche nach ihm unterwegs war, hatten ihr viele Leute erzählt, wie tapfer er in der Nacht gewesen war. Sie hatte den größten Teil der Nacht damit zugebracht, Mrs. Lunkchurch und Mrs. Swann zu beruhigen, das Teufelsgetränk zu verteilen, wie ihre Mutter Alkohol nannte – aber nicht in Gegenwart ihres Vaters –, und Verbrennungen zu versorgen oder Leute zu Hoag oder Babcott zu bringen, die Feldlazarette errichtet hatten. »Du siehst gut aus, Jamie, nur erschöpft.«

»Nicht mehr als andere.«

Da er merkte, daß er störte, verabschiedete sich Sir William. »Bis später, Jamie, Miß Maureen.«

Sie blickten ihm nach. Maureens Nähe tat Jamie wohl. Aber auf einmal war er wieder unglücklich und voller Angst vor der Zukunft, und er drehte sich um und umarmte sie verzweifelt. Glücklicherweise hielt sie ihn.

Nach einer Weile spürte er, wie sein Verstand und sein Mut zurückkehrten. »Gott segne dich, ich kann es nicht glauben, aber du hast mich wieder lebendig gemacht. Gott segne dich.« Dann erinnerte er sich an Tess und die fünftausend Guineas, die Maureen ihr entlockt hatte, er erinnerte sich, wie Maureen gesagt hatte, morgen werde alles besser sein, und Zuversicht stieg in ihm auf. »Bei Gott, Fünkchen«, sagte er und umarmte sie wieder, »du hast recht. Wir sind am Leben und haben Glück gehabt, und alles wird gut, und das habe ich nur dir zu verdanken.«

»Nun übertreib nicht, Junge«, sagte sie mit leisem Lächeln, den

Kopf an seinen Kopf gelehnt, ohne ihn loszulassen. »Das hat mit mir nichts zu tun.« Es hat mit Gott zu tun, dachte sie, das ist Sein besonderes Geschenk an uns Frauen, wie es Sein Geschenk an die Männer ist, dasselbe zu besonderen Zeiten für Frauen zu tun. »Es ist einfach das Leben.« Sie sagte Leben, hätte aber auch Liebe sagen können, doch das tat sie nicht, obwohl sie vollkommen sicher war, daß es sich eigentlich darum handelte.

»Ich bin stolz auf dich, Kleines. Du warst großartig gestern nacht.«

»Ach, aber ich habe doch gar nichts getan. Komm, es ist Zeit für ein Schläfchen, wir haben...«

»Ich habe keine Zeit zu schlafen, ich muß den Shoya sehen.«

»Ein Schläfchen vor der Versammlung, und ich wecke dich mit einer Tasse Tee. Du kannst mein Bett benutzen, Albert sagt, es sei unser Zimmer, solange wir wollen, und ich werde alle anderen hinauswerfen.«

Er lächelte trotz seiner Erschöpfung und fragte: »Was wirst du tun?« Sie umarmte ihn. »Ich werde deine Hand halten und dir eine Gutenachtgeschichte erzählen. Komm.«

Tyrer schlug die Augen auf und fand sich in der Hölle wieder. Jeder Knochen schmerzte, jeder Atemzug tat weh, seine Augen brannten, seine Haut war wund. In der beißenden, rauchigen Schwärze sah er körperlose japanische Gesichter, die ihn anstarrten, zwei Gesichter mit verzerrtem Mund und grausamem Lächeln; jeden Augenblick würden sie ihre Heugabeln heben und wieder anfangen, ihn zu quälen. Ein Gesicht kam näher. Er fuhr zurück und stieß einen Schmerzensschrei aus. Durch einen Nebel hörte er Japanisch und dann Englisch.

»Taira-sama, aufwachen, Sie in Sicherheit!«

Der Nebel, der seinen Verstand einhüllte, löste sich auf. »Naka-

ma?«

»Ja. Sie sicher.«

Jetzt erkannte er, daß das Licht von einer Öllampe kam, sie schienen sich in einer Höhle zu befinden, und Nakama lächelte ihn an. Das andere Gesicht ebenfalls. Saito! Nakamas Vetter, der, der sich für Schiffe interessierte... Nein, das ist nicht Nakama, das ist Hiraga, der Mörder!

Er fuhr hoch und fiel wieder gegen die Wand des Tunnels zurück. Sein Kopfweh machte ihn für einen Augenblick blind. Dann mußte er husten, Galle und ein fauliger Geschmack nach Rauch ließen ihn würgen. Als der Krampf vergangen war, spürte er eine Tasche, die an seine Lippen gedrückt wurde. Gierig trank er das eisige Wasser und schnappte nach Luft. »Verzeihung«, murmelte er. Wieder wickelte Hiraga die Decke um seinen halb verbrannten Schlafkimono. »Danke.«

Die Leere in seinem Kopf wich einem Kaleidoskop von Bildern, die in weitere Bilder zerfielen, brennende Wände, Hiraga, der ihn aus einem Feuer zerrte und rannte. Er stürzte und wurde hochgezogen, Teehäuser stürzten rings um ihn ein, Büsche explodierten vor ihren Gesichtern, er bekam keine Luft, er würgte, konnte nicht atmen, und Hiraga schrie: »Schnell, hier entlang... nein, da... nein, zurück, hier entlang...« Er strauchelte, aber er rappelte sich wieder auf, floh hierhin und dorthin, wurde zwischen Feuerwänden hindurchgeführt, Frauen schrien, alles war voller Rauch, und dann waren sie beim Brunnen, das Feuer griff nach ihnen und hatte sie fast erreicht. »Da hinunter, schnell!« Er hatte sich hinuntergebeugt, das Feuer war sengend heiß, unten ein Licht, eine Kugel in der Dunkelheit, Saitos Gesicht, und dann wie ein Blitzstrahl...

Fujiko!

»Wo ist Fujiko?« hatte er geschrien.

Nach Atem ringend rief Hiraga über das Gebrüll der Flammen hinweg: »Schnell, nach unten, sie tot in Zimmer, Fujiko tot, als Sie

finden... schnell, oder Sie tot!«

An diesen Teil erinnerte er sich jetzt deutlich. Er hatte zurücklaufen wollen, das Feuer war schlimmer als zuvor, es war sein sicherer Tod, aber er mußte sie erreichen, um sicher zu sein, und dann lag er flach auf dem Gesicht, er versuchte sich aufzurappeln, die Hitze war ungeheuer, und er wußte nur noch, daß die Kante einer steinharten Hand gegen seinen Hals schlug. »Sie... ich wollte zu ihr, aber Sie hielten mich auf?«

»Ja. Anders nicht sicher. Fujiko tot, tut mir leid, ich gesehen. Sie tot, und Sie auch tot, wenn zurückgehen, also ich schlagen und tragen hier. Fujiko tot in Zimmer.« Hiraga sagte das mit gepreßter Stimme, noch immer angewidert von Tyrers Dummheit. Er hatte gerade noch Zeit gehabt, sich Tyrer auf die Schulter zu laden und nach unten zu klettern, hätte beinahe den Halt verloren auf dem Weg in die Sicherheit, und nur um Haaresbreite war er selbst dem Tod in den Flammen entronnen. Selbst ein Mann, der vollkommen *baka* war, dachte er wutschäumend, mußte wissen, daß es keine Chance gab, sie zu finden, wo doch der ganze Garten und die ganze Herberge in Flammen standen, und selbst wenn sie da noch nicht tot gewesen wäre, inzwischen war sie fünfzehnmal tot. »Wenn nicht schlagen, Sie tot. Ist tot besser?«

»Nein.« Trauer überschwemmte ihn. »Tut mir leid. Ich verdanke Ihnen wieder einmal mein Leben.« Er wischte sich das Gesicht. Fujiko tot, o Gott, o Gott. »Verzeihung, Nak... Verzeihung, Hiraga-sama, wo sind wir?«

»Tunnel. Nähe ›Drei Karpfen‹. Er macht Biegung, unter Zaun, Graben.« Hiraga wies nach oben. »Es ist jetzt Tag.«

Unter Schmerzen kam Tyrer auf die Füße. Als er stand, fühlte er sich ein wenig besser. Das Tageslicht im Brunnenschacht wurde von Rauchwolken verdunkelt, aber er konnte sehen, daß es oben dämmerte.

»Dozo.« Mit einem Lächeln reichte Akimoto ihm ein Lendentuch

und einen überzähligen Kimono.

»*Domo*«, sagte Tyrer, schockiert darüber, wie stark sein eigener Kimono verbrannt war. Er hatte Brandwunden an den Beinen, aber sie waren nicht sehr schlimm. Hiraga kletterte auf den Trittstützen hoch, um hinauszuspähen, aber die Hitze trieb ihn zurück.

Wieder im Tunnel sagte Hiraga: »Nicht gut. Zu heiß. Hier.« Wieder gab er ihm Wasser, das dankbar angenommen wurde. »Taira-sama, am besten gehen diesen Weg.« Er zeigte den Tunnel hinunter. »Sie in Ordnung?«

»Ja. Fujiko, war sie tot? Sind Sie ganz sicher?«

»Ja.«

»Was ist passiert? Ich habe geschlafen, und dann... war es eine Bombe? Ich kann mich erinnern... ich glaube, ich wurde auf die entgegengesetzte Seite des Zimmers geschleudert wie... wie Fujiko. Es fühlte sich an, als wäre unter dem Haus eine Bombe explodiert. War es eine Bombe? Und warum das Feuer? Warum hat alles gebrannt?«

Akimoto berührte Tyrer mit einem Lächeln und sagte auf japanisch: »Taira-sama, Sie haben Glück gehabt. Wenn Hiraga nicht gewesen wäre, wären Sie tot. Verstehen Sie?«

»*Hai, wakarimasen*.« Tyrer verneigte sich feierlich vor Hiraga und fügte auf japanisch hinzu: »Danke, Hiraga-sama, ich bin wieder in Ihrer Schuld. Danke für Leben.« Übelkeit stieg in ihm auf. »Verzeihung, erst etwas ruhen.« Ungeschickt setzte er sich hin. »Was ist passiert?«

»Wir sprechen Englisch. Warum Feuer? Böser Mann hat Feuerbombe. Legen Feuer hier, Wind tragen Feuer nach Yokohama, und...«

Vor Schreck wurde Tyrer hellwach. »Die Niederlassung ist auch zerstört?«

»Nicht wissen, Taira-sama. Keine Zeit sehen, aber Yoshiwara fort, glaube Dorf auch. Vielleicht Yokohama auch.«

Tyrer rappelte sich auf und ging zum Brunnen.

»Nein, nicht hier, diese Richtung.« Hiraga zündete eine weitere Lampe an. »Sie folgen, ja?« Auf japanisch sagte er zu Akimoto: »Du bleibst hier. Ich führe ihn ein Stück, ich will sehen, was passiert ist. Dann komme ich zurück.« Er ging voran durch den Tunnel und sagte, wieder auf englisch: »Böser Mann haben Feuerbombe. Will schaden Gai-Jin. Südwind machen aus kleines Feuer großes Feuer.«

Das mit dem Südwind begriff Tyrer sofort. »Mein Gott, alles ist so leicht brennbar, es steht im Nu in Flammen. Mein Gott, wenn...« Entsetzt hielt er inne. Wasser lief an der Tunnelwand herunter. Er schöpfte etwas in seine Hand, um sich den Kopf zu kühlen. »Tut mir leid, fahren Sie fort. Ein böser Mann? Welcher böse Mann?«

»Böser Mann«, wiederholte Hiraga dunkel und mit zwiespältigen Gefühlen. Er war einerseits wütend, daß Takeda die Initiative ergriffen und seine eigene sichere Zuflucht zerstört hatte, gleichzeitig aber auch entzückt über den Erfolg der Brandsätze. Bei dem Südwind mußte die brennende Yoshiwara das Dorf und auch die Häuser der Gai-Jin in Flammen aufgehen lassen. Und da ihre Basis in Yokohama zerstört war, mußten die Gai-Jin fortgehen, wie zuerst Ori und dann Katsumata vorhergesagt hatten. *Sonno-jo*i war vorangekommen.

Vor etwa einer Stunde hatte er versucht, aus dem Brunnen in Drunk Town zu spähen, um es sich selbst anzusehen, aber die Hitze war noch zu groß und hatte ihn vertrieben. Vielleicht waren die Ziegel nun genügend abgekühlt, so daß er das Ausmaß der dortigen Zerstörung sehen konnte. Doch zuerst mußte er sich um Tyrer kümmern.

Der Erfolg seiner Geschichte hing davon ab, ob man Takeda lebend gefaßt hatte oder nicht. Die Chancen standen gut, daß das nicht der Fall war, und dann würde seine größtenteils wahre Version logisch sein: »Böser Mann will vernichten alle Gai-Jin, vertrei-

ben aus Nippon. Mann von Bakufu. Bakufu wollen alle Gai-Jin fort, Yoshi will alle Gai-Jin fort. Bezahlen Spion für legen Feuer, geben Schuld Shishi, aber Mann von Bakufu.«

»Sie kennen diesen Mann?«

Hiraga schüttelte den Kopf. »Ein Satsuma-Mann, Mama-san mir sagen.«

»Raiko-san?«

»Nein, Wakiko, andere Herberge.« Hiraga erfand einen Namen. Sie hatten das Wasser erreicht. »Besser Kleider ausziehen. Sicher.« Sie zogen sich aus und durchwateten die Fluten mit erhobener Lampe. Auf der anderen Seile band Tyrer sich mühsam das Lententuch wieder um und schlüpfte in den Kimono, während Hiraga noch immer erklärte, die Bakufu seien böse, sie würden die Schuld anderen zuschreiben, den Ronin, den Shishi, aber sie hätten den Plan gemacht und ausgeführt, Anjo, die Ältesten und vor allem Yoshi. Für Tyrer klang das alles sehr plausibel.

Am Ende des Tunnels zeigte Hiraga nach oben. »Gleich wie andere. Erst ich sehen.« Er reichte Tyrer die Lampe und kletterte hinauf, die Ziegel waren noch heiß. Vorsichtig spähte er hinaus. Was er sah, machte ihn schwindelig. Wo vorher das Niemandsland gelegen hatte, konnte er jetzt ungehindert das Meer sehen, vorbei an der Stelle, die einmal Drunk Town gewesen war, vorbei an dem, was einst das Dorf gewesen war, bis hinauf in den Norden. Viele Gai-Jin-Gebäude dort waren unversehrt, aber das beunruhigte ihn nicht. Alles in allem existierte Yokohama nicht mehr. Er kehrte nach unten zurück.

»Was ist passiert, Hiraga-sama?«

»Sie gehen sehen. Ich bleiben. Sie jetzt gehen, Freund. Hiraga nicht gehen, kann nicht – Samurai suchen, *neh?*«

Tyrer sah, wie ihn die braunen Augen dieses seltsamen Fremden beobachteten, der zweifellos sein Leben riskiert hatte. Und ihn zum zweitenmal gerettet hatte. Was kann ein Freund mehr tun? »Ohne



Sie wäre ich tot, das weiß ich. Ich schulde Ihnen ein Leben. Ihnen zu danken, ist nicht genug.«

Schweigend zuckte Hiraga mit den Schultern.

»Was werden Sie tun?«

»Bitte?«

»Wenn ich Sie sehen möchte – wo werden Sie sein.«

»Ich hier. Taira-sama, nicht vergessen, Yoshi setzen Preis auf mein Kopf, *neh?* Bitte, nicht sagen über Tunnel. Bakufu und Yoshi mich wollen unbedingt. Wenn Taira-sama sagen, bald tot, nicht sagen, wohin gehen.«

»Ich werde niemandem etwas sagen. Wie kann ich Ihnen eine Nachricht schicken?«

Hiraga dachte darüber nach. »Sonnenuntergang, Sie hier kommen, sprechen nach unten. Ich bin hier Sonnenuntergang. Verstehen Sie?«

»Ja.« Tyrer streckte die Hand aus. »Keine Angst, ich sage nichts, und ich werde versuchen, Ihnen zu helfen.« Hiragas Händedruck war fest.

»Phillip! Phillip, mein Junge, Gott sei Dank, daß Ihnen nichts passiert ist!« Sir Williams Gesicht strahlte vor Erleichterung; er eilte auf Tyrer zu und faßte ihn an beiden Schultern. »Es gab ein Gerücht, Sie wären in der Yoshiwara umgekommen; kommen Sie, setzen Sie sich, Sie Ärmster.« Er half ihm zum besten Sessel in seinem Büro, der am Feuer stand. »Guter Gott, Sie sehen schrecklich aus, was ist denn nur passiert, Sie brauchen einen Drink! Der Brandy kommt sofort!«

Tyrer ließ sich entspannt in den Sessel fallen und fühlte sich schon viel wohler. Nach dem ersten Schrecken über den Schaden und der Begegnung mit einigen Leuten am Ufer, dem Anblick von Verbänden und Verbrennungen – niemand hatte von Todesfällen

gesprochen –, hatte er gesehen, daß die Gesandtschaften, Struan's, Brock's und andere wichtige Gebäude unversehrt waren, und all das nahm ihm den größten Teil seiner Anspannung. Niemand schien zu wissen, wer oder wie viele umgekommen waren, und so war er hierhergeeilt. Er trank einen großen Schluck von seinem Drink. »Ich saß tatsächlich in der Yoshiwara fest. Ich war, äh, mit meinem Mädchen zusammen, und, nun ja, sie kam ums Leben.« Wieder stieg die Trauer in ihm auf.

»Mein Gott, das tut mir leid. Seltsam, Ihr anderer Freund, Nakama oder Hiraga oder wie immer er wirklich heißt, ist auch tot.«

»Sir?«

»Ja«, sagte Sir William, setzte sich in den Sessel ihm gegenüber und fuhr glücklich fort: »Er ist definitiv identifiziert worden. Eine Patrouille sah ihn im Niemandsland, als das Feuer in Drunk Town anging. Zuerst dachten sie, er sei ein Plünderer, und verfolgten ihn, dann aber erkannten sie ihn, schossen auf den Kerl und verwundeten ihn, um ihn aufzuhalten. Aber stellen Sie sich vor, dieser Wahnsinnige stand wieder auf und stürzte sich in ein brennendes Gebäude – das alte Öllager. Ein paar Augenblicke später gab es eine furchterliche Explosion, sagte der Sergeant, und das ganze Ding schien in die Luft zu fliegen.«

»Das ist unmöglich, weil...«

»Ich gebe zu, es ist unwahrscheinlich, sich selbst in ein solches Inferno zu stürzen, lächerlich, keiner würde das tun. Leider muß ich sagen, daß zwei der Burschen umkamen, als sie versuchten, ihn zu fangen – die Explosion hat sie erwischt. Verdammt Schande! Nakama kann durchaus der Brandstifter gewesen sein, wenn es einen gab, aber wenn Sie mich fragen, ist das ziemlich weit hergeholt. Jedenfalls gingen die ganzen Ölfässer in die Luft.« Er sah Tyrers Blässe und hatte Mitleid mit ihm. »Tut mir leid für Sie, Phillip, tut mir leid, daß er tot ist, ich weiß, daß Sie ihn mochten, aber ansonsten tut es mir nicht leid – er war ein Mörder, und das befreit uns

aus einer schlimmen Klemme Yoshi gegenüber, nicht wahr?« Er erwartete Zustimmung, doch das Gesicht seines Gegenübers blieb ausdruckslos. »Tut mir leid, das ist sicher ein weiterer Schock für Sie... es war gewiß schrecklich.«

Tyrer war ein wenig aus dem Gleichgewicht gebracht und konnte Hiragas vermeintlichen Tod nur schwer fassen. »In der Yoshiwara, ja, ja, es war schrecklich.« Gerade, als er Sir William korrigieren wollte, kam dieser ihm erneut zuvor.

»Ich muß Ihnen sagen, Phillip, daß wir unglaubliches Glück hatten. Die Army ist intakt, die Navy auch, und aus unserer Gemeinde fehlt bisher nur einer, allerdings überprüfen wir das noch. Haben Sie gestern nacht in der Yoshiwara irgend jemanden von unseren Leuten gesehen?«

»Nein, Sir, niemanden von uns, nein.« Tyrer konnte noch immer nicht klar denken. »Keine Menschenseele. Sehen Sie, ich w...«

»Verdammt! Schwierig, alle zu finden, ich bekomme keine verlässliche Zählung zusammen. Drunk Town ist hoffnungslos, aber selbst dort sagen sie, es sei nur ein halbes Dutzend Vagabunden gewesen, niemand mit irgendwelchen Namen außer Charlie oder Tom oder George. Zum Glück kann ich berichten, daß Mrs. Fotheringills junge Damen sämtlich unverletzt sind. Erstaunlich, daß wir alle entkommen sind. Wenn der Wind sich nicht gelegt hätte... Aber dann hörte er auf, Gott sei Dank... Haben Sie gesehen, daß Holy Trinity auch heil ist? Die Schäden werden natürlich in die hunderttausend Pfund gehen. Gott sei Dank haben wir alle Versicherungen, nicht? Nun, trinken Sie aus, und legen Sie sich dann hin. Wenn Sie darüber nachdenken, werden Sie begreifen, welches Glück wir mit Nakama hatten, er entwickelte sich allmählich zu einer größeren diplomatischen Katastrophe. So, ich muß los, ich werde mit der Gemeinde einen Plan besprechen. Warum legen Sie sich nicht hin, bis ich zurückkomme, und...«

Ein Klopfen, und Bertram streckte den Kopf ins Zimmer. »Der

Shoya ist hier, Sir William.«

»Genau zur rechten Zeit, führen Sie ihn herein. Phillip, bevor Sie gehen, können Sie für mich dolmetschen. Kommen Sie herein, Mr. Shoya.«

Der Shoya verneigte sich ehrerbietig und war auf der Hut.

»Mein Master grüßt Sie, Shoya«, übersetzte Tyrer, noch immer benommen. Seine Gedanken waren anderswo, und er sehnte sich verzweifelt danach, sich hinzulegen und über all das nachzudenken.

»Bitte sagen, wie viele in Feuer verloren.«

»Danken Sie ihm bitte für seine freundliche Frage, aber machen Sie sich bitte keine Sorgen um unsere Probleme.« Der Shoya fand die Frage verwunderlich, denn das ging die Gai-Jin nichts an. Welche Falle stellen sie mir? fragte er sich wachsam.

»Mein Master sagen, möchten wissen, wie viele verloren?«

»Oh, bedaure sehr, eine endgültige Zählung habe ich noch nicht, aber fünf Fischer und zwei Familien sind umgekommen«, sagte der Shoya höflich, eine Zahl erfindend, da der Gai-Jin-Führer ziemlich fordernd nach den Verlusten gefragt hatte und folglich eine Zahl hören wollte. Tatsächlich hatten sie niemanden von ihren Leuten oder Kindern, auch keine Boote verloren, da sie rechtzeitig gewarnt worden waren.

»Mein Master sagen, tut ihm sehr leid. Kann er helfen Dorf?«

»Ah! Ja, ja, bitte danken Sie dem Großen Herrn, die Familien könnten einige Säcke Reis und ein bißchen Geld brauchen und Hilfe bei der Ernährung oder...« Der Shoya ließ dies in der Luft hängen, damit sie sich selbst ein Urteil bilden konnten. Ist das wieder eine Falle?

»Mein Master sagen, schicken Nahrung für Dorf. Bitte sagen, wie Feuer angefangen.«

Der Shoya fand es vollkommen verrückt von den Gai-Jin, darauf eine Antwort zu erwarten. Es war gefährlich, sich in die Politik einzumischen, noch gefährlicher, sich zwischen Shishi und Bakufu zu

stellen. Er würde zwar den Verlust all seines Profits sehr bedauern, falls die Gai-Jin morgen oder übermorgen Japans Ufer verließen, doch nicht alles war verloren, denn all seine Bücher und Quittungen und Barren waren unversehrt, und er hatte diese Vereinbarung mit dem Gai-Jin Jami, die nun noch wichtiger geworden war. Ich bin sicher, daß die ›Aktiengesellschaft‹ nicht leiden wird.

Gleichzeitig freute er sich darüber, daß die Shishi es gewagt hatten, die Gai-Jin zu vertreiben, und die Schuld dafür den gemeinen Bakufu in die Schuhe schoben. *Sonno-joi*. Ohne Gai-Jin wären wir hier besser dran. Besser, wenn sie in Nagasakis kleiner Deshima eingesperrt sind wie früher. Ich werde eine Zweigniederlassung in Nagasaki eröffnen und für ihre Rückkehr bereit sein. Falls sie je zurückkehren werden.

»Tut mir leid, aber wahrscheinlich Öl in einer Küche«, sagte er mit einer demütigen Verbeugung. »Nur die Yoshiwara kocht bei Nacht, wir tun das nicht, bitte verzeihen Sie, das ist alles, was ich weiß.«

»Mein Master sagen, dieser Mann Nakama oder Hiraga, den Herr Yoshi wollen, er gesehen von Soldaten, die versuchen ihn fangen. Er lief weg und starb in Feuer. Sie kennen ihn?«

Die bösen Vorahnungen des Shoya verdreifachten sich. »Bitte verzeihen Sie mir«, krächzte er, »ich kenne ihn nur als Kunden, niemals Shishi. Tot? Wie wunderbar, daß der Mörder tot ist. Wunderbar!«

Sir William seufzte, der Fragen und Antworten müde. »Danken Sie ihm, und entlassen Sie ihn, Phillip.«

Dankbar machte der alte Mann sich davon. Sir William sagte: »Und nun gehen Sie, und halten Sie sich bereit. Wir brechen am Mittag auf.«

»Sir?«

»Nach Kanagawa, zu dem Treffen mit Yoshi. Haben Sie das vergessen?«

Tyrer war bestürzt. »Er erwartet uns jetzt sicher nicht«, protestierte er schwach, denn der Gedanke an eine langwierige Konferenz machten ihn schwindlig. »Ganz bestimmt nicht!«

»Deswegen gehen wir ja hin.« Sir William strahlte. »Um ihn weiter zu verwirren. Wir sind Briten und keine Horde lilienweißer Schwächlinge.« Er zog seinen Mantel an. »Dann bis Mittag.«

»Aber er wird nicht erscheinen, nicht nach all dem, was geschehen ist.«

»Ja, aber wenn er nicht kommt, verliert er sein Gesicht, nicht wir.«

»Ich kann nicht, Sir William, nicht als Dolmetscher. Ich bin... ich bin einfach erschöpft, ich kann nicht, nicht heute, tut mir leid.«

»Ich fürchte, Sie werden müssen. Kopf hoch.«

Tyrer sah das dünne Lächeln, die zurückgekehrte Kälte. Und die Unbeugsamkeit. »Tut mir leid, ich kann nicht, Sir William. Ich bin am Ende. Bitte, lassen Sie André das machen, er ist besser als ich.«

»Sie müssen es tun«, sagte Sir William mit schneidender Stimme. »André ist tot.«

Tyrer wäre fast umgefallen. »Das ist nicht möglich... wie?«

»In der Yoshiwara. Ich hörte es gerade vor Ihrer Ankunft, deshalb war ich so erleichtert, Sie unversehrt zu sehen.« Als er das sagte, erinnerte Sir William sich plötzlich an den versiegelten Umschlag, den André bei ihm in den Gesandtschaftstresor gelegt hatte und der im Falle seines Todes geöffnet werden sollte. »Henri hat ihn identifiziert, soweit man eine solche Leiche identifizieren kann. Er hatte seinen Siegelring noch am Finger... Nun ja«, sagte er, denn der Gedanke verursachte ihm Übelkeit, »der arme Kerl verbrannte in seinem Liebesnest zu Asche. Wie ich höre, nur ein paar Meter von Ihrem in der gleichen Herberge entfernt. Ich würde sagen, daß Sie ungeheures Glück hatten, Phillip. Seien Sie um zwölf Uhr bereit.«

Er ging hinaus und die Straße hinunter in Richtung Club. Von

überallher strömten Männer herbei. Als er an Struan's vorbeikam, betrachtete er das Gebäude, dankbar, daß es heil geblieben war, und auch das von Brock's – ein gutes Omen, dachte er, eines von denen wird auch in Zukunft das Noble House sein, und Brock's ist mit Gornt verdammt viel besser als mit Norbert. Dann bemerkte er Angélique an ihrem Fenster und winkte. Sie winkte fröhlich zurück. Arme Angélique, ich frage mich, ob Henri ihr von André erzählt hat. Dann, als er selbst aus dieser Entfernung den im Club herrschenden Tumult hörte, seufzte er tief auf.

Als er eintrat, wurde es still. Der Club war überfüllt, einige Männer mußten draußen auf der Straße stehen. Ein schmaler Pfad öffnete sich für ihn, und er ging an seinen üblichen Platz an der Bar, um die anderen Gesandten zu begrüßen, Seratard, Erlicher und Sergejew, der den Arm in einer Schlinge trug. Die Gesichter aller Anwesenden waren gerötet. Schon wurden ein paar Betrunkene nach draußen geschafft.

»Guten Morgen. Zunächst einmal freue ich mich, Ihnen sagen zu können, daß wir phantastisches Glück hatten, und...«

Pfiffe unterbrachen ihn, Rufe ertönten. »Verflucht, ich bin ruiniert... Wovon in aller Welt reden Sie... Laßt ihn sprechen... Er redet Unsinn, hat er nicht gesehen... Oh, um Gottes willen, halt den Mund...!«

Er wartete und fuhr dann in schärferem Ton fort: »Wir haben wirklich Glück gehabt, nur André Poncin ist tot gemeldet...«, ein Murmeln der Trauer, »...sonst niemand aus der Gemeinde. Mr. Seratard hat die Leiche identifiziert, und die Beerdigung wird morgen stattfinden. Leider haben wir zwei Soldaten verloren, die ebenfalls morgen beerdigt werden. In Drunk Town werden noch einige Personen vermißt, aber niemand, den wir bei Namen kennen. Unsere Army ist intakt, die Navy ebenfalls – wir haben wahrhaftig großes Glück gehabt, und ich schlage vor, daß wir Gott dafür danken.« In dem plötzlichen Schweigen fügte er hinzu: »Ich bitte den Pater, in

der Dämmerung einen besonderen Gottesdienst abzuhalten, und alle sind dazu eingeladen. Bis dahin irgendwelche Fragen?»

»Was ist mit unseren Firmen?« fragte Lunkchurch. »Ich bin abgebrannt.«

»Dafür gibt es Feuerversicherungen, Mr. Lunkchurch.« Brüllendes Gelächter ließ ihn innehalten. »Was ist los?«

Skye, in Yokohama als Versicherungsagent tätig, erklärte: »Tut mir leid, das sagen zu müssen, Sir William, aber Barnabys Police ist letzte Woche ausgelaufen, und um Geld zu sparen, hat er sich geweigert, sie vor dem Monatsersten zu erneuern.« Seine restlichen Worte gingen wieder in Gelächter und Hohn unter.

»Tut mir leid, das zu hören. Jedenfalls werde ich mit der *Atlanta Belle* heute abend dem Gouverneur in Hongkong offiziell eine Botschaft schicken und erklären, daß die Niederlassung zum Notstandsgebiet für alle...«, zustimmendes Geschrei und »Guter alter Willie« begrüßten diese Aussage, denn sie sorgte dafür, daß alle Forderungen beschleunigt behandelt werden würden, »...zum Notstandsgebiet ausgerufen wird für alle legitimen Ansprüche, die sämtlich belegt werden müssen und meine Unterschrift erfordern, um gültig zu sein, und...«

Wieder Geschrei, diesmal wütend, denn er war im Unterschied zu gewissen Beamten der Hongkonger Regierung für seine Pingeligkeit bekannt, und von vielen war das Feuer automatisch als vom Himmel gesandte Gelegenheit betrachtet worden, ihr Inventar größer zu machen, als es war.

Als wieder Ruhe eingekehrt war, fügte Sir William liebenswürdig hinzu: »Ausnahmen werden nicht gemacht, und je eher Forderungen auf meinem Schreibtisch liegen, desto eher werden sie bestätigt, unterzeichnet und weitergeleitet ...«

Ein allgemeiner Ansturm auf die Tür setzte ein, und er brüllte mit seiner für einen so mageren Mann sehr lauten Stimme: »Bei Gott, ich bin noch nicht fertig! Zweitens, einige schlecht beratene,



törichte Leute glauben, es sei der klügste Kurs, unsere Stellung hier aufzugeben. Die Regierung Ihrer Majestät hat nicht die Absicht, den Rückzug anzutreten.« Gegenteilige Argumente ertönten, aber er ging einfach darüber hinweg. »Drittens, Sie werden gebeten, einander beizustehen wie britische Gentlemen, und...«

»Und was ist mit den verdammten Yanks?« schrie jemand.

»Auch denen«, rief er zurück, und sein Humor kehrte zurück. »Einige von ihnen sind Gentlemen, und sehr viel mehr könnten es sein.« Weiteres Gelächter. »Handeln Sie also wie Gentlemen, und bauen Sie hier alles so schnell wie möglich wieder auf. Das ist wichtig. Wir müssen unsere Position hier behaupten, weil es viertens Gerüchte gibt, das Feuer sei Brandstiftung gewesen.«

»Das stimmt, meine *musume* hat das auch gesagt.«

»Einem Bericht zufolge, der wahrscheinlich klingt, war der Brandstifter der Samurai Nakama, der Bursche, den die Bakufu als Revolutionär ausgeliefert haben wollten, wenn ihn Mr. Tyrer und ich – und Mr. McFay, glaube ich – auch angenehm fanden, keine Gefahr in ihm sahen und er sich als eine reiche Informationsquelle erwies.«

»Das ist richtig«, bestätigte Jamie. »Ich glaube nicht, daß er einen Brand legen würde, zumindest ist das meine Meinung.«

»Wie auch immer, wir wissen definitiv, daß er tot ist, und er wurde unter verdächtigen Umständen gefaßt. Jeder muß auf der Hut sein, falls es Brandstiftung war. Ich persönlich bin nicht davon überzeugt, aber wenn das Feuer ein Akt der Gewalt gegen uns war, dann wird es andere geben. Wenn es der Wille Gottes war... nun ja, das ist Sein Vorrecht...«

»Amen«, sagten viele, dankbar, am Leben zu sein.

»Seien Sie sich also möglicher Gefahren bewußt, doch wir wollen handeln wie unter normalen Umständen und an die Arbeit zurückkehren. Ich danke Ihnen. Guten Tag.«

»Was ist mit der Yoshiwara und Mrs. Fotheringill?«

Sir William blinzelte. Guter Gott, ich werde wohl alt, dachte er.

Das Problem der Yoshiwara war ihm gar nicht in den Sinn gekommen, und dabei war sie es doch, die Japan für die meisten Männer erträglich machte. »Mrs. Fotheringills Etablissement ist gewiß versichert gewesen. Was erstere angeht... Wir werden jetzt sofort eine Sammlung beginnen. Ich werde sie mit zwanzig Guineas eröffnen, und, nun ja, weil die Yoshiwara Teil unseres Notstandsgebiets ist, wird die Regierung Ihrer Majestät für jeden Beitrag, Pfund für Pfund, noch einmal denselben Betrag stiften.«

Während weitere Jubelrufe ertönten und man sich gegenseitig auf den Rücken klopfte, unterhielt er sich kurz mit den anderen Gesandten und teilte ihnen zu ihrer Überraschung mit, das Treffen mit Yoshi werde stattfinden, er und Seratard würden mit Yoshi verhandeln. Dann bat er sie zum Abendessen. Draußen auf der Promenade wischte er sich den Schweiß von der Stirn und machte sich zufrieden auf den Heimweg, als plötzlich jemand hinter ihm rief: »He, seht mal! « Er drehte sich um und schaute mit anderen, die den Club verließen, erstaunt und fasziniert nach Süden.

Auf dem verlassenen Gebiet, wo das Dorf gestanden hatte, wimmelte es jetzt von Männern, Frauen und Kindern, die mit ameisenähnlichem Eifer aufräumten und nur ein Ziel hatten: das, was verschwunden war, neu zu erschaffen. Zwei Häuser mit Dächern und Shoji-Wänden waren bereits errichtet, andere halb fertig. Viele Menschen trugen neue Holzbalken und Shoji-Wände von einem Stapel herbei, den man schon außerhalb des Südtors aufgehäuft hatte.

Ein Jammer, daß unsere Leute nicht so flink sind, dachte er stauend. Auf der anderen Seite des Grabens, jenseits der reparierten Brücke zum Paradies, herrschte ebenfalls Geschäftigkeit, und ein Banner bewegte sich im Wind.

Von seinem Standpunkt aus konnte er die chinesischen Schriftzeichen darauf lesen, an die er sich gut erinnerte – auch die englische Übersetzung stand schon da und nahm sich in ihrer Kalligraphie wunderlich aus: Sinnlichkeit kann nicht warten, sie muß befriedigt

werden.

An diesem Nachmittag kehrte bei ruhiger See der Struan-Kutter nach dem Treffen mit Yoshi in Kanagawa zur Pier in Yokohama zurück. An der Mastspitze flatterte Sir Williams Flagge. In der Kajüte dösten Sir William, Seratard und Tyrer vor sich hin – Tyrer war zu Tode erschöpft. Der Bootsmann betätigte seine Pfeife, um Kutter am Pier aufzufordern, ihnen aus dem Weg zu gehen, und erhielt von Flüchen durchsetzte Schreie zur Antwort: »Verdammt, warte, bis du an der Reihe bist!«

Sir William öffnete die Augen und rief zum Bootsmann hinauf:

»Setzen Sie uns am Pier von Brock's ab.« Als der Bootsmann meinte, dies würde Mr. MacStruan ganz und gar nicht gefallen, brüllte Sir William: »Tun Sie gefälligst, was ich Ihnen gesagt habe!« Die beiden anderen fuhren aus dem Schlaf hoch, aber Tyrer schlummerte gleich wieder ein.

Seratard reckte sich und unterdrückte ein Gähnen. »Großartiger Lunch, William, guter Fisch.« Ohne es zu merken, setzte er auf französisch hinzu: »Ich hätte zwar eine Knoblauchbuttersauce mit einem Hauch Petersilie vorgezogen. Aber macht nichts, Ihr Koch ist Engländer, was soll er machen?«

»Er ist Chinese«, berichtigte Sir William gutmütig.

Das Treffen war genau nach Plan verlaufen, denn es hatte nicht stattgefunden. Sie waren rechtzeitig eingetroffen, hatten eine halbe Stunde gewartet, dann hatten sie nach dem örtlichen Gouverneur geschickt und ihm durch Tyrer sagen lassen, sie verstünden nicht, was mit Herrn Yoshi sei: »Ist er krank?«

»Ah, tut mir leid, ich weiß nicht, Herr...«

»Mein Master sagt, fragen nach Gesundheit von Herrn Yoshi, sagen, wir hier wie verlangt. Bitte gleich auch neuen Tag ausmachen.« Absichtlich hatte Tyrer jede Höflichkeit vermissen lassen. Der Gou-

verneur war errötet, hatte sich verneigt wie vor Höhergestellten, sich nochmals entschuldigt und war dann davongeeilt, angewidert, daß die Gai-Jin immer noch da waren – natürlich hatte jede zivi- lierte Person von hier bis Edo die Feuer gesehen und angenom- men, die Gai-Jin – die, die noch übrig waren – würden ihre Wun- den lecken, an Bord ihrer Schiffe gehen und davonsegeln.

Nachdem der Gouverneur und sein Anhang gegangen waren, hat- te Sir William einen geruhsamen Lunch vorgeschlagen und Seratard in den wohlgefüllten britischen Weinkeller geführt. »Wir verdienen eine Feier, Henri. Was würden Sie gern trinken? Wir hatten letzte Nacht wirklich Glück – abgesehen von André, dem armen Kerl.«

»Ja. Ein Jammer. Gottes Wille.« Seratard, der noch immer Etiket- ten studierte, runzelte die Stirn. »Ah! Ein 51er Montrachet. Zwei Flaschen?«

»Mindestens zwei. George schließt sich uns an. Wir könnten auch einen Margaux probieren – ich empfehle den 48er Château Pichon- Longville – und zum Pudding einen Château d'Yquem.«

»Perfekt. Schade, daß wir keinen Käse haben. Ich vermute, daß heute kein Yoshi erscheinen wird.«

»Wenn er erscheint, werden wir ihn nicht empfangen.«

»Beim Clubtreffen sprachen Sie von einem Dinner heute abend. Möchten Sie mit den anderen etwas Besonderes besprechen?«

»Ja.« Der Keller war kühl und angenehm. Ein paar Gläser standen auf einem Buffet neben den Weinregalen. Sir William wählte eine Flasche Champagner und machte sich daran, sie zu öffnen. »Ich glaube, wir müssen so tun, als sei das Feuer nicht so verheerend ge- wesen, wie es in Wirklichkeit war, und weiter Druck gegen Sanjiro und seine Hauptstadt Kagoshima machen.«

»Jetzt?« Seratard war sehr überrascht. »Aber gewiß ist es doch höchst gefährlich, die Flotte zu schicken, wenn wir so exponiert sind, nicht wahr? Wollen Sie die anderen verlocken?«

»Sehr gefährlich, aber genau darum geht es mir. Ich schlage vor,

daß wir nur britische Kriegsschiffe schicken und unser Flaggschiff und das russische hierbehalten, zusammen mit den bewaffneten Handelsschiffen. Wir schicken keine Army-Einheiten zur vorgeschlagenen Landung, sondern nur Marines. Wir beschießen sie einfach von See aus.« Er ließ den Korken knallen und schenkte ein. »Das wird Ketterers Aufgabe sehr erleichtern, ihm hat die Idee nie gefallen, eine Landung von See aus zu kommandieren. Jetzt kann er in der Bucht bleiben und ihnen den Teufel aus dem Leib schießen. Zum Wohl!«

Die beiden Männer stießen miteinander an. Seratard drehte und wendete den Vorschlag, um die Fallen zu finden, die Stellen, wo sein Gegner Minen gelegt hatte, um französischen Interessen zu schaden. Es gab keine. Im Gegenteil, dies unterstützte seinen langfristigen Plan, sich in Yoshis Vertrauen einzuschmeicheln und ihm zu verstehen zu geben, daß die Briten die Barbaren waren, nicht die Franzosen, und daß Frankreich vertrauenswürdiger, geduldiger und weitblickender war. »Großartiger Jahrgang, William. *En principe* ja, aber ich würde gern meinen Admiral konsultieren.«

»Warum nicht? Dann machen wir es so...«

Der Lunch war angenehm verlaufen. Sie waren rechtzeitig an Bord gegangen, und nun betrat Sir William beschwingt das Deck, als der Kutter an der Pier von Brock's festmachte, ein unerhörtes Ereignis. Gornt stand mit einem Angestellten neben ein paar Schrankkoffern in der Nähe der Molenstufen. »Hoffe, Sie haben nichts dagegen, Mr. Gornt«, sagte er. »Ich habe den Kutter kommandiert, er fährt unter meiner Flagge, nicht unter der von Struan's.«

»Es ist mir ein Vergnügen, Sir William. Wie war die Zusammenkunft?«

»Der verdammte Kerl ist nicht aufgetaucht, vermutlich hat er uns nicht erwartet.«

»Dann hat er von hier bis Timbuktu sein Gesicht verloren.«

»Ziemlich.« Das sollte er ja auch, dachte Sir William und zeigte auf die Koffer. »Sie reisen doch nicht etwa ab?«

»Nein, Sir, aber ich fahre heute abend nach Hongkong, um Baumaterial für uns und andere zu besorgen.«

»Hervorragende Idee. Gute Idee und gesunde Wiederkehr.« Er zog den Hut und ging mit Seratard davon. Tyrer schleppte sich müde hinter ihnen her und nahm Gornt kaum zur Kenntnis.

»Bringen Sie die Koffer an Bord, Pereira«, befahl Gornt. »Und sagen Sie dem Captain, daß ich rechtzeitig an Bord komme. Oh, hallo, Doc.« Hoag eilte mit einigen Kulis, die unter Seekoffern und Paketen keuchten, herbei.

»Ach, Edward, ich hörte, daß Sie auch auf der *Atlanta Belle* sind.« Hoag war atemlos und erschöpft, seine Kleider und Hände blutbefleckt und schmutzig, seine Augen rot unterlaufen. »Könnten Ihre Leute das hier für mich an Bord bringen, ich habe noch ein Dutzend arme und Beine einzuschneiden und Verbrennungen zu behandeln... tausend Dank.« Er eilte davon, ohne eine Antwort abzuwarten.

»Bringen Sie alles an Bord, Pereira.« Gornt zog die Augenbrauen hoch. Warum hat Hoag es so eilig abzureisen?

Alles war verpackt, was gepackt werden mußte, und alles war getan, um dafür zu sorgen, daß Brock's während seiner Abwesenheit funktionierte. Morgen oder übermorgen wurden Choshu-Abgesandte erwartet, um über Waffen-Transporte zu verhandeln – ein nettes Geschäft für ihn selbst, wenn Brock's unterging. Als nächstes stünde möglicherweise die Kohlenkonzession Yoshis, die, wie er gehört hatte, vielleicht von Struan's abgezogen werden würde, Angeboten noch offen. Er hatte seinen Bankier angewiesen, diskret ein solches Angebot zu machen.

Pereira sollte ihn vertreten. Als er gestern nacht von Maureen gehört hatte, daß Jamies neue Büros verbrannt waren, hatte er vorgehabt, Jamie als Stellvertreter einzusetzen, doch zu seiner Überras-

schung hatte Jamie das heute nachmittag dankend abgelehnt und gesagt, er wolle lieber sein eigenes Geschäft wieder neu aufbauen. Jamie wäre ein weiterer Stachel, dachte er. Macht nichts, Jamie wird für mich übernehmen, wenn das alles Rothwell-Gornt ist. Verstohlen tastete er in seine Tasche.

Norberts Chop war da und auch die beiden rückdatierten Briefe für Tess. Sein Geldgürtel war schwer; er enthielt mehr als genug Silber-Mex und Gold für seine Auslagen. Gut, alles erledigt.

Und nun zu Angélique.

»Hallo, Edward«, sagte sie mit herzlichem Lächeln. Sie empfing ihn zum erstenmal in ihrem Boudoir im Obergeschoß. Ah Soh stand neben einem Weinkühler, und er bemerkte, daß die Tür zum Schlafzimmer geschlossen war. Die Vorhänge waren zugezogen, obwohl es noch nicht völlig dunkel war, die Öllampen brannten. Der Raum wirkte einladend, ihr Verhalten aber war spröde und seltsam.

»Zur Abwechslung einmal Weißwein«, sagte sie freundlich. »Ladoucette. Bourbon, wenn Sie wollen.«

»Wein, bitte, Ma'am. Sie haben nie besser ausgesehen.«

»Sie auch nicht, mein Freund. Bitte, setzen Sie sich hierher, ans Feuer.« Ihr blauschwarzes Trauerkleid war neu, der Schnitt betonte ihre Figur, der eckige Ausschnitt war dezent. Doch zu seinem und ihrem Vergnügen hatte sie sich einen bunten Seidenschal um die Schultern gelegt, dessen Wirkung verblüffend war, ein Frühlingshauch an diesem Januartag. »Wein, Ah Soh«, befahl sie, und als sie die Gläser hatten: »Warte draußen! Ich wollen, ich rufen!« Die Dienerin schlurfte hinaus und schlug achtlos die Tür hinter sich zu.

Leise flüsterte Gornt: »Sie wird an der Tür lauschen.«

Angélique lachte. »Um Geheimnisse zu hören? Welche Geheimnisse könnte es zwischen uns geben? Auf eine sichere Reise, Edward!« Sie trank und stellte ihr Glas ab. »Haben Sie alles gepackt?«

»Ja, ja, habe ich. Sie sehen wunderbar aus, und ich liebe Sie und hätte gern eine Antwort auf meine Frage.«

Sie öffnete ihren Fächer und begann ihn zu benutzen, wie eine junge Dame es bei einem in Frage kommenden Mann – die beide von zweifelhaftem Ruf waren – tun sollte, nämlich um zu reizen, zu flirten, zu versprechen und nicht zu versprechen, Antworten zu geben oder nicht zu geben auf Fragen, die zu gefährlich waren, um sie offen zur Kenntnis zu nehmen.

Der Fächer flatterte. »Ich bewundere Sie sehr, Edward.«

»Nicht mehr, als ich Sie bewundere. Aber: Ja oder nein?«

Der Fächer schnappte zu. Dann lächelte sie und öffnete eine Schachtel auf der Kommode, nahm einen Umschlag heraus und überreichte ihn ihm. Er war an Mrs. Tess Struan adressiert. »Bitte, lesen Sie den Brief. Ich werde ihn durch Hoag nach Hongkong schicken, als Antwort auf ihren Brief.«

*Sehr geehrte Mrs. Struan,  
danke für Ihren Brief und Ihre Großzügigkeit. Ich stimme allem zu, was Sie verlangt haben. Ich schwöre feierlich, auf sämtliche Ansprüche auf das Vermögen Ihres Sohnes zu verzichten. Ich bin bereit, nie wieder den Titel Mrs. Struan zu benutzen. Ich räume ein, daß ich katholisch bin und nach den Vorschriften meiner Kirche nie verheiratet war. Ich bin einverstanden, nie wieder Hongkonger Boden zu betreten, es sei denn, um das Schiff zu wechseln. Ich werde auch nie versuchen, mit Ihnen oder einem Mitglied Ihrer Familie Kontakt aufzunehmen. Ich bin bereit, binnen einer Woche aus diesem Gebäude auszuziehen, und nehme mit aufrichtigem Dank das Angebot eines Einkommens von zweitausend Guineas jährlich bis zu meinem Tode an.*

Der Platz für ihre Unterschrift war leer. Darunter stand: *Unterschrift als echt bestätigt durch Sir William Aylesbury, Gesandter in Japan.* Darunter war Platz für seine Unterschrift und das Datum frei.



Gornt sah auf. »Das kann nicht Ihr Ernst sein.«

»Haben Sie mir nicht geraten, ihre Bedingungen zu akzeptieren?«

»Ja, aber mit Kompromissen. Nach neuen Verhandlungen.«

»Ach ja, daran erinnere ich mich. Wenn Sie einverstanden sind, werde ich Sir William bitten, den Brief jetzt zu beglaubigen, vor Ihrer Abreise. Dr. Hoag hat versprochen, ihn heute abend mit auf das Schiff zu nehmen, so daß er da ist, wenn Sie ankommen.«

»Aber Sie wissen doch sicher, daß Sie Tess damit in allem entgegenkommen – wie soll ich oder irgend jemand da für Sie verhandeln?«

»Es gibt noch eine zweite Seite.« Sie nahm sie aus der Schachtel. Der Fächer wurde wieder geöffnet und bewegte sich sanft. Die Schrift war diesmal nicht so klar, und hier und da war sie verschmiert.

*Sehr geehrte Mrs. Struan, aus Gründen, die auf der Hand liegen – so, wie es zwischen uns steht – schreibe ich Ihnen dies mit getrennter Post. Es hat Sir William nicht zu interessieren. Ich danke Ihnen nochmals für Ihre Großzügigkeit. Das freundliche Angebot von dreitausend, falls ich binnen eines Jahres wieder heirate oder überhaupt heirate, wie Sie sagen würden, kann ich nicht annehmen, weil ich nicht die Absicht habe, mich zu verheiraten oder erneut zu verheiraten, was immer Sie als richtig ansehen...*

Wieder sah er verblüfft zu ihr auf. »Ist das meine Antwort?«

Der Fächer flatterte. »Lesen Sie zu Ende«, sagte sie.

*Vor Gott kann ich nicht die Überzeugung leugnen, daß ich verheiratet war, wenn ich auch, wie oben bekundet, freiwillig auf jeden öffentlichen und legalen Anspruch auf diesen Status verzichte. Ich werde keinen anderen Gatten nehmen... Ich möchte Sie nicht verletzen oder beleidigen, aber wieder heiraten... nein. Es ist meine Absicht, mich so bald wie möglich*

*in England niederzulassen, ich fühle mich mehr englisch als französisch, meine Muttersprache ist eher Englisch als Französisch, und meine Tante war meine eigentliche Mutter.*

*Ich werde niemals Mrs. Struan als Titel benutzen, wie ich erklärt habe, aber ich kann andere hier nicht daran hindern, mich so anzurenden. Sir William wird weder Angélique noch Angélique Richaud akzeptieren, sondern besteht darauf, daß ich als Mrs. Angélique Struan, geborene Richaud, unterzeichne, um Obiges bindend zu machen, denn ihm und seinem Verständnis des englischen Rechts zufolge ist dies gegenwärtig mein gesetzlicher Name, bis ich erneut heirate.*

»Hat er das gesagt?« fragte Gornt scharf.

»Nein, aber Mr. Skye sagt, wenn ich fragen würde, müßte er zustimmen.«

»Aha.« Gornt nickte nachdenklich, trank einen Schluck Wein und las weiter.

*Sollte irgend etwas an Obigem nicht befriedigend sein, stellen Sie bitte zusammen, was Sie noch fordern, und geben Sie es Mr. Gornt, der Sie, wie er mir sagte, erneut aufsuchen und dann sofort zurückkehren wird, und ich werde es unterschreiben. Ich empfehle ihn Ihrem Wohlwollen, er war Ihrem Sohn ein sehr guter Freund und lebenswürdig zu mir – er riet mir, Ihre freundlichen Bedingungen zu akzeptieren. Mr. Skye war dagegen.*

*Mit besten Grüßen, Angélique*

Gornt lehnte sich zurück, atmete aus und starrte sie bewundernd an. »Das ist großartig. Großartig. Sie stimmen allem zu, halten aber trotzdem das Damoklesschwert über sie.«

Der Fächer hielt inne. »Wieso?«

»Sie haben vor, in England zu leben und damit unter englischem Gesetz, eine latente Drohung, die auf der Hand liegt. Sie sprechen

kein einziges Mal von ›Ehemann‹, aber die Drohung ist da; Sie stellen mich offen als Freund beider Seiten in die Mitte der Bühne und geben mir eine perfekte Verhandlungsposition. Und wie verschlagen sie auch ist, was immer sie Ihnen zu unterschreiben gibt, Sie könnten weitere Tränen vergießen und ›Nötigung‹ schreien und würden gewinnen. Großartig!«

»Also sollte ich Sir William bitten, meine Unterschrift zu bestätigen?«

»Ja«, sagte er, fasziniert, weil sie so klug und kühn war, und gefährlich, vielleicht zu gefährlich. »Das ist das Schachmatt.«

»Wieso?«

»Tess ist nur auf eine Weise sicher: falls Sie wieder heiraten, und das haben Sie abgelehnt.« Obwohl der Fächer nun innehielt, beobachteten ihn ihre Augen über den Rand hinweg. Dann begann die Bewegung von neuem, und er reichte ihr den Brief zurück und dachte: Teuflisch schlau – für sie, aber nicht für mich. »Skye hat Sie fabelhaft beraten.«

»Niemand hat mich beraten außer Ihnen – ich habe mich nach etwas gerichtet, das Sie sagten.«

Sein Herz setzte einen Schlag aus. »Niemand sonst hat das gesehen?«

»Nein. Das kann ein Geheimnis zwischen uns bleiben.«

Er hörte das ›kann‹ und fragte sich, wohin das führen mochte; er war jetzt mutlos, ließ es sich aber nicht anmerken. Das Feuer im Kamin verlangte Aufmerksamkeit, also stand er auf und benutzte den Schürhaken, um Zeit zum Nachdenken zu gewinnen. Die Luft roch immer noch stark nach Rauch und Brand, aber er bemerkte es nicht, hatte nur Augen für sie.

Wie in aller Welt ist sie daraufgekommen? Das ist absolut brillant, alle Spielsteine liegen auf dem Brett, für uns beide. Sie hat gewonnen, sie wird Tess schlagen, aber ich habe verloren. Ich werde trotzdem für sie verhandeln müssen, und jetzt bin ich todsicher,

daß ich ihr Einkommen erhöhen kann, aber Angélique hat keine Zugeständnisse gemacht. Ich habe verloren und erhalte nicht den großen Preis: sie. »Also muß die Antwort auf meine Frage nein lauten?«

Nur der Fächer bewegte sich. »Warum?« fragte sie ohne erkennbare Gefühlsregung.

»Weil Sie in dem Augenblick, in dem Sie ja sagen, das Spiel und alle Macht über Tess Struan verlieren würden.«

»Ja, das würde ich.« Leise schloß sie den Fächer und legte ihn in ihren Schoß. Ihre Augen sahen ihn unverwandt an.

Einen Augenblick lang fühlte er sich wie hypnotisiert, dann ergriff er plötzlich die Initiative, und Hoffnung wallte in ihm auf. »Ich würde«, sagten Sie; meinen Sie, *ich* würde nicht? Ich würde nicht die Macht verlieren?«

Jetzt lächelte sie. Das war eine Antwort.

Wieder die Mona Lisa, dachte er. Wie seltsam ihr Gesicht sich verändert, wie gut ich seine Veränderungen wahrnehme, und wie raffiniert sie wirklich ist! Wie wachsam werde ich sein müssen, um sie zu zähmen! »Ich liebe Sie. Und jetzt in aller Form: Würden Sie bitte meine Frau werden?«

»Ja«, antwortete sie.

## 59

**H**alleluja!« sagte Gornt benommen, bewegte sich aber nicht. Der Fächer hielt inne. »Halleluja? Ist das alles?« murmelte sie, und ihr Herz schlug schneller.

»O nein, aber nennen Sie mir zuerst Ihre Bedingungen.«

Sie lachte. »Sollte es Bedingungen geben?«

»Ich erkenne allmählich, wie Ihr Verstand arbeitet – gelegentlich.«

»Wann gehen Sie an Bord der *Atlanta Belle*?«

»Erst im letzten Moment. Es gibt viel zu... zu besprechen.«

»Ja. Edward, würden unsere Kinder katholisch erzogen, und würden wir in einer katholischen Kirche getraut werden?«

»Ist das eine Bedingung?«

»Eine Frage.«

Er zog die Stirn in Falten, dachte nach, wollte in dieser von Felsen durchsetzten See möglichst vorsichtig navigieren. »Ich sehe nicht, warum das nicht möglich sein sollte. Ich bin nicht katholisch, wie Sie wissen«, sagte er langsam, »aber wenn Sie es unbedingt wollen, wäre es in Ordnung...« Das letzte Stückchen des Puzzles rutschte an seinen Platz. »Halleluja!«

»Was?«

»Nur eine Idee. Wir reden gleich darüber. Jetzt keine Spielchen mehr, Angélique«, sagte er tadelnd. »Bedingungen? Was geht in Ihrem Köpfchen vor?«

Sie stand auf. Auf Zehenspitzen berührte sie seine Lippen mit den ihren und gab ihm einen sanften Kuß. »Danke, daß Sie mich gefragt haben, und für das, was Sie schon für mich getan haben.«

Er legte die Hände auf ihre Hüften. Beide bemerkten, daß ihre Körper gut zusammenzupassen schienen, obwohl es keiner erkennen ließ.

»Die Bedingungen?«

»Sagen Sie mir, worin sie bestehen, Edward.«

Jetzt, da sie auf seine Hauptfrage geantwortet und ihm die Schlüssel gegeben hatte, hatte er es nicht mehr eilig. »Drei kann ich wohl erraten«, sagte er amüsiert. »Wenn ich recht habe, sagen Sie mir dann die übrigen?«

»Einverstanden.« Sein Körper, der sich hart an den ihren drängte, gefiel ihr. Dasselbe empfand er, als ihre weichen Kurven sich an ihn

schmiegen und ihn ablenkten. Mühelos. Vorsicht, das ist ihre größte Trumpfkarte, und dieses Spiel ist jetzt in seinem gefährlichsten Stadium – die Zukunft hängt davon ab. Verdammt! Leicht, aus diesem Kuß etwas Ernsteres zu machen, leicht, sie von den Füßen zu fegen und ins Bett im Nebenzimmer zu tragen und zu verlieren, noch bevor du die Tür erreichst.

Es war erregender für ihn, sich zurückzuhalten, auf den perfekten Augenblick zu warten – wie bei Morgan Brock –, die Tatsache seines Verlangens zu akzeptieren und für den Moment zur Seite zu schieben. Drei Bedingungen? Ich kenne mindestens fünf, dachte er. Er wollte gewinnen, er brauchte diesen Sieg.

»Nicht unbedingt in dieser Reihenfolge«, sagte er. »Eine ist, daß ich erfolgreich um die Erhöhung Ihres Unterhalts verhandle, sagen wir auf mindestens viertausend im Jahr. Eine weitere ist, daß wir Zeit in Paris und London verbringen, sagen wir alle zwei Jahre einen Monat – zusammen mit der Reisezeit sind wir dann ungefähr sechs Monate unterwegs. Weiter, daß das treuhänderisch verwaltete Geld von Tess, wieviel immer es sein mag, unter Ihrer Kontrolle bleibt, nicht unter meiner.« Er sah ihre Augen tanzen und wußte, daß er gewonnen hatte. »Und schließlich, um das Maß vollzumachen, daß ich Sie für alle Zeit wahnsinnig lieben muß.«

»Sie sind so klug, Edward, ich weiß, daß wir sehr glücklich sein werden.« Das seltsame Lächeln kehrte zurück. »Nun, fünf wären besser als vier und zwei Monate besser als einer.«

»Ich werde versuchen, fünf zu erreichen, aber ich kann nichts versprechen«, sagte er sofort. »Mit zwei Monaten in Paris bin ich bei sonst gleichen Bedingungen einverstanden. Was noch?«

»Nichts Wichtiges. Wir werden ein Haus in Paris brauchen, doch wenn Sie es erst einmal kennen, werden Sie es auch lieben. Weiter nichts, höchstens, daß Sie versprechen, mich auf Händen zu tragen.«

»Das brauchen Sie nicht zu verlangen, aber ich verspreche es.«

Seine Arme umfaßten sie enger. Sie lehnte sich an ihn, fühlte sich wohl und beschützt, war seiner aber noch immer nicht sicher.

»Du bist begehrenswerter als alle Frauen, die ich je gekannt habe«, murmelte er. »Das ist schon schlimm genug, aber auch dein Verstand ist verblüffend, und deine Ränke – nein, das ist ein schlechtes Wort –, deine brillanten Einfälle...« Einen Augenblick hielt er sie von sich ab und blickte ihr tief in die Augen. »Du bist jedenfalls erstaunlich.«

Sie lächelte und entzog sich seinen Armen nicht. »Wieso?«

»Eine katholische Trauung.«

»Ach!«

»Ja, ach!« Er lachte. »Das, meine kluge junge Dame, ist deine Traumlösung, denn zusammen mit deinem Brief hat sie mir soeben klargemacht, was du bereits entschieden hattest. Eine katholische Ehe befreit Tess für alle Zeit von dir als Bedrohung. Für Tess macht eine katholische Trauung die protestantische Schiffstrauung, so gesetzmäßig sie auch nach englischem Recht sein mag, vollkommen ungültig.«

Sie kicherte und schmiegte sich an ihn. »Wenn du ihr sagen würdest, daß du glaubst, mich überreden zu können, dich zu heiraten, und du als Protestant bewußt ein solches Opfer bringen würdest, dann würde diese Frau dir sicherlich mit Freuden geben, was du haben willst, für uns beide, wenn die Forderungen vernünftig sind, nicht wahr?«

»Ja.« Er seufzte. »Welche Forderung hattest du im Sinn?«

»Nicht viel, aber Malcolm hat mir einmal die Bedeutung des Jockey Clubs erklärt, sowohl in Hongkong als auch in Shanghai, und daß, zusammen mit den Räten von Shanghai und Hongkong, alle geschäftliche Macht dort konzentriert ist. Ihr Einfluß würde dir beim einen die Stellung eines Stewards und im anderen einen Sitz einbringen, nicht?«

Er lachte und drückte sie an sich. »Du bist erstklassig, Ma'am.

Dafür würde ich sogar Katholik werden.«

»Das ist nicht nötig, Edward.«

»Du wirst Shanghai lieben. Jetzt aber habe ich Bedingungen.«

»Oh?«

Er war froh, ein leichtes Aufflackern von Sorge in ihren Augen zu sehen, verbarg aber sein Vergnügen und machte ein strengeres Gesicht. Ich brauche keine Vorbedingungen zu stellen, dachte er amüsiert. Ein Ehemann hat unveräußerliche Rechte, wie etwa den Besitz aller weltlichen Güter seiner Frau. Gott sei Dank für diese Männerwelt. »Die erste Bedingung ist, daß du mich von ganzem Herzen und aus ganzer Seele liebst.«

»Oh, das werde ich versuchen, ich werde versuchen, dir die beste aller Ehefrauen zu sein.« Ihre Arme spannten sich an. »Und?«

Er hörte die leise Besorgnis und lachte. »Das ist alles, außer, daß du versprichst, dir von mir Bridge und Mah-Jongg beibringen zu lassen – dann brauchst du nie wieder Nadelgeld von mir oder sonst jemandem.«

Sie starrte ihn einen Augenblick lang an und hob dann die Arme. Ihr Kuß besiegelte ihren Handel. Dann löste er sich von ihr. »Ich kann kaum noch warten, Angélique.«

»Ich auch nicht.«

»Jetzt müssen wir Pläne machen, wir haben nicht viel Zeit. Besorge dir zuerst blitzschnell Sir Williams Unterschrift. Mein Liebling, ich bin so glücklich, daß du mich akzeptiert hast.«

Sie hätte am liebsten geschnurrt. »Ich bin glücklicher, als ich sagen kann. Wenn du wiederkommst, bleiben wir dann hier, oder fahren wir nach Shanghai?«

»Shanghai, so bald wie möglich – sobald die Brocks untergehen.« Er küßte sie auf die Nase.

»Ach, die Brocks. Bist du sicher? Bist du sicher, was sie betrifft? Unsere ganze Zukunft, alles hängt davon ab, nicht wahr?«

»Und von Tess. Meine Beweise reichen, und ihre Gehässigkeit



wird den Ruin von Brock's zementieren – sie muß das auch erkannt haben, sonst hätte sie niemals auch nur dieses armselige Angebot gemacht. Trotzdem müssen wir vorsichtig sein; wie wir uns unter vier Augen verhalten, ist etwas anderes, aber sechs Monate lang – so lange werde ich brauchen, um dich mit makellosem Ruf nach Shanghai zu holen und Rothwell-Gornt einzurichten – müssen wir so tun, als seien wir nur gute Freunde. Ich bete dich an.«

Statt einer Antwort umfaßten ihre Arme ihn fester. Dann fragte sie: »Ist es bei euch üblich, einen Ehevertrag abzuschließen?«

»Nein. Aber wenn du es möchtest, werden wir es tun.« Er sah das Lächeln, das verbarg und versprach und wieder verbarg. »Es ist nicht nötig, nicht wahr? Wir hängen voneinander ab, haben eine gemeinsame Zukunft und sind jetzt schon eins. Der Erfolg hängt von unserer gemeinsamen Leistung und dem ab, was ich für uns erreichen kann. Vergiß nie, daß Tess geschickt und gerissen ist und sich nicht betrügen läßt, ein Handel mit ihr ist ein Handel. Trotzdem verspreche ich dir, daß du bekommen wirst, was du willst.«

Ja, das werde ich, dachte sie.

Schockiert legte Sir William die letzten Seiten von Andrés Papieren zurück auf den Beistelltisch. »Mein Gott«, murmelte er und stand auf. Plötzlich fühlte er sich sehr alt. Er schenkte sich einen Drink ein und starrte ungläubig auf den Stapel Papier. Dann setzte er sich wieder hin und blätterte ihn erneut durch. Der letzte Teil des Briefes von Angélique's Vater, sorgfältig zusammengeklebt, enthielt den klaren Vorschlag, Malcolm Struan in die Falle zu locken; andere Seiten hielten Daten und Einzelheiten über die Vergewaltigung durch den Ronin-Mörder in Kanagawa und den eigenartigen Tod in der französischen Gesandtschaft fest, den Namen der Mama-san, die die Medizin besorgt hatte, die Art und Weise, wie sie mit den »verlorenen Ohrringen« bezahlt worden war, und wie André aufs

Meer hinausgerudert war, um die Beweise zu beseitigen; eine der beiden Flaschen hatte er jedoch als Beweismittel behalten, und diese befand sich jetzt in Sir Williams Schreibtischschublade.

Den Papieren lag ein Begleitbrief bei.

*Sir William, wenn Sie dies lesen, bin ich bereits tot. Dieser Beweis ist zu benutzen, wenn ich gewaltsam zu Tode gekommen bin. Ich gestehe offen, daß ich mein Wissen benutzt habe, um Angélique Geld abzunehmen – ja, Erpressung ist wohl das richtige Wort dafür, aber Erpressung ist schließlich ein diplomatisches Werkzeug, das Sie genau wie wir sicher auch schon benutzt haben. Die Information erhalten Sie, weil ich vielleicht ermordet worden bin oder man meinem Tod den Anschein eines Unfalls gegeben hat – nicht unbedingt Angélique selbst, aber doch ihretwegen und mit ihrer Unterstützung; eine weitere Wahrheit ist, daß etliche Leute für sie einen Mord begehen würden (Babcott, McFay, Gornt) und daß mein einzigartiges Wissen und meine Teilnahme an ihren – ›Verbrechen‹ ist ein zu starkes Wort – Manipulationen mich zur Zielscheibe machen.*

*Diese Seiten geben Ihnen die Beweise, um den Mörder zu fangen. Ich unterstelle Angélique keinen bösen Willen, ich habe sie benutzt, obwohl ich nie mit ihr geschlafen habe. Falls mein Tod als Unfall erscheint, ist er es möglicherweise nicht gewesen. Falls doch, dann möge es so sein. Ich habe meine Beichte abgelegt (wenn ich auch Pater Leo nichts von dem Obigen gesagt habe) und gebe Ihnen voran das große Abenteuer ein – so unrein wie die meisten, ja, mehr als die meisten.*

*Gott stehe mir bei.*

*Warum habe ich das hier Ihnen und nicht Henri gegeben? Ja, warum?*

Darunter stand eine kühne Unterschrift.

»Ja, warum mir?« murmelte Sir William. Und wie ist es möglich, daß diese raffinierte Kleine all das so lange verbergen kann, um

Gottes willen, daß sie es sogar vor Malcolm Struan geheimhalten konnte? Und vor George und Hoag? Unmöglich, André muß den Verstand verloren haben, und doch...

Abgesehen vom Brief ihres Vaters – und selbst der könnte, aus dem Zusammenhang gerissen, eine Übertreibung der Wahrheit sein – ist alles andere nur Andrés Meinung, es sei denn, sie würde herausgefordert und gestünde. Diese Geschichten könnten Machenschaften eines verwirrten Geistes sein. Natürlich hat er sie auch begehrt, wie oft haben wir alle bemerkt, daß er sie verlangend ansah, und da war dieser merkwürdige Vorfall, als Vervene ihn in ihrem Zimmer fand. Und verdammt seltsam, daß er das Wort ›unrein‹ benutzte, wo in Wirklichkeit es doch er war, der arme Kerl.

Seratard hatte ihm Andrés Geheimnis verraten. Die Syphilis kam in allen Gesellschaftsschichten vor, in allen Städten und Dörfern, in St. Petersburg, London, Paris, in Palästen wie in den schlimmsten Bezirken der Kasbah, sie konnte in jedem Bordell und bei jeder Dame der Nacht lauern, in China oder hier in unserer Schwimmenden Welt.

Ach, André, warum haben Sie mir all das gegeben? Seltsam, daß Sie so starben, wie Sie starben, Hand in Hand mit dem Mädchen, das Sie kauften, um es zu zerstören. Wie böseartig! Ihr Tod war ein Unfall. Wirklich? Henri ist sich da nicht sicher.

»Das ist alles sehr seltsam, William«, hatte Henri heute morgen gesagt. »Die Leichen, Skelette wäre ein besserer Ausdruck, lagen so da, als seien sie schon tot gewesen, bevor das Feuer ausbrach, kein Anzeichen für einen Fluchtversuch bei beiden. Einfach Seite an Seite, Hand in Hand. Ich bin verwirrt, denn André war bei all seinen Fehlern jemand, der einen großen Lebenswillen hatte, und bei einem Feuer versucht man doch instinktiv zu entkommen, man liegt nicht einfach da, das ist nicht möglich.«

»Wie lautet also die Antwort?«

»Ich weiß es nicht. Es hätte eine Selbstmordvereinbarung sein

können, die vor dem Feuer geschlossen wurde. Gift, nichts anderes käme in Frage. Er war in letzter Zeit überempfindlich bis zum Wahnsinn, und er brauchte schrecklich viel Geld, um das Mädchen zu bezahlen. Aber André ein Selbstmörder? Können Sie sich das vorstellen?»

Nein, nicht André, dachte Sir William beunruhigt. Wurde er vergiftet, oder wurden sie beide vergiftet? Jetzt gibt es ein Motiv für einen Mord. Allmächtiger Gott, ist das möglich? Ja, es ist möglich, aber wer?

Müde und benommen schloß er die Augen. Je mehr er sich bemühte, die Frage zu beantworten, desto größer wurde seine Verwirrung. Geräuschlos öffnete sich die Tür. Sein Boy Nummer Eins watschelte herein und wollte ihn begrüßen, doch als er die Blässe seines Herrn bemerkte und sah, wie alt er wirkte, nahm er an, er schlafe. Er runzelte die Stirn, goß einen Whisky ein und stellte ihn leise neben ihn auf den Tisch. Sein Blick huschte rasch über Andrés Brief, der zuoberst auf dem Stapel lag. Dann ging er ebenso geräuschlos wieder hinaus.

Ein paar Minuten später klopfte es. Sir William fuhr aus dem Schlaf hoch, als Babcott den Kopf durch die Tür streckte. »Haben Sie eine Minute Zeit?»

»Oh, hallo, George, natürlich.« Sir William legte die Briefe in einen Ordner. »Setzen Sie sich, trinken Sie etwas. Was gibt's?»

»Nichts.« Babcott wirkte erschöpft. »Ich wollte Ihnen nur sagen, daß ich jetzt für ein paar Stunden schlafen gehe. Bisher sind wir bei drei Toten aus Drunk Town, einem australischen Barkeeper und zwei Vagabunden ohne Papiere – in den Trümmern gibt es vielleicht noch mehr Leichen, aber wer weiß, wann sie mit dem Aufräumen fertig sein werden. Keiner scheint sich sonderlich darum zu kümmern.«

»Was ist mit dem Dorf und der Yoshiwara?»

»Da werden wir nie eine Zahl bekommen.« Babcott gähnte. »Sie

scheinen diese Art von Statistik als nationales Geheimnis zu betrachten. Kann's ihnen nicht verdenken, wir sind ja schließlich die Außenseiter. Nicht viele Opfer, nehme ich an – haben Sie gehört, daß fast alle Herbergen einen Schutzkeller hatten?»

»Verdammt schlau. Sollten wir auch einführen.«

»Ein Jammer, die Sache mit André...«, sagte Babcott, und sofort verspürte Sir William einen Stich. »Wir hatten ungeheures Glück, daß nicht mehr von unseren Leuten erwischt wurden, und wie Philip mit dem Leben davonkam, weiß ich bis jetzt noch nicht. William, er ist sehr aufgewühlt, weil er sein Mädchen verloren hat. Warum geben Sie ihm nicht ein paar Wochen Urlaub und lassen ihn nach Hongkong oder Shanghai fahren?»

»Arbeit ist die beste Ablenkung, und ich brauche ihn hier.«

»Vielleicht haben Sie recht.« Noch ein Gähnen. »Gott, bin ich müde. Wissen Sie, daß Hoag heute mit der *Atlanta Belle* fährt?»

»Er hat es mir vorhin gesagt, zumindest behauptete er, er hätte Sie gefragt, und Sie brauchten ihn nicht mehr. Ich nehme an, Tess hat ihn zum Rapport befohlen, sobald er Bescheid wußte – falls Angélique nicht schwanger war.«

»Ja. Zum Teil hat es auch persönliche Gründe, William, er will unbedingt nach Indien zurück, meint, sein Glück liege dort. Hoffentlich hat er recht, er ist ein fabelhafter Arzt, aber er redet zuviel.« Er runzelte die Stirn und unterdrückte ein Gähnen. »Hat er Ihnen gesagt, was in Tess' Brief stand?»

»An Angélique? Nein. Er sagte, sie hätte ihm das Schreiben nicht gezeigt. Schwer zu beurteilen«, sagte Sir William und beobachtete Babcott genau. »Skye war vorhin hier, er hat auch nichts darüber gesagt, nur, daß sie möchte, daß ich ihre Unterschrift auf einem Brief an Tess bestätige.«

»Ich würde wirklich gern wissen, was darin steht.«

»Ich soll die Unterschrift nur beglaubigen. Von Rechts wegen brauche ich den Inhalt nicht zu kennen.«

Babcott seufzte und gähnte wieder. »Sie tut mir so schrecklich leid, ich wünschte, ich könnte helfen, ich würde alles tun... ein so nettes Mädchen, so unfair das alles. Für sie und Malcolm. So, nun gehe ich, ich bin froh, daß sie uns noch nicht verläßt. Wir sehen uns in ein paar Stunden.«

»Schlafen Sie gut, und danke für Ihre gute Arbeit. Ach, übrigens«, sagte Sir William, der nicht wollte, daß er ging, aber fürchtete, wenn er bliebe, würde er versucht sein, ihm von Andrés Beweismitteln zu erzählen und ihn um Rat zu bitten. »Wann sehen Sie Anjo wieder?«

»In ein oder zwei Wochen, wenn das Laudanum verbraucht ist – ohne das Mittel wird er ein höchst unglücklicher Mann sein.«

»Keine Hoffnung für ihn?«

»Nein. Er hat nur noch ein paar Monate, die Tests sind ziemlich genau – sein Inneres ist ein Chaos. Yoshi ist unser Mann.« Wieder ein Gähnen. »Glauben Sie, daß Anjo oder Yoshi oder beide die Brandstiftung befohlen haben?«

»Einer oder keiner, oder beide, das werden wir nie wissen.« Er schaute Babcott nach, als dieser zur Tür ging. »George, äh, medizinisch gesprochen, wenn eine Frau ein Beruhigungsmittel bekommen hat, äh, könnte ein Mann sie nehmen, ohne daß sie es merkt?«

Babcott blinzelte und drehte sich um. Seine Müdigkeit war verflogen. »Warum in aller Welt fragen Sie mich denn das?«

»Nur so ein Einfall, weil Sie Laudanum erwähnten. Vor ein paar Tagen hatte Sergejew einige wilde Theorien über Drogen, über die guten und die schlechten Drogen. Könnte das passieren?«

Nach einer Pause nickte Babcott, ohne an den Vorwand zu glauben. Er wußte, wie subtil Willies Verstand arbeitete, und fragte sich nach dem Grund für die Frage, war aber zu klug, sich nochmals zu erkundigen. »Wenn die Dosis stark war und der Mann kein Wilder, ja, kein Problem.« Er wartete, aber Sir William nickte nur nachdenklich. Also hob er kurz die Hand und ging.

Erneut öffnete Sir William den Ordner.

Seine Finger zitterten, als er noch einmal Andrés Begleitbrief las. Ganz klar, die Droge in Kanagawa setzte die Kette der Ereignisse in Gang, Georges Droge. Wenn sie aufgewacht wäre, hätte der Mann sie umgebracht, soviel steht fest. Also wurde sie gerettet, aber trotzdem zerstört. Warum hat der Mann sie nicht getötet, warum hat er sie am Leben gelassen? Das ergibt alles überhaupt keinen Sinn. Und was passierte in der französischen Gesandtschaft in dieser anderen Nacht, als er zurückkam? Wenn George nicht gewesen wäre...

Und was ist mit George? Wenn er ihr eine solche Droge geben konnte, damit sie schlief und um ihr den Verstand zu erhalten, dann könnte er leicht mit André dasselbe getan haben, um eine Frau, die er eindeutig liebt, von einem Erpresser zu befreien. Eine Überdosis derselben Droge...

George Babcott? Guter Gott, ich verliere wohl vollkommen den Verstand. Unmöglich, daß er so etwas tut!

Wirklich?

Und Angélique, unmöglich, daß sie all das getan hat!

Nicht unmöglich.

Was, zum Teufel, soll ich machen?

## 60

**E**ntschuldigen Sie, Sir«, sagte Bertram. »Miss Angélique ist hier.«  
»Bitten Sie sie herein. Dann können Sie gehen. Dinner um neun. Sorgen Sie dafür, daß die *Belle* nicht ohne meine Depeschen ausläuft.«

»Jawohl, Sir. Miss Angélique ist allein, Sir, Mr. Skye ist nicht bei

ihr.«

Sir William stemmte sich aus seinem Sessel, fühlte sich alt. Andrés Akte lag mit dem Deckblatt nach unten auf seinem Schreibtisch.

Sie betrat das Zimmer, physisch so anziehend wie immer, aber irgendwie verändert, obwohl er nicht wußte, was genau es war. Mantel, Haube und Handschuhe. Schwarz steht ihr, dachte er, betont ihre helle Haut, so hübsch und jung, jünger als Wertinskaya. Eigenartig, hat sie geweint? »Guten Abend, wie geht es Ihnen, Angélique?«

»Oh, es geht schon, danke«, sagte sie mit flacher Stimme. »Hat Mr. Skye Ihnen gesagt, daß ich Sie heute abend um eine Bestätigung meiner Unterschrift bitten muß?«

»Ja.« Er ging zu seinem Schreibtisch. Die Bilder, die André so lebhaft ausgemalt hatte, störten seine Konzentration. »Ich... bitte, nehmen Sie Platz.« Sie gehorchte, und als er sie ansah, verdunkelte ein weiterer Schatten ihre Augen. »Was ist los?« fragte er sanft.

»Nichts. Ich... heute nachmittag habe ich von André erfahren. Ich wäre eher gekommen, aber ich...« Ihre Stimme brach, dann riß sie sich zusammen, nahm einen Umschlag aus ihrer Handtasche und legte ein Papier auf den Tisch. »Bitte, wie soll ich das unterschreiben?«

Er verschränkte die Finger, verwirrt, daß Andrés Gespenst so schnell wieder in den Raum eingedrungen war. »Ich weiß nicht genau. Wie Mr. Skye andeutete, haben Sie Mrs. Tess Struan gegenüber unter anderem eingewilligt, auf den Titel ›Mrs. Struan‹ zu verzichten?«

»Sie können alles lesen, wenn Sie möchten«, sagte sie tonlos.

»Danke, aber das ist nicht notwendig«, sagte er und widerstand dem überwältigenden Impuls, das kurze Dokument zu überfliegen. »Was Sie mit ihr vereinbaren, geht mich nichts an, es sei denn, Sie brauchen meinen Rat.«



Dumpf schüttelte sie den Kopf.

»Nun, dann... Skye hat eine juristische Theorie, ich bin nicht sicher, ob sie stimmt, aber ich sehe nichts, was dagegen spricht. Sie verzichten für alle Zeit auf den Titel ›Mrs.‹ Doch wie er richtig sagte, erst *nach* Ihrer Unterschrift, also unterzeichnen Sie am besten mit Mrs. Angélique Struan, geborene Angélique Richaud. Das sollte alle Möglichkeiten abdecken.«

Er beobachtete, wie sie sich konzentrierte, dachte an die entsetzliche Geschichte, die André aus seinem Feuergrab erzählt hatte – unmöglich, daß sie all das vor uns verborgen haben soll, unmöglich.

»So«, sagte sie. »Fertig.«

»Ich fühle mich verpflichtet, Sie zu fragen: Sind Sie sicher, daß Sie das Richtige tun? Niemand zwingt Sie in irgendeiner Weise, dieses Dokument zu unterschreiben, was immer es auch enthält.«

»Ich unterschreibe aus freiem Willen. Sie... sie hat eine Regelung angeboten, Sir William... die Wahrheit ist... die Regelung ist fair. Ein paar von den Klauseln sind schlecht formuliert und könnten verbessert werden, vielleicht wird das auch geschehen, aber Malcolm war schließlich ihr Sohn.« Sie stand auf, steckte den Brief in den Umschlag und diesen in ihre Tasche. »Danke.«

»Warten Sie noch einen Augenblick. Möchten Sie... vielleicht möchten Sie gern morgen abend mit mir und ein paar von unseren Freunden essen? Ich dachte daran, Jamie und Miss Maureen auch einzuladen.«

»Nun ja, danke, vielleicht, aber ich... Sie sind nett, und Maureen ist ganz reizend. Werden die beiden heiraten, was glauben Sie?«

»Wenn er es nicht tut, ist er ein Narr – und sie würde ganz schön böse sein.« Bevor er an sich halten konnte, sagte er: »Traurig, die Sache mit André, nicht? Hat Henri Ihnen gesagt, wie sie ihn gefunden haben?« Er sah, daß ihre Augen sich mit Tränen füllten und ihre Beherrschung schwand. »Verzeihung, ich wollte Ihnen nicht zu

nahe treten.«

»Das haben Sie nicht getan, ich bin schon ganz durcheinander... ich kann noch immer nicht... Henri sagte mir vor ungefähr einer Stunde, wie André und sie zusammen... Gott wollte es so für sie... so traurig und doch so wunderbar.«

Sie setzte sich hin und erinnerte sich daran, wie sie bei der Nachricht fast in Ohnmacht gefallen war. Nachdem Henri gegangen war, war sie in die Kirche geeilt und vor der Mutter Gottes niederkniet. Die Kirche war seltsam verändert, luftig ohne ihr Dach, aber die Kerzen brannten wie immer. Sie hatte gedankt, verzweifelt gedankt für ihre Erlösung aus der Knechtschaft – und mit plötzlichem, tiefempfundenem Verständnis dann auch für seine Erlösung von seinen Qualen. André war nun ebenso befreit wie sie. »Ich verstehe das jetzt. O Madonna, danke für Deinen Segen, dafür, daß Du ihn und mich gesegnet hast, er ist bei ihr und hat Frieden, während er doch auf Erden keinen Frieden kannte, doch nun sind sie sicher in Deinen Armen, Dein Wille geschehe...«

Traurig blickte sie zu Sir William auf. »Henri erzählte mir von Andrés Krankheit. Der arme Mann, wie schrecklich, und schrecklich, so verliebt zu sein, denn das war er, wissen Sie, überaus verliebt. André war nett zu mir, und, um die Wahrheit zu sagen«, fuhr sie fort, da sie die Wahrheit laut aussprechen mußte, »er war auch schrecklich, aber ein Freund. Er war nur wahnsinnig verliebt in diese Hinodeh, nichts auf der Welt war ihm so wichtig, das sollte ihn entschuldigen. Haben Sie sie jemals gesehen?«

»Nein, nie, ich kannte nicht einmal ihren Namen.« Obwohl er entschlossen gewesen war, sie in Ruhe zu lassen, bohrte er weiter: »Warum war er schrecklich?«

Mit einem Taschentuch tupfte sie ihre Tränen ab. Ihre Stimme war traurig und ohne Zorn. »André wußte von meinem Vater und meinem Onkel, und er benutzte das und andere Dinge, um mich... in seine Schuld zu bringen. Dauernd verlangte er Geld von mir, das

ich nicht hatte, machte wilde Versprechungen und, um ehrlich zu sein, drohte mir auch.« Fragend sah sie ihn an. Sie war jetzt ganz offen, so dankbar, daß die Mutter Gottes sie und ihn befreit hatte. Die Vergangenheit und aller Schmutz waren mit ihm gewichen. »Es war Gottes Wille«, fuhr sie inbrünstig fort. »Ich bin froh und traurig. Warum können wir nicht das Böse vergessen und uns nur an das Gute erinnern – es gibt genug Böses in der Welt, um unser Vergessen auszugleichen, finden Sie nicht auch?«

»Ja«, sagte er tief betroffen, und seine Blicke wanderten zu Wertinskayas Miniatur. »O ja.«

Daß er Gefühle zeigte, was bei ihm selten war, löste in Angélique etwas aus, und ehe sie sich versah, sprach sie ihre tiefste Angst aus. »Sie sind klug, und ich muß es jemandem sagen, ich fühle mich eigentlich sehr gut, aber etwas macht mir Sorgen: Malcolm. Ich habe einfach nichts von ihm übrigbehalten, keinen Namen, keine Daguerreotypie – unsere, die wir anfertigen ließen, gelang nicht –, kein Porträt, und anscheinend kann ich mich an seine Züge nicht mehr erinnern. Jeden Tag scheint es ein wenig schlimmer zu werden.«

Ihre Tränen strömten leise, während sie vor ihm saß, und er hatte nicht die Kraft, sich zu bewegen. »Es ist fast, als hätte es ihn nie gegeben, und diese ganze Reise und die Zeit in Yokohama ist wie ein... ein *théâtre macabre*. Ich bin verheiratet und auch wieder nicht, man beschuldigt mich schrecklicher Dinge, die nie passiert sind oder nie beabsichtigt waren, ich bin unschuldig und auch wieder nicht, ich werde von Tess gehaßt, und dabei wollte ich doch nur das Beste für Malcolm, o ja, ich wußte, daß er sehr vornehm war, mein Vater aber nicht, und ich glaube nicht, daß ich ihn verletzt habe, er liebte mich und wollte mich heiraten, und ich versuchte mein Bestes, das schwöre ich, und jetzt, da er tot ist, versuche ich so sehr, vernünftig zu sein... Ich bin allein, er ist fort, und ich muß an die Zukunft denken, ich habe Angst, ich war ein Kind, als ich

ankam, jetzt bin ich anders, alles geht zu schnell, und das Schlimmste ist, daß ich mich nicht an sein Gesicht erinnern kann.«

Für einen Augenblick verharren sie wie zwei reglose Statuen. Dann stand Angélique still auf und verließ das Zimmer.

»Ma'sser?«

»Ja, Lim?« Sir William kam mit einem Ruck wieder zu sich.

»Dinner fertig, wenn wollen.«

»Danke.« Seit Angélique vor einer halben Stunde gegangen war, hatte er sich nicht gerührt. Seine Träumerei hatte ihn in seine Jugend zurückgeführt, nach St. Petersburg, in sein dortiges Haus und den Garten. Im Frühling und Sommer, im Herbst und Winter hatte er dort mit Wertinskaya gelacht, sie geliebt ... Dann nach England und zu seiner Mutter, auf die Schlachtfelder der Krim, wirbelnde, dunkle Abschnitte seines Lebens, die ihn erschreckten.

Er war froh, daß Lim ihn in die Normalität zurückgeholt hatte. Sein Blick wanderte durch das Zimmer, zum Feuer, zum Beistelltisch und dann zum Schreibtisch mit der Akte, zu dem liebreizenden jungen Gesicht auf der Miniatur, das ihn anlächelte. Sein Herz brach, wie immer, und heilte sich dann selbst. Jedesmal ein bißchen unvollkommener.

Wenn ich ihr Porträt nicht hätte, hätte ich dann ihr Gesicht auch vergessen, so wie Angélique das von Malcolm? »Darauf habe ich keine Antwort, Wertinskaya, mein Liebling«, sagte er traurig, den Tränen nahe. »Dein Gesicht vielleicht – aber dich nie, dich niemals.«

Er seufzte tief auf. Zurück an die Arbeit, befahl er sich. Kümmere dich um dieses Problem, damit du dich wichtigeren Dingen zuwenden kannst wie Yoshi und dem bevorstehenden Krieg gegen Satsuma...

Der korrekte Umgang mit Andrés Akte besteht darin, sie zu versiegeln, einen vertraulichen Bericht zu schreiben, in dem steht, was wann passierte, was gesagt wurde und von wem, und dann alles

nach London zu schicken, damit dort entschieden wurde. Das Foreign Office hat Unmengen von Geheimnissen in seinen Gewölben und Archiven.

Das ist der korrekte und richtige Weg.

Sicher, die richtige Entscheidung zu treffen, nahm er dann die Seiten zur Hand und warf eine nach der anderen ins Feuer. Er summte vor sich hin und sah zu, wie sie sich krümmten und schwarz wurden und schließlich verbrannten. Die Papiere sind kein definitiver Beweis, das arme Mädchen ist ein Opfer, und außerdem war André ein gefährlicher Agent einer feindlichen Macht, und wenn auch nur die Hälfte der Missetaten in seinem geheimen Dossier stimmen, dann hatte er ein Dutzend Male verdient, über den Jordan zu gehen. Wahrheit oder Lügen, in diesem Fall gesellt sich Staub zu Staub.

Als er fertig war, hob er sein Glas zu der Miniatur empor und fühlte sich sehr wohl. »Auf dich, mein Liebling«, murmelte er.

## 61

**A**m Rande des Niemandlandes in der Nähe einer halb fertiggestellten Hütte bewegte sich in der Dämmerung ein Schatten. Dann noch einer. Zwei Männer lauerten dort und warteten. Irgendwo in dem behelfsmäßigen Dorf aus roh gezimmerten Dächern, Planen und halb errichteten Hütten ertönte das Weinen eines Kindes.

Wo einst das Niemandland gewesen war – eine Reihe von Hügeln und Tälern aus Müll und Abfällen – breitete sich ein Aschenfeld aus. Nur der gemauerte Brunnen ragte noch empor. Der erste

Schatten wurde zu Phillip Tyrer, der gebückt zum Brunnen eilte und sich daneben niederkauerte.

Vorsichtig überprüfte er die Umgebung. Soweit er erkennen konnte, hatte man ihn nicht gesehen. Drunk Town jenseits des Weges war nur noch ein qualmendes Trümmerfeld; ein paar Feuer glommen noch, und überall waren behelfsmäßige Unterkünfte aus geteerten Planen und Segeltuch errichtet worden. Ein paar streitlustige Männer trieben sich herum, aber die meisten hockten der Kälte wegen auf umgedrehten Fässern und tranken geplündertes Bier und Schnaps.

Rasch beugte Phillip sich über den Rand des Brunnens und pfiff. Von unten ertönte ein Antwortpfiff. Wenig später erreichte eine Hand die obersten Ziegel, und Hiragas Kopf erschien. Phillip nickte ihm zu. Hiraga hockte sich neben ihn, dann tauchte Akimoto aus dem Brunnenschacht auf. Beide trugen wattierte Jacken und Kimonos über weiten Hosen und hatten ihre Schwerter mit überzähligen Kleidungsstücken getarnt. Blitzschnell kauerten sie sich nieder, als drei Männer aus Richtung Drunk Town auftauchten und sich durch die Überreste des Lagerhauses einen Weg bahnten. Einer grölte ein Seemannslied. Lange nachdem sie verschwunden waren, war der Gesang noch zu hören.

»Mitkommen, aber vorsichtig!« Tyrer rannte in Richtung Dorf zurück und hielt neben dem anderen Mann im Schatten der halbfertigen Hütte inne. Als die Luft rein war, folgten Hiraga und Akimoto, doch sie bewegten sich geschmeidiger und lautlos.

»Hier, schnell«, sagte Jamie McFay, öffnete einen Sack und reichte ihnen grobe Seemannskleidung, wollene Mützen und Schuhe. Sie zogen sich aus, streiften die Sachen über und steckten ihre eigenen Kleider in den Sack, den Akimoto sich auf den Rücken warf. Tyrer sah, wie Hiraga eine Derringer in eine Seitentasche schob.

Das Ganze hatte kaum eine oder zwei Minuten gedauert. Jamie führte sie dort entlang, wo einst die Hauptstraße des Dorfes gewe-

sen war – und bald wieder sein würde. Sie spürten die Blicke, die sie verfolgten. Der Mond trat kurz aus den Wolken hervor. Automatisch drückten sich Hiraga und Akimoto in einen Häuserschatten, verfluchten innerlich die Sorglosigkeit der beiden anderen. Als der Mond verschwand, gingen sie weiter.

Das Haus des Shoya war zu drei Vierteln wiederaufgebaut; die Ladenfront war zwar noch leer, aber die Wohnquartiere dahinter waren provisorisch fertiggestellt und bewohnbar. Jamie ging zwischen einem Stapel von Balken und Shojis hindurch und klopfte an eine Behelfstür. Sie öffnete sich, und er trat ein. Die anderen folgten ihm. Dann fiel die Tür zu.

Nach einem Augenblick wurde ein Streichholz angerissen, der Docht der Kerze fing Feuer. Der Shoya war allein, grau vor Müdigkeit und voller Angst, die zu verbergen er sich große Mühe gab. Auf dem niedrigen Tisch standen Saké-Krüge und ein wenig Essen. Hiraga und Akimoto verschlangen die Nahrung heißhungrig und leerten zwei der Saké-Gefäße. »Danke, Shoya«, sagte Hiraga. »Ich werde Sie nicht vergessen.«

»Hier, Otami-sama.« Der Shoya reichte ihm einen schmalen Beutel mit Münzen. »Hier sind hundert Gold-Oban und zwanzig Mex.« Auf dem Tisch gab es einen Pinsel, und der Tuschestein stand neben dem Papier bereit. Hiraga unterzeichnete die Quittung.

»Was ist mit meinem Vetter?«

»Tut mir leid, das war alles, was ich so schnell besorgen konnte«, sagte der Shoya mit einem Seitenblick auf Jamie, der den anderen entging.

»Macht nichts.« Hiraga glaubte ihm zwar nicht, aber er wußte, daß niemand für Akimoto bürgen würde. »Danke. Und sorgen Sie bitte dafür, daß mein Bürge dies sicher erhält.« Er reichte ihm eine kleine Rolle. Es war eine verschlüsselte Abschiedsbotschaft an seine Eltern, in der er ihnen von seinem Plan berichtete und von Sumomo erzählte. Zur Sicherheit enthielt sie keine echten Namen. Auf

englisch sagte er: »Taira-sama, fertig. Hier zu Ende.«

»Fertig, Jamie?« fragte Tyrer, der ein seltsames Gefühl verspürte, eine Art Übelkeit, er wußte nicht, ob vor Spannung oder Furcht, Müdigkeit oder Verzweiflung. Seit dem Feuer erschien vor seinem inneren Auge alle paar Minuten Fujiko, die in Flammen stand und verzweifelt schrie. »Am besten schnell, Otami-sama«, sagte er zu Hiraga. Beide hatten sich darauf geeinigt, nie wieder die Namen Hiraga oder Nakama zu benutzen. »Ziehen Sie die Mütze mehr ins Gesicht. *Domo, shoya, mataneh.*« Danke, Shoya, gute Nacht.

Tyrer trat hinaus auf die Straße. Als die Luft rein war, gab er den anderen ein Zeichen. »Jamie, Sie führen«, flüsterte er. Als eine Grenadierpatrouille näherkam und vorbeiging, schlüpfen sie in plötzlicher Panik in die Schatten. Als er wieder atmen konnte, flüsterte Tyrer: »Halten Sie nach Plünderern und Dieben Ausschau, *wakarimasu ka!*«

»*Wakarimasu.*«

Wieder eilte Jamie vorneweg und stieg über Trümmer in Richtung Pier hinter der Promenade, in der Nähe der Stelle, wo das *Guardian*-Gebäude gestanden hatte. Viele Männer schlenderten ziellos umher und bestaunten die Schäden. Jamie erkannte einige von ihnen und verlangsamte seine Schritte, da er keine Aufmerksamkeit erregen wollte. Dimitri war ebenfalls unter den Passanten. Jamie lächelte gezwungen. Heute morgen hatte Dimitri ihn strahlend aufgesucht, um ihm zu sagen, in den frühen Morgenstunden habe er Nemi gefunden. Sie sei wohlauf bis auf ein paar blaue Flecken, und ihr fehle so gut wie gar nichts.

»Gott sei Dank, Dimitri.«

»Als erstes sagte sie: ›Jami-san okay?‹ Ich bejahte, und sie umarmte mich an Ihrer Stelle. Dann richtete ich ihr aus, Sie würden sie so bald wie möglich aufsuchen.«

»Da fällt mir aber ein Stein vom Herzen. Ich hatte Angst, sie sei umgekommen. Ihre Herberge war nur noch ein Haufen Asche,



unser Häuschen auch. Ich fand niemanden... Gott sei Dank.«

»Sie erinnern sich, was ich...«

»Ich erinnere mich sehr wohl, aber zuerst muß ich mit ihr reden. Sie ist doch kein Möbelstück, um Himmels willen.«

»He, nur die Ruhe, alter Knabe, ich hab's nicht so gemeint...«

Jamie seufzte und bahnte sich einen Weg durch die Ruinen. Sie waren jetzt nicht mehr weit von der Promenade entfernt. Dimitri ist ja ein netter Kerl, dachte er, aber Nemi war etwas Besonderes, und...

»O mein Gott, seht!« Er zeigte nach vorne, wo eine Gruppe müder Samurai-Feuerwehreute neben der Pier an einem Feuer hockte und Tee kochte. Rasch erwog er die Alternativen. Es gab keine. »Hilft nichts, kommt.«

Als sie die Promenade erreichten, tauchte aus der Dunkelheit Lunkchurch auf. »Jamie«, sagte er tonlos, »was machen Sie? Sie sind genauso erledigt wie ich...« Er nickte Phillip zu, die beiden anderen bemerkte er kaum. Sie sahen aus wie gewöhnliche asiatische Seeleute, von denen es in der Handelsflotte viele gab. »Das ist eine verdammte...«

»Vielleicht ist es doch nicht so schlimm, Barnaby, ich habe ein paar Ideen, ich komme morgen zu Ihnen.«

Jamie ging weiter auf die Pier zu, zog höflich den Hut vor den Feuerwehreuten und ihrem Offizier, aber die bemerkten sie kaum. Die hölzernen Laufplanken des Stegs reichten fünfzig Meter ins Meer hinein. Ihm sank das Herz. Kein wartender Kutter, und von der Mole der Struans im Norden näherte sich auch keiner. Draußen in der Bucht lag die beleuchtete *Atlanta Belle*, umgeben von einem Schwarm ankommender und abfahrender Boote.

Am Nachmittag hatte Jamie MacStruan gefragt, ob er sich abends den Kutter für eine kurze Fahrt ausleihen könne, um den Kapitän der *Belle* zu besuchen, seinen alten Freund Johnny Twomast. Nachdem Phillip Sir William verlassen hatte, der Hirasgas vermeintlichen

Tod bestätigte, war er zu Jamie geeilt und hatte ihm stotternd vor Aufregung erzählt, daß Hiraga am Leben sei und sich in einem Brunnen in Drunk Town verstecke. Dann hatte er ihm seinen Plan zu dessen Rettung geschildert. »Wir schaffen ihn einfach heimlich an Bord der *Belle*, und keiner merkt was.«

»Er lebt«, hatte Jamie erleichtert gesagt. »Ich dachte, er sei in dem Feuer umgekommen – er lebt?«

»Ja. Wir brauchen ihn und seinen Vetter nur an Bord zu schaffen.«

»Ich werde Johnny Twomast bitten, die beiden zu verstecken, aber nur, wenn Sie Willies Zustimmung bekommen. Hiraga ist noch immer ein Mörd...«

»Hiraga ist tot. Hiraga, Nakama, offiziell ist das alles eins. Willie hat gesagt, der Sergeant habe bestätigt, daß er bei dem Feuer umgekommen sei. Nakama ist tot und für immer verschwunden, und Hiraga auch. Ihn auf ein Schiff zu bringen ist die perfekte Lösung, und er ist es wert, daß man ihn rettet! Wir helfen nur zwei Samurai-Schülern, die Welt zu sehen, unsere Welt, für ein Jahr oder zwei. Einer von ihnen heißt Otami.«

»Wenn wir geschnappt werden, wird Willie Blut speien, unser Blut!«

»Warum sollten wir geschnappt werden? Otami ist Otami, er heißt wirklich so, und er hat mir erzählt, daß Sie und der Shoya alle möglichen Geschäfte ausgekocht haben. Wenn er zurückkommt, werden Sie der Gewinner sein. Wir müssen ihm helfen!«

Schließlich hatte Jamie zugestimmt und den Shoya aufgesucht, um den Kredit zu arrangieren, für den er ebenfalls bürgte. Bei Sonnenuntergang war Tyrer zum Brunnen gegangen, um Hiraga und Akimoto vorzubereiten, und nun warteten sie auf der Pier.

»Wo ist der Kutter, Jamie?« sagte Tyrer nervös.

»Er wird schon kommen.« Die vier Männer warteten am Ende des Stegs bei den schlüpfrigen, von Algen glitschigen Stufen. Sie

waren sich der nahen Samurai nur zu bewußt, deren Hauptmann müßig auf und ab spazierte.

Hiraga flüsterte: »Taira-sama, erinnern diesen Hauptmann? Erinnern, der Hauptmann an Tor?«

»An welchem Tor?«

»In Edo. In unserem Großen Haus in Edo. Wenn kennenlernen.«

»O mein Gott!« Nun fiel es ihm wieder ein – der zähe Samurai, der darauf bestanden hatte, die Gesandtschaft zu durchsuchen, als sie vor der Evakuierung festgesetzt wurden. Hiraga entkam auf einer Tragbahre, als Pockenkranker getarnt.

»Was ist denn los?« sagte Jamie, und Tyrer erzählte es ihm. Über Tyrers Schulter konnte er sehen, daß der Offizier sie beobachtete. Seine Angst wuchs.

»Jetzt erkenne ich ihn«, sagte Tyrer. »Wir sollten besser... Seht, da ist er!« Der Kutter tauchte aus der Dunkelheit auf, hatte Lichter gesetzt, aber keine sehr hellen. Der Bootsmann winkte, und sie winkten zurück. Wellen, die gegen die Pfosten schlugen, bespritzten sie mit Gischt.

»An Bord, so schnell es geht!« sagte Jamie mit steigender Panik. Phillip hatte ihn überzeugt, daß Hiraga kein Mörder war, sondern ein Kämpfer für die Freiheit, und er selbst hatte Hiragas Nützlichkeit längst erkannt. Jetzt war er sich sogar noch sicherer, wie wertvoll ein englisch sprechender Shishi und Freund in Zukunft sein würde, vor allem einer, den er angeleitet und unterstützt hatte – er hatte ein Dossier mit Namen von Leuten vorbereitet, die Hiraga in England und Schottland aufsuchen sollte, und wollte ihm vor dem Ablegen noch alles erklären. Phillip ist ein Genie, dachte er erfreut, drehte sich zu ihm um und zog scharf die Luft ein. Hinter Tyrer sah er den japanischen Offizier die Pier betreten. »Mein Gott, der Kerl kommt zu uns!« Sie starrten ungläubig den Mann an und warfen dann einen raschen Blick auf den Kutter. Unmöglich, daß das Boot schneller war als der Hauptmann. »Wir sind erledigt.«

Hiraga war bereits zu demselben Schluß gekommen und zerrte an den Kleidern, die ihre Schwerter verdeckten. »Akimoto, wir töten ihn.«

»Wartet! Hier!« Schnell reichte Tyrer Hiraga einen großen Umschlag, der Einführungsbriefe an seinen Vater, an einen Onkel, ebenfalls Anwalt, und an den Dekan seiner Universität enthielt. »Ich wollte auf dem Kutter alles erklären«, sagte er hastig, »jetzt ist keine Zeit mehr, Jamie, tun Sie das für mich.« Er sah Hiraga ein letztes Mal an und streckte die Hand aus. »Danke. Ich werde immer Ihr Freund sein. Kommen Sie heil zurück.« Er spürte den starken Händedruck, sah für einen Augenblick ein Lächeln, dann drehte er sich um. Schweißgebadet ging er dem Feind entgegen.

Der Hauptmann hatte bereits die Hälfte des Stegs zurückgelegt, als Tyrer mitten auf den Laufplanken stehenblieb und sich äußerst förmlich verneigte. Ein Grunzen. Der Mann zögerte, die Hand auf dem Langschwert, und erwiderte dann die Verneigung. Als er vorbeizugehen versuchte, verneigte Tyrer sich erneut und sagte in seinem besten Japanisch absichtlich umständlich: »Ah, Herr Offizier, ich möchte sagen, wie gut Samurai-Männer Feuer bekämpfen. Erinnern an Edo, ja? Bitte, entschuldigen, im Namen meines Masters, Ober-Gai-Jin in Nippon, bitte akzeptieren großen Dank für Hilfe retten alle unsere Häuser.«

»Ja, danke, und nun möchte ich sehen, w...«

»Sehen? Sehen hier, Herr Offizier!« Tyrer zeigte auf die Stadt und die Umgebung, und sein Japanisch löste sich mehr und mehr in Geschnatter auf, während er dem Mann jedesmal in den Weg trat, wenn dieser an ihm vorbeizugehen versuchte. »Sehen, was Feuer hat...«

»Aus dem Weg!« befahl der Samurai wütend. Sein Atem roch stark nach *daikung*, Rettich. »Weg da!«

Tyrer tat, als verstünde er nicht, und wedelte mit den Armen, um ihn aufzuhalten; er versuchte, dies völlig unbeabsichtigt aussehen

zu lassen, und achtete darauf, den Mann nicht zu berühren. Er sprach davon, wie schrecklich die Zerstörung sei und welche gute Arbeit die Samurai geleistet hätten – Jamie und die anderen waren hinter ihm, daher konnte er nicht beurteilen, wieviel Zeit ihm blieb. Dann schnaubte der Offizier: »*Baka!*« Er sah, wie dessen Gesicht sich wütend verzerrte, und bereitete sich auf einen Schlag vor, doch in dieser Sekunde hörte er Jamie rufen: »Ablegen, um Gottes willen!« Grob wurde er beiseite geschoben, und der Hauptmann rannte auf das Boot zu.

Erleichtert sah Tyrer, wie der Kutter Fahrt aufnahm. Die anderen drei Männer duckten sich in der Kajüte, der Bootsmann war im Ruderhaus, Seeleute am Bug, und die Kajütenlichter wurden in dem Augenblick gelöscht, als der Hauptmann das Ende der Pier erreichte. Brüllend rief er ihnen zu, sie sollten umkehren, doch die Maschine übertönte seine Stimme. In der Sekunde, bevor die Lichter ausgingen, glaubte Tyrer, Hiragas und Akimotos Gesichter deutlich gesehen zu haben – wenn dem so war, dann mußte der Hauptmann sie auch gesehen haben.

»Einbildung«, ächzte Phillip, der sich so schnell wie möglich aus dem Staub machte. Höflich zog er den Hut vor den Samurai am Feuer, die ihn nur beiläufig zur Kenntnis nahmen. Als er den japanischen Ruf: »Sie da! Kommen Sie her!« hörte, verschwand er in der Menschenmenge. Dann begann er zu laufen und atmete erst wieder, als er sicher in der Gesandtschaft war.

»Großer Gott, Phillip«, Bertram starrte ihn mit großen Augen an. »Sie Ärmster, was ist denn los, um Gottes willen?«

»Mann, verpiß dich!« knurrte Phillip, der sein knappes Entkommen noch nicht überwunden hatte.

»Warum sollte er das tun?« fragte Sir William, der gerade aus seinem Büro trat, milde.

»O Verzeihung, Sir, es war... nur ein Scherz.«

»Phillip, sind Sie denn noch bei Trost! Wo zum Teufel waren Sie?

Es gibt auf Ihrem Schreibtisch eine dringende Nachricht von den Bakufu, die übersetzt werden muß, eine Depesche ist für Sir Percy zu kopieren, die heute abend mit der *Atlanta Belle* abgehen soll, und vier Forderungen an die Versicherung sind zu stempeln – ich habe sie bereits unterzeichnet und gebilligt. Wenn Sie damit fertig sind, kommen Sie zu mir. Ich werde entweder hier sein oder an der Mole, um die Passagiere zu verabschieden – nun stehen Sie doch nicht so da! Beeilen Sie sich!«

## 62

Es ging auf Mitternacht, als Tyrer schließlich aus der Gesandtschaft eilte und der Pier von Struan's zustrebte. Sein Kopf schmerzte, er hatte keine Zeit zum Abendessen gehabt, keine Zeit, an Hiraga oder Fujiko zu denken, keine Zeit für etwas anderes als Arbeit. Unter dem Arm trug er eine offizielle Depeschenmappe der Regierung Ihrer Majestät, und in seiner Tasche steckte die Übersetzung der Nachricht der Bakufu, die er zuletzt angefertigt hatte. Danach hatte er sich gewünscht, er hätte sie zuerst gemacht. Er beschleunigte seine Schritte. Die Pier war überfüllt. Ein paar Leute verabschiedeten die letzten Passagiere, aber die meisten Männer drängten sich lautstark um den Zahlmeister der *Belle*, der allerletzte Post für die Vorstandsbüros in Hongkong und Shanghai und alle Stellen in Empfang nahm, die über das Feuer und den Schaden unterrichtet werden mußten. Er sah Angélique mit Gornt plaudern. Auf der anderen Seite der Menschenmenge sprach Pallidar mit einigen Offizieren, die als Passagiere an Bord gingen, und am Ende der Pier erspähte er Sir William, der sich mit Maureen Ross unterhielt.

Als er die beiden sah, fielen ihm sofort Jamie und Hiraga und sein Versprechen an Jamie ein, die Sache mit den ›Studenten‹ bei seinem Vorgesetzten zu regeln. Er drängte sich durch die Menge.

»Guten Abend, Miss Maureen, entschuldigen Sie, Sir William, aber dies möchten Sie vielleicht sehen.« Er händigte ihm die Übersetzung aus. »Ich werde dafür sorgen, daß die Depeschen sicher an Bord gelangen.« Rasch wandte er sich ab und ging auf den Zahlmeister zu, da er bei dem unvermeidlichen Wutausbruch nicht in der Nähe sein wollte. Der Zahlmeister war ein kleiner, mißmutiger Mann, und die Schlange der Männer, die etwas von ihm wollten, war noch lang. Tyrer drängte sich einfach bis an die Spitze vor. »Verdammt, warten Sie doch, bis Sie an der Reihe sind!« riefen ihm manche zu.

»Tut mir leid, Befehl von Sir William, Angelegenheiten Ihrer Majestät«, erwiderte er darauf. »Eine Quittung, bitte.«

»Schon gut, schon gut, was soll denn das Gedränge, he?« Während der Zahlmeister die empfangenen Sendungen mühsam in sein Hauptbuch eintrug, spähte Tyrer zu Sir William hinüber, der unter die Öllampe getreten war und mit zusammengekniffenen Augen das Papier las. Er sah, wie sich Sir Williams Gesicht verzerrte, wie er Flüche ausstieß und wie die Umstehenden erschrocken zurückwichen. Tyrer stöhnte und wandte sich ab.

Das Dokument kam vom *roju*, war von *taikō* Nori unterzeichnet und wies nicht die üblichen blumigen Redewendungen auf. Es war dreist *An den Führer der Gai-Jin* adressiert, und er hatte es so wörtlich wie möglich übersetzt und, wo nötig, Einfügungen vorgenommen.

*Der roju gratuliert Ihnen und anderen Gai-Jin, daß Sie mit dem Leben und wenig sonst den Feuern entkommen sind, die Unzufriedene und Revolutionäre gelegt haben. Morgen wird der Gouverneur von Kanagawa 500 Kulis schicken, um Ihnen bei Ihrer Evakuierung aus Yokohama zu helfen, übereinstimmend mit klaren Warnungen der Götter und*

*Wünschen des Kaisers, die Ihnen viele Male übermittelt worden sind. Wenn Sie zurückkehren, falls Sie zurückkehren, so teilen Sie uns dies lange vorher mit. Für ausgewählte Gai-Jin werden in der Deshima im Hafen von Nagasaki Unterkünfte bereitgestellt, von wo aus wie in der Vergangenheit alle zukünftigen Handelsgeschäfte der Gai-Jin abgewickelt werden. Eine freundliche Mitteilung.*

»Tyrer!«

Tyrer tat so, als würde er nicht hören, drehte sich nicht zu Sir William um und nahm die Quittung des Zahlmeisters entgegen. Die ungeduldigen Männer in der Schlange riefen barsch: »Beeilen Sie sich doch, um Gottes willen, wollen Sie die ganze Nacht... schnell, da ist er!«

Der leere Kutter, der von der *Belle* zurückkam, legte an, und Tyrer sah, daß Jamie nicht an Bord war. Der Bootsführer beugte sich aus seiner Kajüte und brüllte: »Alle einsteigen, die an Bord wollen!«

In dem Gedränge kam Maureen zu ihm. »Phillip, wann wird Jamie zurück sein?«

»Sicher mit der letzten Fähre«, beruhigte er sie, da er nicht genau wußte, ob Jamie ihr von ihrem Plan erzählt hatte. »Noch über eine Stunde Zeit, keine Sorge.«

»Tyrer!«

»Verzeihung, ich muß gehen. Ja, Sir?« rief er, atmete tief ein, wappnete sich innerlich und eilte davon.

»In einer halben Stunde, Phillip«, begann Sir William, der vor Wut fast schielte, »in einer halben Stunde brauche ich Sie, um meine Antwort zu übersetzen, und zwar verdammt genau.«

»Jawohl, Sir, übrigens ist...«

»Gehen Sie und suchen Sie... ah, da ist er ja, ich dachte doch, daß ich ihn gesehen hätte.« Als die Umstehenden Sir Williams Gesicht sahen, verstummten sie und machten ihm sofort Platz. Alle waren ganz Ohr. »Pallidar, holen Sie die Dragons, ich möchte dem Gou-



verneur von Kanagawa eine ›freundliche Mitteilung‹ zukommen lassen – und zwar auf der Stelle.«

»Heute nacht, Sir?« Pallidar starrte Sir William an, sah dann seinen Gesichtsausdruck und fügte hastig hinzu: »Oh! Jawohl, Sir, Verzeihung, Sir, auf der Stelle, Sir.«

»Entschuldigen Sie, Sir William«, sagte Tyrer eilends, bevor Sir William gehen konnte. »Ich hatte vorhin keine Zeit, es Ihnen zu sagen, aber ich habe zwei japanischen Studenten an Bord geholfen, die England besuchen möchten. Sie haben mir letzte Nacht das Leben gerettet. Ich hoffe, das ist in Ordnung.«

»Daß sie Ihnen das Leben gerettet haben? Ich weiß nicht recht.« Er schaute Tyrer mit durchbohrendem Blick an. »Wenn Sie sich in der von Ihrer Majestät bezahlten Zeit als Reisevermittler betätigen, dann wird es wohl eine befriedigende Erklärung dafür geben, falls ich eine wünsche. Pallidar, kommen Sie in einer Stunde mit einer Truppe und überbringen Sie meine Nachricht ziemlich grob, bei Gott!« Er stapfte davon.

Pallidar, noch immer heftig erkältet, schneuzte sich die Nase. »Was zum Teufel hat er denn?«

Tyrer trat näher zu ihm und erzählte ihm von dem Ultimatum.

»Mein Gott, kein Wunder. Verdammte Unverschämtheit! Eigentlich ist es verflucht gut, jetzt passiert wenigstens was, das Rumhängen läßt dem General ohnehin vor Wut den Kamm schwellen.« Er lachte, mehr aus Nervosität denn über seinen Scherz.

In diesem Augenblick kam keuchend Hoag angelaufen, noch in seinem Operationskittel, dessen Ärmel und Brust steif von getrocknetem Blut waren. Dazu trug er einen Zylinder. »Ich dachte, ich würde zu spät kommen. Was gibt's zu lachen?« ächzte er.

»Sie haben reichlich Zeit«, beruhigte ihn Tyrer und fragte sich, wie Pallidar, was wohl in Angélique's Brief stehen mochte, dessen Unterschrift Sir William beglaubigt hatte und den Hoag nach Hongkong brachte, als Erwiderung auf *den Brief*, ebenfalls noch im-

mer ein Geheimnis, den Angélique bekommen hatte, als Hoag sicher war, daß keine Schwangerschaft bestand. Seit dem ersten Tag nach Hoags Rückkehr war Tess' Brief Gegenstand hitziger privater Debatten. »Ich hoffe, Sie werden eine gute Reise haben. Als nächstes gehen Sie nach Indien, nicht?«

»Ja, nächsten Monat.« Hoag lächelte strahlend. »Ich kann's gar nicht erwarten. Kommen Sie mich besuchen, es wird Ihnen gefallen.«

»Indien ist mein nächster Posten«, sagte nun Pallidar, »habe es soeben erfahren, die Grenze, Hindukusch, Khaiber-Paß.«

Obwohl er leichthin davon sprach, war Pallidar diese Aussicht verhaßt. Zu viele Todesfälle in dieser speziellen Hölle, zu viele Morde, eine Kugel aus dem Nirgendwo, ein Dolch aus der Nacht, vergiftete Brunnen. Man konnte dort keinen Ruhm ernten, nur versuchen, am Leben zu bleiben in dieser öden, entnervenden Felslandschaft, in der nichts wuchs als der Tod. Und doch war sie lebenswichtig für das Empire, denn dort lag die historische Invasionsroute nach Britisch-Indien für mongolische, persische oder russische Horden. Ein übles Vorgefühl stieg in ihm auf, und unwillkürlich fügte er hinzu: »Da gibt es keine Seebestattungen, Doc.«

»Nein, überhaupt keine«, antwortete Hoag, ihn mißverstehend, und legte ihm freundlich eine Hand auf den Arm. »Sie sind ein guter Kerl, Settry, wenn ich Ihnen helfen kann – in Indien bin ich leicht zu finden. Es wird Ihnen gefallen, viel Glück!« Dann schlenđerte er davon, um Angélique und Gornt zu begrüßen.

»Was sollte das denn heißen?« fragte Tyrer, der Pallidars plötzliche Veränderung bemerkt hatte.

Pallidar zuckte die Achseln, verfluchte seine Ängstlichkeit und seine Geschwätzigkeit. »Doc Hoag hat mir gesagt, daß er keine Seebestattungen mag und froh war, die von Malcolm in Hongkong verpaßt zu haben.« Er lächelte schief. Nachdem er Sir William von Hoags seltsamem Verhalten bei den Särgen in Kanagawa erzählt

hatte, das der Sergeant beobachtet hatte, hatte er auf Anweisung und unter Verpflichtung zu absolutem Stillschweigen unbeobachtet die Särge vertauscht, nachdem er sie untersucht hatte. Bei bloßem Ansehen waren sie nicht zu unterscheiden gewesen. Daher war in dem Sarg, der mit der *Prancing Cloud* nach Hongkong geschickt worden war, Malcolm Struan gelegen, und in dem, den Hoag, Angélique, Jamie und Skye auf See bestattet hatten, der Einheimische, wie Sir William befohlen hatte.

»Ein Jammer, daß Malcolm umkommen mußte«, sagte er mit rauher Stimme. »Das Leben ist seltsam, nicht? Man weiß nie, wann es passiert.«

Tyrer nickte, erstaunt über Pallidars ungewöhnliche Niedergeschlagenheit. Da er ihn mochte, fragte er: »Was ist denn los, alter Knabe?«

»Nichts. Sie hatten verdammtes Glück letzte Nacht, nicht? Da rauszukommen ...«

Ein Schatten fiel über Phillips Gesicht, und Pallidar verfluchte sich wegen seiner Dummheit. »Tut mir leid, Phillip, ich wollte Sie nicht aufregen, weiß nicht, was heute abend in mich gefahren ist.«

»Sie haben gehört von... von...«

Und wenn es um sein Leben gegangen wäre, Tyrer konnte Fujikos Namen nicht aussprechen. Seine Trauer stieß ihn urplötzlich in Tiefen, in denen er nie zuvor gewesen war. Er gab sich Mühe, tapfer zu klingen, und sagte: »Wenn so etwas, etwas Entsetzliches passierte, pflegte mein Alter Herr immer... ich hatte eine Schwester, die Masern bekam und starb, als sie sieben war, so ein hübsches kleines Mädchen, wir alle liebten sie... mein Alter Herr sagte immer: ›Diese Dinge werden uns geschickt, um uns zu prüfen. Du weinst und weinst und... und dann nimmst du dich zusammen und sagst, es war Gottes Wille, und versuchst, Ihn nicht zu hassen.‹«

Er spürte, daß ihm Tränen über die Wangen liefen, aber es kümmerte ihn nicht. Seine Füße trugen ihn davon, hinunter an den

Strand, und dort, allein mit der Brandung, dem Himmel und der Nacht, dachte er an Fujiko, erinnerte sich mit all seiner Leidenschaft an sie.

An Bord der *Atlanta Belle* sagte Captain Twomast gerade: »In Ordnung, Jamie, ich nehme sie mit, was immer Mrs. Struan entscheidet, aber Sie kennen sie, sie neigt nicht gerade zur Großzügigkeit.«

»Geben Sie ihr einfach meinen Brief, wenn Sie in Hongkong ankommen.« Jamie hatte Twomast die Wahrheit über Otami und seinen Vetter erzählt, da er seinen Freund nicht in Schwierigkeiten bringen wollte, und hatte für die Bezahlung ihrer Überfahrt gebürgt, hin und zurück, falls Tess seinem Vorschlag nicht zustimmte: den beiden das Geld vorzustrecken und sie wohlüberlegt in England und Schottland einzuführen – gegen eine fünfzigprozentige Beteiligung an einem gemeinsamen Unternehmen, das Jamie nach der Rückkehr der beiden gründen und führen würde.

*Ich weiß, daß es eine langfristige Investition ist, Mrs. Struan, aber Otami ist sehr klug, verfügt über gute Beziehungen, soweit ich das feststellen konnte, und repräsentiert Nippons Zukunft. Sollten Sie nicht einverstanden sein, so nehmen Sie das Reisegeld für die beiden bitte aus dem überaus großzügigen Geschenk, das Sie mir gemacht haben. Inzwischen leistet Albert MacStruan gute Arbeit, Ihr Besitz und Ihre Gebäude hier sind bei dem Feuer nicht zu Schaden gekommen, und alles deutet auf eine gute Zukunft hin – ich werde weiterhin helfen, wenn er mich darum bittet. Lassen Sie mich zum Schluß noch sagen, daß Sie sich vor Brock's neuem Manager Edward Gornt hüten sollten. Er ist ein gefährlicher Rivale.*

»Das wird teuer, Jamie«, sagte Twomast. »Mindestens hundert Pfund. Ist es das Risiko wert?«

»Das ist Tess' Schiff, die Überfahrt kostet sie nichts.«

»Trotzdem ist es teuer, und sie ehrt den Penny wie das Pfund. Nun, ich werde Ihren Sichtwechsel in London einlösen, falls sie die Rechnung nicht begleicht. Sind Sie sicher, daß Ihre Jappos begriffen haben, daß sie mir gehorchen müssen?«

»Ja. Ich habe ihnen gesagt, daß Sie an Bord der König sind, der Daimyo. Sie müssen Ihnen gehorchen und an Bord bleiben, bis Sie sie in London an Land lassen. Aber behandeln Sie sie als Adlige, Johnny. Sie werden dafür belohnt werden.«

Twomast lachte. »Ja, im Himmel. Macht nichts, ich bin Ihnen aus den letzten Jahren manches schuldig, also werde ich es tun.«

»Danke.« Jamie sah sich in der kleinen Kabine um: eine Koje, Kartentisch, ein Tisch für vier Personen, sauber, hart, seemännisch – wie Johnny Twomast selbst, ursprünglich Norweger und ein Vetter von Sven Orlov, dem Buckligen, der nach Dirk Struan Master der Struan-Flotte war. Die *Atlanta Belle*, ein Tausend-Tonnen-Dampfer, konnte vier Erster-Klasse-Passagiere unterbringen und hatte beträchtlichen Frachtraum. »Wo bringen Sie sie unter?«

»Bei der Mannschaft, wo sonst?«

»Können Sie ihnen eine Kajüte geben, wie klein auch immer?«

»Wir sind voll besetzt, und sie werden bei der Mannschaft schnell lernen, wie's bei uns zugeht, das müssen sie.«

»Geben Sie ihnen wenigstens eine Kajüte, bis Sie Hongkong verlassen haben, ich möchte nicht, daß einer von ihnen erkannt wird.«

»Sie können die Kabine des Dritten Maats haben«, willigte Twomast ein, »die hat zwei Kojen. Sind sie bewaffnet, Jamie?«

»Natürlich sind sie bewaffnet, sie sind schließlich Samurai.«

»Keine Waffen an Bord, auch nicht bei Samurai, bei Gott.«

Jamie zuckte mit den Schultern. »Sagen Sie's ihnen, aber behandeln Sie sie bitte wie Adlige, nicht wie einfache Eingeborene.«

»Mister!« rief der Kapitän. »Schicken Sie sie herein!«

Hiraga und Akimoto kamen herein, von Jamie gut instruiert.

»Welcher von Ihnen spricht englisch?«

»Ich, Anjin-sama. Ich Otami-sama.«

»Mr. McFay hier hat für Sie gebürgt, Otami-sama, für Ihr gutes Benehmen auf dem ganzen Weg nach London. Sind Sie bereit, mir zu gehorchen, an Bord zu bleiben, wenn ich es sage, an Land zu gehen und zurückzukommen, wie ich es sage, bis wir in London sind, mir zu gehorchen, als wäre ich Ihr Führer, Ihr Daimyo?«

»Wir bereit zu tun, was Anjin-sama sagen«, antwortete Hiraga vorsichtig.

»Gut, aber keine Waffen, solange Sie an Bord sind. Ich möchte alle Schwerter, Gewehre, Messer. Sie bekommen sie zurück.« Twomast sah den aufflackernden Zorn und registrierte ihn. »Einverstanden?«

»Aber wenn Männer uns angreifen?«

»Wenn meine Männer Sie angreifen, benutzen Sie Ihre Fäuste, bis ich komme. Fünfzig Peitschenhiebe für jeden Mann, der Streit anfängt. Sie werden keinen anfangen, verstanden?«

»Nein, tut mir leid.« Daraufhin erklärte Jamie, daß Matrosen wegen Ungehorsams an die Takelage gebunden und ausgepeitscht würden. Entsetzt über diese Grausamkeit gab Hiraga diese Information an Akimoto weiter und fragte dann: »Aber Anjin-sama, Sie keine Angst? Wenn Mann frei auf Schiff, nach solcher Beleidigung, Sie keine Angst, dieser Mann Sie ermorden?«

Johnny Twomast lachte. »Dann wird er hängen. Meuterei wird mit dem Tod bestraft. Ich werde der Mannschaft befehlen, Sie in Ruhe zu lassen, und Sie lassen die anderen in Ruhe – das ist ebenfalls wichtig, verstehen Sie?«

»Verstehen, Anjin-sama«, nickte Hiraga, der den Captain aber nur teilweise verstand.

»Bei allen Problemen kommen Sie zu mir. Keine Kämpfe, wenn Sie nicht angegriffen werden. Ihre Waffen, bitte.« Widerstrebend reichte ihm Hiraga ihre zusammengebundenen Schwerter. Und die

Derringer. »Mister!«

Die Kajütentür öffnete sich. »Jawohl, Sir?«

»Diese beiden bekommen die Kabine des Dritten Maats, ich werde sie ihnen zeigen.«

Jamie stand auf und bot Hiraga die Hand. »Gute Reise. Sie können mir jederzeit schreiben. Und auch Phillip... Taira-sama. Wie ich Ihnen sagte, werde ich Ihnen unter der Adresse meiner Bank schreiben, der Hongkong Bank in der Mall. Erwarten Sie Antwort aber erst nach vier Monaten. Viel Glück und gesunde Wiederkehr.« Sie schüttelten sich die Hände, dann tat Jamie dasselbe mit Akimoto.

»Sie beide kommen mit mir«, sagte Twomast. Er führte sie den Gang entlang und öffnete eine Tür. »Hier sind Sie untergebracht, und bleiben Sie außer Sicht, Mr. McFay möchte nicht, daß Sie erkannt werden. Nach Hongkong wird es einfacher sein.« Er ging hinaus und zog die Tür hinter sich zu.

Schweigend sahen Hiraga und Akimoto sich um. Die Kabine war eher ein Schrank als ein Zimmer, kaum genug Platz, um nebeneinander zu stehen. Eine Öllampe zischte leise. Zwei schmutzige Kojen, eine über der anderen, darunter Schubladen. Fleckige Strohmatt ratzen und Woldecken. Gummistiefel und ungewaschene Kleider lagen herum. Gummiierte Sturmjacken hingen an Haken.

»Wozu sind die?« fragte Akimoto benommen.

»Müssen Kleider sein, aber so steif – wie kann man darin kämpfen? Ich fühle mich nackt ohne Schwerter.«

»Ich fühle mich nicht bloß nackt, sondern tot.« Das Deck rollte unter ihren Füßen, und sie hörten oben Männer Befehle rufen, andere singen. Das Schiff wurde seeklar gemacht, und die Maschine ließ das Deck und die Schotten laut vibrieren, was ihr Unbehagen noch erhöhte. Die Enge des Raumes und die abgestandene Luft bedrückten sie. Wieder schwankte das Deck, als das Schiff an einem

Anker zerrte, und Hiraga fiel gegen die Kojen und setzte sich auf die untere. »Sollen wir auf denen hier schlafen?«

»Wo sonst?« murmelte Akimoto. Angewidert zog er die Decke beiseite. Alle Ecken der Matratze waren von Kolonien von Bettwanzen besetzt, lebenden und toten, und der rohe Stoff war von altem Blut befleckt, wo Generationen zerquetscht worden waren. Es gelang ihm, seine Übelkeit zu unterdrücken. »Gehen wir an Land«, krächzte er. »Mir reicht's.«

»Nein«, sagte Hiraga, seiner eigenen Angst zum Trotz. »Wir haben ein Wunder vollbracht, wir sind den Bakufu und Yoshi entkommen, wir fahren als Gäste ins Herzland des Feindes, wir können seine Geheimnisse ausspionieren und lernen, wie er zu vernichten ist.«

»Was lernen? Wie man einen Mann zu Tode peitscht, wie man monatelang in dieser Jauchegrube lebt? Hast du gesehen, wie der Kapitän unhöflich wegging, ohne unsere Verneigung zu erwidern? Komm... und wenn ich ans Ufer schwimmen muß!« Akimoto packte den Türgriff, aber Hiraga faßte ihn am Hemd und zerrte ihn zurück. »Nein!«

Akimoto knurrte ihn an und riß sich los, prallte gegen die Tür. Nicht einmal zum Kämpfen hatte man Platz. Dann schrie er: »Du bist keiner von uns, du bist von den Gai-Jin angesteckt! Laß mich gehen, lieber zivilisiert sterben als so leben!«

Plötzlich war Hiraga wie versteinert. Die Zeit stand still. Zum erstenmal begriff er voll und ganz, wie ungeheuer das war, in was er sich gestürzt hatte: die Außenwelt, die barbarische Welt, aller Zivilisation fern... sie ließen alles hinter sich, was der Mühe wert war, *sonno-joi* und Choshu und Shishi und Familie – ach, meine tapfere, wunderbare Sumomo, wie ich dich vermisse, du hättest mir den Abschied leichter gemacht, aber nun...

Sein Herz hämmerte, er bekam keine Luft mehr, alles in ihm schrie danach, aus dieser Hölle zu fliehen, die alles repräsentierte,



was er verabscheute. Wenn London so war wie dies hier, dann war alles besser, alles.

Er schob Akimoto aus dem Weg und wollte zur Tür, doch dann hielt er inne. »Nein«, keuchte er, »ich werde es ertragen! Das werde ich! Für *sonno-joï* werde ich es ertragen. Wir müssen, Vetter, für *sonno-joï*, wir müssen es ertragen, aber was immer geschieht, wir werden sterben wie Samurai, wir werden unsere Todesgedichte machen, das werden wir tun, wir werden sie *jetzt* machen, jetzt, dann ist nichts anderes in diesem Leben mehr wichtig...«

An der Pier an Land rief der Bootsmann: »Letzter Aufruf für die *Belle*, alle an Bord!«

»Also, viel Glück, Edward, und gesunde Wiederkehr«, sagte Angélique mit einem Lächeln. »Paß auf dich auf!«

Nachdem sie am Abend Sir William verlassen hatte, hatte sie sich in ihrer Suite ausgeweint – in diesen Tagen gibt es so vieles, worüber man weinen muß, dachte sie, woher kommen all die Tränen? Und doch, wenn der Schmerz vorüber ist, kann man wieder folgerichtig denken und hat einen klaren Kopf. Als sie sich wieder in der Gewalt hatte, war sie nach unten gegangen und hatte unter vier Augen mit Gornt gesprochen. Sie hatten alles gesagt, was gesagt werden mußte. Die Kraft, Zuversicht und Liebe, die er ausstrahlte, hatten das Schlimme vertrieben.

Edward ist so gut für mich, dachte sie und sah zu ihm auf – aber meinen Malcolm wird er nie ersetzen, nie.

»Alles in Ordnung jetzt?« fragte er.

»Ja, danke, Lieber. Komm bald zurück.«

Er küßte ihre ausgestreckte Hand. »Geben Sie auf sich acht, Ma'am.« Sein Strahlen ließ ihn noch jugenhafter erscheinen.

»Vergiß nichts.« Sie hatte ihn gebeten, Tess zu sagen, sie hoffe, eines Tages könnten sie sich als Freundinnen begegnen. »Es ist

wichtig.«

»Ja, das ist es. Ich werde nichts vergessen, und ehe du dich versiehst, bin ich wieder da.« Für die Umstehenden fügte er lauter hinzu: »Ich werde dafür sorgen, daß man sich um Ihre Einkaufsliste kümmert, keine Angst.« Ein leichter Händedruck, und er sprang leichtfüßig auf das schlüpfrige Deck und hielt sich mit einer Hand fest. Er war der letzte, der an Bord ging. Der Bootsmann gab ein Signal und steuerte rückwärts in die Wellen. Gornt winkte und ging dann in die Kabine.

»Hübsches Mädchen«, sagte Hoag nachdenklich.

»Ja, Sir, wenn man eine solche Schönheit hat, braucht man keine andere mehr.«

Beide Männer sahen zu, wie die Pier kleiner wurde. »Waren Sie je in Indien, Edward?«

»Nein, nie. Waren Sie je in Paris?«

»Nein, nie. Aber Indien ist das schönste Land der Welt, bietet für Engländer das beste Leben auf der Welt.« Vor seinem geistigen Auge sah Hoag sich das Haus ihrer Familie erreichen, das hinter hohen Mauern lag, von außen braun und staubig, aber innen kühl und grün. Das Plätschern des Brunnens mischte sich mit Gelächter, das das Haupthaus und die Dienstbotenquartiere füllte, und alle waren freundlich und von einem tiefen Frieden erfüllt, weil sie fest an Geburt und Tod und Wiedergeburt in nie endender Folge glaubten, bis sie durch die Gnade des Unendlichen das Nirwana erreichten, den Ort himmlischen Friedens. Arjumand wird dort sein, dachte er, ach, wie sehr hoffe ich, daß auch ich den Weg dahin werde finden können.

Sein Blick konzentrierte sich auf die Pier, auf Angélique und andere Menschen, die er vermutlich nie wiedersehen würde, fetzt winkte Angélique ein letztes Mal und schlenderte dann zu Maureen Ross hinüber, die bei der Laterne wartete. Ich hoffe, sie werden Freundinnen, dachte er. Angélique hat recht, sich Tess zu beugen,

dachte er, allerdings hatte sie auch keine andere Wahl. Zerstreut vergewisserten sich seine Finger, daß ihre eidesstattliche Versicherung in seiner Tasche steckte.

Traurig, das mit Malcolm, tragisch. Der arme Malcolm, der sein ganzes Leben lang fleißig für etwas gearbeitet hat, das er nie haben und nie sein würde.

»Traurig, die Sache mit Malcolm, finden Sie nicht auch?« Aber Gornt war nicht mehr an seiner Seite. Er blickte sich um und sah, daß er an Deck gegangen war, Yokohama den Rücken zuwandte und die vor ihnen liegende *Belle* betrachtete. Der Wind zerzauste sein Haar.

Warum dieses Lächeln, was steckt dahinter? fragte er sich. So schwer, und doch... Etwas Seltsames ist an diesem jungen Mann. Ist er ein werdender König oder ein Mann, der zum Königsmord entschlossen ist?

Die meisten Leute hatten die Pier verlassen. Angélique stand neben Maureen bei der Laterne und beobachtete die *Belle* und den verschwindenden Kutter. Bald waren sie allein, bis auf Chen und Vargas, die sich leise miteinander unterhielten und darauf warteten, die beiden Damen zu begleiten.

»Maureen...« Angéliques Lächeln verblaßte, als sie bemerkte, wie unglücklich ihre neue Freundin aussah. »Was ist los?«

»Nichts. Nun, nein, es ist... wirklich, machen Sie sich keine Gedanken. Es ist bloß, daß ich Jamie den ganzen Tag nicht gesehen habe, er war beschäftigt, und... und ich hatte etwas Wichtiges...« Ihre Stimme erstarb.

»Ich warte mit Ihnen, wenn Sie möchten. Noch besser, Maureen, kommen Sie doch mit mir! Wir warten in meiner Suite und schauen aus meinem Fenster. Wir sehen den Kutter rechtzeitig, um ihn in Empfang zu nehmen.«

»Ich glaube, ich... nun ja, ich glaube, ich sollte lieber hier warten.«

Angélique zog die Stirn kraus. Fest nahm sie Maureens Arm. »Was ist los? Kann ich helfen?«

»Nein, ich glaube nicht, liebe Angélique. Es ist... es ist bloß, es ist bloß, daß...« Maureen zögerte wieder und stammelte dann: »O Gott, ich wollte Sie nicht damit belasten, aber seine... Jamies... Geliebte hat mich heute nachmittag besucht.«

»Aus der Yoshiwara?«

»Ja. Sie kam, um Kotau zu machen, um sich zu verneigen und mir mitzuteilen, ich müsse mir keine Sorgen machen, denn sie habe sich perfekt um ihn gekümmert, und sie wollte fragen, ob sie mir ihre Rechnung in Zukunft monatlich oder jährlich präsentieren sollte.«

Angélique sperrte den Mund auf. »Was?«

»Ja.« Im Licht der Öllampe sah Maureen grün aus und stammelte: »Sie sagte auch, wenn ich irgend etwas wissen wolle über... über ›Jami‹, wie sie ihn nannte, äh, über seine Bettgewohnheiten, Stell... Stellungen und so, da ich ja Jungfrau sei und solche Dinge nicht wisse, würde sie mir gern alle Einzelheiten mitteilen, denn sie sei eine Professionelle Zweiten Ranges, und sie versprach mir ein Bilderbuch, das ›Kopfkissenbuch‹ heißt, und sie würde seine... seine Spezialitäten anstreichen, aber ich solle mich nicht sorgen, Jami sei sehr geübt, und sein... sein... sie nannte ihn Einäugiger Mönch... sei in bester Form. So, nun wissen Sie alles!«

Angélique war fassungslos. »*Mon Dieu*, Sie Ärmste, wie schrecklich! Aber... aber spricht sie denn Englisch?«

»Nein, nur eine fast unzusammenhängende Mischung aus Gestammel und Pidgin und ein paar von Jamies Worten, aber ich habe sie ganz genau verstanden. Es scheint, daß... daß sie seit mehr als einem Jahr sein Flittchen ist. Sie war winzig, überhaupt nicht hübsch, keine fünf Fuß groß, und ich sagte... ich wußte nicht, was

ich sagen sollte, also sprach ich über ihre Größe, wie klein sie sei, und diese Dirne... diese Dirne lachte laut und sagte: »Groß genug, Jami Tai-tai, auf Rücken alle gleich groß, heya? Sie glückliche Frau sein.«

»Heilige Mutter Gottes!«

»Tja. Was soll ich nur machen?«

Angélique schwirrte der Kopf. »Sie könnten... nein, das geht natürlich nicht...«

»Vielleicht könnte ich... nein, ich kann nicht. Das ist zuviel...«

»Wir wär's, wenn Sie...« Angélique schüttelte den Kopf. Sprachlos starrte sie Maureen an, und als Maureen ihren Blick erwiderte, sah sich jede selbst in der anderen: der gleiche Schock, der gleiche Ekel und Widerwille, die gleiche Verachtung und Wut malten sich deutlich auf beiden Gesichtern ab. Einen Augenblick standen sie reglos, dann kicherte Angélique, gleich darauf tat Maureen dasselbe, und dann konnten sie sich vor Lachen nicht mehr halten.

Vargas und Chen spähten zu ihnen hinüber. Das Lachen mischte sich mit dem Geräusch der Wellen. Angélique wischte sich die ersten Lachtränen ab, die sie seit langer Zeit vergossen hatte. »Sein Einäugiger...« Wieder wurden sie von kreischendem Lachen geschüttelt, bis sie der Magen schmerzte und sie sich aneinanderklammerten.

So plötzlich, wie das Gelächter gekommen war, verebbte es. Ein leiser Schmerz blieb. »Es ist komisch, Maureen, und auch wieder überhaupt nicht komisch.«

»Ja. Nicht komisch«, sagte Maureen düster. »Ich fühle... ich möchte jetzt nach Hause. Ich dachte, ich würde mit der Yoshiwara fertig, Jamie ist nicht anders als andere Männer, aber ich kann nicht, das weiß ich jetzt. Ich kann dieses Leben nicht aushalten, wo... wo die Yoshiwara ist und immer sein wird, und ob es uns gefällt oder nicht, Angélique, in ein oder zwei Jahren kommen die Kinder, und ein paar Jahre später wird er uns alt finden, wer er

auch ist – und wir werden alt sein, unser Haar wird grau, die Zähne fallen aus, und er wird sich abwenden. Uns Frauen ist kein glückliches Los beschieden. Ich wünschte, ich wäre jetzt an Bord der *Atlanta Belle*, auf dem Heimweg, nicht hier... nicht hier. Ich werde ohnehin nach Hause fahren, sobald ich kann. Ich habe mich entschieden.«

»Denken Sie darüber nach. Sagen Sie es ihm heute nacht noch nicht.«

»Es ist besser, es heute nacht zu sagen. Das ist... es ist besser.«

Angélique zögerte. »Ich werde warten, bis wir den Kutter sehen, und dann gehen.«

»Danke. Es wird mir leid tun, Sie zu verlassen, nun, nachdem wir uns kennengelernt haben. Ich hatte nie eine wirkliche Freundin.« Maureen hakte sich bei ihr ein und sah sich nach der *Atlanta Belle* um.

»Ayeeyah«, flüsterte Chen angewidert im Dialekt der Vier Dörfer, den er und Vargas fließend sprachen. »Warum können diese beiden Huren nicht vernünftig sein und drinnen warten, bis der Kutter kommt, dann müßten wir nicht auch in der Kälte stehen!«

»Jamie wäre nicht erfreut, wenn er hörte, daß du sie so nennst!«

»Zum Glück spricht er diesen Dialekt nicht, nicht einmal Kantonesisch, und außerdem würde ich sie nicht vor ihm oder irgendeinem fremden Teufel Hure nennen – obwohl wir alle ihre Frauen so nennen, wie du weißt –, und ich würde mich in ihrer Gegenwart auch nicht so unverblümt ausdrücken. Ich würde ›Morgenblüte‹ sagen oder einen der tausend anderen Namen, die, wie wir beide wissen, ›Hure‹ bedeuten, von denen die fremden Teufel aber meinen, er bedeute ›Morgenblüte‹.« Chen, warm in seine lange wattierte Jacke gehüllt, kicherte. »Diese Morgenblüte meint, sie würde Jami Tai-tai.« Er kicherte wieder. »Das wird sie nie.«

»Nein, nicht nach dem heutigen Tag«, sagte Vargas düster. »Schade, sie hätte das richtige Format für ihn, würde Zeit, daß er heiratet, und es wäre gut, hier Kinder zu haben.« Vargas vermißte seine eigenen sechs Kinder, die er bei seinen beiden Frauen in Macao gelassen hatte, bis er sich hier ein eigenes Haus leisten konnte. »Was ist mit Missee Tai-tai und diesem Shanghai-Gornt? Wird er ihr Geld vermehren?«

»Wenn er das tut, wird es zu seinem Nutzen sein, nicht zu ihrem. Was ich wissen möchte, ist, was in diesen Papieren steht.«

»In welchen Papieren?«

»In denen, die Lim sah, als Willum Tai-Pan an seinem Kamin schlief. Die von Langer Spitznase. *Derw Neh Loh Moh*, daß Lim nicht französisch lesen kann. Willum Tai-Pan war ganz schön schockiert, sagt Lim.«

»Was sollte Spitznase Willum aus dem Grab schicken?«

Chen zuckte die Achseln. »Ärger für Missee Tai-tai. Vielleicht ging es um Dunkel des Mondes, eh?«

»Das ist nur ein Gerücht.«

Chen sagte nichts und behielt dieses Geheimnis für sich, wie Gordon Chen nach Malcolms Tod befohlen hatte. »Was immer passiert, Tess Tai-tai wird Missee Tai-tai und den Shanghai-Fremden-Teufel in den Staub treten.«

»Oh! Was hast du gehört?«

Chen rollte die Augen. »Tess Tai-tai ist jetzt Tai-Pan, das sagt Gordon Chen – er sagte es uns mit der letzten Post, und wir sollten auf der Hut sein. Hast du je gehört, daß eine Kaiserin Macht aus der Hand gab, nachdem sie sie einmal hatte? Überhaupt irgendeine Frau? Niemals in all unseren fünfhundert Jahrhunderten Geschichte. Gordon Chen zufolge ist sie jetzt Tai-Pan, und er müßte es wissen.«

»Ich dachte, Shanghai-Albert sollte Tai-Pan werden.«

»Niemals. Sie wird ihn auch in den Staub treten – der alte grün-

äugige Teufel zwang ihn und seinen Bruder dem Noble House auf. Es geht das Gerücht, daß Tess Tai-tai sie haßt, weil sie heimlich Bastarde von der Tochter dieses fremden Teufels, des Missionars, sind – die mit den vielen Liebhabern.«

»Der Frau von Hafenmeister Glessing? Mary Sinclair? Niemals!«

»Es könnte stimmen, sie hat dem einbeinigen Glessing Dutzende Male den grünen Hut aufgesetzt.«

»Ihn zum Hahnrei gemacht? Das ist auch eine Legende«, wiegelte Vargas ab, um ihren Ruf zu wahren, wie es alle ihre ehemaligen Liebhaber taten. Jetzt ist sie in den Vierzigern, verbraucht, dachte er, aber noch immer so hungrig wie eh und je – das Gegenteil von Tess Struan, die Unzucht verabscheut und ihren Mann Culum zum Trinken und zu anderen Frauen getrieben hat. »Tess Tai-tai hätte den Tai-Pan heiraten sollen – und nicht seinen Sohn Culum. Er hätte sie königlich feucht machen können, was ihr wirklich gefehlt hat, und hätte trotzdem noch mehr als genug für Zweite Gemahlin May-May und Dritte Gemahlin Yin Hsi übrig gehabt.«

»Stimmt«, sagte Chen. »Dann wären wir stark und hätten viel mehr Söhne als Nachfolger, nicht so schwach, daß wir vor dem einäugigen Teufel Brock fliehen müßten.« Unheilverkündend fügte er hinzu: »Gordon Chen ist in Sorge.«

»Traurig, daß Sohn Nummer Eins Malcolm so gestorben ist.«

»Die Götter waren an diesem Tag nicht da«, sagte Chen weise. »Hör zu, du machst doch Kotau vor dem Gott der fremden Teufel, hat er dir gesagt, warum die Götter mehr Zeit mit Ausgehen verbringen als damit, über unsere Angelegenheiten zu wachen?«

»Götter sind Götter, sie reden nur untereinander... Sieh nur, die *Belle* fährt ab.«

»Die *Atlanta Belle* hat den Anker gelichtet, Angélique«, sagte Maureen.



Angélique blinzelte gegen den leichten Wind. Das Schiff war nur ein vager Umriß.

»Und da ist der Kutter.«

»Wo? Meine Güte, Sie haben gute Augen, ich kann ihn kaum sehen.« Freundlich drückte Angélique Maureens Arm. »Ich bin sicher, Sie und Jamie werden...« Sie sah, daß Maureen blaß geworden war. »Keine Sorge, Maureen, alles wird gut werden, ich bin sicher.«

»Ich glaube nicht, daß ich ihm jetzt ins Gesicht sehen kann«, murmelte Maureen.

»Dann... dann laufen Sie, ich werde sagen, Sie hätten Kopfschmerzen. So haben Sie Zeit zum Nachdenken, und morgen wird alles besser sein.«

»Heute nacht, morgen, mein Entschluß steht fest«, sagte Maureen.

Beide Frauen sahen zu, wie die Lichter, die der Kutter gesetzt hatte, immer deutlicher sichtbar wurden. Nach einer Weile konnten sie im Schein der Kajütenlampe Jamies hochgewachsene Gestalt sehen. Er war allein.

»Gute Nacht, Maureen«, sagte Angélique. »Wir sehen uns morgen.«

»Nein, bitte bleiben Sie, ich schaffe es nicht allein. Bitte, bleiben Sie.«

Der Kutter war kaum fünfzig Meter von der Pier entfernt. Sie sahen, wie Jamie sich aus dem Fenster lehnte und winkte. Maureen erwiderte den Gruß nicht. Hinter ihnen schimmerten die Lichter auf der Promenade und in den großen Häusern und Lagerhäusern. Irgendwo sangen Männer. In der französischen Gesandtschaft spielte Vervene Flöte. Maureens Augen blickten unverwandt dem näherkommenden Mann entgegen. Wieder winkte er und schwang sich an Deck. »Maureen!« rief er, eindeutig glücklich, sie zu sehen.

Angélique drehte sich nach ihr um; sie sah, wie Maureens Blicke

weich wurden, und wußte, daß sie vergessen war. Recht so, dachte sie und lächelte leise. Maureen wird weinen und toben und schwören, daß sie abreist, aber sie wird es nicht tun, sie wird ihn leiden lassen, aber sie wird ihm verzeihen und niemals vergessen und bleiben – sie wird bleiben, weil sie ihn liebt. Wie dumm wir Frauen doch sind.

Still und unbemerkt ging sie davon, froh, allein zu sein.

Die Nacht war angenehm. In der Bucht schlugen die Glocken die Stunde. Draußen auf See, jenseits der Landspitze, war ihr Abgesandter an Bord der *Atlanta Belle* auf seiner Eroberungsreise, einer Reise ohne Wiederkehr für sie beide.

Edward wird diese schreckliche Frau in Hongkong auspressen, und danach werden wir für immer glücklich leben, wir werden jedes zweite Jahr mehr als zwei Monate in Paris verbringen, den Sommer in der Provence verleben, und ich werde eine Dynastie gründen – mit fünftausend Guineas, die mir selbst gehören, bin ich eine Erbin, und jeder Sou, den ich ausbebe, wird mich an *sie* erinnern.

Wie töricht von Edward, daß er annimmt, ich könnte jemals ihre Freundin sein oder mir das wünschen.

Diese Frau ist bössartig. Ich werde ihr die Dinge, die sie tat und schrieb, niemals verzeihen. Illegitim, was? Ich werde nie vergessen, und wir werden gerächt, mein Malcolm und ich, für all die Qualen, die sie uns angetan hat. Wir werden an dieser alten Hexe Rache nehmen.

Der Name gefällt mir, dachte sie lächelnd bei sich. Das ist eins meiner neuen Geheimnisse. Als alte Hexe habe ich sie vom ersten Augenblick an erkannt. Bei den wenigen Anlässen, wo wir uns begegneten, hat sie kaum mit mir geredet, und ich habe ihr immer mißfallen, egal, wieviel Mühe ich mir auch gab. Sie ist eine alte Hexe. Auch wenn sie erst siebenunddreißig ist. Sie ist für mich die Hexe Struan und wird es immer sein.

Angélique war achtzehn Jahre, sechs Monate und ein paar Tage

alt. Sie trat in die Halle der Struans unter dem miteinander verschlungenen Roten Löwen Schottlands und dem Grünen Drachen Chinas und stieg die große Treppe hinauf in ihre Suite. Dort verriegelte sie die Tür und legte sich dann glücklich zu Bett – um in aller Ruhe zu schlafen.

*Sieben Tage später traf Yoshi Sir William und die Gesandten in Kanagawa und besänftigte sie, zufrieden, daß Anjo erneut in seine Falle gegangen war und einen großen Knüppel benutzt hatte, der gar kein Knüppel war - wenn auch ebenso erstaunt, daß die Gai-Jin nach den Verheerungen nicht abgesegelt waren. Sein Trostpflaster für sie sollte ein Treffen mit dem Shōgun sein, sobald der Shōgun zurückkehrte.*

*Sir William fragte, wann das sein würde. Er antwortete, er werde das schnell arrangieren, über den Kopf des taikō hinweg, falls nötig, er ist so krank, der arme Mann, aber immer noch taikō. Inzwischen vertraue ich darauf, daß die Information, die ich für unsere möglichen zukünftigen Vereinbarungen brauche, bald fertig sein und mein Rat in Erwägung gezogen werden wird.*

*Unverzüglich wurde die H.M.S. Pearl mit einer offiziellen Aufforderung an Sanjiro nach Kagoshima geschickt, sich zu entschuldigen, Entschädigung zu zahlen und die Mörder auszuliefern oder zu identifizieren. Sanjiro lehnte dies als unverschämt ab. In der folgenden Woche segelte das Kampfgeschwader mit Sir William und seinen Leuten an Bord des Flaggschiffs ab - H.M.S. Euryalus, 55 Kanonen; Pearl, 21, Perseus, 21; Racehorse, 14; Havoc, Coquette und die Schaufelradkorvette Argus, 9 - und ankerte am Eingang der Bucht von Kagoshima, außer Reichweite der Küstenbatterien, die in vierzehn Forts zu beiden Seiten der Bucht geschützt untergebracht waren. Das Wetter schlug um und wurde schlecht.*

*Als die Bedingungen sich verschlechterten, schwankte Sanjiro. Vier Tage lang. In der Morgendämmerung des fünften Tages bei Regen und schwerem Sturm wurden drei Dampfer Satsumas, die vor der Stadt lagen, versenkt. Um die Mittagsstunde begannen alle Küstenbatterien zu feuern, und Admiral Ketterer gab den Befehl zum Kampf. In Kiellinie, das Flaggschiff voran,*

*dampfte die Flotte in die Bucht. Als sie in Reichweite der Forts kamen, feuerten die Schiffe Breitseite um Breitseite ab. Das Gegenfeuer war wesentlich schwerer als erwartet.*

*Eine Stunde nach Beginn der Schlacht schwenkte die Euryalus aus der Linie. Unbemerkt war sie zwischen ein Fort und ein Zielgebiet gesteuert worden, das die Küstengeschütze genauestens im Visier hatten, und ein Treffer hatte ihrem Captain und dem Commander auf der Brücke, die neben Ketterer und Sir William gestanden hatten, den Kopf abgerissen; ein Geschöß explodierte auf dem Deck, tötete weitere sieben Matrosen und verwundete einen Offizier. An ihrer Stelle übernahm die Pearl die Führung. Gegen Sonnenuntergang lief die Perseus auf Grund, doch die Pearl schleppte sie ohne Verluste frei.*

*Der Kampf dauerte bis Sonnenuntergang. Mehrere Forts waren beschädigt, viele Kanonen zerstört, einige Magazine in die Luft gegangen und Granaten auf Kagoshima abgefeuert worden. Schiffe waren nicht verloren, und die einzigen Toten waren jene an Bord des Flaggschiffes. In dieser Nacht brannte Kagoshima, wie Yokohama gebrannt hatte. Der Sturm wuchs.*

*In der Morgendämmerung – das schlechte Wetter hatte nicht nachgelassen – erhielten die Toten ihre Seebestattung, und die Wiederaufnahme der Kampfhandlungen wurde befohlen. Die Euryalus führte. Am Abend ankerte die Flotte erneut außer Reichweite, alle Schiffe waren intakt, die Stimmung gut, und sie hatten reichlich Munition in Reserve. Kagoshima wurde zerstört, die meisten Batterien beschädigt. In der Dämmerung bei Sturm und Regenböen befahl Ketterer gegen den Willen der meisten an Bord und Sir Williams Proteste die Rückkehr der Flotte nach Yokohama. Obwohl sie weit außerhalb ihrer Reichweite fuhr, feuerten ein paar Küstengeschütze noch immer.*

*Ketterer erklärte den Sieg. Die Stadt war niedergebrannt worden, Sanjiro gedemütigt, und, was das Wichtigste war, die Flotte war unversehrt – Ketterer behauptete, das Wetter habe seine Entscheidung nötig gemacht.*

*Als Ogama aus Chosbu in Kyōto hörte, daß Kagoshima zerstört war –*

*Sanjiro war angeblich getötet worden –, lancierte er einen nächtlichen Überraschungscoup, Deckname Roter Himmel, um die Kontrolle über die Tore zurückzugewinnen. Damit ging er in eine weitere von Yoshi gestellte Falle. Sofort schlossen sich Yodo von Tosa und alle am Zaun sitzenden Daimyos mit dem Shōgunat gegen Ogama zusammen. So wurde der Coup niedergeschlagen, Ogama gewaltsam aus Kyōto vertrieben und gezwungen, sich nach Shimonoseki und an seine Meerengen zurückzuziehen, um dort seine Wunden zu lecken und Rache zu schwören, vor allem seinem einstigen Verbündeten Yoshi. Und um sich auf den Krieg vorzubereiten.*

*Für Nippon war nichts gelöst. Und Sanjiro war auch nicht umgekommen – das war eine weitere von Yoshis Spionen verbreitete Desinformation. Aber das spielte keine Rolle. Yoshi wußte, er hatte einen riesigen Schritt zur Eroberung der Zukunft getan: Nun befand er sich im alleinigen, wenn auch gefährdeten Besitz der Tore, Ogama war verbannt, Kagoshima zerstört, Shōgun Nobusada kehrte ohne seine Prinzessin nach Edo zurück, überzeugt, Kyōto sei für seine Person nicht mehr sicher, die Shishi waren fast ausgelöscht, Anjo würde nicht mehr lange auf dieser Erde weilen – und die Gai-Jin waren vorerst gezähmt.*

*Ungefähr einen Monat später kamen jedoch Abgesandte Sanjiros aus Satsuma zu Sir William nach Yokohama und wollten Frieden schließen. Sanjiro räumte ein, im Unrecht zu sein, zahlte die Entschädigung, benannte die Mörder, schwor den Gai-Jin Freundschaft, machte das dekadente Shōgunat für alle Probleme verantwortlich und lud die Gai-Jin in seine wiederaufgebaute Stadt Kagoshima ein, um Handel zu treiben und über Modernisierung zu diskutieren. Unter anderem hieß es: »Herr Sanjiro möchte Sie davon unterrichten, daß Satsuma eine alte Seemacht ist und eine Marine haben sollte wie die Ihre. Er ist reich und kann in Gold, Silber oder Kohle bezahlen.«*

*Zu seinem Verdruß erfuhr Yoshi durch seinen Spion Inejin fast sofort von dem Angebot und war äußerst verärgert. Das war nicht geplant und niemals vorgesehen gewesen und veränderte das Gleichgewicht der Macht.*

*Macht nichts, dachte er bei Sonnenuntergang grimmig. Er war in seinen*

*Gemächern ganz oben in der Burg von Edo und blickte über die Stadt. Der Himmel hatte blutrote Streifen; hier und da erleuchteten Feuer die hereinbrechende Nacht. Macht nichts, die Götter spielen uns nur Streiche, wenn es denn Götter gibt. Das macht das Leben zu dem, was es ist. Vielleicht werde ich gewinnen, vielleicht nicht. Karma. Ich werde an das Vermächtnis denken. Und Geduld haben. Das ist genug.*

*Nein, niemals genug.*

*Er rief sich Koiko in all ihrer Schönheit bewußt ins Gedächtnis zurück, all die guten Zeiten, die sie gehabt hatten, und all das Lachen. Das machte ihn froh und beruhigte ihn, und der Gedanke an sie brachte ihn schließlich auf Meikin und ihren Todeswunsch: »Ein Bad und saubere Kleider, bitte.« Er lächelte, glücklich, daß er ihn gewährt hatte – wenn auch nur wegen ihrer guten Manieren.*

*»In diesem Leben«, murmelte er mit einem kleinen Lächeln, »in dieser Welt der Tränen braucht man Sinn für Humor, ne?«*